



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

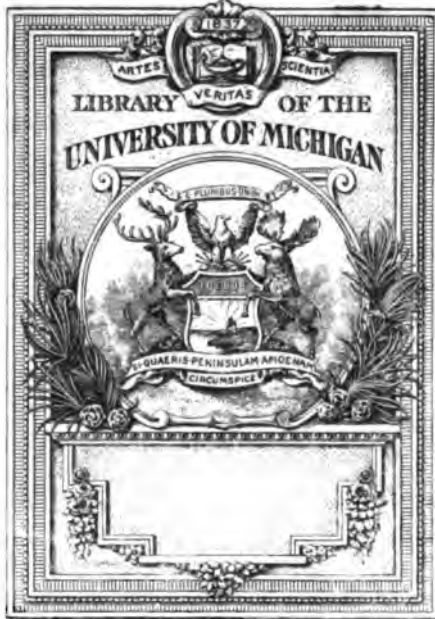
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

D 1,037,314



830.6
Pay

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Ein hundred und neunzehnter Band.

Januar bis März 1905.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1905.

Inhaltsverzeichnis

des

119. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Bernhard, L., Amerika im Orient	202
Bloch, E., Das deutsche Lied in weissem Gewand	17
Bonus, M., Besprechung von „Heftliche Blätter für Volkskunde“	168
— „ Besprechung von P. Herrmann, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus	169
— „ Zur Biologie des Märchens	240
— „ Besprechung von P. Ernst, Des Knaben Wunderhorn	345
— „ H. Stierling, Von Rosen ein Krenzelein	347
Bünger, M., Die Zukunft unserer Abiturienten	401
Coste, T., Besprechung von Karol I. von Rumänien, Nikopolis 1396—1877—1902	340
Daniels, E., Die russische Armee im Türkenkriege von 1877/78	297
Delbrück, S., Ein Reichsgerichts-Urteil über Nachdruck	348
Hinkelnburg, M., Strafe und Strafvollzug	162
— „ Berichtigung	341
Französische Stimmen über den Krieg von 1870 und dessen unmittelbare Folgen	429
Fuhrmann, M., Besprechung von Barbey d'Aurevilly, Eine alte Geliebte	169
— „ Besprechung von Göbberberg, Martin Bircks Jugend	170
— „ Besprechung von Dole, Der Mutterjohn-Gefinde	171
— „ Besprechung von Hallström, Ein geheimes Idyll und andere Novellen	173
— „ Besprechung von Beheim-Schwarzbach, Deutsche Volksreime	173
— „ Besprechung von Frost, Aus unseren vier Wänden	174
— „ Besprechung von Kabisch, Lore's Beruf	175
— „ Besprechung von M. v. Ebner-Eschenbach, Agave	532
— „ H. Raff, Die Braven und die Schlimmen	532
— „ A. Strindberg, Die Gottischen Zimmer	533
— „ G. Flaubert, Die Schule der Empfindsamkeit	534
— „ H. A. Krüger, Gottfried Kämpfer	535
— „ Th. G. Hall Caine, Der verlorene Sohn	536
— „ G. Falke, Der gestiefelte Kater	536
Goeßler, W., Die Ausgrabungen auf Kreta	452
v. Halle, E., Das Problem der Reichsfinanzreform	495
Harnad, M., Vom Großbetrieb der Wissenschaft	193
Jvien, M., Nordischer Naturalismus und seine Ueberwindung	75
Kjister, A., Besprechung von Cordenmann, Die hannoversche Armee und ihre Schicksale in und nach der Katastrophe von 1866	337
Krellwitz, G., Besprechung von Whitman, Grasshalme	176
— „ Theater-Korrespondenz	355

	Seite
Nieß, L., Besprechung von Theodor Mommsen, Reden und Aufsätze . . .	527
Rosenfranz, A., Prophetische Kaisererwartungen im ausgehenden Mittelalter	508
Runpe, H., Das deutsche Kranken-Versicherungs-Gesetz nach zwanzigjährigem Bestande . . .	97
Schacht, H., Besprechung von H. G. Heymann, Die gemischten Werke im Deutschen Großhiesengewerbe . . .	537
— „ — Bespr. von Die Organisation des Exports . . .	541
— „ — A. Neufeld, Die führenden National-Exportämter . . .	541
— „ — W. Kundt, Die Zukunft unseres Ueberseehandels . . .	541
Schmidt, F. J., Kant und die spekulative Mathematik . . .	379
Schröder, L., Besprechung von J. Bruns, Vorträge und Aufsätze . . .	525
— „ — Bespr. von W. Braune, Ueber die Einigung der deutschen Aussprache . . .	526
Schubring, P., Besprechung von M. Herzfeld, Leonardo da Vinci . . .	342
— „ — Besprechung von F. Schottmüller, Donatello . . .	344
Sulze, C., Kirchen-Mesorgel . . .	1
Wollmer, H., Paradiesvogel und Phoenix . . .	166
Wasserstraßenfreund, Schiffsabgaben . . .	40
v. Wenzel, Lebenserinnerungen des Generalleutnant Wilhelm von Wenzel II., III. . .	121
Wittichen, P., Machiavell und Antimachiavell . . .	480

Besprochene Werke.

	Seite
Barbey d'Aurevilly, Eine alte Geliebte . . .	169
Beer-Hofmann, H., Der Graf von Charolais . . .	356
Beheim-Schwarzbach, M., Deutsche Volksreime . . .	173
Braune, W., Ueber die Einigung der deutschen Aussprache . . .	526
Bruns, J., Vorträge und Aufsätze . . .	525
Cordemann, Die hannoverische Armee und ihre Schicksale in und nach der Katastrophe von 1866 . . .	337
Deutsche Export-Revue, Die Organisation des Exports . . .	541
Döje, J., Der Mutterjohn. — Ebelinde . . .	171
v. Ebner-Eschenbach, M., Agave . . .	532
Ernst, P., Des Knaben Wunderhorn . . .	345
Falle, G., Der gestiefelte Kater . . .	536
Flaubert, G., Die Schule der Empfindsamkeit . . .	534
Frost, L., Aus unseren vier Wänden . . .	174
Hall Caine, Th. S., Der verlorene Sohn . . .	536
Hallström, P., Ein geheimes Idyll und andere Novellen . . .	173
Herrmann, P., Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus . . .	169
— „ — Nordische Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung . . .	240
Herzfeld, M., Leonardo da Vinci . . .	342
Heftische Blätter für Volkskunde. Bd. I u. II . . .	168
Heymann, H. G., Die gemischten Werke im deutschen Großhiesengewerbe . . .	537
Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte . . .	241
Jbsen, H., Die Kronpräsidenten . . .	355
Kabisch, M. H., Lore's Beruf . . .	175
Karol I. von Rumänien, Nikopolis 1396—1877—1902 . . .	340
Klatt, Alters und Sterblichkeitsverhältnisse der preussischen Richter und Staatsanwälte . . .	403
Krennig, G., Die Entwicklung der rumänischen Armee . . .	341
Krüger, H. A., Gottfried Kämpfer . . .	535
Kundt, W., Die Zukunft unseres Ueberseehandels . . .	541
v. Lignitz, Aus drei Kriegen. 1866. 1870/71. 1877/78 . . .	297
Mommsen, Th., Reden und Aufsätze . . .	527
Neufeld, M., Die führenden National-Exportämter . . .	541

	Seite
Kaff, G., Die Braven und die Schlimmen	532
Nittershaus, M., Die Neuisländischen Volksmärchen	240
Schottmüller, F., Donatello	344
Soderberg, G., Martin Birck's Jugend	170
Stierling, H., Von Rosen ein Kreuzlein	345
Strindberg, M., Die Gotischen Zimmer	533
Thimme, M., Lied und Märe	241
Whitman, W., Grasshalme	176

Politische Korrespondenz.

	Seite
D., Regierung und Sozialdemokratie; innere Politik. Deutschland und England	182
Spektator: Russische Briefe I.	360
D., Russische Friedens- und Kriegs-Aussichten	365
— — Der Bergarbeiterstreit	370
* Aus Oesterreich	546
Spektator: Russische Briefe II.	551
D., Handelsverträge. Kanalbau. Bergarbeiterstreit. Rußland	559
Aufruf	571

Kirchen-Reform.

Von

Emil Enlze.

Als Antonelli, der Staatssekretär Pius IX., die Nachricht von dem Siege der preußischen Armeen bei Königgrätz erhielt, da rief er aus: die Welt geht unter. Er meinte seine Welt, das Reich des Papstes. Als aber dann das Deutsche Reich begründet war, da glaubten auch wir, was Karl V. für Jahrhunderte gehindert hatte, das werde nun erreicht, auch die innere Einheit unserer Nation werde begründet werden. Wir erwarteten das von dem mächtig erwachten Patriotismus des Volkes. Aber gar bald erkannten wir, daß diese Hoffnung uns getäuscht habe. Wie auch die Verhältnisse sich ändern mögen — das Alte weiß in den neuen Verhältnissen neue, vielleicht nur größere Macht als vorher zu gewinnen. In dem geeinten Reiche erwuchs die geeinte Macht der katholischen Partei. Der erste Kampf gegen sie war ohne Erfolg. Daran war in hohem Grade der Umstand schuld, daß neben die ultramontane eine andere, vielleicht noch mächtigere Partei trat, die revolutionäre, deren Führer, wenigstens im Anfang, nicht nur die bürgerliche Ordnung, sondern auch Religion und Kirche leidenschaftlich bekämpften. Von beiden Seiten bedrängt, ist das evangelische Christentum, die evangelische Kirche und zugleich unser ganzes Volk noch immer in der größten Gefahr. Die Arbeit der Reichsregierung ist gehemmt, wenn nicht eine mächtige Partei im Parlament ihre Pläne unterstützt. Da weder bei der einen noch bei der anderen der beiden genannten Parteien die Liebe zum Vaterlande mächtiger ist als die Selbstsucht der Partei, so kommt die Reichsregierung entweder nicht vorwärts, oder sie muß die Zustimmung des Reichstags dadurch erkaufen, daß sie Parteiwünsche erfüllt. Dem Leben der Nation bringt das immer neue Verluste. Ich sehe aber deshalb keineswegs hoffnungslos in die Zukunft. Die beiden feindlichen Parteien müssen

eben überwunden, unser Volk muß auch innerlich geeint werden. Und es wächst auch ein Volk mit seinen großen Zielen. Dabei kommt alles darauf an, daß wir, die wir keiner der feindlichen Parteien angehören, klar erkennen, was die letzte Quelle des Gegensatzes ist. Er geht, wie bekannt, durch alle Lebensgebiete hindurch. Ueber das wirtschaftliche und das politische habe ich nicht zu reden. Darüber steht mir kein sachmännisches Urteil zu. Ohnehin liegt der Grund des Kampfes tiefer. Er liegt sogar nicht im kirchlichen, selbst nicht im religiösen, sondern im sittlichen Lebensgebiete. Wird in ihm unsere Nation eins, dann ergibt sich die religiöse und die kirchliche Einheit, mindestens die Duldsamkeit in Religion und Kirche, ganz von selbst. Und die sozialen und politischen Parteien werden dann in gemeinsamer Liebe zum Vaterlande sich verständigen. Meine Absicht ist darzutun, daß durch eine Neubegründung des sittlichen Lebens, durch Vertiefung der sittlichen Anschauungen die Einheit unserer Nation zu begründen ist, daß durch sie Atheismus und Ultramontanismus zugleich überwunden werden können, und daß sie kommen wird, weil sie kommen muß. Das Entstehen des Deutschen Reiches trat ein, weil es eine geschichtliche Notwendigkeit geworden war. Nach meiner Ueberzeugung stehen wir auch jetzt vor einer solchen Notwendigkeit.

1. Der sittliche Fortschritt.

Im Kampfe mit Gegnern kommt alles darauf an, sie zu kennen und sie gerecht zu beurteilen. Ich wiederhole: im tiefsten Grunde ist es ein sittlicher Gegensatz, der die drei Richtungen im Leben des deutschen Volkes trennt. Im ganzen Verlauf der Geschichte hat es nur drei Formen der Sittlichkeit gegeben. Sie erwachsen von selbst aus der Natur und der Entwicklung des menschlichen Lebens. Schon der größte Denker unter den Aposteln, Paulus, hat sie klar erkannt. Er unterscheidet den natürlichen, den gesetzlichen und den geistlichen Menschen. Jeder Erzieher, jeder Vater kennt diesen Unterschied. So lange die Erziehung in das Leben eines Kindes noch nicht eingreift, so lange wächst es wie eine Blume empor, gut, so weit seine Natur gut, böse, so weit sie böse ist. Der Erzieher greift dann in das Leben des Kindes ein. Er fordert das Gute und verbietet das Böse. Durch Furcht und Hoffnung erzwingt er Gehorsam. Da regiert das Gesetz. Das Ziel ist dies, daß der Zögling, wie auch der Apostel bereits erkannt hat, durch das Gesetz dem Gesetz

abstirbt. Ist das erreicht, dann ist das Gute seine Freude. Es quillt aus seinem eigenen Willen hervor und entfaltet die Persönlichkeit des Jünglings von einer Herrlichkeit zur andern. Nun kann man von keiner Nation und von keiner Zeit sagen, daß in ihr nur die eine oder die andere dieser Formen der Sittlichkeit geherrscht hätte. Meist sind immer irgendwie alle drei gleichzeitig vorhanden; die eine aber hat die Vorherrschaft. So herrscht in den heidnischen Völkern die natürliche, es herrschte im Judentum die gesetzliche, das Christentum ist die geistliche, die vollkommene Sittlichkeit.

Merkwürdig ist, daß nach der Zeit Jesu und der Apostel auch das Christentum in diesen drei Stufen des Fortschritts sich entwickelt hat. Die griechische Kirche und ihre Nachfolgerin, die russische, verharren auf der untersten Stufe. Von einer eigentlichen Erziehung des Volkes ist bei ihnen wenig die Rede. Der Gottesdienst ist eine Art von Genuß, in dem angeblich das Heil der Seelen, das ewige Leben, mühelos angeeignet wird. Die römische Kirche hat diese Lebensform nicht abgestreift, sondern in ihren Sakramenten und in der Messe sie beibehalten. Aber sie hat ihr die zweite, die gesetzliche, hinzugefügt. Sie ist infolge davon von unendlich viel höherem Wert als die griechische Kirche. Ihr Herzschlag ist ernste sittliche Arbeit, wirkliche Erziehung der Nationen. Sie will nicht, daß die Menschen wie Traumwandler ihren Weg gehen. Sie will es nicht dem Zufall überlassen, ob ihre Natur, unterstützt von gottesdienstlichen Stimmungen, sie zu guten Menschen macht. Die römischen Priester halten nicht bloß Messe, sie spenden nicht bloß Sakramente: sie erziehen die Mitglieder der Gemeinden, aber so wie der Staat das Volk und der Vater das unmündige Kind. Der Staat gibt kein Gesetz; durch Strafen erzwingt er, daß es befolgt wird. Er weiß, daß dadurch die Bürger nicht gut werden, daß sie aber ihre Leidenschaften zügeln und den Frieden wahren, damit jeder seinem Berufe leben kann, und daß sie tun, was zur Erhaltung des Staates notwendig ist. Genügen die Gesetze nicht mehr, so werden sie umgewandelt. Ganz ähnlich verfährt, wie gesagt, der Vater mit dem unmündigen Kinde. Auf Schritt und Tritt schreibt er ihm vor, was es zu tun hat. Es gehorcht, weil es muß, bis die Zeit kommt, in der es will. Dann braucht es keinen Befehl, kein Gesetz mehr. Es handelt forthin mit klarer Einsicht, aber von selbst gut, weil sein Wille gut ist. Aber die Erziehung hört deshalb nicht auf, nur das Gesetz hört auf. Das Gute muß in jedem Augenblick in uns wachsen. Dies Wachstum wird, auch ohne Gesetz, befördert durch den Ver-

kehr mit anderen, die uns voraus sind. Sie haben uns nichts zu befehlen; aber der Eindruck ihrer Persönlichkeit erhebt uns über uns selbst. So werden Freunde, Eheleute gegenseitig ihre Erzieher. Auch die Erziehung der Eltern wird, sobald die Kinder gereift sind, die der Freunde durch Freunde. Die Erziehung ist demnach eine doppelte, die durch das Gesetz und die durch den Verkehr zwischen Person und Person.

Die römische Kirche kennt nur die durch das Gesetz. Sie spricht dies klar dadurch aus, daß sie sagt, der Priester werde durch sein Amt, durch das Salböl des Bischofs, nicht durch den Wert seiner Person, der Erzieher seiner Gemeindemitglieder. Er droht mit dem Strafgericht und er ermutigt durch den Hinweis auf den Lohn Gottes. Furcht und Hoffnung, auch Bußen und Kirchenstrafen sind die Mittel seiner Erziehung. Daß dabei die Menschen nicht zur Ruhe kommen, das ist offenbar; denn die Zahl der Gebote ist, wie unsere Lebensaufgaben, unüberschaubar. Wer kann wissen, ob er sie alle erfüllt, keins übertreten hat? Die gesetzliche Zeit ist demnach eine Zeit der Unruhe, der Gewissensangst. Der Mensch sieht stets über sich das Schwert des Richters.

Die Angst wird noch größer, wenn der Mensch weiß, daß er gefehlt hat. Er ist überzeugt, daß nun das Schwert ihn treffen muß. Natürlich muß er seine Sünde bereuen und eine neue nicht tun. Aber die begangene Sünde ist damit nicht aufgehoben. Das Gesetz ist verletzt; das fordert Strafe. Der Gesetzgeber ist gekränkt; diese Schuld fordert Sühne. Sind Schuld und Strafe nicht aufzuheben, so ist der Sünder trotz seiner Bekehrung doch verloren. Die römische Kirche hat hier Rat gewußt. Einer war unter uns ohne Schuld, Christus. Selbst schuldlos, hat er unsere Schuld gesühnt und unsere Strafe erduldet. Er konnte leiden, weil er Mensch war; leiden für uns, weil er zu uns gehörte. Er konnte die unendliche Schuld und Strafe auf sich nehmen, dem unendlichen Gott genugtun, weil er selbst Gott war. So hat er, der Gottmensch, sich ein „Verdienst“ erworben, das er für sich nicht bedurfte. Dies Gut hat er den Priestern anvertraut. Kommt ein bereuender Sünder zum Beichtstuhl, so teilt der Priester ihm aus dem Erbe des Gottmenschen mit, was notwendig ist, die Schuld und die Strafe der bereuenden Sünde zu tilgen. Das wiederholt sich bei jeder Sünde; es geht durch das ganze Leben hindurch. Daß auch der Mensch durch seine Tat die Rechtfertigung mehrern kann, kommt hier für uns nicht in Betracht. Die Hauptsache ist, daß der Sünder in seiner

Gewissensangst vom Priester den Gewissenstrost empfängt. Aber Frieden empfängt er offenbar nicht, weil die Rechnung und Gegenrechnung im ganzen Leben nicht aufhört; wir wissen, daß Luther dadurch zur Verzweiflung gebracht ward, bis er die ganze Rechenkunst der Priester durchbrach.

Er hat sie durchbrochen; er hätte sie abtun sollen; denn diese ganze Art der Erziehung, die Erziehung durch Gebote und durch Erweckung von Furcht und Hoffnung, ist nur eine menschliche Einrichtung, die der höchste Erzieher, der allmächtige, allgegenwärtige Gott, gar nicht bedarf. Der Vater erzieht, wie wir wissen, das unmündige Kind durch das Gesetz in der Absicht, das Gesetz entbehrlieh zu machen und sodann nur durch seine Person auf die Person des gereiften Kindes zu wirken. Ja, diese höhere Art der Erziehung war vom Anfang an mit der gesetzlichen verbunden. Der Vater weiß gar wohl, daß er durch Befehlen, Schrecken und Verheizen allein auch bei dem unmündigen Kinde gar nichts ausrichtet, wenn er nicht zugleich den Willen, die Person, des Kindes durch die höhere Macht seines Willens, seiner Person, umgestaltet. Auch die Gesetze des Staates sind vergeblich, wenn nicht ein Teil, der größte Teil, der Bürger freiwillig sie befolgt und ihre Erfüllung im Volke durchsetzt. Das Gesetz ist also nur ein Nothbehelf, in der Familie ein vorübergehender Nothbehelf, der menschlichen Erziehung, mit dem Gott gar nichts zu tun hat. Der allmächtige, allgegenwärtige Gott durchbringt in jedem Augenblicke jede Faser meines Wesens. Sein Wille ist Gesetz und Macht zugleich. Was aus mir wird, das hängt davon ab, wie ich mich zu ihm stelle. Werde ich eins mit ihm, dann befreit er mich von der Macht der Welt und meines Eigenwillens. In der Gemeinschaft mit Gott werde ich vollkommen, wie er selbst, mein Vater im Himmel, vollkommen ist. Der persönliche Gott entfaltet in mir die religiös-sittliche Persönlichkeit. Widersehe ich mich ihm, dann habe ich die Wahl, meinen Widerstand gegen den Allmächtigen fortzusetzen bis zu meinem Untergange, oder geeint mit ihm gerettet zu werden. Von meiner Entscheidung hängt es ab, ob mein Schöpfer, der Schöpfer der religiös-sittlichen Persönlichkeit in mir, mein Richter oder mein Erlöser ist. Man verleumdet diesen Gottesglauben, den wir Christo danken, wenn man sagt, er hebe das Gesetz auf. Er richtet es auf. Wenn der allmächtige Gott mein Gesetz ist, dann wird ganz anders der sittliche Ernst gewahrt, als wenn man ein in Worte und Buchstaben gefaßtes Gesetz an die Stelle setzt.

Und nur in diesem Falle weiß man, was Schuld und Strafe ist. Es ist im Grunde falsch, wenn man sagt: der Erzieher oder der Staat straft. Der Erzieher züchtigt, um neue Sünden zu hindern. Ist das erreicht, so hört die Züchtigung auf. Der Richter macht den Verbrecher unschädlich und er sichert das Ansehen und die Geltung des Gesetzes. Ist das erreicht, dann kann der König begnadigen. Gott straft wirklich; ich will vergelten, spricht der Herr. Im Kampfe mit dem allmächtigen Willen Gottes breche ich die Ordnungen, verwüste ich das Leben meiner Seele, vielleicht meiner ganzen Person. Die allmächtige Liebe wird durch meine Schuld mein Tod. Durch ein unabänderliches göttliches Muß übt der Sünder erbarmungslos Gericht an sich. Mittelbar ist Gott mein Richter, indem nach seiner Ordnung der Sünder sich selbst zerstört, Sünde Selbstmord ist. Auch damit begründen wir den sittlichen Ernst. Schuld und Strafe sind Verwüstungen der Seele, die vielleicht geheilt, nie erlassen werden können. Kein Erzieher, kein Richter darf den Unschuldigen für den Schuldigen leiden lassen. Gott, der einzige Vergelter, kann nie an dem Unschuldigen Vergeltung üben.

Die wahre Erziehung für Religion und Sittlichkeit ist nach dem allen die Wirkung von Person auf Person, vor allem die des persönlichen Gottes auf die Person des Menschen. Nur in ihr hat die Erziehung ihre Aufgabe und ihre Kraft. Es kommt darauf an, den inneren ewigen Menschen, das Abbild Gottes, in uns zu entfalten. Dies höchste Ziel erweckt die höchste Begeisterung und, wenn wir es nicht erreichten, den tiefsten Schmerz. Es begründet zugleich den Frieden der Seele. Im Ringen nach ihm ist uns zweifellos gewiß, was unsere Aufgabe ist und unsere Schuld, und daß der Allmächtige, der uns die höchste Aufgabe gestellt hat, in keinem Augenblick die verläßt, die ihrer Lösung ihr Leben geweiht haben.

Die niemals endende Gewissensangst, die durch die gesetzliche Erziehung, durch ihr zielloses Bruchstückwerk, in seiner Seele erweckt ward, brachte unseren Reformator der Verzweiflung nahe. Luther erkannte mit voller Klarheit: entweder gewährt es mir Gott, daß ich trotz meiner Sünde ein für allemal mit ihm eins werde, oder mein Untergang ist zweifellos gewiß. Gott gab ihm die Kraft, mit Paulus auf die allmächtige Erbarmung Gottes zu vertrauen. Noch aber war auch er gebunden an die Ueberlieferung der römischen Kirche, daß nur um des Opfers Jesu willen der gerechte Gott dem Sünder gnädig sein könne. Noch meinte er, wie auch seine religiöse

und sittliche Genialität frei mit den überlieferten Formeln umging, daß um des Verdienstes Christi willen dem reumütigen Sünder Schuld und Strafe erlassen werde. Durch den Richterspruch Gottes ist er von beiden frei. Nur so kann vom Verdienst des Menschen keine Rede sein. Nur so hat er Gott alles zu danken. Und wenn auch der Gerechtfertigte in einem neuen Leben wandelt, wenn er auch in der wahren Sittlichkeit ernster Berufstreue eine ganz andere Aufgabe hat als in der mönchischen Weltflucht und den wertlosen kirchlichen „guten Werken“ — so hat das doch nach Luther für das Wachstum des inneren Lebens keine Bedeutung. Das sittliche Leben des Geretteten dient nur dazu, Gott zu danken und den Brüdern zu dienen.

Und Luther hat recht: meine ganze sittliche Lebensarbeit begründet nicht das mindeste Verdienst. Mein Werk ist Gottes Werk durch mich. Daß es aber in mir nichts wirke, nicht notwendig sei für das Wachstum des wahren Lebens in meiner Seele — diese Behauptung geht zu weit; sie ist falsch. Der Mensch wird, was er tut. Ganz ebenso verhält sich's mit der Behauptung, daß der Richterspruch Gottes mir Schuld und Strafe abnehme. Schuld und Strafe sind die Todkrankheit meiner Seele. Sie kann im tiefsten Schmerz geheilt, nicht durch einen Richterspruch mir abgenommen werden. Ich fühne meine Schuld, indem ich mich selbst verurteile und Gottes Gericht in meiner Seele als vollkommen gerecht anerkenne. Dadurch erst werde ich im Grunde meines Willens mit Gott wirklich eins. Ich trage meine Strafe, indem ich, ringend nach der Verklärung in das Leben meines himmlischen Vaters, das unendliche Leid auf mich nehme, die Zerrüttung meiner Seele zu überwinden, die meine Sünde in mir gewirkt hat. Der Achtung, vielleicht der Liebe der Menschen beraubt, durch den Gedanken an sein eigenes Leben immer wieder in das tiefste Leid versetzt, bei allem Ringen nach sittlichem Fortschritt unablässig gequält durch den Schmerz der durch die Sünde geschlagenen Wunden — in diesem unsagbaren Unglück hat der Bekehrte keine Rettung als die: Berge mögen weichen und Hügel hinfallen, aber die allmächtige, ewige Gnade Gottes kann nicht hinfallen. Da vergeht ihm jeder Gedanke an ein eigenes Verdienst. Da lernt er Gott ganz anders danken, als wenn er mühelos von Schuld und Strafe befreit wird. Da wird der volle Ernst der Sittlichkeit begründet. Wenn unsere Kirche, die das Priestertum abtun wollte, die Lehre vom „Verdienste“ Christi, auf der doch das Priestertum und das Meßopfer ruhen, bestehen ließ, so sind daraus an sich kaum

sittliche Gefahren entstanden. Nur das muß man Kant zugeben: der Glaube an die allmächtige Gnade Gottes, der nicht weiß, wie sie in G o t t möglich ist, hat größere Kraft als der andere, der eine Erklärung dafür bedarf.

Wir, die wir über Luther hinausgegangen sind, denken nicht daran, einen seiner mächtigen, die neue Zeit begründenden Gedanken zu erschüttern. Wir stehen fest in seinem Glauben; aber wir streifen die Hüllen ab, die er noch nicht zu überwinden vermochte. Wir brechen ganz mit der gesellschaftlichen Erziehung der römischen Kirche, die in der Zeit der Unmündigkeit notwendig war. Wir überlassen sie der Familie, der Schule und dem Staat, von denen die beiden letzteren damals noch nicht waren, was sie jetzt sind. Abgesehen von der Stellung der Kirche zu den wirklich noch Unmündigen, lassen wir im religiösen und sittlichen Leben der Gemeinden nur die Erziehung der Person durch die Person gelten. Sie ganz in ihr volles Recht einzusetzen, alle Reste des Katholizismus abzustreifen — das nur ist unsere Aufgabe. Wir erkennen dankbar an, daß die Entfaltung der religiös-sittlichen Persönlichkeit in uns und unsere Erlösung durch Christus und seine Gemeinde v e r m i t t e l t ist; aber wir halten fest an der Gewißheit, daß die eine wie die andere u n = m i t t e l b a r durch Gott in uns gewirkt wird und doch in jeder Beziehung unser eigenes Werk ist. Das Kind muß in seiner Erziehung alles selbst tun, und doch dankt es alles dem Vater.

2. Der religiöse Gewinn.

Welchen Gewinn trägt diese Vollendung der großen Grundgedanken Luthers unserem religiösen und sittlichen Leben ein? Zunächst offenbar den, daß wir die Wahrheit des Wortes erkennen: in Gott leben, weben und sind wir. Die Augen werden uns aufgetan. Wir finden den wirklichen Gott im wirklichen Leben, wenn wir darauf achten lernen, daß er als Schöpfer, Richter und Erlöser unablässig in uns tätig ist. Die dem Katholizismus entstammte Lehre von der Dreieinigkeit Gottes führt zur Ermattung des Gottesglaubens. Dem Vater wird nur die natürliche Schöpfung, nicht die Schöpfung der religiös-sittlichen Persönlichkeit in uns zugeschrieben. Das Gericht ist ein in der Zukunft, die Erlösung ein in der Vergangenheit liegendes Werk des Gottmenschen. Der heilige Geist ist weder Gott selbst, noch der geheiligte Geist der Gemeinde. Was er ist, das ist nie zu voller Klarheit gebracht worden. Ebenso die Einheit der drei Personen. Dieser zersetzte Gottesbegriff wirkt nur dann nicht zersetzend auf den Gottesglauben, wenn es, wie im

Katholizismus, auf den Verkehr des Menschen mit Gott eigentlich gar nicht ankommt, weil der Priester an Gottes Statt steht.

Wie der wirkfame Gottesglaube, so wird auch der wahre Christusglaube erst dann gewonnen, wenn Luthers mächtige Glaubenserfahrung von den Nesten katholischer Anschauung befreit wird. Ist der eine persönliche Gott uns alles, unser Schöpfer, Richter und Erlöser, dann gewinnt die Person Jesu ihre volle Bedeutung für uns. Alles, was Gott für uns ist, das ist uns in Christus offenbart. Verklärt durch Gottes schöpferisches Leben, eint er uns mit Gott, wenn wir mit ihm in Gemeinschaft treten. Wir sehen in ihm das Gebot erfüllt: ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. In seinem Anblick geht darum das Gericht durch unsere Seelen, indem wir erkennen, wie weit wir noch davon entfernt sind, zu sein was er war. Und doch ermutigt er uns auch, weil er nach unserer Anschauung nicht ein Wesen von anderer Art ist als wir, sondern in derselben Weise das Ziel erreicht hat, in der auch wir es zu erreichen haben. Durch die Macht seiner Person hat er im entscheidenden Augenblicke der menschlichen Geschichte ihr den rechten Verlauf gesichert und die Existenz unseres Geschlechtes gerettet. Dadurch ist er für uns der Bürge dafür, daß unser Gottesglaube dann der rechte ist, wenn er der seine ist. Diese religiös-sittliche Wirkung Jesu in seiner Gemeinde ist von anderer, höherer Art als die des Christus der Konzilienbeschlüsse und der Messe, der im wesentlichen doch nur ein unpersönliches Lösegeld ist.

Wird so im Gottes- und Christusglauben mit dem Grundsatz der Persönlichkeit Ernst gemacht, dann endlich endet der das kirchliche Leben zersetzende Lehrkampf. Daß Christi, daß Gottes Leben in uns eine Gestalt gewinnt, das hängt von dem Eindruck der Person und der Gesinnung Jesu und von dem unmittelbaren Wirken Gottes in unseren Seelen ab. Das Leben, das darin uns dargeboten und dadurch in uns geschaffen wird, ist so reich und mächtig, daß menschliche Lehren es niemals erschöpfend darzustellen vermögen. Weiß man das, dann ringt man friedlich nach der Fortbildung der Lehre. Man verfeuert niemand, weil sein „Bekentnis“ unvollkommen ist. Das wichtigste Bekentnis ist das, das jeder tatsächlich durch die Gestaltung seines Lebens ablegt. Die heilige Schrift aber gewinnt erst dann ihre volle Bedeutung für uns, wenn wir sie nicht, wie der Katholizismus, als ein Gesetzbuch der „reinen Lehre“, sondern als einen Ersatz für den Verkehr mit den Propheten und Aposteln und mit Christus selbst betrachten. Ihre Personen, nicht ihre Worte

nur geben diese Boten Gottes in dem Buche der Bücher uns zu eigen.

Tritt nicht ein Gesetz und die „Genugtuung“ des Gottmenschen zwischen Gott und uns, wissen wir, daß der allmächtige Richter jede Faser unseres Wesens durchbringt, und daß von einem Erlaß unserer Schuld und Strafe nicht die Rede sein kann — dann nur wird der wahre sittliche Ernst und unsere Sehnsucht nach dem allmächtigen Erlöser in uns begründet. Wir wissen dann, daß wir nur e i n e Wahl haben: Kampf gegen Gott und Tod oder Gemeinschaft mit Gott und Leben. Hier erklärt sich das Entstehen und das mächtige Anwachsen des Atheismus in unserer Mitte ganz von selbst. Der Wüstling wird im Kampfe mit den Naturgesetzen zu Grunde gerichtet. Erhält man ihn in der Meinung, daß er nur gegen die Vorschriften des Arztes sündige, nur des Arztes Zorn erwecke und durch die Fürbitte der Seinen seine Vergebung empfangen werde — dann ist man am Untergange des Unglücklichen schuld. So hat die gesetzliche Erziehung an unserem Volke gesündigt. Sie ist nicht instande gewesen, die wirklichen Folgen der Sünde ihm vor Augen zu stellen. Das Gesetz und die Drohung mit einem zukünftigen Gericht erschreckten nicht mehr. Das gegenwärtige Gericht und der wirkliche Gott im wirklichen Leben ward dem Volke nicht zum Bewußtsein gebracht. Mußte es da nicht, als die Zeit der Unmündigkeit beendet war, dem Atheismus verfallen? In gewaltigen Revolutionen erkämpften die Völker die persönliche Freiheit. Die religiös-sittliche Persönlichkeit war durch die Kirchen nicht entfaltet; da mußte die natürliche, die revolutionäre, die atheistische Persönlichkeit Macht gewinnen.

3. Die notwendigsten kirchlichen Reformen.

Während Atheismus und Ultramontanismus unsere Kirche bedrohen, ringt in ihr die neue Richtung, die ich beschrieben habe, nach Geltung. Wie hat sich zu ihr die Kirche zu stellen? Sie hat die Pflicht, in geordneter Weise ihr das Recht friedlicher Entfaltung zu sichern. Zu Luthers Zeit haben die Fürsten die Gestaltung des kirchlichen Lebens in die Hand genommen. Sie handelten, mehr oder minder bewußt, nach folgenden Grundsätzen: „Der Staat genügt nicht zur Erziehung des Volkes. Er bedarf der Mitarbeit der Kirche. Die religiös-sittliche Erziehung der römischen Hierarchie, die gesetzliche, hat sich als unfähig erwiesen, Religion und Sittlichkeit im Volke zu erhalten. Wir führen daher Luthers kirchliche Reform ein.“ In

unserer Zeit ist der Staat, sind die vom Staat eingesetzten kirchlichen Behörden genau in derselben Lage. Die damals begründete Kirche hat für ihre Zeit bis zu einem gewissen Grade ihre Aufgabe gelöst. Daß sie jetzt ihre Aufgabe nicht mehr zu lösen vermag, das beweist die wachsende Macht des Atheismus und des Ultramontanismus und die immer lauter werdende Klage über sittlichen Rückgang. Hat nun der Staat ein Recht zu sagen: „Was wir damals getan haben, das tun wir jetzt nicht; unsere Kirche muß so bleiben, wie sie im 16. Jahrhundert geworden ist?“ Damit würde der Staat, was er zu Luthers Zeit getan hat, selbst als Unrecht verurteilen. Dürfte er damals den Fortschritt einfach durchführen, dann darf er jetzt ihn nicht hemmen. Gleichwohl sind in der Reaktionszeit, die nur zu schnell vergessen worden ist, Gedanken wie die folgenden zur Geltung gekommen: „Ihr mögt beweisen, wie ihr wollt, daß ihr von Luther gar nicht abgefallen seid, daß ihr nur sein Werk vollendet — uns geht das gar nichts an. Die Kirche bleibt, was sie im 16. Jahrhundert ward, auch wenn sie dann nach eurer Meinung unvollendet bleibt. Ihr beruft euch auf neue große Reformatoren, auf Lessing, Kant, Herder, Schleiermacher. Ihr sagt, daß sie an Einsicht selbst Luther, an religiöser und sittlicher Kraft Jakob Andrea, selbst Melanchthon weit übertroffen haben. Aber das ist alles ganz gleichgültig. Was Gott der Kirche Neues gibt, mag es noch so köstlich sein, wir verwerfen es; es muß alles bleiben, wie es ist. Das 16. und das 17. Jahrhundert muß im zwanzigsten wiederaufleben. Das Kirchenregiment ist verpflichtet, jede Landeskirche so zu erhalten, wie sie war und wie sie ist.“ Was sollen wir dazu sagen? Ich denke, daß das einfach dem den Kampf ankündigt, der der Herr der Geschichte ist. Sind die Reformatoren, die Gott uns von Lessing bis Schleiermacher gegeben hat, von der Kirche abzuweisen, dann auch Luther und Melanchthon, zuletzt selbst Paulus und Christus. Wohin kommen wir damit?

Dafür ist ja gesorgt, daß wir, die Anhänger des neuen Protestantismus, nicht aus dem Lande verwiesen werden, wie es früher geschah, oder gar hingerichtet wie einst Servet in Genf und der reformiert gesinnte Kanzler Krell in Dresden. Aber aus der Kirche könnten wir verwiesen werden. Ich bekenne offen: für u n s würde ich das in gewisser Beziehung nur wünschen. Wem es um seinen Glauben zu tun ist, der mag für ihn Opfer bringen. Die englischen Sekten haben das in reichem Maße getan. Sie übertreffen bereits an Zahl der Mitglieder und an Kraft des inneren Lebens die englische

Staatskirche. Finanziell liegen bei uns die Dinge jetzt so, daß dann, wenn wir aus den Landeskirchen ausgewiesen würden, die Landeskirchen in gar manchen Fällen größere Opfer zu tragen hätten als wir. Bei dem Fall Weingart trat das klar zu Tage. Traten aus der Mariengemeinde in Osnabrück die neun Zehntel aus, die dem entlassenen Pastor zustimmten, dann konnte die Gemeinde finanziell gar nicht mehr bestehen. Die neue Gemeinde hatte fürerst größere Opfer zu bringen als bisher. Aber wenn sie, wie es einer wahrhaft evangelischen Gemeinde zukommt, mit einem schlichten Betstuhl sich begnügte, dann waren die notwendigen Opfer wenig fühlbar. Und früher oder später fand sie doch Anschluß an die unierte Kirche.

Aber beide Teile haben die Pflicht, wenn irgend möglich, einen Bruch zu vermeiden. Die lutherische Kirche hat ihre Lebenskraft dadurch bewiesen, daß sie neue Richtungen nicht ausgeschlossen, sondern, was berechtigt an ihnen war, sich angeeignet hat. Sie hat durch den Pietismus, durch den Nationalismus, durch die geschichtliche Richtung des letzten halben Jahrhunderts gewonnen. Sie wird auch durch die Wiederaufnahme der Arbeit der letzten großen Reformatoren gewinnen und sich vertiefen. Darum keinen Bruch. Es wäre für die römische Kirche wie für die Reformation ein großes Glück gewesen, wenn im 16. Jahrhundert die alte Kirche Luthers Glaubensleben, seine ernste Sittlichkeit in sich aufgenommen hätte. Es stände jetzt anders um die katholischen Völker. Und in den evangelischen würden Religion und Sittlichkeit heute fester begründet sein, wenn die alte Kirche dem neuen Geiste ihre Macht und ihr Ansehen gegönnt hätte. Trennen sich die beiden Richtungen der Gegenwart, dann wird die neue viel Kraft, die der Seelsorge entzogen werden muß, auf die Sicherung ihres Bestehens zu verwenden haben. Die alte aber wird in Orthodoxie erstarren oder sich aufreiben. In jeder auf das Lehrgesetz gegründeten Gemeinde ist es noch immer so gewesen, daß keiner dem andern orthodox genug ist, bis jeder seine eigene allein unfehlbare Kirche ist.

Wie aber ist die Trennung zu vermeiden? Das ist sehr leicht, wenn man auf beiden Seiten seine Pflicht tut. Die neue Richtung ruht auf dem Gedanken, daß die Person, die freilich in Wort und Tat sich ausspricht, das rechte Gnadenmittel ist. Steht das fest, dann spende man in Wort und Tat das Leben, das Gott der Person gegeben hat. Man zanke nicht um Worte. Die Gemeinde ist zu erbauen, mit dem Geiste Gottes im Frieden zu durchdringen. Es

ist mir daher immer das Unerträglichste gewesen, wenn im Gottesdienst Prediger der neuen Richtung der Gemeinde nicht das neue Leben darboten, nach dem die Seelen sich sehnen, sondern die katholischen Ueberreste bekämpfen, von denen unsere Kirche noch nicht frei ist. Die dürrn Blätter, die der Herbst nicht verweht hat, fallen von selbst ab, wenn der Frühling neues Leben bringt. Also in der Kirche kein Kampf, niemals Kampf. Die aber, die keine Fortbildung der Ueberlieferung wollen, müssen lernen, daß am Menschen, auch am Prediger, die Hauptsache das ist, was er ist und durch seine Person wirkt. Es ist keine Willkür, kein Chaos auf unserer Seite, sondern eine klare, notwendige Fortbildung der Grundgedanken Luthers, die uns unerschütterlich fest stehen. Wer nun von uns beherrscht ist von Gott dem Vater, unserem Schöpfer, Richter und Erlöser und seiner Offenbarung in Christus und seiner Gemeinde, und wer dadurch die Herzen belebt und für Gott gewinnt — es ist ein Frevler, den der Gemeinde zu entreißen und einen der alten Richtung Angehörigen auch dann in ihr wirken zu lassen, wenn er vielleicht ein Egoist ist. Doch diese Frage ist nur in einer eingehenden Erörterung einigermaßen genügend zu beantworten. Ich muß mich hier mit dieser flüchtigen Andeutung begnügen.

Auf das Eindringlichste aber muß ich hervorheben: jedes Kirchenregiment hat dem theologischen Kampfe dadurch die Spitze abzubrechen, daß es durch die Verfassung der Kirche die Geistlichen zu ernster sittlicher Arbeit, also sie dazu zwingt, der Seelsorge sich mit aller Kraft anzunehmen. Ich bin über 40 Jahre im kirchlichen Amte tätig gewesen; aber nicht ein einziges Mal hat jemand untersucht, ob ich in Betreff der Seelsorge meine Pflicht erfüllte. Hätte ich einen nach meiner Ansicht veralteten Lehrsatz der Kirche in einer Predigt bekämpft, so würde es an Aufpassern, Angebern und Richtern nicht gefehlt haben; ob ich aber in der Hauptsache, in der Seelsorge, treu sei, darnach fragte niemand. Solche Zustände sind einfach unerhört. Ich bin übrigens aus meinem Amte mit dem bitteren Gefühle geschieden, daß ich eben in der angegebenen Hauptsache meine Pflicht nicht erfüllt hätte. Und auch daran war die Kirche nicht ohne Schuld. Ich nehme an, daß in einer Gemeinde drei Prediger wirken. Ist nun jeder für das religiös-sittliche Leben der ganzen Gemeinde verantwortlich, so kann er diese Verantwortung gar nicht tragen. Alle drei wirken planlos durcheinander; die der Hilfe am meisten bedürfen, werden vielleicht ganz vergessen. Diesem Unfug hat die

sächsische Landeskirche ein Ende gemacht. Sie hat die Gemeinden nach dem Grundsätze geordnet: so viel Geistliche so viel Bezirke für die Seelsorge; den Gemeindegliedern soll aber die freie Wahl nicht beschränkt werden. Aber dabei darf man nicht stehen bleiben. Die Seelsorge, die sittlich-religiöse Erziehung ist nach evangelischen Grundsätzen eine Wirkung von Person auf Person. Auch im Bezirk reicht daher die Person des einen Predigers nicht aus. Ohnehin fordert das allgemeine Priestertum, zu dem unsere Kirche sich bekennt, daß die Seelsorge das Werk aller an allen sei. Da sie nur in den Bezirken möglich ist, so muß, um sie in Tätigkeit zu erhalten, jede Bezirksgemeinde ihre von ihr selbst gewählte Vertretung haben. Nennen wir sie „Presbyterium“, so müssen wir sagen: wahres Gemeindeleben ist nur dann möglich, wenn es in jeder Gemeinde außer dem Kirchenvorstande so viel Presbyterien als Seelsorgebezirke gibt. Es ist also einfach Versäumnis der wichtigsten Pflicht, wenn ein Kirchenregiment nicht so bald als möglich die Seelsorge dadurch begründet, daß es Bezirkspresbyterien einsetzt und dann scharf darauf achtet, ob auch in der That jedem äußerlich oder innerlich bedrängten Gemeindegliede die mögliche Hilfe geleistet wird. Wo diese Arbeit besteht, da nur gibt es wahres Gemeindeleben. Die Gemeindeglieder schließen dann innig sich zusammen, Freud und Leid mit einander zu teilen. Es bildet sich ein „Gemeindegewissen“, das religiöse Leben wird eine Macht in der Bezirksgemeinde. Ist das erreicht, dann hört der Lehrzweigt ganz von selbst auf. Die Herrnhuter Brüdergemeinden haben das in der letzten Zeit unwiderleglich bewiesen. In ihnen hatten die Lehrer der künftigen Geistlichen der neuen theologischen Richtung sich zugewendet. In den Gemeinden erschrak man darüber. Bald aber beruhigte man sich. Die Gemeinden wußten, ihr religiöses Leben sei so stark, daß keine Theologie es zu erschüttern vermöge. Es werde die Theologie vor Zweifelsucht bewahren, durch eine geläuterte und vertieftete Theologie aber selbst geläutert und vertieft werden. Darauf also kommt es an, Gemeinden zu schaffen, die treu in der Seelsorge sind. Dann fallen theologische Entgleisungen junger Geistlichen von selbst weg. Die Geistlichen halten sich in ihrer kirchlichen Arbeit in der religiösen Sphäre; und die doktrinären Lehrprozesse hören auf, in denen gegenwärtig eine Theologie die andere durch Strafen zu überwinden sucht.

Dazu ist noch eine zweite Verfassungsänderung notwendig.

Wer ein Amt hat, der freut sich, wenn ein aufsehendes Auge auf die Gesamtheit schaut, in der er wirkt. Seine eigene Tätigkeit ist nur dann erfreulich, wenn der ganze Organismus in lebendiger Tätigkeit steht. Alle, die ein kirchliches Amt haben, Geistliche, Presbyter, Kirchenvorsteher — nehmen sie es ernst mit ihrer Arbeit, so wünschen sie, daß vom Mittelpunkt der Kirche aus, also vom Landeskonfistorium, die Arbeit in allen Gemeinden mit allem Nachdruck im Gange erhalten wird. Aber nicht ein einzelner, sondern ein *collegium* muß, trotz der Arbeitsteilung in seiner Mitte, die Aufsicht führen. Diese kirchliche Zentralgewalt hatte und hat meist in den lutherischen Landeskirchen nicht ihre volle Bedeutung. Die eigentlichen Aufseher, meist nur der Geistlichen, sind die Superintendenten. Diese Zerteilung der Geistlichen in Regenten und Regierte ist ein Verberb für unsere Kirche. Die Kirche gewinnt durch sie — man verzeihe den Ausdruck — den Anschein einer Polizeianstalt. Sie hindert die Charakterbildung im geistlichen Stande, also das, worauf nach evangelischen Grundsätzen alle Wirksamkeit in der Kirche ruht. Vor allem der geistliche Stand bedarf der Freiheit für die Charakterbildung. Die kann und darf natürlich nicht darin gesucht werden, daß jeder sich selbst überlassen bleibt. Die Geistlichen eines Kreises sollen unter der Leitung ihres Superintendenten als eine Genossenschaft sich zusammenschließen. Sie sollen auf die Ehre ihres Standes gemeinsam halten, auch auf ihre wissenschaftliche und praktische Fortbildung. Der Superintendent soll der Leiter, der Seelsorger der Genossenschaft sein. In ihren Zusammenkünften soll jeder unumwunden aussprechen, was sein Herz bewegt. Alle sollen von allen lernen und brüderlich zusammenhalten. Dann wird die ganze Genossenschaft, geachtet in ihrem Kreise, eine Macht von der rechten Art, eine religiös-sittliche Macht sein.

Darauf kommt alles an, daß die Kirche den Grundsatz anerkennt, nicht für gesetzliche, sondern für die Erziehung der Person durch die Person sei sie da. Gewinnt dieser Grundsatz die Macht, die ihm gebührt, dann wird eine Reform an Haupt und Gliedern eintreten. Ich aber habe hier kein ideales Zukunftsbild zu entwerfen, wohl aber die Reformen anzugeben, die zunächst unabweisbar sind. Der Grundsatz der Persönlichkeit nur bringt der Kirche den Frieden. Er macht dem zersetzenden Kampf zwischen „Orthodox“ und „Liberal“ ein für allemal ein Ende. Aber dieser Grundsatz, weil er ein

praktischer ist, kann nur durch praktische, durch organisatorische Umgestaltungen Macht gewinnen. Die notwendigsten sind diese zwei: Die Bezirksgemeinde eine Genossenschaft für gewissenhafte Seelsorge aller an allen, und die Geistlichen jedes Kreises gleichfalls eine Genossenschaft für denselben Zweck, für die Seelsorge aller an allen. Sind diese Organe zehn Jahre wirklich in Tätigkeit, dann wird das Bild einer Landeskirche ein anderes, wahrlich ein besseres, sein als jetzt. Dazu aber muß Hand angelegt werden. Die Angst vor Reformen, die tötende Ruhefestigkeit muß aufhören. Auch der Kirche gilt das Wort: wache auf, der du schläfst, so wird der Herr dich erwecken.

Das deutsche Lied in welschem Gewand.

Von

Eduard Blocher,

reformiertem Pfarrer in Sitten (Wallis, Schweiz).

Das französische Volk hat und kennt keinen Volksgefang. Während fünfzehn Deutsche, gleichviel woher sie stammen, aus Oesterreich, aus der Schweiz oder aus dem Reich, überall auf der Welt, wo sie zusammenkommen, einige allen bekannte Lieder werden singen können, gibt es nicht ein einziges Lied, das Franzosen ohne vorherige Uebung zusammen singen könnten (am allerwenigsten die Marseillaise), ja der Gedanke, zu singen, wird ihnen deshalb überhaupt nicht kommen. In den Schulen Frankreichs wird zwar auch Gesang gelehrt, aber nur Theorie (Notenlehre); Lieder übt man vielleicht einmal zu besonderen festlichen Anlässen ein, ein Liederbuch ist meistens gar nicht im Gebrauch. Gesangsvereine gibt es nur selten, etwa in großen Städten.

Anderz steht es damit in der französischen Schweiz. Hier hat sich seit fünfzig Jahren im Zusammenleben mit der deutschen Schweiz der Volksgefang eingebürgert. Allein es fehlte, als das Verständnis dafür wach wurde, an Liedern. Wohl hatte man die einheimische Chanson. Aber sie eignete sich weder für die Schule noch für den Chor. Denn die Chanson ist für den Einzelvortrag entstanden, die Melodie tritt zurück und ist darum auch meist von geringem Wert und wenig klangvoll, die Worte sind die Hauptsache und gipfeln zudem oft in einer Spitze von zweifelhafter moralischer Wirkung. Die Chanson ist kein Lied, sondern ein musikalisches Geplauder. Andererseits haben die großen Lyriker Frankreichs keine Lieder gedichtet. Man kann Duzende von französischen Liederbüchern durchblättern, ohne einen einzigen Text zu finden, der von einem bekannten französischen Dichter herrührt.

Man war daher für den aus der deutschen Schweiz kommenden Volksgefang auf die Lieder des deutschen Landsmanns angewiesen. Man entlehnte vor allem die deutschen Melodien, sowohl die sogenannten Volksweisen unbekannter Tonsetzer als die Schöpfungen bekannter deutscher Meister, wie Mendelssohn, Schumann, Silcher, Abt, Nägeli. Die weit verbreiteten Liederfassungen von Heim wurden förmlich ausgeplündert, was nur irgend in der deutschen Schweiz allgemein beliebt und verbreitet war, wurde herübergenommen. Dabei wollte man aber zuweilen mit der Singweise auch das deutsche Lied selber haben und begnügte sich nicht mit irgend einem französischen Text, sondern übersetzte die deutschen Worte. Inzwischen wurde nun auch in der französischen Schweiz selbst manches hübsche Lied gedichtet und komponiert; auch entdeckte man aus früherer Zeit manchen bisher verborgenen Schatz. Aber die neuesten Liederbücher beweisen, daß man noch weit davon entfernt ist, selbständig zu werden. Auch heute noch behaupten die übersetzten Lieder ihren Platz und gehören zum festen Bestandteil aller gebräuchlichen Liederbücher, und die deutschen Melodien sind sozusagen in allen zahlreicher als die einheimischen.

So weit es sich nur um deutsche Melodien handelt, nach denen man irgend einen französischen Text singt, haben wir es da freilich zunächst mit einer Erscheinung aus der Geschichte der Musik zu tun, aber von deutschen Liedern in welschem Gewand kann man auch hier reden, weil die französischen Texte ihre Entstehung doch nur dem Wunsche verdanken, eine deutsche Singweise zu verwerten und einzubürgern. Ein französisches Lied, das zu der Melodie *Steh ich in finst'rer Mitternacht* oder zu *Ach wie ist's möglich* dann gedichtet worden ist, darf man in diesem Sinn ein deutsches Lied nennen. Wo aber zur deutschen Melodie auch ein aus dem Deutschen übersetzter Text gesungen wird, da ist diese Bezeichnung selbstverständlich am Platze. Von solchen Uebersetzungen beliebter Lieder sind mir an hundert bekannt.

Das Verhältnis des deutschen Anteils an dem Liederchatz der französischen Schweizer mag im folgenden an acht Liederbüchern nachgewiesen werden, die aus verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Verfassern und von verschiedenen Orten der französischen Schweiz herrühren.

Le Chansonnier des Zofingiens, das Kommerzsbuch der französischen Zweigvereine der großen Studentenverbindung Zofingia, zuerst 1866 als ganz kleine Liederammlung entstanden, enthält in

der mir vorliegenden sechsten Auflage vom Jahr 1894 im ganzen 98 Nummern. Unter den 74 französischen Nummern finden sich bloß 19 mit deutschen Melodien und nur 10 aus dem Deutschen übersehte Lieder, was sich dadurch erklärt, daß ein Anhang von 24 deutschen Studentenliedern mit deutschem Text beigelegt ist. Es ist gewiß ein Zeichen von gutem Geschmack, wenn man in den Kreisen der welschen Studentenschaft vorgezogen hat, deutsche Lieder auch deutsch zu singen, statt sie durch Uebersetzungen zu verwässern. Die Auswahl der französischen Lieder dieses Büchleins beweist ebenfalls Geschick und Geschmack. Es sind meist sehr wohlklingende Lieder und zum Teil wahre Perlen fröhlicher Jugendlust und echten Gefühls.

Dieselbe Studentenverbindung hatte schon 1853 ein Liederbuch für Männerchöre herausgegeben, das seither bedeutend angewachsen ist und von Gesangsvereinen noch heute viel gebraucht wird. Ich benutze davon die siebente Auflage vom Jahr 1884. Es enthielt damals 106 Nummern, wovon 27 aus dem Deutschen übersehte Lieder (25,4 v. H.); die Zahl der deutschen Melodien beträgt 76, also 71,6 v. H. Hier haben wir also ein französisches Liederbuch mit fast drei Vierteln deutscher Melodien und über einem Viertel aus dem Deutschen übersehter Lieder.

Nun einige Schulbücher. L'Ecole musicale wurde in den Schulen des Kantons Waadt von 1876 bis 1903 als amtlich eingeführtes Lehrmittel gebraucht. Die beiden Teile enthalten zusammen 186 Lieder, worunter 36 Uebersetzungen (19,3 v. H.) und im ganzen 127 deutsche Melodien (68,2 v. H.). Voriges Jahr wurde diese Sammlung abgelöst durch einen von Combe und Bilet zusammengestellten Recueil de Chant. Hier finde ich bei 144 Liedern (63,6 v. H.) deutsche Melodie und bei 51 Liedern übersehten Text (22,7 v. H.).

Ein anderer Recueil de Chant ist seit 1900 im Gebrauch in den französischen Schulen der beiden katholischen Kantone Freiburg und Wallis. Auch hier sind die Melodien mehr als zur Hälfte deutsch (74 von 136, also 54,4 v. H.) und nicht weniger als 40 Lieder (29,4 v. H.) sind Uebersetzungen.

Für gemischten Chor ist die Sammlung von Kurz, Répertoire musical, dritter Band (4. Auflage, Genf u. Neuenburg ohne Jahreszahl). Sie enthält 160 Lieder, davon 103 mit deutschen Melodien (64,3 v. H.) und 18 mit übersehtem Text (11,2 v. H.). Hier sind also die Uebersetzungen nicht sehr zahlreich; es erklärt sich das aus der großen Zahl religiöser Gesänge, die das Buch enthält.

Ganz anderer Art ist der *Recueil de Chant pour la Suisse romande* von Kling, zweiter Band (4. Auflage 1883 Coppet bei Genf). Die große Zahl der Opernmelodien verrät den französischen Geschmack des Herausgebers, aber 24 von den 80 Liedern, also volle 30 v. H., sind aus dem Deutschen übersetzt und 55 Melodien (68,7 v. H.) deutscher Herkunft.

Das jetzt freilich nicht mehr allgemein gebrauchte Liederbuch der christlichen Jünglingsvereine (*Chants pour les Unions chrétiennes*, 3. Auflage 1887, Lausanne) enthält einen Anhang von 31 weltlichen Liedern, worunter 20 mit deutschen Melodien und 10 Uebersetzungen.

Unter deutschen Melodien verstehe ich dabei nur solche, die zu einem deutschen Text erfunden und zuerst von Deutschen gesungen worden sind. Wollte man auch die von deutschen Musiklehrern und Kapellmeistern in der französischen Schweiz zu französischen Liedertexten komponierten dazu rechnen, so würde die Zahl der deutschen Melodien in den besprochenen Liederbüchern noch bedeutend höher sein.

Die Uebersetzer unserer deutschen Lieder halten es merkwürdigerweise meist nicht für nötig, anzudeuten, daß die Worte nicht von ihnen verfaßt, sondern nur übersetzt seien. Zuweilen ist kein Dichter angegeben, oder der Uebersetzer setzt schüchtern die Anfangsbuchstaben seines Namens unter das Lied, meist aber steht breit-spurig sein Name da, als wäre er der Dichter. Es mag ja nun freilich bei sehr freien Uebersetzungen und bloßen Nachahmungen nicht immer leicht sein, zu entscheiden, wer als Verfasser genannt werden soll. Auch wäre es verlegend, wenn Goethes Name unter dem faden Nachwerk eines französischen Stümpers stände. In solchen Fällen mag es angehn, keinen Namen zu nennen; noch besser aber wäre eine Anmerkung wie *traduit* oder *d'après l'allemand* angebracht. Natürlich ist auch von der französischen Volksschule nicht zu verlangen, daß sie den Schülern über Heine oder über die Entstehung der Wacht am Rhein Auskunft erteile. Aber eine selbstverständliche Ehrlichkeit und der gewöhnlichste schriftstellerische Anstand verbieten es denn doch, unter Uhlands guten Kameraden und Goethes Haidenröslein einen fremden Namen zu setzen. Wenn im Vorwort der Sammlung von Combe und Pilet von Textverbesserungen die Rede ist, ohne daß auch nur angedeutet wäre, daß es sich um verbesserte Uebersetzungen handelt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Herausgeber absichtlich dem Geständnis aus dem Weg gehen, von deutschen Dichtern etwas

empfangen zu haben. Auch bei den vielen namenlosen Volksweisen dürfte von einem im übrigen mit Sorgfalt verfaßten und ausgestatteten Schulbuch verlangt werden, daß sie nicht bloß als *melodies populaires* bezeichnet wären, sondern als deutsche Weisen, wie ja auch unsre deutschen Liederbücher gewissenhaft die Herkunft jeder fremden Singweise angeben.

Was wird nun aus unsern deutschen Liedern wenn sie ins Französische übersetzt werden? Natürlich geht ihnen viel von ihrem besten und feinsten Gehalt verloren. Lyrik wird bei jeder Uebersetzung viel einbüßen, weil da die Worte nicht nur einen Sinn haben, sondern einen Gefühlswert. Vollends wird das unvermeidlich sein, wenn man aus dem Deutschen ins Französische übersetzt, d. h. aus der reichen und innig dichterischen Sprache eines für sentimental und mystisch angelegt geltenden in die klare und scharf formulierende eines durch und durch rationalistischen Volkes.

Am wenigsten büßen durch die Uebersetzung die vaterländischen Lieder ein, weil eben ihr Wert an sich meist gering ist und sich die ewig wiederkehrenden blauen Seen und grünen Weiden, das Hirtenglück und das Herdengeläute, wie der stereotype Ruhm der Schweizer Freiheit und Tapferkeit in ihrer Rede ebenso gut französisch wie deutsch wiedergeben lassen. Die meisten Vaterlandslieder haben ja etwas Erkünsteltes und Fades, sofern sie nicht, wie die Marseillaise, die Rheinlieder von 1840 und die Kriegslieder von 1813 Gelegenheitsdichtungen sind.

Das volkstümlichste und bei weitem beste vaterländische Schweizerlied in französischer Sprache ist deshalb noch immer das Lied, das der Genfer Amiel im Jahr 1856 dichtete und komponierte, als wegen der früheren Grafschaft Neuenburg ein Krieg mit Preußen auszubrechen drohte:

Roulez, tambours! pour couvrir la frontière,
 Aux bords du Rhin guidez-nous au combat!
 Battez gaîment une marche guerrière!
 Dans nos cantons, chaque enfant naît soldat.
 C'est le grand cœur qui fait les braves;
 La Suisse, même aux premiers jours,
 Fit des héros, jamais d'esclaves:
 Roulez tambours, roulez tambours!

Sonnez, clairons! le grand fleuve en son ombre
 De nos bivouacs a réfléchi les feux.
 Dans nos foyers, sans doute, en la nuit sombre,
 Au ciel pour nous ont monté bien des vœux.

Oui, nous veillons sur toi, patrie!
 Remparts vivants, nous te couvrons;
 Dieu voit qui veille, entend qui prie,
 Sonnez clairs, sonnez clairs!

Flottez drapeaux! Étendards héroïques,
 Où nos ayeux ont inscrit maint beau nom;
 Astres de gloire, au ciel des républiques:
 Sempach, Nâfels, et Saint-Jacque et Grandson!
 Sous vos couleurs, saintes bannières,
 Ont combattu tous nos héros;
 Les fils seront dignes des pères:
 Flottez drapeaux, flottez drapeaux!

Kein einziges der aus dem Deutschen übersehten Vaterlandslieder erreicht an Frische und kriegerischer Wirkung dieses kleine Meisterwerk, dessen Schöpfer jetzt in Genf ein Denkmal erhalten soll.

Unser beliebtestes vaterländisches Lied, das Sempacherlied von Bockhard (es findet sich in Schauenburgs Allgemeinem deutschem Kommersbuch), wird auch französisch gesungen, und zwar in zwei Uebersetzungen. Allein der altväterische Gesang, der von der Schlacht bei Sempach und vom Tod Winkelrieds erzählt, wie andere vom Prinzen Eugenius oder von den Preußen vor Prag, war zum Uebersetzen zu schwerfällig und ist deshalb durch verkürzte Uebersetzungen wiedergegeben, die mit ziemlich schwachen Betrachtungen durchwirkt sind.

Weniger hat die Uebersetzung dem sogenannten Schweizerpsalm von Widmer geschadet, dessen aus der Aufklärungszeit stammende, rein betrachtende und dabei einfache Worte sich leicht übertragen ließen. Die erste Strophe: Trittst im Morgenrot daher, seh ich dich im Strahlenmeer, dich, du Hoherhabener, Herrlicher! Wenn der Alpen Firn sich rötet, betet, freie Schweizer, betet! Eure fromme Seele ahnt Gott im hehren Vaterland — wird in folgender Weise gesungen:

Sur nos monts, quand le soleil
 Annonce un brillant réveil,
 Et prédit d'un plus beau jour
 Le retour,
 Les beautés de la patrie
 Parlent à l'âme attendrie:
 Au ciel montent plus joyeux,
 Les accents d'un coeur pieux.

Man wird sowohl vom deutschen Text wie von der Uebersetzung sagen müssen, daß sie bei ihrem geringen dichterischen Wert erst

durch die Komposition des Vaters Alberic Zwyssig dem Schweizer teuer werden konnten.

Das wertloseste unserer Vaterlandslieder aber ist die sogenannte Nationalhymne, auch insofern das unnationalste was sich denken läßt, als wir sie nach der bekannten Melodie der englischen Königshymne von Carey singen, die mit den Worten Heil dir im Siegerfranz (ein Meisterwerk deutscher Dichtung kann auch dieses Lied nicht genannt werden) zur deutschen Nationalhymne geworden ist — eine Art Zukunftshymne für die Vereinigten Staaten von Europa.

Kufft du, mein Vaterland, sieh uns mit Herz und Hand all dir geweiht. Heil dir, Helvetia! Hast noch der Söhne ja, wie sie Sankt Jakob sah, freudvoll zum Streit. — Daran war wirklich nicht viel zu verderben, und die folgenden Strophen sind noch bedenklicher. Die Uebersetzung lautet:

O monts indépendants,
 Répétez nos accents,
 Nos libres chants!
 A toi, patrie,
 Suisse chérie,
 Le sang, la vie
 De tes enfants.

Man scheint von dieser Uebersetzung nicht befriedigt gewesen zu sein, denn es besteht noch eine zweite, die das Liederbuch von Combe und Pilet neben der ersten, bekannteren gibt:

Patrie, à ton appel,
 A ton cri solennel,
 Tout Suisse accourt.
 A toi nos coeurs, nos bras,
 S'il nous faut aux combats
 Marcher d'un même pas
 En ton amour.

Das Zofinger Liederbuch enthält auch den italienischen Text.

Aber auch aus Deutschland herüber hat sich der welsche Schweizer Vaterlandslieder geholt.

Quel est au loin ce bruit qui, vague et sourd,
 Des monts descend avec l'aurore?
 Rien. C'est le vent qui souffle au point du jour:
 Tout dort au camp; le silence à l'entour.
 La sentinelle écoute encore;
 Mais l'écho puissant répète aux rochers:
 Tremblez, Anglais! car voici les bergers.

Das war Lützows wilde verwegene Jagd! Theodor Körner würde es wohl kaum glauben. Doch weist darauf hin nicht nur die bekannte Melodie von Weber, sondern die ganze Anlage der Dichtung und mehr als eine Einzelheit. Aber was ist aus Körners Lied geworden! An Stelle von Lützows Jägern hellebardenbewehrte Hirten, statt der fränkischen Schergen Engländer, und von den Schlachtfeldern bei Leipzig und Waterloo sehen wir uns nach Buttisholz im Kanton Luzern versetzt, wo einst eine Kauferei stattgefunden hat, über die nicht jeder Schweizer Auskunft zu geben vermöchte. Ich gestehe, daß eine solche Verkleinerung meine Ehrfurcht vor dem geschichtlich großen verletzt, und ich kann in derartigen Umdichtungen nichts anderes erblicken als eine Geschmacksverirrung.

Auch Körners tief ernstes Gebet während der Schlacht ist übersetzt:

Mon Dieu! je crie à toi!
 L'airain mugit, la vapeur m'environne,
 La flamme vole et tout mon sang bouillonne
 Dieu des batailles! je crie à toi!
 O Père, conduis-moi!

Diese Uebersetzung ist ja nicht schlecht zu nennen; immerhin ist das „siedende Blut“ ein fremder Zug. Der deutsche Dichter stellt über sich selbst keine Betrachtungen an, der Schlachtenlärm wirkt mächtig auf seine Seele, aber alle seine Gedanken sind in diesem Augenblick bei Gott.

Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt, wenn es stets zu Schutz und Truze brüderlich zusammenhält, singt Hoffmann von Fallersleben, und die österreichische Kaiserhymne von Haydn hat die Melodie dazu hergegeben, die auch den Franzosen vertraut ist, denn die Nachkommen der Hugenotten singen nach ihr eins ihrer beliebtesten Kirchenlieder, das der Schweizer Theologe Binet gedichtet hat:

Dans l'abîme de misères
 Où j'expirais loin de toi,
 Ta bonté, Dieu de mes pères,
 Descendit jusques à moi.
 Tu parlas: mes yeux s'ouvrirent;
 A mes regards éperdus
 Tes secrets se découvrirent;
 J'étais mort, et je vécus.

Aus Deutschland, Deutschland aber macht der Schweizer Heimat, Heimat über alles, und die Anpassung ist nicht sehr glücklich, denn

von der Heimat ist nicht recht einzusehn, weshalb sie brüderlich zusammenhalten soll, und in einer vielgebrauchten schweizerischen Liederammlung heißt es oberflächlich genug von der Heimat: wenn es stets usw. Unsere welschen Landsleute aber ließen sich das Lied nicht entgehen. Es ist freilich nur gleichsam von ferne nachgeahmt, aber doch so, daß die Absicht, dem deutschen Liede zu folgen, unverkennbar ist:

Nous t'aimons, noble patrie!
 Notre monde est dans ton sein;
 Dans nos coeurs ta voix chérie
 Ne vibra jamais en vain;
 Ta bannière nous rallie,
 Ton pouvoir est souverain!
 Nous t'aimons etc.

Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang finden sich freilich im französischen Liede nicht wieder, aber „blüh im Glanze dieses Glückes“ ruft auch der welsche Sänger seinem Vaterland in der zweiten Strophe zu, wobei allerdings das Glück „loin des alarmes“ einen philisterhaft idyllischen Zug bekommen hat:

Nous voulons sécher tes larmes,
 Couronner ton front vainqueur;
 Ah! fleuris loin des alarmes,
 Dans ta force et ton bonheur!
 Pour toi seule sont nos armes,
 Notre bras et notre coeur!
 Nous voulons etc.

Nach einer Melodie von Rägeli wird das deutsche Vaterlandslied von Leonhard Wächter gesungen: Kennt ihr das Land, so wunderschön in seiner Eichen grünem Kranz? Das Land, wo auf den sanften Höhen die Traube reift im Sonnenglanz? Das schöne Land ist uns bekannt, es ist das deutsche Vaterland. Darnach ist zu derselben Melodie und mit derselben, seit Wilhelm Meister so oft als Liedanfang verwendeten Frage beginnend, das französische Lied entstanden:

Sais-tu quelle est la terre
 Aux monts neigeux, aux grands glaciers;
 Le sol où Dieu le Père
 Fait croître vignes et lauriers?
 O Suisse noble et chère,
 Mon coeur te nomme volontiers.

An Kraft hat auch dieses Lied durch die Uebersetzung eingebüßt. Statt „das gute Land, wo Lieb und Treu den Schmerz des Erden-

lebens stillt“, heißt es in der zweiten Strophe schwächlich und nach „sozialer Tätigkeit“ schmeckend: où la pitié tempère les peines de l'adversité, und für das Land vom Truge frei, wo noch das Wort des Mannes gilt, hat der französische Dichter nichts zu bieten, als die Krämertugend der probité.

L'appel a retenti soudain,
Comme un coup de tonnerre;
Des bords du Rhône aux bords du Rhin
S'élève un cri de guerre,
O mon pays, ne tremble pas,
Libres et forts s'élancent tes soldats!

Da haben wir die Wacht am Rhein und an der Rhone! Es ist derselbe Frevel, der an Lühows wider verwegener Jagd begangen worden ist. Ein Lied, das mit so ganz bestimmten und bekannten geschichtlichen Ereignissen verknüpft ist, will man übersetzen und auf fremdem Boden einbürgern! Schneckenburgers Wacht am Rhein ist und bleibt auf alle Zeiten das Lied der deutschen Sieger vom Jahr 1870, und es ist eine Geschmacklosigkeit, sie zu einem französischen Lied machen zu wollen. Wenn wir deutschen Schweizer nach 1870 das Lied auch gesungen und dabei aus dem deutschen einen freien Rhein gemacht haben, so mag man uns das zugute halten, das Lied ist bekanntlich im Kanton Bern gedichtet worden, und wir hatten, wenn wir es sangen, stets das Bewußtsein, das deutsche Lied von 1870 zu singen; ins Französische übersetzt, hat es schlechterdings keinen Sinn mehr trotz den entsprechenden „Verbesserungen“ des Textes.

Aber der Rhein hat es uns nun einmal allen angetan. In demselben Jahre 1840, als Frankreich seine Hand nach dem deutschen Strom ausstreckte und Schneckenburger seinen Ruf wie Donnerhall brausen ließ, erschallte auch Beckers Lied: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gier'ge Raben, sich heißer darnach schrein. Alfred de Musset antwortete spottend: Nous l'avons eu votre Rhin allemand und erinnerte an Dinge, die den Deutschen peinlich sein mußten. Heute, nachdem nun das deutsche Schwert den Streit endgültig entschieden hat, können wir seinem Gedichte ruhig eine rein literarische Beurteilung angedeihen lassen. Aus Beckers gierigen Raben macht Musset Krähen und fragt mit Anspielung auf den Wiener Kongreß:

Combien, au jour de la curée,
Étiez-vous de corbeaux contre l'aigle expirant?

Weniger bekannt wird jedoch sein, daß auch die Schweiz an diesem Sängerkrieg teilnahm. Jules Bun dichtete *Le Rhin suisse* und spielte darin deutlich auf Becker und Musset an:

Son flot n'est point le serf du Franc ni du Germain;
A la Suisse le Rhin, comme à Rome le Tibre:
Il est à nous le Rhin.

Im ganzen sind Buns Strophen nicht ohne dichterische Wirkung. Aber hier zeigt es sich, welche eine unnatürliche Verbindung eingegangen wird, wenn man echt französische Verse nach echt deutscher Melodie singen will. Einige Strophen des Gedichtes von Bun finden sich mit der Singweise von Stunz „Auf ihr Brüder, laßt uns wallen“ in den Liederbüchern, und sogleich verlieren sie ihre ganze Anmut. Unsere deutschen Melodien sind meist zu wuchtig für französische Texte, und diese werden, wenn sie einigen dichterischen Flug haben, völlig von der deutschen Musik erdrückt.

Eine Perle unter den Schweizerliedern ist Gottfried Kellers tief empfundene und durch Wilhelm Baumgartners Komposition jedem Schweizer lieb gewordene Dichtung *An mein Heimatland*, die all den trivialen Singsang, des unsere vaterländischen Lieder-sammlungen voll sind, weit hinter sich zurückläßt. Hier spricht ein Dichter. Um das Lied auch dem welschen Schweizer darzubieten, hätt' es freilich auch wieder eines Dichters zum Uebersetzen bedurft. Aber keine der beiden Uebersetzungen, die sich in den französischen Liederbüchern finden, ist dem deutschen Lied auch nur von ferne ebenbürtig. Kellers unvergleichliche zweite Strophe: Als ich, arm doch froh, fremdes Land durchstrich, Königsglanz mit deinen Bergen maß, wie war da der Bettler stolz auf dich! Als ich fern dir war, o Helvetia, sagte manchmal mich ein tiefes Leid. Doch wie lehrte schnell es sich in Freud, wenn ich einen deiner Söhne sah! — finden wir bei Combe und Bilet nur andeutungsweise wieder-gegeben:

Terre des aïeux, terre des aïeux!
Sur ton sol, oh! qu'on se trouve heureux!
Loin de toi, le coeur malade
A ton ciel demande guérison;
Terre des aïeux, terre des aïeux!
Loin de toi, bien sombre est l'horizon;
Le plaisir même est bien fade
Pour l'absent banni sous d'autres cieux,
Loin du pays, loin du pays, de ses aïeux

während im Zofingerlieberbuch wenigstens der Versuch einer wirklichen Uebersetzung vorliegt:

Lorsque, loin de toi, j'errais exilé,
 Qu'humble et pauvre, au milieu des palais,
 J'allais triste et rêvant des chalets,
 Par ton souvenir j'étais troublé.
 Mais quand tu revins, moment du retour,
 Quand, mon oeil, là-bas à l'horizon,
 De mes pères revit la maison,
 Et le vieux clocher, oh! quel beau jour!

Kellers dritte Strophe: O mein Heimatland, all mein Gut und Hab, wenn dereinst mein letztes Stündlein kommt, ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt, nicht versage mir ein stilles Grab. Werf ich ab von mir dies mein Staubgewand, beten will ich dann zu Gott dem Herrn: Lasse leuchten deinen schönsten Stern nieder auf mein irdisch Vaterland — wird von dem einen Uebersetzer sogar ganz fallen gelassen, offenbar im richtigen Gefühl seiner Unfähigkeit. Und wie jämmerlich sind die Herrlichkeiten der fremden Residenzstadt (wir werden an den grünen Heinrich in München denken müssen) zusammengeschrumpft zu irgend welchen nichts sagenden „palais“! Die Berge sind gar nicht genannt, die an ihre Stelle tretenden chalets haben mit dem Liebe Kellers nichts mehr zu schaffen, denn dieser denkt nicht an ein Bergdörflein mit Holzhäuschen, sondern an ein stolzes Zürcherdorf mit der Aussicht auf die ferne Alpenkette.

Etwas weniger Unglück als Keller hatte Uhland mit seinen welschen Uebersetzern.

Ce jour est au Seigneur!
 Ce jour est au Seigneur!
 Tout fait silence, et du matin
 La cloche seule tinte au loin.
 Doux son qui rend rêveur!
 Ému je joins les mains:
 O sainte ivresse, ô doux émoi!
 Je crois entendre autour de moi
 Chanter les séraphins.
 Ce jour est au Seigneur!

Daran ist wenigstens der Anfang gut, und das Ganze könnte als ein anmutiges Gedicht gelten, wenn dann nicht in der Folge auch wieder die langweiligen, aber wie es scheint nirgends zu entbehrenden chalets eingeschwärzt wären.

Im Kommerzbuch der Zofinger steht nach dem deutschen Lied von der Wirtin Lächterlein auch eine französische Uebersetzung, bescheiden **Mme. M.** unterzeichnet. Das Lied, in dem Uhland besser als irgendwo den echten Volkston getroffen hat, ist um seiner einfachen erzählenden Art willen gerade zur Uebersetzung ins Französische wohl geeignet, und man kann nicht sagen, daß die Uebersetzung mißlungen sei. Der Anfang

Ils sont trois qui suivent — Le vieux pont du Rhin;
A l'auberge arrivent — Les trois pèlerins

ist sogar trefflich zu nennen. Freilich weiterhin

Vierge inanimée — Pourquoi m'as-tu fui?
Je t'aurais aimée — Peut-être aujourd'hui

ist ein schlechter Ersatz für des ersten Burschen Rede: Ach lebstest du noch, du schöne Maid, ich würde dich lieben von dieser Zeit. Außerdem will die bekannte deutsche Melodie schlecht dazu passen. Auch das also ist, mag auch die Uebersetzung angehen, ein verunglückter Versuch, das deutsche Lied in welsches Gewand zu kleiden.

J'avais un camarade,
Le meilleur d'ici-bas.
Le tambour nous rassemble,
Nous avançons ensemble
Marchant du même pas
(Andere Lesart: Le tambour de bataille
Roule, de même taille,
Nous marchions même pas.)

Vient un boulet rapide,
Est-ce pour moi, pour toi?
Sur lui tombe la foudre,
Il roule dans la poudre
Comme un lambeau de moi.

Il tend sa main mourante,
Nous allions faire feu:
„Autre devoir m'appelle!
Dans la vie éternelle,
Au revoir frère, adieu!“

Das ist rechtschaffen übersetzt, wozu sich freilich der gute Kamerad wegen seiner schlichten Sprache eignete.

Als Gegenstück dazu kann Hauffs Reiterlied gelten: Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod. Davon gibt es

zwei französische Nachahmungen. Die eine, ein sehr schwaches Geisteserzeugnis, beginnt

Viens aurore, belle aurore,
Luire au brave qui t'implore.
Viens blanchir de tes purs rayons
Nos drapeaux que nous déployons;
Viens aurore, belle aurore.

Die andere, von Amiel, ist ein vorzüglich gelungener Versuch, aus einem ganz deutschen ein echt französisches Lied zu machen. Wenn man Amiels Strophen liest, ohne an Hauffs Lied zu denken, so wird man fühlen, daß sie von einem wirklichen Dichter herrühren.

Bats tambour! Bats tambour!
C'est pour moi le dernier jour.
Entendez-vous la trompette?
Camarade, c'est ma fête:
Adieu, vieux, et demi-tour!

Cuirassier, cuirassier!
C'est fâcheux pour ton acier!
Aujourd'hui luit comme foudre,
Demain, rouillé dans la poudre:
Pauvre gars qu'un cavalier!

Au combat, au combat!
Sans soucis et sans débat!
Lorsque parle la patrie,
Sans regret donnant sa vie,
On succombe en bon soldat.

Es ist freilich nicht mehr Hauffs Lied. Die deutsche Gottesfurcht und der Anflug von deutscher Sentimentalität, wodurch es so beliebt geworden ist, denn unser Volk liebt das Sentimentale, sind verloren gegangen und haben dem gallischen Soldatenhumor Platz gemacht.

Gänzlich verunglückt ist Heines Lorelei, und zwar zweimal. In der Ecole musicale findet sich unter der Aufschrift L'esprit de vertige eine Nachahmung, die ich kaum wagen würde, mit Heines Gedicht in irgend welche Beziehung zu setzen, wenn nicht dem Titel in Klammern Lorelei beigelegt wäre und das Lied nach der bekannten Melodie gesungen würde. Es ist eine Warnung vor dem Schwindelgeist, le sombre esprit d'erreur, der auf den Bergen den Unvorsichtigen ins Verderben führt. Offenbar war die Absicht, den Gedanken der Lorelei schweizerischen Verhältnissen anzupassen.

Verbreiteter ist jedoch ein anderer Text, der eine wirkliche Uebersetzung sein will.

D'un lourd et lugubre nuage
 Mon coeur se sent couvrir;
 Un conte qu'ouit mon jeune âge
 Ce soir me fait souffrir;
 Dans l'ombre qui fraîche s'avance
 Le Rhin murmure encor;
 Au ciel une cime s'élançe,
 Brillant de pourpre et d'or.

Là-haut une femme est assise,
 Au flanc du mont herbeux;
 Sa robe étincelle et la brise
 Caresse ses cheveux;
 Sa taille se peint ravissante
 Sur l'ombre du rocher;
 Sa voix est sauvage et puissante:
 N'écoute pas, nocher!

Voguant sur sa barque légère,
 Le batelier l'entend:
 L'effroi le saisit et l'atterre
 La barque va flottant
 Et tombe bientôt dans l'abîme,
 Perdant le beau nocher
 Le gouffre engloutit ta victime,
 O fille du rocher!

Arme Jungfrau! Ihr Haar hat die goldne Farbe verloren, der Kamm ist ihren Händen entfallen, und statt der wunderfamen, gewaltigen Melodei fingt oder sagt sie, man erfährt nicht was, mit einer *voix sauvage et puissante*. Damit ist denn auch der Zauber hin, der Schiffer im kleinen Schiffe hat keinerlei Anlaß, in die Höh zu schauen, und man weiß nicht recht, weshalb er nur in die Tiefe stürzt. Das ist Pflucherei. Seine ist daran unschuldig, Bernhard Zandrini, der italienische Uebersetzer des Buches der Lieder, hat bewiesen, daß die Lorelei nicht unübersetzbar ist, wenn sich ein echter Dichter daran macht. Man vergleiche

Siede lassù miranda
 D'ogni fanciulla il fior;
 Lampi dal serto manda,
 Si pettina il crin d'or.
 Con pettin d'or lo pettina
 E canta una canzon:
 Onnipotente, magico
 Della canzone è il suon.

Zug für Zug ist das Original wiedergegeben, und wie zierlich! Selbst der Rhythmus der deutschen Nibelungenverse klingt vernünftig durch.

Auch Goethes Haidenröslein hat bei der Uebersetzung seinen Reiz eingebüßt.

Belle rose au fond d'un bois
Fleurissait seulette;
Jeune enfant au frais minois.
La trouvant tout à son choix,
Lui dit: Ma fleurette,
Viens, pourquoi dans ces lieux froids
Fleurir en cachette?

Ah! permets de te cueillir,
Ma belle églantine!
Sot enfant! de me saisir
Ne remplis pas ton désir;
Gare à mon épine!
Libre au bois je veux fleurir,
Fraîche et purpurine.

Mais à ce méchant enfant
Pour ni rien impose:
C'est en vain qu'en le piquant
La fleur lutte et se défend,
A tout il s'expose,
Et rompt d'un air triomphant
Pauvre et faible rose.

Der ausnahmsweise nicht genannte Uebersetzer stand offenbar dem Lied Goethes völlig verständnislos gegenüber. Der Knabe, der übrigens recht méchant ist, wird nicht vom Liebreiz des Rösleins angezogen, es nah zu sehn, und hübsch verständig (im Französischen ist man ja immer verständig) gibt er Gründe an: viens, pourquoi dans ces lieux froids fleurir en cachette?

Schillers mehr opernhafte als volkstümliche Schützenlied aus dem Tell verlor natürlich bei der Uebersetzung weniger.

Dès l'aube argentine
L'agile chasseur,
Par les monts chemine,
Armé, plein d'ardeur.

Il a pour empire
Les rochers déserts;
C'est là qu'il respire
Libre roi des airs.

Il a tout l'espace
Que son arme atteint,
Et pour noble chasse
Aigle et bouquetin.

Auch sein Lied an die Freude findet sich in einer Liedersammlung mit der Singweise, die Schauenburgs deutsches Kommerzbuch gibt. Es scheint indessen nicht viel gesungen zu werden.

Beau trésor que Dieu m'envoie,
Étincelle au doux reflet;
Quand tu viens, ô noble joie,
Mon bonheur est au complet.
N'est-tu pas la messagère
Qui chez nous ramène enfin
Cette paix qui nous est chère
Et qui rend le coeur serein?
Si le monde nous divise,
Tu nous dis: ô mes amis,
A jamais soyez unis.
Qu'elle est belle, ta devise!

Dagegen ist sehr beliebt, überall gesungen und in allen Liederbüchern zu finden:

Vierge douce et fière,
Noble liberté!
Tends ta main si chère
A l'humanité!
Sous ta grande égide
Couvre l'univers,
Par ton bras rigide
Brise tous les fers!

womit ein äußerst fruchtbarer Uebersetzer, derselbe, der die französische Lorelei auf dem Gewissen hat, Schenkendorffs Freiheit, die ich meine, seinen Landsleuten mundgerecht macht.

Mit Geibels kein Tröpflein mehr im Becher kommen wir an die Studentenlieder.

Pas de vin dans ma gourde,
D'argent plus de couleur;
Ah! que la vie est lourde
Pour le pauvre buveur.
Je sens ma douleur croître
Et voudrais, de chagrin,
M'enfermer dans un cloître,
L'on y boit du bon vin.

! So weit geht es an, wiewohl la vie lourde auf einer Ver-
wechslung von schwer = difficile mit schwer = lourd beruhen wird
und überhaupt sprachlich ansechtbar ist. Aber die zweite Strophe schon
bleibt weiter hinter dem deutschen Liede zurück, und wir sehen auch

hier wieder den Uebersetzer umsonst die Schwingen regen, um auf die Höhe des Fluges deutscher Lieberdichtung zu gelangen:

Ah! Dieu, que de poussière
Recouvre mon habit,
Et pas une chaumière,
Pour y passer la nuit!
Mon auberge est la route
Et mon toit l'air du ciel;
Se peut-il que j'y goûte
Un instant de sommeil?

Das Zofinger-Kommerzbuch enthält noch drei weitere über-
setzte Studentenlieder, nämlich: Brüder, lagert euch im Kreise,
Bemooster Bursche zieh ich aus und Ça ça geschmauset. Von
diesem führe ich hier als Merkwürdigkeit eine Strophe an, die ein
Zeugnis dafür ist, daß unsere welschen Studenten das Kneipen,
den Bierkomment und den Universitätsalkoholismus von den deut-
schen Studiengenossen übernommen haben:

Au buveur triste — Que l'on dise: Ganze distiert!
Et s'il résiste: — Rekommandiert! Edite etc.

Gustav Schwabs Bemooster Bursche paßte mit seiner lustigen
Melodie sehr gut für französische Gemüter, ist deshalb beliebt ge-
worden und wird viel gesungen:

Le temps n'est plus à la folie, adieu!
Depuis trop longtemps j'étudie, adieu!
Il faut retourner au pays,
Faut nous quitter, mes bons amis,
Adieu, adieu, adieu!
O jeunesse, ô jour du ciel bleu!

und die letzte Strophe:

Allons, amis! Je perds courage, adieu!
Venez jusqu'au prochain village, adieu!
Là, tous ensemble, un peu plus tard,
Nous boirons le coup du départ.
Adieu etc.

Nun seien noch einige Volks- und Kinderlieder erwähnt, an
die sich kein berühmter Dichtername knüpft. Die muntere Melodie
von Rücken zum Rekrutenlied Wer will unter die Soldaten mußte
dem französischen Geschmack zusagen. Das Kommerzbuch enthält

eine Uebersetzung, die nichts weniger als genau ist, dafür aber ansprechend und launig:

Qui veut être un militaire,
Doit avoir un bon fusil,
Chassepot ou Vetterli,*)
Et remplir sa cartouchière
De bonbons pour l'ennemi.
En avant, conscrits, au pas,
Le sergent vous montrera
Le prix de cette arme-là
Dans les mains d'un bon soldat.
En avant conscrits, au pas,
Le sergent vous montrera
Comment il faut manoeuvrer cette arme-là,
Pour combattre et pour vaincre en soldat.

Ein anderer Uebersetzer hat das deutsche Lied ernst genommen und einen gar feierlichen Kriegsgefang daraus gemacht, zu dem nur die Singweise nicht mehr paßt.

Un soldat part pour la guerre,
Le front haut, le coeur serein;
Des aïeux, sous sa bannière,
Il veut suivre le chemin
Le chemin est glorieux
Nous serons victorieux.
En avant! Vaillants soldats,
Nos coeurs ne frémissent pas
Le chemin — — —
Nous serons — — —!
Combattons, soldats, toujours en vrais guerriers
Pour l'honneur de nos libres foyers!

Fuchs, du hast — den Hahn gestohlen:

Renard, tu viens de me prendre
Mon coq si gentil;
Vite, vite il faut le rendre,
Ou gare au fusil!

Es war wirklich nicht nötig, so etwas zu übersetzen, denn es fehlt im Französischen nicht an ganz reizenden Kinderliedern, die viel mehr Wert haben. Man erweist weder der schweizerischen Volksschule noch der Kinderwelt einen Dienst durch die Einführung dergleichen Uebersetzungen.

*) Vetterligewehr hieß das erste schweizerische Repetiergewehr.

Kommt a Bogerl geflogen:

Eh! qui vois-je paraître?
 C'est l'oiseau messenger!
 Il apporte une lettre
 A l'enfant étranger.

A ma chère famille
 Va porter tous mes vœux:
 O colombe gentille
 Je te fais mes adieux.

Er bringt aber, wie man sieht, nicht vom Dirndl einen Gruß, sondern tröstliche Familiennachrichten und ist überhaupt zu Schulzwecken abgerichtet. So mag das Liedchen nun für eine heimweggeplagte Waadtländer „bonne“ in Amsterdam oder Dresden vorzüglich passen.

Mit derselben Sorgfalt ausgemerzt sind die Mädchen samt den Städtchen in den folgenden Strophen, die nach Silchers bekannter Melodie gesungen werden und die Verstümmelung eines der hübschesten deutschen Volkslieder darstellen.

Aujourd'hui sous la bannière
 Accourons joyeux soldats:
 La patrie à la frontière
 A besoin de tous nos bras.

Au bonheur de nos demeures
 Adressons de courts adieux:
 O ma mère! si tu pleures,
 Cache, cache-moi tes yeux usw.

Die deutschen Mädchen sind überhaupt im französischen Gesang nicht zu brauchen. Hier liegt eine Verschiedenheit der Sitten, Gebräuche und Anschauungen vor, die eine Uebersetzung oft geradezu unmöglich macht. Der harmlose Verkehr zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechtes ist in Frankreich so wenig Sitte, daß die Sprache gar nicht die Mittel besitzt, um solche Dinge zu besingen. Arsène Darmesteter macht in seinem Buch über *La vie des mots* darauf aufmerksam, daß die Wörter *garce* und *fille*, die einst Mädchen bedeuteten, einen anrühigen Sinn bekommen haben und unbrauchbar geworden sind, so daß es heute an einem Wort für Mädchen einfach fehlt und man genötigt ist, Ausdrücke wie *une jeune fille* und *une jeune personne* zu bilden, die in manchen Fällen ungenau sind. Für die Dichtung, insbesondere die lyrische,

sind sie geradezu nicht verwendbar. Der französische Schweizer aber hat seine Sprache und seinen Wortschatz aus Frankreich.

Ich gehe hier nicht näher ein auf das Kirchenlied der Reformierten französischer Zunge, das seine Geschichte für sich hat. Deutsche Melodien sind auch hier neben anderen zahlreich. Uebersetzungen dagegen finden sich selten, was sich aus der Natur des geistlichen Liedes von selbst erklärt. Immerhin gibt es einige, und sie sind nicht unbeliebt. Luthers feste Burg ist unter der Bezeichnung *le choral de Luther* zu einer Art Reformationshymne geworden und wird von allen französischen Reformierten hochgehalten. Es gibt mehr als eine Uebersetzung, oder vielmehr die eine Uebersetzung (von Lutteroth) ist mehrfach abgeändert worden.

C'est un rempart que notre Dieu,
 Une invincible armure,
 Notre délivrance en tout lieu,
 Notre défense sûre.
 L'ennemi contre nous
 Redouble de courroux;
 Vaine colère!
 Que pourrait l'adversaire?
 L'Eternel détourne ses coups.

Zeile zwei bis vier bieten folgende abweichende Lesart:

Si l'on nous fait injure,
 Son bras puissant nous tiendra lieu
 Et de fort et d'armure,

die entschieden vorzuziehen ist.

Aus den besprochenen Beispielen gewinnt man das Ergebnis, daß vom ästhetischen Standpunkt betrachtet die französische Nachahmung deutscher Lieder im ganzen eine höchst unerfreuliche Erscheinung ist. Zumal für ein deutsches Ohr klingen diese übersehten Lieder, sobald sie gesungen werden, fast alle widerwärtig; auch da, wo der Text zu keinen Einwendungen Anlaß gibt, paßt doch meist die deutsche Singweise schlecht dazu, und dasselbe gilt von vielen französischen Liedern, die nicht überseht sind, sondern nur zu einer deutschen Melodie gesungen werden. Es ist zu hoffen, daß der Gesang in der französischen Schweiz bald volkstümlich genug werde, um einheimische Dichter und Komponisten in den Stand zu setzen, Eigenes, aus der eigenen Volkskraft geschöpftes und dem eigenen Genius entsprossenes zu schaffen. Der Erfolg,

den Jaques-Dalcroze mit seinen zahlreichen Chansons romandes seit einigen Jahren erzielt hat, berechtigt in dieser Hinsicht zu den besten Hoffnungen.

Rehrreich und merkwürdig ist indessen immerhin diese Uebersetzung des deutschen Liedes auf fremdes Gebiet. Wir haben hier eine Welle jener Flut deutschen Lebens, die sich seit fünfzig Jahren über das mittlere Europa ergießt. Während im achtzehnten Jahrhundert Frankreich gab und Deutschland empfing, wirkt jetzt Deutschland nach allen Seiten hin befruchtend, wobei unter Deutschland freilich nicht das Reich allein zu verstehen ist, sondern alles was deutsch Land genannt werden kann, d. h. das ganze zusammenhangende deutsche Sprachgebiet. Die deutsche Schweiz vermittelt der französischen eine solche Fülle deutschen Kulturlebens, daß man diese jetzt mit ebenso viel Recht zum deutschen Kulturbereich wird rechnen können wie zum romanischen.

Die Ausbreitung der deutschen Sprache dagegen und dessen, was man Deutschtum zu nennen pflegt, wird durch die Uebersetzung des deutschen Liedes ins französische Sprachgebiet nicht gefördert; vielmehr fragt es sich, ob nicht das Gegenteil der Fall ist. Denn je mehr der in ein fremdes Sprachgebiet auswandernde Deutsche dort deutsche Sitten wiederfindet, desto leichter wird es ihm, sich der fremden Sprache anzupassen. Wäre der Gegensatz zwischen der deutschen und der welschen Schweiz wirklich einschneidend, so würden unsere in den französischen Landesteil ausgewanderten deutschen Landsleute das Bedürfnis empfinden, sich zur Pflege deutschschweizerischen Lebens zusammenzuschließen. Gerade der Gesang, der ein Bedürfnis der meisten deutschen Schweizer ist, dient überall sehr dazu, die Liebe zur deutschen Art zu erhalten, und in der französischen Schweiz sind deutsche Männerchöre die einzigen Vereine, die — übrigens ohne jeden sprachpolitischen oder nationalen Hintergrund, ja ohne das ausgesprochene Gefühl des Gegensatzes zu welscher Art — zur Erhaltung deutschen Wesens unter den deutschschweizerischen Einwanderern beitragen. Dadurch nun, daß die deutschen Lieder in welsches Gewand gekleidet und französische Gesangsvereine gebildet werden, wird dem Deutschtum diese Waffe aus der Hand genommen. Dasselbe gilt auf dem Gebiete der Erziehung. Das deutsche Lied ist für Eltern, die in ihren Kindern Liebe zur deutschen Sprache erwecken möchten, ein wichtiges Bildungsmittel, das sich sehr früh schon darbietet und während der ganzen Jugendzeit gebrauchen läßt. Durch die Aneignung der ansprechen-

den deutschen Lieder entwaffnet aber die französische Schule die deutsche Erziehung, die im Elternhaus gegeben wird.

Auch für die Geschichte der Schweiz hat die Einbürgerung des deutschen Liedes jenseits der Sprachgrenze ihre Bedeutung, und zwar keine geringe. Sie wirkt mit bei der Anpassung der romanischen Schweiz an den größeren, deutschen Landesteil. Langsam, aber unaufhörlich bewegt sich die innere Geschichte der Schweiz seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, besonders aber in dessen zweiter Hälfte, in der Richtung einer Ausgleichung der Gegensätze zwischen den einzelnen Kantonen, die noch vor hundert Jahren jeder sein eigenes Leben führten, zwischen den Hauptmittelpunkten schweizerischen Lebens, den Städten, und dann auch zwischen den germanischen und romanischen Landesteilen. Die sich allmählich vollziehende politische Vereinheitlichung, der regere und schnellere Verkehr, besonders aber die massenhafte Wanderung der deutschen Schweizer nach den welschen Kantonen, arbeiten unablässig an dieser Ausgleichung. Es gibt schon jetzt eine gemeinschweizerische Kultur, und zwar trägt sie im großen ganzen germanisches Gepräge, weil bei der Ausgleichung der Gegensätze die deutsche Mehrheit den größeren Einfluß ausübt und mehr zu geben hat als die welsche Minderheit.

Freilich ist dabei nicht bloß die größere Zahl wirksam, sondern auch der Umstand, daß der deutsche Schweizer dem welschen Landsmann das so ungemein reiche Leben ganz Deutschlands vermitteln kann, soweit es sich der Romane anzueignen vermag. Es ließe sich ja auch das Umgekehrte denken. Die französische Schweiz hat ein reiches eigenes Kulturleben und braucht sich ihrer Eigenart nicht zu schämen. Von ihr sind allezeit auf dem Gebiete der Kunst und des literarischen Lebens befruchtende Anregungen ausgegangen, ihr protestantisch kirchliches Leben hat nicht nur nach Frankreich hinüber, sondern auch in der deutschen Schweiz tiefgreifenden Einfluß ausgeübt, und auf sozialem Gebiet haben wir zum Beispiel die heute so wichtige Abstinenzbewegung durch ihre Vermittlung empfangen. Wenn sie seit einigen Jahrzehnten viel mehr empfängt, als sie ihrerseits geben kann, so hat das hauptsächlich darin seinen Grund, daß sie von dem gegenwärtig nicht mehr sehr fruchtbaren Frankreich kaum etwas Nennenswertes erhält, was sie uns deutschen Schweizern vermitteln könnte.

Schiffahrtsabgaben, Reichsverfassung und Verkehrspolitik.

Von einem

Wasserstraßenfremde.

Die Frage der Schiffahrtsabgaben hat seit Jahren eine wichtige Rolle gespielt und die Aufmerksamkeit der politischen Kreise nicht nur in Preußen, sondern auch im übrigen Deutschland und im Auslande erregt; sie ist mehrfach literarisch, vor allem in einer vortrefflichen Arbeit des jetzt an der Bonner Universität wirkenden Professor Schumacher (Berlin 1901, Verlag von Julius Springer), behandelt worden. Seit etwas mehr als Jahresfrist ist sie geradezu in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten; es gibt Leute, welche der Meinung sind, daß von ihr das Schicksal der preußischen Kanalvorlage abhinge. Ganz neuerdings ist in diese Vorlage durch eine starke Mehrheit der Kommission des Abgeordnetenhauses eine Bestimmung eingefügt worden, welche die Regierung zur Einführung von Schiffahrtsabgaben auf den sogenannten natürlichen Wasserstraßen verpflichtet will.

Eine dahingehende Absicht war der preußischen Regierung schon vorher zugesprochen worden, und es sind allerdings aus den letzten Jahren verschiedene Kundgebungen zu verzeichnen, aus welchen hervorgeht, daß die Regierung — unabhängig von ihren Kanalbauplänen — mit der Frage der Schiffahrtsabgaben auf den Strömen sich beschäftigt.

Dies gab den Anlaß zu einer sehr lebhaften Erörterung des Gegenstandes in der Presse, in Versammlungen, Vereinen, Handelskammern und Parlamenten, während die wissenschaftlichen Vertreter der Volkswirtschaftslehre zu diesem Tagesstreite bisher fast ausnahmslos geschwiegen haben.

Die Meinungen stehen sich einstweilen schroff und beinahe unvermittelt gegenüber. Von der einen Seite werden Schiffahrts-

abgaben überhaupt oder doch Schiffahrtsabgaben auf natürlichen Wasserstraßen als eine rückständige und grundfänglich zu verwerfende Form der Besteuerung des Verkehrs bezeichnet. Dagegen erblickten die Befürworter solcher Abgaben in ihrer Einführung oder vielmehr in ihrer Verallgemeinerung — denn auf einem großen Teil der natürlichen und auf dem größten Teil der künstlichen Wasserstraßen in Deutschland werden sie schon jetzt erhoben — einen verkehrspolitischen Fortschritt und eine Maßregel der ausgleichenden Gerechtigkeit.

Die Erörterung wird von beiden Seiten mit großer Lebhaftigkeit geführt und es wird zuweilen mehr mit Schlagwörtern und Phrasen als mit Tatsachen und Gründen gekämpft. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Möglichkeit der Verständigung immer mehr verschwindet, je weiter diese Erörterung sich von der sachlichen Grundlage entfernt.

Es soll deshalb hier zunächst der Versuch einer objektiven Darstellung des Standes der Frage, der in Betracht kommenden tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse, der von den streitenden Parteien eingenommenen Haltung und des von ihnen verwendeten geistigen Rüstzeuges gemacht werden.

I. Die wirtschaftliche Seite der Frage.

Der Gegenstand des Streites wird mit dem etwas kleinlich-nüchtern klingenden Ausdruck Schiffahrtsabgaben wenig zutreffend gekennzeichnet. Es handelt sich um sehr viel wichtigeres als um eine bloße Vermehrung der Staatseinnahmen durch neue Gebühren oder Abgaben. Der Ertrag der Schiffahrtsabgaben von den bisher gebührenfreien Wasserstraßen würde sich auf verhältnismäßig wenige Millionen beschränken und für den 2,8 Milliardenetat des preussischen Staates keine wesentliche Bedeutung haben. Zur Entscheidung steht vielmehr die Frage, ob der Staat die beiden in seiner Hand befindlichen Verkehrsanstalten, Eisenbahnen und Wasserstraßen, in finanzieller und verkehrspolitischer Beziehung fortan auf annähernd gleichem Fuße behandeln oder an der historisch gewordenen Ungleichheit weiter festhalten soll. Die Schiffahrtsabgaben sind nur das Mittel, welches im ersteren Falle zur teilweisen Ausgleichung der vorhandenen Imparität anzuwenden wäre.

Eine materielle Ungleichheit besteht einmal zwischen den Eisenbahnen und Wasserstraßen insofern, als der Staat bei den

Eisenbahnen die volle Deckung seiner Selbstkosten verlangt und sogar noch darüber hinaus Ueberschüsse erzielt, während er bei den Wasserstraßen Zuschüsse leistet. Es gibt zwar einige wenige Wasserstraßen, die ihre Selbstkosten decken; das Wasserstraßennetz im ganzen erfordert aber in Preußen bei einem Anlagekapital von etwas mehr als einer halben Milliarde — unter der Voraussetzung dreieinhalbprozentiger Verzinsung dieser Summe — einen Zuschuß aus allgemeinen Staatsmitteln von rund 27,5 Mill. Mark. Auch die abgabepflichtigen Wasserstraßen mit etwas über einer Viertelmilliarde Anlagekapital haben noch eine Unterbilanz von rund 9,5 Mill. Mark jährlich. Die genauen Zahlen sind für 1903 bei den abgabepflichtigen Binnenwasserstraßen 261 und bei den übrigen Binnenschiffahrtswegen 248 Mill., zusammen 509 Mill. Mark, während das Anlagekapital der preußisch-heftischen Staatsbahnen, allerdings einschließlich des Anlagekapitals der Betriebsmittel, welche bei der Binnenschiffahrt nicht vom Staate gestellt werden, sich auf etwa 8,7 Milliarden Mark beziffert. Dieses Kapital verzinste sich im Jahre 1903 mit 7,12 Proz. Will man diejenigen Summen, welche seit der Verstaatlichung der Eisenbahnen aus laufenden Eisenbahnüberschüssen für allgemeine Staatszwecke verwendet worden sind, von der Eisenbahnkapitalschuld abziehen, so würde sich ein sehr viel höherer Zinssatz ergeben.

Die Unterscheidung zwischen abgabepflichtigen und abgabefreien Wasserstraßen deckt sich im übrigen keineswegs mit derjenigen zwischen natürlichen und künstlichen. Es gibt in Preußen zahlreiche natürliche Wasserstraßen, d. h. von Natur schiffbare Gewässer, auf welchen Schiffsabgaben erhoben werden, und andererseits auch künstliche Wasserstraßen, welche abgabefrei sind. Die finanzielle und verkehrspolitische Behandlung der Wasserstraßen ist also keine einheitliche; sie zeigt im Gegenteil auffallende Ungleichmäßigkeiten. Wird die Gesamtlänge der preußischen Wasserstraßen — man kann hinsichtlich der Berechnungsweise verschiedener Ansichten sein und demgemäß auch zu etwas abweichenden Ergebnissen kommen — auf etwa 6600 km, diejenige der natürlichen Wasserstraßen auf etwa 5500 km und diejenige der künstlichen auf rund 1100 km angenommen, so befinden sich unter den natürlichen Wasserstraßen 1600 km abgabepflichtige und 3900 km abgabefreie, während die künstlichen bis auf etwa 100 km der Abgabepflicht unterliegen.

Es besteht also Inparität nicht nur zwischen Eisenbahnen und

Wasserstraßen, sondern auch innerhalb der letzteren Gruppe von staatlichen Verkehrsanlagen.

In dem Kampf um Beseitigung oder Beibehaltung dieser Inparitäten werden von beiden Seiten sowohl wirtschaftliche als auch rechtliche Gründe ins Feld geführt.

In wirtschaftlicher Beziehung wird von derjenigen Partei, welche die Verallgemeinerung der Schiffahrtsabgaben fordert, auf den Zusammenhang dieser Gebühren mit den Frachten hingewiesen. Die Wasserfrachten seien billiger wie die Eisenbahnfrachten; im allgemeinen würden die Wasserstraßen nur dieses Frachtvorsprunges wegen zur Güterbeförderung benutzt. Schiffahrtsabgaben seien Bestandteile der Selbstkosten des Transports auf den Wasserstraßen, und da die Schiffseigentümer auf die Dauer nicht unter ihren Transportelbstkosten fahren könnten, auch Bestandteile der Wasserfrachten. Erhebe der Staat auf einer von ihm hergestellten oder verbesserten Wasserstraße keine oder zu niedrige, d. h. zur Deckung seiner Selbstkosten nicht ausreichende Abgaben, so erweise er den Anliegern — im weiteren Sinne des Wortes — dieser Wasserstraße zwar eine Wohlthat, indem er ihnen billige Frachten verschaffe; er tue dies aber auf Kosten der Allgemeinheit, insbesondere zu Lasten der übrigen Steuerzahler, denen er außerdem noch die weit höheren, die Staatskasse speisenden Eisenbahnfrachten abverlange. Die hierin liegende regionale Bevorzugung müsse umsomehr bekämpft werden, als sie hauptsächlich den von der Natur ohnehin begünstigten Tälern der großen Ströme zugute komme. Die niedrigen Wasserfrachten seien künstlich verbilligt; die Frage, ob und inwieweit die Binnenschiffahrt wirklich billiger fahren könne als die Eisenbahn, sei solange praktisch unentschieden, bis einmal die Probe auf das Exempel unter gleichen finanzpolitischen Voraussetzungen gemacht sein werde. Diese Probe müsse in der Weise vorgenommen werden, daß die Eisenbahntarife auf das zur Selbstkostendeckung ausreichende Maß herabgesetzt würden, während gleichzeitig für die Binnenwasserstraßen das Prinzip der finanziellen Selbsterhaltung durch Schiffahrtsabgaben neu einzuführen und das bisherige System der Staatszuschüsse für Binnenschiffahrtswerte zu beseitigen wäre.

Von der gegnerischen Seite wird zunächst bestritten, daß die Wasserfrachten mit den Eisenbahnfrachten und die finanzielle Behandlung der Schiffahrtsstraßen mit derjenigen der Eisenbahnen überhaupt in eine derartige Parallele gestellt werden könnten. Der

Umstand, daß auf der Eisenbahn der Staat einen monopolistischen Betrieb führe und durch diesen Betrieb verdiene, während er der als freies Gewerbe betriebenen und die Frachten nach Angebot und Nachfrage regelnden Schifffahrt nur den Verkehrsweg zur Verfügung stelle, schließe in diesem Falle die Vergleichbarkeit aus.

Hierauf wird jedoch erwidert, daß die finanz- und verkehrspolitische Gleichheit auch im Rahmen des monopolistischen Eisenbahnbetriebes an sich wohl hergestellt werden könnte, wenn der Staat bei der Bildung seiner Frachttarife nur die eigentlichen Betriebskosten berücksichtigen, auf Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals für den Bahnkörper also verzichten wollte.

Von den Verteidigern des gegenwärtigen Zustandes wird geltend gemacht, daß das durch die billigen Wasserfrachten veranlaßte kräftige Emporblühen der von den Schifffahrtsstraßen durchzogenen Gegenden vermöge der Hebung der Steuerkraft des Staates mittelbar auch der Allgemeinheit zugute komme, während man im gegnerischen Lager der Ansicht ist, diese Rückwirkung würde auch von einer Ermäßigung der Eisenbahntarife, wie sie der paritätischen Behandlung der Eisenbahnen und Wasserstraßen entspräche, eintreten, und zwar durch das Medium einer unmittelbaren Förderung der wirtschaftlichen Prosperität aller auf Eisenbahnverkehr angewiesenen Landesteile.

Was die differentielle Behandlung der Wasserstraßen untereinander anbetrifft, so ist sie bis zu einem gewissen Maße unvermeidlich, und zwar aus einem zwingenden Grunde, der den wirtschaftlichen Verhältnissen entspricht und ernstlich nicht bestritten werden kann. Dieser Grund ist die Unfähigkeit eines Teiles der Wasserstraßen, Abgaben überhaupt oder Abgaben von solcher Höhe, wie sie zur Deckung der Selbstkosten erhoben werden müßten, zu ertragen. Diese Unfähigkeit hat verschiedene Ursachen.

Es gibt eine Anzahl von Wasserstraßen, deren Fahrtiefe, Breite, Gefälle, Krümmungen, Schleusenabmessungen und sonstige Einrichtungen so ungünstig sind, daß die Frachtsäße der auf ihnen betriebenen Schifffahrt hinter diejenigen der Eisenbahn wenig oder gar nicht zurückbleiben würden oder ihnen tatsächlich bedenklich nahe kommen. Im ersteren Falle hat die Schifffahrt aufgehört, im zweiten würde eine Verkleinerung des Frachtworprunges durch Aufserlegung von Schifffahrtsabgaben oder durch deren Steigerung bis zur Grenze der Selbstkostendeckung die Schifffahrt unmöglich machen. Beispiele hierfür bieten namentlich die älteren, vor dem

Zeitalter der Eisenbahnen oder im Zeitalter der Privatbahnen ausgebauten Wasserstraßen. Auf der kanalisierten Ruhr gibt es überhaupt keine Schiffahrt mehr, aber auch auf der Lippe, Lahn, Mosel und unteren Saar ist ihr Leben und ihre Lebensfähigkeit so schwach, daß sie als Objekt der Abgabenerhebung außer Betracht bleiben muß.

Andere besser ausgebaute und sogar manche ganz moderne Wasserstraßen können, obwohl sie an sich niedrige Schiffsfrachten haben, gleichwohl einen irgendwie nennenswerten Teil ihrer Selbstkosten durch Schiffahrtsabgaben deshalb nicht aufbringen, weil sie durch andere Wasserstraßen mit noch geringeren Transportkosten oder durch besonders billige Eisenbahnfrachten konkurrenziert werden, und diese Konkurrenz durch Einführung oder Erhöhung jener Abgaben nur noch fühlbarer werden würde.

Beispiele hierfür sind der Dortmund-Emskanal, der gegen den abgabefreien Rhein und die sehr billig fahrenden holländischen Eisenbahnen einen schweren Stand hat, und der kanalisierte Untermain, der hinsichtlich der Abgaben vorsichtig behandelt werden muß, weil eine starke Belastung der Mainschiffahrt den Verkehr mit dem östlichen Hinterlande auf die nach den Rheinumschlagsplätzen führenden Eisenbahnen ablenken könnte.

Die Belastungsfähigkeit der preußischen Wasserstraßen, die weder sämtlich mit einander verbunden sind noch ihrer Bauart nach ein einheitliches Netz bilden, ist je nach den obwaltenden Umständen sehr verschieden. Von den Beteiligten wird die Möglichkeit der Selbstkostendeckung durch Einführung neuer oder Erhöhung bestehender Schiffahrtsabgaben fast überall bestritten.

Man kann im übrigen nicht etwa allgemein sagen, daß die in kleineren Abmessungen ausgebauten Wasserstraßen der älteren Zeit finanziell unergiebig seien, während die modernen und größeren Wasserstraßen bessere Ergebnisse lieferten; gerade unter den älteren befinden sich solche, welche verhältnismäßig gute Erträge aufweisen, und die in jüngster Zeit erbauten Großschiffahrtswege des Dortmund-Emskanals, des Untermain und der oberen Oder decken nicht einmal die laufenden Betriebsunkosten.

Wie aus den oben mitgeteilten Zahlen hervorgeht, sind die natürlichen Wasserstraßen meist abgabefrei, die künstlichen meist abgabepflichtig, und für die ersteren wird überdies aus Rechtsgründen, auf welche noch näher eingegangen werden soll, von einer zahlreichen Partei die Abgabefreiheit beansprucht. Hier soll zu-

nächst nur die Frage, ob und inwieweit etwa wirtschaftliche Gründe eine solche Differenzierung rechtfertigen, erörtert werden.

In dieser Beziehung ist zunächst das Feld des Streites dahin zu begrenzen, daß die Erhebung von Schiffsabgaben überhaupt nur bei solchen natürlichen Wasserstraßen in Frage kommt, deren Schiffbarkeit durch Aufwendung von Staatsmitteln wesentlich verbessert ist. Die Abgabefreiheit derjenigen Wasserstraßen, die sich noch im Urzustande befinden oder an welchen nur die zur Erhaltung des Bestehenden und zum Schutze gegen Verwilderungen nötigen Arbeiten ausgeführt sind, wird von Niemanden bestritten. Solche Wasserstraßen gibt es allerdings in Deutschland nur wenige; die meisten sind durch künstliche Eingriffe verschiedener Art mit großem Kostenaufwand auf einen Grad der Schiffbarkeit gebracht worden, der das von der Natur dargebotene Maß bedeutend übersteigt.

Zur Rechtfertigung des Anspruchs, daß die hierfür aufgewendeten Anlagekapitalien unverzinst und die entsprechenden Unterhaltungskosten ungedeckt bleiben sollen, während bei den von vornherein künstlichen Wasserstraßen die Selbstkostendeckung durch Schiffsabgaben stattfindet oder doch als zulässig gilt, wird auf die Tatsache hingewiesen, daß der Ausbau der natürlichen Wasserstraßen nicht nur der Schifffahrt, sondern auch anderen Interessen, insbesondere solchen der Landwirtschaft und der Landeskultur im weitesten Sinne des Wortes zugute gekommen sei.

Auch über diese Tatsache ist im Grunde genommen kein Streit; sie wird von den Befürwortern der Schiffsabgaben zugegeben. Bestritten wird nur, daß sie zur Begründung des Anspruchs auf Abgabefreiheit der Ströme ausreiche. Sie könne nur dazu führen, daß von den Gesamtaufwendungen des Staates für den Ausbau der natürlichen Wasserstraßen ein entsprechender Anteil — als nicht im Schiffsinteresse verausgabt — außer Betracht bleiben müsse. Bezüglich des Restes dieser Aufwendungen bleibe der Anspruch auf Selbstkostendeckung aber gerechtfertigt, wenn anders die Parität mit den künstlichen Wasserstraßen im engeren Sinne und die annähernde Parität mit den einen Ueberschuß über die Selbstkosten liefernden Staatsbahnen gewahrt werden solle. Uebrigens treffe der Umstand, daß durch den Ausbau eines Schiffsabgabeweges außer den Interessen des Verkehrs auch diejenigen der Landwirtschaft und andere Berufsgruppen gefördert würden, nicht nur bei der Verbesserung der natürlichen, sondern auch bei

der Herstellung von künstlichen Wasserstraßen zu; dieser Umstand allein sei daher nicht geeignet, eine differenzielle Behandlung der beiden Gruppen hinsichtlich der Schiffahrtsabgaben zu rechtfertigen. Tatsächlich ist bei Bewilligung der Anleihemittels für die Kanalisierung der oberen Oder die Verzinsung der Gesamtbaukosten aus Schiffahrtsabgaben verlangt oder doch erstrebt worden. Dasselbe gilt von den Gesamtbaukosten des Mittellandkanals nach den Kanalvorlagen von 1899 und 1901.

Der praktisch weitaus wichtigste und im Falle seiner Beweisbarkeit unbedingt durchschlagende Einwand gegen Schiffahrtsabgaben auf natürlichen Wasserstraßen liegt ohne Zweifel in der oft aufgestellten Behauptung, daß diese Wasserstraßen eine Erhöhung der Schiffahrtselbstkosten durch jene Abgaben nicht ertragen könnten.

Es wird im allgemeinen erklärt, daß Schiffahrtsabgaben auf den natürlichen Wasserstraßen die Vernichtung des Verkehrs oder — wie der Verein rheinischer Binnenschiffahrtsinteressenten in seinem Beschluß vom 16. April 1904 sich ausdrückt — „den Ruin der Rheinschiffahrt“ herbeiführen würden. Zuweilen wird auch ein konkreter Beweis für diese Behauptung in der Weise angetreten, daß dem Jahresreinverdienst irgend einer Schiffahrtsunternehmung die nach einem vermuteten Einheitsfakt berechnete Ausgabe für Schiffahrtsabgaben gegenübergestellt und hierbei konstatiert wird, die Steigerung der Geschäftskosten um den Betrag der Abgaben würde den Verdienst absorbieren. Endlich wird auch behauptet, daß die Schiffahrt durch Belastung mit Abgaben der Eisenbahn gegenüber konkurrenzunfähig werden würde, zumal die letztere durch ihre Tarifbildung den unmittelbaren Verkehr der Seehäfen mit dem Binnenlande vor dem kombinierten, d. h. teilweise auf der Eisenbahn und auf Binnenwasserstraßen sich bewegenden Verkehr begünstige.

Derartige Kundgebungen einer extremen Richtung, welche die Schiffahrt auf der leistungsfähigsten Wasserstraße Deutschlands als leistungsunfähig hinsichtlich jeder Abgabe hingestellt, um die Ablehnung jedes Beitrages zu den von der Allgemeinheit aufgewandten Stromverbesserungskosten hiermit zu begründen, werden von den Freunden der Schiffahrt mit ernster Sorge betrachtet, weil sie ihren Gegnern eine gefährliche Waffe in die Hand geben. Denn wenn die Schiffahrt auf den natürlichen Wasserstraßen wirklich durch jede, wenn auch noch so kleine, in dem beschränkten

Rahmen der Selbstkostendeckung gehaltene Abgabe zum Erliegen käme, und wenn der Vorsprung der Wasserfracht auf den natürlichen Wasserstraßen vor den Eisenbahnfrachten wirklich durchweg so gering wäre, daß jede Schiffsabgabe die Waagschale zu Gunsten der Eisenbahn neigte, so müßte man allerdings ernsthafte Zweifel an der Existenzberechtigung der Schifffahrt hegen. Weitere Ausgaben für Wasserstraßen wären dann kaum noch zu rechtfertigen; es wäre vielmehr anzunehmen, daß die Eisenbahn den Verkehr mindestens ebenso billig bedienen könnte wie die Schifffahrt, wenn ihr die schwere Last der Versorgung des Staatshaushalts mit gewaltigen Ueberschüssen abgenommen würde.

In der Tat wird auch die Blöcke, welche jene Gruppe von Schiffsabgabevertretern sich durch ihre schroffe Haltung gegeben hat, von der Gegenseite in dem angedeuteten Sinne zur Discreditierung der Wasserstraßen ausgenutzt.

Die Behauptung von der letalen Wirkung jeder Abgabe auf den Verkehr der Wasserstraßen kann freilich in unterrichteten Kreisen nicht ernst genommen werden. So wenig die Grundsteuer das Grundeigentum, die Erbschaftssteuer das Erbrecht und die Einkommensteuer das Einkommen vernichten, so wenig kann von einer Vernichtung der Schifffahrt durch die Schiffsabgaben die Rede sein, sofern diese in vernünftigen Grenzen gehalten werden. Auch der Eisenbahnfrachtverkehr — vom Personenverkehr nimmt man an, daß er ungefähr nur die Selbstkosten deckt — trägt eine latente Abgabe, welche in dem zur Deckung der Betriebskosten nicht erforderlichen Teile der Frachtfäße besteht, also eine wirkliche Verkehrsbesteuerung bedeutet.

Vor allen Dingen aber ist zu beachten, daß hier nur von den natürlichen Wasserstraßen die Rede ist.

Hinsichtlich der natürlichen Wasserstraßen kann die Unmöglichkeit der Aufbringung von Schiffsabgaben nicht in dieser generellen Weise behauptet werden, solange die künstlichen in großem Umfange tatsächlich solche Abgaben aufbringen. Beispielsweise sind die märkischen Wasserstraßen seit Menschengedenken abgabepflichtig gewesen — gegenwärtig bringen sie etwa 3 Mill. Mark jährlich —, und gleichwohl hat sich die Schifffahrt auf ihnen in außerordentlicher Weise, teilweise bis zur äußersten Grenze der Aufnahmefähigkeit der Kanäle, entwickelt. Dabei arbeitet die dortige Schifffahrt unter sehr viel ungünstigeren Verhältnissen als diejenige auf natürlichen Wasserstraßen, namentlich auf dem Rhein

und der Elbe. Das enge Profil der Kanäle, die große Zahl der Schleusen und die Kleinheit der Schiffsgefäße erschweren die Schifffahrt und steigern ihre natürlichen — vom Abgabentarif unabhängigen — Selbstkosten. Es soll hier nur das eine Moment der Größe des Schiffsgefäßes etwas näher beleuchtet werden. Ein Schiff von 400 t, welches Kohlen von Kosel nach Berlin bringt, braucht ebensoviel Mann Besatzung, wie ein Fahrzeug von 1600 t mit Kohlen von Ruhrort nach Mannheim. Der auf Löhnung entfallende Teil der Selbstkosten ist also für eine Tonne im ersteren Verkehr — unter der Voraussetzung der gleichen Zahl jährlicher Reisen — etwa viermal so hoch wie in letzterem. Aber außerdem ist der Erwerbspreis für ein Schiff von 1600 t billiger als das vierfache des Anschaffungswertes für ein 400 Tonnen-Schiff, und der Schlepplohn für ein vollgeladenes Schiff von 1600 t stellt sich geringer wie derjenige für 4 Fahrzeuge von je 400 t. Endlich machen sich die Wasserstandsschwankungen auf der Oder viel störender bemerklich wie auf dem Rhein. Wenn also der Kohlenverkehr von Kosel nach Berlin Schifffahrtsabgaben erträgt und wenn die durch Schifffahrtsabgaben verteuerte Wasserfracht einen erheblichen Nutzen im Vergleich mit der Eisenbahnfracht läßt, so muß dasselbe bei der Rheinschifffahrt in viel höherem Maße zutreffen. Es kommt für dieses Beispiel noch hinzu, daß die oberösterreichischen Kohlen nach Kosel eine höhere Eisenbahnvorfracht tragen müssen, wie die rheinischen nach Ruhrort.

Wo die reine Wasserfracht, ohne anschließende Beförderung mit der Eisenbahn zu und von der Wasserstraße, mit der reinen Eisenbahnfracht im Wettbewerb steht, ist der Vorsprung der ersteren und demgemäß auch ihre Steigerungsfähigkeit durch Schifffahrtsabgaben sehr bedeutend. Beispielsweise kostet die Beförderung einer Tonne Getreide von Hamburg frei Bord Seeschiff nach Berlin zu Wasser etwa 3,50 Mark, einschließlich 33 Pf. Schifffahrtsabgaben, mit der Eisenbahn aber 17 Mark. Von Harburg nach Breslau werden Rohmaterialien zur Seifenfabrikation für 5,50 Mark auf der Wasserstraße gefahren, während der Bahntransport 37,10 Mark kostet. Harz von Hamburg nach Breslau kostet 6,50 Mark gegen 28,20 Mark auf dem Schienenwege. Auch hier sind die Abgaben auf den märkischen Wasserstraßen in den Schiffsfrachten schon eingeschlossen.

Auf dem Rhein kostete eine Tonne Getreide von Rotterdam

nach Mannheim 1902 nur 2,73 Mark, während der Bahntransport — ohne die Mehrkosten für Ausladen und Hafenschiffahrt im Seehafen — 18,40 Mark betragen haben würde. Für Kohlen von Ruhrort oder von der hart am Rhein gelegenen Zeche Rheinpreußen bei Ruhrort nach Mannheim stellte sich die Schiffsfracht einschließlich des Schlepplohnes auf etwa 1,90 Mark gegen 7,90 Mark mit Eisenbahn. Die Angaben für Wasserfrachten sind dem Bericht der Mannheimer Handelskammer entnommen.

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen die Schiffsfahrtselbstkosten und die Frachten auf der Wasserstraße durch höhere Abgaben noch wesentlich gesteigert werden könnten, ohne daß der Wettbewerb der Eisenbahnen für die Wasserstraße irgendwie in Betracht käme.

Aber auch der kombinierte Eisenbahn- und Schiffsfahrtsweg läßt im Vergleich mit der reinen Eisenbahnfracht, die von einem großen Teil der deutschen Konsumtion und Produktion ständig getragen werden muß, immer noch einen sehr bedeutenden Nutzen.

Nach zuverlässigen Angaben beträgt beispielsweise die Fracht von Hamburg nach Kottbus über Riesa für Del auf dem kombinierten Wege 13,10 Mark gegen 25,30 Mark auf dem geraden Eisenbahnwege, desgleichen für Getreide 9,70 Mark gegen 19,20 Mark und von Kottbus nach Hamburg über Riesa für Hohlglas 9,80 Mark gegen 15,20 Mark. Der Frachtvorsprung des Wasserweges beträgt also im ersten Falle 12,20, im zweiten 9,50 und im dritten 5,40 Mark; seine Verringerung um 40 Pf. würde einerseits den Anreiz zur Benutzung des Wasserweges für die Beteiligten auch nicht annähernd aufheben, andererseits zur Erhebung einer Elbschiffsfahrtsabgabe von etwa 0,08 Pf. für das Tonnenkilometer genügen.

Man wird bei solchem Stande der Dinge schwerlich behaupten können, daß Schiffsfahrtsabgaben, wie sie auf 2600 km preußischer Wasserstraßen schon jetzt gezahlt werden und sich als keineswegs hinderlich für den Aufschwung der Schiffsfahrt erwiesen haben, auf dem Rhein oder anderen großen Strömen deren Ruin bedeuten würden.

Es ist natürlich theoretisch richtig, daß Schiffsfahrtsabgaben, insofern sie die Selbstkosten der Schiffsfahrt erhöhen und den Durchschnittsstand der Schiffsfrachten steigern, den Kreis der für die Schiffsfahrt erreichbaren Gütertransporte einschränken. Wenn auch der Spielraum zwischen reiner Wasserfracht und Bahnfracht regel-

mäßig so groß ist, daß Schiffahrtsabgaben von angemessener Höhe leicht aus ihm entnommen werden können, so wird dieser Spielraum doch beim Vergleich der reinen Bahnfracht mit der kombinierten Bahn- und Wasserfracht in dem Maße geringer, als die auf dem Bahnwege zurückzulegende Entfernung des Bestimmungs- oder Abgangsortes von der Wasserstraße sich vergrößert. Durch das Eisenbahnnetz zu beiden Seiten einer Wasserstraße und in der Richtung ihrer Verlängerung läuft eine, mit den Veränderungen der Bahntarife und den Schwankungen der Schiffsfrachten variable, Linie, jenseits deren die Möglichkeit der teilweisen Benutzung des Wasserweges aufhört, weil — unter Berücksichtigung nicht nur der eigentlichen Frachtkosten, sondern auch der sonstigen Vorteile des geraden Bahnweges — dieser letztere vorteilhafter ist. Die Entfernung dieser Linie von der Wasserstraße bezeichnet den Aktionsradius der letzteren.

Da die Schiffahrtsabgaben mit den Selbstkosten auch den dauernd möglichen Mindestsatz der Wasserfrachten erhöhen und da die Wasserfrachten einen wesentlichen Bestandteil der Kosten des kombinierten Beförderungsweges bilden, so ist theoretisch nicht zu bezweifeln, daß Schiffahrtsabgaben eine Verschiebung jener Demarkationslinie zu Ungunsten der Wasserstraße oder mit anderen Worten eine Verkürzung des wirtschaftlichen Aktionsradius der Binnenschifffahrt zur Folge haben. Umgekehrt muß man zugeben, daß dieser Aktionsradius bei den schon jetzt abgabepflichtigen Wasserstraßen größer wäre als er tatsächlich ist, wenn man die Abgabentarife nicht eingeführt und hierdurch die Frachten über das den eigentlichen oder natürlichen Selbstkosten entsprechende Minimum hinaus gesteigert hätte. Durch Aufhebung der Schiffahrtsabgaben könnte der Aktionsradius entsprechend verlängert werden.

Indessen können diese theoretisch richtigen Erwägungen doch keinesfalls einen Anspruch derjenigen Interessentengruppe, welche von der bisherigen Abgabefreiheit der meisten natürlichen Wasserstraßen Vorteil gezogen haben, auf dauernde Beibehaltung der zu ihren Gunsten bestehenden Imparität begründen, und zwar umso weniger, als die Durchführung des Prinzips der Selbstkostendeckung auf diesen Wasserstraßen mit viel geringerer Belastung des Verkehrs als auf den künstlichen Schiffahrtswegen möglich sein würde. Dies liegt insofern in der Natur der Sache, als der Ausbau der natürlichen Wasserstraßen für Schiffahrtszwecke wenig oder gar keine Ausgaben für Grunderwerb und verhältnismäßig wenig Auf-

wendungen für Bodenbewegung erfordert. Außerdem kommt in Betracht, daß unsere großen Ströme einen starken Verkehr haben; infolgedessen ergibt sich bei Verteilung des aufzubringenden Abgabensolls auf die Zahl der gefahrenen Tonnenkilometer ein sehr geringer Einheitsfuß. Dies gilt vor allen Dingen vom Rhein, für dessen Ausbau die preußische und vor ihr die nassauische Regierung seit 1816 nur etwa 52 Millionen Mark ausgegeben hat, während die jährliche Unterhaltung ungefähr 1,5 Millionen kostet, sodaß der gesamte Jahresaufwand einschließlich Verzinsung annähernd 3,3 Millionen betragen würde. Rechnet man hiervon 1 Million auf das Konto landwirtschaftlicher und sonstiger Nichtverkehrsinteressen, so würden die verbleibenden 2,3 Millionen von dem Verkehr des Jahres 1903, der ohne Flößerei auf der preußischen Rheinstraße zu etwa 5,6 Milliarden Tonnenkilometer anzunehmen ist, mit einer Durchschnittsabgabe von 0,04 Pf. vom Tonnenkilometer aufgebracht werden.

Zum Vergleich mögen hier die tonnenkilometrischen Einheitsfüße angeführt werden, wie sie auf anderen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen in Preußen schon jetzt tatsächlich gezahlt werden. Es werden erhoben in 4 Güterklassen Pfennige

auf dem Weichsel-Saffkanal	0,4 bis 1,
auf der kanalisierten Brahe	0,23 bis 0,46,
auf der regulierten unteren Neße . .	0,1 bis 0,2,
auf der kanalisierten oberen Oder . .	0,1 bis 0,4,
auf dem Ober-Spreekanal	0,17 bis 0,38,

ferner in 2 Güterklassen

auf der kanalisierten Fulda	0,35 bis 0,7,
auf dem kanalisierten Main	0,3 bis 0,6,

und in einer Güterklasse

auf der kanalisierten Saar	0,2.
------------------------------------	------

Die Schifffahrt auf dem Dortmund-Rheinkanal soll in drei Güterklassen 1, 1,5 und 2 Pf., auf dem Mittellandkanal 0,5, 0,75 und 1 Pf. bezahlen und gleichwohl mit der Eisenbahn erfolgreich konkurrieren.

Die bayerische Regierung erhebt auf dem Donau-Mainkanal 1 Pf. vom Tonnenkilometer.*)

Diesen Zahlen gegenüber würde der Durchschnittsfuß von 0,04 Pf. auf dem Rhein eine verschwindende Bedeutung haben

*) Auf französischen und englischen Kanälen findet man noch weit höhere Sätze.

und den Aktionsradius der Schifffahrt schwerlich in fühlbarer Weise verkürzen. Er würde beispielsweise die Frachten — in der Voraussetzung, daß die Reeder keinen Teil der Abgabe ihrerseits übernehmen wollen und können — für Erze von Emmerich nach Ruhrort um 3,2 Pf. und für Kohlen von Ruhrort nach Mannheim um 14 Pf. steigern. In Wirklichkeit würden Erze und Kohlen aber bei Aufstellung eines mehrklassigen Tarifs nicht mit dem Durchschnittssatze, sondern mit einem niedrigeren Betrage, etwa mit 0,03 oder 0,02 herangezogen werden.

Derartige Frachtaufschläge spielen gegenüber den Schwankungen im Frachtenmarkt und in den Materialpreisen der gefahrenen Güter praktisch überhaupt keine Rolle. Vergleicht man den Preis der Kohlenfrachten, wie er sich durch Angebot und Nachfrage in den letzten Jahren auf dem Rhein gebildet hatte, mit denjenigen Frachtpreisen, welche die im Kohlenkontor organisierten Kohlenproduzenten, Kohlenhändler und Schiffsreedere sich selbst — zu Lasten der Kohlenverbraucher am Oberrhein — berechnen, so kommt man zu einer Steigerung der Beförderungskosten, der gegenüber die Schifffahrtsabgaben, die der Staat etwa zur Deckung seiner Selbstkosten für Stromverbesserung verlangen könnte, eine sehr bescheidene Rolle spielen. Die Sätze des Kohlenkontors betragen beispielsweise für Ruhrort—Mannheim 1,40 Mark Fracht und 1,20 Mark Schlepplohn, während die Frachten im Jahre 1902 auf 98 Pf. und 1903 auf 1,21 Mark bei ungefähr einer Mark Schlepplohn gestanden haben. Eine bedeutende Kohlenlieferung von den Ruhrhäfen nach Gustavsburg, welche 1903 zu 14 Mark für die Tonnen von mehreren Reederfirmen übernommen war, kam 1904 deshalb nicht zu stande, weil das Kohlenkontor — bei gleichbleibenden Verkaufspreisen des Kohlensyndikats — einen um 1 Mark erhöhten Uebernahmepreis forderte, während der Preis einer Brickettlieferung unter gleichen Umständen sogar um 1,50 Mark gesteigert wurde.

Die Schifffahrtsabgabe für Kohlen würde auf der Strecke von den Ruhrhäfen nach Mannheim nur etwa 10 Pf. und nach Gustavsburg 8 Pf. betragen, also nur in diesen bescheidenen Grenzen die Frachten und für den oberrheinischen Verbraucher die Preise möglicherweise verteuern. Die Kohlentransporte machen auf dem Rhein fast die Hälfte der gefahrenen Tonnenkilometer aus, und das diese Transporte beherrschende Kohlenkontor übt, unterstützt durch das den Kohlenverkauf beherrschende Kohlensyndikat, den Verbrauchern

gegenüber hinsichtlich der ihnen anzurechnenden, im Verkaufspreis kalkulierten Frachtfäße eine fast unbeschränkte, von anderen Leuten bitter empfundene Macht. Es hat durch die Tat gezeigt, daß die Schiffsfrachten auf dem Rhein unbeschadet der Absatzmöglichkeit einer Steigerung fähig sind. Weshalb nicht auch der Staat diese Steigerungsfähigkeit für sich durch Schiffsabgaben ausnutzen soll, ist nicht abzusehen. Bei dem Kohlenkontor handelt es sich um eine eigenartige Privatorganisation mit ausgesprochenem Monopolcharakter. Die durch diese Organisation bewirkten Frachterhöhungen unterscheiden sich hinsichtlich der wirtschaftlichen Folgen für die Verbraucher in keiner Weise von fiskalischen Schiffsabgaben.

Von den Schwankungen in den eigentlichen Beförderungskosten geben ferner die Mitteilungen der Mannheimer Handelskammer über Getreidefrachten von Rotterdam nach Mannheim ein interessantes Bild. Hiernach stellen sich die Rheinflrachten in den fünf Jahren 1898 bis 1903 auf 4,23, 4,29, 3,97, 2,93, 2,73 und 3,86 Mark. In derselben Zeit betragen die Seefrachten Newyork—Rotterdam 14,40, 12,86, 12,73, 9,75, 5,44 und 8,44 Mark für die Tonne. Diesen großen Schwankungen gegenüber spielen die unbedeutenden Rheinschiffsabgaben, die unter der Herrschaft des Prinzips der Selbstkostendeckung überhaupt nur in Betracht kommen können, eine verschwindende Rolle. Die Einnahme aus den Schiffsabgaben ist durch Art. 54 der Reichsverfassung, dessen Bedeutung nach dieser Richtung niemals zweifelhaft gewesen ist, auf das Maß der „zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anstalten und Anlagen erforderlichen Kosten“ beschränkt.

Die Exempel mit Gegenüberstellung der bisher verdienten Reinerträge und der künftig zu zahlenden Abgaben sind offenbar hinfällig und auch wohl nicht ernst gemeint. Denn im Falle der Abgabenerhebung würden eben die Frachten mit den Selbstkosten entsprechend höher sein, und zwar für alle Konkurrenten. Wären jene Exempel richtig, so würde es unverständlich sein, daß die Schifffahrt auf abgabepflichtigen Wasserstraßen überhaupt etwas verdiente und existierte.

II. Die rechtliche Seite. Verfassung und Verträge.

Abgesehen von diesen wirtschaftlichen Momenten spielen aber auch die Rechtsfragen hier eine sehr wesentliche Rolle. Von den Gegnern der Schiffsabgaben wird die Abgabefreiheit der natür-

lichen Wasserstraßen damit begründet, daß sie durch das geltende öffentliche Recht vorgeschrieben sei. Von der anderen Seite wird das bestritten. Es kommen zwei Gruppen von Rechtsvorschriften in Betracht, die Reichsverfassung und internationale Verträge.

Die erstere verbietet allerdings in Art. 54 die Abgabenerhebung auf natürlichen Wasserstraßen grundsätzlich; eine Ausnahme macht sie nur insoweit, als es sich um die Benutzung besonderer Anstalten in oder an der Wasserstraße handelt.

Für die Auslegung dieser Verfassungsvorschrift ist es von entscheidender Bedeutung, was man unter einer „natürlichen Wasserstraße“ und einer „besonderen Anstalt“ versteht.

Nach der einen Ansicht sind natürliche Wasserstraßen nicht nur die von jeher schiffbaren Gewässer, an welchen keine oder keine wesentlichen Veränderungen und Eingriffe von Menschenhand vorgenommen worden sind, sondern alle Gewässer, welchen die historische Eigenschaft der natürlichen Schiffbarkeit beiwohnt. Hiernach wird den natürlichen Wasserstraßen gewissermaßen ein character indebilis beigemessen; sie bleiben — im Sinne des Art. 54 — natürlich für alle Zeiten, wie sehr auch immer durch Bauten ihre Beschaffenheit sich ändern und insbesondere das Maß ihrer Schiffbarkeit erhöht werden könnte.

Nach einer zweiten Ansicht werden natürliche Wasserstraßen dann zu künstlichen, wenn sie ihre Fähigkeit zur Vermittelung des Schiffsverkehrs überwiegend nicht der Natur, sondern der Kunst verdanken, und eine dritte Ansicht will derartig künstlich verbesserte Wasserstraßen gegenüber demjenigen Verkehr, welcher erst durch die Verbesserung möglich geworden ist, als künstliche, hinsichtlich des von vornherein vorhanden oder möglich gewesenen Verkehrs dagegen als natürliche behandeln. Nach dieser letzteren Auffassung wäre beispielsweise der Rhein, weil er vor Beginn der Stromregulierungsarbeiten nur für Schiffe von 200 bis 300 t schiffbar war, hinsichtlich dieser Schiffe eine natürliche Wasserstraße, hinsichtlich aller größeren aber eine künstliche, oder mit anderen Worten: Das Verbot der Abgabenerhebung bestände nur für die Fahrzeuge von 200 bis 300 t Tragfähigkeit.

Von diesen drei Auslegungen hat die erste jedenfalls den Vorzug, daß sie eine radikale Lösung bieten und jede Unsicherheit darüber, ob auf einer bestimmten Wasserstraße die Abgabenerhebung zulässig ist oder nicht, beseitigen würde. Denn die Frage, ob ein Gewässer von Natur schiffbar ist und tatsächlich

der Schifffahrt schon vor dem Beginne etwaiger Verbesserungsarbeiten gedient hat, kann in der Praxis kaum jemals zweifelhaft sein.

Andererseits hat diese Lösung aber auch einen stark doktrinären Charakter; sie führt in der praktischen Anwendung zu seltsamen, dem Billigkeitsgefühl widerstrebenden Ergebnissen, welche ihrerseits wieder dem Zweifel Nahrung geben müssen, ob sie wirklich die richtige, d. h. die vom Gesetzgeber gewollte ist. Denn man kann nicht, oder doch nicht ohne sehr starke und zwingende Beweise, annehmen, daß der Gesetzgeber etwas Widersinniges oder Unbilliges gewollt hat.

Wenn beispielsweise durch das von Natur schiffbare Haff, und zwar auf einer Linie, in welcher die ursprüngliche Tiefe zwischen 0,70 und 2,50 m schwankte, von der Pregel­mündung ein Unterwasserkanal mit 6,50 m Tiefe in der Richtung auf Pillau gebaut worden ist, so widerspricht es einem unbefangenen Sprachgefühl, diese in ein flaches Seebecken eingeschnittene Wasserstraße noch als eine natürliche zu bezeichnen. Sie ist vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes ebenso künstlich, wie ein durch Acker oder Wiesen eingeschnittener Kanal. Ähnlich liegt es bei dem 7 m tiefen Kanal durch das Stettiner Haff, wo die Fahrtiefe im Jahre 1840 nur 3,50 m betrug und früher vielleicht noch geringer gewesen ist. Es ist ferner — hinsichtlich der hier zur Entscheidung stehenden Frage — doch nur eine Zufälligkeit, wenn die tiefere Fahr­rinne, deren die Schifffahrt auf einem von Natur mangelhaft schiffbaren Flusse zu ihrer Weiterentwicklung bedarf, aus technischen oder finanziellen Gründen nicht in das Flußbett selbst, mit oder ohne Abschneidung von Krümmungen hineingebaut, sondern als Seitenkanal neben das Flußbett gelegt wird, wie es beispielsweise auf einzelnen Strecken der Havel und der Mosel geschehen ist und für die elsässisch-badische Strecke des Oberrheins früher geplant war. Bei dem Rhein hat die Verbesserung der Schiffbarkeit sich bisher, abgesehen von verhältnismäßig wenigen Durchstichen, im wesentlichen durch Vertiefung der Fahr­rinne vollzogen; in der Felsenstrecke unterhalb Bingen ist durch großartige Felsensprengungen mit dem Aufwande von vielen Millionen ein Unterwasserkanal geschaffen worden, der die Schiffbarkeit des Stromes weit über das von der Natur dargebotene Maß hinaus gesteigert hat. Während vor 90 Jahren auf ihm nur Schiffe von 200 bis 300 t verkehren konnten, schwimmen jetzt Rheinschiffe von

erheblich mehr als 2000 t; in diesen Zahlen spiegelt sich der Anteil der preußischen Wasserbauverwaltung und der preußischen Staatsfinanzen an der jetzigen Schiffbarkeit des Stromes. Wie sehr dem unbefangenen, auf dem Standpunkte des praktischen Lebens stehenden Beurteiler dieser Anteil als der Ueberwiegende erscheint, dafür mag hier das Zeugnis des Professors Gothein zitiert werden, der in seiner Arbeit über die geschichtliche Entwicklung der Rheinschiffahrt im 19. Jahrhundert Seite 306 wörtlich sagt:

„In der Zeit, wo die Staaten die größten Auslagen für die Schiffahrt auf sich nahmen, wo sie den natürlichen Flußlauf tatsächlich zu einem künstlichen umwandelten, haben sie grundsätzlich und verfassungsmäßig auf Einnahmen verzichtet usw.“

und bei der Beratung der Wasserstraßenvorlagen im preußischen Abgeordnetenhaufe sagte Herr von Eynern am 4. Mai 1904:

„Wenn man an dem größten Kanal der Welt wohnt, und den ganzen Segen dieses großen Rheinkanals -- er ist ja fast kanalisiert -- dieser großen Rheinstraße erkennt usw. (dann soll man anderen Gegenden auch Wasserstraßen gönnen).“

Das starre Festhalten an der historischen „Natürlichkeit“ der Ströme, Haffe und sonstigen Wasserstraßen muß eben zu Konsequenzen führen, die mit der Wirklichkeit und der wirtschaftlichen Gerechtigkeit nicht mehr im Einklange stehen; für eine derartige Rechtslage wäre der oft gebrauchte Ausdruck „Juristenrecht“ am Platze. Es wäre das eine doktrinäre Rechtsbildung, die den Auffassungen des praktischen Lebens und dem hierauf gegründeten unbefangenen Rechtsbewußtsein durchaus widerspräche.

Diese Erwägungen scheinen mehr für die Angemessenheit der zweiten Lösung zu sprechen, wonach ein natürliches Gewässer, dessen Schiffbarkeit durch Bauten gesteigert ist und überwiegend auf ihnen beruht, zu den künstlichen Wasserstraßen im Sinne des Art. 54 gerechnet werden muß, während die dritte Lösung allerdings dem Ideal der wirtschaftlichen Gerechtigkeit am nächsten kommen würde. Sie ist beispielsweise bei der Regulierung der Unterweser durch Bremen praktisch in der Weise angewendet worden, daß die auf dem unregulierten Strom verkehrsfähig gewesenen Schiffe bis zu 300 cbm Raumgehalt von den für die Befahrung der regulierten Weser eingeführten Abgaben freigelassen

wurden. Freilich entsteht bei der zweiten und dritten Lösung unter Umständen eine gewisse Schwierigkeit dadurch, daß die Grenze zwischen der natürlichen und der künstlichen Wasserstraße, der Zeitpunkt und das Maß baulicher Einwirkung, bei welchem die eine aufhört und die andere anfängt, zweifelhaft sein kann. Als unüberwindlich wird diese Schwierigkeit aber kaum gelten können.

Was den Begriff der „besonderen Anstalten“ anbelangt, für deren Benutzung Schiffsabgaben auf natürlichen Wasserstraßen zulässig sein sollen, so ist auch dieser im hohen Grade bestritten. Von einer Gruppe werden darunter nur Häfen und andere, örtlichen Verkehrszwecken dienende Bauten verstanden, nicht aber die dem durchgehenden Verkehr der Wasserstraße dienenden Anlagen. Gegen die Erhebung von Schiffsabgaben auf der kanalisiertem Oder und dem kanalisiertem Main ist unter Berufung auf Art. 54 protestiert worden, obwohl die Schiffe dort auf die Benutzung der Schleusen angewiesen sind. Freilich muß man, wenn die Zulässigkeit der Abgabenerhebung auf die letztere Tatsache und nicht lediglich auf die durch Kanalisierung erfolgte Umwandlung der natürlichen Wasserstraße in eine künstliche gestützt werden soll, zugeben, daß nicht eigentlich die Schleuse die der Schifffahrt nutzbringende Anlage ist, sondern das Wehr, welches durch Aufstau des Wassers die im natürlichen Flusse nicht vorhandene Tiefe künstlich schafft; die Schleuse ist nur das Mittel, um durch das Wehr hindurchzukommen. Käme es auf die Schleusenbenutzung als solche an, so dürften von denjenigen Schiffen, welche in einer Haltung sich bewegen, ohne eine Schleuse zu durchfahren, keine Abgaben erhoben werden, obwohl sie doch den Stau ebenso ausnutzen wie die eine Schleuse passierenden Fahrzeuge. Tatsächlich findet aber auf einzelnen kanalisiertem Flüssen auch in solchen Fällen eine Abgabenerhebung statt.

Von anderen wird die Eigenschaft der „besonderen Anstalt“ zwar dem Schleusen im kanalisiertem Flusse zuerkannt, allen anderen, der Vertiefung und sonstigen Verbesserung des Fahrwassers dienenden Anlagen aber bestritten. Auch hier ist vom Standpunkte der Billigkeit und der wirtschaftlichen Gerechtigkeit nicht einzusehen, weshalb es für die finanzpolitische Behandlung der Wasserstraßen einen Unterschied machen soll, ob man sie aus technischen Gründen durch Anstauung des Wasserpiegels im Wege der Kanalisierung oder durch Vertiefung der Flußsohle im Wege der Regulierung für die Schifffahrt verbessert. Es gibt schließlich

auch noch andere technische Mittel für solche Verbesserungen; neuerdings wird die Anlage von Talsperren im Niederschlagsgebiet schiffbarer Flüsse geplant, um aus ihnen in der trockenen Zeit soviel Wasser ablassen zu können, als zur Erreichung einer angemessenen Fahrtiefe notwendig ist. Vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes läßt sich eine solche Vorrichtung zur künstlichen Erzielung höherer Wassertiefen ebensogut als „besondere Anstalt“ auffassen, wie die dem gleichen Zwecke dienenden Wehre oder Dämme.

Ein Jurist könnte freilich demgegenüber geltend machen, daß es für die Auslegung des geltenden Rechtes nicht von ausschlaggebender Bedeutung sei, ob seine Anwendung zu solchen Ergebnissen führt, welche der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit und Billigkeit entsprechen. Auch unbillige und unzweckmäßige Folgen des Gesetzes müßten, wenn sie im Rahmen der Willensmeinung des Gesetzgebers liegen, solange ertragen und hingenommen werden, bis etwa eine Abänderung dieses Gesetzes beliebt werde.

Es kommt also auf die Willensmeinung der gesetzgebenden Faktoren des Reiches an, deren Erforschung vor allem aus denjenigen Verhandlungen, welche dem Zustandekommen der Verfassung vorausgingen und die Formulierung des Art. 54 zum Gegenstande hatten, möglich sein würde.

Unglücklicherweise ist über diese Verhandlungen, soweit sie im Schoße der Regierungen stattgefunden haben, nichts bekannt geworden, und auch in den konstituierenden Reichstagen von 1867 und 1871 — der Art. 54 ist aus der Verfassung des norddeutschen Bundes unverändert in die des Deutschen Reiches übernommen — hat über ihn keine Erörterung stattgefunden, aus welcher irgend welche Anhaltspunkte für die Auslegung entnommen werden könnten.

Wohl aber ergeben sich solche Anhaltspunkte aus den Verhandlungen, welche in den Jahren 1869 und 1870 im Bundesrat und Reichstag über die Aufhebung der Elbzölle und der Flößereiabgaben gepflogen worden sind. In beiden Fällen handelte es sich um die Auslegung und Anwendung des Art. 54, und zwar im ersteren Falle um die Frage, ob und inwieweit die Elbzölle mit dieser Verfassungsvorschrift vereinbar seien, im letzteren um ihre analoge Ausdehnung auf den Flößereiverkehr der nicht schiffbaren, die Gebiete mehrerer Bundesstaaten berührenden Flüsse.

Am 14. April 1869 berichtete die Petitionskommission des Reichstages über Bittschriften wegen Beseitigung des Elbzolles:

„Der Elbzoll habe durch den Art. 54 in soweit seine rechtliche Gültigkeit verloren, als er die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der zur Erleichterung des Verkehrs dienenden Anstalten erforderlichen Kosten übersteige.“

In der Sitzung des Reichstages vom 28. April 1869 sprach sich bei Beratung dieser Bittschriften der Berichterstatter Freiherr Nordack von Rabenau dahin aus, daß der Art. 54 keineswegs eine Nötigung zur „reinen Aufhebung“ der Elbzölle enthalte; seine Erklärung wurde von keiner Seite, namentlich auch nicht von dem anwesenden Vertreter der verbündeten Regierungen, beanstandet.

Als dann im Jahre 1870 der Entwurf eines Bundesgesetzes über die Aufhebung des Elbzolles dem Reichstage vorgelegt wurde, stieß dieser Vorschlag der verbündeten Regierungen zunächst auf Bedenken. Von dem Abgeordneten Köppe wurde geltend gemacht, daß der Elbzoll teilweise allerdings reiner Finanzzoll, teilweise aber auch ein Äquivalent für die Kosten der Unterhaltung des Fahrwassers sei. Gerechtfertigt sei aber nur die Aufhebung des ersteren Bestandteils der Schiffsabgabe. In demselben Sinne erklärte der Abgeordnete von Benda, daß die Frage, ob man für die Unterhaltung des Fahrwassers eine mäßige Abgabe erheben dürfe, noch geprüft werden müsse, und der Abgeordnete von Bülow stellte schließlich den Antrag, an Stelle des die Abfindung einiger Elbuferstaaten betreffenden § 2 die Bestimmung:

„Vom 1. Juli 1875 an darf nur eine die Kosten der Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anstalten und Anlagen für die Elbstromschifffahrt nicht übersteigende Schiffsabgabe erhoben werden“

zu setzen.

Diesem Antrage widersprach namens des Bundesrats der Staatsminister Delbrück, indem er ausführte:

„Die Bundesverfassung spricht in Art. 54 ausdrücklich aus, daß Schiffsabgaben, wie sie hier ins Auge gefaßt sind, nicht erhoben werden sollen; sie beschränkt die Zulässigkeit von Abgaben für die Schifffahrt auf solche, welche für die Benutzung bestimmter Anstalten erhoben werden, welche ein Äquivalent für die Benutzung solcher Anstalten sind, und sie läßt es nicht zu, Abgaben zu erheben, welche lediglich den Zweck haben, die Kosten für die gewöhnliche Unterhaltung der Fahrbarkeit der Ströme aufzubringen.“

Der Minister unterstellte hierbei, daß der Abgeordnete von Bülow nur solche Anstalten gemeint habe, welche im Rahmen der „gewöhnlichen Unterhaltung“ der Fahrbarkeit der Elbe lägen. Der Abgeordnete von Bülow scheint auch in der Tat eine solche Meinung gehegt zu haben; denn er zog seinen Antrag angesichts der Delbrück'schen Erklärung zurück.

Bergegenwärtigt man sich jene drei grundsätzlichen Auffassungen über die Bedeutung des Art. 54, so läßt sich nicht verkennen, daß diese parlamentarischen Erörterungen im Rahmen der radikalen Ansicht, wonach ein von Natur schiffbares Gewässer niemals zu einer künstlichen Wasserstraße im Rechtsinne werden und unter keinen Umständen Objekt einer Abgabenerhebung sein kann, nicht möglich gewesen wären. Ebenso wenig wären sie möglich gewesen auf der Grundlage der Meinung, daß künstliche Verbesserungen des Fahrwassers in einer natürlichen Wasserstraße niemals „besondere Anstalten“ im Sinne des Art. 54 sein könnten. Denn die Tatsache der natürlichen Schiffbarkeit der Elbe war allgemein bekannt und niemals streitig; wäre sie als allein ausschlaggebend angesehen worden, so hätte man sich weitere Deduktionen sparen können. Der Minister Delbrück hätte dann nicht nötig gehabt, seine Erklärung über die Unvereinbarkeit der Abgabenerhebung mit der Reichsverfassung auf solche Abgaben zu beschränken, welche die Gegenleistung für „die gewöhnliche Unterhaltung der Fahrbarkeit der Ströme“ sind. Diese Einschränkung hat doch nur dann einen Sinn, wenn Wasserbauten, welche über diese gewöhnliche Unterhaltung hinausgehen und eine wesentliche Erhöhung der Fahrtiefe oder sonstige Verbesserungen der Schiffahrtsverhältnisse herbeiführen, dem bauenden Staate die Befugnis zur Abgabenerhebung verleihen, entweder, weil der Fluß hierdurch in eine künstliche Wasserstraße verwandelt wird, oder weil die künstlich hergestellte Fahrinne als „besondere Anstalt“ anzusehen ist. Hätte der Minister der natürlichen Wasserstraße einen charakter indelebilis im Sinne des Art. 54 beigemessen, so hätte er sich sehr viel kürzer und klarer ausdrücken können, jedenfalls aber jene einschränkende Bemerkung fortlassen müssen.

In ähnlichem Sinne hat sich der Bericht der Bundesratsausschüsse vom 13. April 1870 zu dem Entwurf eines Bundesgesetzes über Flößereiabgaben auf den nicht schiffbaren Flüssen ausgesprochen. Es heißt dort, daß die Norddeutsche Bundesverfassung die Tendenz habe,

„die Erhöhung und Vervielfältigung der Wasserzölle auszuschließen, sie nach und nach einzuschränken und endlich sie da ganz abzuschaffen, wo sie ohne Entgelt genommen werden“,

und an einer späteren Stelle wird erklärt:

„Jedenfalls ist nun durch Art. 54 der Verfassung so viel bestimmt, daß Wasserabgaben nur für die Benutzung besonderer Anstalten entrichtet werden sollen. Die bloße Unterhaltung der Strombahn ist aber keine besondere Anstalt“.

Auch hier tritt die Auffassung hervor, daß Verbesserungen der Strombahn allerdings unter den Begriff der „besonderen Anstalt“ fallen würden, daß also ein von Natur schiffbares Gewässer nicht schon wegen dieser historisch überkommenen Eigenschaft unter allen Umständen und für alle Zeiten der Abgabenerhebung entzogen sein solle. Die ausdrückliche Verwahrung der Bundesratsausschüsse gegen die Subsummierung bloßer Unterhaltungsarbeiten unter den Begriff der „besonderen Anstalten“ hätte keinen Sinn gehabt, wenn dieser Begriff auch auf Vertiefungen und Begradigungen nicht anwendbar sein sollte.

Das in den parlamentarischen Vorgängen von 1869 und 1870 beruhende Auslegungsmaterial dürfte um so bedeutungsvoller sein, als es durch die unveränderte Aufnahme des Art. 54 der Norddeutschen Bundesverfassung von 1867 in die Reichsverfassung vom 16. April 1871 gewissermaßen sanktioniert ist.

In der Folgezeit hat sich die Reichsgesetzgebung mit diesem Artikel noch einmal beschäftigt, als im Jahre 1886 der Bundesrat eine Vorlage einbrachte, durch welche Bremen zur Erhebung von Schiffsabgaben auf der zwischen Bremen und Bremerhaven liegenden Weserstrecke, deren Vertiefung und teilweise Begradigung es damals plante, ermächtigt werden sollte. Die Begründung dieser Vorlage sagt:

„Auch aus den einschlagenden Bestimmungen der Reichsverfassung (vergl. Art. 54 derselben) werden begründete Einwendungen gegen die Zulassung einer Abgabenerhebung im vorliegenden Falle nicht herzuleiten sein. — Der leitende Gedanke ist augenscheinlich der gewesen, daß für die bloße Nachhilfe, welche erforderlich ist, um die natürlichen Wasserläufe in fahrbarem Zustande zu erhalten, der Verkehr nicht belastet werden sollte, daß dagegen da, wo durch Anwendung künstlicher Mittel eine Fahrbahn erst geschaffen wird, die

Dedung der alsdann aufgewandten außerordentlichen Kosten durch eine Benutzungsgebühr innerhalb gewisser Grenzen be-
rechtigt sei“.

Der Bundesrat stellte sich hiermit augenscheinlich auf den Boden der Delbrücker Erklärung von 1870; das Gesetz sollte nur die Bedeutung einer authentischen Deklaration haben und dem bremischen Staate eine besondere Ermächtigung geben, welche mit Rücksicht auf die Lage der auszubauenden und demnächst der Abgabenerhebung zu unterwerfenden Stromstrecke im Gebiet dreier Staaten — Preußen, Oldenburg und Bremen — erwünscht sein mochte.

Es sind zwar damals im Bundesrat Zweifel darüber angeregt worden, ob hier nicht der Fall einer Verfassungsänderung vorliege; indessen ist eine Beschlußfassung in diesem Sinne nicht erfolgt, weil tatsächlich die für eine Verfassungsänderung erforderliche Mehrheit ohnehin vorhanden war. Das Gesetz und seine Begründung läßt jedenfalls die Absicht einer Verfassungsänderung nicht erkennen.

Auch im Reichstage wurden ähnliche Zweifel laut. Die Kommission war der Meinung, daß eine Verfassungsänderung vorliege; im übrigen ist es aber zu einer Entscheidung der gesetzgebenden Faktoren des Reiches damals nicht gekommen, die Frage ist vielmehr offen geblieben. Man hat sie ungelöst gelassen und absichtlich umgangen.

Die Auffassung der preussischen Regierung ist später — in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 23. Mai 1894 bei Beratung der Resolution Bandelow — in einer Rede des Ministers Riquel zum Ausdruck gekommen. Es heißt dort (Stenographische Berichte S. 2186):

„Aber der Bundesrat spricht in den Motiven zu diesem Gesetz ausdrücklich aus, daß nach seiner Auffassung die Gebührenerhebung durch die bestehende unveränderte Reichsverfassung auch nicht verhindert sei, und es handelte sich dabei doch nur um eine wirkliche Regulierung des Flusses, um eine Vertiefung desselben, ohne daß Schleusen oder sonstige Vorrichtungen besonderer Art zur Erleichterung des Verkehrs vorhanden sind.“

Von besonderem Interesse ist nun ferner auch die Art und Weise, wie der Art. 54 in der Gesetzgebung und Verwaltung der Bundesstaaten ausgelegt und angewendet worden ist.

Hierbei ist zunächst zu konstatieren, daß keine Regierung sich auf den extremen Standpunkt gestellt hat, wie ihn die Handelskammer für den Regierungsbezirk Oppeln und andere Interessenvertretungen einnehmen, daß eine von Hause aus natürliche Wasserstraße das Privilegium der Abgabefreiheit auch durch Kanalisierung nicht verlieren könne. Preußen hat nach dem Inkrafttreten der Bundesverfassung von 1867 die Schiffsabgaben auf kanalisierten, schon vor der Kanalisierung schiffbar gewesenen Flüssen, insbesondere auf der Saale, Havel, Spree, Oder und Neße, weiter erhoben und auf anderen durch Kanalisierung verbesserten Wasserstraßen, nämlich auf der Saar, dem Main, der Ems, der Fulda, der oberen Neße und der unteren Brahe, derartige Abgaben neu eingeführt. Ebenso erhebt Anhalt nach wie vor Schiffsabgaben auf der kanalisierten Saale bei Bernburg. Aber auch von Bayern, Baden und Hessen ist bei Abschluß des Vertrages über die Kanalisierung des Untermaines vom 1. Februar 1883 die rechtliche Möglichkeit der Erhebung von Schiffsabgaben auf der so verbesserten Wasserstraße vorausgesetzt und anerkannt worden.

Hinsichtlich derjenigen natürlichen Wasserstraßen, deren Schiffbarkeit durch andere Mittel als durch Kanalisierung über das ursprüngliche Maß hinaus gesteigert worden ist, hat in Preußen nicht nur die Regierung, sondern auch die Volksvertretung stets die Abgabenerhebung im Rahmen der Delbrück'schen Erklärung von 1870 als zulässig angesehen. Nach 1867 wurden die Abgaben für die Befahrung der Schlei, der Deime, der Gilge, der Ucker und der Haffrinnen zwischen Billau und Königsberg sowie zwischen Stettin und Swinemünde — obwohl alle diese Gewässer von Natur schiffbar sind — fort erhoben. Auf den beiden letzteren Wasserstraßen sind vor einigen Jahren, anläßlich der bedeutenden Verbesserung ihrer Fahrtiefe durch weitere Bauten, neue Abgabentarife eingeführt worden, wobei der preußische Landtag insofern mitgewirkt hat, als er in den Jahren 1889 und 1895 die Mittel für jene Bauten nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung der teilweisen Selbstkostendeckung aus Schiffsabgaben bewilligte. Außerdem wurde der Ertrag der neuen Abgabentarife durch die Kaufmannschaften in Königsberg und Stettin garantiert.

Neben diesen besonderen Abgaben wird noch das Swinemünder und Billauer Hafengeld weiter erhoben, welches für die nach Stettin und Königsberg weitergehenden Schiffe von jeher nichts anderes als

eine Schiffahrtsabgabe für die Befahrung der Haffe, der Swine, der Ober und des Pregels gewesen ist.

Ferner wurden auf der Emster im Jahre 1871, auf der Elbinger Weichsel sowie auf der regulierten unteren Neße im Jahre 1899 und auf der Beetz—Niewendtfsee—Wasserstraße 1903 Schiffahrtsabgaben eingeführt.

Auf der Weser unterhalb Bremerhaven — also außerhalb des Geltungsbereiches des Reichsgesetzes vom 5. April 1886 — wurde unter der Herrschaft des Art. 54 die Erhebung von Abgaben für die Benutzung der künstlich geschaffenen Fahrinne für gemeinsame Rechnung der drei beteiligten Uferstaaten Preußen, Oldenburg und Bremen, durch eine Reihe von Verträgen geregelt. In dem ersten Vertrage vom 6. März 1876 übernahmen diese drei Staaten die Unterhaltung der Schiffahrtszeichen und die Hälfte von den Anlagekosten für gewisse Wasserbauten, deren andere Hälfte das Reich trug, indem sie gleichzeitig die Erhebung einer Abgabe von allen diese Weserstrecke befahrenden Schiffen über 200 cbm Raumgehalt beschloßen. In einem zweiten Vertrage vom 11. März 1891 heißt es wörtlich:

„In der Außenweser (dies ist die übliche Bezeichnung für die Mündungstrecke der Weser unterhalb Bremerhaven) wird durch Anwendung künstlicher Mittel mit einem Kostenbetrage bis zu 3 000 000 Mark eine neue Fahrbahn hergestellt. Die Ausführung wird auf Grund des von den drei Regierungen im Einverständnis mit der Kaiserlichen Marineverwaltung vereinbarten Planes durch Bremen bewirkt,“

und in einem folgenden Artikel wird bestimmt:

„Die Kosten der Ausführung und der Unterhaltung bis zu 3 000 000 Mark zuzüglich einer Verzinsung von 3,5 Proz. werden aus dem Aufkommen der zufolge Staatsvertrages vom 6. März 1876 zur Hebung gelangenden Schiffahrtsabgabe erstattet.“

In der zum Vertrage gehörigen Denkschrift wird die Selbstkostendeckung durch Schiffahrtsabgaben mit den Worten begründet:

„Schließlich mag noch hervorgehoben werden, daß einer Bestreitung dieser Kosten aus den Erträgen der Weserschiffahrtsabgabe der Art. 54 der Reichsverfassung nicht entgegensteht, da es sich in dem vorliegenden Falle nicht um eine gewöhnliche Instandsetzung des alten Flußlaufes,

sondern darum handelt, durch die Beseitigung einer ausgebildeten Stromspaltung ein neues einheitliches und regelmäßiges Flußbett unter Anwendung künstlicher Mittel, insbesondere der Erbauung eines großen Leitdammes mit Querdämmen herzustellen.“

Auch hier tritt wieder der Delbrücker Gedanke, wonach die gewöhnliche Unterhaltung der Fahrbarkeit von den eigentlichen Schiffahrtsverbesserungen unterschieden werden muß, deutlich hervor.

Es sind dann noch zwei weitere Verträge über den Ausbau der Fahrinne und die Erhebung von Schiffahrtsabgaben in der Außenweser mit fast gleichem Wortlaute des Textes und der Begründung zwischen den drei Staaten am 25. Februar 1896 und 1. März 1900 geschlossen worden; in jedem dieser Verträge wurden weitere 5 Mill. Mark für Schiffahrtsverbesserungen ausgeworfen. Die Reichsverwaltung war in derselben Weise wie bei den früheren Verträgen beteiligt.

Alle diese Verträge sind von den gesetzgebenden Körperschaften in Preußen, Oldenburg und Bremen angenommen worden.

Auf der Unterelbe wird für Rechnung des hamburgischen Staates seit langer Zeit eine Abgabe erhoben, welche zwar als Lotsgeld bezeichnet wird, tatsächlich aber nichts anderes ist, als eine für die Befahrung des Stromes zu entrichtende Abgabe. Denn sie wird auch von solchen Schiffen gefordert, welche keine Lotsendienste beanspruchen, und ihr Ertrag wird nicht nur zur Unterhaltung des Lotswesens, sondern auch zur Unterhaltung und Verbesserung des Fahrwassers verwendet.

Man sieht also, daß gerade diejenigen Bundesstaaten, deren wirtschaftliche Interessen am innigsten mit der Schiffahrt zusammenhängen, die Erhebung von Schiffahrtsabgaben auf natürlichen, insbesondere auch auf nicht kanalisierten natürlichen Wasserstraßen für zulässig und mit Art. 54 vereinbar angesehen haben.

Aus dieser Tatsache läßt sich freilich ein juristisch zwingender Beweis für die Richtigkeit einer solchen Auslegung der Reichsverfassung noch nicht herleiten. Es wäre ja theoretisch möglich, daß Preußen und die sonst beteiligten Bundesstaaten die Verfassung falsch ausgelegt hätten. Daß aber der führende Bundesstaat Preußen die dem Art. 54 zu Grunde liegende Absicht von vornherein falsch verstanden oder gar absichtlich unausgeführt gelassen und späterhin ihr so oft entgegengehandelt hätte, obwohl doch gerade Preußen der Urheber dieser Verfassungsbestimmung

und der eigentliche Träger der darin ausgedrückten wirtschafts-
politischen Ideen seit langen Jahrzehnten gewesen war, ist mehr
als unwahrscheinlich. Insofern wird man also doch wohl die Ver-
waltungs- und Gesetzgebungspraxis Preußens und anderer Bundes-
staaten als Auslegungsmaterial mitverwerten und namentlich aus
der Haltung des führenden Bundesstaates in Verbindung mit der
Entstehungsgeschichte der Verfassung einen Rückschluß auf die
Willensmeinung des Art. 54 ziehen können. Möglicherweise be-
ruht diese Haltung der beteiligten Regierungen und Volksver-
tretungen darauf, daß die Bundesrats- und Reichstagsverhandlungen
von 1869 und 1870 in ähnlicher Weise, wie es hier geschehen ist,
zur Auslegung des Art. 54 herangezogen worden sind. Jeden-
falls wäre sie durch eine solche Heranziehung ausreichend zu recht-
fertigen.

Im umgekehrten Falle müßte man annehmen, daß Preußen
und eine Anzahl anderer Bundesstaaten darauf angewiesen wären,
im Wege der Reichs-Gesetzgebung Indemnität zu erbitten. In-
dessen würden diejenigen, welche etwa der preußischen Regierung
den Vorwurf der dauernden Verletzung der Reichsverfassung machen
wollten, die Berechtigung dieses Vorwurfes ihrerseits zu beweisen
haben.

In dem Meinungskampfe über die Zulässigkeit der Schiffahrts-
abgaben auf natürlichen Wasserstraßen wird die preußische Re-
gierung die Wahl der Stellung, in der und für welche sie kämpfen
soll, nach dem bisher Geschehenen kaum noch haben: sie wird
andererseits aber auch auf die Bundesgenossenschaft mehrerer
Bundesstaaten, deren Interesse an der Schiffahrt ein besonders
starkes ist, rechnen dürfen.

Immerhin wird man zugeben müssen, daß auch für eine
andere als die hier vertretene Auslegung des Art. 54 sich mancherlei
Gründe anführen lassen.

Eine abweichende Ansicht vertritt insbesondere auch Professor
Schumacher in seinem eingangs erwähnten Buche „zur Frage der
Schiffahrtsabgaben“, welches namentlich auf Seite 136 bis 139
die Frage der Auslegung des geltenden Verfassungsrechts erörtert,
wobei übrigens in dem Zitat aus dem Berichte der Bundesrats-
ausschüsse vom 13. April 1870 ein sinnstörender Druckfehler unter-
gelaufen ist, insofern es dort Seite 137 heißt: „Die bloße Unter-
haltung der Strom b a u t e n — richtig Strom b a h n — ist aber
keine besondere Anstalt“.

Ebenso hält der Reichsgerichtsrat a. D. Wittmaat in seinem Aufsatz „Völkerrechtliche Bedenken gegen die Einführung von Abgaben auf die Flußschifffahrt“ im Archiv für öffentliches Recht 1904 eine solche Abgabenerhebung auf den historischen natürlichen Wasserstraßen nach Art. 54 unter allen Umständen für unzulässig, ohne übrigens auf das in den Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaften des Norddeutschen Bundes von 1869 und 1870 beruhende Auslegungsmaterial einzugehen.

Die zweite Gruppe der für diese Frage in Betracht kommenden Rechtsquellen bilden die Staatsverträge mit Holland und mit Oesterreich.

Der erstere — die Rheinschifffahrtsakte vom 17. Oktober 1868 — ist nicht vom Norddeutschen Bunde, sondern von dem Bundesstaate Preußen geschlossen worden. Die darin hinsichtlich der Schifffahrtsabgaben getroffenen Abreden mußten sich also im Rahmen des Art. 54 der Verfassung des Norddeutschen Bundes halten; denn sonst hätte es sich um eine Abänderung dieser Verfassung gehandelt, welche vom Bundesrat und Reichstag zu beschließen war. Es wäre zwar an sich denkbar gewesen, daß Preußen sich gegenüber Holland, Hessen, Bayern, Baden und Frankreich noch weitergehenden Beschränkungen hinsichtlich der Erhebung von Schifffahrtsabgaben hätte unterwerfen wollen, als sie verfassungsmäßig in den Grenzen des Bundesgebietes schon durch Art. 54 eingeführt waren. Für eine solche Annahme bieten aber die Verhandlungen, welche der Entstehung der Akte und ihrer Guttheißung durch den preußischen Landtag vorhergingen — soweit erstere bekannt geworden sind — keinen Anhalt. Es ist auch von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß man in Preußen unmittelbar nach dem Inkrafttreten des Art. 54 der Verfassung des Norddeutschen Bundes, der doch den Gegenstand erschöpfend regeln sollte, bei den Verhandlungen mit den Nachbarstaaten etwas anderes erstrebt haben sollte, als die Grundsätze dieses Artikels auch in den Beziehungen zu den außerhalb des Bundes stehenden Staaten zu verwirklichen.

Sicher war dies die Absicht bei Abschluß des Vertrages mit Oesterreich über die Aufhebung der Elbzölle, welcher von Bundeswegen geschlossen wurde und bei dessen Beratung die bereits erwähnte Aussprache über die Bedeutung des Art. 54 stattfand; man hat ohne Zweifel damals Oesterreich gegenüber hinsichtlich der Elbe keine andere Bindung in der Abgabenfrage eingehen wollen,

wie sie Preußen bezüglich des Rheines schon übernommen hatte. Ein anderer Standpunkt wäre sehr auffällig gewesen und hätte einer Begründung bedurft. Es lag keine Veranlassung vor, den Rhein und die Elbe bezüglich der Schiffahrtsabgaben verschieden zu behandeln.

Hinsichtlich der Rheinschiffahrtsakte kommt übrigens auch noch ein weiterer Gesichtspunkt in Betracht, der aus dem inneren Gefüge der Vertragsbestimmungen zu entnehmen ist. Die Akte enthält zwei Vorschriften von fundamentaler Wichtigkeit erstens über die Verpflichtung der Uferstaaten zur Ausführung von Strombauten und zweitens über die Art ihrer Finanzierung. Es wird einerseits der Satz aufgestellt, daß die Uferstaaten das Fahrwasser „in guten Stand setzen und darin erhalten“ müssen, und es wird andererseits hinsichtlich der Finanzierung der Strombauten negativ bestimmt, daß sie nicht durch Erhebung von Schiffahrtsabgaben geschehen darf. Es liegt nahe, diese beiden Bestimmungen in Art. 3 und 28 nicht als isolierte, von einander unabhängige Kundgebungen aufzufassen, sondern eine innere Beziehung zwischen ihnen als vorhanden anzunehmen, und zwar in dem Sinne, daß die gewollte Begrenzung der Strombaupflicht mit derjenigen des Verzichts auf Abgabenerhebung zusammenfällt. Ein organischer Zusammenhang dieser beiden Vorschriften miteinander wie mit dem ganzen übrigen Inhalt der Akte muß der Natur der Sache nach vermutet werden. Es haben nun über den Umfang der durch die Akte begründeten Strombaupflicht zwischen den Uferstaaten mehrfach Erörterungen stattgefunden. Man hat dabei den Standpunkt eingenommen, daß die Staaten nur zur Beseitigung von Verwilderungen und zur Aufrechterhaltung des status quo hinsichtlich der natürlichen Schiffbarkeit vertragsmäßig gehalten seien. Eine Verpflichtung zu weitergehenden Verbesserungen — geschweige denn eine Verpflichtung, den Strom auf das mit technischen Mitteln überhaupt erreichbare Maß von Schiffbarkeit zu bringen — ist nicht anerkannt worden. Insbesondere hat Holland diesen Standpunkt mit großer Bestimmtheit eingenommen.

Sollte gleichwohl die Absicht dahin gegangen sein, das Verbot der Schiffahrtsabgaben auf alle, auch auf freiwillig ausgeführte, über den Rahmen der internationalen Verpflichtung hinausgehende Stromverbesserungen auszudehnen, so müßten hierfür doch wohl zwingende Beweismomente beigebracht werden.

Im Schlußprotokoll zu Art. 3 der Akte findet sich die Er-

klärung, daß das Verbot von Schiffsabgaben für die bloße Tatsache der Befahrung nicht auf künstliche Schiffswege Anwendung finden solle. Nun ist aber das Geltungsgebiet der Akte ausdrücklich auf den Rhein und seine schiffbaren Nebenflüsse sowie auf die Verbindungen zum Meere über Rotterdam, Hellvoethuis, Dordrecht und Brielle beschränkt worden. Es kann also der Vorbehalt hinsichtlich der künstlichen Wasserstraßen nur für den Fall gemacht sein, daß die der Akte unterworfenen Flüsse oder Teile von ihnen durch bauliche Verbesserungen in künstliche Binnenschiffswege verwandelt werden sollten. Hieraus geht hervor, daß man bei Abschluß des Vertrages von der Annahme ausging, es könne der Uebergang aus der Kategorie der natürlichen in diejenige der künstlichen Wasserstraßen herbeigeführt werden durch Strombauten, welche eine Steigerung der Schiffbarkeit über das von der Natur dargebotene Maß hinaus zur Folge haben.

Es wäre demnach nicht zulässig, den Bestimmungen der Staatsverträge eine andere Bedeutung als diejenige des Art. 54 beizulegen, und man würde zu dem Schlussergebnis kommen, daß rechtliche Hindernisse der Verallgemeinerung der Schiffsabgaben auf den natürlichen Wasserstraßen oder mit anderen Worten der Beseitigung der auf diesem Gebiete vorhandenen Imparität nicht entgegenstehen.

Der oben erwähnte Auffaß von Wittmaaf kommt allerdings hinsichtlich der Auslegung der Staatsverträge zu einem anderen Ergebnis, das der Ansicht des Verfassers von der Bedeutung des Art. 54 der Reichsverfassung entspricht.

Der tatsächliche Zustand hinsichtlich der finanziellen Behandlung der natürlichen Wasserstraßen in Preußen entspricht weder der vorstehend entwickelten noch der im gegnerischen Lager vertretenen Rechtsauffassung; denn gegenwärtig sind von 1500 km kanalisierter natürlicher Wasserstraßen 1150 abgabepflichtig und 350 abgabefrei, während von 4000 km regulierter Wasserstraßen 3550 abgabefrei und 450 abgabepflichtig sind.

III. Die politische Seite der Frage.

Man wird sich im übrigen immer gegenwärtig halten müssen, daß der Schwerpunkt der Frage nicht in juristischen Deduktionen, sondern in praktischen wirtschaftspolitischen Erwägungen liegt. Ist der bestehende Zustand wirklich ein wirtschaftspolitisches Unrecht, so wird dieses Unrecht mit der zunehmenden Verbesserung der

Wasserstraßen und mit der Investierung immer größerer Kapitalien für Schiffahrtszwecke sich immer schärfer fühlbar machen, und das formale Recht würde, auch wenn es der Verallgemeinerung der Schiffahrtsabgaben entgegenstünde, auf die Dauer der Entwicklung der Dinge — dem Drucke der wirtschaftlichen Interessen — keinen Widerstand leisten können. Es handelt sich hier schließlich doch weniger um Theorien und Doktrinen, als vielmehr um die praktisch-geschäftliche Frage der Finanzierung von Wasserstraßenbauten. Die Schiffahrtsabgaben erscheinen dann nur noch als ein Mittel zu diesem Zwecke, und die Tarife bilden die Handhabe, um die finanzielle Mitwirkung der Beteiligten bei künftigen Schiffahrtsverbesserungen auf der Basis des öffentlichen Rechtes zu organisieren.

Dieser Gedanke hat auch seit längerer Zeit schon in der öffentlichen Diskussion erkennbare Umriffe gewonnen. Die Schriften von Graf über die Rheinschiffahrt 1890 und von der Borghht über die wirtschaftliche Bedeutung der Rheinschiffahrt 1892 — erstere auf Veranlassung eines rheinischen Großkaufmannes erschienen, letztere im Auftrage der Kölner Handelskammer geschrieben — nehmen übereinstimmend die Erhebung von Rheinschiffahrtsabgaben als Entgelt für weitere Verbesserungen des Fahrwassers in Aussicht. In neuester Zeit ist mehrfach der Vorschlag gemacht worden, man solle auf Rentbarmachung der in der Vergangenheit für Schiffahrtsverbesserungen aufgewandten Kapitalien verzichten und die Selbstkostendeckung durch Abgaben nur für künftige Geldaufwendungen verlangen.

Zur Begründung wird darauf hingewiesen, daß jene Kapitalien seinerzeit ohne einen auf die Abgabenerhebung bezüglichen Vorbehalt gegeben worden seien, und daß die nachträgliche Erschwerung der wirtschaftlichen Existenzbedingungen durch Schiffahrtsabgaben ein Unrecht sei gegenüber dem Schiffergewerbe, gegenüber dem Handel und der Industrie in den Stromtälern ebenso wie gegenüber den Gemeinden, welche Häfen an abgabenfreien Strömen errichtet hätten.

Demgegenüber ist jedoch zu berücksichtigen, daß auch auf den jetzt abgabenpflichtigen Wasserstraßen vielfach Tarife nachträglich eingeführt worden sind, ohne daß beim Ausbau dieser Wasserstraßen ein entsprechender Vorbehalt gemacht worden wäre; ein Beispiel hierfür aus jüngster Zeit sind die Mainschiffahrtsabgaben. Und wenn die nachträgliche Einführung von Schiffahrtsabgaben ein

wirtschaftliches Unrecht wäre, so müßte dasselbe für jede Steuer oder Abgabe gelten, die für ein bestehendes Gewerbe neu eingeführt oder später erhöht wird. Bekanntlich sind die Schiffsabgaben auf den märkischen Wasserstraßen im Jahre 1891 beträchtlich erhöht worden und auch im Jahre 1903 haben sie eine, wenn gleich geringfügige, Steigerung erfahren.

Außerdem würde aber auch die Unterscheidung zwischen vergangenen und künftigen Verbesserungen zu praktischen Unzuträglichkeiten führen, insofern solche Verbesserungen doch immer nur auf einzelnen Stromstrecken auszuführen wären und nur denjenigen Fahrzeugen zugute kommen würden, welche jetzt noch nicht verkehren können. Die Beschränkung der Abgabenerhebung auf einzelne Abschnitte einer Wasserstraße und auf die verhältnismäßig kleine Gruppe der durch weitere Verbesserungen bevorteilten Schiffe würde sich schwerlich durchführen lassen.

Es harren auf dem Gebiete der Stromverbesserungen für Schiffsfahrtszwecke noch große und wichtige Aufgaben ihrer Lösung. Das gilt namentlich auch für den Rhein. Die Fortsetzung der Stromregulierung nach Süden bis Straßburg, die Verbesserung der Verhältnisse in der Felsenstrecke zwischen Bingen und St. Goar, wo jetzt mit gewaltigem Mehraufwand an Betriebskosten die Schleppzüge auf der Bergfahrt zerlegt werden müssen, die Niedrigwasserregulierung und die Erhöhung der Fahrtiefe für die Rheinschiffahrt — alles das sind große Ziele von hoher wirtschaftlicher Bedeutung, für welche teilweise auch schon technische Vorarbeiten gemacht sind, die aber andererseits auch sehr große Geldmittel erfordern. Ein nüchtern denkender Freund der Schifffahrt wird sich die Frage reiflich überlegen müssen, ob zur Erlangung dieser Mittel auf dem alten Wege der Bewilligung à fonds perdu Aussicht vorhanden ist, oder ob man nicht besser daran tut, den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen, und hinsichtlich der Finanzierung neue Wege zu beschreiten, sofern nur am letzten Ende dabei Vorteile für die Schifffahrt und die sonst beteiligten wirtschaftlichen Interessen herauspringen. Wahrscheinlich würden die auf einer modernen und gesunden Finanzierungsgrundlage erreichbaren Verbesserungen der Wasserstraßen, insbesondere durch bessere Ausnutzung der Betriebsmittel, der Schifffahrt Vorteile bringen, welche ihre Belastung durch die verhältnismäßig sehr unbedeutenden Abgaben bei weitem überwiegen, und im Endergebnis eine Verlängerung ihres Aktionsradius zur Folge haben werden.

Die Schiffahrtsabgaben als Mittel zur Finanzierung von Schiffahrtsverbesserungen haben in Deutschland mit seiner eigenartigen Staatenbildung noch insofern eine besondere Bedeutung, als hiermit vielleicht diejenigen Hindernisse besser überwunden werden könnten, welche sich aus der Zugehörigkeit einzelner Flußstrecken zu kleinen, wenig finanzkräftigen und teilweise an der Binnenschiffahrt wenig beteiligten Staaten ergeben. Die Ausgaben für Stromverbesserungen sind beispielsweise für die kleineren, an der Elbe beteiligten Bundesstaaten eine schwere Last, die in keinem Verhältnis steht zu dem partikularen Interesse einzelner Staaten an der Fortentwicklung der Binnenschiffahrt. Denkt man sich eine Finanzgemeinschaft der Uferstaaten hinsichtlich der nach einheitlichen Sätzen zu erhebenden Schiffahrtsabgaben behufs anteiliger Deckung der Wasserbaukosten aus dem Gesamtertrage, so könnte vielleicht mancher Fortschritt hinsichtlich des Ausbaues unserer Wasserstraßen, der jetzt an finanziellen Bedenken der schwächeren Staaten scheitern müßte, realisiert werden. Die Verbesserung des Rheins für die Fahrt nach Straßburg könnte aus dem von der gesamten Rheinschiffahrt aufzubringenden Abgaben wahrscheinlich leicht finanziert werden. Diese Art der Finanzierung würde auch durchaus der Sachlage entsprechen. Denn es handelt sich hier keineswegs nur um ein partikulares Interesse des Reichslandes, sondern auch um die Interessen der Rheinschiffahrt im Ganzen.

Eine Gemeinschaftskasse der Uferstaaten für die Unterhaltung und den Ausbau eines Stromes könnte nach Analogie der preussischen Ruhrschiffahrtsverwaltung in der Weise eingerichtet werden, daß die Einnahmen immer nur zur Bestreitung der auf sie angewiesenen Ausgaben benutzt und Ueberschüsse lediglich zur Ermäßigung der Abgaben oder zu neuen Verbesserungen der Verkehrsanlagen verwendet werden dürften. Bei dieser Verwaltung könnte vielleicht auch eine gewisse Mitwirkung von Vertretern der Schiffahrt und der mit ihr zusammenhängenden Erwerbsgruppen in Frage kommen. Für die Organisation könnte diejenige der in England für abgabenpflichtige Wasserstraßen bestehenden public trusts und boards in mancher Hinsicht als Vorbild oder Anhalt dienen. Eine zweckmäßige Zusammenfassung der berufenen Vertreter der Schiffahrtsinteressen innerhalb der einzelnen Stromgebiete wäre auch für manche anderen öffentlichen Interessen von Vorteil.

Die finanziellen Ergebnisse der Ruhrschiffahrtsverwaltung sind

bekanntlich glänzend gewesen, und große Summen für die Verbesserung des Ruhrorter Hafens sind in den letzten Jahren vom Landtage anstandslos bewilligt worden, eben weil hier das Prinzip der finanziellen Selbsterhaltung durch Schiffsahrtgebühren von jeher verwirklicht war, zum großen Nutzen der Schiffsahrt und des Handels am Niederrhein.

Mit derartigen Ideen sich zu beschäftigen, wäre allerdings zwecklos, wenn man zu der Annahme berechtigt wäre, daß der bisherige Zustand sich noch lange aufrechterhalten ließe, wo Schiffsahrtverbesserungen bei der einen Gruppe von Wasserstraßen nach dem Grundsatz des fonds perdu auf Kosten der Allgemeinheit, bei der anderen Gruppe nach dem Prinzip der Selbstkostendeckung durch die Beteiligten finanziert werden; die letztere Gruppe würde übrigens durch Ausführung der in der neuen Kanalvorlage enthaltenen Wasserstraßen eine große Verstärkung erhalten.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es schwerlich entgehen, daß dieser Zustand immer stärker angegriffen und immer schwerer haltbar wird. Steht die Sache aber so, daß der Weg zu weiteren Fortschritten für die Schiffsahrt nur durch das Tor der Schiffsahrtabgaben oder vielmehr ihrer Verallgemeinerung hindurchführt, so wird sich ein praktischer Politiker die Frage vorlegen müssen, ob das Opfer der Abgaben mit den zu erreichenden Vorteilen im Verhältnis steht.

Die Antwort auf diese Frage kann kaum zweifelhaft sein; sie wird bejahend ausfallen.

Nordischer Naturalismus und seine Ueberwindung.

Von

Alfred Ipsen.

Es wird nun von Tag zu Tag klarer, daß eine Periode geistiger Kultur und Literatur hier im Norden abgeschlossen ist. Es zeigt sich auf mancherlei Weise, unter anderem darin, daß man nun angefangen hat, diese Zeit und ihre Führer geschichtlich zu behandeln. Wo aber Geschichte hervorspricht, da ist schon Abstand und — Kritik. So lange man sich noch persönlich beteiligt fühlt, wird man sich schwerlich erdreisten, eine objektive Darstellung zu versuchen. Und der Versuch wird jedenfalls nicht gelingen. Angriffs- und Verteidigungsschriften, Pamphlete und Broschüren gehören in die Zeit des Kampfes. Wenn die Objektivität — oder doch die Bestrebung objektiv zu sein — sich in den Vordergrund drängt, dann ist es ein sicheres Zeichen, daß eine neue Periode, eine neue Denkweise siegreich durchgedrungen ist.

Die abgeschlossene Periode — literarisch dürfte man sie wohl als die Periode des Naturalismus bezeichnen — fing mit dem Anfang der siebziger Jahre an und dehnte sich über die folgenden Dezennien bis Ende der neunziger Jahre, erreichte ihre Kulmination in den achtziger Jahren und nahm dann wieder ab, während schon vom Anfang der neunziger Jahre an neue entgegengesetzte Geistesströmungen zu Tage traten, erst vereinzelt und spontan, nach und nach sich aber zu einer Gegenströmung oder zu mehreren Gegenströmungen sammelnd.

Es soll hier versucht werden, diese Periode, so gut es sich in der Kürze tun läßt, zu schildern, ihre Vorgänge und Korrupturen, wenn auch nur in Kontur zu zeichnen.

Nachdem in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auf allen Gebieten des geistigen Lebens fruchtbare Kräfte gewaltet und einen Durchbruch nationalen Lebens und Dichtens hervor-

gerufen hatten, wie es in unserer Geschichte nie früher gesehen ist, war in den dreißiger und vierziger Jahren eine rein politische Bewegung gefolgt, darauf zielend, die Regierungsmacht aus den Händen des Königs zu nehmen und in die Hände einer Volksrepräsentation zu legen und im Jahre 1849 wurde der Wunsch erfüllt. Der König teilte seine Macht mit dem Volk, indem er ihm eine Konstitution gab, wodurch das Volk selbst als mündig erklärt wurde und zum großen Teil die Verantwortlichkeit für sein Schicksal übernahm. Dadurch waren die Bedingungen für eine neue, demokratische Entwicklung gegeben und mit der gleichzeitigen rapiden Entwicklung des Verkehrswesens war eine lebhaftere Verbindung mit der Außenwelt und eine stärkere Wechselwirkung mit den Ideen und Geistesströmungen des Auslandes ermöglicht.

Wenn aber in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts deutsche Strömungen und Einflüsse überwogen hatten — man erinnere, daß Henrik Steffens von Deutschland die Schellingsche Philosophie und die romantische Dichtung übergepflanzt hatte — waren es nun hauptsächlich französische Einflüsse, die das Uebergewicht gewannen.

Wie schon gesagt, pflegt man die neue Zeit von dem Anfang der sechziger Jahre zu datieren, und zwar wesentlich aus zwei Gründen. Es war um diese Zeit, daß der Sozialismus zum ersten Male in Dänemark seinen Einzug hielt, nicht als philosophisches Problem — als solches war es schon älter — sondern als praktische Organisation, als Arbeiterbewegung. Eine Lokalabteilung der „Internationale“ wurde in Kopenhagen etabliert und zur gleichen Zeit ein agitatorisches Tagblatt errichtet. Dieses Organ „Der Sozialist“ (Redakteur Louis Pio) führte eine sehr aufwieglerische Sprache, als gälte es, möglichst bald eine Revolution auf die Beine zu stellen, und die Bestrebungen gelangen so gut, daß es sehr bald zu Konflikten mit der Staatsgewalt kam. Die Polizei war damals viel mehr nervös als sie nach später gewonnenen Erfahrungen nun ist.

Ungefähr zur selben Zeit begann Dr. Georg Brandes (jetzt Titularprofessor) als junger Privatdozent auf der Kopenhagener Universität seine auch in Deutschland bekannten Vorlesungen über „Die Hauptströmungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts“. Es war im Spätherbst 1871, daß er ein volles Auditorium um diese Vorlesungen versammelte. Die erste Reihe behandelte die „Emigranteliteratur“. Wie es sich schon aus dem Titel ergibt,

handelte es sich hier nicht um die Behandlung rein literarischer Probleme, sondern vielmehr um eine neue sozial-revolutionäre Anschauungsweise, den Schriften der revolutionären Schriftsteller und Schriftstellerinnen entnommen. Der Verfasser hatte seine Klassiker gelesen, wie der Teufel die Bibel liest, zitierte wie es paßte und beabsichtigte nichts weniger als eine vollständige Umgestaltung der ganzen Gesellschaft. Dieses Programm wurde ohne wissenschaftliche Gründlichkeit und Umständlichkeit vorgetragen, es war agitatorisch zugespitzt und dem Inhalt nach hauptsächlich ein Angriff auf Christentum und herkömmliche Moral und zugleich auf die romantisch-idealistische Literatur, welche bis dahin in Dänemark und Skandinavien überhaupt das Szepter geführt hatte. Durch ihre Gewalt, ihren Impetus, die flammende temperamentvolle, jüdisch-gefärbte Leidenschaftlichkeit rissen diese Vorlesungen einen großen Teil der unreifen Jugend zu lebhaftem Beifall hin. Was die träumende Jugend immer und überall begehrt: eine vollständig neue Zeit, eine ganz neue Weltordnung, das eben versprachen sie. Freiheit war ihr erstes und letztes Wort, Freiheit von jedem Zwange, eine Freiheit ohne Grenzen wie der Weltraum. Und man sah nicht ein, daß eine solche Freiheit in sich selbst unmöglich ist.

Georg Brandes war schon damals kein Neuling. Geboren 1842, war er schon in den sechziger Jahren als Literaturhistoriker und dramatischer Kritiker aufgetreten. Er hatte Persönlichkeiten der früheren dänischen Literatur in kleinen Monographien behandelt, er hatte eine Reihe von dramaturgischen Rezensionen veröffentlicht, dazu noch eine Doktordissertation über „Die französische Kritik in unseren Tagen“ — ein Buch über S. T a i n e. Diese Leistungen, in Form und Ideen deutlich von St. B e i w e und T a i n e beeinflusst, hatten durch die Anwendung der psychologischen Methode und ihre Unabhängigkeit von autoritären ästhetischen Doktrinen einen besonderen Reiz und sie hatten dem jungen stilvollen Aesthetiker eine geachtete Stellung und einen hervorragenden Platz in dem öffentlichen Leben seines Landes gewonnen, sei es auch, daß er einzelne Gegner hatte, welche schon seine Mängel und Einseitigkeiten entdeckt hatten. Die noch lebenden Dichter der älteren Richtung, welchen Brandes in geschmackvollen und sympathischen Essays gehuldigt hatte, betrachteten ihn mit wohlwollenden Augen, die Jugend, oder vielmehr ein Teil derselben, sah in ihm ihren „gottbegnadeten“ Vertreter und Führer.

Er stand in dem Bewußtsein vieler Gebildeten als der Erneuerer unserer Literaturkritik. Und nicht mit Unrecht.

In den Jahren 1870 bis 1871 unternahm er mit öffentlicher Unterstützung eine große ausländische Reise, namentlich hielt er sich längere Zeit in Paris auf. Er wurde während seines dortigen Aufenthalts von der Luft der Stadt infiziert. Er wurde revolutionär gestimmt. Hier auf dem Boden des Kommunismus fühlte er sich von dem Geist der Revolution durchdrungen, und als er nun die Literatur seines Jahrhunderts in diesem neuen Licht betrachtete, fand er überall die Gedanken der Revolution wieder, das ganze Dichten und Treiben des 19. Jahrhunderts schien ihm die Vorbereitung einer noch ungeborenen, viel radikaleren Umgestaltung, welche ganz Europa umformen sollte.

Nur in seiner Heimat, im fernen, blonden Norden, schien ihm alles Stillstehen, Träumen, trügerischer Idealismus und lügnerische Weltharmonie. Dies war gewiß nicht so; man war im Norden im allgemeinen, wie auch in Dänemark besonders, ebenso „fortgeschritten“ wie anderswo, vielleicht mehr. Weil aber der Fortschritt im Norden nicht durch Revolution und Gewalttaten, sondern ganz friedlich vorgeht, mißverstand Brandes die Situation. Er wollte eine vulkanische Eruption, einen gewaltigen Umschwung, ja noch mehr, er wollte eine vollständige Umgestaltung des Volkscharakters. Und zur selben Zeit hatte ihm der Gedanke erfaßt, daß er berufen sei, eine solche Revolution des geistigen Lebens im Norden herbeizuführen. Als das geeignete Mittel dazu bot sich ihm die Literaturgeschichte des gesammelten Europas dar. Wenn es früher hieß: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, sollte es nun heißen: „Die Literaturgeschichte ist das Weltgericht.“ Und er sollte der Richter sein, von dem Heineschen Viktor begleitet. Den Plan zu seinem sechsbändigen Werk: „Die Hauptströmungen“ scheint er in einem französischen Werke: „Vapereau: Nouveau dictionnaire (Einleitung) gefunden und weiter entwickelt zu haben. Das ganze Werk sollte in seiner Vollendung dem erstaunten Norden zeigen, daß man hier dem übrigen Europa vierzig Jahre nachgeblieben sei.

Wenige Jahre früher hatte sich Brandes in seinem ersten Essay über Henrik Ibsen (1867) scharf gegen die Tendenzdichtung erklärt und dem norwegischen Dichter einen Vorwurf daraus gemacht, daß man in seinen Werken zu viel Kraftanstrengung, zu viel Absicht merke — „die wahren, großen Dichter und Künstler

haben nichts gewollt, sie haben gedichtet, gemalt und komponiert wie Mozart komponierte, als er Don Juan schuf. Nun hieß es umgekehrt: Daß eine Literatur in unseren Tagen lebt, zeigt sich darin, daß sie Probleme zur Diskussion aufnimmt. George Sand z. B. bringt die Ehe, Voltaire, Byron und Feuerbach (!) die Religion, Proudhon (!) das Eigentum, Dumas fils das Verhältnis der Geschlechter und Emile Augier die sozialen Verhältnisse zur Debatte. Daß eine Literatur keine Probleme debattiert, sagt in der Wirklichkeit so viel, daß sie im Begriffe steht, jegliche Bedeutung zu verlieren.

Damit war die ganze ältere romantische oder idealistische Dichtung, welche Brandes früher gepriesen hatte, mit einem Schläge aus dem Wege gebracht, weil sie auf falschem Boden stand. In seiner ersten, einleitenden Vorlesung der „Hauptströmungen“ verkündete Brandes als Hauptdogma der künftigen Literatur „den Glauben an das Recht der freien Forschung und an den endlichen Sieg des freien Gedankens“. Wie man sieht, ist das Gewicht hier nicht mehr auf literarische Qualitäten, psychologischen Scharfsinn, Menschenkenntnis, poetische Kraft gelegt, sondern auf die rechten Anschauungen, die gute Gesinnung, und dieser Gesichtspunkt gab der Literatur der folgenden Dezennien das Gepräge und wurde der Anlaß ihrer Kämpfe.

Für seinen Zweck erwählte Brandes sich aus der Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, wie aus einer Kammkammer, eine Reihe von Werken und Persönlichkeiten, von Parteien und Gruppen, welche er für seinen „heiligen Krieg“ meist geeignet fand, und was nicht ganz paßte, wurde, wenn es auf seinem Wege lag, für den Zweck eingepaßt.

Solches Verfahren konnte von seinen natürlichen Bundesverwandten, den angehenden Sozialisten nicht unbemerkt bleiben. Im „Sozialisten“, dem neuerrichteten Organ der Arbeiterpartei wurde es mit lautem Jubelgeschrei begrüßt.

„Wie lange“ — hieß es hier — „wird die öffentliche Meinung es sich gefallen lassen in den Händen einer Schar von Blödsinnigen zu sein, schafsköpfigen Leuten mit verfaulten Seelen. Wir wissen es nicht. Es sind keine Zeichen vorhanden, daß die Sonne der Gedankenfreiheit bald aufgehen und den Nebel der Borniertheit und der Kameraderie verjagen wird.“

„Doch ja! Ein leuchtender Streifen ist am Horizont erschienen; ein einzelner Mann hat es gewagt auf dem Feld der

Literatur zu einem Kampf herauszufordern, einem Kampf demjenigen ähnlich, welchen wir auf sozialem Boden führen usw.“

Die Sonne der Gedankenfreiheit war der Begegnungspunkt, das ließ sich in der Agitation gebrauchen.

„Der leuchtende Streifen“ verhüllte sich aber in Wolken des Verdrusses. Dr. Brandes fühlte sich nicht im mindesten versucht, die angebotene Bruderschaft anzunehmen. Er, welcher sich schon als aristokratischer Radikaler im Nietzsche'schen Sinne fühlte, beeilte sich, die angebotene Hand von sich zu stoßen. Er erklärte daß er mit den Sozialisten gar keine Verbindung habe, sein Werk sei ausschließlich ein literarisches, was er beabsichtige, sei allein die Revolutionierung der Geister:

Es ist immer eine Eigentümlichkeit bei Georg Brandes gewesen, daß man ihn politisch nicht fixieren kann. Er hält es schwimmend, nach allen Seiten hin läßt er die Möglichkeiten offen. Nur als Sozialist wollte er in diesem Augenblick um keinen Preis ausgerufen werden. In einem unbestrittenen Interview im „Daily Chronicle“ konnte man 1889 lesen, daß Brandes in Dänemark als Anhänger der Linkenpartei betrachtet wurde, daß er sich aber selbst als Anhänger des erleuchteten Despotismus fühle. Wenn Theorie und Praxis sich so weit von einander trennen, läßt es sich nur durch eine bedeutende Portion von Opportunismus erklären.

Den zwei erwähnten Faktoren, dem Sozialismus und dem literarischen Radikalismus schließt sich noch ein dritter Einfluß an: der von England eingepflanzte Darwinismus. Nicht so zu verstehen, als ob der Darwinismus erst durch Brandes und seinen Einfluß in Dänemark bekannt wurde. Er war aber bisher meist in den Kreisen der Gelehrten oder doch Gebildeten diskutiert worden, nun aber wurde er auf den Markt geworfen, indem er den weiten Kreisen des Volks zugänglich gemacht wurde. Ein junger Botaniker cand. mag. J. P. Jacobsen (später als Dichter aufgetreten) übernahm es, die Hauptwerke Charles Darwin's „Die Entstehung der Arten“ (1872) und „Der Ursprung des Menschen und die Qualitätswahl“ (1874—75) ins Dänische zu übersetzen. Die Ideen Darwins mit den naheliegenden, populären Weiterausführungen wurden sofort in den Dienst der Agitation genommen. Es galt ja die herkömmliche Moral zu unterminieren und für diesen Zweck schien sich die populäre Auffassung der darwinistischen Theorie als eine geeignete Waffe darzubieten. Man liest z. B. in einem damaligen Korrespondenz-

artikel aus der Hauptstadt an ein einverstandenes Provinzialjournal folgende begeisterte Ergüsse:

„Wir, die wir es kaum wagen, unsere eigenen Auffassungen auf Begebenheiten und Zustände sowohl im In- wie im Auslande anzulegen, die es uns ruhig gefallen lassen, durch die mehr oder minder gefärbten Brillengläser unserer Führer zu sehen, wir sollten nur ahnen, daß man mit dem Darwinismus als Maßstab schon längst überall die religiösen, moralischen, sozialen, politischen und literarischen Zustände gemessen hat, und daß begeisterte Anhänger der neuen Lehre schon in ihm den absoluten Probestein gefunden zu haben glauben, den Kompaß, welchen so viele Historiker vermißten, wenn sie zu ihrer Arbeit gingen und entweder eine bestimmte Form des Glaubens, die Idee der Freiheit oder was dergleichen mehr gibt zum Maßstab nahmen.

Und der Sansculotte fährt fort: „Worauf es in erster Linie ankommt, ist eine vollständige und aufrichtige Rückkehr zur Natur und zu den natürlichen Verhältnissen, und eine solche Rückkehr wird erst dann möglich, wenn der Mensch seinen gebührenden Platz im Reich der Natur einnimmt. Der Mensch wird sich dann nicht mehr als Ausnahme von den Naturgesetzen betrachten, wird aber einmal anfangen, dem Gesetzmäßigen seiner eigenen Gedanken und Handlungen nachzuforschen und streben, sein eigenes Leben in Uebereinstimmung mit dem Naturgesetz zu bringen. Kommende Jahrhunderte werden unsere Zeit verehren, welche durch die wissenschaftliche Begründung der Abstammungslehre eine grandiose Errungenschaft für menschliche Erkenntnis erreicht hat, sie werden sie (die unsrige Zeit) als die Epoche verehren, mit welcher ein neues, gesegnetes Zeitalter der Entwicklung des Menschengeschlechts angefangen hat, ein Zeitalter, dessen Kennzeichen „der Sieg des freien, erkennenden Menschengestes über die Autoritäts-tyrannie ist.“

Grandiose Worte! Wahrscheinlich sind sie der Feder eines Studentenfuchses entsprossen. Daß sie gefühlt sind, fühlt man aus ihnen heraus. Sie sind nur zu charakteristisch für die Zeit, in welcher sie erstanden. Man übersah ja in dem ersten Rausch der Begeisterung ganz, daß der Darwinismus selbst in günstigstem Falle — daß seine Hypothese richtig sei — kein Freund des revolutionären Fortschritts sein kann, da er eben die Lehre von den langsamen Umbildungen ist. Dieses einzusehen, war der Zukunft vorbehalten.

Also: Sozialismus, Naturalismus, Darwinismus, das war die Tripelallianz, welche im Anfang der siebziger Jahre den Angriff auf die bestehende Gesellschaft und ihre Traditionen eröffnete.

II.

Wenn Georg Brandes, wie früher erwähnt, als *laudator temporis acti* seine Laufbahn begonnen hatte, indem er den Dichtern der früheren Periode seine ehrfurchtsvolle Huldigung dargebracht hatte, trat er nun als Angreifer im Namen des Naturalismus dem ganzen früheren Dänemark feindlich gegenüber. Alles frühere sei verfehlt, veraltet, ja sogar vergiftet bis in die Quellen. Bekannt ist sein Verdammungsurteil über die romantische Richtung, womit er in der Einleitung zu „der romantischen Schule in Deutschland“ (Hauptströmungen II. Dänische Originalausgabe S. 21) hervortrat.

„Mag man immerhin sagen“, heißt es hier, „daß es nur die guten und gesunden Elemente der Romantik waren, welche wir (Dänen) uns angeeignet haben. Glauben Sie denen nicht, welche so reden! Die Romantik war in ihren Quellen vergiftet . . . Glaubt man, daß ein Fluß, welcher an seiner Mündung solche Elemente in sich hatte, in seinem Ausprung Gold trug? Auf poetischem Gebiete läuft sie auf hysterische Andacht und blauen Dunst hinaus; auf sozialem Gebiete hat sie nur ein einziges Verhältnis, ein Verhältnis aus dem Privatleben, das geschlechtliche am öftesten mit unordentlicher und ungesunder Leidenschaftlichkeit behandelt. Sie hat nicht die Menschheit, sondern nur einzelne aristokratisch begünstigte Künstlernaturen im Auge“ usw.

Später hat Brandes das Geständnis abgelegt, daß er die toten, deutschen Romantiker angriff, um hinter ihnen die noch lebenden dänischen Romantiker zu treffen. Das Sonderbarste bei den eben zitierten Zeilen ist doch, daß sie der Feder Georg Brandes' entfloßen sind. Denn wer war in der Hauptsache den verurteilten Romantikern näher verwandt als eben er, der das Recht des Individuums bis aufs äußerste gepredigt hat, und das Menschengeschlecht mit seiner grenzenlosen Freiheitsschwelgerei von den Banden des Staates, der Gesellschaft, der Kirche und der Moral befreien wollte? War seine Devise doch eben dieselbe wie die der Romantiker: „Freigeisterei der Leidenschaft“. Das liegt überall in seinen Werken am Tage. Sein Beschwörungswort,

seine Mattenfängermelodie der Jugend gegenüber war doch von erst zu lezt Freiheit und wieder Freiheit ohne alle Beschränkungen und Beibestimmungen! Hier paßt es ihm aber, die Romantiker für ihre unordentliche und ungesunde Leidenschaft zu rügen — ein Opfer auf dem Altar der Weltklugheit oder der Mode!

Doch die alte Literatur war da, das war eine Tatsache. Was es galt, war also eine neue naturalistische Literatur aus dem Boden zu stampfen. Brandes sah die Notwendigkeit ein und ging resolut ans Werk. Und wie es gewöhnlich geht in solchen historischen Momenten, kam auch hier das Glück dem Strebenden zu Hilfe. Wenn die Luft hinlänglich mit Elektrizität geladen ist, dann gibt es Funken. Und Funken gab es, Dichterfunken, größere und kleinere. Ein Glück war es für die neue Bewegung, daß ein junger Dichter von außergewöhnlichen Gaben sich der Partei anschloß. Es war dies *Holger Drachmann*, ein Dyrker von Gottes Gnaden, wie es sehr wenige in irgend einer Literatur gibt, und er stand eben dann in der Vollkraft jugendlichen Schaffens. Von der neuen Aufwallung der Zeit mitgerissen, von dem Sausen und Brausen des werdenden durchströmt, von den Gedanken der Zukunft begeistert, stürzte er sich in den Strom. Diese Gedanken waren natürlich nicht die des Darwinismus, nein, es waren die alten und nun wieder mit dem Sozialismus neubelebten Gedanken der Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Gewiß beruhte seine Stellung auf einem nicht ungewöhnlichen Mißverständnis, einem Mißverständnis seiner eigenen Natur und ihrer Doppelheit, denn er stimmte eigentlich nimmer mit dem Programm der neuen Schule und als er später sein eigenes Wesen durchschaut hatte, da gehörte er der Schule nicht mehr, da wurde er das ärgste, was man von einem Brandes'schen Gesichtspunkte überhaupt werden konnte: der frühere Lobredner von Internationale und den Männern von Satorn, wurde — national. Da wurde er aus der Liste der Partei gestrichen und in die Wüste gejagt. Tatsache ist es aber, daß er in dem Momente der Geburt der neuen Richtung sich dieser anschloß.

Ihnen schloß sich der wohl auch in Deutschlands literarischen Kreisen bekannte Romanschriftsteller *J. P. Jacobsen* an. Als Darwins Uebersetzer hatte er sich erst bemerkt gemacht, nun schlug er sich als Dichter auf die Kleinmalerei und wurde Vater einer poetischen Schule des Gongorismus. Seine Romane „Marie Grubbe“ und „Niels Ohne“ wurden über das Maß gepriesen.

Sie zeigten das echte Gepräge des Dekadenten, die Einzelheiten auf Kosten des Organischen, des Gesamtbildes hervorzuheben. Alles löst sich in Detail auf. Man kann den Wald vor Bäumen nicht sehen. Aber die Einzelheiten waren zum Teil prachtvoll, malerisch, bunt. Auch die menschlichen Charaktere lösten sich für seinen Blick in den größeren Naturzusammenhang auf; für psychologische Detailschilderungen dagegen hatte er große Fähigkeiten, so zu verstehen, daß er immer seine Wahrnehmungen seinem eigenen Selbst entnahm, denn er saß in seinem eigenen tiefsten Ich verschlossen, und nur durch Ahnung und Analogie verstand er dann und wann den Seelen anderer etwas von ihren Geheimnissen abzulocken. Er wurde somit Analytiker, wie es dem Skeptiker immer am nächsten liegt; die Synthese lag außer seinem Bereich. Die jungdänische Literatur, oder doch der größte Teil derselben, ging mit ihm in eine Periode der Analyse hinein, wo sie zuletzt verstandete. Jacobsens Einfluß für lange Zeit läßt sich nicht übersehen oder verneinen. Wenn Drachmann auch der größere Dichter war, Jacobsen hatte einen Vorzug, in ihm schien der Zeitgeist sich verkörpert zu haben, und als er noch dazu das Glück Menanders hatte, jung zu sterben (1884), wurde er lange als eine Art Heiliger verehrt.

Zu diesen zwei Verfassern „des Durchbruches“ kam noch ein dritter, Sophus Schandorph, welcher schon verschiedene Werke in altem Stil veröffentlicht hatte, ohne entscheidenden Erfolg. Altmodisch, wie er in der Tiefe seines Wesens war, nahm er nun ohne Zögern die neuen Prinzipien an, wurde Advokat des Demokratismus und des freien Gedankens und erntete seinen Succes.

Diese drei Verfasser wurden alle von der heranwachsenden, demokratischen Bewegung aufwärtsgetragen und ihnen als den Koryphäen der neuen, realistischen Literatur (wie es auch hieß) vom Reichstage Jahrgelder votiert, und was die Natur nicht erschaffen hatte, das schuf nun die Reklame und die Parteiorganisation, die auch die Literatur umfaßte. Jeder Gefinnungstüchtige, der ein Bändchen Novellen prästieren konnte oder eine Sammlung Verschen, wurde für Gesamtrechnung der Partei zum Dichter erhoben, und andererseits, alles was nicht die rechte Gefinnung zur Schau trug, wurde rettungslos vom Parnas verwiesen, wurde als nicht-existierend behandelt, wurde totgeschwiegen oder, wenn das nicht ging, verspottet, ausgelacht. Es war ein systematisches Verfahren, und die Taktik wurde zur Vollkommenheit gebracht.

Es war die Zeit, wo beinahe jedes neue Erstlingsbuch, das

in Dänemark erschien, auf seinem ersten Blatt eine Widmung an den Meister — das heißt *Georg Brandes* — trug. Zum dänischen Barnak führte kein anderer Weg.

Zugeben muß man, daß viele der Zungen in jenen zauberhaften Jahren von dem Zauberer wirklich bezaubert waren, und in jugendlicher Blindheit oder Naivität sah man gar nicht den ungeheuren Schwindel, welcher damals schon im Anwachsen war — ich spreche von den Siebzigjahren — und der in dem folgenden Dezennium alle Vernunft, alle kritische Besonnenheit und Redlichkeit zum Fenster hinauswerfen sollte.

Und, umgekehrt, welcher vorzüglicher und praktisch-wirkender Apparat zur Befestigung und Verbreitung des Ruhmes des angehenden Verfassers, eine solche literar-politische Verschwörung! Der Name des Musensohnes wurde in Korrespondenzartikeln aufgenommen und nach allen Orten hin wiederholt. Hätte er auch nur einen ziemlich oder total mißlungenen Roman gemacht, er wurde unter die viel versprechenden einrolliert, als Mitbegründer einer neuen Schule, als Pfadfinder usw. erwähnt.

Für einen heutigen Dänen ist es z. B. ganz kurios, die Uebersichten über dänische oder skandinavische Literatur, welche Brandes damals als Mitarbeiter an Meyers „Deutschem Konversationslexikon“ lieferte, zu betrachten. Er fand es zweckmäßig, die bedeutendsten wissenschaftlichen und literarischen Namen auszuschließen, wenn sie nicht seiner Richtung angehörten, um Platz zu gewinnen für die Getreuen, wären sie auch nur Debutanten, wenn er sich von ihnen etwas erwartete. Und wie in Meyers Konversationslexikon so überall, wo man kraft oder trotz seiner ultraradikalen Gesinnung Eingang fand. Die Willkürlichkeit ist nun jedermann einleuchtend, der überhaupt beurteilen kann.

Man muß dabei denken an die Worte von *Julian Schmidt* in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ (3. Band S. 211), wenn er von der Neigung der Juden spricht, ihre industriellen Gewohnheiten auf das geistige Leben zu übertragen, und wenn er noch hinzufügt: „Uns hat es keinen Segen gebracht“, dann können wir, was uns belangt, nur beistimmen.

III.

Frägt man nun, wie es überhaupt möglich gewesen ist, daß eine so willkürliche und ungerechte Literaturbeurteilung bei einer alkultivierten Nation, wie der dänischen, Eingang finden und sich

für mehr als ein halbes Menschenalter zur Herrschaft aufschwingen konnte, so sind hier mehrere Umstände in Betrachtung zu nehmen.

Erstens die Zeitströmung. Man hatte überall, in konservativen Kreisen ebenso gut wie in freisinnigen, das Gefühl, daß eine neue Zeit im Anbruch war, welche neue Wege treten sollte, und man sah noch nicht die Möglichkeit einer neuen Abgrenzung. Die politische Freiheit hatte so lange die Gesellschaft durchsäuert, daß in allen Verhältnissen eine radikale Umwälzung bevorzustehen schien. Dadurch wurde auch eine neue Denkart hervorgebracht. Der alte Idealismus mit seiner Weltharmonie und seiner Abkehr von Naturstudium und Naturnotwendigkeit war in seinem Zentrum erschüttert. Auch literarisch und dichterisch machte dies sich geltend. Der Hegelsche Idealismus — dieses Monstergelände — welcher auch für die Literatur eine kleine Kapelle eingerichtet hatte, war eben da zusammengebrochen. Er lag in Trümmern und zwischen den Trümmern wuchern allerlei Wildlinge. Zweifel und Verwirrung wehten durch die zerbrochenen Fenster. Es war kaum zu verleugnen, daß die Neukommer der Literatur, welche es noch versuchten, die alten Wege zu treten, etwas epigonenhaftes an sich hatten. Sie fühlten kaum die Schwierigkeiten der Situation, verstanden nicht die neuen Aufgaben der Zeit. Nach den vielen Sonntagsbildern und Sonntagsstimnungen, in welchen die Literatur ein bißchen zu reichlich geschwelgt hatte, folgte nun ein Werktag und ein Tag des Kampfes. Ein Gefühl von Disharmonie hatte sich in großen Schichten der Gesellschaft verbreitet. Man war darauf gefaßt, das schlimmste durchzumachen. Und wie es geht, in seiner Zerrissenheit wurde man ungerecht gegen das Harmonische, das Schöne, das Gute, das noch immer da war. Es war um diese Zeit, daß August Strindberg, der große Paradoxalist Schwedens, proklamierte: „Das Häßliche ist die Wahrheit“ („Det fula är sanning“). Diese Stimmung wandte sich teils gegen Gott und seine irdische Vertreterin, die Kirche, teils gegen den Staat und ihre gegenwärtigen Repräsentanten, Könige und Machthaber, welche man für alle Mißlichkeiten und Ungerechtigkeiten zur Verantwortung zog. Und die Verteidiger hatten ein schwieriges Spiel. Denn, wenn man mit Einräumungen und Rückzug anfangen muß, befindet man sich schon auf einem Abhang, und dann hält es hart, einen Halt zu machen. Die revolutionäre Bewegung muß erst abgelaufen sein.

Es sagt sich selbst, daß die ganze literarische Projektion der

materialistischen und positivistischen Prinzipien in der Taine'schen Aesthetik als eine Reaktion gegen die Hegel'sche Sublimierung der Wirklichkeit eine relative Berechtigung hatte. Als Vertreter dieses Rechts trat *Georg Brandes* auf. Es war nicht zufällig, daß er mit Taine anfang. Die feinere psychologische Behandlung der menschlichen Charaktere, wie sie in der Literatur hervortreten, hatte er *Sainte-Beuve* entlehnt, und ermangelte er auch des eigentlichen psychologischen Talents des Franzosen, etwas neues war es doch. Der Stoff wurde belebt, mitunter zu belebt durch das fatale Anekdotenzählen; aber man fühlte doch ein Wehen von frischem Lebensinteresse.

Als nun Brandes, der früher auf anderem Boden und von anderen Voraussetzungen ausgehend, sich einen literarischen Namen erworben hatte, seinen Umschwung unternahm und sich zum radikalen Agitator umschuf, wurde die öffentliche Meinung zunächst desorientiert, wenn auch Brandes daran keine Schuld hatte, denn er sagte seine Meinung so deutlich, wie man nur verlangen konnte. Man sah aber im Augenblicke nicht klar, daß es sich um eine vollständige Frontveränderung handelte. Von Repräsentanten der konservativen Kunst- und Lebensauffassung wurde er wohl scharf angegriffen, und mit Gründen, die gar nicht zu verachten waren. Die Angreifer schienen aber zu fern von der Bewegung der Zeit zu stehen, ihre Argumente, wenn auch gut, schienen ein wenig alt, sie mußten anders nuanciert werden, um das Ohr des jüngeren Geschlechts zu gewinnen. Und dieses mußte erst eigene Erfahrungen machen, um das Recht des Ererbten begreifen zu können. Was die Jugend dringend verlangte, war vor allem Erneuerung, Bewegung; die nüchterne Vernunft war man nicht gesinnt zu hören. Auch sah man hinter den Angriffen, obwohl mit Unrecht, politische und moralische Umtriebe — den alten Sauerteig, womit man soeben fertig geworden zu sein glaubte.

Dazu kam, daß der politische Demokratismus, welcher dann eben seinen siegreichen Lauf begonnen hatte, den Boden für jede andere Art von Radikalismus bereitet hatte. Und man sah nicht oder vergaß, daß eben der Demokratismus, der von der Volksmasse ausgeht, noch mehr als die oberen Schichten der Gesellschaft der Stütze der Religion und der Moral bedarf.

Der Führer und Organisator des neuen radikalen Schriftstellertums war unbestritten, *Edward Brandes*, ein jüngerer Bruder von *Georg Brandes*, ein ehrgeiziger und rücksichts-

loser Mann und ein Verkünder von was man damals die Geschlechtsfreiheit nannte (das heißt die Freiheit des Individuums, seine geschlechtlichen Verbindungen ohne Rücksicht auf die Gesellschaft zu ordnen). Als Dramatiker hatte er sich in den Spuren von Henrik Ibsen versucht mit großer Energie, aber wenigem Erfolg. Als Mitstifter und ästhetischer Leiter der großen, radikalen Zeitung „Politiken“ („Die Politik“) fand er die möglichst günstige Gelegenheit, seine Diktatorwürde auszuüben als der Robespierre des Radikalismus (ein Ausdruck, der öfters von ihm benutzt wurde). Und als Mitglied der zweiten Kammer des Reichstages — eine Würde, die er nicht lange innehatte — stand er auch eine Zeit in Verbindung mit Politikern der Linkenpartei, welcher Partei er sich natürlich auch aus Opportunismus angeschlossen hatte. Ein neuer Name wurde erfunden. Man sprach von der literarischen Linkenpartei, worunter man die Professoren, Doktoren und Schriftsteller verstand, welche mit der politischen Volkspartei gemeinsame Sache gemacht hatten, teils aus reinem Idealismus, teils in der Hoffnung, dadurch eine bessere Karriere zu machen.

Wenn die demokratische Volkspartei, die noch obendrein in Dänemark hauptsächlich eine Bauernpartei ist, auf eine so sonderbare Allianz einging, hatte es auch seine Gründe. Die Partei hatte in den Städten, unter den Gebildeten und in Beamtenkreisen sehr wenige Anhänger. Man betrachtete sie von oben herab. Nun erbot sich die neubegründete radikale Literaturpartei ihren bescheidenen Bundesverwandten die ersohnte „Bildung“ zu liefern und ihnen in dem Krieg gegen die veraltete, aber noch immer in Besitz der Macht gebliebene Bildungspartei als Schanzengräber zu dienen und noch mehr den Inhalt des Kampfes zu popularisieren und in allgemeinverständliche Form zu bringen.

IV.

1877 verließ Georg Brandes Dänemark und siedelte nach Berlin über. Es war seine Absicht, sich einen Platz in der deutschen Literatur zu erwerben. In Dänemark hatte er nicht die erwünschte Professur erlangt, eine Zeitschrift, welche er begründet hatte, hatte wieder aufhören müssen. Er fühlte sich enttäuscht. Er wollte nun deutscher Autor werden und träumte davon, nie mehr ein dänisches Buch zu schreiben. Während seines Aufenthalts in Berlin behandelte er Gegenstände von internationalem Interesse,

solche wie Tegner und Lord Beaconsfield, wodurch er hoffte, die Aufmerksamkeit auf dem Weltmarkt erringen zu können. Aber 1883 — nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Berlin — kehrte er wieder nach Kopenhagen zurück. Ein Kreis von privaten Leuten hatten ihm dort ein Jahrgehalt angeboten; zum Ausgleich sollte er öffentliche Vorlesungen halten auf der Universität, wozu er als Dr. philosophiæ berechtigt war. Man war allgemein darauf gespannt, ob er den alten Krieg wieder aufnehmen würde, oder ob er sich vielleicht zu friedlicheren Gefühlen bekehrt hätte.

Das Buch, das er in dem Jahre seiner Rückkehr ausgab: „Die Männer des modernen Durchbruchs“ gab die Antwort, und die Antwort war eine Enttäuschung. Es war der alte Dschingischan und die alte Parteileidenschaft. Er hatte nichts verlernt und nichts vergessen und er wußte nichts von den Veränderungen, die während seiner Abwesenheit geschehen waren. Das Buch war eigentlich ein Willkommenstrauß, welchen der Verfasser sich selbst band, aber kein geschmackvoller Strauß. Im großen und ganzen ist es — trotz vieler guten Details — ein verfehltes und irreleitendes Buch, weil es einen politischen Maßstab an poetische und geistige Strömungen anlegt und weil es sehr verschiedene Verfasserindividualitäten unter einen willkürlichen Gesichtspunkt sammelt, während es ebenso willkürlich andere ebenso berechtigte und zum Teil viel bedeutendere Verfasser ausschließt wie Rudolf Schmidt, Wilhelm Topföe, Karl Gjellerup, den Letzten wohl nur darum, daß er sich im Augenblick von der Brandes'schen Phalanx entfernt hatte und also mißliebig war. Und welche Ungereimtheit, die zwei viel älteren norwegischen Verfasser Henrik Ibsen (geb. 1828) und Björnstjerne Björnson (geb. 1832) in diese Phalanx einzuverleiben und sie mit Schriftstellern, welche ihnen wesenfeindlich sein mußten, zusammenzusetzen. Ibsen und Björnson standen auf ganz anderem Boden als die neue dänische Bewegung, wenn es auch natürlich hier und da Berührungspunkte gibt. Wenn sie auch keine positiven Christen waren, konnte doch der ganze Kampf um die Vertilgung des Christentums sie unmöglich anmuten. Es war aber eine absolute Notwendigkeit vor der Hand sie mitzunehmen, wenn nicht der ganze Durchbruch zu erbärmlich ausfallen sollte. Und dann welche Geschmacklosigkeit, seinen eigenen Bruder zum Dichter erheben, da er doch eben nicht Dichter war, sondern höchstens Faiseur!

Gegen dieses Buch wurden dann auch verschiedene Proteste abgegeben. Einer der Porträtierten und wohl mit Ausnahme der Norweger der bedeutendste, *S o l g e r D r a c h m a n n*, protestierte sogar öffentlich und nicht in zaghaften Worten. Er schrieb unter anderem: „Ich weiß nicht, ob meine geehrten Kollegen in dem „Durchbruch“ sich dieses Buch gefallen lassen. Ich tue es nicht.“ Und nachdem er eine Parallele zwischen sich selbst und dem alten nationalen Dichter Carl Bloug gezogen, fährt er folgendermaßen fort:

„Dieses muß einmal den Herren nachdrücklich gesagt werden, daß, welche persönliche und literarische Dienste einer oder einige von „den Männern des modernen Durchbruchs“ von ihren privaten oder öffentlichen Kontoren empfangen haben mögen, so wird weder die dänische, noch die Literatur irgend eines anderen Landes, unter irgend einer Bedingung, von irgend einem Gesichtspunkt auf eine Bestellungsweise geschrieben, die nach dem Laden oder dem Großistenlager schmeckt, womit man glauben sollte, daß die Herren mit ihren unterirdischen Wurzeln verbunden wären.“

Mit diesen zornsprühenden Worten weist Drachmann eine Andeutung zurück, welche Brandes mit diabolischer Schlaueit in seinem Essay über ihn hatte einfließen lassen, daß nämlich das Nationalgefühl, das sich in Drachmanns Buch: „*Derovre fra Grænser*“ (Von dem Grenzland drüben) durch eine Bestellung von ihm besonders hervorgerufen sei.

Auch ein anderer Protest erschien von einem der Nichtporträtierten, der vielleicht dem Plane des Buches gemäß hatte porträtiert werden müssen. Es war *Herman Bang*, der sowohl als Literarkritiker als Romanverfasser aufgetreten war. In einem Artikel von seiner Hand („*Nationaltidende*“ 13. Dezember 1883) schrieb er: „Die Männer des modernen Durchbruchs“ ist Brandes' erstes Wort nach dem Exil an die Jugend, die er verließ. Und diese Jugend findet in dem Zurückgekehrten ganz den alten Parteiführer wieder. Die Jahre haben nichts geändert. Wir ersehen es aus seinem Buch in zweifacher Weise. Seine kritische Methode ist gänzlich unverändert, und seine von Parteiinteressen gefärbte Auffassung ist auch unverändert. Und so ist es zugegangen, daß „Die Männer des modernen Durchbruchs“ eine Partairevue geworden ist, nicht die Geschichte einer literären Entwicklung.“

Besonders tadelt er, daß *Lopsjoe*, der Verfasser von „*Tasori*“

mit dem goldenen Fließ“ gar nicht in dem Buch vorkam, obschon sein Buch früher als Jacobsens „Marie Grubbe“ erschienen war.

Die Bewegung, welche bei dem „Durchbruch“ hervorgerufen sein sollte, bezeichnete Brandes selbst als „Naturalismus“, indem er doch diesem Wort eine ganz andere Deutung gab, als Zola getan hatte. Er wollte dadurch nur bezeichnen, daß der Standpunkt innerhalb der Natur genommen sei und nicht in dem dogmatisch-übernatürlichen. Eine sonderbare ästhetische Distinktion!

War dies Buch mit der Absicht geschrieben, die Auflösung, in welcher die naturalistische Schule sich schon befand, zu verhehlen, so hatte es genau die entgegengesetzte Wirkung. Die Auflösung war in vollem Gange. Sie geschah auf zwei Wegen: teils aus inneren Gründen als Selbstauflösung, teils durch Angriffe von außen.

Die ersten Motive traten zuerst zu Tage. Einer nach dem andern der Mitglieder der Schule verabschiedete sich, als er zu vollerer Selbsterkenntnis kam und die Schuldoctrin zu eng fand. *D r a c h m a n n* schied aus nationalen Gründen, *K a r l G j e l l e r u p* aus ethischen. Und nach und nach befiel Müdigkeit die Gemüter der Zurückbleibenden. Es war die Zeit der „müden Männer“ (der Titel eines Buches von *U r n e G a r b o r g*). Die ursprüngliche Frische der Bewegung war verdampft, nun gähnte dem Beschauer die Leere entgegen. Und die Vernichtung war nicht länger ein philosophisches oder poetisches Phänomen, sie hatte konkrete Form angenommen, hatte sich materialisiert — wie natürlich ist in einer Zeit des Materialismus — und stand nun da als ein drohendes Gespenst im Hintergrunde des Festsaals und die Feststimmung war ja vorüber. Wo man das Leben proklamiert hatte, hatte man eine Literatur des Todes bekommen. Und Einer nach dem Andern zog sich stille zurück, der Eine zu spiritistischen oder theosophischen Grübeleien. Dieser wurde Katholik und Jener stand auf dem Sprunge. Der eine kehrte in einem Kloster ein, der andere kam in einem Hospital an. Die ganze Situation erinnert lebhaft an die Situation in Deutschland, als die romantische Schule dort in Auflösung ging. Und zu gleicher Zeit fing man an, den naturalistischen Katechismus in Politik und Moral, in Kunst und Wissenschaft zu revidieren. Es wurde festgestellt, daß die positivistischen oder vielmehr negativistischen Dogmen ebenso verwerflich, ja noch verwerflicher seien als die, welche sie verdrängt hatten. Es leuchtete vielen mehr und mehr ein, daß man das Kind mit dem Bade

ausgeschüttet habe, und daß die tiefen, ewigen Lebensquellen im Begriff waren zu versiegen. Und hier und da murmelte man wohl mit dem Dichter:

Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie ein Quell, versiegt im Sand,
Weil es den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.

Als Georg Brandes in 1891 eine neue Ausgabe „Der Männer des modernen Durchbruchs“ ausschickte, gestand er selbst, daß keine naturalistische Partei mehr bestand, indem er dem Buch als Motto einen Vers des alten Heldenliedes mitgab, wo es heißt: „Als der König ritt von Gurreborg, ihm folgten hundert Knappen, und als zur Riberbrücke er kam, da ritt er ganz allein.“ Selbst der radikale Moniteur „Politiken“ gestand, daß es in dem Reiche der Literatur seit seiner Rückkunft von Deutschland sich geändert habe, und es war nur ein geringer Trost, daß, der Versicherung der Zeitung zufolge, noch sein Bruder und ein paar andere Schriftsteller, die nicht der ersten Klasse angehörten, bereit seien, seiner Leitung zu folgen.

V.

In den folgenden Jahren nahmen bedeutende Denker und Kritiker es auf sich, den Naturalismus zu zerplücken und zu Grunde zu richten, und es ging damit viel schneller, als man hätte erwarten sollen. Der scharfsinnige und schlagfertige Schriftsteller Aage Duus richtete in seinem Buch „Unter der Fahne des Fortschritts“ (1892) einen beißenden Angriff auf den Radikalismus überhaupt sowohl politisch wie ästhetisch, indem er die genaue Verbindung zwischen diesen zwei Sphären nachwies. Der Angriff geschah von streng konservativem Gesichtspunkt aus und hatte wohl deshalb eine geringere Wirkung, weil die Zeit damals noch nicht reif war, um einen Angriff von prinzipiell antiradikalem Standpunkt aus zu würdigen. Größere Bedeutung gewann das literarisch-kritische Buch von Docent Chr. Collin, das im Jahre 1894 unter dem Namen: „Kunst und Moral“ erschien. Das Buch oder doch der größte Teil davon war in Form einer Serie von polemischen Artikeln entstanden. Den Anlaß dazu gab ein Streit mit Georg Brandes, welcher in dem Kristiania Tageblatt „Verdens Gang“ (Gang der Welt) geführt wurde. Brandes versuchte es erst, seinen Gegner dem Gelächter preiszugeben, eine Taktik, die völlig miß-

lang. Es wurde bald offenbar, daß Collin, welcher in Frankreich und England Literatur studiert hatte, mit dem Geistesleben und der Literatur der Gegenwart völlig vertraut war. Er kannte alle die Ideen und Gesichtspunkte des Naturalismus, er verstand aber auch etwas mehr, er verstand, daß Naturalismus als herrschendes Prinzip nicht das letzte Wort der Entwicklung ist oder sein kann. Als ein geschlagener Mann zog Georg Brandes aus der Bataille, und er, der eben die freie Diskussion aufs Programm gesetzt hatte, wich nun der Diskussion aus und ist nachher nicht zu vermögen gewesen, es mit irgend einem Angreifer aufzunehmen, und seine Partei, wenn noch eine solche besteht, ist ihm in diesem Punkte treulich gefolgt.

Der bedeutendste von den Artikeln in Collins Buch ist der, welcher den Titel „Naturalistische Dichter und Kritiker“ trägt. Der Verfasser geht hier von einer Aeußerung von Flaubert aus: „Man muß die Literaturgeschichte behandeln, wie man die Naturgeschichte treibt, „avec absence d'idee morale“. Gegen diese morallose Anschauungsweise richtet er seine Projektile. Er zeigt, daß die naturalistische Dichtung bei Balzac und Flaubert, später bei Zola und Maupassant in genauestem Zusammenhang mit der naturalistischen Kritik steht. Beide fassen sie die Natur — das heißt die menschliche Natur — viel zu materialistisch und keineswegs streng naturwissenschaftlich auf. Taine nahm (als er seine „Essays de Critique et d'Histoire“ schrieb) ebenso wie Flaubert den Determinismus wie auch das Kausalitätsgesetz fatalistisch auf. Determinismus wird zugleich als Prädeterminismus betrachtet, und das Abnorme wird dadurch ebenso berechtigt wie das Normale. Die Ungeheuer werden legitim. Sie sind nicht länger Ungeheuer. Taine hat nachgewiesen, daß Balzac in den Romanen, in welchen er die Naturgeschichte der Menschheit zu geben glaubte, mit großer Vorliebe sich mit den moralischen Abscheulichkeiten beschäftigt, daß er die zerstörenden Leidenschaften vorzieht und sie oft bis ins Uebernatürliche vergrößert. Il aime les monstres grandioses. Das Häßliche macht er noch häßlicher. Il se trouve bien dans l'ignoble. Taine gibt zu, daß Balzacs Kunst trift ist, eine franke Blume (une fleur malade). „Der Künstler hat mich aber besiegt, hat mich hingerissen und geblendet. Ich kann und will nicht anders als seine Kunst bewundern.“

Eben diese Abhandlung, sagt Collin, hatte einen großen Einfluß auf Zola und wurde gewissermaßen die ästhetische Grund-

lage der naturalistischen Schule. Eigentümlich für diese Schule ist eben die Vorliebe für Schilderungen des Monströsen, des moralisch Ungeheuerlichen, weil dadurch ein Gefühl der Kraft hervorgerufen wird. Der Dichter wie der Kritiker suspendiert so weit wie möglich sein moralisches Gefühl und genießt die zerstörende Machtentfaltung der Leidenschaften wie man eine große und schreckliche Feuersbrunst genießt. Es kann aber nicht ein naturwissenschaftliches Anschauen des Lebens sein, welches Balzac und Zola bewegt mit Vorliebe das moralisch Mißbildete in ihrer Phantasie zu kultivieren. Es kann nicht naturwissenschaftlich sein, eben die für das Leben schädlichen Leidenschaften zu vergrößern und vorzüglich die Naturkraft zu bewundern, wenn sie zerstörend wirkt. Wir haben hier eine Mischung oder Vereinigung von zwei verschiedenen Geistesrichtungen, beide krank oder dem Leben feindlich. Erstens die romantische Bewunderung für das Wilde und Ungezähmte im Gegensatz zu dem Zahmen und Geregeltten. Zweitens die fatalistische Betrachtung von der Menschennatur als einer wehrlosen Beute der ererbten oder von äußeren Verhältnissen herührenden Triebe. Die fatalistische Anschauung läßt sich sowohl bei *Taine* wie bei *Flaubert* auf den Pantheismus zurückführen. Dem moralisch indifferenten Kunstgenuß liegt in Frankreich nicht die Naturwissenschaft, sondern eine pantheistische Naturphilosophie zu Grunde. Es ist die große Wiedergeburt des Pantheismus im 19. Jahrhundert in verschiedenen mehr oder minder konsequenten Formen, welche so lange Zeit die Dichtung ebenso wohl als die Literaturkritik geprägt hat. Dadurch wird aber der Streit zwischen Wille und Leidenschaft wegeleminiert, wie *Jules Vermaître* es schon in seinem berühmten Essay von *Zola* festgestellt hat. Jede feinere Psychologie verschwindet. Die größte Anstrengung *Zolas* geht auf nichts anderes aus, als zu schildern wie eine fixe Idee, eine Manie oder ein Laster anwächst, ohne bekämpft zu werden. Die materialistische Psychologie, welche von der Voraussetzung ausgeht, daß das bewußte Leben nur ein Schein oder Schatten des Nervenlebens sei, ist nicht im Stande gewesen zu erklären, welchen Nutzen das Bewußtsein in der Haushaltung des Lebens hat. Wenn sie aber nutzlos wäre, warum ist sie dann nicht durch die natürliche Auswahl wegeleminiert worden, warum hat das Bewußtsein sich im Gegenteil weiter und weiter entwickelt. Eben die Lehre der Evolution macht es notwendig anzunehmen, daß das Seelenleben im Kampf ums Dasein eine

wirrkame Rolle spielt, und daß das Bewußtsein nicht allein als passiver Zuschauer dienen soll. Im Namen des Fortschritts verdammt Collin die morallose Betrachtung von Dichtung und Historie.

In einem anderen Aufsatz von „gesunder und kranker Kunst“ erwidert er einem ironischen Angriff von *Arne Garborg*, der ihn totdanken wollte, und seitdem ist er in manchen vorzüglichen Artikeln dem moralischen Indifferentismus der Literatur und der Literaturkritik entgegengetreten. Schließlich wies er auf die ethischen Jugendvereine Englands hin, welche er zur Nachahmung empfahl. Auch die gymnastischen und musischen Spiele des alten Hellas, in welchen die Jugend eine Bürgerpflicht sah, empfahl er als ein Vorbild. Die Jugend unserer Zeit müsse sich in körperlichem und geistigem Turnen üben mit dem größten und weitesten Ziel vor Augen, für die Menschheit und alle folgenden Geschlechter zu arbeiten.

Dies ist wirklich in großem Maß geschehen und die Worte Collins waren insofern prophetisch. Die meisten dieser Jugendvereine, welche einen so hervortretenden Zug in der Physiognomie der letzten Jahrzehnte bilden, sind doch auf christlichem, wenn auch freisinnigem, Grund gebaut und verdanken den kräftigen religiösen Bewegungen der letzten Zeit ihre Existenz.

Die folgenden Jahre sahen eine Reihe sehr ernster Angriffe auf die naturalistische Welt — oder Kunstauffassung von verschiedenen Richtungen, die man von naturalistischer Seite gänzlich unbeantwortet ließ, wenn man sie nicht als politische Abfälle stampeln konnte. Ab und zu spitzte die Situation sich zu einer Sittlichkeitsdebatte zu, wo man aber von naturalistischer Seite allein mit Schimpfwörtern kämpfte. Ueberall war die Bewegung eine rückläufige, früher aufgegebene Fragen wurden zu erneuter Verhandlung wieder aufgenommen. Die wohlfeile Klarheit des Naturalismus wurde von einem Interregnum abgelöst, in welchem selbstredend Klarheit nicht die vorherrschende Eigenschaft sein konnte. Doch über Eines war man klar: Die Unmöglichkeit des Naturalismus als Lebensgrundlage.

Es war namentlich in dieser Zeit, daß die Befehrungen in den Autoren- und Künstlerkreisen auf der Tagesordnung standen, so von August Strindberg, Ola Hansson und Gustaf Fröding in Schweden, Garborg in Norwegen, Johannes Jørgensen in Dänemark, um nur die bedeutenderen zu nennen. Und die, welche sich nicht bekehrten,

sie veränderten sich doch, und bei den jüngeren Rekruten der Literatur waren keine Befehrungen nötig, weil sie schon von vornherein außer dem Bereiche des trübseligen Naturalismus sich befanden, wenn sie auch aus Gewohnheit oder Berechnung es praktisch fanden, noch eine Zeit mit den Machthabern der vorigen Periode sich zu stellen. Ältere Schriftsteller, welche gar keine Befehrung nötig hatten, weil sie schon recht gewendet waren, kamen ans Licht und wurden aus dem Schatten ihrer Vergessenheit hervorgeholt, so z. B. R. G. Bröndsted, der spitfedrige Verfasser einer Reihe polemischer Schriften und verschiedener guter Romane wie „Freiheit“ und „Vorretaarn“. Charakteristisch ist es, daß eben die Schriftsteller, welche die klarsten und kräftigsten Standpunkte eingenommen, nun am kräftigsten reagierten. Ueberall spürt man eine neue Denkweise, eine neue Gefühlart, in Politik, in Kunst, in Literatur. Ein moderater Idealismus geht durch alle Bestrebungen hindurch, eine hoffnungsvollere Stimmung, welche man öfters mit dem Ausdruck „der Glaube ans Leben“ bezeichnet, waltet überall. Vor allem aber sind zwei alte Leitsterne aus dem chaotischen Sturm und Drang der Zeit wieder emporgetaucht, Vaterlandsliebe — ohne Chauvinismus — und Religiosität, zwei Gefühle, die sich lange nur durch ihre Abwesenheit bemerkt machten.

Ist es in diesen chaotischen Verhältnissen noch nicht gelungen, das große typische Werk dieser Erneuerung fortzubringen, so bekunden eine Menge von dichterischen Arbeiten doch erfreulich das neue Wehen der Zeit. Selma Lagerlöf in Schweden, Laurids Bruun, Jacob Knudsen, Harald Rilde und die Lyriker Johannes Jørgensen, Otto C. Fauf, Ludv. Holstein u. a. in Dänemark tragen einen ganz anderen Charakter zur Schau als die früheren Schwarzzeher und Selbstvertilger, und jüngere Kritiker von Bedeutung, wie Dr. Fr. Wetterlund in Schweden, P. A. Rosenberg und Harald Nielsen in Dänemark folgen demselben Lauf. Als Einleiter dieser ganzen Entwicklung stehen im fernen historischen Hintergrunde Holger Drachmann und Karl Gjellerup, die einmal als Durchbruchsmänner galten, im Grunde aber immer dem Geist des Naturalismus fernblieben.

Und nun schreibt man in Dänemark die Geschichte des Naturalismus. Niemand bezweifelt es, daß der Geschilderte wirklich tot ist.

Das deutsche Kranken-Versicherungs-Gesetz nach zwanzigjährigem Bestande.

Zur Erinnerung an den Einführungstag 1. Dezember 1884.

Von

Dr. med. R. Rumpfe.

Zu den Marksteinen der deutschen Kulturgeschichte, ja, der Kulturentwicklung der ganzen Neuzeit wird ohne Zweifel der 1. Dezember 1884 zu rechnen sein; an ihm trat das Kranken-Versicherungs-Gesetz für das Deutsche Reich in Kraft, wonach allen in industriellen Betrieben beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen im Krankheitsfalle freie ärztliche Behandlung sowie für die Dauer ihrer Erkrankung (bis zu 13 Wochen) eine Krankenunterstützung in der Höhe des halben ortsüblichen Tagelohnes gewährt wurde. Sollte heute jemand daran denken, dieses Gesetz rückgängig zu machen, so hieße das, unabsehbare Folgen heraufbeschwören: das breite Volk würde sich dieser sozialen Wohltat kaum berauben lassen, ohne eine revolutionäre Gegenbewegung anzustiften, und die öffentliche Gesundheitspflege würde einen Stoß erleiden, den keine noch so bedeutenden Fortschritte der Wissenschaft jemals ausgleichen könnten. Es ist unermesslich, welche Gesundheit und Schaffenskraft damit unserem Volke erhalten und stets neu zugeführt wird; in dieser Richtung hat das Gesetz sicherlich mehr geleistet, als ursprünglich in der Absicht des Gesetzgebers lag. Sein eigentlicher Zweck war bekanntlich, die Wohlfahrt des sog. vierten Standes zu fördern, und ihm eine gewisse Zufriedenheit wieder zu geben, die ihm mehr und mehr abhanden zu kommen schien. Darüber hatten die Attentate des Jahres 1878 und manche andere Erscheinungen der Reichsregierung die Augen geöffnet. Hätte an der Spitze dieser Regierung ein Metternich gestanden, so wären Anebelung durch Polizeimaßregeln und Drohung mit Militärgewalt die Folge gewesen; Kaiser Wilhelm I. und sein großer Kanzler beantworteten jene Untaten mit der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, wonach den Arbeitern

gegen die Folgen von Erkrankung, Unfall, Invaldität und Alter weitgehende Sicherheiten gewährt wurden.

Hat auch in dieser sozialen Hinsicht — so können wir heute nach zwanzigjährigem Bestande wohl fragen — jenes Gesetz den Erwartungen entsprochen oder sie gar übertroffen? Viele mögen diese Frage verneinen und insbesondere werden diese Wohltaten staatlicher Fürsorge seitens der Versicherten selbst lange nicht so empfunden, als man hätte erhoffen sollen. Aber es ist ja nichts neues: nicht der Besitz macht glücklich, sondern der Erwerb! und so schätzen die ausländischen Arbeiter, die noch nicht im Besitze jener Rechte sind, letztere viel höher ein, als unsere eigenen Mitbürger; das bewies noch jüngst das Redebuell zwischen Vebel und Jaurès auf dem Amsterdamer Sozialistenkongresse. Aber — um es nochmals anzudeuten — würde heute irgend ein Ereignis die Krankenversicherung nur für ein Jahr unserer Arbeiterschaft unterbinden, dann erst würde ihre Wiedererlangung vollwertig eingeschätzt werden. Gerade der Arzt kann dies oft genug bei Arbeitern beobachten, die zufällig ihre Stellung verloren und damit ihre Stassenzugehörigkeit einbüßten, und es ist bemerkenswert, daß seitens der Angehörigen solche Einbuße meist noch schmerzlicher empfunden wird, als von den Arbeitern selbst. Auch ist die Tatsache, daß in den Kreisen der nicht versicherungspflichtigen Arbeiter und Angestellten der Wunsch nach Krankenversicherung immer stärker zu tage tritt, wohl ein Beweis für die Volkstümlichkeit des Gesetzes selbst.

Was in hygienischer Beziehung das Kranken-Versicherungsgesetz gewirkt hat, läßt sich ziffernmäßig nicht nachweisen. Wohl wissen wir, daß die Gesamtsterblichkeit des Deutschen Reiches im Jahrfünft 1881—85, also vor Inkrafttreten des Gesetzes, noch 27,2 aufs Tausend der Bevölkerung betrug, im letzten Jahrfünft (1897 bis 1901) dagegen 22,3. Nun sind für diese Abnahme natürlich sehr viele andere Gründe mit maßgebend, aber Tatsache ist, daß in keinem anderen Lande eine gleich starke Verminderung der Sterblichkeitsziffer beobachtet wurde, und unzweifelhaft steckt in dieser Abnahme von 5 pro Mille ein gutes Stück von der Wirksamkeit jener Versicherungsgesetze. Denn bei solcher Beurteilung kann nicht die Krankenversicherung allein in Betracht gezogen werden, auch die Unfall- und Invalditätsgesetze wirken mit; ja, mehr und mehr hat sich die Notwendigkeit der gemeinsamen Arbeit ergeben, die nicht bloß darauf ausgeht, den Kranken zu heilen, sondern auch ihn vor Erkrankungen zu schützen, bezw. gegen Krankheitsgefahren wider-

standsfähig zu machen. Es sind dies Aufgaben, die erst während der Handhabung jener Gesetze aufgetaucht sind, Aufgaben, nach deren Erfüllung alle verantwortlichen Faktoren hinstreben, die aber vielfach wegen Unzulänglichkeit der gesetzlichen Einrichtungen noch zurückgestellt werden müssen. Wir werden unten noch mehrfach von ihnen zu reden haben.

Wenige Zahlen mögen übrigens beweisen, welche Ausdehnung die Arbeiter-Versicherung inzwischen genommen hat: Am 1. Januar 1885 waren versichert 3 727 231 Personen, im Durchschnitt des Jahres 1902 waren versichert 9 858 066 Personen; rechnet man zu letzterer Zahl noch die 671 094 Bergarbeiter, die (gleichfalls gesetzlich) in der Knappschaft versichert sind, so steigt die Zahl auf 10 520 160, also auf mehr als 10½ Millionen versicherungspflichtiger Personen, d. h. es waren im Jahre 1902 rund 20 Prozent der Einwohnerschaft Deutschlands in gesetzlichen Krankenkassen versichert. Inzwischen ist bekanntlich noch auf Grund des § 2, Abs. 5 vielfach die Versicherungspflicht auf die Angestellten der gewerblichen Betriebe ausgedehnt, und doch besagen diese Ziffern noch nichts gegenüber der Tatsache, daß im Laufe des letzten Jahrzehntes die Mitversicherung der Familienangehörigen eine ganz gewaltige Ausdehnung angenommen hat. War diese 1885 nur an einzelne Fabrikkrankenkassen angegliedert, so erstreckt sie sich heutzutage schon auf die meisten Ortskrankenkassen und in unsern großen Industriestädten sind vielfach 65—75 Prozent aller Einwohner gegen Krankheitsfälle versichert.

Erwähnt sei dabei, daß hinsichtlich der Zahl der versicherungspflichtigen Personen die einzelnen Teile Deutschlands eine große Verschiedenheit aufweisen; so entfällt im Herzogtum Braunschweig ein Versicherter (1902) schon auf 3,2 Einwohner, im Königreich Sachsen auf 3,6, in Baden auf 4,2, im Großherzogtum Hessen und in der Provinz Sachsen auf 4,6 Bewohner, während in Ost- und Westpreußen ein Versicherter auf 13—14, in Posen gar erst auf 17 Bewohner entfällt. Es versteht sich von selbst, daß hierbei die Ausdehnung der Industrie eine Hauptrolle spielt, und daß die niedrigen Ziffern der preussischen Ostländer auf ihren vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter, sowie auf den Umstand sich beziehen, daß dort vielfach Saisonarbeiter beschäftigt sind, die kaum jemals in die Versicherungsstatistik hineinzählen. Ist doch ohnehin die Kranken-Versicherung in der Landwirtschaft noch ausschließlich in das Belieben der Gutsherren gestellt.

Aus der Statistik sei weiter noch erwähnt, daß im Jahre 1902 auf jeden der fast 10 Millionen Versicherten durchschnittlich eine Woche Erwerbsunfähigkeit entfiel, wofür er also mit der Hälfte seines ortsüblichen Tagelohnes unterstützt wurde, während er — wie gesagt — nebenher völlig freie ärztliche Behandlung genoß. Indessen ist selbstredend nicht jeder Versicherte jährlich einmal erwerbsunfähig erkrankt, vielmehr bleiben zwei Drittel von solchen Leiden verschont, etwa jeder dritte Versicherte ist jährlich einmal durch Krankheit arbeitsunfähig, wobei die weiblichen Personen etwas ungünstiger stehen wie die männlichen. Nicht eingerechnet sind hierin die Wochenbette, wofür seit 1892 eine besondere Unterstützung von viertwöchentlicher Dauer, seit 1903 sogar für sechs Wochen, geleistet wird. Es ist dies als ein bedeutamer hygienischer Fortschritt zu betrachten, werden doch dadurch die Mütter in Stand gesetzt, einerseits sich selbst genügende Ruhe und Pflege angedeihen zu lassen — wie manche Arbeiterin stand früher schon am siebenten Tage wieder an der Arbeitsstelle!, — und andererseits das Neugeborene gut zu nähren und an seine Lebenserfordernisse zu gewöhnen.

So erfreulich aber auch die Vorteile des Kranken-Versicherungs-Gesetzes in hygienischer Hinsicht sein mögen, und so sehr man bestrebt bleiben mag, die so gebotenen sozialen Wohltaten noch zu erhöhen und auf weitere Kreise auszudehnen, so haben sich doch in formaler Hinsicht allmählich eine Anzahl Mängel ergeben, die nach dem Urteil aller Sachmänner dringend der Abhilfe bedürfen, und es mögen höchstens darüber Zweifel bestehen, ob man ihre Ausmerzung schon sofort anstreben oder vor einer endgültigen Reform des ganzen Gesetzes noch weitere Erfahrungen sammeln soll. Wie man hierüber nun auch denken mag, so steht außer Zweifel, daß der Reichstag in nächster Zeit das Gesetz neu durcharbeiten muß; darum lohnt es sich auch, die Erfahrungen der verflossenen zwanzig Jahre hier zu besprechen. Solche Behandlung dieser Frage erscheint umsomehr berechtigt, als bei der weiten Ausdehnung des Kranken-Versicherungs-Gesetzes das Interesse fast aller Staatsbürger in Mitleidenschaft gezogen ist und daher die Öffentlichkeit volle Aufklärung erwarten kann.

Dreierlei Mängel treten in formaler Hinsicht in Erscheinung, zunächst das fast unbeschränkte Selbstverwaltungsrecht der Krankenkassen, welches dazu führt, teils parteipolitischen Interessen der Arbeitnehmer (wie bei den Orts- und vielen eingeschriebenen Hilfskrankenkassen), teils selbstischen



Bewegungen der Arbeitgeber (wie bei manchen Fabrikkrankenkassen) freien Spielraum zu gewähren. Der weitere Schaden liegt in der Einwirkung des Kranken-Versicherungs-Gesetzes auf die Ärzteschaft, die dadurch in ein so eigenartiges Abhängigkeitsverhältnis gedrängt wird, daß ihr organischer Zusammenhalt und ihre gesunde Fortentwicklung geradezu gefährdet erscheint, ohne dabei zu reden von dem starken Formalismus, den die jetzige Gestaltung der Krankenkassen dem einzelnen Arzte auferlegt. Und der dritte Uebelstand ist die überstarke Zersplitterung, unter der die staatliche Krankenversicherung heutigen Tages steht: sie steigert die allgemeinen Verwaltungskosten und ehrenamtlichen Arbeiten in ganz unnützer Weise, sie vermehrt die Reibungen zwischen Ärzten und Krankenkassen und lockert das Verhältnis zwischen Familie und Arzt, und endlich sie verhindert einen gleichmäßigen Ausbau aller jener hygienischen Einrichtungen, zu deren Förderung die Krankenkassen in so hohem Maße berufen sind.

Lassen wir diese drei Punkte hier näher betrachten!

Das Selbstverwaltungsrecht der Krankenkassen ist — wie gesagt — sehr weitgehend. Neben wir zunächst von den Ortskrankenkassen, so geschieht dies deshalb, weil sie den breitesten Raum einnehmen und fast die Hälfte aller Versicherten in sich vereinigen, weil sie sich zu immer stärkeren Verwaltungskörpern auswachsen und weil bei ihnen die Einwirkungen des Selbstverwaltungsrechtes am stärksten zu tage treten. Ihnen gesteht der § 37 zu, daß bei mehr als 500 Mitgliedern (wie es fast überall der Fall ist) die Generalversammlung aus Vertretern bestehen soll, welche in geheimer Wahl zu wählen sind, und diese Vertreter wählen nach § 38 III einen Vorstand in geheimer Wahl und getrennt von den Arbeitgebern. Da nun letztere höchstens ein Drittel aller Stimmen vertreten dürfen, so versteht es sich von selbst, daß die Vorstandsmehrheit ausschließlich aus Mitgliedern jener Parteirichtung besteht, welche die rührigste Agitation zu entfalten vermag. Diesen Umstand hat die Sozialdemokratie benutzt, um sich in fast allen Industriestädten in Besitz der Vorstandsämter zu setzen. Es gibt freilich auch eine Anzahl Ortskrankenkassen, deren Vorstände aus Mitgliedern der christlichen Gewerksvereine bestehen; aber es ist ja einerlei, ob die Leitung sozialdemokratisch, gewerkschaftlich oder konfessionell gerichtet ist; das wesentliche liegt darin, daß die Vorstände der Ortskrankenkassen durchweg aus Vertretern der Arbeiterpartei bestehen, und daß demnach alle

bedeutenderen Beschlüsse nach den Interessen der Parteien gefaßt werden. Es ist klar, daß hierin eine große Machtbefugnis gegeben ist, die um so größer wird, je mehr Mitglieder die betreffende Krankenkasse zählt. Man braucht hier nur auf Leipzig mit seiner zentralisierten Ortskrankenkasse und ihren ca. 150 000 Mitgliedern hinzuweisen, ebenso zählt die Ortskrankenkasse zu München ca. 110 000, zu Frankfurt a. M. ca. 50 000, zu Dresden ca. 85 000 usw. Und wo solche zentralisierten Ortskrankenkassen nicht bestehen, gibt ihnen der § 46 das Recht, sich zu einem Verbände zusammenzuschließen zum Zwecke:

1. der Anstellung eines gemeinsamen Rechnungs- und Kassensführers und anderer gemeinsamen Bediensteten;
2. der Abschließung gemeinsamer Verträge mit Ärzten, Apotheken, Krankenhäusern und Lieferanten von Heilmitteln und anderer Bedürfnisse der Krankenpflege;
3. der Anlage und des Betriebes gemeinsamer Anstalten zur Heilung und Verpflegung erkrankter Mitglieder, sowie zur Fürsorge für Rekonvaleszenten;
4. der gemeinsamen Bestreitung der Krankenunterstützungskosten zu einem die Hälfte ihres Gesamtbetrages nicht übersteigenden Teile.

Sieht man von den wirklichen Zwergkassen ab, für welche dieser Paragraph ureigentlich geschaffen ist, so werden sich zu solchen Verbänden meist nur solche Ortskrankenkassen zusammenschließen, welche die gleiche Parteirichtung verfolgen. Nun lese man nur mal die Punkte 1 bis 3 recht aufmerksam durch, und man wird sofort verstehen, einerlei ob es sich um Ortskrankenkassen mittlerer Größe, um zentralisierte Krankenkassen, oder um Klassenverbände handelt — dieser Paragraph findet nämlich auch auf die Betriebs-, Bau- und Innungsklassen Anwendung —, welche wirtschaftliche Macht kraft der oft erstaunlich hohen Einnahmesummen diese Krankenkassen und Klassenverbände darstellen. Man halte sich nur mal vor, daß sich die Einnahmen der gesamten Krankenkassen Deutschlands im Jahre 1902 auf 193,5 Millionen Mark belaufen, und daß die Ortskrankenkassen allein 16,6 Millionen, alle Klassen zusammen 37,5 Millionen Mark Arzthonorar (1902) zu verteilen hatten.

Ob man wohl bei Erlaß des Gesetzes gedacht hat, daß die Krankenkassen und zumal die fast ausschließlich vom Arbeiterstande geleiteten Ortskrankenkassen, eine solche wirtschaftliche Machtbefugnis erhalten sollten, lediglich mit Hilfe eines Gesetzes

rein sozialer Fürsorge? ! Ganz gewiß: nein! wie denn auch die Motive zum § 46 (Kassenverbände) fast nur auf kleinere Krankenkassen Bezug nehmen, die durch gemeinsame Verwaltungskosten lebensfähig gemacht, oder, falls örtlich zerstreut liegend, in Stand gesetzt werden sollten, sich gemeinsame ärztliche Hilfe zu beschaffen. Aber über diese inneren Motive ist die Entwicklung der Krankenkassen ganz und gar hinweggegangen, vielmehr hat die Arbeiterpartei, welcher Richtung sie auch sei, das ihr zugesprochene Recht wahrgenommen und die ihr anvertrauten Riesensummen im eigenen Interesse mitverwandt. Ein großes Heer von Kassenführern und anderen Hilfsbeamten folgt ihrem Wink, im Abschlusse von Verträgen mit Ärzten, Apothekern und Lieferanten medizinischer Heilmittel brauchen sie nicht bloß sachliche Fragen zu berücksichtigen, sondern auch hier sind Person- und Parteimomente jederzeit der Erörterung zugänglich, und solcherart hat das Kranken-Versicherungs-Gesetz Folgen gehabt, die ihm ursprünglich ganz fern liegen mußten. Will man das Gesetz wieder auf jene Basis stellen, die man ihm ursprünglich hat geben wollen, so muß man das Selbstverwaltungsrecht von allen Personenfragen möglichst loslösen, dagegen für alle der Krankenversicherung im engeren Sinne dienenden Fragen zunächst ausbauen.

Dieses Recht der Mitarbeit ist freilich auch unbedingt notwendig, damit die Kassenmitglieder die nötige Freude an den sozialen Wohltaten des Gesetzes nicht verlieren, d. h. eines Gesetzes, dessen Kosten sie im Wesentlichen bestreiten. Daß diese Selbständigkeit notwendig ist, kann man an einzelnen Betriebs-(Fabrik-) Krankenkassen wahrnehmen, wo der Wille, bezw. Einfluß des Betriebsunternehmers (Fabrikherrn) derart überwiegt, daß die Kassen-, bezw. sonstigen Vorstandsmitglieder, ohne wesentliche Mitwirkung bleiben. Denn in diesen Kassen führt der Fabrikherr oder sein Vertreter fast ausnahmslos den Vorsitz, und durch geldliche Zuwendungen, die er der Kasse (über die Pflichtleistung hinaus) oft genug zu machen pflegt, ist er ebenso wie durch sein Prinzipalverhältnis den Arbeitern gegenüber fast unbeschränkter Herr der Krankenkasse. Auch dieser Einfluß kann ein ungünstiger sein, sowohl nach außen hin (persönliche Beziehungen zu Ärzten, Apothekern, Lieferanten usw.), als auch innerhalb der Krankenkasse selbst, derart, daß den Mitgliedern die Freude an der Mitarbeit benommen wird.

Soviel über das Selbstverwaltungsrecht der Kassen!

Was nun das Verhältnis zu den Ärzten be-

trifft, bezw. die Schäden, die ihnen aus jenem Gesetze erwachsen sind, so ist dies im Wesentlichen aus dem soeben Gesagten ersichtlich. Denn das Selbstverwaltungsrecht der Krankenkassen, das sich in unbegrenztem Maße auch auf die Anstellung und Absetzung der Ärzte erstreckt, muß oft genug in einer empfindlichen Abhängigkeit der letzteren zum Ausdruck kommen. Mit dieser Tatsache ist ja auch die Deffentlichkeit in den letzten Jahren laut und deutlich bekannt geworden, und man kann höchstens die Frage aufwerfen, weshalb dieser Mißstand, wenn er wirklich aus dem Gesetze selbst hervorgeht, erst jetzt, wo das Gesetz schon fast zwanzig Jahre besteht, zur lauten Rüge kommt und nicht schon vor zehn oder fünfzehn Jahren? Darauf ist die Antwort eigentlich im Eingange dieses Aufsatzes schon gegeben: Anfang 1885 waren $3\frac{3}{4}$ Millionen der Bevölkerung unterworfen und nur ganz vereinzelte Kassen hatten Familien-Mitversicherung; heutzutage erstreckt sich aber die gleiche Fürsorge auf mindestens 10 Millionen versicherungspflichtiger und gewiß ebensoviel nicht-versicherungspflichtiger Personen (Familienangehörige u. s. w.), und wenn man dazu die Mitglieder der Knappschaft, der Eisenbahnbetriebs-, der Post- und anderer Staats-Krankenkassen hinzurechnet, so kommt man auf eine Ziffer von annähernd 30 Millionen Einwohnern, denen der Arzt in Deutschland seine ärztliche Hilfe ausschließlich vermittelt der Bestimmungen des Kranken-Versicherungs-Gesetzes anbieten kann. Wie häufig dabei seine wissenschaftliche Tüchtigkeit in den Hintergrund tritt und seine persönliche Stellung maßgebend wird, braucht gar nicht ausgeführt zu werden. Zieht man weiterhin in Betracht, wie viele Ärzte in der Armenverwaltung, sowie als Militär-, Krankenhaus-, Polizeiärzte usw. angestellt sind, so ergibt sich daraus, daß das frühere Verhältnis der Ärzte zur Bevölkerung eine völlige Verschiebung erlitten hat: der Arzt wird von dem weitaus größeren Teile der Bevölkerung nicht mehr direkt gewählt, sondern durch Vermittelung irgend einer Verwaltungsstelle. Wer die Gunst der letzteren auf sich zieht, ist der Bevorzugte, und neidvoll sieht der nicht berücksichtigte, oft nur weniger vordringliche Arzt auf seinen bevorteilten Kollegen. Das trägt die Unzufriedenheit in die Ärzteschaft hinein und lockert ihren inneren Zusammenhalt. Die (meist älteren) Ärzte, welche die festen Kassenarztstellen oft schon seit langer Zeit inne haben, sind die *beati possidentes*, während der jüngere Nachwuchs nirgendwärts mehr Raum zu Arbeit und Erwerb findet. Denn — wie gesagt — das Gebiet der sogenannten Privatpraxis schränkt sich immer mehr

auf die höheren Gesellschaftskreise und den besseren Mittelstand ein, und auch letzterer sucht durch besondere (Sanitäts-) Vereine sich eine eigene Kranken-Versicherung zu schaffen. Rechnet man nun hinzu, daß fast allerorten alljährlich Fälle vorkommen, wo Ärzte, die nach besten Kräften ihre Stellen verwaltet haben, seitens der Klassen-vorstände ohne jeden Grund abgedankt und durch andere ersetzt werden, so wird niemand bestreiten, daß hier ein schwerer Mißstand vorliegt, bedingt durch die jetzige Fassung des Gesetzes.

Man begeht vielfach den Fehler, bei Besprechung dieses Abhängigkeitsverhältnisses der Ärzte das selbstherrliche Handeln der Sozialdemokratie in den Vordergrund zu schieben, und in der Tat läßt sich auch nicht leugnen, daß sich gerade in ihren Händen die größten und machtvollsten Krankenkassen befinden. Sie verkörpern deshalb in sich eine typische Plutokratie und der Gelehrtenstand der Ärzte ist der Arbeitnehmer, der sich, wofern nicht eine selbstgeschaffene Organisation der Ärzte selbst es verhindert, vollständig den Anordnungen jener Arbeiterschaft anpassen muß. Indessen treten die gleichen Mißstände ebenso schroff bei den von den Fabrikherren geleiteten Betriebskrankenkassen zu tage, und oft genug lassen diese ihre Machtfülle die Ärzte noch energischer fühlen als die Orts-, Gemeinde- und Innungskrankenkassen. Der springende Punkt ist eben der, daß ein Reichsgesetz eine Einrichtung schuf, kraft deren ein ganzer Stand, nämlich der Ärzte, allmählich völlig unter die Botmäßigkeit von Körperschaften mit dem allerunterschiedlichsten Verantwortlichkeitsgefühl gestellt wird, und es ist schwer begreiflich, wie der Staat sich diesem Mißverhältnisse gegenüber bislang völlig gleichgültig verhalten hat.

Uebrigens ist es nicht uninteressant, festzustellen, wie der Erlaß des Kranken-Versicherungs-Gesetzes auf die Zu- oder Abnahme der Mediziner eingewirkt hat. Hier ergibt sich folgende Tatsache. Es studierten auf deutschen Hochschulen:*)

1877—1881	durchschnittlich	3734	Mediziner
1886—1887	"	8552	"

Eine solche Zunahme wird in der Universitätsgeschichte aller Länder wohl beispiellos dastehen und wenn man nach den Ursachen forscht, so kann man nirgends einen anderen Anhalt finden als die Tat-

*) Vergl. auch Hundert, Heft II dieser Zeitschrift vom November 1904: „Sollen wir vom Studium der Medizin abraten?“ Hundert weist auf die Tatsache hin, daß neuerdings die Zahl der Medizinstudierenden in Abnahme ist und hält ihre Aussichten für die kommenden Jahre für nicht so ungünstig; ob mit Recht, soll späterer Prüfung vorbehalten bleiben.

sache, daß am 1. Dezember 1884 das Kranken-Versicherungs-Gesetz in Kraft getreten war, mit Hilfe dessen manche künftige Ärzte sich leicht eine geeignete Stelle verschaffen zu können hofften. Und das ist tatsächlich das Zeichen, unter dem die heutige Heilkunde steht: nicht eine gute Praxis sucht man sich zu erwerben, sondern eine gute Kassenarztstelle, oder besser noch möglichst viele Kassenarztstellen, die der Arzt zu verwalten gedenkt, bis Freund Hain ihn abberuft. Gesund ist das nicht, ganz besonders nicht in Hinsicht auf den organischen Zusammenhalt der Ärzteschaft, gesund auch nicht in bezug auf die Erzielung eines guten ärztlichen Nachwuchses.

Demgemäß ist der Notstand auch nicht ausgeblieben und mancher Hilfschrei nach freier Lebensstellung ist laut genug in die Öffentlichkeit getreten, als daß er hier weiter besprochen werden müßte. Beseitigt aber kann dieser Notstand nur werden, wenn man gesetzlich das Verhältnis der Krankenkassen zu den Ärzten festlegt und jenen aufgibt, alle unbescholtenen Ärzte, soweit sie sich gewissen Organisationsbedingungen fügen, zur Kassenpraxis zuzulassen. Wo diese „freie Arztwahl“ bislang eingeführt ist, hat sie sich — von Einführungszeiten vielleicht abgesehen — durchaus bewährt im Interesse der Kranken wie der Ärzte wie der Kassen, wenn auch nicht verkannt werden soll — worauf wir unten noch zurückkommen — daß hier Ausnahmebestimmungen angezeigt und die ärztlichen Genossenschaften (die ja eine unbestreitbare Vorbedingung sind) noch wesentlich besser auszubauen sind.

Der dritte der gerügten Uebelstände, vielleicht der schlimmste unter allen, ist die starke Zerspaltung, worunter unser heutiges Krankenkassenwesen leidet. Es ist vorher gezeigt worden, welche großartige Bedeutung die Krankenkassen für die gesamte Hygiene Deutschlands besitzen, wir wiesen darauf hin, wie sich gegenwärtig die Zahl derjenigen Personen, die auf Grund des Kranken-Versicherungs-Gesetzes teils selbst versichert, teils dieser Versicherung organisch angegliedert sind, auf wenigstens 20 Millionen beläuft, es ist bekannt, wie diese ganze Einrichtung das Bestreben hat, noch wesentlich weiter auszuwachsen, teils um Krankheiten vorzubeugen, teils um entstandene Leiden im Keime zu ersticken, teils um bei Erkrankten und Verletzten jeder Art den Eintritt der Erwerbsunfähigkeit ganz oder teilweise zu verhüten, wir wissen, wie auf diesem Wege die Krankenkassen immer enger in Verbindung treten mit der staatlichen Unfall- und Invaliden-Versicherung und wie sie überhaupt eine Zentralstelle für die gesamte Arbeiter-Wohl-

fahrt zu werden versprechen, — — aber unter der jetzigen Zersplitterung werden sie auf diesem Wege aller Orten gelähmt, ganz und gar mangelt ihnen der „Zug ins Große“. Hier ist Wandel dringend not!

Am besten wird jene Zersplitterung wohl gekennzeichnet durch Feststellung der Anzahl Versicherter, die auf jede Krankenkasse im Durchschnitt entfallen. Es bestanden im Deutschen Reiche 1902

8528 Gemeinde-	Kr.-K. mit	1 487 895	Mitgl., also im Durchschnitt.	173
4699 Orts-	" " "	4 697 298	" " " "	1000
7626 Betriebs-	" " "	2 491 756	" " " "	328
52 Bau-	" " "	15 726	" " " "	302
639 Innungs-	" " "	217 833	" " " "	340
1445 eingeschr. Hilfs-	" " "	903 095	" " " "	625
225 landesrechtl.	" " "	44 463	" " " "	197
23214 Krankenkassen		mit 9 858 066 Mitgl., also im Durchschnitt.		425

Man sieht hieraus, welche kleine Ziffern im Durchschnitt auf die einzelne Kasse entfallen, viel zu klein, als daß sie für die Erfüllung großer hygienischer und sozialer Aufgaben die nötige Unterlage bieten könnten. Höchstens die Ortskrankenkassen umfassen ein annähernd großes Material, um an solche Aufgaben sich heranwagen zu können, aber über dieses „Wagen“ bringen es auch von ihnen nur die wenigsten hinaus. Nur dort, wo sie vermocht haben, sich zu engeren Verbänden (gemäß § 46) zusammenzuschließen oder wo sie sich zu einheitlichen Zentralkassen umschufen (Leipzig, Frankfurt, München, Düsseldorf, Barmen usw.), haben sie wirklich tüchtiges leisten können und gerade hierin ist ja die Leipziger Ortskrankenkasse (vor ihrem Arztestreit) ein passendes Vorbild gewesen.

Es muß hier bemerkt werden, daß diese Zersplitterung keineswegs erst ein Ergebnis der neueren Krankenkassenentwicklung ist, sondern schon im Gesetze selbst begründet liegt. Dies beweist ein Vergleich zwischen dem Bestande von 1885 (d. h. Anbeginn) und 1902. Es bestanden nämlich

	Kranken-Kassen	1885	1902	Zunahme	19 Proz.
Gemeinde-		7125	8528		
Orts-	" "	3700	4699	" "	27 "
Betriebs-	" "	5500	7626	" "	39 "
Innungs-	" "	224	639	" "	185 "
Bau-	" "	101	52	Abnahme	36 "
Eingeschr. Hilfs-	" "	1818	1445	" "	20 "
Landesrechtl.	" "	474	225	" "	52 "

Hiernach entfielen 1885 auf $3\frac{3}{4}$ Mill. Versicherte schon 18 942 Krankenkassen, d. h. jede zu 196 Mitglieder im Durchschnitt, der heutige Bestand von je 425 Mitgliedern bedeutet also schon einen Fortschritt; aber der vorstehende Vergleich ist doch für den Verlauf der Bewegung ebenso lehrreich als interessant. Nach ihm haben die drei letzten Klassenarten eine mehr oder minder starke Abnahme erfahren, die Gemeinde- und Ortskassen eine mäßige, die Betriebskassen eine starke und die Innungskassen eine sehr große Zunahme erlitten. Letzteres hängt natürlich im wesentlichen mit der Gestaltung der Handwerker-Organisation zusammen, wobei das Gesetz vom 26. Juli 1897 die Bildung der Innungen wesentlich förderte und damit auch zahlreiche neue Innungskrankenkassen entstehen ließ. Aber es ist doch wohl kein Zufall, daß diese Innungen nebst ihren Krankenkassen in Norddeutschland und speziell in Preußen so wesentlich stärker aufgetreten sind, als im Süden; besitzen doch Bayern, Württemberg und Baden zusammen (1902) nur 27 Innungskrankenkassen, d. h. soviel, wie in Preußen 3—4 größere Industriestädte. Man kann sich der Auffassung nicht verschließen, daß hier die gleiche Ursache zugrunde liegt, wie bei der starken Vermehrung der Fabrikkrankenkassen. Man hat nämlich regierungsseitig und speziell in Preußen die Aufspaltung dieser kleineren Kassen von den großen Gebilden der Ortskrankenkassen nachdrücklich gefördert, um solcherart das vielfach mißbrauchte Selbstverwaltungsrecht jener oft genug sozialdemokratisch geleiteten Kassen wirkungslos zu machen. Dies aber heißt tatsächlich nichts anderes, als den Teufel durch Beelzebub austreiben: um einen formalen Mangel des Gesetzes auszubessern, fügt man andere Mängel hinzu und setzt den Hauptwert des Gesetzes, den der Hygiene, herab. Ein wahrlich recht beklagenswerter Vorgang!

Um zu zeigen, wie diese Zerspaltung im einzelnen sich darstellt, sei nur das Beispiel zweier Industriestädte erwähnt: Arefeld hat mit rund 100 000 Einwohnern 7 Orts-, 35 Betriebs-, 11 Innungs- und 3 freie Hilfskassen, zusammen 56; Barmen mit 142 000 Einwohnern sogar 2 Orts-, 63 Betriebs- und 7 Innungskassen, zusammen 72! Solche Mannigfaltigkeit bedingt selbstredend Schäden in doppelter Richtung, einerseits für die Verwaltung, andererseits für die Hygiene.

Zunächst sind die Kosten der Verwaltung naturgemäß

um so geringer, je mehr Mitglieder auf eine Kasse entfallen, und viele Ausgaben, die hierfür nötig werden, könnten weit besser zur Erhöhung der Kassenleistungen, also zu Gunsten der Versicherten, verwandt werden. Auch hier sei ein positives Beispiel gewählt: die Krefelder Ortskrankenkasse für Fabrikbetriebe hatte 1903 bei einem durchschnittlichen Bestande von 6717 Mitgliedern 7036 An- und 6163 Abmeldungen, es waren also in Summa 13 199 Meldungen zu buchen, auf jedes Mitglied zwei! Freilich umfassen diese Meldungen jeden Wechsel des Arbeitsgebers, also auch solchen, wo der Arbeiter nur den Fabrikherrn, nicht aber die Krankenkasse wechselte, aber ein großer Teil bezieht sich auf den wesentlich umständlicheren Uebergang der Arbeiter von einer Krankenkasse in die andere, und die ganze Handhabung dieses Meldeapparates würde weit einfacher sein, wenn statt der jetzigen 54 Kassen nur eine große Zentralkasse bestände. Auch würden dann die vielen Streitigkeiten fortfallen, die jetzt so oft ausbrechen pflegen über die Frage, zu welcher Ortskrankenkasse dieser oder jener Betrieb zu rechnen sei.

Man denke weiter an alle die *U m s t ä n d l i c h k e i t e n*, die mit den Wahlen zu den Vertreter-Versammlungen einer jeden Kasse, sowie mit den Vorstandswahlen verbunden sind, man denke an alle die Mühen, welche den Vorständen der einzelnen Kassen ehrenamtlich auferlegt sind, und an alle die gesonderten Verwaltungs- und Abrechnungs-Bestimmungen, die jede Kasse nach besonderer Eigenart aufstellen zu müssen glaubt. Was in letzterer Hinsicht an Vielgestaltigkeit zu Tage tritt, davon wissen die Kassenärzte unserer Industriestädte oft genug ein trauriges Lied zu singen, und wenn man dabei berücksichtigt, daß sie (die Ärzte) mit jeder dieser vielen Krankenkassen eine besondere Abrechnung betätigen müssen, die zu den unglaublichsten Anfragen, Rückfragen und Feststellungen benötigen, so wird auch der Fernstehende zugeben, daß hier eine ungesunde Technik dem Kranken-Versicherungs-Gesetz anhaftet. Ja, der Formalismus, der hierbei den Ärzten auferlegt wird, hat vielfach geradezu etwas Unwürdiges, und verbraucht zu dem einen Teil ihres geistigen Schaffens in einer ganz nutzlosen Weise. Man tut heutzutage seitens der Regierungen und der wissenschaftlichen Oberinstanzen so manches zu Gunsten der Fortbildung der Ärzte; doch fragt es sich, ob man nicht damit mal anfangen soll, in jener Richtung die Ärzte freier zu

stellen und sie dadurch ihrem Berufe im engeren Sinne zu erhalten. Mutmaßlich ist aber an leitender Stelle von dieser Art der Krankenkassenmisere recht wenig bekannt.

Nicht minder verhängnisvoll ist diese Zersplitterung des Kassenwesens in hygienischer Hinsicht. Daß dort, wo die freie Arztwahl noch nicht durchgeführt ist, die Mitglieder bei einem Kassenwechsel vielfach auch ihren Arzt wechseln müssen, sei nur nebenbei angedeutet, obschon es auch für jeden Nicht-Arzt ersichtlich ist, daß dies nun und nimmer im Sinne der Einzelwohlfahrt liegen kann. Auch kommt es bei solcher Kassenmannigfaltigkeit oft genug vor, daß von der gleichen Familie Vater, Mutter und die schon mitverdienenden Kinder sich an ganz verschiedene Ärzte wenden müssen, weil sie eben bei verschiedenen Kassen mit unterschiedlicher Arzteanstellung versichert sind; — auch das ist nicht hygienisch!

Das Wichtigste aber ist, daß Aufgaben wahrhaft großen Stils sowohl der Volksgeundheit wie der Volkswohlfahrt sich nur dort lösen lassen, wo ein wirklich großer Kassenbetrieb dahinter steht. An Ansätzen zu solcher Arbeit lassen es viele Kassen nicht fehlen, und namentlich muß den sozialdemokratisch geleiteten (meistens Orts-)Krankenkassen das Verdienst zuerkannt werden, solche Aufgaben immer mehr in den Vordergrund zu schieben: man sucht Walderholungsstätten, Milchkuranstalten, Genesungsheime, Sanatorien für Lungenkranke, für Verletzte usw. einzurichten, man veranstaltet hygienisch-belehrende Vorträge, aber überall werden teils durch mangelnde Zentralisierung der Kassenmitglieder, teils durch die Unzulänglichkeit der Geldmittel solche Versuche im Keime erstickt. Was jedoch unter günstigen Verhältnissen geleistet werden kann, hat — wie schon gesagt — die zentralisierte Ortskrankenkasse zu Leipzig mit ihren ca. 150 000 Mitgliedern vollauf bewiesen; solche Beispiele müssen für unsere zukünftige Gesetzgebung ihre Bedeutung erlangen.

Wenn somit alles auf eine stärkere Zusammenfassung des Krankenkassenwesens hindrängt, so wird man unwillkürlich fragen, weshalb die Gesetzgebung nicht gleich Zentral-kassen schuf und ob es denn nicht ein Fehler war, von vornherein solche Fülle von Kassenarten zuzulassen? Diese Frage muß verneint werden. Wer es wagen wollte, hier Regierung und Reichstag zu tadeln, der würde ganz außeracht lassen, daß Deutschland damals — 1883 — etwas ganz Neues schuf, einzigartig in

der Kulturgeschichte der ganzen Welt. Alle Arbeiter wurden in eine Zwangsversicherung hineingebracht; ob und wie das gelingen würde, war zweifelhaft. Was lag näher, als jene Klassen bestehen zu lassen, die schon ein solches Versicherungssystem hatten? Das waren die Knappschafts-, Fabrik- und Innungsfrankenkassen. Diese Klassen, die sich schon lange bewährt hatten, aufzugeben, wäre ein bewußter Fehler gewesen. Man behielt sie bei, und für die dort nicht versicherten Arbeiter gründete man die sogenannten Ortsfrankenkassen, gesondert nach den einzelnen Betrieben, hoffend so einen besseren Ueberblick über die einzelnen Mitglieder zu behalten. Wer aber nach seiner Beschäftigungsart nicht in ihnen unterkommen konnte, sollte in die Gemeindefrankenkasse eintreten, und nebenher ließ man die vielfach schon bestehenden Hilfskassen zu, als vollberechtigt freilich nur dann, wenn sie ihren Mitgliedern wenigstens die Mindestleistungen gewährten, die das Gesetz den Gemeinde-Frankenkassen auferlegt; andernfalls galten sie als sogenannte Zuschußkassen, als welche sie auch heute noch ihre Wirksamkeit entfalten. Dieser geschichtliche Ueberblick läßt uns begreiflich erscheinen, weshalb die Bildung so zahlreicher Klassenarten berechtigt erschien.

Aber! Besteht diese Berechtigung heute noch fort, heute, nachdem das Kranken-Versicherungs-Gesetz schon volle zwanzig Jahre in Wirksamkeit gestanden hat, wo reiche Erfahrungen gesammelt sind, Erfahrungen, die in so vielfacher Hinsicht eine Zentralisierung fordern? Sicherlich nein! Man darf sich nur nicht scheuen, der sich ergebenden Aufgabe klar ins Auge zu blicken, und dabei auch von den Zugeständnissen, womit man bislang die Selbständigkeit der Klassen in überreichem Maße ausgestaltet hat, so weit Abstriche zu machen, wie sie sich im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege und Verwaltungstechnik als notwendig erweisen! Daß hier eine bessernde Hand in absehbarer Zeit eingreifen muß, wird jeder, der nicht gerade durch Partei-Interesse geblendet ist, als unbedingte Notwendigkeit zugestehen. Denn wie wiederholt ausgeführt wurde, bildet das Kranken-Versicherungs-Gesetz schon in seiner jetzigen Ausdehnung und Gestalt den Grundstock einer öffentlichen Gesundheitspflege allergrößten Maßstabes. und es hieße vollständig den Rahmen aller bisherigen Medizinal-Gesetzgebung verlassen, wenn die Reichsregierung oder auf deren Veranlassung die staatlichen Organe nicht in absehbarer Zeit schon die Verwaltung der Frankenkassen in festere Zügel nehmen würden.

Uebrigens wollen wir an dieser Stelle nicht die Bemerkung unterdrücken, daß jene Mannigfaltigkeit der Krankenkassen und ihr freies Verfügungsrecht in der verfloffenen ersten Entwicklungszeit auch manches Gute gebracht hat; denn dadurch sind die Krankenkassen in gegenseitigen Wettbewerb getreten und haben ihre Leistungen den Versicherten gegenüber immer weiter gesteigert. Es besteht indessen in unterrichteten Kreisen die Auffassung, daß Art und Umfang dieser erhöhten Leistungen jetzt genügend klar erkannt sind, sodaß jede Krankenkasse auch ohne Wettbewerb ihre Leistungen (an die Versicherten und deren Angehörigen) steigern wird, je nachdem ihre finanzielle Lage dies ermöglicht.

Seiner bisherige wertvolle Wettbewerb würde deshalb einer Zentralisierung der Krankenkassen nicht mehr entgegenstehen, vielmehr scheint uns letztere aus folgenden fünf Gründen immer dringlicher zu werden:

1. Vereinfachte Verwaltung und Kostenersparnis.
2. Einheitliche Handhabung aller Formalien (Beitragszahlungen Höhe der Unterstützungsgelder, Krankenscheine usw.).
3. Einheitliche Versorgung der Mitglieder mit ärztlicher Hilfe; vereinfachte Zahlung der ärztlichen Honorare, Apothekerrechnungen usw.
4. Einheitliche Handhabung der zahlreichen Beziehungen zwischen der Verwaltung des Krankenkassenwesens einerseits und den Trägern des Unfall-, sowie des Alters- und Invaliden-Versicherungsgesetzes andererseits.
5. Lösung größerer und wahrhaft großer hygienischer Aufgaben.

Unter Zugrundelegung dieses Gedankens, d. h. der notwendigen Zentralisierung der Krankenkassen müßte eine Gesetzesreform folgenden Grundgedanken fassen:

Jede Gemeinde bildet für ihren Bezirk eine Allgemeine Ortskrankenkasse, in der alle nach dem Kranken-Versicherungsgesetz versicherungspflichtigen Personen Aufnahme finden; eine Unterscheidung nach Berufsarten findet nicht mehr statt. Alle sonstigen Krankenkassen hören auf, im bisherigen Sinne zu bestehen, doch ist ihr Fortbestand als Zuschußkassen nach jeder Richtung zu fördern.

Es fragt sich nun, welche Gründe einer solchen Zusammenlegung aller Krankenkassen entgegenstehen könnten. In verwaltungstechnischer Hinsicht bestehen keine, das haben die großen allgemeinen Orts- und Gemeindefassen in Leipzig, Dresden, Nürnberg, Frankfurt, München usw. hinreichend klar bewiesen. Unseres Erachtens kann hier nur zweierlei ausgeführt werden:

- a) Die Häufung übergroßer Machtfülle in Händen der Arbeiterschaft.
- b) Der Besitzstand der bisherigen Einzelkassen, bezw. wie ihr den Arbeitern zustehendes Vermögen richtige Verwendung finde.

Zum ersteren Punkte wurde schon vorher geäußert, daß eine gewisse Einschränkung des bisherigen Verwaltungsrechtes auf die Dauer unvermeidlich sein wird. Die diesbezügliche Aufgabe muß nun darin bestehen, daß man den künftigen Einheitskassen alle Rechte beläßt, die ihnen das Kranken-Versicherungs-Gesetz von 1883 zugestehen wollte, d. h. die volle Mitarbeit in möglichst selbständiger Form an allen sozialen und hygienischen Aufgaben, soweit sie im Rahmen jenes Gesetzes liegen, daß man jedoch die Möglichkeit ausschließt, jenes freie Verfügungsrecht zur Entfaltung wirtschaftlicher Kämpfe und Förderung der Partei-Interessen auszubenten.

Daß die Durchführung einer solchen Bestimmung keineswegs eine Utopie ist, oder dazu dienen würde, große Gegenstürme seitens der linksstehenden Reichstagsparteien zu entfachen, haben die Reichstags-Behandlungen vom März-April 1903 bewiesen und die Resolution Trimborn, die von allen Parteien, mit Ausnahme der Sozialdemokraten, angenommen wurde, trägt jener Forderung schon die Hauptstütze entgegen. Sie beschäftigt sich freilich im zweiten Teil vornehmlich mit der Arztfrage, die ja auch in personeller Hinsicht die Hauptbedeutung besitzt und die eine unbedingte Lösung erheischt. Indessen braucht man nicht zu denken, daß wir Ärzte heutzutage nur deshalb eine Krankenkassen-Reform anstreben; die jetzigen ärztlichen Genossenschaftsbestrebungen sind so machtvoll, daß wir schließlich auch ohne Reichsgesetz zu unserem Rechte kämen. Aber niemand kann leugnen, daß der fortwährend bald hier bald dort neuauflackernde Streit zwischen Ärzten und Krankenkassen eine der unerfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart ist, und daß es eine heilige Pflicht der Reichsgesetzgebung ist, hier ordnend einzugreifen.

Daß diese Neuordnung sich in der Richtung der freien Arztwahl bewegen muß, d. h. der Zulassung jedes unbescholtenen Arztes, vorausgesetzt, daß er gewissen Vorbedingungen genügt, kann garnicht zweifelhaft sein. Gewisse Einschränkungen werden hier notwendig bleiben und man mag vor allem die Sachverständigen-Tätigkeit von der Tätigkeit des behandelnden Arztes hier und da abtrennen müssen; aber im Grundprinzipie muß die Zulassungsberechtigung jedes Arztes zur Kassenpraxis anerkannt werden, dazu hat das Kranken-Versicherungs-Gesetz, wie eingangs gezeigt, heute schon eine viel zu weite Ausdehnung auf die Bevölkerung Deutschlands gewonnen.

Diese Regelung des Verhältnisses der Krankenkassen zu den Ärzten ergibt sich aber auch als eine Notwendigkeit im Interesse des Gesetzes selbst. Denn mit Recht sagt Schiele in seinem in voriger Nummer dieses Heftes erschienenen Aufsatz über das Streitrecht der Ärzte (§. 441), daß es doch nur „die Arbeit der Ärzte ist, wodurch die ganzen Leistungen der Kasse aus Paragraphen in die Wirklichkeit überetzt werden, und mehr noch: die dem ganzen Kassenetat sein Maß gibt.“ Denn letzterer setzt sich ja aus Arzthonorar, Arzneimitteln und Krankengeld fast ausschließlich zusammen, und die Höhe der letzten beiden Titel wird wesentlich durch die Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Ärzte bedingt. Erkaufen oder erzwingen läßt sich diese auf die Dauer nicht, und wenn man auf der einen Seite dem Versicherten die fast selbstverständliche Wohltat der freien Wahl seines Arztes zugestehen und auf der anderen Seite das Blühen und Gedeihen der Kassen sichern will, so bleibt, wie Schiele mit Recht bemerkt, nichts anderes übrig, als die Ärzte in die Organisation des Gesetzes mithineinzuziehen.

Fast erscheint es unbegreiflich, daß dies nicht früher schon geschehen ist, und man muß auch hier nur als Entschuldigungsgrund die Tatsache anführen, daß das Kranken-Versicherungs-Gesetz bei seiner Einführung etwas ganz Neues darstellte, und daß man später sich scheute, hierin das Selbstverwaltungsrecht der Kassen anzutasten. Aber jetzt wird es Zeit, hohe Zeit, auch im Interesse der Kassen selbst; denn die Selbstorganisation des ärztlichen Standes ist schon so stark, daß ihre Macht leicht zum Unfegen der Kassen ausschlagen könnte. Solche Folgen würden alle maßvollen Ärzte tief bedauern, könnten aber weder die Folgen verhindern, noch die Berechtigung der ganzen Bewegung abstreiten. Schieles Arbeit ist erst nach Abfassung dieses Aufsatzes im Drucke erschienen, um so mehr freuen wir

uns, hier auf die Gleichartigkeit unserer Anschauungen hinweisen zu können. Nur scheint es uns unrichtig, hierin die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Kassen und Ärzten dem freiwilligen oder durch Selbsthilfe erzwungenen Uebereinkommen zu überlassen. Schon hat in überaus vielen städtischen wie ländlichen Bezirken des Deutschen Reiches die gemeinsame Arbeit zwischen beiden Parteien sich erproben können und mit Genugtuung darf man feststellen, daß — von etwaigen Einführungszeiten abgesehen — diese Arbeit schöne Erfolge gezeitigt hat; unter vielen Orten wollen wir hier nur Nürnberg nennen, für dessen Gemeindefasse mit ihren 75—80 000 Mitgliedern schon seit vielen Jahren die freie Arztwahl in bester Weise sich bewährt, nicht minder in Barmen, Elberfeld, Krefeld usw. Wozu also noch länger warten?!

An geeigneten Vorschlägen, wie der diesbezügliche Gesetzespassus zu fassen sei, hat es ja auch nicht gefehlt, u. a. hat der Reichstagsabgeordnete Dr. Mugdan solche Hinweise gegeben. Es würde jedoch dem Rahmen dieser Arbeit nicht entsprechen, hier auf Einzelheiten einzugehen, die Grundbedingungen bleiben eben: Organisation der Ärzteschaft in Kreis-Verbänden, am besten unter Anerkennung des Staates oder unter Aufsicht der staatlich anerkannten Ärzte-Vertretung (Ärztekammern), Bildung gemischter Kommissionen zwischen Ärzten und Krankenkassen, Möglichkeit der Berufung an die Verwaltungsbehörde, falls die Kassen sich durch die Ärzte, oder letztere durch die Krankenkassen geschädigt fühlen. Ordnet man auf dieser Grundlage das gegenseitige Verhältnis, so werden die traurigen Ausschreitungen des letzten Jahrzehntes ganz und gar verschwinden und die Ärzte werden selbst ihren Stolz darein setzen, die Krankenkassen zur finanziellen Blüte und zur vollen Entwicklung ihrer hygienischen Aufgaben überzuleiten.

Kehren wir nun zur Zentralisierung der Krankenkassen zurück, so mag hier eines Aufsatzes gedacht werden, der (während Abfassung dieser Abhandlung) in Nr. 18 der Halbmonatsschrift „Die Invaliditäts- und Altersversicherung“ erschien. Der anonyme Verfasser (Praktikus) kommt dem obigen Vorschlage schon recht nahe, wenn er in These 3 sagt: „Die Reform der Krankenversicherung kann auf dem Lande vorerst zurückgestellt werden, dagegen wäre für die Stadt die gesetzliche Möglichkeit ortstatutarischer Errichtung einheitlicher Stadtfrankenkassen anzustreben, die nicht Gemeindefrankenversicherungen, sondern eigentliche Krankenkassen sind und selbständige

juristische Persönlichkeit besitzen. Die Verwaltungskosten hat die Stadtkasse zu tragen. Die Kassenbeamten werden Kommunalbeamten. Die Generalversammlung der Arbeitgeber und Versicherten beschließt über Statutenänderungen; eine Erhöhung der Beitragsquote der Arbeitgeber findet nicht statt; den Arbeitern muß Zweidrittelmehrheit in der Generalversammlung gesichert bleiben.“ Also auch dieser Vorschlag erstrebt einheitliche Zentralkrankenkassen, die — wie es weiter heißt — den Sammelpunkt für die städtische Gesundheitspflege bilden sollen, nur wird hier die Bildung solcher Zentralkassen von der freien Entschliebung der einzelnen Gemeinde abhängig gemacht und bloß auf die Städte beschränkt, während wir unsererseits dies als ein nutzloses Halbwerk ansehen müssen und den Zeitpunkt gekommen glauben, wo man die Zentralisation der Krankenkassen schon für das ganze Reich einführen kann. Die Träger solcher Zentralkassen sind aber naturgemäß die politischen Gemeinden, zumal ihnen auch schon nach dem jetzigen Gesetze die Aufsicht über die Krankenkassen übertragen ist.

Der weiteren Auffassung des Praktikers, daß die Kassenbeamten richtigerweise von den Gemeinde-Verwaltungen angestellt und die entsprechenden Kosten von den Gemeindefassen getragen werden sollten, kann man nur beipflichten. Dadurch würde die hohe Verantwortlichkeit, welche mit der Errichtung, bezw. dem Betriebe solcher großen Kassen verbunden ist, wesentlich unter die Aufsicht öffentlicher Organe gestellt. Unmöglich kann dies als eine Beschränkung des Selbstverwaltungsrechtes angesehen werden, denn letzteres soll sich, falls richtig aufgefaßt, doch nur auf die Zwecke der Hygiene beziehen, nicht aber auf Personenfragen, die mit Ziel und Bedeutung dieser ganzen Gesetzgebung gar nichts zu tun haben. Ohne Zweifel würde dadurch manches unliebsame Vorkommnis, welches bisher aus der Anstellung dieser Rechnungsführer und Hilfsbeamten seitens der Kassenvorstände entstand, für die Zukunft vermieden werden.

Es erübrigt noch, darauf hinzuweisen, daß die so gebildeten Krankenkassen keine Gemeindefassen im Sinne des § 4 des Krankenversicherungs-Gesetzes sein sollen, sondern „Ortskrankenkassen der Stadt, Gemeinde oder Bürgermeisterei N. N.“ zu nennen wären, mit General-, bezw. Vertreter-Versammlungen, selbständigem Vermögen und dem Bestimmungsrechte betreffs Höhe der Beitragszahlungen, Unterstützungsgelder usw., kurz, aller an die Versicherten zu gewährenden Vorteile, und daß nur die Anstellung der Rech-

nungs- und Kassenführer (auf Vorschlag der Kassenvorstände) durch die Gemeindeverwaltungen zu erfolgen hat.

Als zweiten Grund, der einer Zentralisierung der Krankenkassen entgegenstehen könnte, haben wir oben den Besitzstand der bisherigen Einzelkassen angeführt. Wie soll sich — so wird man fragen — die Auflösung dieser Kassen vollziehen, und wie sollen die in ihnen festgelegten Vermögenswerte verwandt werden? Wollte man streng an dem bisherigen Gebrauche festhalten, so könnte die ganze Frage nach den §§ 67—68 und § 47 des Kranken-Versicherungs-Gesetzes geregelt werden. Danach muß bei Auflösung einer Krankenkasse ihr Vermögen derjenigen Kasse zufallen, welcher die bisherigen Mitglieder überwiesen werden. Aber einerseits handelt es sich hier nicht um die Ueberweisung von Kassenmitgliedern an eine andere schon bestehende Krankenkasse, sondern es handelt sich um den Zusammenschluß aller Kassen zu einer neuen allgemeinen Zentralkasse, und andererseits wäre eine völlige Gleichstellung aller Vermögenswerte eine große Ungerechtigkeit. Denn in manchen Krankenkassen sind sehr erhebliche Besitzstände vorhanden, zu denen speziell in den Fabrikassen die Unternehmer oft große persönliche Zahlungen gemacht haben, in der festen Absicht, diese Beträge den Arbeitern des eigenen Betriebes zuzuwenden. Hier ist folgende Aufstellung sehr lehrreich. Es entfiel 1902 auf 4 697 298 Mitglieder der Ortskrankenkassen ein Vermögen von 74,6 Millionen Mark, also pro Kopf 15,90 Mark. Dagegen auf 2 491 756 Mitglieder der Betriebskrankenkassen ein Vermögen von 76,4 Millionen Mark, also pro Kopf 30,50 Mark.

Man sieht, daß bei den Betriebskassen das Vermögen, auf den Kopf der Mitglieder berechnet, fast doppelt so groß ist, als wie bei den Ortskrankenkassen. Die Gemeinde-Krankenkassen haben bekanntlich kein Vermögen im engeren Sinne, da für alle etwaigen Fehlbeträge die Gemeinde aufzukommen hat, bei den eingeschriebenen Hilfskassen entfallen etwa 19 Mark aufs Mitglied, die anderen kommen mit ihren kleinen Ziffern nicht wesentlich in Betracht.

Eine Verschmelzung der Krankenkassen würde nun darauf Bedacht nehmen müssen, daß die Vermögensrücklage eine möglichst geringe Verschiebung erführe, und als Maßstab für diese Vermögenshöhe wäre entweder der allgemeine Durchschnitt anzusetzen, wobei die besser gestellten Kassen einen um 10 bis 20 Prozent höheren Beitrag einzuzahlen hätten, oder man machte den Vermögensdurchschnitt

der größten bisherigen Klasse eines jeden Bezirkes maßgebend. Den Gemeinden würde es dann freilich obliegen, für ihre eigenen Krankenkassen im engeren Sinne einen entsprechenden Vermögenswert bereit zu stellen und diesen beim Uebergang der betreffenden Kassenmitglieder an die Zentralkasse der letzteren auszuzahlen. Im einzelnen brauchen wir dies hier nicht weiter zu verfolgen, es kommen dabei auch versicherungstechnische Fragen in Betracht; das aber erhellt aus Vorstehendem unzweifelhaft, daß für die Einzelkassen bisherigen Stils (Betriebs-, eingeschriebene Hilfs- und Innungskassen) durchschnittlich noch genug Vermögens-Unterlage für ihren Fortbestand bliebe. Sie würden dann neben den künftigen zentralen Zwangskassen — wie schon angedeutet — als *Zuschußkassen* bestehen und könnten als solche eine überaus segensreiche Tätigkeit entfalten, die den Arbeitgebern wie den Arbeitern in gleicher Weise zu gute käme.

Als Aufgaben dieser Zuschußkassen können u. a. folgende angeführt werden: Kranken-Versicherung der Familien-Angehörigen, soweit sie nicht schon bei der Zentralkasse besteht; Unterstützung der Familie in entsprechenden Notfällen, Erhöhung des Krankengeldes, Abkürzung der Karenztage, Uebernahme der Kosten für außergewöhnliche Heilverfahren (Sanatorien usw.), soweit die staatlichen Versicherungsorgane hierzu nicht verpflichtet sind, und endlich Versicherung gegen Arbeitslosigkeit bis zu gewissem Grade. Die ersteren dieser Aufgaben bedürfen kaum einer Erläuterung, nur sei angedeutet, daß die Durchführung der Familien-Krankenversicherung zweifellos mit der Zeit bei allen Zentralkassen erfolgen wird. Dazu hat man sich schon allzu sehr an diese Wohlthat gewöhnt, und wenn sie auch vorab erst allen Orten mit mehr als 20 000 (?) Einwohnern auferlegt werden sollte, so wird es sich dabei doch nur um einen Uebergang handeln, zumal — wie oben gezeigt — schon heute fast die Hälfte aller Versicherten für ihre Familien mitversichert ist.

Sehr bedeutungsvoll könnten diese Zuschußkassen hinsichtlich der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit werden. Bekanntlich ist man heute auf Grund der verschiedenartigsten Versuche dahin einig geworden, daß solche wohl niemals auf staatlicher Grundlage zu stande kommen kann, ja, daß selbst jede breitere Ausdehnung vermieden werden muß, sei es nun, daß die Versicherten zu einem freiwilligen Verbande zusammentreten, sei es, daß man behördlicherseits eine solche Versicherung einleitet oder unterstützt.

Indessen drängt alles darauf hin, innerhalb einer kleineren Genossenschaft unter Zuhilfenahme des Sparzwanges Versuche zur Arbeitslosen-Versicherung zu machen, wofür auch der Herausgeber dieser Zeitschrift schon Mai 1896 in seiner Rede auf dem 7. Evangelisch-sozialen Kongresse zu Stuttgart eintrat. Als derartige Genossenschaften würden sich in ganz hervorragendem Maße die Betriebs- und Innungs-Krankenkassen eignen. Ihre Ausdehnung hält sich, wie oben gezeigt, in mäßigen Grenzen, die Kontrolle der Mitglieder unter sich, sowie seitens der Vorstände, verhindert leichter als sonst jede mißbräuchliche Ausnutzung, und den Fabrikherren wie den Innungsvorständen ist weitester Spielraum gelassen, durch freiwillige Zuwendungen den Grundstock der Kassen zu stärken und damit die Seßhaftigkeit der Beteiligten zu fördern. Das mag zwar den Sozialdemokraten in ihr Programm nicht recht passen, aber da sie selbst die „Arbeitslosen-Versicherung“ anstreben, bislang jeder andere Weg sich jedoch als ungangbar erwiesen hat, müßten auch sie eine solche Tätigkeit der Zuschußklassen ernsthaft begrüßen.

Ueber die Art, wie diese Versicherung zu gestalten wäre, lassen sich hier natürlich nur Andeutungen machen; man könnte z. B. aus dem Vermögen der betreffenden Krankenkasse jedem Arbeiter nach 3—5-jähriger Mitgliedschaft ein Spargassenbuch in bestimmter Höhe zusprechen, dessen Fonds sich progressiv mit der Dauer weiterer Zugehörigkeit vermehrte, aber bis zu gewisser Höhe gesperrt bleibt. Dadurch könnten auch die betreffenden Betriebe, falls eine Geschäftsstodung eine Verminderung der Arbeiterzahl oder der Arbeitsstunden notwendig machte, ihre Kassenmitglieder über schlimme Zeiten hinwegheben, und den Angehörigen würde für den Todesfall ihres Ernährers ein Spargroschen gesichert bleiben.

Hiermit können wir unsern Ueberblick über den jetzigen Stand der deutschen Krankenversicherungs-Gesetzgebung schließen. Wir haben gesehen, welche großartige hygienische Wirkungen das 1883 erlassene Gesetz für Staat und Volk gehabt hat; wir sahen, wie der Drang nach seinem weiteren Ausbau so mächtig ist, daß wir noch viele Aufgaben vor uns haben, Aufgaben, deren Erfüllung zur allseitigen Pflicht wird. Wir stellten aber auch fest, daß mancherlei formale Mängel die Weiterentwicklung des Gesetzes auf Schritt und Tritt hemmen, und daß Reichsregierung und Reichstag nicht mehr lange säumen dürfen, die gründlichen Erfahrungen der verflossenen zwanzig Jahre auszunützen und das Gesetz auf die Basis einer ge-

sunden Entwicklungsmöglichkeit zu stellen. Diese sehen wir aber nur gegeben in:

1. Zentralisierung aller Krankenkassen des gleichen Gemeindebezirks;
2. Uebernahme der Kassenverwaltung auf die Verantwortung der Gemeinde;
3. Lostrennung der Arztfrage von der Willkür der Kassenvorstände;
4. Ueberleitung der bisherigen Einzelkassen in das System der Zuschußkassen.

Die Zeit des Versuchens ist lange genug innegehalten, möge man nicht säumen, die erkannten Mißstände zu beseitigen, ehe sie noch mehr Unheil und Verwirrung bringen!

1802—15.

**Lebenserinnerungen
des Generallieutnant Wilhelm von Wenzel.**

Herausgegeben

von

Hans von Wenzel,
Hauptmann des Dritten Garde-Landwehr-Regiments.

II.

VI.

Von Großbeeren über Dennewitz nach Berlin.

Ohne es zu bemerken war ich auf dem Ruhmesfelde von Großbeeren während der Nacht von meinem Brett heruntergerutscht und lag nun bis am Morgen im Wasser. Als ich aufwachte, war ich daher so steif, daß ich mich unmöglich selbst aufrichten, noch weniger aber mit dem Regiment in unser Bivak nach Heinersdorf zurückmarschieren konnte. Zudem hatte ich mich in der gestrigen Schlacht mit meinem eigenen Säbel verwundet. In einem Moment des Kampfes hielt ich ihn törichterweise an der Schneide umfaßt, beim Laufen war ich dann gestolpert, wobei mir der Säbel durch die Hand gerutscht war und die Sehne am kleinen Finger, im Fingergelenk glatt durchschnitten hatte.

In der Erregung des Kampfes hatte ich es nicht einmal bemerkt, meine Soldaten aber, die den blutigen Handschuh sahen, riefen mir zu, ich sei an der Hand blessiert.

In der Nacht hatte ich nun die linke Hand auf den Tornister unter meinen Kopf gelegt und mir dadurch eine schmerzhafteste Entzündung der ganzen Hand zugezogen.

Mein Bursche blieb bei mir zurück. Er führte mich an ein fast ausgebranntes Feuer des französischen Bivaks, an dem noch ein Topf mit einem Stück Schweinefleisch stand. Dann machte er ein helles Feuer, an welchem ich meine durchnäßten Kleider auf

dem Leibe trocknete. Dabei ließ ich mir die heiße Schweinebouillon gut schmecken. In einem sächsischen Tornister fanden sich ein Paar ganz neue wollene Strümpfe, die ich gegen meine nassen, zerrißenen vertauschte und sogleich anzog.

Die Wärme machte in kurzer Zeit meine steifen Glieder wieder so gelenkig, daß ich nach unserem Bivak zurückzukehren vermochte. Zuvor brachte ich noch einen, am Kopf schwer bleßierten Pariser Husaren, der sich in einer Strohschütte verborgen hatte, an mein Feuer und setzte den Topf mit dem Schweinefleisch neben ihn. Mehr konnte ich für den armen Teufel nicht tun, weil ich meinem Regiment nachhelfen mußte.

Da meine linke Hand bedeutend angeschwollen war, ich auch starke Schmerzen hatte, verordnete mir der Arzt Umschläge von gekochtem Brot. Ich mußte den Arm in der Binde tragen.

Auf den nun folgenden fortwährenden Märschen, war es aber gar nicht möglich, die Umschläge ordentlich aufzulegen. Es machte zu viele Umstände.

Am 25. marschierten wir zur Verfolgung des Feindes bis Wittstoc*) (nicht zu verwechseln mit Wittstoc; d. S.), wo unsere Arrieregarde unter dem General von Oppel große Verluste erlitten hatte. Wir bivakierten auf dem Schlachtfelde und mußten erst die Toten beerdigen, um nicht mitten unter den Leichen zu liegen. Am 26. kamen wir links von Trebbin im Bivak (wahrscheinlich östlich des Ortes; d. S.).

Den 27. marschierten wir von 9 Uhr abends die ganze Nacht hindurch und kamen am 28., eine Meile von Treuenbriezen, im Lager.**) Den 29. nach vielem Hin- und Hermarschieren dicht vor Treuenbriezen im Bivak. Ich wurde zur Feldwacht kommandiert und ließ eine große Masse Stroh, die zum Bivak der Russen gedient hatte und voller Ungeziefer war, in Brand stecken.

Am 30. August bis 4. September an verschiedenen Orten, am 5. September Bivak auf den Höhen von Kropstädt. Die Avantgarde und das Tauentzien'sche Korps hatten Gefechte.

Nachmittags brachen wir plötzlich auf und marschierten links ab, die ganze Nacht hindurch in der Richtung gegen Jüterbogk, weil der Feind in großer Stärke den General von Tauentzien gegen diesen Ort drängte.

*) S. 145. Rückzug des Feindes nach Wittenberg.

**) Nach der Regts.=Gesch. S. 146 lagerte das Regiment am 30. August bei Treuenbriezen.

In der Nacht machten wir eine Ruhehalte. Ein französischer Adjutant, der bei der Dunkelheit unsere Truppe für seine eigene hielt, rief uns in eiligem Ritt, erregt an: „Ou est le douzième Corps d'Armée?“

„Ici! ici!“ wurde ihm geantwortet. Als er darauf vertrauensvoll an uns herankam, wurde er festgehalten und zum Gefangenen gemacht. Man denke sich seine furchtbare Enttäuschung!

Am Mittag des 6. September trafen wir in der Nähe von Dennewitz ein und hatten dadurch die Vereinigung mit dem Tauenzien'schen Korps bewirkt.

Hier sollten wir noch einmal ein blutiges Duell für die entgültige Befreiung der Hauptstadt durchkämpfen.

Der Marschall Ney, Herzog von Elchingen, vor dem wir 1806 bei Erfurth die Waffen hatten strecken müssen, und der sich seitdem im feindlichen Heere den Namen „le brave des braves“ erworben hatte, war von Napoleon ausersehen worden, die Schlappe von Großbeeren auszuweken und Berlin zu nehmen. Dieser hervorragende Marschall führte am 6. den Oberbefehl über die feindlichen Streitkräfte (Dubinot, Bertrand, Rennier).

Der Feind, bei dem sich auch wieder die Sachsen befanden, marschierte in sichtbarer Entfernung, mit großer Truppenmacht gegen Züterbogt und das dorthin zurückgedrängte Tauenzien'sche Korps.

Wir gingen nun in Echelons vom linken Flügel gegen Dennewitz und Nieder-Gölsdorf vor. Der Gegner hatte die Höhen mit vielen und schweren, sogenannten Positionsgeschützen besetzt. Er beschoß unseren Anmarsch, der sich in zwei Treffen — die Landwehr befand sich im zweiten Treffen — vollzog.

Das Geschützfeuer, mit dem uns der Feind überschüttete, war so verheerend, daß wir uns in Linie entwickeln mußten. Die beiden Schützenzüge wurden vorgezogen.

Das Bataillon stand mit seinem linken Flügel bis über die Mitte auf einer Ebene, mit dem rechten hinter einer Anhöhe, deren Rücken von den Kugeln und pfündigen Kartätschen wirksam beschoßen wurde. Das Feuer war hier so mörderisch, daß eine unserer Batterien unter starken Verlusten abfuhr; selbst die Tirailleurs mußten später wegen dieses überlegenen Feuers hinter die Höhe zurückweichen.

Am linken Flügel, in der Ebene, hatten wir vor uns einen Feind. Ueber diesen hinaus war der Schützenzug des Lieutenaut von Kemnitz vorgegangen. Die dichten Ketten der feindlichen

Tirailleure drängten nun unsere schwache Schützenlinie, obwohl sie lange und energisch Widerstand leistete, immer weiter gegen das Bataillon zurück, das hier im Artilleriefener aushalten mußte. Dieses Feuer war wirklich furchtbar. Mehrere Batterien vom Feinde konzentrierten es auf unser unbeweglich verharrendes Bataillon. Insbesondere rollte der Feind unablässig Granaten auf dasselbe, die uns, wie auch dem zweiten Treffen, äußerst verderblich wurden.

Die Verluste waren außerordentlich, und doch entschloß man sich nicht vorzugehen, weil hinter den feindlichen Schützen sehr bedeutende und überlegene Infanteriemassen bemerkt wurden. Zudem war dem Feinde das Terrain sehr vorteilhaft, da es von der Höhe, wo er stand, sanft zu uns abfiel und dadurch Nicohett- und Kollschüsse in hohem Grade begünstigte.

Ich trug infolge meiner Blessur den linken Arm noch immer in der Binde. Als ich nun hier, im stärksten Kanonenfeuer, vor meinem Zuge auf und ab ging, um die Ordnung zu überwachen, die durch das Einschlagen der Geschosse oft gestört wurde, rief mir Auguste Krüger, die im Handgemenge von Großbeeren tapfer ihren Mann gestanden hatte, lachend zu:

„Nun, Herr Lieutenant, wie soll es aber heute mit Ihnen werden? — Sie können ja Ihren Arm nicht gebrauchen.“

„Oh“, — erwiderte ich, „glücklicherweise habe ich noch den rechten, Krüger, mit dem werde ich mich schon durchhelfen.“

„Nein“, sagte Auguste darauf, „den sollen Sie diesmal nicht nötig haben, denn wir alle verlassen Sie nicht, wenn Sie in Gefahr kommen.“

Welch kraftvoll männlicher Sinn wohnte doch in der Brust dieses Mädchens, das übrigens bei ihren Vorgesetzten, wie auch bei allen Soldaten in höchster Achtung stand. —

Stundenlang waren wir hier gezwungen, stehenden Fußes in dem höllischen Feuer auszuhalten, so daß endlich selbst die anerkannt bravsten Soldaten in den Ruf ausbrachen; Nein, das geht nicht länger, entweder vor oder zurück, — hier bleibt niemand lebendig“.

Unser Zureden, wobei wir an ihr Ehrgefühl appellierten, vermochte aber doch die Leute in Treue und Gehorsam zu erhalten.

Endlich bekam ich jetzt den langersehnten Befehl, mit meinem dritten Tirailleurzuge vorzurücken. Ich eilte nun dem arg be-

drängten Lieutenant von Kemnitz zu Hilfe und unseren vereinten Kräften gelang es, die feindlichen Schützen nicht nur von fernernem Vordringen abzuhalten, sondern sie sogar, als sie uns zu sehr drängten, durch einen Anlauf unter Hurraruf bis nahe vor ihre Kolonnen zurückzuwerfen.

Diesen partiellen Erfolg verdankten wir allerdings nicht nur der Bravour unserer Leute, sondern wohl auch zum Teil der Mangelhaftigkeit der uns an Zahl weit überlegenen Gegnerischen. Da drüben waren lauter junge Soldaten, die alle wenig Kriegserfahrung hatten. Wir konnten ganz deutlich beobachten, mit welcher Energie und mit welcher Wut die französischen Offiziere bemüht waren, diese Kerle vorwärts zu reißen, wobei sie selbst mit größter Bravour unter dem Ruf „en avant! — en avant!“ beständig voranstürmten. So waren sie ihren Mannschaften glänzende Vorbilder.

Während wir uns nun hier mindestens 600 Schritt vor der Front unseres Bataillons herumschlugen, wobei all unsere Leute freudigen Mut und den Wunsch zeigten, sich hervorzutun, erhielten wir plötzlich von der schon bezeichneten Höhe auf unserem rechten Flügel flankierendes Kartättschenfeuer aus vier Haubitzen, deren Kugeln uns im Ricochettschuß vom rechten bis zum linken Flügel bestrichen. Da die Geschütze in ziemlich gleicher Höhe mit unserem rechten Flügel stehen mußten, glaubten wir, daß unsere eigene Artillerie versehentlich statt der französischen Tirailleurkette die unsrige beschöffe.

Ich gab daher dem Unteroffizier Spellhahn, einem sehr tüchtigen Menschen, den Befehl, die vielleicht 6—800 Schritt von uns postierte Artillerie schleunigst auf ihren Irrtum aufmerksam zu machen. Spellhahn jedoch, der ein wahres Falkenauge besaß, schwur hoch und theuer, daß es französische Geschütze seien, was mir fast unglaublich erschien, da ich noch nicht wußte, daß die Tirailleurs der rechten Flügelzüge wegen des furchtbaren Feuers bis hinter den Höhenzug zurückgegangen waren. Da mir Spellhahn aber erklärte, er erkenne sogar die französischen Uniformen ganz unzweideutig, ließ ich jeden Zweifel an seinen Worten fallen und gab ihm ungefähr 20 Schützen mit dem Auftrag, die feindliche Batterie, von den Hügeln aus, in der linken Flanke zu beschießen, während ich selbst mit einer Anzahl Tirailleurs gegen die Batterie vorlief und deren Kanoniere im Liegen beschießen ließ.

Dies hatte den Erfolg, daß letztere sich in den dortigen

kleinen Terrainvertiefungen zu decken suchten und die Kartätschschüsse daher seltener abgefeuert wurden.

Wir hatten uns unter Vorlaufen und wieder Niederwerfen der Batterie bereits auf wenige 100 Schritte genähert. Diese mochte ihre Geschütze wohl zu tief richten, da die Kartätschen beständig vor uns aufschlugen und sodann in hohem Bogen über unsere Köpfe fortfausten.

Gerade im Begriff, mit einem letzten Anlauf die Geschütze zu nehmen, was uns auch sicher geglückt wäre, wurden wir jetzt von einer unvermutet auftauchenden, weit überlegenen Infanteriemasse angegriffen, so daß wir zurück mußten, und zwar umsomehr, als der Feind zugleich auch in der Front überlegene Infanteriekräfte entwickelte,*) wodurch auch die feindliche Artillerie wieder neuen Mut bekam und unsere zurückflutenden Schützen mit einem Hagel von Geschossen überschüttete.**)

Bei dieser Gelegenheit erhielt ich eine Kartätschenkugel dicht unter dem Kniegelenk, die durch den im Winde flottierenden Ueberrock geschwächt bis auf den Knochen eindrang, ohne ihn jedoch zu zerschmettern.

Ein dröhnender Schmerz bis in die Hüfte und völlige Unbrauchbarkeit des Beins waren die Folge. Zwei Tirailleurs hoben mich auf und brachten mich zurück. Bevor ich jedoch das in Linie aufmarschierte Bataillon erreicht hatte, erhielt ich noch einen zweiten Schuß an der rechten Seite, der, obwohl als Prellschuß ungefährlich, doch so schmerzhaft war, daß ich ohne Besinnung den linken Flügel unseres Bataillons erreichte. In meinem ohnmächtigen Zustande hörte ich noch die teilnahmvollen Worte meiner Kameraden, die mich für einen Sterbenden nahmen.

*) Zweifellos die sächsischen Brigaden von Mellenthin und von Brause, die von Gölsdorf her vorbrachen. — Uebrigens standen hier 14 preussische gegen 47 französische Bataillone. Der Sieg wurde bekanntlich schließlich durch das Eingreifen der Brigade von Borstell entschieden. D. S.

**) Bagensky, Gesch. d. Kolb. Regts., Kolberg 1842, schreibt S. 153: „Bis auf 150 Schritt war das Bataillon an die feindlichen Geschütze gerückt; die Lieutenants v. Sawitzki, v. Wenzel, v. Remnis und Brehmer warfen sich mit ihren Tirailleurs auf die Flanken derselben und taten das möglichste, um sie zum Schweigen zu bringen. Nun aber fiel auch Kapitän von Hartenlern; es befanden sich nur noch 5 Offiziere beim Bataillon, die Reihen desselben waren zerrissen, der Zusammenhang verloren, es wich bis zum 2. Treffen zurück. Hier sammelte es jedoch der Kapitän von Malotki sogleich, und in Gemeinschaft mit dem 1. Bataillon des 1. Neumärkischen Landwehregiments — Kapitän von Tresslow — begann ein neuer Angriff, der, wenn auch ebenso blutig, doch mit glücklichem Erfolg gekrönt wurde.“

Da mein Diener von einer Kanonenkugel getötet war, brachten mich dieselben beiden Tirailleurs nun noch weiter zurück.

Plötzlich erschien eine Kolonne schwedischer Kavallerie, die dem Gefechtsfelde im Trabe zueilte. Sie kamen hart an mir vorbei, Ein Chirurgus, der darunter war, sah mich, sprang vom Pferde, verband in größter Eile meinen Fuß und warf sich dann wieder auf sein Tier, seinem Regimente nachjagend.

Unter den vielen zurücktransportierten und zurückgehenden Blessierten traf ich auch einen lieben Regimentskameraden, den Lieutenant Frix, der eine Blessur am Arm hatte. In unserer Not vereinten wir uns nun zu gegenseitigem Beistande, und ich schickte meine beiden Träger zum Regiment zurück. Mein Freund Frix verschaffte mir einen starken Knüttel, mit dessen Hilfe ich auch das nächste Dorf Kaltenborn glücklich erreichte.

Hier wurde ich auf einen Rasenplatz gelegt, bis sich ein Wagen finden würde, mich weiter zu transportieren. Alle passierenden Wagen waren indessen schon mit Verwundeten überfüllt.

Ich verlor wiederum die Besinnung, und als ich nach einer langen Zeit die Augen aufschlug, erblickte ich einen bärtigen Kavallerieoffizier der Landwehr, der vor mir kniete und mein Gesicht mit Krum begoß, insolge dessen ich wohl auch wieder erwacht war.

„Na, Kamerad“, sagte er, „Sie waren lange ganz tot, nun geht's ja aber wieder.“

Mir wurde indessen augenblicklich wieder schwarz vor den Augen. Instinktmäßig riß ich noch schnell meinen Verband auf, und dies war die Hilfe, deren ich benötigte, weil die starke Anschwellung des Beines unter dem festen Verbande meinen Zustand bewirkt hatte. Ich fühlte mich sogleich erleichtert, allein es wurde jetzt Nacht und noch immer fand sich kein Wagen. Da endlich kam ein Stabsoffizier — Major von Romberg*) — mit Pferden und Dienerschaft des Weges daher. Er nahm Frix und mich auf seinen Handpferden mit, und so trafen wir, nach einem schmerzreichen Ritt, bei finsterner Nacht in Treuenbrieken ein. Hier wurden wir bei einem Bäcker untergebracht, bei dem wir, mitten unter vielen Blessierten, noch ein Lagerstüchchen fanden.

Die nun folgende Nacht, unter dem Gewimmer der furchtbar verstümmelten Soldaten, war schaudervoll, und wäre der eigene

*) Kommandeur des 1. Bataillons der Kolberger. D. S.

Körper nicht so bedürftig gewesen, so hätten wir wohl keine Minute Ruhe gefunden.

Anderen Tags wurde ich erst ordentlich verbunden. Mein Fuß war furchtbar geschwollen, und meine Seite, wie auch der ganze Rücken, von dem Prellschuß mit Blut unterlaufen.

Hier in Treuenbrieken traf uns auch die Nachricht unseres Sieges, der mit schweren Verlusten gegen die bedeutende Uebermacht des Feindes erkämpft worden war.

Wir hatten also auch an unserer Stelle ein Stückchen Heldentum errungen.

Von unserem — Kolbergischen Infanterieregiment — waren 22 Offiziere blessiert und 7 tot. Die Hälfte des Regiments war tot und blessiert. Meine, die 7. Kompagnie, Kapitän von Malotky, hatte den stärksten Verlust gehabt. Derselbe betrug 100 und einige Mann. Ein Offizier, Lieutenant Kranz, war getötet, nur der Hauptmann unverfehrt geblieben.

Trotz der graufigen Eindrücke, die wir in der Schlacht, besonders während des langen Aushaltens im verheerenden feindlichen Feuer durch das niemals verstummende Zammergeschrei der, von Knochenschüssen Betroffenen und den Anblick der umherliegenden Toten, wie der oft entseztlich verstümmelten Vermundeten empfangen hatten, kamen doch auch Zwischenfälle vor, die das helle Gelächter der Soldaten erregten und sie das ewige Pfeifen der Kugeln auf Momente vergessen ließen.

Ich erinnere mich z. B. einer dieser Szenen noch lebhaft:

Als nämlich ein Kompagniechirurgus sich in gebückter Stellung damit beschäftigte, einen Soldaten, welchem der Fuß abgeschossen war, zu verbinden, wobei die Rockschöße, die voller Bandagen und Charpie waren, ihm gleich Schwalbenschwänzen vom Leibe abstanden, riß ihm das Stück einer geplatzen Granate beide Rockschöße fort, so daß sich die Luft mit ihrem Inhalt erfüllte.

Der Chirurgus stürzte der Länge nach hin und kroch dann mit Wehgeschrei auf allen Vieren von diesem Schreckensort fort. Unter den Soldaten, die in der Nähe waren, brach bei diesem Anblick ein ungeheures Gelächter aus, und sie riefen ihm spottend nach: „Guckt mal, da geht unser Doktor ab.“ Sie waren nämlich der Meinung, daß er bloß den Verlust seiner Bandagen und Rockschöße zu beklagen hätte.

Als ich jedoch in späterer Zeit diesem Chirurgus bleich und elend begegnete, erzählte er mir, daß sein Rückgrat ebenfalls so

schwer verletzt worden sei, daß er lange dem Tode nahe war. Der Druck der Luft hatte wahrscheinlich seine Verletzung bewirkt, wie man vielfach wahrnehmen kann, wenn Kanonenkugeln in voller Kraft ihre zerschmetternde Wirkung äußern, ohne den Körper selbst zu berühren, wie ja auch oft augenblickliche Betäubungen vorgekommen sind, wenn solche Geschosse in der Nähe des Gesichts vorüberfahren.

Am 9. September wurden alle transportablen Blessirten nach Potsdam gebracht. Auch mein Freund Friße und ich gehörten hierzu. Wir wurden bei dem Kaufmann Hornburg einquartiert, wo wir uns einer liebevollen Aufnahme und der größten Theilnahme erfreuten. Ein Stadtchirurgus wurde herbeigerufen, doch brachte keines seiner Mittel mir Hilfe. Mein Fuß schwellt vielmehr immer stärker an. Mit jedem Tage wurde er dunkler und schließlich violett schwarz. Auch das Gefühl verlor sich und die Befürchtung des Brandes lag sehr nahe.

Da erinnerte sich mein Wirt von seinem Großvater her einer Kur, die bei einem ähnlichen Falle Hilfe gebracht hatte und schlug mir vor, sie anzuwenden. Ich ging sehr gern darauf ein, weil die Anzeichen des Brandes das Schlimmste befürchten ließen.

Es wurde nun frühmorgens ein Kessel mit heißem, rotem Wein in mein Zimmer gebracht und mehrere Handtücher darinnen eingeweicht. Diese wurden, so heiß und dampfend sie waren, vom Anie ob um den Fuß geschlagen und beständig gewechselt, bevor sie erkalteten. Damit wurde unablässig bis am Nachmittag — also ungefähr 6 Stunden lang — fortgefahren. Nach dieser Zeit trat endlich eine stechende, prickelnde Empfindung ein, die sich vermehrte und das Gefühl hervorbrachte, als wühlten Tausende von Würmern in dem Fuße. Mein freudiges Erstaunen war groß, als wir die Geschwulst die einem Butterfasse geglichen — sie hatte so ziemlich einen Fuß Durchmesser, sodaß selbst alle Zehen zu einem Kloß geschwollen waren — als wir diese ungeheure Geschwulst fast gänzlich gefallen sahen und statt derselben nichts als faltige Haut zu erblicken war. Erst jetzt konnte man die Verhärtung wahrnehmen, die sich in der Größe eines Hühnerreis auf dem Knochen befand und wohl die Veranlassung war, daß ich den Fuß nicht strecken konnte. Ich bedurfte zum Gehen noch lange einer Krücke, späterhin aber eines Krückstodes. Hier in Potsdam besuchte mich meine alte Amme Karoline und brachte dem Vater Nachricht über mein Ergehen.

Der Major von Gurekth, mein nachmaliger Schwiegervater, der nach dem Verkauf von Groß-Ziethen in Berlin wohnte, hatte meinen Aufenthalt in Erfahrung gebracht. Er lud mich ein, meine Genesung bei ihm abzuwarten. Ich nahm die Einladung mit vielem Danke an und traf am 7. Oktober in Berlin ein, wo ich meine fernere Heilung dem Generalstabsarzt Mursinna, einem zwar sehr groben, aber sehr gescheuten Arzt verdankte.

Die Nachricht von der gewonnenen Völkerschlacht bei Leipzig war in Berlin eingetroffen und erregte einen nicht zu beschreibenden Jubel. Unter den Linden, wo ich sie erfuhr, hatte sich eine Menge Volks eingefunden, und lachend und weinend stürzten sich die Leute in die Arme. Alles dankte dem Schöpfer für die Erlösung vom Feinde. Es kamen Szenen vor, wie man sie wohl nie mehr erlebt. Der weiße Kragen meiner Uniform wurde ganz besonders ausgezeichnet, denn man wußte hier, daß Regiment Kolberg Großbeeren erstürmt und mit Kolben und Bajonett den Feind daraus vertrieben hatte. Ich wurde daher durch Umarmungen von Frauen und Männern geehrt, auch geküßt und geherzt. Der Patriotismus machte keinen Unterschied für die Geschlechter. Alles war ein Herz und eine Seele.

In der Domkirche wurde ein Te Deum angestimmt.

Auch ich humpelte dorthin, um dem Schöpfer den Dank für unsere Errettung darzubringen.

VII.

Beim Bülow'schen Korps während der Befreiung der Niederlande.

Als ich nach dem Gottesdienst, anläßlich der Völkerschlacht bei Leipzig die Kirche verließ, merkte ich, daß man mir dort im Gedränge meine Börse entwendet hatte, die mein ganzes, sparsam errungenes Vermögen von 6 Friedrichsdor und einige Münzen enthielt. Ich war jetzt wieder so arm wie eine Kirchenmaus. —

Obgleich ich noch lahm war, wurde die Verhärtung am Fuße doch geringer. Ich empfand schon das wohlige Gefühl des Genesens, und wenn ich auch nur mit Hilfe des Krückstodes gehen konnte, sehnte ich mich doch wieder zur Armee zurück.

Mein Kolberg'sches Regiment stand jetzt in Holland, zu dessen Befreiung das Bülow'sche Korps nach der Schlacht von Leipzig entsandt worden war.

Ich meldete der Kommandantur von Berlin meine Absicht, zum Regiment abzugehen, doch diese beauftragte mich, eine Abteilung Konvaleszenten dem Bülow'schen Korps nachzubringen. Der Transport von 120 Mann wurde mir erst am 4. November übergeben, außerdem zur Unterstützung ein Landwehroffizier namens Böttcher und ein Portepeseführer von Wirfibißky, dem ich die Funktionen des Feldwebels übertrug.

Einige Tage zuvor begegnete ich Auguste Krüger, die bei Dönnitz durch ein zerschossenes Gewehr eine Kontusion an der Schulter erlitten hatte und bis jetzt in Berlin krank gewesen war. Sie war freudig bewegt, mich wiederzufinden, und schloß sich meinem Transporte an.

Am 5. November marschierte ich mit meinem Kommando bis Potsdam, am 6. bis Brandenburg, wo sich ein peinlicher Vorfall ereignete, der die traurigsten Folgen hätte haben können, wenn es mir an Energie und Körperkraft gefehlt hätte.

Mein Kommando bestand zum größten Teil aus bleidiert und krank gewesenen Leuten des Kolberg'schen Regiments und aus Landwehrlenten vieler Regimenter. In der langen Zeit des Lazarethlebens und bei dem Mangel strenger Ueberwachung hatte sich bei diesen Leuten das Band der Disziplin sehr gelockert. Es hielt daher schwer, sie in Zucht und Ordnung zu erhalten. Als mein Detachement bei Abend und Dunkelheit beinahe Brandenburg erreicht hatte, befand ich mich unbemerkt hinter der Kolonne. Ich hörte hier, wie der von Wirfibißky einen Soldaten aufrief und zur Wache kommandierte, die nämlich bei den auf Wagen mitgenommenen Armaturstücken gestellt werden mußte. Der aufgerufene Soldat erklärte in frechen und rohen Ausdrücken, daß er nicht Wache stehen wolle und erlaubte sich den p. v. W. auf die gemeinste Weise zu beschimpfen.

Ich hatte dies alles wohl gehört. Es war darum mein Vorfaß den widerspenstigen Kerl exemplarisch zu bestrafen und hierdurch der Zuchtlosigkeit der Leute ein für allemal ein Ende zu machen, denn sie glichen kaum noch einer disziplinierten Truppe.

Als ich nun das Detachement auf dem Platze nahe der Hauptwache hatte aufmarschieren lassen, trat der p. v. W., wie ich es erwartet hatte, an mich heran und meldete mir den Vorfall. Ich ließ den Soldaten, der vom Kolberg'schen Regiment war, vortreten und den Kläger die Sache in seiner Gegenwart wiederholen.

„Wie“, sagte ich, „ist es möglich, daß ein Soldat vom Kolbergischen Regiment sich so gröblich an einem Vorgesetzten vergehen kann?“

Der Angeklagte, ein robuster Kerl, trat hierauf dicht an den p. v. W. heran, gestikulirte ihm mit der Faust unter der Nase herum und schimpfte den Portepesefähnrich schließlich als einen Lügner. Diese Frechheit empörte mich auf das äußerste, so daß ich ausrief: „Du bist ja ein ganz infamer Bube, ich habe es ja selbst gehört, was Du gesagt hast!“ Darauf trat dieser Kerl auf mich zu und erwiderte in drohendem Tone: „Was sagen Sie? Ich bin ein Bube? — Wir sind keine Buben!“ usw. Die Mannschaften aber stießen bei diesen Worten mit dem Kolben auf die Erde und schrieen ebenfalls: „Wir sind keine Buben usw. —“

Durch ihren Aufruhr ermutigt, trat der Kerl jetzt mit drohenden Geberden noch näher an mich heran. Es war keine Zeit zu verlieren einer Meuterei vorzubeugen, die jeden Augenblick auszubrechen drohte, das fühlte ich ganz deutlich, sprang daher auf den frechen Kerl zu, packte und warf ihn zur Erde und setzte mit erhobenen Säbel den Fuß auf ihn. Die ganze Mannschaft war von der Schnelligkeit dieses Vorganges augenblicklich wie erstarrt. Ich aber benutzte diesen Moment und kommandierte: „Gewehr auf!“ — Doch niemand gehorchte dem Kommando, alles stand unbeweglich. Da sprang ich dicht an die Front heran, setzte dem nächsten Mann die Klinge auf die Brust und kommandierte leichenblaß und mit vor Wut zitternder Stimme: „Gewehr auf!“ — Dieser Soldat mochte fühlen, daß ich ihn niederstach, wenn er nicht Ordre parierte. Er nahm daher das Gewehr auf und nach und nach auch seine Nachbarn zu beiden Seiten.

Der niedergeworfene Soldat hatte sich inzwischen wieder aufgerafft, ich packte ihn aber gleich wieder mit starken Fäusten, die ich glücklicherweise besaß, und befahl einem Unteroffizier und zwei Mann vorzutreten. Als dies geschehen, erklärte ich ihn wegen seines groben Vergehens in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt. Auch befahl ich, ihm 40 Hiebe zu geben und schickte ihn auf die Hauptwacht, wohin dann einige Unteroffiziere mit Stöcken folgten.

Die Quartierbillets wurden ausgegeben und in Gegenwart meines Offiziers, wie der Unteroffiziere erhielt der Arrestant seine 40 Hiebe.

Anderen Tags vor dem Abmarsch ließ ich einen Kreis schließen, theilte den Soldaten die vollzogene Strafe des Arrestanten mit und hielt ihnen eine sehr energische Rede, mit der Drohung, die geringste Widerseßlichkeit unnachsichtlich nach den Kriegsgeetzen zu strafen. Ich schärfte ihnen ein, daß tättliche Widerseßlichkeit in Kriegszeiten mit dem Tode geahndet würde und sollte eine solche, was ich nicht hoffen wolle, vorkommen, so gäbe ich ihnen mein Ehrenwort, daß ich diese Strafe auch wirklich verhängen würde. Den Arrestanten würde ich als Gefangenen transportieren lassen und ihn dem Regimentskommando übergeben. Ich wüßte sehr wohl, daß es dem Regimentskommandeur schmerzlich sein würde, zu erfahren, daß ein Soldat des so hervorragenden Kolbergischen Regiments sich einer so schlechten Aufführung schuldig gemacht habe, allein die Ehre des Regiments erfordere es, sie in jedem Einzelfalle aufrecht zu erhalten. Schließlich befahl ich die strengste Ordnung während des Weitermarschs.

Die beiden Märsche von Berlin waren unter Jubel und Gesang zurückgelegt worden. Jetzt hörte man keinen fröhlichen Laut mehr. Die Mannschaft grollte mir augenscheinlich und ich sah blos böse Gesichter. Doch da ich im Verlauf dieser Märsche andererseits sehr für die Leute sorgte, ihnen Schuhe und Strümpfe, wo es nötig war verschaffte, und um ihr Wohl unablässig bemüht war, änderte sich die Stimmung mit der Zeit, und eines Tages trat eine Deputation von Gefreiten und Gemeinen mit der Bitte an mich heran, den Gefangenen wieder frei zu lassen, es auch dem Kommandeur nicht zu melden, denn der Mann hätte sein Vergehen bereut und es solle so etwas nie wieder vorkommen.

Ich erklärte mich bereit, ihre Wünsche zu erfüllen, wenn sie für seine fernere gute Führung einstehen wollten. Dies versicherten die Leute, und folgenden Tags, vor dem Abmarsch, ließ ich den Gefangenen vortreten, bedeutete ihm, daß sein Vergehen zwar eine viel härtere Strafe verdient hätte, daß ich aber wegen Fürsprache des ganzen Detachements dessen Wunsch erfüllen wolle. Ich erklärte den Mann wieder feierlich in die erste Klasse des Soldatenstandes, ließ ihn in die Reihe der übrigen eintreten und versprach auch in Erwartung ihrer guten Führung dem Regimentskommando keine Anzeige des Vorfalles machen zu wollen.

Von dieser Zeit an änderte sich die Stimmung, der Gesang ertönte wieder und meine Leute gewannen mich lieb, weil sie sich

überzeugt hatten, daß ich trotz meiner Strenge ihr Bestes wollte. Ich habe seitdem niemals eine gehorsamere Truppe geführt als dieses Detachement.

Der Soldat erträgt Strenge, und der Obere wird dennoch von seinen Untergebenen geliebt werden, wenn er sieht, daß Gerechtigkeit bei der Strenge ist und daß man mit väterlicher Liebe für ihn sorgt. Ohne die nötige Energie wird der Vorgesetzte aber niemals die Sympathie und den unbedingten Gehorsam der roheren Menschenklasse erwerben können. Respekt und Liebe muß er gewinnen und das Zutrauen auf seinen Mut und seine Tüchtigkeit.

Am 5. Dezember traf ich in Arnheim ein und fand in dieser, von unserem Regiment kurze Zeit vorher erstürmten Festung viele bleffierte Kameraden, unter denen sich auch mein früherer Bataillonskommandant Major von Schmidt befand. (Nach der Wegnahme von Doesburg und Gefechten vor Arnheim am 25. 11. erfolgte am 30. 11. der erfolgreiche Sturm der Preußen auf diese Festung, eine Ruhmestat echt preußischen Heldengeistes, die bedeutendste in diesem Feldzug, die auf niederländischem Boden erfolgte und über die Befreiung Hollands von französischem Joch entschied. D. S.)

Vom Kolberg'schen Regiment waren beim Sturm auf Arnheim geblieben: 1 Hauptmann: von Rohr, 2 Leutnants: von Liliental und von Sprenger, nebst sehr vielen Soldaten.

Am 9. Dezember langte ich in Büren an, wo sich mein guter Regimentskommandeur, Oberst von Zastrow, befand. Er empfing mich auf das Herzlichste, gab mir seine große Zufriedenheit mit meinem Verhalten in der Schlacht bei Dennenwiß zu erkennen, sagte, daß ich dort das Kreuz verdient habe und er sich eines großen Fehlers zeihe, da er auf dem Schlachtfelde mein Verdienst allseitig vernommen, doch auch zugleich meinen Tod, den alle bezeugt hätten, die mich sterbend hätten zurückbringen sehen. Erst als ihm von allen Seiten die gleiche Versicherung meines erfolgten Todes gegeben worden sei, habe er sich entschlossen, mich aus der Liste der zur Deforierung Vorgesetzten zu streichen, indem er wörtlich gesagt habe: „Was kann das Kreuz einem Toten helfen“.

Er gab mir jedoch die Versicherung, er wolle den begangenen Irrtum bei der nächsten Gelegenheit wieder auszugleichen suchen. Durch mein braves Verhalten im Kampfe der Schlacht hatte ich mir die warme Zuneigung meines Regimentskommandeurs erworben. Er bewies dies auch sofort, indem er mich vom zweiten Bataillon fortnahm und mir das Kommando der Leibkompagnie

übertrug. Altem Herkommen nach war es eine der größten Auszeichnungen, das Kommando derselben zu erhalten. Der Stabskapitän von Mellenthin war Kommandeur derselben, allein bei Arnheim verwundet worden, und das Regiment war sehr gespannt, wer der interimistische Glückliche sein würde. Daß ich dazu bestimmt sein könne, hielt man schon deshalb für unmöglich, weil ich dem Regiment aggregiert war. Deshalb waren alle Kameraden aufs Höchste überrascht, als ich dazu ernannt wurde. Die meisten freuten sich meiner Auszeichnung, nur einige der ältesten, wirklich einrangierten Offiziere fühlten sich zurückgesetzt, weil ich, wie sie sagten, als aggregierter Offizier dem Rechte nach keinen Anspruch auf das Kommando habe und beschwerten sich darüber. Oberst von Zastrow wies sie jedoch nachdrücklich zurück, mit der Bemerkung, daß das aggregierte Verhältnis schon an und für sich eine Ungerechtigkeit für die Betroffenen sei. Er wolle diese Ungerechtigkeit nicht noch erhöhen, sondern jedem nach Verdienst seine Stellung anweisen.

Als ich dem Oberst meldete, daß auch Auguste Krüger*) mit

*) Geschichte 9. J. R. S. 203.

„Auguste Krüger machte sich bei dem Unternehmen auf Herzogenbusch am 26. Januar 1814, — (sie hatte sich zuerst am 7. April 1813 bei dem Angriff auf den Kespersteig vor Stettin durch Tapferkeit hervorgetan) — wie bei jeder anderen Gelegenheit, durch Unerchrockenheit bemerkbar, sie war 18 Jahr alt, aus Friedland im Mecklenburgschen gebürtig, beim Ausbruch des Krieges unter dem Namen Lübeck bei der 1. Kompagnie des 3. Bataillons des Major v. Schmidt freiwillig eingetreten. Ihr Geschlecht wurde gleich bekannt, weshalb sie bei ihrer untadelhaften Führung stets mit großer Rücksicht behandelt wurde. Unter ihrem wirklichen Namen ernannte sie der Oberst v. Zastrow zum Unteroffizier bei der Leibkompagnie; sie erhielt das eiserne Kreuz und erfreute sich stets der besonderen Berücksichtigung des Obersten. Bei Dennewitz war sie durch ein Stück Granate verwundet worden, und in Gent, wo sie bei der Durchreise des Kaisers Alexander den Ordnonanzdienst bei Allerhöchstdemselben versah, würdigte sie jener Monarch einer gnädigen Auerde und versprach für sie sorgen zu wollen. Bei ihrer späteren Verheirathung mit dem Unteroffizier Köhler des früheren Garde-Milans-Regiments, wurde sie reichlich ausgestattet, und lebt jetzt in Lychen, wo ihr Gatte als Obersteuer-Kontrollleur angestellt ist.“

Am 31. Mai 1848 starb Auguste Krüger zu Templin bei Zehdenick im 58. Jahre ihres vielbewegten ruhmreichen Lebens. In dem Nachruf, dem ihr die Veteranen von 1813, 14 und 15 in Templin widmeten, abgedruckt in der Speneischen Zeitung Nr. 133, Freitag, 9. Juni 1848, heißt es: „Sie gehörte zu den jetzt noch so seltenen Frauen, welche einst, von hoher Begeisterung durchglüht, sich in den ewig denkwürdigen Jahren 1813, 14 und 15 den Reihen der Krieger angeschlossen und ihr Leben für die heilige Sache des Vaterlandes und der Freiheit zu opfern bereit waren. Dem Königl. hochlöblichen Jüvanterie-Regimente eingereith, theilte sie mit ihm alle Gefahren und alle Siege dieser ausgezeichneten Heeresabteilung, und erran, sich auf dem Schlachtfelde bei Dennewitz durch kühnen Muth und ausgezeichnete Tapferkeit das eiserne Kreuz und den russischen St. Georgens-

meinem Transport eingetroffen sei, war er hocherfreut, lobte ihr ausgezeichnetes, braves Verhalten in den Schlachten von Großbeeren und Dennewitz und ernannte sie zum Unteroffizier, indem er sie zur Leibkompagnie versetzte und sie meinem Schutze empfahl.

Wir standen jetzt unter Befehl des Generals von Oppen und hatten den Auftrag, die Festung Bommel, am jenseitigen Ufer der Waal durch Ueberfall zu nehmen. Der Fluß ist hier außerordentlich breit und eine Landung konnte nur unter dem feindlichen Kartätsch- und Flintenfeuer geschehen. Es hieß, der Feind habe die Stadt mit 800 Mann der jungen Garde des jungen Königs von Rom besetzt. Die Unternehmung erschien als eine Tollkühnheit, zumal wir nur eine Batterie Sechspfünder bei uns hatten, die außer stande war, die Geschütze des Feindes zu demontieren, da sie hinter gemauerten holländischen Windmühlen vollständig gesichert waren.

Am 13. Dezember kamen wir beim Dorfe Waldenburg an. Ein starker Deich, welcher den Fluß einsperrte, war unser Schutz. Nachmittags traf General von Oppen ein und es wurde disponiert, daß wir in Rähnen übersetzen und die Wälle erstürmen sollten. Diese Rähne sollten zu Wagen in der Nacht eintreffen und an das Ufer gebracht werden. Die Ueberfahrt über das Wasser sollte dann vor Tagesanbruch beginnen.

Die tollkühne Unternehmung konnte nur durch ein Wunder gelingen; dem Augenschein nach mußten wir alle in den Fluten der Waal oder durch das feindliche Feuer unseren Untergang finden. Allein General von Bülow hatte befohlen, Bommel unter allen Umständen zu stürmen.

Als nun gegen Abend General von Oppeln mit uns vom Deiche aus rekonnozierte, bat ich den Oberst von Zastrow, ihn doch zu bewegen, daß er die beiden russischen Einhörner-Batterien unter dem Oberst Magdenskoi heranziehen möchte, damit wir wenigstens mit anständigem Kanonendonner den Ruhm des Regiments in der Waal begraben könnten. General von Oppen ging bereitwillig auf den Vorschlag ein, befürchtete jedoch, daß die

Orden 5ter Klasse. Erst nach Abschluß des Friedens von 1815 kehrte sie nach ihrer Vaterstadt Friedland in Mecklenburg zuück, hochgeehrt von ihrem Könige und allen, die Zeugen von ihren Heldenthaten bei so vielen blutigen Schlachten und Belagerungen gewesen waren.“ Sie wurde mit allen Ehren zu Grabe getragen, der Prediger Stiedlich schilderte in seiner Rede mit markigen Worten die vielfachen Verdienste dieser treulichen Frau und über ihr Grab rollten die Ehrenjalven.

weitentfernten russischen Batterien nicht rechtzeitig eintreffen würden. Trotzdem sandte er sofort einen Offizier ab, und siehe da, noch vor Tagesanbruch trafen die 10 Einhörner bei uns ein und wurden am Ufer aufgestellt, als wir bereits in aller Stille die Rähne bestiegen. Ein starker Dezembernebel kam uns sehr zu statten. Rekognoszierungsfähne wurden jetzt vorausgesandt. Alles war in gespanntester Erwartung. Vor dem Einsteigen nahmen wir gegenseitig von einander Abschied, denn wir glaubten mit Sicherheit unseren Tod in den Wellen zu finden.

Die Nebel fingen bereits an zu fallen und ließen die Konturen der Festungswerke durchschimmern: wir stießen ab und die ganze Rahnflottille ruderte dem jenseitigen Ufer zu. Jeden Moment erwarteten wir das Blitzen der feindlichen Geschütze, doch kein Schuß fiel, alles blieb totenstill.

Es war wirklich ein Wunder geschehen. Der Feind hatte die Festung verlassen, wahrscheinlich weil er die ganze Nacht über das Fahren der vielen Rähne auf dem Deich für zahlreiches Belagerungsgeschütz gehalten haben mochte. Als wir landeten, begrüßte uns, statt der feindlichen Geschütze, das Läuten sämtlicher Glocken. Bald wehten von den Thürmen orangefarbene Fahnen und wir wurden von den Bewohnern mit dem Ruf „Orange-boven“ empfangen.

Der Enthusiasmus der Holländer über ihre Befreiung von den Franzosen war so groß, daß ein hübsches junges Mädchen sich nicht scheute, mich als den ersten Preußen, den sie sah, zu umarmen und wiederholt zu küssen.*) Dann befestigte sie mir ein Orangeband im Knopfloch.

VIII.

Weiteres Vordringen in Holland.

Mißglückter Putsch.

Gefecht bei W y n e g h e m.

Als wir die Wälle von Bommel besetzt und das Reichsche Jägercorps zur Verfolgung des Feindes abgesandt hatten, wurden wir einquartiert.

Ich hatte mich kaum mit meinem Wirt und seiner hübschen Tochter — es war dieselbe, die mich beim Eintritt in die Stadt

*) Mein Vater wurde im Kameradentexte „der schöne Wilhelm“ genannt. Er verdiente die Zärtlichkeiten der jungen Dame also in zweifachem Sinne.

embrassiert hatte — zu Tische gesetzt, als wir fernes Gewehrfeuer hörten, das sich der Festung zu nähern schien. Plötzlich hörten wir auch Kanonenschüsse von den Wällen. Der Feind hatte die Jäger zurückgedrängt und zeigte Lust, Bommel wieder zu nehmen. Es wurde Alarm geschlagen und das erste Bataillon unseres Regiments machte einen Ausfall. Als der Feind unsere Kolonnen erblickte, ging er eiligst wieder zurück. Ohngefähr eine Stunde auf dem Wege nach Alst, an einem Knotenpunkt der Dämme wurde Halt gemacht und ich erhielt vom Oberst von Zastrow den Befehl, mit der Leib- und zweiten Kompagnie diesen Posten festzuhalten, mit der Bemerkung, daß er mir noch zwei Geschütze senden würde und dem Befehl, ohne ausdrückliche Ordre meinen Posten nicht zu verlassen. Die anderen beiden Kompagnien kehrten nach der Stadt zurück.

Ich wußte zwar die Ehre, die mir durch dieses Kommando zu Teil wurde, durchaus zu schätzen, doch bedauerte ich trotzdem auf mein angenehmes Quartier in Bommel verzichten zu müssen, was durch die Anwesenheit der liebenswürdigen und hübschen Tochter meines Wirtes, die sogar teutsch sprach und musikalisch war, einen erhöhten Reiz erhalten hatte.

Am folgenden Morgen, den 15. December, gegen 10 Uhr, erfuhr ich durch eine Ordonnanz, daß der Feind morgens 7 Uhr in Alst auf seinem Rückzuge geplündert habe. Sein Abzug gegen Herzogenbusch erschien mir deshalb als eine Gewißheit, und da er zu dem Ende die Waal passieren mußte, hoffte ich ihn noch vor seinem Uebergange erreichen zu können, wenn ich sofort aufbräche. Das bestimmte Verbot, ohne Ordre meinen Platz zu verlassen, machte mich jedoch bedenklich. Dagegen war der Gedanke: mit etwas über 100 Mann (stärker waren die beiden Kompagnien nicht) 800 Feinde gefangen zu nehmen, was wohl möglich war, da diese keine Geschütze führten, so verlockend, daß ich meine Offiziere versammelte und einen Kriegsrat hielt. Alle waren dagegen, weil ich bestimmten Befehl habe, den Posten nicht ohne Ordre zu verlassen. Ich entschloß mich aber trotzdem dafür, fragte meine Soldaten, ob sie wohl Lust hätten tüchtig zu traben, um dem Feinde noch eins auszuwischen? „Ja, ja“ war die Antwort „nur vorwärts!“

Ich schrieb sofort einige Zeilen mit Bleistift an den Obersten, daß ich auf die soeben erhaltene Meldung abmarschieren würde um den Feind nach Möglichkeit abzuschneiden, bevor er seinen

Uebergang vollendet hätte. Dem jungen Artillerieoffizier teilte ich meine Absicht mit und ersuchte ihn, sofort aufzuprohen und meinem Detaschement zu folgen. Er erklärte mir aber mit aller Entschiedenheit, daß er dies nicht tue, auch nicht mitmarschieren würde, denn er sei nur an diesen Posten kommandiert, stände aber dessen ungeachtet nicht unter meinem Befehl. Da ich ohne Hilfe der Geschütze natürlich nichts ausrichten konnte, sah ich mich veranlaßt, gegen den renitenten Offizier einen Gewaltschritt zu tun und eröffnete ihm: „Wenn Sie meinem Befehl nicht Folge leisten, schide ich Sie als Arrestant nach dem Hauptquartier und beauftrage den ältesten Feuerwerker mit dem Kommando der Geschütze. Sie haben jetzt die Wahl; wozu entschließen Sie sich?“

„Oh“, erwiderte er, „wenn Sie mir freilich so freundlich zureden, so werde ich mit Ihnen gehen, doch ich mache Sie allein verantwortlich, wenn wir die Geschütze verlieren.“

„Diese Verantwortung übernehme ich unbedingt“, erwiderte ich. „Aber nun vorwärts!“

Meine Leute jubelten, allein es war bereits gegen 10 Uhr Vormittags und der Feind, der am frühen Morgen Bommel verlassen, hatte daher einen großen Vorsprung. Wir folgten den feindlichen Spuren im beschleunigten Schritt und sogar im Trabe, doch eine Stunde nach der anderen verging und immer noch hatten wir ihn nicht erreicht. Wir hatten Gebüsche zur Seite liegen lassen, ohne sie abzupatrouillieren, da die Eile es nicht zuließ, uns damit aufzuhalten, und ich kann gestehen, daß mir unheimlich zu Mute wurde, in dem Bewußtsein gegen die Ordre gehandelt zu haben.

In diesem Augenblick kamen General von Oppen und Oberst von Bastrow mit ihrer Suite und einer Abteilung Kavallerie in voller Jagd hinter uns her. Mir schlug das Herz, wie mein Ungehorsam gegen den erhaltenen Befehl aufgenommen werden würde, zumal Oberst von Bastrow mir schon von Ferne mit dem Finger drohte. Ich ritt dem General entgegen und bat ihn um Entschuldigung für mein Handeln, allein die Nachrichten vom Feinde und die Ueberzeugung, daß, wenn ich Ordre hätte abwarten wollen, wir keineswegs den Feind mehr treffen würden, hätte mich zu dem Marsch veranlaßt. — Ein Stein fiel mir vom Herzen, als der General freundlich antwortete: „Ich danke Euch, Hauptmann, (so nannte er mich stets, obgleich ich noch wohlbestallter Lieutenant

war), dafür, denn wenn ihr das nicht getan hättet, so hätten wir keine Hoffnung mehr, den Feind einzuholen; jetzt aber, denke ich, soll es gelingen. Ich gebe noch eine Abtheilung Reichscher Jäger und meine Stabswache unter Euren Befehl und nun vorwärts, so rasch es gehen will, aber schont mir Eure Kolberger, denn ich will lieber zehn Franzosen weniger fangen, als einen von Euch verlieren.

Die Reichschen Jäger bestimmte ich in die Avantgarde und folgte mit dem Gros.

Beim Dorfe Weil fielen die ersten Schüsse. Wir stürzten uns in das Dorf, doch leider war das Gros des Feindes bereits übergesetzt, und nur die Arriergarde, etwa 90 Mann, wurden von uns und den Reichschen Jägern (Hauptmann Hennert) gefangen genommen. Die Feinde waren theils aus den Röhren gesprungen und total durchnäßt, was im Dezember kein Vergnügen sein mochte. Die französischen Hauptkolonnen marschierten jedoch schon am jenseitigen Ufer nach dem Fort Crevecoeur, vielleicht schon 3000 Schritt von uns entfernt. Nur eine Stunde früher und wir hätten auch sie gefangen.

Einen lächerlichen Auftritt muß ich noch erwähnen, weil er deutlich den Unmut bezeugt, den meine Leute empfanden, als sie die Hauptkraft des Feindes ohne unser Verschulden entwischt sahen.

Die gefangene französische Arriergarde war, wie schon gesagt, zum Theil aus den Röhren ins Wasser gesprungen. Die Leute wurden einzeln aus dem Fluß nach dem Deich befördert. In der Entfernung bemerkte ich, daß dort der Musketier Peick, ein altertüchtiger Soldat stand, der den zähneklappernden Franzosen beim Heraufklettern auf den Damm bereitwillig die Hand reichte, um sie dabei zu unterstützen. Als ich dies sah, wollte ich meinen Augen nicht trauen, denn ich kannte Peick als einen fanatischen Feind der Franzosen. Bald gewahrte ich jedoch, daß er jeden einzelnen Feind, der seine Hilfe in Anspruch genommen hatte, dafür mit einem Schlag hinter die Ohren quittierte.

Ich rief ihn sofort zu mir und verwies ihm ernstlich sein unbarmherziges und unedles Benehmen. Da erwiderte er mir: Ich möchte es ihm verzeihen, aber er wäre so wütend, daß der größte Teil der Kanailen uns entwischt wäre, und da hätte er sich doch wenigstens eine kleine, unschuldige Freude machen wollen.

Wir marschierten nun nach dem Dorfe Hehl, gegenüber dem Fort Crevecoeur, welches der Feind passiert hatte, ohne es zu

befezten. Es wurde daher sogleich von uns okkupiert und auf einem Floß zwei Geschütze hinüber geschafft.

Die Nacht theilte ich das Strohlager mit dem General von Oppen, da ich mit der Leibkompagnie bestimmt war, das Hauptquartier zu beschirmen. Desselben Tags besetzte auch eine Kolonne unter Major von Zglinßn das Fort St. André. Den 19. nachts marschierten wir gegen Herzogenbusch. Meine Vorposten standen bis auf einige 100 Schritt von der Festung (bei Hintem). Oberst von Zastrow erteilte mir Befehl, genau zu ermitteln, wie viel Geschütz der Feind in den Scharten habe. Ich ging deshalb gemeinsam mit dem Lieutenant und Adjutanten Schmückert (der spätere Generalpostdirektor, der bei Wyneghem ein Bein einbüßte, d. S.) auf den Deich, der nach der Festung führte, über unsere Vorposten hinaus, bis auf einige 100 Schritt an einen kleinen Berghau heran, der den Damm sperrte und hinter dem eine französische Schildwache auf und ab ging.

Obgleich wir in ihrem Schußbereich waren, betrachtete sie uns doch mit einem verächtlichen Stolze und setzte ihre Promenade ruhig fort, während wir die Anzahl der feindlichen Geschütze in den Scharten genau ermittelten. Ich bemerkte indessen, daß die Artilleristen an einem Geschütz lebendig wurden und daß uns eine Ladung Kartätschen oder eine Paßkugel zugebracht war. Wir traten daher langsam den Rückzug an, als eine ganze Ladung kleiner Kartätschugeln plötzlich über unsere Köpfe fortsauste. Unsere Bedekten hatten sich, als sie den Blitz des Geschützes sahen, zur Erde geworfen. Zu unserer Freude standen sie aber wieder auf, denn im ersten Augenblick glaubten wir, sie seien niedergeschmettert. Ich sammelte einige Kartätschugeln, die auf dem Deich vor uns hinrollten, und steckte sie in die Tasche. Als ich dann dem Obersten meinen Bericht erstattete, bemerkte ich, daß ich aus Herzogenbusch etwas mitgebracht habe. Nun war er sehr neugierig, weil wir mit einigen Personen in Herzogenbusch im Einverständnis standen. Als ich ihm aber die Kugeln zeigte, wollte er böse werden, lachte jedoch schließlich über den Scherz.

Die Stadt wurde durch Major von Valentini zur Uebergabe aufgefordert, allein ohne Erfolg. Es entspann sich eine Kanonade mit einigen russischen Einhörnern gegen das Fort Pappenbrühl. Hier sah ich auch den damals noch jungen Fürsten Radziwill und Prinz Friedrich der Niederlande in Begleitung des damaligen Hauptmann von Quadt, anfänglich ohne sie zu kennen. Ich erbat

mir vom Prinzen Friedrich sein Fernrohr, das so ausgezeichnet war, daß man die Pshsiognomien der Franzosen auf den Wällen deutlich erkennen konnte, obgleich die Entfernung vielleicht über 800 Schritte betrug.

Bis Ende Dezember blieben wir in Bommel, wo das Hauptquartier des Generals von Bülow war und wir unsere Kompagnien durch eingetroffene Ersatzmannschaften retablierten. Den Sylvesterabend verlebten wir mit unserem Oberst im Kreise des Offizierkorps.

Am 1. Januar 1814 war vor unserem Abmarsch nach Osterwnk Gottesdienst, den in Ermangelung des Predigers unser Oberst abhielt. Wir hatten viel Dienst, wurden am 7. alarmiert und marschierten am 8. durch Breda, eine Festung, die von unseren Truppen genommen ward und nun vom Feinde beschossen wurde. Die Granaten hatten sichtbaren Schaden angerichtet, nach dem Dorfe Haje zu, wo sich die ganze Division unter General von Kraft konzentrierte. Die Helwigschen Husaren hatten einige Tage zuvor Verluste und waren vom Feinde zurückgeworfen worden. Wir befanden uns seit dem 1. Januar auf Brabantischem Gebiet und marschierten am 10. nach dem Dorfe Spründel. Der Feind war mit bedeutenden Kräften von Antwerpen gegen Hochstraten vorgeückt und die Festung fast gänzlich von Truppen entblößt. Es wurde daher geplant, daß General von Borstell mit seinem Korps ihn bei Hochstraten festhalten sollte, während unsere Division von Kraft mit dem englischen Korps den Gegner in der linken Flanke umgehen und von Antwerpen abschneiden sollte, was unbedingt den Besitz von Antwerpen zur Folge gehabt hätte. Während wir am 11. den Kanonendonner bei Hochstraten vernahmen, war unsere Division bereits um 2 Uhr Morgens gegen Westwahlen marschiert und unser Marsch sollte fortgesetzt werden. Allein der Umstand, daß das englische Korps in weiter Ferne für ein feindliches gehalten wurde, verzögerte den Marsch und da es bereits dunkel wurde, bivouakirten wir bei starkem Frost im Schnee, und der Feind hatte Zeit gewonnen, seinen Rückzug auf Antwerpen anzutreten.

Das Westpreuß. (!) und Königin-Dragoner hatten Ostwahlen besetzt und wurden, da sie nur Vorposten gegen Antwerpen aufgestellt, nicht aber nach Rückwärts Sicherheitsmaßregeln ergriffen hatten, von einem französischen Bataillon, welches von Hochstraten zurückging, in der Nacht überfallen und gänzlich auseinandergesprengt, da sie sich einquartiert und ihre Pferde in Ställen unter-

gebracht hatten. Der Lärm war groß, der Verlust aber nur gering, da die Pferde größtenteils wieder eingefangen wurden und der Feind keine Zeit hatte Gefangene zu machen; selbst die reitenden Geschütze hatte er nicht mitnehmen können. — So bestrafte sich eine Unvorsichtigkeit und rettete das französische Bataillon, das sonst selbst der Gefangenschaft wohl kaum hätte entgehen können.

Am folgenden Morgen, den 12. Januar, trafen wir selbst in Sitwahlen ein, wo wir noch die Verwirrung und die umgestürzten Geschütze erblickten, gingen dann durch das Städtchen Rosenthal, wo wir mit den schottischen Soldaten zusammentrafen, nach Grave Bejel. Hier trafen wir nachts ein. Auf dem Marsch dahin mußten wir ein spiegelglattes Eisfeld passieren, auf dem die Pferde unserer Geschütze bei jedem Schritt hinstürzten. Die russischen Einhornr hatten eine Bespannung von acht kleinen Pferden in zwei Jügen. Die russischen Artilleristen, riesenmäßige Männer, traten beim Passieren der Fläche zwischen die Pferde, gaben sich unter den Bäuchen derselben die Hände und bewahrten sie hierdurch vor dem Fallen. Auf diese Weise kamen sie gleichzeitig mit uns fort, während unsere Geschütze lange kämpfen mußten, das Eisfeld zu passieren.

Es wurde nun eine Rekognoscierung gegen Antwerpen unter General von Oppen beabsichtigt, der sich zu dieser Expedition unser Kolberg'sches Regiment erbeten hatte. Demgemäß marschierten wir am 13. Januar bei Tagesanbruch durch einen Wald gegen Wyneghem vor, das vom Feinde besetzt war. Er empfing uns mit starkem Feuer, wurde jedoch aus dem Dorfe geworfen und eine Haubitze und eine Kanone erobert, dann setzte er sich auf dem ummauerten Kirchhof fest, so daß das Füsilierbataillon eiligst herangezogen werden mußte. Wir griffen ihn auf der großen Straße nochmals mit dem Bajonett an und warfen ihn zurück. Die feindlichen Artilleristen waren die einzigen, die Stand hielten. Brave Leute! Sie wurden bei ihren Geschützen niedergestochen.

General von Oppen und seine Suite gerieten bei diesem Rencontre in große Gefahr.

In diesem Moment erhielt ich Befehl, eiligst mit der Leibkompanie zurückzukehren, da der Feind uns umgangen habe und uns im Rücken anzugreifen drohe. Ein Wald grenzte dicht an das Dorf und die Chaussee führte durch denselben nach Lire, von woher der Feind im Anmarsch sein sollte. Als ich am Ausgange des Dorfes angelangt war, ließ ich sogleich Tirailleurs den Wald

durchstreifen, die einige versperrte Franzosen als Gefangene einbrachten. Der Gegner hatte auf der Chaussee, sowie in den Chausseegräben bivouakirt und beides fußhoch mit Stroh bedeckt. Jetzt hatten sie ihr Bivouak angesteckt und alles stand in hellen Flammen. Mehrere hundert Schritt entfernt befand sich eine gemauerte Chausseebrücke unter der ein Abzugskanal hindurchfloß. Die gewölbte Brücke war mehrere Fuß breit.

Als meine Tirailleure an dieser Brücke anlangten, bemerkte der schon erwähnte Musketier Peiß, ein braver Kerl, allein ein ebenso braver Trinker, daß sich unter der Brücke auf einem Gestell ein großes Faß befand. In der Meinung hier seinen Durst stillen zu können, trat er heran, wich jedoch entsetzt zurück, als er bemerkte, daß das Faß mit Pulver gefüllt war, an dem sich zur Entzündung eine brennende Leitung befand. Nun stürzte er in größter Eile mit dieser Meldung auf mich zu, und da das Feuer des Bivouaks sich bereits in nächster Nähe der Brücke ausgebreitet hatte, konnte die Explosion jeden Augenblick eintreten. Die Truppen des General Oppen, die gerade jetzt die Brücke passierten, waren daher in höchster Gefahr. Ich rief ihnen: „Kehrt, marsch marsch“ zu, während ich mit den Musketieren Peiß und Gröning unter die Brücke stürzte. Ich kam zuerst an, riß den Zünder aus der Tonne und legte mich mit dem Körper über das offene Spundloch. Das Faß war ein gewöhnliches Bierfaß in der Größe eines Ohms. Da das Stroh unter meinen Füßen brannte und die Funken überall umhersprühten, war die Gefahr eine sehr große. Die beiden Leute warfen mit dem Bajonett und mit den Füßen das auch hier schon brennende Stroh vom Faße und bewältigten es glücklicherweise. Peiß mußte nun schnell Material schaffen, um das Spundloch zu schließen, denn ich befand mich inmitten dieser Massen brennenden Strohs auf meinem Fasse in ziemlich verzweifelter Lage. Er erschien auch wieder, aber nur mit einem zusammengedrehten Strohpfropfen, den wir nun fest in das Spundloch eindrehten. Jetzt erst kam ich wieder zum Vorschein und erhielt auch Hilfe von meinen Leuten, die emsig arbeiteten, das brennende Stroh aus der Nähe der Brücke zu entfernen.

Das Feuer dieses Bivouaks war so bedeutend, daß entfernte Truppenteile Patrouillen dahin absandten. Ich ließ das Pulverfaß, in dem sich sehr grobkörniges Kanonenpulver befand, an den Kommandeur der Artillerie, Oberst von Köhl, abliefern.

Daß das Strohf Feuer das Pulver nicht augenblicklich entzündet

hatte, liefert den Beweis, daß dies erst zu zünden pflegt, wenn es verfohlt, doch kann ich nicht leugnen, daß mir die Haare zu Berge standen, als das helle Strohfeuer bereits unter meinen Füßen und unter dem Pulverfasse brannte. Das Gefecht jenseits des Dorfes, gegen Antwerpen hin, hatte einen heftigen Charakter angenommen, indessen erfuhr doch unser Kommandierender, der Generallieutenant von Oppen den Vorfall und ließ mir durch einen seiner Adjutanten seinen Dank mit der Bemerkung sagen: Ich hätte Größeres gethan, als eine Batterie genommen. Wie glücklich mich diese Anerkennung machte, kann ich mit Worten nicht schildern. Meine treuen Gehilfen, Peiß und Gröning wurden von mir zum eisernen Kreuz in Vorschlag gebracht und erhielten es auch. Ich selbst war direkt vom General von Oppen dazu vorgeschlagen und bekam es jetzt, nachdem es mir bei Dennewiß entgangen war.*)

Der Feind hatte im Gefecht unsere Schwäche wohl bemerkt. Er stand uns gegenüber, ohne daß wir weiter vordringen konnten. Zurück durften wir bei Tage auch nicht, da er uns dann gleich auf den Hacken gewesen wäre.

Wir brachen also das Gefecht ab und formirten nahe bei Wyneghem Vorposten aus der Tiralleurfette. Es ging die Nachricht ein, daß ein feindliches Corps von Lire aus mit 10 000 Mann im Anmarsch sei. Wir mußten also die Nacht abwarten, uns aus unserer gefährlichen Lage zu ziehen. — Die Kälte war grimmig und der Schnee lag fußtief. Wir litten aber nicht allein durch die Witterung, sondern auch durch Hunger und waren von den Anstrengungen des Marsches und des Gefechtes völlig zerschlagen.

Mein guter Oberst, der mir großes Vertrauen schenkte erteilte mir einen unter diesen Umständen sehr schwierigen Auftrag, nehmlich mit zwei Kompagnien und einem Zuge Königin Dragoner im Walde die Straße nach Lire zu beobachten, und wenn

*) Generallieutenant von Oppen stellte über den vorerwähnten Vorgang folgendes Zeugniß aus:

„Daß der Hauptmann von Wenzel des II. Bergschen Infanterie-Regiments, welcher ehemals als Lieutenant im Colbergischen Infanterie-Regiment stand, am 13. Januar d. J. in dem Dorfe Wyneghem die Sprengung einer vom Feinde minirten, steinernen Brücke, über welche die unter meinem Befehl stehende Kolonne defilirte, verhinderte und mit der größten Entschlossenheit die beim Pulver angelegte brennende Lunte forttrieb, solches bescheinige ich hierdurch pflichtmäßig.

Wlabbad, den 12. November 1814.

von Oppen,
Generallieutenant,

Brigadeführer und interimistischer kommandierender General
des III. Preussischen Armeekorps.

der Feind erschiene, mich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, damit die Truppen, die jenseits von Wyneghem standen, Zeit gewinnen, sich schleunigst abzuziehen und der Gefangenschaft zu entgehen. Er wollte mir noch 2 Geschütze zutheilen, doch bat ich ihn dringend, sie mir nicht zu senden, weil ich sie im Walde jedenfalls ohne Nutzen verloren hätte, wenn der Feind angriff.

Ich stellte meine Posten auf und war persönlich überall, denn die Ehre stand auf dem Spiel und das Schicksal unseres Korps, wenn ich es an Wachsamkeit fehlen ließ. Um 12 oder 1 Uhr Nachts sollte das Korps sich in aller Stille abziehen, die Posten und Wachtfeuer jedoch zunächst stehen bleiben, denn auf die Wahrung des Geheimnisses kam hierbei alles an. —

Endlich, nach Mitternacht, kam der Befehl, daß auch ich nunmehr meinen Posten verlassen könne, da unsere Truppen ihren Abzug unentdeckt vom Feinde ausgeführt hätten. Wir marschierten nun die Nacht über bei schneidender Kälte bis Hoogstraaten, wo wir am Morgen eintrafen.

Ich werde diesen Nachtmarsch nie vergessen, denn Kälte und Müdigkeit hatten so stark auf mich eingewirkt, daß ich von zwei Leuten in die Arme genommen werden mußte und trotzdem im Marschieren einschlief. Am Bart hingen lange Eiszapfen. Ich war eine halbe Leiche und wünschte mir von Herzen eine ganze zu sein.

In Hoogstraaten wurde gerastet. Wir erwärmten in den Häusern unsere erstarrten Glieder und wurden so gut es ging einquartiert.

Wer niemals einen solchen Nachtmarsch bei strenger Kälte, äußerster Müdigkeit, Hunger, Durst und in nassen Kleidern durchgemacht hat, wird auch das Gefühl nicht begreifen können, das jede Lebenslust in einem Menschen erstickt, so daß man sich nichts sehnlicher wünscht als den Tod, mit dem sich alle irdischen Leiden enden.

Das Gefecht von Wyneghem charakterisirt sich als ein in großem Maßstab durchgeführtes Reconoscierungsgefecht gegen Antwerpen. Wir hatten dabei 7 Offiziere und über 100 Mann an Toten und Blessirten verloren. Mir lief ein Pferd zu, welches ich als Beute behielt, da es von der feindlichen Seite kam. Die Franzosen schlugen sich hier mit großer Bravour. Die Gefangenen waren ausgezeichnet bekleidet, wogegen unsere Monturen meist gänzlich verbraucht waren. Wir vertauschten daher unsere schlechten

Bekleidungen gegen die noch neuen französischen. Die französischen Geschütze waren größtentheils von Marine-Artilleristen bedient, von baumstarken Menschen, zum Theil aus der Normandie. Ich habe selten so athletische Männer gesehen, die sogar die äußerst kräftigen russischen Artilleristen überboten. Ueber ihren Uniformen trugen sie einen blauen Ueberrock von sehr starkem Flausch, und da ich mich keines warmen Mantels zu erfreuen hatte, so eignete ich mir einen solchen Flausch von einem toten Artilleristen zu, der mir ausgezeichnete Dienste leistete. Doch leider erhielt ich mit ihm auch die lebendige Zugabe und hatte große Mühe sie zu vertilgen. Läuse sind eine der größten Plagen, die der Soldat im Felde zu bestehen hat, und wie es scheint, hat man bis jetzt noch immer kein radikales Mittel dagegen entdeckt, was nicht zugleich dem Körper schädlich wäre.

IX.

Eroberung von Herzogenbusch,
am 26. Januar 1814.

Den 25. Januar marschierten wir nach Bugt, eine halbe Stunde von Herzogenbusch. Am folgenden Tage sollte diese Stadt bei Tagesanbruch überfallen werden.

Unser Oberst von Zastrow war auch hier wieder die Seele der ganzen Unternehmung, da Oberst von Hobe, ein alter Kavallerist, es offen aussprach, daß er von Festungen und Infanterie nichts verstehe, daher dem Oberst von Z. alle zu treffenden Maßregeln überlasse.

Man hatte mit einem Müller, dessen Mühle auf einem der Bälle stand, Einverständnis angeknüpft, auch mit einigen anderen Personen, denn die Einwohner wünschten sehnlichst von den Franzosen befreit zu werden.

Zuvor muß ich bemerken, daß die mit starken Wällen und Berken versehene Stadt ringsum größtenteils von Wasser überschwemmt, welches jedoch von einer Eiskruste überzogen und mit Schnee bedeckt war. Zu den Eingängen der Stadt führten nun Deiche von beträchtlicher Höhe, die unter starkem Geschütz- und Flintenfeuer lagen. Die hochgezogenen Zugbrücken der Thore schlossen die Eingänge vollständig ab. Neben der Stadt lag die starke Zitadelle, die durch einen freien Platz von derselben getrennt war. Sie beherrschte die ganze Stadt.

Der Angriffsentwurf des Oberst von Zastrow, bei dessen Besprechung Oberst von Hobe, der Regimentsadjutant und ich zugegen waren, lautete: „Die Sturmkolonne stellt sich in Sektionskolonnen auf den Deich, vor sich eine Abteilung mit Leitern, Brettern und Zimmergeräth. Einige Haubizen werden in aller Stille einige hundert Schritt seitwärts der Colonne aufgestellt. Zwei mit weißen Mänteln bekleidete Jüge Schützen unter Lieutenant Müller (diese Mäntel hatten die Reconvallescenten aus den Lazarethen mitgebracht) werden von einigen Contrebandiers geführt, (diese Leute waren Branntweinschmuggler. Sie kannten alle Schleichwege, die über die Wälle in die Stadt führen, genau) schleichen sich womöglich über die Wälle und machen Terreur in der Stadt, während sie das Thor zu erreichen suchen.“ —

Man wußte, daß wegen der schwachen Besatzung, welche kaum über 1200 Mann stark war, die — wie ich glaube — 3 Thore Nachts, jedes nur mit einer Compagnie besetzt waren. Es kam also darauf an, diese Compagnie zu verjagen, um Herr der Zugbrücke und des Thores zu werden. Der Oberst rechnete ganz besonders auf das Gelingen dieser List zur Oeffnung der Thore.

Nachdem alles vorbereitet war, sollten dann die Haubizen einige Granaten in die Stadt werfen, was das Signal zum Angriff sein sollte. Die Maßregel war immerhin bedenklich, da sie den Feind alarmieren mußte, während wir doch eigentlich überraschen wollten. Oberst von Zastrow war aber der Ansicht, daß die Granatschüsse nöthig wären, weil dies das mit den Einwohnern verabredete Signal unseres Angriffs war und auch schon deshalb nöthig, weil auf der entgegengesetzten Seite der Stadt die gleiche Beschießung stattfinden sollte, wodurch der Feind über den eigentlichen Angriffspunkt im Zweifel bleiben würde. Obwohl man nun erfahrungsmäßig — wie auch bei dieser Besprechung erwähnt wurde — auf eine thätige Mithülfe der Einwohner niemals rechnen kann, sobald die Kugeln pfeifen, blieb unser Oberst doch bei seinen Entschlüssen. Er war überhaupt ein Mann von seltener Energie, der alles wagte und den glücklichen Zufall mit aufopferndem Muth herausforderte.

Am Tage des Sturms, früh 3 Uhr, begaben wir uns auf den angewiesenen Punkt. Finsternis und kalter Nebel umgaben uns. Als Kommandeur der Leibcompagnie befand ich mich an der Spitze der Colonne unseres ersten Bataillons. Auch der Oberst fand sich, in seinen Pelz gehüllt, hier auf dem Deich ein und raunte mir

zu, ob wir alle bereit wären, was ich bejahete. Darauf gab er leisen Befehl an die Artillerie, das Feuer zu eröffnen. Ein Blitz, und wir sahen die Granate nach der Stadt fliegen; doch kaum hatte sie diese erreicht, als ein feindlicher Kanonenschuß die Antwort gab. Daß der Feind so allart und vorbereitet schien, wollte dem Obersten nicht gefallen. Während der nun folgenden gegenseitigen Kanonade richtete er sein Hauptaugenmerk auf die beiden weißen Tirailleurszüge, die rechts von uns über die Schneedecke gegen die Wälle vordrangen. Ich mußte ihm beständig rapportieren, was ich von ihnen sah und hörte, wobei ich ganz deutlich bemerkte, welche Unruhe ihn ergriffen hatte und welche Ungeduld darüber, wie sich die Dinge entwickeln würden.

„Was sehen Sie von den Schützen“, fragte er.

„Sie müssen jetzt nahe am Hauptgraben sein.“

„Wo sind sie jetzt?“

„Ich kann sie nicht mehr sehen, aber es blüht jetzt vom Walle, — sie scheinen entdeckt zu sein. — Doch jetzt, — ich höre Geschrei, — es scheint im Graben zu sein.“

Der Oberst war so erregt, daß er mich am Arme packte, den er wie mit einer Aneiszange festhielt und mir zurief:

„Passen Sie genau auf, wie ist es jetzt?“

In der That hörte ich ein entferntes Hurrahgeschrei, aber so schwach und dumpf, daß ich meiner Sache nicht gewiß war; es wiederholte sich indessen bald etwas deutlicher. Da sagte ich:

„Herr Oberst, ich höre Hurrahruf, es muß aber schon jenseits der Wälle sein.“

„Hören Sie dies gewiß?“

„Ja, ich glaube mich nicht zu irren; Müller hat bestimmt schon die Wälle erklettert.“

Jetzt rief der Oberst in der höchsten Ertafse:

„Nun dann, Marsch Marsch! — Drauf los! Hurrah! Hurrah! — Schreien Sie doch, machen Sie doch Terreur! u.“

Er selbst stürzte mit mir voran und zwar so blindlings drauf los, daß ich bei der Finsternis in höchster Besorgnis war, er würde den Deich hinunterstürzen. Ich hielt ihn daher am Pelz fest und warnte ihn. Doch er ließ sich nicht abhalten:

„Lassen Sie mich los“, schrie er zornentbrannt, ich befehle es Ihnen!“

Ich ließ aber nicht los, nur hielt ich ihn so, daß er es nicht bemerkte.

Unter brausendem Hurrahgeschrei waren wir bis vor die Zugbrücke gestürmt, doch sie fiel nicht, trotzdem auf jener Seite unsere Tirailleurs den Versuch machten, sie herabzulassen. Endlich hatten sie einige Bohlen durchschlagen, wir warfen Leitern und Bretter über den Graben und krochen nun einzeln hinüber und durch die Lücke im Thor. Die Tiralleure waren so glücklich gewesen, die feindliche Kompagnie von diesem Thor zu verjagen und so gelang es uns in die Stadt zu kommen. Jetzt erst ließen sich einige Bürger sehen. Sie halfen uns die Zugbrücke herunterlassen, sodaß wir alle passieren konnten. Die Franzosen wurden durch die Stadt nach der Citadelle getrieben und diese eröffnete nun ihr Stück- und Granatfeuer auf die Stadt, sodaß die Ziegel- und Dachsteine uns zu erschlagen drohten. Als die Leibkompagnie sich wieder railliert hatte, gab mir der Oberst den Befehl, mit ihr am Walle rechts bis zur nächsten Straße vorzugehen und mich dort so festzusetzen, daß der Feind mich nicht von unserer Zugbrücke abschneiden könne.

Es war noch dunkel und der starke Nebel gestattete nur eine Umsicht auf wenige Schritte. Mein Defensivauftrag behagte mir sehr wenig, zumal ich das Schießen in der Stadt bei Verfolgung des Feindes und den Kanonendonner von der Citadelle hörte. Ich ließ daher ein Detaschement an der Straße zurück und folgte mit der übrigen Mannschaft bis zur folgenden Straßenreihe. Hier bemerkte ich, daß eine französische Abteilung einige vierpfündige Geschütze gegen uns drehte. Ich ließ sie verjagen, die Geschütze aber umstürzen. Weiter vorwärts durfte ich mich nicht wagen, da mein Posten für die Sicherheit der ganzen Unternehmung sehr wichtig war, sofern es dem Feind geglückt wäre, unsere Truppen wieder zurückzudrängen.

Um jedoch zu erfahren, wie es weiter vorwärts stünde, schlich ich mit dem Säbel in der Faust für meine Person an den Häusern entlang bis zur folgenden Querstraße. Ich hatte gerade das Eckhaus erreicht und steckte den Kopf behutsam um die Ecke, war aber nicht wenig überrascht, kaum zwei Schritte von mir einen französischen Infanteristen zu erblicken, der zweifellos ebenfalls im Begriffe stand, seinen Kopf um die Ecke zu richten, sodaß wir fast aufeinander prallten. Er trug sein Gewehr schußbereit. Der augenblicklichen Eingebung folgend, sprang ich ihm sogleich an den Leib, sodaß er sein Gewehr nicht brauchen konnte; wir umfaßten uns und nach kurzem Ringen bat er um Pardon, da es mir ge-

lang, ihm den Säbel an den Hals zu setzen. Ich nahm ihm nun das Gewehr ab und brachte ihn zu meinem Detaschement zurück. Dieses Aufeinanderprallen zweier Feinde wäre ein interessanter Vorwurf für einen Maler gewesen.

Aus dem Schall des Feuers konnte ich schließen, daß die Unsrigen den Feind immer weiter gegen die Citabelle zurückdrängten. Ich entschloß mich daher gleichfalls weiter vorzugehen. Von einem Bürger hörte ich, daß sich in dem nahegelegenen Hospital einige 50 Franzosen versteckt hielten. Ich ließ die Tür mit Gewalt öffnen und nahm sie gefangen, da sie sich ohne Widerstand ergaben.

Nun rückte ich mit der Kompagnie durch die Straßen bis zum Marktplatz, wo ich unsere Truppen und auch den Oberst wiederfand, dem ich meine Meldung abstattete. Unsere Schützen rückten indeß längs des Stadtwalles, wo wir Deckung gegen das Kartätschfeuer fanden, ganz nahe an die Citabelle heran. Die Hauptstraße war wegen des Feuers unmöglich zu passieren. Von einem Baume aus, hinter dem ich Stellung nahm, sah ich die Franzosen kaum dreißig Schritt von mir auf dem bedeckten Weg aufgestellt. Es wurde unsererseits ein Parlamentair abgesandt und das Feuer eingestellt. Hierauf erfolgte Waffenstillstand und ich rief den französischen Offizieren am bedeckten Wege laut ein „Bon jour, mes camarads“ zu, das freundlich erwidert wurde.

Nun entspann sich eine liebenswürdige Unterhaltung über unseren frühzeitigen Besuch, der die Herren, wie sie erzählten, um ihr Déjeuner gebracht habe, und ich erbot mich als Aequivalent meine Flasche mit ihnen zu teilen, wenn sie auf die Brücke kommen wollten, die uns trennte. Einige stiegen auch wirklich über die Ballisaden und kamen auf die Brücke. Ich teilte hier meine Flasche mit ihnen. Da es aber immer mehr wurden, die sich von beiden Seiten einfanden, erschien dies dem Kommando zu gefährlich und wir erhielten Befehl, uns zu trennen.

Am Nachmittag entschloß sich der Kommandant zur Uebergabe. Die französische Besatzung ergab sich als Kriegsgefangene. Wir fanden 164 Geschütze, 8000 Zentner Pulver und vieles Kriegsgeräth. In der Stadt selbst hatten wir 12 Geschütze genommen.

Tags darauf wurde ein Teedeum abgehalten, abends gab uns die Stadt einen glänzenden Ball. Unsere Kostüme waren nicht sehr salonfähig. Ich erinnere mich, daß meine Unausprechlichen in einer Verfassung waren, die mir nicht erlaubt hätte, unter

Damen zu erscheinen, doch mein Freund, der Hauptmann und Adjutant von Dresky, ließ mir die feinigsten, die zwar auch nicht brillant waren, aber doch so, daß ich erscheinen konnte. Wir ergaben uns bei diesem Fest der größten Heiterkeit und tanzten mit den holländischen jungen Damen nach Herzenslust.

X.

General Bülow erzürnt. — General Bülow im Gefecht bei Doeren (Antwerpen). — Vormarsch durch Belgien nach Frankreich. — Trennung vom Kolberg'schen Regiment.

In der Stadt Herzogenbusch war ein französisches Tabakdepot, zu dessen Beschlagnahme ich kommandiert wurde. Große Tonnen voller Pakete wurden hier gefunden, und ich machte mir das Vergnügen, eine Menge Tabakspakete unter die gaffende Menge werfen zu lassen. Die Gaben wurden mit großem Jubel empfangen.

Der Kommandierende von Bülow hatte den Truppen, sobald ihnen die Einnahme der Festung glücken würde, wegen der erlittenen Fatiguen eine längere Erholung versprochen, doch schon am 31. mußten wir weiter marschieren, weil er sehr ungehalten über den Oberst von Hobe war. Die Sache verhielt sich so:

Als wir die Stadt genommen hatten, sandte p. von Hobe seinen Adjutanten, von Rheinbaben ins Hauptquartier des Generals von Bülow, der die Meldung mit Genugthuung entgegennahm und dem Adjutanten sagte: „Nur weiter melden pp.“ Der General verstand darunter wohl die Specialmeldung, die er noch darüber erwartete, doch der Adjutant glaubte den General dahin verstanden zu haben, daß weitere Meldung an den König und den König der Niederlande gemacht werden solle. Oberst von Hobe bestimmte daher den p. von Rheinbaben, der sogleich mit Extrapost abreisen mußte, um Sr. Majestät die Meldung zu erstatten.

Abends erging nun die fernere Meldung an General von Bülow, daß auch die Citadelle von Herzogenbusch durch Kapitulation genommen wurde und, bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß p. von Rheinbaben bereits vom Oberst von Hobe mit der gleichen Meldung nach dem königlichen Hauptquartier abgegangen sei. General von Bülow geriet hierüber in eine so

maßlose Wut, daß er nahe daran war, gegen den Ueberbringer der Meldung tätzlich zu werden. Er gab sofort Befehl, Rheinbaben nachzusetzen, was auch gelang, da das hohe Wasser die Maßbrücke bei Bommel fortgerissen hatte und Rheinbaben infolge hiervon eingeholt und seine Depesche ihm abgenommen wurde. Dabei beruhigte sich jedoch der Kommandierende nicht, sondern gab dem Oberst von Hobe 8 Tage Arrest, weil er sich unterstanden habe, eine direkte Meldung an des Königs Majestät machen zu wollen. Man sprach in weiteren Kreisen die Vermuthung aus, Rheinbaben habe wohl verstanden, was der General mit seiner Antwort „Weiter melden“ gemeint habe, doch sein Ehrgeiz habe dem Oberst von Hobe diese Antwort anders ausgelegt, weil er wohl gewußt habe, daß ihm dann die Ehre der Meldung zufallen würde, die allerdings wohl mit einer Auszeichnung für ihn verbunden gewesen sein würde.

Nun mußten auch wir den Zorn des kommandierenden Generals entgelten und man versicherte, daß er die Ordensvorschläge für die Eroberung der Festung, unter denen sich auch mein Name befunden haben soll, in seiner Wut zerrissen und unter den Tisch geworfen habe.

Unser guter Oberst von Zastrow war über diese harte Behandlung so entrüstet, daß er sich krank melden ließ. Am 29. wurde ich zu ihm beordert und erhielt den Auftrag, in Stelle des fehlenden Generalstabsoffiziers den folgenden Tag zur Marschdislocation des von Hobe'schen Korps in der Richtung gegen Antwerpen unverweilt abzugehen. Die Stärke desselben betrug 5 Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Batterien. Das Korps marschierte über Thülburg, Tornhout und Schilda. General von Bülow hatte den Wunsch der Engländer erfüllt, die Franzosen nach Antwerpen zurückzudrängen, um die französische Flotte, welche dort in zwei Bassins lag, in Brand zu stecken. Er war deshalb mit der Division von Thümen und von Kraft gegen Antwerpen vorgerückt, um im Verein mit den Engländern diese Absicht auszuführen. Da das umliegende Terrain aber den Franzosen wegen mehrerer Landhäuser, Parks, Gräben und Hecken sehr günstig war, so kostete die endliche Vertreibung sehr viel Blut.

Den 1. Februar mußte ich den Anmarsch des Hobe'schen Korps und sein Eintreffen bei Schilda melden, allein General von Bülow hatte bereits sein Hauptquartier verlassen und befand sich weiter vorwärts bei Doeren, wo sich ein hitziges Gefecht

engagiert hatte. Ich fand ihn mitten darin, auf der Chaussee im Wald, von wo aus er das Gefecht selbst leitete. Alles war abgestiegen und es hatte sich ein großer Kreis von mehr als hundert russischen, englischen, niederländischen, schwedischen und preußischen Offizieren gebildet, in dessen Mitte der General mit höchster Ruhe und Kaltblütigkeit seine Befehle erteilte.

Der damalige Oberst von Bohnen, Chef seines Generalstabes, war ihm zur Seite, mehrere andere Adjutanten hielten die Karte, auf welcher der Stand des Gefechtes markiert wurde. Auch der Großherzog von Sachsen-Weimar war unter den Anwesenden und es war ein imposanter Akt unter dem Getöse der Kanonen, des kleinen Gewehrfeuers, dem Pfeifen der Kugeln, mitten in der Gefahr und im Bereich des feindlichen Feuers den Kommandierenden eine so hohe Kaltblütigkeit entwickeln zu sehen. Nicht vor ihm lag ein getöteter Soldat vom Ostpreussischen Regiment und zur Seite hielt ein Bataillon Ostpreußen als Soutien. Der Feind mußte in diesem Walde wohl ganz bis in Bülow's Nähe vorgedrungen sein, nach der eiligen Meldung eines Offiziers. Bülow befahl, ohne die geringste Unruhe zu verraten, dem Kommandeur des zur Seite stehenden Bataillons, dem Feinde entgegenzugehen und ihn zurückzuwerfen. Unmittelbar darauf verkündete Hurrahruf und Gewehrfeuer die Nähe des Gegners, der auch glücklich zurückgeworfen wurde.

Jetzt glaubte ich den geeigneten Zeitpunkt wahrnehmen zu müssen, meine Meldung zu erstatten. Ich drängte mich durch den dichten Kreis und meldete dem General den Anmarsch des Kobeschen Detachements.

„Wo können die Truppen jetzt sein? fragte Bülow.

„Es ist wahrscheinlich, daß sie nahe bei Schilda, oder auch schon dort eingetroffen sind; sie haben aber einen sehr angestregten Marsch zurückgelegt und werden jedenfalls sehr erschöpft dort eintreffen. Vielleicht gestatten Euere Excellenz den Truppen in Schilda eine kurze Rast.

Oberst von Bohnen, der zuhörte, schien über diesen Antrag so empört, daß er mit Heftigkeit erwiderte: „Wo denken Sie hin, wir haben Sie hier sehr nötig; ich bitte Euere Excellenz keine Rücksicht darauf zu nehmen, da wir nur noch ein einziges Bataillon zur Verfügung haben. Alle übrigen sind bereits eingesetzt“.

General von Bülow lächelte über den Eifer und die Erregung

jeines Generalstabschefs und erwiderte dann sich zu mir wendend: „Ich will zugeben, daß die Bataillone bei Schilda einstweilen die Gewehre zusammensetzen; sie sollen sich aber jeden Moment bereit halten abzumarschieren, wenn es nötig werden sollte. Das Gefecht steht jetzt, allein es wird sich, wie ich gewiß hoffe, sehr bald für uns entscheiden. Reiten Sie und bringen Sie diesen Befehl.“

Der Befehl war mir höchst erwünscht, denn in der That waren unsere Truppen außerordentlich ermüdet und auch durchnäßt. Als ich bei Schilda ankam fand ich sie bereits dort angelangt. Sie wußten es mir Dank, ihnen einige Erholung verschafft zu haben.

Das Gefecht bei Doeren wurde heute glänzend gewonnen, es hatte aber viele Opfer gekostet; man schätzte den Totalverlust auf 1000 Mann.

Wir blieben über Nacht in Schilda und rückten am folgenden Morgen, den zweiten Februar gegen Doeren vor, wo das Gefecht erneut im vollen Gange war. Der Feind hatte die Tags zuvor genommene Schanze wieder zurückerobert, sodaß wir sie von Neuem nehmen mußten. Er wurde bis in die Vorstadt Bürgerhout zurückgeworfen. Gegen Abend kehrten wir nach Schilda zurück, um am 3. früh wieder nach Doeren vorzugehen, wo Bülow mit seinem Stabe von einer Windmühle aus den Feind beobachtete und die Engländer rechts von uns die Beschießung der französischen Flotte begannen. Die Entfernung ihrer Batterien war indessen zu groß und ihr Feuer daher ohne Wirkung. In der Nacht hatten sie nun, weiter vor, eine Batterie aus Sandsäcken und Faszinen erbaut, da die hartgefrorene Erde nichts anderes erlaubte. Am 4. eröffneten sie abermals ein starkes Feuer gegen die Flotte und erreichten sie jetzt auch mit ihren Kugeln, wie der aufsteigende Rauch bewies, der jedesmal mit lauten Hurrahs begrüßt wurde General Carnott, der in Antwerpen kommandierte, hatte jedoch so gute Vorbereitungen getroffen, daß der Brand gleich wieder gelöscht wurde. Er hatte ferner die größten Schiffsgeschütze auf den Dällen postiert und zerstörte die englischen Batterien, die in der Eile ohne die nötigen Kommunikationen hatten erbaut werden müssen.

Das Corps des Großherzogs von Weimar war jetzt in der Nähe angelangt. Es wurde mit Ungebuld erwartet, da es in Stelle des von Bülow'schen Corps Antwerpen streng blockieren

folgte, damit dieses seinen weiteren Vormarsch gegen Brüssel und demnächst weiter nach Frankreich hinein antreten konnte.

Am 5. standen wir in unserer alten Stellung bei der Windmühle, um die Beschießung von Antwerpen zu decken, welche die Engländer wieder mit großer Energie fortsetzten. Abends, im Dunkeln, erhielt ich Befehl mit der Leibkompagnie links der großen Straße, bei einem einzelnen Gehöft vorwärts Antwerpen eine Kompagnie Ostpreußen abzulösen, die den Zweck hatte, die Kommunikation mit dem von Kraft'schen Korps zu unterhalten. Wir standen jetzt unter dem Befehl des Generals von Thümen. Unser sehr aventurierter Posten wurde nachts durch starke feindliche Patrouillen immerfort beunruhigt, und da ich die Fahne des Bataillons bei mir führte, beschworen mich die Kameraden, sie bei der großen Gefahr eines Ueberfalles zurückzulassen, wozu ich mich, da die Besorgnis nicht unbegründet war, wegen der Todesangst der Offiziere das Palladium zu verlieren, endlich entschloß. Wir waren aber sehr wachsam und entgingen dadurch jeder beabsichtigten feindlichen Unternehmung auf diesem in der Luft schwebenden Posten.

Am 7., um 3 Uhr morgens, traf die Ordre ein zum Regiment zurückzukehren, welches nach Aire marschierte. Wir trafen hier mit unserem braven Vater Bastrow zusammen, der bis dahin wegen Krankheit in Turnhout zurückgeblieben war. Am folgenden Tage feierten wir sehr vergnügt im Casino seine Genesung. Am 10. gingen wir nach Mecheln, den 11. nach Zillit, den 13. rückten wir in Brüssel ein, wo wir vor Bülow vorbeimarschierten. Den 14. nach Brie le Compt, den 15. durch Mons nach Ziplh, den 18. nach Marigny, den 19. nach St. Hilaire, wo ich ein französisches Depot von Tüchern entdeckte, welches die französischen Douaniers in einer Scheune versteckt hatten. Es waren sehr feine Tücher und ich nahm in der Eile so viel blaues, grünes und weißes Tuch mit, daß jeder Offizier des Bataillons einige Ellen zu einer neuen Uniform erhalten konnte. Den 20. nach Buronfoß. Dort Ruhetag.

Den 22. nach Beaumont. Den 23. Ruhetag, den 24. nach Lippes, nahe bei Laon, wo Bülows Hauptquartier war.

Den 25. rüstete sich alles zu der nahe bevorstehenden Schlacht (die Schlacht bei Laon war am 9. 3. d. J.). Schon am 15. war wiederholte Ordre eingegangen, daß Lieutenant Dornheim und ich

nach Düsseldorf zur Formation der Berg'schen Truppen abgehen sollten.

Ich bat unseren Obersten um Erlaubnis, den General von Bülow bitten zu dürfen, meine Versetzung rückgängig zu machen und ritt deshalb nach Laon, wo der General auf dem Berge im Schloß sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Nach vielen Bitten erhielt ich auch von ihm die Erlaubnis, dieserhalb an den König schreiben zu dürfen, zu welchem Zwecke ich an das Bureau seines Adjutanten Major von Weirach verwiesen wurde.

Als dieser von der Sache erfuhr, entgegnete er mir, daß ich mir eine ganz unnütze Arbeit machen würde, denn mein Abgang sei unwiderruflich. Ich sei überdem als ein alter tüchtiger Offizier dazu bestimmt, um pouffiert zu werden, da ich meiner Anciennetät nach im Regiment sehr schlecht stehe, obwohl ich wegen rühmlichen Verhaltens bereits mehrere Male besonders empfohlen sei. General von Bülow habe mir die Erlaubnis an Seine Majestät zu schreiben, nur gegeben, um mich los zu werden. „Gehen Sie daher in Gottes Namen“, sagte er, denn es wird Ihr größter Vorteil sein!“ Als ich jedoch bei meinem Vorsatz beharrte, machte er mir noch folgenden Vorschlag: „Hier sehen Sie“, so sagte er, „die Schlüssel von La Fère, welches (ich glaube vom General von Thümen) genommen ist. Sie sollen zum Kronprinzen von Schweden nach Lüttich gesandt werden. Ich werde veranlassen, daß Sie die Schlüssel dem Kronprinzen überbringen. Sie gehen dann als Courier dorthin ab, haben eine schnellere und weit weniger gefährvolle Reise, denn wie Sie wissen, ist in unserem Rücken keine Sicherheit. Die Bauern haben sich insurgiert und bereits viele Excesse begangen. Als Courier haben Sie jedoch weit weniger zu befürchten und erhalten, wie ich Ihnen bestimmt versichern kann, den Schwerdtorden, denn mit dieser Sendung ist eine höhere Charge verknüpft.“ — (Die Lieutenants erhielten nämlich nur die goldene Schwerdtmedaille, vom Hauptmann ab wurde aber der emaillierte Schwerdtorden verliehen.)

Ich antwortete Major von Weirach, ich sei ihm sehr dankbar für sein gütiges Anerbieten, es sei mir aber ausschließlich darum zu thun, beim Regiment zu bleiben und dort die bevorstehende Schlacht mitzumachen. Auf dem Schlachtfeld wollte ich mir den Orden erwerben. — Er schien dies sehr übel zu nehmen und sagte

höchst indigniert, ich brauche keinen Anstand zu nehmen, den Orden auch auf diese Weise als vor dem Feinde verdient zu betrachten, da ich schon öfter ohne glücklichen Erfolg zu Auszeichnungen vorgeschlagen worden sei; weil ich indessen kein wohlgemeintes Wort anhören wolle, möchte ich nur schreiben; dort seien Papier, Feder und Tinte. Jeder Andere würde sich höchst geehrt fühlen, einen so ehrenvollen Auftrag zu übernehmen, wozu nur verdienstvolle Offiziere ausgewählt würden.

Später mußte ich einsehen, daß ich klüger getan hätte, das Anerbieten des Major von Weirach anzunehmen. Ich ritt indessen jetzt wohlgemut nach Nippis zurück, weil ich annehmen mußte, wenigstens bis zur Entscheidung des Königs beim Regiment bleiben und auf diese Weise die Schlacht doch noch mitmachen zu können. Es kam indessen ganz anders, denn schon am folgenden Tage, den 27. traf die Ordre ein, daß Dornheim und ich sofort nach Düsseldorf abzugehen hätten.

Der kategorische Befehl mußte befolgt werden. Ich nahm also Abschied, schmerzlichen Abschied von meinen Kameraden und dem lieben Kolberg'schen Regiment,*) packte mein Bündelchen und begab mich in Gemeinschaft mit Lieutenant von Dornheim höchst niedergeschlagen auf den Weg meiner neuen Bestimmung.

*) Lieutenant von Wenzel erhielt über seine Tätigkeit beim Kolberg'schen Regiment folgendes Zeugnis:

„Dem Königlich Preussischen Lieutenant Wilhelm von Wenzel, welcher beim Kolberg'schen Regiment aggregiert war und nachmals zu den Berg'schen Truppen kommandiert wurde, bezeuge ich pflichtmäßig, daß derselbe sich bei allen Gelegenheiten, vorzüglich aber in der Bataille von Dennemitz, in welcher er schwer blessirt wurde, als ein überaus braver und brauchbarer Offizier gezeigt, und auf die rühmlichste Auszeichnung, sich sehr gegründete Ansprüche erworben hat, zu welcher ich ihn in meinen früheren Berichten auch empfohlen habe.

Nicht minder zweckmäßig und sehr wohl unterrichtet markirte er sich bei den verschiedenen, in Holland vorgekommenen, militärischen Arbeiten, besonders bei den Ueberfahrtsanstalten bei Bommeln und dem Brückenbau bei Fort Crevecoeur, bei welchem letzteren der genannte Lieutenant von Wenzel unter dem russischen Artillerieoberst von Magdenzky den höchsten Beifall sich erworben.

Ich ermangele daher nicht, ihn Jedermann als einen, in allen militärischen Verhältnissen höchst brauchbaren Offizier angelegentlich zu empfehlen.

Kantonements-Quartier Crefeldt, den 7. August 1814.

von Zastrow
Oberst und Kommandeur
des Kolberg'schen Regiments.

Der Aussteller dieses Zeugnisses, dem wir in den vorstehenden Aufzeichnungen so oft begegnet sind, muß jedem Soldaten als ein Offizier nach dem Herzen Gottes erscheinen, ein Mann, dem in jener kriegerischen Zeit die

Kolberger nicht zum mindesten ihren hervorragenden Ruf in der Armee und ihren Ruhm verdankten. — Wer „Wagensky's Geschichte des Kolberg'schen Regiments“ liest, kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Oberst von Zastrow die Seele seines Regimentes war, Held, Führer, Soldat, Mensch, guter Kamerad, warmherziger Freund seiner Untergebenen, — alles in einer Person, kurz, auch heute noch und für alle Zeiten das Musterbild eines preussischen Kommandeurs.

Der Oberst fiel am 20. Juni 1815, beim Sturm von Namur, wo er durch die treue Brust geschossen wurde, also nach Waterloo, zu einer Zeit, wo der Krieg im wesentlichen schon beendet war. „Mein armes Regiment! Meine arme Familie!“, waren seine letzten Worte. — Sein Adjutant, Lieutenant Goldammer blieb bei ihm zurück und sorgte für seine Beerdigung auf dem Kirchhof zu Namur.

D. S.

(Schluß folgt.)

Notizen und Besprechungen.

Justiz.

Strafe und Strafvollzug.

Entgegnung auf den Artikel des Herrn Oberlandesgerichtsrats Schmölder „Die alte und die neue Kriminalistenschule und der Strafvollzug“ im Septemberheft der „Preussischen Jahrbücher“.

Von

Dr. jur. Karl Finkelnburg.

Strafanstaltsdirektor in Düsseldorf-Derendorf.

Herr Oberlandesgerichtsrat Schmölder hat im Septemberheft der „Preussischen Jahrbücher“ einen Aufsatz „Die alte und die neue Kriminalistenschule und der Strafvollzug“ veröffentlicht, welcher in Fachkreisen sehr befremdet hat. Man war verwundert, aus der Feder eines höheren Juristen Irrtümer fließen zu sehen, wie man sie in solchem Grade und in solcher Zahl nur in den jetzt marktgängigen Broschüren über den Strafvollzug zu finden pflegt.

Herr Schmölder behauptet: „In der Gefängnisverwaltung des Ministeriums des Innern konzentrierte sich das Interesse auf die Anstalten zur Verbüßung langzeitiger Freiheitsstrafen, nämlich die Zuchthäuser.“ „Dieserhalb fänden wir eine Herausgabe der Mittel in den Zuchthäusern . . .“

Jeder mit dem Strafvollzug nur einigermaßen vertraute, und dazu sollte doch auch der Strafrichter gehören, weiß, daß das gerade Gegenteil dieser Behauptung richtig ist. Man muß erstaunen, wie angefüßt des im amtlichen Auftrag bereits im Jahre 1901 herausgegebenen und den beiden Häusern des Landtags vorgelegten Werkes „Die Strafanstalten und Gefängnisse in Preußen“ (1. Teil. Anstalten in der Verwaltung des Ministeriums des Innern),*) sowie angefüßt der alljährlich erscheinenden

*) Die Strafanstalten und Gefängnisse in Preußen. Erster Teil: Anstalten in der Verwaltung des Ministeriums des Innern.

Im amtlichen Auftrage herausgegeben von

Dr. jur. Krobne, und

Geh. Ober-Regierungsrat

und vortragender Rat

im Ministerium des Innern.

R. Ober,

Regierungs- und Baurat

im Ministerium

der öffentlichen Arbeiten.

Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1901.

Statistik der Gefängnisverwaltung des Ministeriums des Innern die Entstehung eines solchen Irrtums möglich ist. Die Verwaltung der Gefängnisse in Preußen ist — um dies kurz vorauszusprechen — zwischen dem Ministerium des Innern und dem Justizministerium geteilt. Dem ersteren unterstehen sämtliche Strafanstalten, in denen die Zuchthausstrafen verbüßt werden und außerdem in den Provinzen Schlesien, Brandenburg, Sachsen, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau 8 größere Gefängnisse und in der Rheinprovinz auf Grund des früheren französischen Rechts im wesentlichen sämtliche Gefängnisse. Am 15. April 1902 waren in den Strafanstalten 15 263 und in den Gefängnissen 11 120 Gefangene untergebracht.

Dem Justizministerium unterstehen alle übrigen Gefängnisse zur Verbüßung von Haftstrafen und zur Aufnahme der Untersuchungsgefangenen, mit etwa 34 400 Inassen. —

In der Verwaltung des Innern, sind seit dem Jahre 1870 nur 3 neue Strafanstalten, in welchen Zuchthausstrafen verbüßt werden, für insgesamt 1400 bis 1450 Gefangene gebaut (Strafanstalt Gr. Strehlitz, Strafanstalt Rendsburg, Strafanstalt und -Gefängnis Wehlheiden), dagegen sind seit dem Jahre 1870 7 neue große Zellengefängnisse für insgesamt 4585 Gefangene gebaut; zu Herford, Düsseldorf, Wohlau, Siegburg, Breslau, Wittlich und Ayrath. Außerdem sind in der Provinz Sachsen und Westfalen je ein, in der Rheinprovinz 7 größere Gefängnisse (ich erwähne besonders Köln und Elberfeld) für insgesamt 3570 Gefangene nach dem System der Einzelhaft völlig umgebaut, so daß sie allen billigen Anforderungen an einen zweckmäßigen Strafvollzug entsprechen. In Lüttringhausen (Rheinprovinz) ist ein neues Zellengefängnis bereits unter Dach und Fach und in Saarbrücken wird der Bau eines neuen begonnen, so daß in Bälde für weitere 850 Gefangene in Einzelhaft Platz geschaffen ist. Ein neues Zuchthaus dagegen ist seit 15 Jahren (Gr. Strehlitz 1889) nicht mehr gebaut und es besteht auch, wie ich authentisch weiß, nicht die Absicht, ein solches zu errichten. Im Gegenteil das bisher zur Verbüßung von Zuchthausstrafen dienende Zellengefängnis in Münster wird in nächster Zeit zur Aufnahme von Gefängnissträflingen bestimmt werden.

Diese Auseinandersetzungen sind für jeden vorurteilsfreien Betrachter ein schlagender Beweis dafür, daß das Ministerium des Innern seit einem Menschenalter, insbesondere seit einem Dezennium, die Reorganisation des Strafvollzuges in der Weise betreibt, daß es dem Vollzuge der Gefängnisstrafe eine durch die Umstände bedingte noch eingehendere Pflege zu teil werden läßt, als dem Vollzuge der Zuchthausstrafe. Es ist geradezu die Signatur des jetzigen Regimes, die Gefängnisse zu vervollkommen, da in den Gefängnissen sich die besterungsfähigsten Elemente befinden und die Gefahr moralischer Ansteckung hier besonders beseitigt werden muß. Dieselbe Sorgfalt ist außerdem der Umgestaltung der kleinen Gefängnisse in der Rheinprovinz zugewandt. Unbrauchbare sind durch Neubauten er-

setzt, die anderen zweckmäßig umgebaut, um in ihnen Untersuchungs- und Strafgefangene in Einzelhaft halten zu können.

Aus dem vornangezogenen Werke und der Statistik ist leicht zu ersehen, daß die durch den Staatshaushaltsetat der Gefängnisverwaltung zur Verfügung gestellten Baugelber zum weitaus größten Teile für Gefängnisse verwendet sind und nicht für Zuchthäuser, wie der Herr Verfasser behauptet.

Herr Schmölder führt ferner an, daß in Münster ein unzuweckmäßig eingerichtete Gefängnis sei. Die Tatsache ist richtig.

Niemand wird es mehr beklagen, als die Gefängnisverwaltung, daß es erst jetzt beseitigt werden kann, weil die Mittel dazu bisher gefehlt haben. Die Erzählung, die daran geknüpft wird, bedarf jedoch der Richtigstellung bezw. Ergänzung. Herr Schmölder erzählt, er habe als Richter in Münster bedauert, einen jungen Menschen (wegen Körperverletzung mit Todeserfolg angeklagt) zu Gefängnis, statt zu Zuchthaus verurteilen zu müssen, weil er durch den Urteilspruch dem Verderb in dem Gefängnis zu Münster ausgesetzt worden wäre. Ich weiß nicht, wann Herr Schmölder in Münster zu Gericht geseßen hat; ist es nach dem Jahre 1883 gewesen, dann waren die richterlichen Skrupel unbegründet, denn aus der in der alljährlich erscheinenden Statistik veröffentlichten und überdies den Gerichtsbehörden mitgeteilten Einlieferungsbestimmungen für die einzelnen Strafanstalten und Gefängnisse hätte Herr Schmölder wissen müssen, daß zu Gefängnisstrafe verurteilte Männer unter 25 Jahren der Provinz Westfalen, wenn sie in ein der Verwaltung des Innern unterstehendes Gefängnis gehören, ihre Strafe in dem neuerbauten, wohleingerichteten Zellengefängnis zu Herford verbüßen. Liegt die Verurteilung vor dem Jahre 1883, so war es wegen der überhaupt fehlenden Mittel nicht möglich gewesen, ein neues Gefängnis in der Provinz Westfalen zu bauen.

Herr Schmölder begibt sich alsdann auf das medizinische Gebiet. Er behauptet, daß in den Strafanstalten die Krankheits- und Sterblichkeitsziffer „erschreckend hoch sei, und daß namentlich Phtisis und Störungen der Verdauungsorgane die Gefangenen bedrohen“.

Die oben erwähnte Statistik gibt auf Grund von Zählarten, die über jeden einzelnen Krankheits- und Todesfall für die allgemeine Medizinalstatistik aufgestellt werden, den klaren Nachweis, daß diese Behauptung für die preussischen Strafanstalten nicht zutrifft. Von 100 männlichen Gefangenen wurden nur 16,6 — von 100 weiblichen 26 als Kranke im Lazarett behandelt.

Die Krankheiten der Verdauungsorgane sind so selten und so leicht, daß es keinen Zweck hat, die darauf bezüglichen Zählarten statistisch zu verarbeiten; Epidemien kommen in Strafanstalten, von gelegentlicher Influenza abgesehen, überhaupt nicht vor. Vergleicht man die Sterblichkeitsziffer der Zuchthausgefangenen, die sämtlich im Alter von über achtzehn Jahren stehen, mit der Sterblichkeit der gleichaltrigen freien Bevölkerung,

so kommen auf 1000 Lebende der freien männlichen Bevölkerung 17,9, der weiblichen 16,2 Todesfälle. Die Sterblichkeitsziffer der Zuchthausgefangenen beträgt auf die Gesamtzahl berechnet 9,0 bei den Männern, 10,8 bei den Frauen. Sie bleibt also in beiden Fällen hinter der Sterblichkeit der freien Bevölkerung zurück.

Was die Erkrankungen an Tuberkulose anbetrifft, so steht zunächst fest, was jeder Gefängnisarzt weiß, und jeder Strafrichter wissen sollte, daß eine nicht unerhebliche Anzahl Gefangener mit Tuberkulose behaftet eingeliefert wird, und daher naturgemäß die Prozentzahl der Tuberkulosekranken in der Strafanstalt größer sein muß, als in der freien Bevölkerung, aber ebenso steht fest, daß die Tuberkulose in den preussischen Strafanstalten einen langsameren Verlauf nimmt, als unter der freien Bevölkerung. Was die Tuberkulosesterblichkeit anlangt, so beträgt sie in der freien, über 20 Jahre alten Bevölkerung auf 1000 Lebende 3,2 bei den Männern und 2,4 bei den Frauen, bei den Zuchthausgefangenen auf die Gesamtzahl berechnet 3,2 für die Männer und 2,4 für die Frauen; auf die tägliche Durchschnittsziffer berechnet 5,1 und 3,5. Berücksichtigt man, daß, wie oben angegeben, unter den eingelieferten Zuchthausgefangenen ein erheblich höherer Prozentsatz an Tuberkulose Erkrankter sich befindet, als in der freien Bevölkerung, so steht die Tuberkulosesterblichkeit in den Strafanstalten jedenfalls nicht schlechter, als in der freien Bevölkerung. Ferner wirft Herr Schmölder dem jetzigen Strafvollzug Luxus der Bauten vor. Er beruft sich auf die Anstalt Wehlheiden. Das Beispiel ist veraltet und paßt nicht mehr auf die Jetztzeit. Wehlheiden ist in den Jahren 1873/83 erbaut. Die Baupläne wurden ausgearbeit, als nach langer Pause in Preußen die Reform des Gefängniswesens sowohl im Ministerium des Innern, als auch im Justizministerium wieder aufgenommen wurde. Für die Neubauten lagen in Preußen Erfahrungen nicht vor. Man suchte daher Belehrung im Ausland, vorzugsweise in Belgien, welches eine größere Anzahl von Gefängnis-Neubauten ausgeführt hatte. Die Belgier aber hatten sehr teuer gebaut und das hat auf die Baukosten der ersten Gefängnisse, welche in beiden Verwaltungen nach ihrem Muster gebaut wurden, Einfluß gehabt. Man hat eben Lehrgeld bezahlt. Aber aus dem oben angeführten Werke und der Statistik ist zu ersehen, daß sofort ein Wandel eintrat. Wehlheiden hat 3 Millionen gekostet. Schon das nächst erbaute, für 442 Gefangene berechnet, ebenso zweckmäßig eingerichtete Zellengefängnis in Herford hat nur 1 600 000 Mark gekostet und das in den Jahren 1892—1895 erbaute Zellengefängnis in Woblan für 550 Gefangene nur 1 220 000 Mark während bei dem Zellengefängnis in Wehlheiden die Baukosten auf den Kopf auf 5643 Mark, bei dem überwiegend für Gemeinschaftshaft eingerichteten Justizgefängnis in Blönssee auf 4523 Mark sich beliefen, stellen sie sich bei dem zuletzt erbauten Gefängnis in Wittlich auf 2003 Mark für den Kopf. Das ist eine Leistung, für welche die Freunde der Gefängnisreform, der Gefängnisverwaltung im Ministerium des Innern und der

Bauverwaltung im Ministerium der öffentlichen Arbeiten nicht dankbar genug sein können; denn dadurch wird das Haupthindernis der Gefängnisreform, die hohen Baukosten, beseitigt.

Als mehrjähriges Mitglied der Kommission für den Neubau eines Gefängnisses weiß ich aus den Verhandlungen, daß um jeden Pfennig gemarktet wird, daß alles, was über das unbedingt Notwendige hinausgeht, rücksichtslos gestrichen wird. Ich bin Zeuge gewesen, daß in diesem Jahre der Chef der belgischen Gefängnisverwaltung, bei der wir früher wegen des Gefängnisbaues in die Lehre gegangen sind, mit seinen Architekten mehrere neuerbaute Gefängnisse besichtigt hat und nicht genug Worte der Anerkennung fand, über die Einfachheit, Zweckmäßigkeit und in ihren Augen staunenswerte Billigkeit der Bauausführung.

Schließlich bemängelt Herr Schmölder, daß die Verwaltung des Innern überhaupt mit dem Strafvollzug befaßt werde. Er meint, im Kampfe gegen das Verbrechen gebühre der Justiz die Repressive und dazu gehöre auch der Strafvollzug; der Verwaltung dagegen die Praeventive: Eindämmung des Massenelends, Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, Kampf gegen Arbeitslosigkeit usw. Der Streit, ob der Strafvollzug dem Justizminister oder dem Minister des Innern zu unterstellen sei, ist in der Praxis der verschiedenen Kulturstaaten Europas verschieden geschlichtet. Beispielsweise hat Spanien sein Gefängniswesen der Justiz unterstellt, Italien wiederum dem Ministerium des Innern, in Norwegen leitet der Justizminister den Strafvollzug, in Schweden eine selbständige oberste Gefängnisbehörde, Frankreich und England dagegen haben die Gefängnisverwaltung dem Minister des Innern anvertraut. Meines Erachtens ist diesem Zuständigkeitsstreit sehr wenig Wert beizulegen, da es gleichgültig ist, wer den Strafvollzug hat, wenn er nur in guten Händen ist. Herr Schmölder will dem Ministerium des Innern den Strafvollzug, welchen es über ein Jahrhundert hat, entwenden. Er wähnt das Justizressort verstehe die Sache besser. Ehe man einen bestehenden Zustand umstößt, muß man den Beweis erbringen, daß der neue Zustand, welchen man schaffen will, bessere Früchte trägt, als der alte. Ich wüßte aber keine einzige Strafvollzugsleistung des Justizressorts namhaft zu machen, die als Belag für seine größere Befähigung zur Verwaltung der Gefangenenanstalten dienen könnte. Vorbildlich hat das Justizressort auf dem Strafvollzugsgebiete nirgends gewirkt. Umgekehrt ließen sich zahlreiche Beispiele dafür anführen, daß das Justizressort Einrichtungen unseres Ressorts nachgeahmt hat. In seinen Gefängnisbauten z. B. ist es unserm Vorbilde gefolgt, mit der Abweichung, daß es neue Gefängnisse für 1000 Gefangene und mehr baut, die von dem Leiter der Anstalt nicht mehr zu übersehen sind, während wir die Zahl auf 550 beschränken. In diesem Jahre hat es zum ersten Male eine Statistik über seine Gefängnisverwaltung veröffentlicht nach Anhalt der seit dem Jahre 1868 von der Verwaltung des Innern herausgegebenen. Aber selbst diese Nachahmung

ist im Gegenjatz zu der Statistik unseres Ressorts so lückenhaft, daß z. B. die Disziplinarstatistik, welche über den Geist eines Gefängnisregimes die wertvollsten Aufschlüsse gibt, gänzlich fehlt. Daß das Justizressort, auf welches Herr Schmölder so große Hoffnungen setzt, die von ihm mit Zug verabscheute Gemeinschaftshaft im reichsten Maße besitzt, kann er auf S. 10 der erwähnten Statistik entnehmen, wo es heißt, daß in Einzelhaft nur 34,7 Proz. aller Gefangenen sind, während der Rest, also ungezählte Tausende, alljährlich in Gemeinschaftsräumen, zumeist ohne nächtliche Trennung, gehalten wird. Die Verwaltung des Innern ist der Anregung König Friedrich Wilhelms IV. folgend, seit 50 Jahren bemüht, die Zahl der Einzelzellen zu vermehren, so daß jetzt für 28 Proz. der Zuchthausgefangenen und 57 Proz. der Gefängnisgefangenen Einzelzellen vorhanden sind, und in der Statistik für 1902 die Zuversicht ausgesprochen werden kann, daß mit Fertigstellung der beiden im Bau begriffenen neuen Zellengefängnisse der Strafvollzug genau nach den vom Bundesrat vorgeschriebenen Grundsätzen erfolgen wird. Dafür, daß der Strafvollzug in den Gefängnissen der Justizverwaltung besser geregelt und ausgeführt werde, hat Herr Schmölder auch nicht den Schatten eines Beweises erbracht. Es scheint hiernach sehr wenig berechtigt, das Justizressort in einen lobenden Gegenjatz gegen unsere Verwaltung zu stellen, es hat genug zu tun, Wandel in den eigenen Anstalten zu schaffen.

Endlich behauptet Herr Schmölder: Die Verwaltung des Innern wolle im Strafvollzug zuviel pädagogisch wirken, sie wolle die Strafanstalt und das Gefängnis zum „Pädagogium“ machen; in einer kürzlich erschienenen Broschüre: Der Bankrott des modernen Strafvollzugs von Max Treu wird behauptet, er wirke zu wenig pädagogisch. Danach wird sie sich wohl auf der richtigen mittleren Linie bewegen. Die Dienstordnung für die Strafanstalten und Gefängnisse der Verwaltung des Innern jast die Aufgabe des Strafvollzugs in folgenden Satz:

„Durch den Vollzug der Freiheitsstrafe soll der Verurteilte unter die Rechtsordnung gebeugt, zur Achtung derselben gebracht, sittlich gebessert und zu einem geordneten, gesetzmäßigen Leben nach der Entlassung erzogen werden.“

In der unerbittlichen Beugung unter die Rechtsordnung liegt der volle, schwere sittliche Ernst des Strafleidens und in dem Uebrigen die wahre Menschlichkeit, die den mit der Rechtsordnung in Konflikt geratenen für das geordnete Gemeinschaftsleben wiedergewinnen will.

Ein Strafvollzug der dieser Aufgabe gerecht wird, erfüllt auch die Zwecke, welche nach dem Stande unserer heutigen Kultur allein mit der Strafe verbunden werden können.

Literatur.

Paradiesvogel und Phönix.

(Zu Goethes Göz von 1773 I 5 und II 9.)

Bekanntlich sagt Göz von Verlichingen, als er Weisslingen und Maria einig findet: „Ich danke dir, Schwester! Du kannst mehr als Hans spinnen. Du hast einen Faden gedreht, diesen Paradiesvogel zu fesseln.“ Was soll diese Bezeichnung? Die Kommentatoren schweigen, so viel ich sehe, wie so oft, wo wirklich einmal etwas zu erklären ist.

Zunächst ist zu bemerken, daß wir es hier mit einem kleinen Anachronismus zu tun haben, deren ja im Göz schon mehrere aufgewiesen sind; ich erinnere nur an die Wendung „in usum Delphini“ im Munde Liebetauts (II, 1), die schon der Rezensent im „Teutschen Merkur“ 1773 rügte. Der Paradiesvogel wurde nämlich erst durch den im Jahre 1522 von der Expedition des Magalhães zurückkehrenden Pigafetta in Europa bekannt. Was sich aber seitdem hier im Volksbewußtsein über dieses Tier festsetzte, war nicht bloß die Vorstellung von einem besonders seltenen und farbenprächtigen Vogel — dabei haben sich bisher, wie es scheint, die Erklärer des Göz beruhigt. Weil die ersten nach Europa gelangten Vögel des Vogels ohne Flügel und Füße waren, stellte man ihn sich überhaupt ohne diese vor, und die Volksphtasie webte den Nimbus des Wunderbaren, Sylphenhaften um dieses Tier. Es scheint sogar, daß die Eingeborenen auf Neuguinea und den benachbarten Inseln, der Heimat des Paradiesvogels, diese abenteuerlichen Vorstellungen der Europäer aus geschäftlichen Rücksichten absichtlich nährten. Das Nähere lese man bei Ersch und Gruber oder in Brehms Tierleben nach.

Jedenfalls hat sich die Symbolik der Folgezeit des so ins Geisterhafte übertragenen Paradiesvogels bemächtigt und ihn neben den zum Teil schon durch den „Physiologus“ bekannten Sinnbildern vom Phönix, Petikan und anderen Vögeln für ihre Zwecke sehr ausgiebig verwandt.

Ich habe im diesjährigen Septemberheft der „Preussischen Jahrbücher“, wo ich dem Ursprung des Bismarckschen Wahlspruchs *Patriae inserviendo consumor* nachgegangen bin, eingehend über die Devise, das symbolische Bild mit erläuternder Beischrift, gehandelt. Dieser Kunstzweig, den man in unseren Tagen ganz aus dem Auge verloren zu haben scheint — in den Exlibris blüht annähernd etwas ähnliches wieder auf —, verbreitet sich etwa seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, vielleicht von Frankreich aus, über alle europäischen Länder. In einer Sammlung solcher Devisen, der „Symbolographia“ des deutschen Jesuiten Jakob Bosch (Augsburg 1722), die ich am angegebenen Orte näher beschrieb, finde ich nun eine ganze Reihe symbolischer Darstellungen des Paradiesvogels, zum Teil mit Beischriften, die uns meines Erachtens den von Goethe gewollten Sinn der Bezeichnung Weisslingens durch Göz erschließen. Am häufigsten wird das Tier

durch die Weisheit als ruhelofer, stets in hohen Lüften schwebender Vogel charakterisiert: *semper sublimis; sine pondere sursum; teste caelo vivit; terrae contagia nescit; nil mihi terra; non sum terra tuus; innixa ascendit.**) das sind nur einige aus der Fülle der zu Gebote stehenden Beisprüche, die zugleich zeigen mögen, in welcher Richtung die Deutung des Symbols meist beabsichtigt war. Andere Züge, mit denen man dieses Phantasiegebilde ausstattete, hängen mit dem eben hervorgehobenen zusammen. Der Paradiesvogel wird geradezu zum ätherischen Wesen, „non manducans neque bibens“, „caelesti vescitur aura“.***) Ein solches Wesen aber verträgt natürlich nicht die Gefangenhaft; so wird der Paradiesvogel zum Symbol der Freiheitsliebe, denn er ist „*libertatis suae retinens*“, „*insidiarum victor*“.***) *Non c'è gabbia per me* (Non claudor cavea), „ich laß mich nicht einsperren“. Diese symbolische Bedeutung hat nun meines Ermessens Goethe vorgezeichnet, wenn er Götz den Weislingen als „Paradiesvogel“ bezeichnen läßt. Weislingen hatte sich ja anfangs gar nicht in seine Gefangenhaft fügen können; die Wande aber, in die ihn Maria schlägt, erträgt er nun willig.

Im II. Akt erzählt Adelheid in der 9. Szene von ihrem einstigen Wunsch: „Möchtest du doch diese Quintessenz des männlichen Geschlechts, den Phönix Weislingen, zu Gesicht kriegen. Ich ward meines Wunsches gewährt.“ „Und der Phönix präsentierte sich als ein ordinärer Haushahn“, erwidert Weislingen. Hier hat natürlich die gewöhnliche symbolische Bedeutung der Erneuerung aus dem Tode keine Geltung. Diese fand übrigens nach jüdischer Tradition ihre Stütze auch in dem chöl Hiob 29,18; auch Psalm 91,13 (LXX) wurde irrtümlich auf den Vogel Phönix bezogen. Aber die Symbolik weiß auch anderes vom Phönix zu rühmen: er ist der einzige seiner Art: „*viget unica terris*“, „*unica semper avis*.“ Darauf zielt natürlich Adelheids Wort. — Als der einzige seines Geschlechts ist der Phönix auch ohne sexuelle Betätigung gedacht und so auch Symbol der Jungfräulichkeit, ja der „*singularis virgo*“ geworden. In dieser Hinsicht wäre freilich eine Anwendung auf Weislingen verfehlt.

Hamburg.

Lie. Hans Bollmer.

*) Immer in der Höhe; gewichtslos aufwärts; im Angesichte des Himmels lebt er; die Berührung mit der Erde ist ihm fremd; die Erde gilt mir nichts; dir, Erde, gehöre ich nicht an; er strebt empor.

***) Ohne das Bedürfnis von Speise und Trank; er lebt von Himmelsluft.

****) Er wahrt seine Freiheit, entgeht den Nachstellungen.

Hessische Blätter für Volkskunde. Herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde von Adolf Straß, Leipzig, Teubner. Band I, 1902, 290 S. Band II, 1903, 248 und 182 S.

Paul Herrmann, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der dänischen Geschichte des Sægo Grammaticus. I. Uebersetzung. Mit einer Karte. Leipzig, Wilh. Engelmann 1901. 508 S. (9 Mart.)

Die Germanistik und insbesondere die Völkerkunde ist von Hessen ausgegangen. Kaum ganz zufällig, wenn man daran denkt, daß die Hessen der einzige deutsche Stamm sind, der noch auf demselben Boden sitzt, auf dem ihn die Geschichte zu allererst antraf. So gab dieser Boden auch jene erstaunlich reichen Ernten ab — besonders in den Märchen der Grimm, doch auch schon im Wunderhorn — welche nötig waren, um die neue Forschung so überraschend schnell und kräftig anwachsen zu lassen, wie geschehen ist. 1856 im dritten Band der Märchenjammlung konnte Wilhelm Grimm zu einer Uebersicht von über hundert seit den Grimmschen Märchen erschienenem Sammlungen sagen (S. 360): „Wie einsam stand unsere Sammlung, als sie zuerst hervortrat, und welche reiche Saat ist seitdem aufgegangen. Man lächelte damals nachsichtig über die Behauptung, daß hier Gedanken und Anschauungen enthalten seien, deren Anfänge in die Dunkelheit des Altertums zurückgingen: jetzt findet sie kaum noch Widerspruch. Man sucht nach diesen Märchen mit Anerkennung ihres wissenschaftlichen Werts und mit Scheu an ihrem Inhalt zu ändern, während man sie früher für nichts als gehaltlose Spiele der Phantasie hielt, die sich jede Behandlung müßten gefallen lassen.“

Drei Jahre später wurde diese Charakteristik ein für alle Mal bestätigt durch Meyers großes Pantchatantrawerk, dessen erster Teil die erste und bisher einzige zusammenfassende Arbeit der Märchenforschung darstellt.

Diese Erinnerung möge eine Begrüßung der neu erscheinenden „Hessischen Blätter für Volkskunde“ sein, von denen zwei starke und reichhaltige Bände vorliegen. Es soll nicht nur neuer Stoff zusammengebracht, sondern auch an den „großen Problemen, die auf dem Gebiete der Volkskunde noch ihrer Lösung harren“, mitgearbeitet werden. Die vorliegenden Bände bringen zu beidem sehr interessante Beiträge.

Ein besonderes Verdienst scheint uns aber der Versuch zu sein, einen Ueberblick über die volkskundliche Zeitschriften-Literatur zu geben, so zwar, daß die einzelnen in Betracht kommenden Aufsätze nicht nur genannt, sondern auch inhaltlich skizziert werden. In den vorliegenden Bänden ist das an über 260 Zeitschriften geschehen. Ein Register erleichtert die Benutzung. Eine außerordentlich dankenswerte Arbeit.

Zu den allgemeinen Problemen gehört u. a. auch die Frage nach der religiösen Volkskunde. Es wird sehr richtig davon ausgegangen, daß der sogenannte Aberglaube nun einmal die Religion ist, welche im Volke lebt.

Diese nun also müsse man ganz genau kennen lernen, damit — ja damit was geschehen könne? Hier scheint uns das Problem erst zu beginnen. Die vulgäre Verkündigung sucht den im Volke lebendigen Geisterglauben durch den öbsten Rationalismus zu entwurzeln und wundert sich nachher des Todes, daß dann dieser selbe Rationalismus sich erst recht gegen den Geisterglauben wendet, der an die Stelle des ausgerotteten treten soll. Dieses System, das alle freigewachsenen religiösen Ansätze erst einmal vernichten zu müssen glaubt, ist alt; und einen heutigen Leser erfaßt Entsetzen darüber, mit welchem unsauberen Fanatismus beispielsweise in seiner Dänischen Geschichte Saxo Grammaticus die Heiligtümer der eigenen Ahnen beschmüht. Vgl. z. B. im VIII. Buch die Geschichte des Gorm (Holders Ausgabe S. 286—296. Die Uebersetzung von Paul Herrmann hat die Seitenzahlen der Holderschen Ausgabe am Rande vermerkt).

Indeß diese sind weitschichtige Fragen und die Vertreter der „Volkskunde“ können mit Recht sagen, daß sie mehr in die Theologie als in die Germanistik gehören.

Bonus.

J. Barbey d'Aurevilly. Eine alte Geliebte. Deutsch von Hedda Moeller-Bruck. J. B. L. Bruns' Verlag. Minden in Westf. Preis 5 Mk.

Die Handlung dieses Romans, der uns ein Sittenbild aus der vornehmen Pariser Gesellschaft vorführt, dreht sich nur um Liebesleidenschaft oder, wie man seiner sagt, das erotische Problem. Ein gefeierter Held des Faubourg St. Germain verläßt seine Geliebte, der er auch vorher schon nicht immer treu war, um ein wunderbar schönes und liebenswertes Mädchen seines Standes zu heiraten, lehrt aber schon im ersten Jahre seiner Ehe, obgleich er seine edle, reine Frau immer noch zärtlich liebt, zu ihr zurück, da sie eine dämonische Anziehungskraft auf ihn ausübt. Seine Frau, die nicht begreifen kann, daß „das Herz des Mannes dem Erdball gleicht, dessen eine Hälfte ins Licht taucht, während die andere in Finsternissen schwebt“, verzichtet gebrochenen Herzens darauf, sich neben einer anderen weiter von ihm lieben zu lassen, worauf er sich der Courtisane ganz ergibt, ob auf immer oder nur vorübergehend, erfahren wir nicht. Das Buch schließt mit den Betrachtungen, welche zwei Angehörige der hohen Aristokratie, die hochbetagte Gräfin d'Arnelles und ihr alter Freund der Graf de Brosny über das vorgefallene anstellen, das sie allerdings mißbilligen, aber keineswegs verurteilen. Hätte der Verfasser nicht eine interessantere Geschichte erfinden können, uns das Rätsel zu lösen, wie es möglich ist, daß der sittliche Wille oft so gänzlich machtlos ist gegen die elementaren Triebe des menschlichen Herzens, als diese, deren sämtlichen Personen man schon in so vielen französischen Romanen begegnet ist? Man rühmt seinen eleganten Stil und seine künstlerische

Kraft und Tiefe; aber eine schillernde Oberfläche, die uns nicht gestattet, auf den Grund zu sehen, ist noch kein Beweis für Tiefe, eine künstlerische Kraft schafft keine unglaublichen Gestalten, sondern solche, die lebendig vor uns stehen und uns in ihren Bann zwingen, und wie es mit der Eleganz des Stils bestellt ist, beurteilt man nach folgender Probe. Seite 26 lesen wir: „Ihre Schönheit war noch königlicher, als die der Großmutter gewesen war, doch hätte man im 18. Jahrhundert kein Verständnis gehabt für ihre idealen Bewegungen, ihr seraphisches Lächeln, ihre so oft gesenkten wundervollen Augenlider. Blond wie alle de Flers, hatte ihr Haar doch einen nur ihr eigentümlichen matten Goldglanz; ihr Teint war blütenzart, und nur Gott selbst konnte auf seinem lilienbleichen Grund jenes sanfte Glähen gemalt haben, das heilige Rot der Scham und der Liebe. Sie hatte nicht den flammigen Blutpfirsich-Teint der Marquise, die niemals Schönpflästerchen nötig gehabt, um seinen Glanz zu erhöhen, noch ihre Lippen, die ein Dichter als einen flammenden Liebesbogen besungen hatte, noch jenes berauschte Lächeln, mit dem sie ihre Lippen mit lächelnder Wollust in einem schäumenden Sektglase baden konnte, noch ihr blinkendes, schalkhaftes Auge mit der tiefblauen Pupille, in der das dreifache griechische Feuer des hellsten Geistes, wärmster Sinnlichkeit und reizendster Koketterie brannte, nichts von ihrer Schlagfertigkeit, ihren verführerischen Angriffen. In ihr strahlte ein Licht, das edler war, als all dies muntere Glimmern, ihr Schweigen war beredter als diese sprudelnden Worte, ihre feuchte Jungfräulichkeit ausdrucksvoller, als die schillernden, pikanten Angriffe — der Opal mit seiner strahlenlosen Glut trug hier den Sieg davon über die Lichtdolche des Diamanten, die Seele über den Geist, die Poesie des Schleiers über den berauschenden Reiz der Nacktheit. Sie hatte in ihrem ganzen Wesen etwas erst halb Eröffnetes, Verhülltes, Verborgenes, Geheimnisvolles, das an die indischen Märchenjungfrauen erinnerte, die plötzlich aus dem Kelch einer Blume auftauchen, ohne daß man weiß, wo die Blume aufhört und das süße, liebliche Wesen beginnt. Die Konturen ihres sichtbaren Wesens verloren sich in die unberührte Unendlichkeit einer Traumwelt“ usw. Ich höre auf; die selige Marlitt dreht sich sonst vor Neid und Eifersucht in ihrem Grabe um.

Hjalmar Söderberg. Martin Bircks Jugend. Autorisierte Uebersetzung von Francis Maro. Erchienen im Inselverlag zu Leipzig im Jahre 1904.

„Martin Bircks Jugend“ gehört zu den Büchern, die dem Leser weder einen ästhetischen noch einen ethischen Genuß bereiten und ihn in keiner Weise bereichern. Die Handlung ist armselig und alltäglich, die Charakteristik vielfach unsicher. Der Wert der Geschichte soll jedenfalls in der psychologischen Analyse bestehen, aber ihr Verfasser ist kein Seelendeuter. Empfinden Kinder wirklich so wie Martin Birck, dem, als seine Mutter zu ihm vom lieben Gott spricht, „gleichzeitig feierlich und ein bißchen geniert zumute ist,

ungefähr wie einem kleinen Hunde, wenn man versucht, mit ihm wie mit einem Menschen zu plaudern?“ Wie einem jungen Hunde in solchen Augenblicken zumute ist, ahne ich nicht, aber daß Kinder sich geniert fühlen, wenn die Mutter, „selber kindliche Schauer treu in der Brust“, mit ihnen von Gott spricht, glaube ich nicht. Ich halte es für viel wahrscheinlicher, daß die Ahnung von etwas Unfaßbarem, Geheimnisvollen ihre Seele durchzittert und daß sie „halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen“, andächtig zuhören. Mit der Zeit wächst sich Martin Birk aus zu einem gar traurigen Gefellen, der dichten möchte, aber nicht kann, der überhaupt nichts kann außer unklaren Phantasien nachhängen, und dessen Weltanschauung ebenso armelig ist, wie er selbst. Daß er an sich oder an andere auch nur eine ethische Anforderung stellt, ist niemals ersichtlich. Als er Mann geworden ist und es zu einer auskömmlichen Stelle gebracht hat, hört die Geschichte plötzlich auf, ohne irgend welchen Abschluß und ohne Andeutung, ob später besseres oder schlechteres aus ihm wird. Wozu werden solche Bücher geschrieben, und wozu werden sie ins Deutsche übersetzt?

Der Mutterjohn. Roman eines Agrariers. Von Johannes Doje. Glückstadt. Max Hansens Verlag.

Edelinde. Ein Edelstäublein aus der Nordmark. Von Johannes Doje. Glückstadt. Max Hansens Verlag.

Das neue Problem der Heimatkunst wird auf dem Gebiete des Romans nur von einer starken dichterischen Persönlichkeit gelöst werden, der es nicht nur gegeben ist, mit reifem Blick die Eigenart einer Landschaft und das Typische ihrer Bewohner aufzufassen und darzustellen sondern auch, uns auf diesem Hintergrunde Menschen vorzuführen, an die wir glauben, und deren Erlebnisse uns ans Herz greifen. Gehört Johannes Doje zu den Begnadeten, die das vermögen? Sein Roman versetzt uns an die Grenze von Nordschleswig, wo Deutschtum und Dänentum mit einander im Kampf liegen, und führt uns die Entwicklungsgeschichte eines Menschen vor, der als Kind eines armen Totengräbers das Licht der Welt erblickt, und den wir als sehr wohlhabenden Besitzer eines großen norddieschwigschen Bauerngutes verlassen. Sollen Kinder geschichten erfreuen, muß auf ihnen der Duft der Naivität liegen, und sollen es Schulgeschichten, müssen sie mit Humor erzählt sein, aber der Verfasser hat weder von Naivität noch von Humor die geringste Ahnung. Auf der Universität erlebt Adam Amatus Friedrich Junker, so heißt der Held, weder äußere noch innere Konflikte, und daß auch die letzteren ausbleiben, ist um so erstaunlicher, als er ohne alle Neigung und nur um seiner Mutter und eines Stipendiums willen Theologie studiert. Als er später als Hülfsprediger in ein ländliches Pfarrhaus kommt, werden seine Erlebnisse immer banaler und langweiliger und zuletzt außerdem sehr unwahrscheinlich. Daß ein junger Predigtamtskandidat, dem bis dahin nicht das Geringste vorzuwerfen gewesen ist, entlassen und vom Konsistorium auf

immer für nicht anstellungsfähig erklärt wird, bloß weil er auf einer Bauernhochzeit in froher Weinlaune mit einem jungen Mädchen im Garten spazieren gegangen ist und nicht bemerkt hat, daß ein Dänischgesinnter, der ihn wegen seines Deutschtums haßt, ihm bei dieser Gelegenheit ein dänisches Fähnchen an die Rockschöße heftete, dürfte auch in Nordschleswig zu den Unmöglichkeiten gehören; wir sollen aber nicht allein dies glauben, sondern auch noch, daß der hochbegabte junge Mensch, der außer Theologie auch noch Philologie studiert hat, im ganzen Lande keinen Wirkungskreis mehr findet, sondern gezwungen ist, nach Nordamerika auszuwandern. Dort wird er nach Kansas verschlagen und muß sich als Knecht auf einer Farm sein Brot verdienen; hierbei entdeckt er nicht nur, daß er ein geborener Landmann ist, sondern zum Glück auch einen reichen Onkel, von dem in der Heimat angenommen worden ist, daß er 1849 in dem schleswig-holsteinischen Kriege gefallen sei. Als er diesen beerbt hat, lehrt er in die Heimat zurück, kauft sich ein Gut, heiratet seine erste Liebe und wird ein Musterwirt, an dem sich alle Nachbarn nach längerem Sträuben ein Beispiel nehmen. Wenn ich nun noch erwähne, daß Herr Johannes Dose ein ebenso entschiedener Anhänger der Antialkoholbewegung wie heftiger Gegner von Friedrich Nietzsche ist und jede Gelegenheit benützt, die erstere zu befürworten und den letzteren zu verdammen, glaube ich keinen charakteristischen Zug seines Romans übersehen zu haben, von dem ein Kritiker (siehe Rückseite des zweiten Romans) behauptet, daß man dabei „nie aus der Spannung herauskomme, und bald eine stille Freude, bald ein hingertiffenes Staunen und immer ein inniges Wohlgefallen empfinde“. Bei mir sind Freude und Wohlgefallen leider gänzlich ausgeblieben, und das Staunen, das ich allerdings sehr oft empfand, galt nicht der Schönheit des Erzählten, sondern der oft sehr wunderbaren Ausdrucksweise. Wenn in Nordschleswig so gesprochen wird, und wenn die eigentümlichen Wendungen dazu dienen sollen, dem Roman ein heimatisches Kolorit zu geben, ist aufs innigste zu wünschen, daß sie auf ihre Heimat beschränkt bleiben. „Er machte eine Lache“, „noch auf dem Schragen ausschänden“, „sie sprügte mit den Lippen: Verbrecherbande!“ und unzählige andere Provinzialismen, wenn es überhaupt solche und nicht etwa Neuschöpfungen des Verfassers sind, wären keine glückliche Bereicherung des deutschen Sprachschazes.

Während „Der Muttersohn“ ein Roman aus der Jetztzeit ist, verlegt uns das Edelsträulein aus der Nordmark in das „totschlagmutige“ fünfzehnte Jahrhundert und gehört zu der Gattung der Bußenscheibenromane. Das allzu spröde Edelsträulein Edelinde wird von einem allzu heißblütigen Ritter umworben, aber vergebens, und beide nehmen ein trauriges Ende. Die zarte Minne des Sängers Ralf zu der sittigen Magd Sigrid dagegen wird gar herrlich belohnt. Zwei Bösewichter sterben eines gräßlichen Todes. Wer solche moralische Geschichten in mittelalterlicher Verbrämung liebt, wird an dem Edelsträulein aus der Nordmark gewiß große

Freude haben, die vielleicht noch erhöht wird, wenn er auf der letzten Seite des Buches erfährt, daß die Edelmaid Edeline und der gewalttätige Riese Adelbrand Magnussen nicht nur sie selbst sind, sondern zugleich die vielteure Slesviga und den nordischen Domemarfus verkörpern, „deren Zwangsbege das Schwert geschieden hat“.

Per Hallström. Ein geheimes Idyll und andere Novellen. Die autorisierte Uebertragung dieses Buches besorgte Francis Maro. Gedruckt wurde dasselbe bei Boeschel & Trepte in Leipzig im Inselverlag im Jahre 1904. Preis broschiert 4 Mk.

Wenn Novellen Erzählungen sind, in denen ein Knoten rasch und gewandt geschürzt und geistreich gelöst wird, so besteht Per Hallströms Buch nicht aus Novellen. Es sind Stimmungsbilder und Situations- schilderungen, die oft wie ein Traum wirken, in den eine Bedeutung, ein Sinn ahnungsvoll hineinspielt. Selbst das geschichtliche Ereignis, das dem „Mysterium“ zu Grunde liegt und das sich nach dem Bericht eines Chronisten im Jahre 1304 in Florenz zugetragen hat, macht nicht den Eindruck eines wirklichen Geschehnisses, das wir im Geiste miterleben, sondern zieht an uns vorüber wie eine Reihe von Bildern, die uns mit Frauen erfüllen, deren Wirklichkeit wir aber dennoch anzweifeln. „Der Kuckuck“ ist nach des Verfassers eigenen Worten nicht „eine Geschichte, sondern nur eine Erinnerung an einen Sommertag in der Kindheit“; ihre anfängliche Lieblichkeit verwandelt sich bald in ein etwas mystisches Stimmungsbild, dessen Düsterei aber nicht ohne Reiz ist. Das ist überhaupt keine dieser sogenannten Novellen, ausgenommen „Melchior“, die die gänzliche Entartung und den Tod eines schwedischen Edelmannes vorführt, und bei der man sich vergebens fragt, was den Verfasser getrieben haben kann, sie zu schreiben. Am reizvollsten ist „Tanatos“. Der Zauber einer durchaus einförmigen Landschaft in flacher Ebene ohne Wasser, eines altväterischen Gartens mit seiner sanften Ruhe, eines einsamen ländlichen Friedhofs findet darin ungewöhnlich stimmungsvollen Ausdruck.

Deutsche Volksreime. Ein sprachlicher Scherz. Von Max Behaim-Schwarzbach. Verlag von Joseph Salowicz, Posen. Preis 1,20 Mark.

Diese sich ganz anspruchslos einen sprachlichen Scherz nennende Brotschüre liest sich höchst vergnüglich. Wer es noch nicht weiß, welche einen Schatz von Poesie wir in unserer Sprache besitzen, die, um mit Schiller zu reden, für uns dichtet und denkt, kann es daraus lernen. Der Verfasser versteht unter Volksreimen solche Alliterationen, Assonanzen und Endreime, die wie Haus und Hof, Spott und Hohn, Schuß und Truß Gemeingut des ganzen Volkes und treue Genossen für Hoch und Niedrig geworden sind, und denen man überall begegnet, wo Deutsche wohnen. Ihnen verwandt ist eine andre Gruppe von Wortverbindungen, die zwar nicht durch das Bindemittel des Reimes aneinander gekettet sind, die aber

doch zusammen gehören wie „Berg und Tal“, „Hieb und Stoß“. Ueber einzelnes ließe sich wohl rechten. Sollte Schlaf und Schlummer wirklich eine so oft gebrauchte Alliteration sein, daß man sie zu den Volkstheimen rechnen kann? Und wo in Deutschland sagt man „Kopf über, Kopf unter“ statt „Hals über Kopf“. Durch „Kreuz zum Kranz“ statt „zur Krone“ und „Geben ist besser“, statt jeliges „denn Nehmen“ möchte ich für Druckfehler halten, da der Verfasser ein zu feines Sprachgefühl besitzt, als daß ich glauben könnte, er hielte Kranz und Krone, besser und jeliges für gleichwertig. Den Ausdruck sich kreuzigen und segnen kenne ich überhaupt nicht, wohl aber sich kreuzen, d. h. bekreuzen, und segnen. Man bekreuzt sich freilich auch, um Böses abzuwehren, ebenso häufig aber um Gottes Segen herabzusteigen; Katholiken bekreuzen sich beim Tischgebet sowohl vor wie nach der Mahlzeit. Sich kreuzen und segnen ist eine Tautologie wie zittern und zagen; sich kreuzigen hat mit der Verbindung von segnen gar keinen Sinn. Aber trotz dieser und anderer kleiner Irrtümer ein unterhaltendes und anregendes Büchlein.

„Aus unsern vier Wänden“. Ein Buch für Mütter von Laura Frost. Berlin. E. A. Schwetschke u. Sohn.

An diesem liebenswürdigen verständigen Buch ist entschieden der Titel zu tabeln; denn er versteht den, der 20—30 Jahre zurückdenken kann, sofort in die kleine westpreußische Stadt, es soll Marienwerder sein, mitten unter die zehn kleinen Rademachers, die dort in der glücklichen Freiheit aufwuchsen, die nur ein eignes geräumiges Haus mit Hof und Garten und unbeschränkter Verkehr mit Schulfreunden und Nachbarkindern gewähren können. Aus ihrer Kindheit Lust und Leid, die ein Hausfreund mit so sonnigem Humor erzählt und Oskar Pletsch später illustriert hat, können nachdenkliche Mütter vielleicht ebensoviel lernen wie aus dem Buch von Laura Frost, aber wird es noch gelesen? Jedenfalls wird ein aus den Erfahrungen des Lebens herausgeschriebenes Buch einer Mutter, die für ganz bestimmte Fälle verständigen Rat erteilt, mancher unerfahrenen Mutter mehr willkommenere Anregung und Belehrung bringen, als tiefgründige pädagogische Werke, die ungelesen im Schrank stehen, wenn es auch eigentlich nichts enthält, das eine einsichtige Mutter nicht ohne viel Nachdenken von selber tun und lassen wird. Aber wie viele einsichtige Mütter gibt es? Auf keinem Gebiete wird mehr gefördert als auf dem der Erziehung, und daß Bücher, die von selbsterlebten Tatsachen ausgehen und daran erziehlische Ratsschlage knüpfen, ein Bedürfnis sind, wird durch den Erfolg bewiesen, den sie haben. Das liebenswürdige Buch von Matthias „Wie erziehen wir unsern Benjamin?“ ist soeben in fünfter Auflage erschienen, und das Buch für Mütter von Laura Frost wird es vielleicht ebenso weit bringen, obgleich ihre Lebens- und Erfahrungserfahrungen entschieden weniger reich und tief sind als die, welche dem bewährten Schul- und Kinderfreund die Feder in die Hand gedrückt haben.

Lore's Beruf. Novelle von Martin Richard Rabisch. Stuttgart. Verlag von Strecker u. Schroeder.

Sollte diese Novelle nicht, ehe sie in Buchform erschien, in einem Familienblatt gestanden haben? Es wäre schade, wenn es nicht der Fall wäre, denn sie ist ganz auf den Ton harmloser und angenehmer Unterhaltung gestimmt und vermeidet durchaus die erschütternden Klänge großer seelischer Erlebnisse, die den behaglichen Frieden von Müttern und Töchtern stören könnten, die des Abends bei des Lichts geselliger Flamme durch ein angenehmes Buch Erholung von des Tages Mühe und Arbeit suchen. Lore, die schöne und kluge Tochter der Witwe eines Gymnasialdirektors in einer kleinen Stadt, hat viele Courmacher, aber keinen Freier, und als wieder einmal ein junger Streber das Städtchen verläßt, ohne das erlösende Wort gesprochen zu haben, ist sie es müde, sich von hoch und niedrig als verlassene Ariadne bemitleiden zu lassen, und geht nach Berlin, um stenographieren und Maschinenschreiben zu lernen und sich dadurch später ihren Lebensunterhalt zu verdienen, macht aber so widerwärtige Erfahrungen, daß sie sehr bald mit gebrochenen Schwingen zu ihrer Mutter zurückkehrt, und wenn sich nicht nach wenigen Tagen ein geistvoller, guter und wohlhabender Rechtsanwalt fände, der sie liebt und zur Frau begehrt, wäre sie übel daran, so aber endet die Geschichte wie die Märchen, deren Schluß: „Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch“, uns als Kinder so tief beglückte.

Sollte der Verfasser mehr gewollt haben als einige Alltagscharaktere und Alltagschickale in enger Lebenssphäre schildern, sollte seine Erzählung vielleicht sogar ein Beitrag zur Frauenfrage sein, so kann man nur sagen, daß er seinen Zweck nicht erreicht hat. Lore's Erfahrungen sind weder ein Beweis dafür noch dagegen, ob ein junges Mädchen, dessen Kräfte im Elternhaus keine genügende Bewertung finden, recht tut, sich aufs Lebensmeer hinauszuwagen oder nicht. Daß es der schönste Frauenberuf ist, an der Seite eines braven Mannes beglückt und beglückend im Hause zu walten und eigene Kinder zu erziehen, ist eine Wahrheit, die kein vernünftiger Mensch anzweifelt. Daß so viele ihn nicht finden und nicht finden können, hat die Frauenbewegung mit hervorgerufen, und die materielle und geistige Not, die, auch dem Blindesten sichtbar, durch das Brachliegen so vieler edlen Kräfte an den Tag getreten ist, wird dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man auf ein Frauenschicksal hinweist, das sich noch in der zwölften Stunde so glänzend gestaltet. Die Durchführung der Charaktere und der Handlung ist klar und folgerichtig, und wenn die Sprache auch nicht von schöpferischer Begabung zeugt, so verrät sie doch ein wohlthuendes Sprachgefühl und verursacht auch einem feinen Ohr niemals Schmerzen, wie manches andere mit Unrecht gepriesene Buch.

Marie Fuhrmann.

Walt Whitman. Grasshalme. In Auswahl aus dem Englischen übertragen und mit Einleitung versehen von Wilhelm Schölermann. 1904. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. Preis br. 5 M., geb. 6 M.

Walt Whitman. Grasshalme. Eine Auswahl. Uebersetzt von Karl Federn. J. C. C. Bruns Verlag, Minden, Westfalen. Preis 1,50 M.

Das Interesse der alten Kulturvölker für den eigenartigen amerikanischen Dichter ist in stetigem Steigen begriffen. In England und Frankreich existiert schon eine ganze Whitman-Literatur! In Rom gibt es eine Whitman-Gesellschaft. In Deutschland wurde Whitman im Jahre 1868 durch eine begeisterte Verkündigung Freiligraths (in der „Allgemeinen Zeitung“, 18. Mai) eingeführt; im Todesjahre Whitmans, 1892, wies Johannes Schlaf in schönen und liebevollen Worten auf den hohen Wert seiner Poesie hin; seither wurde er im englischen Originaltext viel gelesen, und es zeigten sich bedeutame Spuren seines Einflusses auf die moderne deutsche Lyrik.

Heute liegen zwei treffliche Uebersetzungen vor, die eine, von Schölermann, bei Diederichs, die andere, wohlfeile, von Karl Federn, bei Bruns erschienen. Beide bringen eine Auswahl von Whitmans riesenhaftem Hauptwerke: Grasshalme. Das Werk selbst, 30 Jahre seines Lebens umfassend, füllt in der neuesten Ausgabe 455 eng gedruckte Seiten.

Nichts könnte bezeichnender sein für dieses Werk, als der Titel „Grasshalme“. Denn hundert und hundert rhythmische Zeilen wachsen da lose nebeneinander, in lang hinwallenden Sätzen, die aus seltsam gleichförmigen Teilen bestehen, ein frisches Anschauungsbild an das andere reihend, ein junges ursprüngliches Gefühl an das andere: wie eine Vorfrühlingswiese sehen wir es vor uns sich dehnen, über die der Morgenwind weht; spritzende grünende Grasshalme, ehe die Blumen erwachen, einfach, anspruchslos, und ein heimliches Zauchzen von junger Kraft und erwartender Hoffnung darüber.

In einem Lande, dessen Bewohner aus allen Völkern vielartig zusammengelassen waren, dessen technische Errungenschaften Ungeheures leisteten, dessen Kultur aber von den Muttervölkern jenseits des Ozeans, fernen Völkern mit ganz anderen Lebensbedingungen herbeigetragen war, erwacht eine autochthone Poesie. Aus den besonderen, eigenen Lebensbedingungen, den besonderen, einzigartigen Möglichkeiten spricht sie auf, ganz jung, ganz frisch, das erste Zeichen einer Kultur, die kommen wird.

Die Amerikaner wollen eine Nation werden! eine Volkseinheit, aus der der Menschheitsgeist mit neuen Augen in die Welt schaut; ein kulturschaffendes Individuum, das die Lebenserscheinungen nun auf die eigene Weise in Ewigkeitswerte verwandeln wird.

Das bedeutet Walt Whitmans Dichten. In ihm erwacht ein junger Volksgeist und ringt mit heißem Eifer und feiernder Freude, über sich selbst, das werdende Volk, und über die Welt bewußt zu werden.

Mehr noch nicht: bewußt zu werden! Walt Whitman scheint sein Leben damit zuzubringen, zu wandern und zu sehen, die Welt zu entdecken. „Wie seltsam! wie wirklich! zu Füßen die göttliche Erde, zu Häupten die Sonne!“ Alle Einzelheiten der einfachen, natürlichen Wirklichkeit betrachtet er, nimmt er in sich auf:

Wie das Wächlein aus den Wurzeln des alten Baumes sickert und nach der Wiese fließt,

Wie das Vieh sich mit zitternder Bewegung der Haut die Fliegen abschüttelt,

Wie die Hüttenhämmer krachen und die Druckerpresse ihre Zylinder wirbelt,

Wie der birnenförmige Ballon hoch oben schwebt, wie die Hühner grüne Eier im Sande ausbrütet,

Wie das Walfischweibchen mit seinem Kalbe schwimmt und es nie verläßt,

Wie das Dampfschiff seinen langen Rauchwirbel hinter sich zieht,

Wie eine halbverbrannte Brigg auf unbekannter Strömung dahintreibt.

Eine Sichtung von poesievollen und prosaischen Erscheinungen gibt es für ihn in keiner Weise. Er ist „der Lieblosende des Lebens, wo immer es sich regt“. So unterscheidet er auch nicht Heiliges und Unheiliges. Alles ist ihm heilig! „Und der Anblick der kastanienbraunen Erde treibt beschämend alle Albernheiten aus mir.“ Er schaut in seine Welt, wie sie ist: voller Widersprüche und Unvollkommenheiten, voller Irrtümer und Verderbtheiten. Er schaut und liebt. Er versteht nicht immer — er schaut und schweigt und liebt. Er liebt die Luft, die ihm Atem zum Sprechen gibt, und das Licht, das ihn und alles um ihn her in zarte Schleier von Duft hüllt, und die Pfade am Rande der Straße, unregelmäßig getreten, auf denen sie alle dahinziehen, so verschieden in ihrer Art und ihren Schicksalen, und alle ihm lieb; und der Pfad dünkt ihm voll geheimer und ungehener Dinge und ist ihm teuer. Ganz durstig trinkt sein Auge die Erscheinungen des überreichen Lebens in sich hinein und ringt, sie zu verarbeiten, und ist doch hilflos gegenüber diesem Reichtum, und zählt sie schließlich alle in ihren charakteristischen Symptomen auf (er hat poetische Anschauung und Stimmung, zu poetischem Ausdruck kommt er selten!), hundert und hundert Erscheinungen zählt er auf, in einem lebendig erfaßten, einzelnen, eindringlichen Symptom, in greller Mannigfarbigkeit, in jauchzendem Durcheinander, ganz trunken von der Ueberfülle des Lebens: „Drängen und Drängen und Drängen! immer der zugehende Drang der Welt!“

Und alles dünkt ihm selbstgewiß; es dürfte nicht anders sein. Er versteht es nicht, aber er glaubt daran: es dürfte nicht anders sein. — Er ist ganz nur naives Schauen; er denkt nicht. Er denkt nicht über Anfang und Ende der Welt nach, das Jetzt, das Hier betrachtet er. Aber indem all

dies Betrachten ein Mitschwingen ist, und alles was er schaut ihm zum eigenen Erleben wird, öffnen ihm die Erscheinungen alle ihren geheimen Sinn. Still und groß leuchtet über allem, was er zeichnet, immer die eine Anschauung: Alles ist lebendig. Und er fühlt still und lächelnd unsichtbare Zusammenhänge weben; Geheimnisse sieht er weben und grübelt ihnen nicht nach. Er empfindet sie und ist glücklich. Er ist wunderbar gesund. Er sieht die Welt ganz klar in all ihren Disharmonien. Und doch ist andachtsvolle Freude seine Grundstimmung.

In seiner Anschauung ist auch gesunde, zugleich aber noch recht derbe Sinnlichkeit. Mit wahrer Freude und Kraft der Naivität, — und mit fast roher Derbheit! spricht er von der Zeugung als dem großen Centrum des Menschenlebens und der Natur. Das Naturleben selber, wie er es schaut, faßt er als ein großes Liebeserleben auf. Das gibt seiner Anschauung die Kraft und die Glut. Sein eigenes Naturleben wird ihm zu einem einzigen großen Liebeserleben zwischen ihm und der Natur.

„Weitumfassende Erde, reiche Apfelfrüchten-Erde, lächle, denn dein Geliebter kommt!

Verschwenderin, du hast mir Liebe gegeben, darum gebe auch ich dir Liebe, o unaussprechliche leidenschaftliche Liebe.“

Er sieht ein lebendiges Ganzes sich regen, und genießt die organischen Zusammenhänge.

„Und der Flug und der Schrei des wilden Gänserich hat seinen Zweck und Platz dort oben im winterlichen Himmel.“

In dies organische Ganze sieht er sich selbst eingefügt. Naturerscheinung ist er sich ganz und gar. O dies Wunder des eigenen Wesens! Die Stoffe, die seinen Leib bauen, diesen gesunden, kraftvollen, lebendig fühlenden Leib, verwandt sind sie mit allen Stoffen der Erde, und so fühlt er deren Berührung wie eine Liebkojung. Die Geseze aber, nach denen sein Inneres sich bewegt — gleich sind sie den Gesezen der Wasserwoge. Und wird sein Gemüt von Vorsätzen auf- und niedergetragen — es sind Vorsätze, wie die Aprilschauer Vorsätze haben, wie der wachsende Glimmer an der Felswand sie hat.

Aller Menschen Wollen und Tun sucht er mitfühlend in sich aufzunehmen. Alle sollen ihm Ton zu seinem Liede werden.

Er richtet nicht; er kennt nicht moralische Wertungen; er lebt mit ihnen, fühlt sich einer der Ihren, versteht und liebt. Die ungeheure Verschiedenheit dünkt ihm nur Reichtum. Und alle Größe ist ihm Entwicklung. Sind sie nicht alle Natur? Natur ist ihm ein werdendes, und verbrechend und Tugend sind Entwicklungsstadien, ein jedes berechtigt. Glück und Unglück, Verbrecher und Heilige, die Geehrten und die Ausgestoßenen, alle sind ihm gleich wert. Sie alle sind ihm verwandt; kann er nicht mit ihnen fühlen? Sind ihre Leidenschaften nicht in ihm, ihre Fehler und Tugenden nicht in ihm? Er selbst ist in ihnen leidend, sich freuend, Erfahrungen machend, hinanringend.

Die Grenzen des Sondergefühls hat er gesprengt, indem er mit-schwingend das Leben aller in sich aufnahm und in sich pulsieren fühlte. In seliger Wonne gleitet nun sein Gefühl von Erleben zu Erleben, sein Ich ward zur Menschheit, es ward zur Erde, ward zur ganzen, fühlenden Natur.

Er singt einen Sang von sich selbst; da wird es der Sang von dem werdenden Volke von Amerika.

Aber wie er mit seinem Erleben in der Allgemeinheit aufgeht, gewinnt er von dort aus neu Liebe und Bewunderung für Walt Whitman, die Besonderheit. Das Wunder der Individualität! Wie er, hineinschauend in die millionenfältigen Erscheinungen des flutenden Daseins, sich selber immer selbstgewiß als den gleichen entdeckt! „Ich glaube an Dich, meine Seele!“

„Wir fanden unser eigenes Ich, o Seele, in der Klarheit und Kühle des Tagesanbruchs!“

Er fühlt sich mit Entzücken als einen reinen Spiegel gegenüber der Fülle des regenden Lebens.

„Zu mir streben alle Dinge des Weltalls in unaufhörlicher Flut, alle sind an mich geschrieben, und ich muß die Schrift entziffern.“

Er fühlt sich stark unterschieden von allen Menschen, die er kennt.

„Ich wimmre nicht mit dem Allerwelts-Gewimmer.“

Er hat ein stark ausgeprägtes Gefühl seiner eigenen Art, und einen freudigen Stolz zu sich selbst:

„Natur ohne Zwang mit ursprünglicher Kraft.“

Er liebt und bewundert sich, er feiert sich — wie der ganz selbstlos gewordene Mensch sich zu feiern vermag, dem das eigene Ich nicht näher steht als alle die anderen lebendigen Dinge. „Klar und rein ist meine Seele, und klar und rein ist alles, was nicht meine Seele ist.“

Er empfindet seine Individualität als etwas Ewiges. „Ich weiß, daß ich todlos bin, ich weiß, daß ich nicht verlöschen werde wie eines Kindes Feuerreif, der nachts mit glühendem Stock durch die Luft geschlagen wird.“

„Und ob ich zu dem Meinigen heute gelange oder nach zehn Tausend oder zehn Millionen Jahren, so kann ich es getrost jetzt hinnehmen und ebenso getrost kann ich warten!“

Er fühlt sich selbst in ewiger Entwicklung. Ganz ins Ungemessene hinein steigt sein Hoffen. Ueber die Erde hinaus denkt er mit seinem erlebenden Sein noch zu steigen, und Sternen-Freude und -Wissen zu er-fahren.

„Heute vor Tagesanbruch bestieg ich einen Berg und schaute in das Sternengewimmel.

Und sprach zu meiner Seele: Wenn wir alle diese Welten umfassen werden, und die Freude und das Wissen von allem was darin ist, werden wir dann ganz erfüllt und befriedigt sein?

Und meine Seele sprach: Nein! wir ersteigen diese Höhe nur, um daran vorbei und weiter darüber hinaus zu kommen.“

Zog er miterlebend die Welt in sich, so ward er selbst zu einer Welt, so fragt er nicht, ob ein Anderer in der Welt sein gewahr wird. „Eine Welt wird meiner gewahr, und zwar bei weitem die größte Welt, und das bin ich selbst“. Selbstgenügsamkeit, Zufriedenheit, Freude, Kraftgefühl ist seine Grundstimmung.

Die Schranken von Zeit und Raum lösen sich ihm im mitschwingenden, freudigen Erleben — und doch sind ihm Zeit und Raum selber wundervolle Mysterien, die er staunend genießt.

Neben der unvergleichlichen Frische und Unmittelbarkeit aber und oft titanischen Kraft (wie Verbtheit!) seiner Anschauungen wirkt ganz seltsam die völlige Ohnmacht, denselben eine poetische Form zu geben, und die Erkenntnis dieser Ohnmacht und naive Selbstbescheidung. Seine Sprache und poetische Form wirkt oft wie ein Kinderstammeln von Göttergeheimnissen, oft wie ein rührend hilfloses Ringen eines Helden mit übermenschlichen Aufgaben; oder wie eines Menschen, der sich die höchsten Aufgaben der Poesie gesetzt, und doch eigentlich gar kein Dichter ist, sondern nur ein sehr lebendiger Mensch. Er kann schauen! er kann empfinden! Er empfindet mit Poesie. Aber die Poesie davon kann er noch nicht ausdrücken. Er zählt hilflos nur die Erscheinungen auf, und überläßt es uns, Poesie für uns daraus zu machen. Und dann wieder zittert das Unausprechliche mit lebendiger Gegenwart so ergreifend darüber hin. Grasshalme!

Es ist ganz naive Dichtung, aber wie seltsam, uns wie fremd! Naive Dichtung, die ihrer selbst als Naivität bewußt ist, und doch echt ist in Naivität. Naive Dichtung, wie sie nur in einer Zeit aussprechen kann, die sich selbst der Dekadence entringt; und in einem Volk, das aus der Mischung von andern Völkern sich selbst als organisches Wesen werden fühlt.

Dein immer ist es der Sang von Amerika!

Ruh'n aus die alten Rassen?

Sinken sie mit ihrer Lehre, müde hin, jenseits der See?

Unser wird die ewige Arbeit und die Last und auch die Lehre,
Pioniere! Pioniere!

Unwiderstehlich ruhelose

O geliebte Rasse du! Ach mir schmerzt die Brust vor Liebe . . .

. . . wir erobern, fassen, halten, wagen unbekannte Wege,

Pioniere! Pioniere!

Und immer bekommt diese seltsame Dichtung das Gepräge dadurch, daß die Vorstellung von 60—70 Millionen gleichberechtigter Menschen heimlich mitarbeitet; und die heilig begeisterte Ueberzeugung, daß die Menschen, die der Dichter leiden und ringen sieht, Sänger brauchen, die in ihnen die Volkstaut wecken, und ihr die Richtung geben, dorthin, wohin ihre ewige Bestimmung sie führen muß; zu der krönenden Größe, die dieses Volkes harret, und von der Walt Whitman glaubt (wie auch die Gegen-

wart noch das Gegenteil zu beweisen scheine). „daß sie eine geistige und eine heldenhafte sein wird.“

Von den beiden Uebersetzungen (die Auswahl trifft sehr verschiedene Stücke und beweist sich daher glücklich ergänzend) wirkt die überaus sorgfältige, mit dem eindringenden Verständnis einer großen Liebe besorgte Uebersetzung Schölermanns viel eindringlicher auf mich. Der Verfasser hat ein starkes rythmisches Gefühl und kommt in der Sprache der wuchtigen Kraft des Originals außerordentlich nahe. Verzeihlich und jauchend scheint mir, daß er der Versuchung nicht widerstehen kann, manchen Gedichten Reime einzufügen. Walt Whitmann reimt eben nicht! wenn auch Wilhelm Schölermann leicht und gut reimt. Es wäre nicht Walt Whitmann, der ringende Riese, wenn er leicht und gut, wenn er überhaupt reimte! Sollen diese Reime als „Andeutung einer künftigen formalen Weiterbildung auf der stofflichen Grundlage Whitmanscher Dichtung“ gelten? Für wen? Für die Amerikaner? Die werden schon selber weiterbilden! Oder für uns? Wir sollen überhaupt nicht auf Walt Whitmanscher Grundlage bauen. Haben wir nicht unsern eigenen, noch immer jungen, Gras und Blumen tragenden Boden? Noch sinken die alten Rassen nicht hin; die Deutschen sinken sicherlich noch nicht hin. Noch haben sie in die Weltkultur hinein ihr selbständiges Ewigkeitswort zu sprechen. Um aber unsern Frühling zu erleben, was haben wir es nötig auf fremden Vorfrühlingswiesen zu bauen? Der Genius der deutschen Poesie wolle geben, daß wir Walt Whitman genießen und nicht nachahmen.

Gertrud Prellwitz,

Politische Korrespondenz.

Regierung und Sozialdemokratie; innere Politik. Deutschland und England.

In merkwürdiger Analogie kann man von der Weltpolitik wie von der inneren deutschen Politik in diesem Augenblick sagen, daß hier wie dort eine Art Ruhepause eingetreten ist. Die Kräfte sind in einem gewissen Gleichgewicht, so daß die Führer in Verlegenheit sind, was sie tun sollen und zunächst einmal abwarten. Unsere Sozialdemokraten wissen nicht, was sie mit ihren achtundsiebzig Stimmen im Reichstag anfangen sollen; alle Nachwahlen zum Reichstag wie zu den Einzel-Landtagen zeigen gleichmäßig, daß die sozialdemokratische Flut in Deutschland nicht mehr im Steigen, sondern eher im Rückgang begriffen ist; vielfach ist der Stimmenabfall sogar sehr groß. Es ist ja möglich, daß noch einmal wieder eine Schwellung eintritt, aber kaum denkbar, daß sie noch sehr bedeutend wird, und ganz sicher ist, daß, wenn die Partei keine Erfolge mehr hat und die Massen nicht mehr mit großen Erwartungen und Hoffnungen fördern kann, sie sehr bald vom Steigen ins Gleiten kommen wird. Läßt dann auch die blöde Furcht ihrer Gegner etwas nach, und werden die Fehler, die heute noch fortwährend aus dieser Furcht entspringen und die Sozialdemokratie nähren, weniger zahlreich, so muß die revolutionäre Bewegung umso mehr an Kraft und Bedeutung verlieren. Man darf dem Grafen Bülow nachrühmen, daß er die durchaus richtige Methode im parlamentarischen Kampf mit ihr anwendet: er macht sich über sie lustig; er zeigt den Revisionisten mit einem gewissen freundlichen Mitleid, daß sie nichts sind, weil die Radikalen sie nicht aufkommen lassen, und er spießt die Radikalen auf ihre eigenen wilden Redensarten auf, so daß sie sich selber komisch vorkommen. Gegen Leute, die man mit Erfolg auslacht, kämpft man nicht mit Sozialistengesetz und Staatsstreich. Wir sind in ein anderes Fahrwasser gekommen und nicht etwa vermöge eines persönlichen Einfalls des leitenden Staatsmannes, sondern weil eine große tatsächliche Veränderung vor sich gegangen ist, weil die Erfahrung Freund und Feind gelehrt hat, wie wenig wahre Kraft schließlich hinter der Riesen-Partei der Sozi steckt. Die Radikalen können nichts und die Revisionisten können nichts und Hoffnungen auf eine größere Zukunft haben sie auch nicht.

Vortrefflich hat auch gleich Graf Posadowsky sich so über die Prinzipien der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung ausgesprochen, daß bei allen einigermaßen besonnen denkenden Arbeiterführern der Wunsch „könnten wir doch lieber mit dieser Regierung zusammenwirken, statt sie wütend zu belämpfen“ rege geworden sein muß. Gewiß ist es noch lange nicht so weit, aber ebenso gewiß gießen solche Stimmungen auch schon in ihren leisen Anfängen Del auf die Wogen des Parteikampfes. Wird nun auch noch die Kanalvorlage in ihrer neuen, leidlich annehmbaren Gestalt, und werden schließlich, wie es ja den Anschein hat, die Handelsverträge auch der österreichische, glücklich heimgebracht, so werden bis etwa zu einer neuen Marinevorlage oder der so dringend notwendigen neuen Steuerforderung tiefere Bewegungen bei uns nicht eintreten.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz wird die Stillstandsperiode, ohnehin nicht vollständig, da die Japaner vor Port Arthur von Punkt zu Punkt fortschreiten, weniger lange dauern. In etwa vier Wochen wird die baltische Flotte die Grenzen des Gelben Meeres erreicht haben, und dann stehen wir vor einer weltgeschichtlichen Entscheidung. In Rußland selber haben sich ja Stimmen erhoben, die die Flotte für zu schwach erklärten, um den Kampf mit den Japanern aufzunehmen. Aber wer weiß denn, wie stark und wie leistungsfähig heute die japanische Flotte noch ist? Wer weiß auch, wie lange sich Port Arthur noch halten kann? Wer weiß, wieviel hunderttausend Mann Kuropatkin imstande ist, in der Mandchurie zu ernähren? Wer weiß, wie weit die Japaner noch fähig sind, ihr Landheer mit Rekruten und Neubildungen zu verstärken? Nur der Erfolg kann schließlich die Antwort auf alle diese Fragen geben; wir andererseits aber wollen die Zwischenzeit der wenigstens relativen Meeresstille benutzen, um noch einmal die große, auch im Augenblick etwas beruhigte, aber dauernd fundamentale Frage des Verhältnisses von Deutschland und England zu besprechen.

Von deutscher Seite sind die Englandhörer stark desavouiert worden. Der Herr Reichskanzler hat selber dem englischen Journalisten Herrn Beshford, der immer auf gute Beziehungen zwischen seinem und unserem Lande hingewirkt hat, ein Interview gewährt, in dem er die feindselige Stimmung in Deutschland gegen England zwar nicht abgeleugnet, aber doch als unwesentlich hingestellt und die rein defensive Bedeutung unserer Flotte mit aller Kraft behauptet hat. Gleichzeitig hat Professor Paulsen leipziger, im Namen der deutschen Intelligenz die wilden Phantastereien unserer Altdeutschen in ihrem glühenden Englandhaß mit kräftigen Worten zurückgewiesen; sein Aufsatz in der „Deutschen Rundschau“ ist auch in einer englischen Zeitschrift erschienen und soll dort einen guten Eindruck gemacht haben. Die englischen Korrespondenten und Journalisten, die es seit Jahren als eine Art Sport betreiben, England gegen Deutschland scharf zu machen und in Uebertreibungen und reinen Erfindungen das Neueste geleistet haben, die englische öffentliche Meinung gegen uns aufzupeitschen,

sind mit allem Ernst zur Wahrheit ermahnt. Man versichert uns nun drüben, es sei dort gerade so wie hier: nur eine ganz kleine Gruppe von Fanatikern denke und betreibe wirklich einen Konflikt zwischen den beiden großen Nationen; die große, übergroße Mehrzahl der Gebildeten, wie des ganzen Volkes, wünsche nichts als die Erhaltung des Friedens.

Diese Feststellungen sind wertvoll, aber doch nicht erschöpfend. Auch von dem französischen Volke vor 1870 ist es sicher, daß es in seiner ungeheueren Mehrheit den Krieg mit uns nicht gewünscht hat; noch viel weniger wünschten die Deutschen den Krieg; dennoch hat ihn die kleine Kriegsgruppe nicht nur gemacht, sondern wir erkennen heute sogar, daß er unvermeidlich war. Erst dann werden wir das deutsch-englische Problem wirklich erfaßt haben, wenn wir uns klar gemacht haben, woher denn die Verstimmungen, die nun doch einmal, sei es stärker sei es schwächer, vorhanden sind, eigentlich stammen, ob es sich wirklich nur um die internationale Demagogie einiger Phantasten, Sensations- und Geschäftspolitiker oder um einen Rauch handelt, unter dem ein wirkliches Feuer brennt, und woraus dies Feuer seine Nahrung zieht.

Man pflegt in Deutschland anzunehmen, die Verstimmung des englischen Volkes gegen uns sei wirtschaftlichen Ursprungs, Handelsneid. Die englische Volkswirtschaft stagniert, der Export nimmt nur noch wenig zu, und dies Wenige fällt ausschließlich auf zwei sehr ansehbare Objekte, Kohlen, also Kapitalverbrauch, und Produkte der Schweiß-Industrie, der niedrigst gelohnten, meist fremden Heimarbeiter in den elendesten Teilen Londons. Deutschland dagegen nimmt einen immer mächtigeren Aufschwung. In der Eisen- und Stahlindustrie haben wir England, die alte Herrscherin auf diesem Gebiet, eingeholt und unser Export ist in fortwährendem Steigen begriffen. Ein kurzer Rückgang ist schon wieder überwunden. Unsere Reederei, so sehr sie noch in der Gesamtmasse von der englischen übertroffen wird, ist ihr doch auf manchen Gebieten, wie dem amerikanischen Passagierdienst ebenbürtig und sogar überlegen.

Dies Bild ist augenblicklich wohl ziemlich richtig, aber die Folgerungen daraus dürfen nicht übertrieben werden. Die Deutschen sind in den letzten Jahrzehnten schneller vorangekommen als die Engländer, aus dreierlei Gründen. Zunächst ist es eine alte Erfahrung, daß alter Reichtum nicht mehr so schnell wächst wie junger: man hat es nicht mehr so nötig, sich anzuspannen. Zweitens fallen ins Gewicht unsere besseren Bildungsanstalten, besonders die technischen. Drittens hat die freie Entwicklung der Gewerksvereine Englands, so günstig sie politisch auf die Erziehung der Massen gewirkt hat, doch gewerblich viele Nachteile gebracht, technische Fortschritte gehindert und Störungen herbeigeführt, die die Industrie schwer geschädigt haben. Auf der anderen Seite hat freilich die englische Industrie aus dem Freihandel viel Vorteil gezogen; die billigen Nahrungsmittel haben das Volk industriell sehr konsumtionsfähig gemacht, aber dagegen kommen wieder die schweren Kosten des Transvaalkrieges in Rechnung, die doch

noch auf eine Reihe von Jahren nachwirken müssen. Alles in allem dürfte die Tatsache, daß England sich wirtschaftlich in seiner Haut heute nicht sehr wohl fühlt, keinem Zweifel unterliegen und daß daraus eine gewisse Mißstimmung gegen den glücklicheren Konkurrenten entspringt, dürfte bis auf einen gewissen Grad natürlich sein. Wenn es sich aber wirklich um weiter nichts handelte, brauchten wir uns wenig darüber zu beunruhigen. Das englische Volk ist viel zu reich, viel zu stolz, viel zu selbstbewußt, um einen Konkurrenten, der im ganzen doch noch immer so weit hinter ihm ist, aus bloßem Brotneid zu hassen. Einzelne Äußerungen dieser Art sind wohl gefallen und einzelne Kreise, die direkt von deutscher Konkurrenz geküßigt worden sind, mögen wohl so empfinden, gerade wie in Deutschland auch manche england-feindlichen Äußerungen von nichts als vom elendem Neide auf die englische Größe eingegeben sind — aber es ist eine prinzipiell falsche Einschätzung der nationalen Instinkte, wenn man meint, daß sie wesentlich materiell bestimmt seien. Wohl ist der Handelsneid und sind die Handelskriege Erscheinungen, die uns recht häufig in der Geschichte begegnen, aber wenn man näher zusieht, so findet man fast immer, daß das Wirtschaftliche doch schließlich nur ein mitwirkendes, ein sekundäres Moment in dem politischen Kampf war, der die Völker gegeneinander trieb.

Weshalb, wenn es denn der wirtschaftliche Konkurrenzneid sein soll, der die Engländer zu unseren Feinden macht, weshalb wendet er sich gegen uns und nicht gegen Amerika, das doch in fast noch stärkerem Aufschwung ist als Deutschland?

Nein, der wahre Grund der englischen Mißstimmung gegen uns ist ein ganz anderer, sind weder die Gehässigkeiten gewisser Preßleute und Politiker hüben und drüben, noch die wirtschaftliche Konkurrenz, sondern es ist ein eminent politischer, es ist kein anderer als der Bau unserer Kriegsslotte und unser damit zusammenhängender Eintritt in die Weltpolitik. Nicht die amerikanische, nicht die französische, nicht die russische Flotte und Politik ist es, die die englische Eiferucht erregt oder wenigstens nicht in dem Maße erregt wie die deutsche.

Das englische Volk hat aus seinem heroischen Kampf gegen Napoleon I. den Siegespreis der Seeherrschaft davongetragen. Noch bis zum Jahre 1806 waren die Völker und auch die öffentliche Meinung in Deutschland sehr in Zweifel, ob sie mehr den französischen Despotismus zu Lande oder den englischen zur See zu fürchten hätten. Erst die wiederholten Siege Napoleons, die die allgemeine Freiheit bedrohten, wandten die Herzen der Völker den Engländern zu, und aus Not, weil man ihre Hilfe nicht entbehren konnte eben so sehr, wie aus Dankbarkeit, weil sie doch die eigentlichen Vorkämpfer in dem Ringen gegen den Sansculottismus und Cäsarismus gewesen waren, gestand man ihnen wie ein Naturrecht die Seegewalt und die Kolonisationsbefugnis der fremden Welttheile zu. Man lebte sich in England in den Gedanken hinein, die Welt auf

diesem Wege in ihren großen Zukunftsgebieten einmal unmittelbar oder mittelbar englisch zu machen und hatte dabei kein Arg, denn das Bewußtsein, und wie wir gern sagen wollen, berechnigte Bewußtsein der höchsten Kultur, der Vereinigung individueller Freiheit und staatlicher Ordnung, einer christlich-protestantischen Religion und kirchlicher Disziplin verbürgte diesem Volke das innere Recht auf seinen Herrschaftsanspruch. Man war sich seines Berufes der Weltmission so sicher, daß man ohne Engherzigkeit auch Kinder anderer Völker an seinem Erwerbe teilnehmen ließ, und das war nicht nur vornehm gedacht, sondern auch klug; denn gerade das andere, zum Beispiel deutsche Kaufleute, immer wieder berichteten, es ginge ihnen in englischen Kolonien gut, sie würden auf ganz gleichem Fuße mit den Engländern selbst behandelt und hätten sich über nichts zu beklagen, das verstärkte natürlich die allgemeine Vorstellung, daß die transozeanische Welt bestimmt sei, englisch zu werden, und daß man dagegen weder etwas machen könne, noch zu machen brauche. Die Engländer fühlten sich in ihrem Besitz so sicher, daß zeitweilig schon eine Meinung bei ihnen emporkam, man könne und solle auf die Kolonien und weitere Kolonisierungen verzichten: nicht entfernt meinte man damit, die Welt anderen Völkern zu überlassen, sondern man glaubte, sich der politischen Lasten der Kolonien entschlagen zu können und erwartete, daß die Natur der Dinge ganz von selbst in der bisherigen Richtung weiterwirken und die Welt englisch machen würde.

Nicht die Konkurrenz Rußlands, nicht der immer mehr ins Kraut schießende Imperialismus Amerikas, nicht die Fortschritte Frankreichs sind es, die dieses mehr oder weniger bewußte englische Zukunftsidiyll gestört haben, sondern Deutschland.

Die beiden Konkurrenten Englands vor 1866 waren Frankreich und Rußland, beide sehr mächtig und gefährlich, aber Rußland, namentlich nachdem es sich die große Niederlage im Krimkrieg zugezogen, doch erst in sehr weiter Ferne drohend, und Frankreich stets gefesselt durch sein Verhältnis zu Deutschland und seine eigene Begierde nach der Rheingrenze. Der deutsche Bund mit der militärischen Kernmacht Preußens war, ohne selber irgendwie aggressiv zu sein, eine stets bereite Hilfe für die Engländer gegen die Franzosen: niemals hätten wir, wie die Dinge vor 1866 lagen, dulden dürfen, daß Frankreich England niederkämpfte. Die Franzosen haben es deshalb auch auf einen Konflikt mit England seit 1815 nicht mehr ankommen lassen und den Engländern nur eine sehr mäßige Kolonialkonkurrenz gemacht.

Durch die Gründung des Deutschen Reiches ist das anders geworden. Gerade ihre Niederlage im Kriege mit Deutschland hat die Franzosen befähigt, seitdem eine Kolonialpolitik im größten Stil und mit dem größten Erfolg aufzunehmen. Eine Zeit lang waren die Engländer auch sehr eiferjüchtig darauf, und es ist mehrfach ein Konflikt sehr nahe gewesen; dann aber hat sich ziemlich plötzlich bei den Engländern eine andere

Stimmung eingestellt, und der Grund ist leicht zu erkennen. Die englischen Staatsmänner haben sich überzeugt, daß die Franzosen trotz der größten Kolonialerwerbungen doch keine Zukunftsgefahr für sie bilden, weil sie keine Volksvermehrung mehr haben. In einem Menschenalter wird Frankreich mit seinen knapp 40 Millionen Einwohnern eine Macht zweiten Ranges sein.

Rußland ist eine Sphinx, und niemand kann sagen, ob die zentripetalen oder die zentripetalen Kräfte in diesem Reich sich schließlich als die stärkeren erweisen werden, aber jedenfalls ist die Wahrscheinlichkeit innerer russischer Kriegen so groß, daß englische Staatsmänner damit rechnen dürfen und die russische Zukunftsgefahr nicht hoch zu veranschlagen brauchen.

Am auffälligsten erscheint, daß die Engländer sich so garnicht vor Amerika zu fürchten scheinen. Dieses Riesenland scheint doch noch ganz andere Zukunftsaussichten zu haben als etwa Deutschland, und seine jetzige Regierung hat bereits den Bau einer Kriegsflotte in Aussicht genommen, die die deutschen Pläne weit hinter sich läßt. Dennoch scheint mir, daß die englische Politik sehr richtig rechnet, wenn sie den Imperialismus der Vereinigten Staaten mit kühler Ruhe voranschreiten sieht. Ein so lockeres Staatswesen wie diese Bundesrepublik, mag es ihr auch an Menschen und Geld nicht mangeln, stellt eine große Kriegsmacht doch nur sehr schwer auf. Freilich ist ja die militärische Leistung der Nord- wie der Südstaaten in ihrem Bürgerkrieg eine ganz ungeheure gewesen, sowohl im Angebot der Massen, wie in der technischen Leistung, wie schließlich auch in der Hervorbringung von ausgezeichneten Generalen. Aber es gehörte eine sehr lange Zeit dazu, diese Kriegsmacht aufzustellen und wirklich brauchbar zu machen. Stellen wir uns heute einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und England vor, so habe ich keinen Zweifel, daß die Engländer ihre Vettern jenseits des Ozeans ohne weiteres niederschlagen würden; nicht nur würde eine Reihe der wichtigsten Seestädte der englischen Flotte preisgegeben sein, sondern die Engländer würden auch wahrscheinlich eine so große Landmacht hinüberschaffen, daß die amerikanischen Neubildungen und Miliztruppen es nicht mit ihnen aufnehmen könnten. Der Burenkrieg hat ja gezeigt, daß die englische Landmacht viel stärker ist, als man vorher allenthalben annahm; alles in allem sind nicht weniger als 400 000 Mann hinübergeschafft worden. Schon eine Armee von 200 000 Mann disziplinierter Truppen, einige Wochen nach der Kriegserklärung aus Kanada vorrückend, würde vermutlich jeden Widerstand der Amerikaner im freien Felde brechen. Wie der Krieg auf die Dauer ausgehen würde, wenn die Amerikaner nun mit der ganzen Glut ihres Patriotismus und der Zähigkeit ihres Nationalcharakters ihre uner schöpften Mittel allmählich militärisch organisierten und in Bewegung setzten, mag dahingestellt bleiben, aber jedenfalls sind die Engländer fähig, den Jantees so schwere Schläge zu versetzen, und diese wiederum können John

Du'll so wenig anhaben, daß die Amerikaner so leicht oder so bald einen Konflikt nicht provozieren werden. Anders wäre es, wenn die Amerikaner erst eine wirkliche große Friedensmacht aufgestellt haben. Aber so weit ist es noch nicht, und ob das amerikanische Volk, wenn es erst die Kosten einer solchen Rüstung zu schmecken bekommt und die politischen Rückwirkungen der Existenz einer großen Armee auf alle inneren Verhältnisse empfindet, wirklich an den imperialistischen Plänen festhält, das ist doch noch die Frage, jedenfalls noch in weitem Felde. So wie die Dinge heute und noch für absehbare Zeiten liegen, könnte Amerika England nur gefährlich werden im Bündnis mit irgend einer europäischen Macht, dazu aber wird es schwerlich kommen.

Wenn nun die drei andern Kolonial-Großmächte England keine wesentliche Besorgnis einflößen — weshalb Deutschland, das doch in seiner Seemacht noch so weit zurück ist und an Kolonien erst einige fast wertlose Felsen besitzt? Die Antwort ist: Deutschland an sich ist zwar weder jetzt noch in Zukunft für die ungeheure See-Ueberlegenheit der Engländer eine Gefahr, aber die Existenz einer deutschen Seemacht, und erst die Existenz dieser Seemacht, schafft die Möglichkeit von Kombinationen, die England ernstlich beunruhigen können. Denken wir uns die deutsche Seemacht fort, so brauchte England, wie wir gesehen haben, weder Frankreich, noch Rußland, noch Amerika zu fürchten, und die allmähliche Anglisierung des Erdballs würde ihren stillen, ungehemmten Fortgang nehmen. Die Engländer würden Marokko, Algier und Tunis ruhig den Franzosen überlassen, aber sie würden alles Land zwischen Aegypten und Indien: Arabien, Syrien, Mesopotamien und Persien in ihren Herrschaftsbereich ziehen, ganz China ihrem Einfluß unterwerfen und das große afrikanische Reich von Alexandrien bis zum Kap zusammenschließen. Wer wollte es hindern? Hindern kann es und hindern tut es nur Deutschland. Mit stolzer Ruhe konnte England ehemals auf alle anderen Mächte herabsehen; es fühlte sich in seinen Wasserwogen und hinter seinen Schiffsgeschützen absolut gesichert gegen jeden feindlichen Anfall; als einzige europäische Großmacht darf es seinem Volke die schwere Pflicht des allgemeinen Heerdienstes ersparen. Das Auskommen einer deutschen Seemacht verändert die Grundbedingungen des englischen Daseins. Das ist die Tatsache, der wir wie die Engländer kalt und fest ins Auge blicken müssen. Nicht die Russen, nicht die Franzosen, nicht die Amerikaner, sondern wir mit unserer jährlich um fast eine Million wachsenden Volksmenge, mit unserer Kriegsrüstung zu Wasser und zu Lande, mit unserer, vor jeder inneren Erschütterung gesicherten, starken Regierung, wir sind tatsächlich die großen Zukunftsrivalen Englands. Die Natur der Dinge hat es mit sich gebracht, daß auf uns gestützt auch die anderen Mächte sich neben England haben ausbreiten können. Im Vertrauen auf Deutschlands Wohlwollen hat Frankreich seit 1870 sein großes Kolonialreich ge-

schaffen und die Furcht, daß Deutschland eingreifen und die Kontinental-Allianz zusammenbringen könnte, verhindert heute England, den Japanern beizuhelfen und Rußland den Gnadenstoß zu geben.

Erst wer sich die Mühe gibt, bis zu diesen letzten Zusammenhängen vorzudringen und sich nicht begnügt, kurzweg, sei es mit Brotneid, sei es mit journalistischer Verheißung die feindseligen Stimmungen zu erklären, kann schließlich auch versuchen, die letzte und entscheidende Frage zu beantworten, ob denn nun eine derartige Spannung in einem Kriege endigen kann oder gar muß, oder nicht.

Der Krieg von 1870 entstand und war unvermeidlich, nicht weil die Völker ihn als solchen gewollt hätten, sondern weil die Franzosen als „grande nation“ eine Stellung in Anspruch nahmen, die die Deutschen ihnen nicht zugestehen wollten, und die mit der Gründung eines Deutschen Reiches notwendig schwinden mußte. Napoleon III. fühlte, daß er sich als Herrscher in seinem Volke nicht behaupten könne, wenn er von dem überlieferten französischen Prestige etwas preisgäbe und begann den Krieg, nicht sowohl, um die nationale Konstituierung der Deutschen, deren Notwendigkeit er einjah, zu verhindern, als um uns zu zwingen, ihm eine Kompensation zu gewähren, die das Weiterbestehen Frankreichs als europäische Vormacht verbürgte. Sollte das englische Volk heute ebenso wie das französische vor 1870 an der Vorstellung, daß ihm allein die See- und Kolonialgewalt in den großen Zukunftsgebieten gehöre, und die anderen Völker sich höchstens mit einigen Enklaven zu begnügen haben, festhalten, so würde es notwendig darüber einmal zu einem Kriege kommen müssen. Aber ich denke, eben hier liegt der Unterschied. Gewiß wird es in England viele Leute geben, die erfüllt sind von dem Glauben an die Alleinberechtigung ihres Landes; wenn sich nun aber zeigt, daß die anderen Völker unter Führung Deutschlands entschlossen sind, das nicht zu dulden, so ist es sicher, daß es auch in England sehr viele einsichtige und friedliebende Leute geben wird, die bereit sind, unsere Gleichberechtigung anzuerkennen. In Frankreich behielten 1870 die Chauvinisten die Oberhand, weil Frankreich eine aus der Revolution geborene Regierung hatte, die sich selber nicht behaupten konnte, wenn sie nachgiebig war; in England ist das ganz anders. Die große Sicherheit eines historisch beseitigten Regierungssystems (nicht etwa bloß der besonnenere Nationalcharakter) ermöglicht in England eine viel besonnenere Politik als in Frankreich; würde kein Widerstand geleistet, so würde auch in England naturgemäß immer die Expansionspartei die Oberhand behalten, meldet sich aber internationaler Widerstand an, so kann sehr wohl die Friedenspartei die Führung behalten.

Man kann also sagen: es ist vollkommen wahr, daß Deutschland an vielen Stellen der Erde den englischen Aspirationen entgegentritt und das eigentliche Hindernis bildet, daß die Welt englisch werde. Trotzdem liegt

Deutschland nichts ferner, als die Tendenz, England niederzukämpfen zu wollen oder ist das Deutsche Reich ein Feind Englands. Vielmehr dürfen wir annehmen, daß auch in England die Einsicht lebt, daß es für das britische Volk und für die Welt im ganzen keineswegs ein Segen wäre, wenn alle Kontinente fast ausschließlich anglifiziert würden, und daß die Gleichberechtigung der verschiedenen Nationalitäten der größte aller Kulturgedanken ist; diesem so gesinnten England sind wir nicht nur nicht Feind, sondern ein Bundesgenosse. Das England, das wir bedrohen und gegen das allerdings unser Flottenbau gerichtet ist, ist allein das England, das zur Univeralherrschaft strebt. Wir wollen zugeben, daß es für die traditionellen englischen Empfindungen nicht leicht ist, von dem Gedanken seiner natürlichen Seeherrschaft ein Stück abzulassen, und die unbehagliche Empfindung wird verschärft durch den Gedanken, daß bei einer Kontinentalallianz das Inselreich selber nicht mehr sicher sein würde. Aber auf der anderen Seite ist doch auch nicht zu verkennen, daß, sobald England sich einmal entschlossen hat, Deutschland als See- und Kolonialmacht anzuerkennen, schlechterdings kein Grund für eine prinzipielle Feindschaft gegeben ist. England wird immer die maritim bei weitem stärkste aller Mächte bleiben; nur durch eine große Koalition könnte es überwunden werden. Die geschichtliche Erfahrung aber lehrt, daß große Koalitionen ebenso schwer zusammenkommen wie schlecht zusammenwirken, nur wenn eine Macht alle andern aufs äußerste preßt und bedroht, wie Frankreich unter Ludwig XIV. und Napoleon I. das übrige Europa, so schließen die Mindermächte sich endlich zu einem Gegenangriff zusammen. Befolgt England eine nur leidlich gemäßigte Politik, so hat es sicherlich keine Koalition und deshalb auch nichts für seine Sicherheit zu fürchten. Verfielen die englische Staatsleitung aber wirklich auf den wahnwitzigen Gedanken, etwa Deutschland plötzlich anfallen zu wollen, um seine Seemacht zu zerstören, ehe sie zu stark wird, so ist nichts sicherer, als daß etwas früher oder später die Antwort darauf die Kontinentalallianz sein würde: wie einstmals gegen die Franzosen würden sich alle Völker gegen die Engländer verbinden, nicht aus Mitgefühl für Deutschland, sondern weil sie in uns alle getroffen und der englischen Uebermacht ausgeliefert sein würden.

Es ist also wohl der Mühe wert, der Verhegung von hüben und drüben mit Ernst entgegenzutreten, und die Völker an die Solidarität der Kultur, an die großen Ideen, die uns verbinden und das Schöne, das wir uns gegenseitig verdanken, zu erinnern und ihnen das Furchtbare, was uns droht, wenn wir in Streit geraten sollten, vor Augen zu halten, um zu warnen. Gerade deshalb ist die Sache so ernst und die Warnung so notwendig, weil wirklich objektive, durch die Natur der Dinge gegebene Gegensätze vorhanden sind. Es ist nicht bloß Rauch, es ist wirkliches Feuer da. Deutschland fühlt sich gedrückt und absichtlich niedergehalten durch England,

und England findet als Stein des Anstoßes auf seinen Wegen allenthalben Deutschland. Nur indem man mit Sorgfalt den guten Willen pflegt und in beiden Völkern die Verstimmungen nicht die Oberhand gewinnen läßt, sondern der Freundschaft aus alten Zeiten eingedenk bleibt, kann man hoffen, daß von Fall zu Fall immer wieder Einigung erzielt und die entsetzliche Möglichkeit einer gegenseitigen Zersplitterung vermieden wird.

22. 12. 04.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Anstalt.** — Zeitschrift für Orientforschung. Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter. In zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Waldemar Belok und Ernst Lohmann. Heft 1. Freienwalde a. O., Max Rükser.
- Auer, Dr. Fritz.** — Zur Psychologie der Gefangenschaft. Untersuchungshaft, Gefängnis- und Zuchthausstrafe geschildert von Entlassenen. M. 1,50. München, C. H. Beck.
- Brandorf, Friedrich Karl.** — Lyrische Symphonie. Neue Gedichtkreise mit musikalischen Beigaben. Geh. M. 3,—, geb. M. 4.—. Berlín, Verlag „Harmonie“.
- Bug, Leon.** — Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts. Kart. M. 5,—, geb. M. 6,—, Luxusausgabe M. 12,—. Berlin, Hüpeden & Merzyn.
- Burger, Karl.** — Schiller. Sein Leben und seine Werke. I. Band, brosch. M. 5,—, geb. M. 6.—. München, C. H. Beck.
- Hermann, Dr. W. Ed.** — Zur Lehre von der Produktion. 60 Pf. Leipzig, Jäh & Schunke.
- Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn von Schleinitz 1858—1861.** Stuttgart, J. G. Cotta.
- Bosch, Dr. Wilh.** — Das Grosse Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris im Feldzuge 1870—71. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta.
- Carlo I.** — Nikopolis — 1396 — 1877 — 1902 von Carlo I., König von Rumänien. 60 Pf. Breslau, Schleisache Verlagsanstalt v. S. Schottländer.
- Carte des Ecoles Chrétiennes dans la Macédoine.**
- Chenev, Dr. H. und Dr. W. Barts.** — Die Zuckerfabrikation. Mit 79 Abbildungen im Text. Geh. M. 5,60, geb. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Dähnhardt.** — Naturgeschichtliche Volksmärchen. Herausgegeben von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit Bildern von O. Schwindraheim. Zweite verbesserte Auflage, vornehm geb. M. 2,40. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.
- Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten.** Herausgegeben von Dr. L. Bellermann, Dr. F. Jonas, Dr. I. Imelmann, Dr. B. Suphan. Sechster Teil. Sekunda. 304 S. Berlin, Wedmannsche Buchhandlung.
- Die Entwicklung der Württembergischen Staatseisenbahnen.** Sonder-Abzug des Archivs für Eisenbahnwesen. Berlín, Norddeutsche Buchdruckerei.
- Études Helleniques, Bulgares, Roumaines et Serbes en Macédoine.**
- Ehrenberg, Dr. Richard.** — Das Haus Parisch in Hamburg. Mit 5 Abbildungen. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—. Diese Abhandlung bildet zugleich den zweiten Band des Werkes „Grosse Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung“ von Prof. Dr. Richard Ehrenberg. Jena, Gustav Fischer.
- Ewald, Oscar.** — Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Fischer, Robert.** — Die Hochzeit. Komödie in 4 Akten. M. 2,—. Berlin, Verlag Harmonie.
- Fehr, Dr. Hans.** — Die Entstehung der Landeshoheit im Breisgau. 186 S. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Fischer.** — Neues Taschenwörterbuch. Französisch-Russisch. Bearb. von Golschmann. 1. Teil. M. 1,50. Leipzig, B. G. Teubner.
- Fischer, J.** — Kurze Einleitung in die Differential- und Integralrechnung. (Infinitesimalrechnung.) Geh. M. 1,50. Leipzig, B. G. Teubner.
- Froese, Heinrich.** — Die Gewinnbeteiligung der Angestellten. M. 1,—. Gotha. Fr. Emil Perthes.
- Fuchs, Dr. Alfred.** — Unter den Coroados. Eine Geschichte von deutschen Bauern und karibischen Indianern. Mit 12 Bildern. Vornehm geb. M. 3,20. (VII u. 286 S.) Leipzig, B. G. Teubner.
- Gamborg, F.** — Streifzüge durch die Welt der Grossstadtkinder. Lebensbilder und Gedankengänge für den Anschauungsunterricht in Stadtschulen. Geb. 3,20. (VIII u. 214 S.) Leipzig, B. G. Teubner.
- Geb.** — Neue Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von der Geheftung zu Dresden. 1. Jahrgang. Oktober 1903 bis Juni 1904. Dresden, v. Zahn & Jaensch.
- Gesellschaft.** — Augustus und seine Zeit. I. Teil, 3. Bd. M. 8,—. II. Teil, 3. Bd. M. 7,—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Göttinger Museen-Almanach auf 1905.** Herausgeber Börries v. Münchhausen, Buchschmuck von Clementine Freifrau v. Münchhausen, geb. v. d. Gabelentz. Geh. M. 8,50, geb. M. 4,50. Göttingen, Läder Horstmann.

- Goldmann, Paul.** — Aus dem dramatischen Irrgarten. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- v. Gordon, Dr. Adolf.** — Die Gemeinde, ihre Schulgebäude und der Staat. Populärrechtlich und politisch erörtert an dem Berliner Schulkonflikt unter Berücksichtigung der Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom 1. und 2. Dezember 1904. M. 1,—. Berlin, Bernhard Simon Nachf.
- Gorki, Maxim.** — Ein Vagabund. Erzählung. Deutsch von Korfiz Holm. Kleine Bibliothek Langen. Bd. 77. M. 1,—. München, Albert Langen.
- Herkcher, Dr. Siegfried.** — Der Stürmer. Schauspiel in drei Akten. Hamburg, Alfred Janssen.
- v. d. Heydt, Karl.** — Johanne Arc. Schauspiel in vier Bildern. M. 2,50. Berlin, Verlag Continent.
- Hoos, Ernst.** — Gedichte. M. 2,—. Berlin, Verlag Harmonie.
- Jespersen.** — Phonetische Grundfragen. Geh. M. 3,60. Leipzig, B. G. Teubner.
- Kittlinger, Dr. Fr.** — Die internationale kriminalistische Vereinigung. M. 8,50. München, C. H. Beck.
- Kohl, Ernst.** — Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Band 13 M. 8,—, Band 14 M. 4,50. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Kretschmar, Dr. E.** — Lessing und die Aufklärung. M. 2,50. Leipzig, Bernhard Richter.
- Lieber Simplicissimus.** — Hundert Anekdoten. Dritte Folge. Kleine Bibliothek Langen. M. 1,—. München, Albert Langen.
- Lorenz, Terentius.** — Die gerechtere Moral und andere Satiren. Reich illustriert von Paul Haase. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,50. Berlin, Verlag Harmonie.
- Lundström, Wilh.** — Storstrjken i Italien och dess lårdomar Ett ögonvittnes iakttagelser. Götteborg, Fösterländska Förbundet.
- Maupassant, Guy de.** — Fräulein Perle und andere Novellen. Kleine Bibliothek Langen. Bd. 79. M. 1,—. München, Albert Langen.
- Meyer, Friedrich.** — Verzeichnis einer Heinrich Heine-Bibliothek. M. 4,50. Leipzig, Dycksche Buchhandlung.
- Muser, Oskar.** — Der Kampf um die Schule. (Flugschriften der Deutschen Volkspartei Heft 7.) 60 Pf. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
- Müller, Dr. Johannes.** — Von den Quellen des Lebens. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. München, C. H. Beck.
- Naumann, Friedrich.** — Briefe über Religion. Dritte, neu durchgesehene Auflage. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“.
- Nietzsche, Friedrich.** — Band XIV. Nachgelassene Werke. Leipzig, C. G. Naumann.
- Peter-, Max.** — Die Entwicklung der deutschen Reederei. 2. Band. M. 6,—. Jena, Gustav Fischer.
- Petrov, G. S.** — Das Evangelium als Grundlage des Lebens. Aus dem Russischen übertragen von A. von Mickwitz. Einzige vom Verfasser autorisierte deutsche Ausgabe nach der 21. russ. Aufl. 150 S. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.
- Philalethes.** — Dante Alighieris Göttliche Komödie. Wohlfeile Ausgabe in 1 Band. Geb. M. 6,—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Pöhl.** — Wie denkt das Volk über die Sprache? III, verb. Aufl. von O. Weise, geb. M. 1,80. Leipzig, B. G. Teubner.
- Pontoppidan, Henrik.** — Die Sandinger Gemeinde. Aus dem Dänischen übers. von Mathilde Mann. Berlin, Hupeden & Merzyn.
- Reich, Hermann.** — Der König mit der Dornenkrone. Geb. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Riehl, Alois.** — Philosophie der Gegenwart 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner.
- Rumänien.** — Situation financière des communes rurales avant et après la réforme des octrois. Bucuresci, Imprimeria Statului.
- v. Saville, Albert.** — William Pitt, Graf von Chatam. 3 Bände. Stuttgart und Berlin J. G. Cotta Nachf.
- Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. D. O. Baumgarten, Prof. Dr. W. Bousset, Prof. D. H. Gunkel, Privatdozent Lic. W. Heitmüller, Privatdozent Lic. Dr. G. Hollmann, Prof. D. A. Jülicher, Privatdozent Lic. R. Knopf, Pastor Franz Koshler, Pastor Lic. W. Lueken, Prof. D. Joh. Weiss. 1. Lieferung M. 1,—. Vollständig in 10 Lieferungen zu je M. 1,—. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schiller.** — Dramatische Dichtungen. Band I. u. II. „Grotzherzog Wilhelm Ernst Ausgabe Deutscher Klassiker“. In Leinen geb. M. 4,—, in Leder M. 4,50. Leipzig, Insel-Verlag.
- Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform.** Heft 4 des II. Bandes Die II. Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform. Mainz 14. und 15. Oktober 1904. Referate und Verhandlungen über Arbeitskammern und Konsumvereine. M. 1,—. Jena, Gustav Fischer.
- Simon, Helene.** — Robert Owen. Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart. Mit einem Bilnis. M. 7,—, geb. M. 8,—. Jena, Gustav Fischer.
- Simas, Josef.** — Das Geheimnis der Person Jenu. 87 S. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.
- So häsch's gearn.** — Poesische Kochrezepte in Schwarzwälder Mundart von E. G. Geb. M. 2,—. Freiburg i. B., Johannes Elchlepp.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 90.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.

Vom Großbetrieb der Wissenschaft.

Von

Adolf Sarnack.

Als jüngst bekannt wurde, daß an eine Art von Austausch zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten — natürlich in bescheidenen Grenzen — gedacht werde, haben einige Zeitungen zu diesem Plane teils Glossen gemacht, die zeigten, wie unvorbereitet man für ihn war, teils den Ursprung des Planes an falscher Stelle gesucht. Schon seit zwei Jahren — es kann noch länger her sein — ist ein solcher Austausch ins Auge gefaßt, und die Anwesenheit zahlreicher deutscher Gelehrter in St. Louis bei dem wissenschaftlichen Kongreß sowie ihre freundliche Aufnahme seitens amerikanischer Universitätslehrer haben den Gedanken gereift.

Das Befremden, das er hier und dort hervorgerufen, mag mancherlei Ursachen haben. Vielleicht tut man am besten, es zu übersehen, da man erwarten kann, daß es von selbst einem richtigeren Urteile Platz machen wird. Allein da eine seiner Ursachen gewiß in der unvollständigen Vorstellung vom heutigen Betriebe der Wissenschaft liegt, so wird es nicht überflüssig sein, über diesen einiges Aufklärende mitzuteilen.

Wissenschaft ist im Grunde und letztlich immer Sache des einzelnen; daran vermag keine Entwicklung etwas zu ändern. Aber es gibt Aufgaben, deren Bewältigung ein Menschenleben weit übersteigt; es gibt ferner Aufgaben, die so viele Vorbereitungen verlangen, daß der einzelne bis zur Aufgabe selbst gar nicht vorzubringen vermag; es gibt endlich solche, die durch ihre Kompliziertheit eine Arbeitsteilung fordern. Man kann noch mehr sagen — genau betrachtet sind alle wissenschaftlichen Aufgaben in jedem Falle Teile einer größeren Aufgabe und sind, solange sie isoliert behandelt werden, überhaupt unlösbar. Hier stoßen wir

also wieder einmal auf eine der Paradoxien, die wie mit einem ehernen Ring unsere geistige Existenz umgeben: Wissenschaft ist immer Sache des einzelnen, und die wissenschaftlichen Aufgaben können doch niemals von einzelnen erledigt werden. Der Dichter hat dieses Paradoxon wohl gefühlt, wenn er ausruft:

Eh' es sich ründet in einen Kreis, ist kein Wissen vorhanden,
Ehe nicht Einer alles weiß, ist die Welt nicht verstanden.

Wie helfen wir uns bei dieser Lage der Dinge? Wir dürfen die Wissenschaft weder ausschließlich in der Studierstube oder dem Laboratorium des einzelnen Gelehrten belassen, noch weniger dürfen wir daran denken, sie in ein allgemeines Arbeitsbureau zu verweisen, sondern wir müssen in konzentrischen Kreisen, die sich immer weiter erstrecken, die Aufgaben anordnen, müssen in derselben Weise die Arbeitenden in Fühlung mit einander bringen und den Versuch wagen, auf dem Boden der Freiheit des einzelnen ein System der Forschungen herzustellen.

Man kann einwenden, diese Lösungsmethode sei kaum minder schwierig als das Problem, das sie lösen soll. Allein — sie ist schon lange in Kraft und im Werden; es kommt nur darauf an, sie immer energischer zu fördern und immer weiter auszubreiten. Soll ich von der Geschichte ihrer Entstehung und allmählichen Entwicklung berichten, von dem Zusammenwirken großer Kreise von Gelehrten bereits im 17. Jahrhundert, von der erstaunlichen Einsicht und Kraft, mit der Leibniz diese Aufgabe erkannt, ergriffen und ein halbes Jahrhundert hindurch mit unbefleglicher Zähigkeit betrieben hat, von den europäischen Akademien, die ihren Ursprung zu einem großen Teil an diesem Gedanken genommen haben, von deutschen und von ausländischen Gelehrten, die am Anfang des 19. Jahrhunderts ihn erfaßten und in bedeutenden Unternehmungen zum Ausdruck brachten, endlich von Mommsen, der den größeren Teil seiner unvergleichlichen Arbeitskraft und seines langen Lebens in den Dienst gemeinsamer wissenschaftlicher Aufgaben gestellt hat? Es ist unmöglich, davon hier zu erzählen. Der Hinweis mag genügen, daß allein die Berliner Akademie der Wissenschaften heute gegen vierzig große wissenschaftliche Unternehmungen teils direkt leitet, teils an ihnen beteiligt ist. Unter ihnen sind solche, deren jede mehrere Dutzende von Gelehrten zu planvoller Arbeit vereinigt, und auch die konzentrischen Kreise, von denen ich oben gesprochen, finden sich hier

wieder. Da sind Aufgaben, die von einem kleinen Stabe von Gelehrten unter der Leitung einer Akademie gelöst werden. Da sind solche, die einen größeren Kreis von Mitarbeitern verlangen und für die Oberleitung mehrere Akademien in Anspruch nehmen. Da sind endlich solche, deren Schauplatz ganze Weltteile, ja die Erde und der Himmel selbst ist, und die eine internationale Leitung erfordern. Haben doch schon sämtliche bedeutendere Akademien der Welt ein Kartell miteinander geschlossen, um große Unternehmungen ins Werk zu setzen und Zersplitterungen zu verhüten! Welche Unmenge von Vorurteilen überwunden werden mußte, bevor es verwirklicht wurde, davon muß ich hier schweigen. Die Sternwarten der Erde stehen längst untereinander in Verbindung, und auch für Aufgaben, wie die der Meteorologie, der Gradmessung usw. bestehen internationale Kommissionen. Dächten wir uns aus dem, was die Wissenschaft der letzten fünfzig Jahre erarbeitet hat, alles das weg, was durch planvolle gemeinsame Unternehmungen zu stande gekommen ist, so entfielen damit nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in den sogenannten Geisteswissenschaften eine so große Summe erworbener Erkenntnisse, wie wir sie uns gar nicht vorzustellen vermögen. Wer daher heute gegen den Großbetrieb der Wissenschaften spricht — das Wort ist nicht schön, aber ich finde kein besseres —, der weiß nicht, was er tut, und wer die fortschreitende Ausbreitung dieser Methode der Weltbezwingung zu hemmen sucht, der wirkt gemeinschädlich. Die Gefahren dieses Betriebes kennen wir genau — Mechanisierung der Arbeit, Ueberschätzung der Stoffsammlung und -Reinigung gegenüber der geistigen Durchdringung, wohl auch Verblödung der Arbeiter —, aber gegen alle diese Gefahren vermögen wir uns selbst und unsere Mitarbeiter zu schützen. Die Arbeitsteilung darf nicht übertrieben, kein Gelehrter darf auf längere Zeit mit wesentlich mechanischen Arbeiten belastet werden; ein jeder soll wissen, weshalb er arbeitet, man soll ihn an der Ausnutzung des Materials teilnehmen lassen, usw.

Wir haben bisher von rein wissenschaftlichen großen Aufgaben gesprochen, die von Akademien und Spezialvereinigungen verschiedenster Art — lokalen, nationalen und internationalen — in Angriff genommen werden. Aber neben diesen rein wissenschaftlichen Aufgaben steht in allen Kulturländern die hohe Verpflichtung im Vordergrund, die Wissenschaft durch Ueberlieferung fortzupflanzen und zu lehren; den Universitäten und den ihnen verwandten

hohen Schulen ist sie anvertraut. Diese Aufgabe ist nicht in derselben Weise international wie es die der reinen Wissenschaft ist, vielmehr kommt hier der Nationalität ein bedeutender Anteil zu. Art, Maß und Methoden der wissenschaftlichen Ueberlieferung sind das Ergebnis des Volkscharakters und der Geschichte, die das Volk erlebt hat. Sie lassen sich nicht willkürlich übertragen oder nach einem gewissen Schema regeln. Die hohen Schulen sind historische Gebilde, in denen die Eigenart jeder großen Nation sehr deutlich zum Ausdruck kommt. Im Mittelalter war das anders; aber da hatten sich die Volksindividualitäten auch noch nicht kräftig entwickelt: die universale Kirche beherrschte, überall gleichartig, das gesamte Bildungswesen. Nun aber sind — und zwar schon seit langer Zeit — die verschiedenen Völker kräftig hervorgetreten, und das spiegelt sich auch in ihrem höheren Bildungswesen ab.

Bediglih ein Gewinn ist das nicht; die Uniformität des Mittelalters hatte auch ihre Vorteile. Der berühmte Lehrer war nicht ausschließlich an ein Land gebunden; er las in Neapel, in Bologna, in Paris, in Köln oder in Oxford. Die Studenten brauchten nicht ihre Bildung ausschließlich im Heimatlande zu suchen; sie gingen den großen Lehrern nach, und sie lernten dabei fremde Länder kennen. War auch die Wissenschaft und die wissenschaftliche Sprache dieselbe, so waren doch die Sitten verschieden; Ungewohntes gab es in der Fremde zu sehen; bereichert kehrten sie in ihre Heimat zurück. In und nach der Reformationszeit hörte das mehr und mehr auf; nur noch einer immer kleiner werdenden Elite war es vergönnt, im Auslande ihre Bildung zu vermehren. Erst im letzten Menschenalter hat wieder eine Gegenbewegung deutlich eingesetzt, und sie ist — bei den einzelnen Völkern in verschiedener Stärke — noch immer im Wachsen. Das ist wohl verständlich; denn heute lernen die ausziehenden Studenten in der Fremde nicht nur wie im Mittelalter die immer gleiche Wissenschaft kennen, sondern sie finden einen national eigentümlich gestalteten Lehr- und Wissenschaftsbetrieb. Forschung und Lehre stehen aber in einer geheimen, innerlichen Verbindung. Man kann die Lehre (die Ueberlieferung) von der Forschung (der Wissenschaft) nicht einfach abstreifen wie ein Gewand. Der wahrhaft gute Lehrer legt in seinen Unterricht Imponderabilien, die auch für die Forschung von größter Bedeutung sind. Er selbst hat sie teils aus der Ueberlieferung in seiner Nation empfangen, teils eigentümlich ausgebildet — nicht einmal in seine eigenen Bücher ver-

mag er sie hineinzuschreiben, geschweige, daß sie ein Fremder einfach zu kopieren vermöchte. Dazu, besondere Zweige der Wissenschaft werden in dem einen Lande mehr gepflegt als in dem anderen; gewisse Methoden sind dort besser ausgebildet als hier, gewisse Hilfsmittel vollständiger und reicher.

Der Austausch der Studierenden ist nun wieder im Gange. Man kann das auch, nur in einem anderen Sinn, einen Großbetrieb der Wissenschaft nennen. Wie würde Leibniz frohlocken, wenn man ihm diese Kunde noch bringen könnte! Unter den 7700 Studenten der Berliner Universität befinden sich zur Zeit nicht weniger als 1150, die aus dem Ausland gekommen sind. Auch wenn man die Deutsch-Oesterreicher und die deutschen Schweizer abzieht, sind es noch immer etwa 1000! In Paris ist es nicht anders, und auch in Harvard studieren nicht nur Bürger der Vereinigten Staaten. Unsere technischen Hochschulen und Universitäten, wie München und Leipzig, haben zahlreiche Studierende aus dem Ausland; aber auch an den mittleren Universitäten fehlen sie nicht. Es gibt kurzsichtige Patrioten und kurzsichtige Politiker, die das nicht recht statthaft finden oder gar bedauern. Dies und jenes wird genannt: es seien unter den Fremden bedenkliche Elemente — man stoße sie ab, aber wirklich nur die bedenklichen! — sie nährten sich an unserer Bildung und wir erzögen uns selbst Konkurrenten — als ob das, was unliebsame Konkurrenz hervorruft, nicht auch aus unseren Büchern und Zeitschriften gelernt werden kann! Freuen sollten wir uns vielmehr über jeden Ausländer, der wissensdurstig unsere hohen Schulen aufsucht. Die Bilanz für uns, mögen denn wirklich einige Unbequemlichkeiten entstehen, wird wahrlich keine ungünstige sein! Auch hier gilt die große Regel: „Willst du haben, so gib“. Was wir durch Geben verlieren, wenn wir diese in einer idealen Frage meines Erachtens überhaupt nicht statthafte Erwägung anstellen sollen, werden wir zehnfach zurückempfangen, zurückempfangen in unmeßbaren, aber auch in meßbaren Wirkungen. Cecil Rhodes wußte, was er tat, als er zahlreiche Stipendien für Ausländer an der Universität Oxford stiftete, oder glaubt man, daß er seinem England damit ins Fleisch schneiden wollte? Der Austausch der Studierenden an den Hochschulen ist eine der seltenen Unternehmungen, in der der Gebende und der Empfangende beide in gleicher Weise gewinnen, wenn sie den rechten Gebrauch von ihr machen. Wie wir wünschen müssen, daß die Zahl der Ausländer an unseren Hochschulen wachse, so

müssen wir ebenso auch wünschen, daß unsre Studierenden zahlreicher ins Ausland gehen — natürlich nicht als unreife Anfänger, sondern als solche, die in der Heimat gefestigt und bereits in die Wissenschaft eingedrungen sind. Was haben die jungen deutschen Chemiker dadurch gelernt, daß sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Paris und zu Berzelius nach Schweden gegangen sind! Erinnert sei nur an Liebig und Mitscherlich! Was verdankt die orientalische Wissenschaft in Deutschland jenen jungen Gelehrten, die in Paris bei Silvestre de Saclay u. A. gelernt haben! Wäre Liebig ohne die Pariser Chemiker Liebig geworden, und hätte Fleischer die arabischen Studien bei uns begründen können, ohne seinen Pariser Aufenthalt? Aus Büchern konnten sie das nicht lernen, sie mußten sich den Meistern zu Füßen setzen! Daß hier außerdem auch ein großes, weittragendes Mittel gegeben ist, um die Vorzüge und Schwächen des eigenen Landes und wiederum die Art und die Leistungen der anderen Nationen besser kennen zu lernen, Mängel dort billiger zu beurteilen und Vorzüge tiefer zu würdigen, ist gewiß. Die Humanität und die Verbrüderung der Völker ist in unsern Tagen, da sie sich im Raume immer härter zu stoßen beginnen, mehr bedroht, als die meisten noch ahnen. Der wissenschaftliche Austausch, der sachliche und der persönliche, und der friedliche Wettstreit in der Arbeit der Wissenschaft vermögen hier viel aufzuhalten und viel zu verbessern! Es sind nicht nur Professoren, die von dieser Wahrheit überzeugt sind — man kann sie als kurzsichtig oder als selbstgefällig beiseite schieben —, sondern es sind auch tiefblickende Staatsmänner, die nicht anders urteilen und sich in diesem Sinn ausgesprochen haben. Die Fragen um den Besitz der Erde und die mit ihnen zusammenhängenden vermag die Wissenschaft nicht zu beschwichtigen, und nicht alle brutalen Instinkte der Menschheit vermag sie zu bannen. Aber wie sie im Stande ist, durch Entdeckungen und Erfindungen die Hilfsquellen zu vermehren, Erleichterungen zu schaffen und dadurch Krisen zu verzögern, so vermag sie auch — und das ist nicht das geringere — in den Arbeitenden einen ganzen Chor von Tugenden zu schaffen und Ungebuld, Kleinsinn und Engherzigkeit, Frivolität und Leichtsinns auszutreiben. Wenn sie die Entfernten persönlich einander näher bringt, führt sie auch die Verbrüderung der zivilisierten Nationen um einen Grad der Verwirklichung näher.

Der Austausch der Lernenden weist aber auch mit einer gewissen Notwendigkeit auf den Austausch der Lehrenden hin, wie ein solcher im Mittelalter schon bestanden hat. Groß wird die Anzahl der Studierenden nie sein, die ins Ausland zu gehen vermag, und, davon abgesehen — der Lehrende wird lernen, wenn er unter neuen Bedingungen lehrt. Auch hier steht es so, daß in bescheidener Weise der Austausch schon längst wieder begonnen hat. Nicht nur die internationalen Kongresse der verschiedenen Wissenschaften sind hier zu nennen, auf denen die Gelehrten fremder Nationen Vorträge halten, sondern immer häufiger wird es auch, daß berühmte Forscher und Lehrer in die ausländischen Universitätsstädte gehen und dort ihre Entdeckungen vortragen oder ihre Lehrweise bekannt machen. So sind, um nur einiges zu nennen, was mir gerade im Gedächtnis ist, der Physiker Lord Kelvin, der Chemiker Ramjan, der Polarforscher Nansen, wenn ich nicht irre auch Nordenskjöld, bei uns in Berlin gewesen und haben Vorträge gehalten. Wir haben van t' Hoff aus Holland bekommen; er ist von uns nach Amerika gegangen und hat dort aus dem Schatze seiner Wissenschaft Mitteilungen gemacht. Der Chemiker A. W. von Hofmann ist von uns nach London gezogen, hat dort gewirkt, und ist dann nach Deutschland zurückgekehrt. Eucken ist von den Studenten der holländischen Universitäten zu Vorlesungen eingeladen worden. Französische Gelehrte halten in Amerika in den Universitätsstädten Vorträge, und ein Professor der Harvard-Universität lehrt einen Winter hindurch an der Sorbonne. Max Müller kam aus Oxford und wurde, ohne seine Stelle dort aufzugeben, zeitweilig Professor in Straßburg. Der alttestamentliche Gelehrte Bude, damals in Straßburg, hat zusammenhängende Vortragskurse an mehreren amerikanischen Universitäten gehalten, und der neutestamentliche Textkritiker Gregory, einst Amerikaner, dann Deutscher, hat von Leipzig aus ähnliche Kurse in demselben Lande geleitet. Diese Liste wird leicht vermehrt werden können, und soll ich aus früherer Zeit an das internationale Wirken Leibnizens und Alexander von Humboldts erinnern? Sie haben sich nicht damit begnügt, durch Bücher auf das Ausland einzuwirken, sondern sie haben durch ihre persönliche Gegenwart im Ausland das zu erreichen gesucht, was ihnen als hohes Ziel vorschwebte. Als hannoverscher Beamter hat Leibniz in Preußen — es war für den Hannoveraner im vollen Sinne damals „Ausland“ — die

Akademie der Wissenschaften begründet und die Schöpfung der Akademien in anderen Ländern angeregt. Aber von Hannover aus konnte er das nicht schaffen; Monate lang hat er in Berlin und in Wien leben müssen.

Diese Uebersicht zeigt, daß die Art und Weise, wie ein Austausch der Gelehrten herzustellen ist, eine sehr verschiedene sein kann. Aufforderungen an bedeutende ausländische Gelehrte, einzelne Vorträge zu halten, sind das einfachste Mittel; aber es genügt nicht. Einladungen zu Kursen von 4 bis 8 Vorlesungen führen schon weiter und werden eine nachhaltigere Wirkung erzielen. Aber auch sie entsprechen noch nicht ganz dem, was zu wünschen ist. Das Beste wäre, wenn es sich erreichen ließe, daß ein fremder hervorragender Gelehrter auf ein ganzes Semester oder auf noch längere Zeit käme und sich in die Weise und den Gang des Unterrichts der betreffenden Universität zeitweilig einordnete. Natürlich braucht sich kein Land aus dem Ausland zu besorgen, was es selbst ebenso gut oder besser besitzt. Aber, wie schon bemerkt wurde, die Unterrichtsweise und die Inponderabilien, die auch in der Wissenschaft eine bedeutende Rolle spielen, sind in den großen Kulturländern verschiedene; besondere Spezialitäten werden überall gepflegt und vor allem — es ist von ausgezeichnetem Werte, die Sprache, die Geschichte, die Literatur und die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eines großen Landes von einem Bürger dieses Landes dargestellt zu sehen. Kein Fleiß und keine Gelehrsamkeit eines Ausländers vermögen in alle diese Verhältnisse einzudringen und sie richtig zu würdigen. In dieser Erkenntnis ist in Berlin auf eine Reihe von Semestern bereits ein französischer Gelehrter angestellt worden, und man kann nur dringend wünschen, daß es nicht bei diesem Anfange bleibt. Aber aus derselben Erwägung heraus ist der Gedanke aufgetaucht — ich weiß nicht, wer ihn zuerst erfaßt hat —, amerikanische Gelehrte zu semestralen Vorlesungen nach Deutschland einzuladen und umgekehrt. Amerika ist unter den Kulturländern für uns das räumlich entfernteste, geistig aber das nächste und verwandteste. Bei einem Austausch denken wir in erster Linie an dieses Land. Zwischen der Harvard-Universität und der Berliner Universität sollen daher Verhandlungen beginnen. Vorsichtig und in bescheidenen Grenzen wird man zunächst vorgehen müssen. Aus der verschiedenen Organisation dort und hier wird sich vielleicht ergeben, daß man den Austausch herüber und hinüber nicht ganz gleichartig gestalten

kann. Ist die Sache haltbar, so wird sie sich verwirklichen lassen und dann wie von selbst wachsen. Schwierigkeiten sind dabei gewiß zu überwinden. Sie liegen nicht nur in der verschiedenen Semestereinteilung und in der Sprache, sondern auch in manchen anderen Verhältnissen. Auch wird es niemandem leicht sein, seine regelmäßige Tätigkeit zu unterbrechen, und die heimische Universität wird einen hervorragenden Lehrer ungern ziehen lassen, sei es auch nur auf ein Semester. Allein unüberwindlich sind die Schwierigkeiten keineswegs; die Entfernungen spielen keine Rolle mehr, und die Ueberzeugung, daß sich für die Wissenschaft neue internationale Pflichten entwickelt haben, die aber zugleich Erweiterungen ihrer Wirksamkeit bedeuten, wird den Plan gelingen lassen und so der Verbreitung der Wissenschaft zu gut kommen und das Band der Verbrüderung stärken.

8. Januar 1905.

Amerika im Orient.

Von

Ludwig Bernbard.

Auf einer Orientreise gewann ich den Eindruck, daß Amerika im „nahen Osten“ Großes vorbereite. Durch spätere Nachforschungen suchte ich diesen ersten Eindruck zu prüfen und zu einem sicheren Bilde zu ergänzen.

Hier biete ich dieses Bild mit seinen seltsamen Kontrasten: An ein träges, schlaffes Volk tritt eine tatenfrohe, lebensvolle Nation heran. Im Orient, der faul in warmer Sonne liegt, sucht Amerika Kraft, Leben, Bedürfnisse zu erwecken.

Die Wenigen, welche die Türkei wirklich kennen, versichern, daß diese daniederliegenden Länder sich einst zum blühenden Garten entfalten werden.

Wer soll der Gärtner sein? — Eine politische Frage, die der Deutsche heute mit besonderem Eifer stellt; denn Deutschland hat im Orient Einfluß zu gewinnen — oder viel zu verlieren!

Dem Yankee träumt von der „Amerikanisierung“ der Erde. Er sieht den lebensfrischen Geist der neuen Welt auf das müde Europa und das träge Asien zuschreiten. Im Gefolge dieses sehr praktischen Geistes aber erblickt er ein Heer von Maschinen und Fabrikaten aller Art, und den seltsamen Zug schließt in der Ferne das Panzerschiff.

Solche Ideen, die jedem Amerikaner im Kopfe stecken, immer von neuem zu hören, langweilt uns; umso interessanter ist eine wirkliche, lebende Illustration zu jener kühnen Idee:

In der Küste Syriens, ganz nahe der großen Handelsstadt Beirut weht vom Turme eines Schlosses das Banner mit den Sternen. Das ist „die amerikanische Universität des Orients“, The Syrian protestant College.

Syrier und Aegyptier, Sudanesen, Kleinasiaten und auch die Söhne der europäischen Türkei kommen — über 700 Schüler jährlich! — nach Beirut um dort zu studieren. In englischer Sprache, ganz nach amerikanischer Methode, mit modernen Hilfsmitteln wird Medizin und Pharmazentik, Nationalökonomie und Philologie, Physik und Chemie gelehrt; und viele hundert Aerzte und Apotheker, Kaufleute, Journalisten, Lehrer, Geistliche, Chemiker und Ingenieure sind bereits aus diesem amerikanischen Collogo hervorgegangen und wirken überall im Orient.

Das ist die eine Burg Amerikas im fernen Syrien. Die zweite ragt auf dem schönsten Plage am schönen Bosporus, ganz nahe Konstantinopel. Dort haben die Amerikaner ihr Robert Collogo errichtet, das der vorüberfahrende Fremde für einen mächtigen Palast hält. An diese Hauptwerke aber schließt sich eine lange Reihe kleinerer Schulen in Syrien und besonders Kleinasien.

Mancher Reisende, der flüchtig mit erstauntem Auge das bunte Treiben in solchem Collogo betrachtet hat, spricht kopfschüttelnd von „amerikanischem Humbug“ und lächelnd erzählt er von der amerikanischen Universität des Orients, wie von einem tollen Verjuche, die verschiedensten Völkerstämme und Religionen im Dankegeiste zu vereinigen.

Inzwischen aber beginnen jene Chemiker und Ingenieure, jene Kaufleute, Aerzte, Journalisten usw. dem amerikanischen Handel als Pioniere zu dienen. Immerfort kommt Kunde von dem schnellen Vordringen der Amerikaner. Auf der Hochebene Bekaa, die sich vom Libanon zum Antilibanon erstreckt, werden die ausgedehnten Maulbeer- und Feigenplantagen jetzt mit amerikanischen Pumpwerken bewässert. Moderne Dreschmaschinen, ebenfalls amerikanischen Ursprungs, sind dort in Tätigkeit. Die Lokomotiven in Palästina stammen aus den Baldwin Works zu Philadelphia. Die Fremden, die von Haiffa über Stoß und Stein nach Nazareth fahren, sind erstaunt, wenn man ihnen erzählt, daß die besten, gut federnden Wagen in den Vereinigten Staaten fabriziert worden sind. In Aegypten kann man lange Eisenbahnzüge sehen, deren Lokomotiven und Wagen aus Amerika herübergekommen sind. In Smyrna werden jährlich für viele tausend Dollar amerikanische Nähmaschinen ausgeladen, und die landwirtschaftlichen Apparate, die in Kleinasien und auf den Inseln mehr und mehr in Gebrauch kommen, stammen fast ausschließlich aus Amerika.

Allerdings! Wer es für richtig hält, handelspolitische Fragen kurzweg mit den Totalziffern der Statistik zu beantworten, ist mit Amerikas orientalischem Handel schnell fertig. Denn im Vergleich mit den Massen, die von England und Frankreich jährlich nach der Türkei gesandt werden, ist der Export der Vereinigten Staaten nach dem Orient sehr klein.*)

Aber welche Aufregung richtet diese kleine Zahl an! Man schlage die Konsulatsberichte auf! Gleichviel ob deutsche oder britische oder französische; gleichviel ob sie Syrien oder Ägypten Kleinasien oder die europäische Türkei betreffen; in fast jedem Bericht wird mit besonderer Betonung auf Amerikas schnell wachsenden Handel hingewiesen.

Blättert man ein Jahrzehnt zurück, so ist von den Vereinigten Staaten noch nicht die Rede. Dann ändert sich die Situation. Schon Mitte der 90er Jahre hört man aus den Handelsberichten hier und da kurze Warnungssignale: „Amerikanische Agenten haben Nägel angeboten“, kommen aber neben den großen deutschen und belgischen Nägellieferungen noch nicht in Betracht. Oder: Amerika hat den ägyptischen Bahnen Öfferten gemacht. Oder: Amerika versucht Bier einzuführen. Oder: Amerika bietet Petroleumöfen an, usw.

Mancher hat wohl darüber gelächelt — aber siehe da! Im Jahre 1900 schon ist „Amerika der Hauptlieferant für Nägel nach Syrien“. Zugleich hören wir, daß es Amerika verstanden habe, sein Bier „bei den Eingeborenen beliebt zu machen“, und der englische Konsul berichtet aus Kairo „The most noticeable feature“, daß 1901 mehr als $\frac{3}{4}$ alles rollenden Eisenbahnmaterials aus Amerika gekommen.

So ist die amerikanische Ausfuhr nach der Türkei in den letzten 10 Jahren fast um das Zehnfache gestiegen.

Zu gleicher Zeit haben sich die Amerikaner beim Bezug orientalischer Waren energisch vom englischen und französischen Zwischenhandel befreit. Aleppowolle, orientalische Möbel, Teppiche, Süßholz kauften die Amerikaner noch vor wenigen Jahren in Marseille oder London. Heute beziehen sie diese Waren zum großen Teil direkt von Smyrna und Aleppo, Beirut und Haïffa und sparen so die Kosten des fremden Zwischenhandels.

*) Uebrigens sind die offiziellen Ziffern, welche den amerikanischen Export nach dem Orient angeben, keineswegs korrekt und sicher zu klein. Ein beträchtlicher Teil der amerikanischen Waren kommt als englisches Gut nach der Türkei, weil es immer noch an direkten Dampferverbindungen zwischen New-York und der Levante mangelt.

Dies ganze Vorgehen verrät eine genaue Kenntnis des Landes. Es ist nur daraus erklärlich, daß bereits ein ganzer Stab einheimischer Agenten für Amerika tätig ist, und wir werden im folgenden ganz deutlich erkennen, wie eng diese Handelsausdehnung mit dem Wirken der amerikanischen Collegos zusammenhängt.

In der That! Dem amerikanischen Geist und Wesen folgt hier der Handel, wie es der Yankee so gern prophezeit. Und weiter noch! Indem diese Entwicklung sich vollzieht, wird auch der letzte und vielleicht wichtigste Teil der amerikanischen Prophezeiung zur Wahrheit. „Der Rauffahrteiflotte folgt das Panzerschiff.“ Es ist für die Bevölkerung Syriens und Kleasiens kein ungewohnter Anblick mehr, daß amerikanische Panzerschiffe auf der Reede von Beirut oder Smyrna vor Anker liegen, und wer vom Regierungsgebäude her auf das Meer hinabschaut, blickt gerade hinein in die Oeffnungen der blanken Kanonen.

Amerikas politischer Einfluß im Orient wächst. Allmählich, bohrend, zäh, unter Benutzung aller Mittel, unter Drohungen und Lockungen gewinnen die derben Diplomaten von Washington auch in Konstantinopel eine maßgebende Stellung, die nicht zum geringsten Teil auf der vorwärtsdringenden Missionsarbeit beruht.

Diese Erfolge sind besonders deshalb bewundernswert, weil schon seit langen Zeiten fast alle europäischen Großstaaten im Orient missionieren und kolonisieren. Keineswegs war es für Amerika leicht, dort festen Fuß zu fassen, wo Frankreich und England von altersher Missionsrechte zu haben glaubten, wo französische Kongregationshäuser, englische Seminare und deutsche Schulen in Fülle bestanden. Moralisch war jenes Land schon den europäischen Kulturvölkern zuerteilt, als plötzlich neben den alten Missionshäusern die amerikanischen Unternehmungen zu einer überragenden Stellung emporkamen.

Aus dem gern zitierten „amerikanischen Reichtum“ ist dies nicht zu erklären, denn die europäischen Nationen haben für ihre Mission weit größere Summen verwendet als Amerika. Zu erklären ist der Erfolg der Amerikaner nur aus der Ueberslegenheit ihrer eigenartigen Missionsmethode; diese Methode muß man studieren, wenn man erfahren will, worin heutzutage das Geheimnis der friedlichen Eroberung beruht. Die Reiseberichte, Missionsberichte, Handelsberichte geben darüber nicht

Ausschluß. Man liest zwar, daß die Amerikaner im Orient eine Rolle zu spielen beginnen; aber man liest nicht, in welcher Weise der amerikanische Geist in jenen Ländern vordringt. Man liest nicht, daß ein beträchtlicher Teil der arabischen Zeitungen von Männern redigiert wird, die eine amerikanische Bildung genossen haben. Man liest nicht, daß in den östlichen Mittelmeerländern türkische, syrische, griechische, armenische Aerzte zu finden sind, die ihre Kunst von den Amerikanern erlernt haben. Man liest nicht, mit welchen Mitteln sich Amerika in fremden Gebieten festsaugt. Und doch sind gerade diese Mittel für den Politiker, für den Volkswirt, für den Missionar besonders interessant und wichtig.

Um zuerst darüber Klarheit zu schaffen, will ich die Prinzipien der amerikanischen Methode gleich vorweg hierhersetzen:

Erstens: Die Amerikaner, d. h. die vor allen maßgebenden Leiter der großen Colloges im Orient bestreiten, daß es möglich sei, die Lehren des Christentums unvermittelt in eine völlig fremde Welt hineinzutragen. In ganz anderer Weise als üblich müsse man den Boden hierfür bereiten. In erster Linie solle man sich bemühen, aus den verlotterten und fatalistischen Völkern des Orients die besten Elemente herauszufinden. „Die besten Elemente, die Elite“, diese Worte unterstreichen die Amerikaner, denn sie halten sie für die Basis. Der Elite des Orients könne man getrost durch gute Schulen die westliche Kultur übermitteln.

Zweitens: Aus dieser Elite der Orientalen müsse man Pioniere machen. Zu diesem Zweck solle man sie in praktischen Dingen ausbilden: Man mache sie zu Aerzten und Apothekern, denn der Orient schreit nach Aerzten. Man mache sie zu Lehrern, denn die Schulen der Türkei haben Mangel an gebildeten orientalischen Kräften. Man mache sie zu Kennern der modernen Landwirtschaft, denn die fruchtbaren Aecker des Orients werden heute von Barbaren bestellt. Man mache sie vertraut mit Handel und Industrie, denn der Verkehr der Levante hat eine Zukunft.

Drittens fügen die Amerikaner leise hinzu: Wir wollen jene Pioniere dauernd an unsere Interessen fesseln. Deshalb erziehen wir sie wie Amerikaner. Wir erteilen den Unterricht genau wie man ihn in Boston erteilt. Wir unterrichten in unserer englischen Sprache nach amerikanischer Methode. Zu Amerikanern, oder wenigstens halbwegs zu Amerikanern will man die jungen Orientalen machen. Nach amerikanischer Textbookmethode unterrichten amerikanische Lehrer Religion, Mathematik, Physik, National-

ökonomie, Philosophie, Geographie, und englisch hört man die jungen Syrer, Aegypter, Kleinasiaten untereinander sprechen.

Um diese volle und zwanglose Beherrschung der englischen Sprache zu erreichen, ist mit dem Collego eine Vorschule verbunden, die sich von den einfachen Missionschulen durch ihre alumnatähnliche Geschlossenheit und durch ihre nach orientalischen Begriffen hohen Preise auszeichnet. Exklusiv! Das ist der Ton, der vom ersten Tage ab angeschlagen wird.

5 Pfund = 100 Mark ist jährlich an Schulgeld zu entrichten, dazu kommen 240 Mark oder 500 Mark Pension, je nachdem der Schüler einfache, landesübliche Kost oder bessere Beköstigung nach englischer Art verlangt. Für ein Wohnungsgeld erhält ferner der Schüler sein eigenes Schlafzimmer, so daß wohlhabende Eltern ihre Söhne in dem Collego recht angenehm unterbringen können.

Alles das sind besondere Rücksichten, die man gerade im Orient nach Ansicht der Amerikaner auf Rang und Vermögen der Eltern nehmen muß, denn so werden gesellschaftlich hochstehende Männer veranlaßt, ihre Söhne dem Collego anzuvertrauen.

Daß die Amerikaner gerade hierauf besonderen Wert legen, wurde mir von verschiedenen Seiten versichert; auch zeigte mir der Präsident des Collego mit offener Genugthuung die Söhne hoher Beamter, reicher Kaufleute, mit besonderem Stolze aber den Sproß einer altberühmten Familie von Damaskus, und leise fügte er hinzu: „Wir brauchen gerade solche, um hier etwas zu erreichen; das bahnt uns den Weg.“

Söhne aus den höheren Ständen und Söhne wohlhabender Bürger treten also im 7. oder 8. Lebensjahre in die Vorschule ein und haben zunächst die eine Hauptaufgabe vor sich: e n g l i s c h zu l e r n e n. Der gesamte Unterricht in Religion, Ethik, Geographie usw. ist darauf zugeschnitten, die englische Sprache schnell zu erlernen. „The instruction in Ethic and in Science is specially arranged to aid students in conversation and composition“ . . . „all the classes named are valuable adjuncts in the language instruction“. Jedoch Sprache und Textbuchmethode sind zwar die wichtigste Basis; aber nur die Basis. Das eigentliche Werk der Amerikanisierung wird im höheren Collego vollendet, und es scheint fast, als ob sich die Amerikaner auf das Seelenfangen verstehen; denn ihr ganzer Unterricht strebt dahin, den orientalischen Schülern neue Seelen zu geben, Seelen mit

westlichen Gedanken und westlichen Empfindungen. Um zwei Pole dreht sich alles: Amerika und Orient! Ganz leicht, natürlich und notwendig werden von Pol zu Pol geistige Beziehungen gesponnen: Der syrische Kaufmannssohn, der bei seinen volkswirtschaftlichen Studien die Werke des Amerikaners Walker zuerst und am meisten benützt, der ägyptische Mediziner, der mit amerikanischen Instrumenten nach amerikanischen Methoden zu arbeiten lernt, alle diese Studenten, die von amerikanischen Lehrern unterrichtet werden, gleiten fast unmerklich in die Interessensphären und in die Denkweise der Amerikaner hinüber. Täglich und stündlich werden ja die Gedanken hinübergeführt in das vorwärtsschreitende Amerika, um dann prüfend und erstaunt zurückzukehren in die schlafende Heimat.

Mit solchen Grundsätzen erobern die Amerikaner. Sie wollen aus der Elite des Orients amerikanische Pioniere gewinnen und so vorwärtsbringen.

Aber zu dieser lebensvollen Bejahung tritt ein nüchternes Nein!, das manchen kalt anhauchen wird.

Die Begründer des Collego verlangten, daß man in dieser Schule keine christliche Mission treibe. Weder durch Ueberredung noch durch eindringliche Predigt dürfe man versuchen, die Schüler zum Christentum zu befehren. Die Mohammedaner lasse man unbehindert bei ihrem Glauben, denn nur so könne man hoffen, im fanatischen Orient Früchte zu ernten.

Und so geschieht es!

„Protestantisches Kolleg“ heißt die Hochschule der Amerikaner, jedoch grundsätzlich wird jede Propaganda für Christentum und Protestantismus vermieden, auch indirekter Druck, Ueberredung sind verpönt, ja, der Uebertritt vom Islam zum Christentum wird nicht einmal freudig begrüßt. „Wenn ein Schüler“, so sagte mir der Präsident des Kollegs, „hier einige Jahre war, wenn er hier das Examen gemacht hat, und er verläßt dann die Anstalt als Mohammedaner, so ist mir dies durchaus nicht unangenehm. Denn im Innern ist er doch Christ geworden und er kann viel mehr wirken, wenn er in der Form Mohammedaner bleibt.“

Auch hier spielt ganz im Stillen jene Rücksicht auf angesehene mohammedanische Familien mit, die nicht wünschen, daß ihre Söhne zum Christentum übertreten.

In gleicher Weise aber, mit gleicher Toleranz, begegnen die Amerikaner auch jedem anderen Glauben im Orient. Deshalb

schießt der griechische Orthodoxe den Amerikanern seinen Sohn ebenso bereitwillig wie der römische Katholik, der Druse ebenso gern wie der Maronit, der Kopte ebenso wie der Gregorianer. Nicht weniger als 13 verschiedene Religionen und Sekten sind im Kolleg vertreten. Da finden wir unter mehr als 700 Schülern ca. 250 Griechisch-Orthodoxe, 150 Protestanten, 100 Mohammedaner, 30 Juden, 15 Drusen, 40 Maroniten, 30 griechische Katholiken, 30 römische Katholiken, 10 orthodoxe Kopten und 5 sogenannte katholische Kopten, 50 orthodoxe Gregorianer und 20 katholische Gregorianer, schließlich 2 Angehörige einer syrischen Sekte. Dieser bunte Schwarm verläßt die protestantische Anstalt nach einigen Jahren fast ebenso bunt, wie er aus allen Himmelsrichtungen hereingeflattert ist.

Jeder wird fühlen, daß hier eine angreifbare Stelle im amerikanischen System steckt; hier an dieser Stelle muß irgend etwas faul sein. — Der Religionsunterricht ist es. Um niemand zu verletzen, um niemand zu verschrecken, zu ängstigen, wird der Religion alle Blut und Kraft genommen. Im Religionsunterricht wird aus dem Neuen Testament ein Geschichtsbuch gemacht, und, damit niemand mit dem Strahlenkreis der Persönlichkeit Christi in zu nahe Berührung komme, wird das Leben Jesu mit Hilfe eines nüchternen amerikanischen „Textbook“ doziert. Stalfers „Life of Christ“ das ist die Brücke. Man muß dies Buch, dies populär-wissenschaftliche Buch, lesen, um sich von der ganzen Nüchternheit jener Unterweisung eine Vorstellung zu machen.

Was dieser Religionsunterricht nicht geben kann, versucht man durch eine internationale Ethik und Moralphilosophie zu ersetzen. So bleibt Raum für alle, und man kann auf die Mohammedaner volle Rücksicht nehmen. Am letzten Mohammedstage versammelte sich die ganze Schülerschar in der großen romanischen Kapelle des protestantischen Kollegs und hörte dort nach Sang und Andacht einen Vortrag über Mohammeds Bedeutung.

Seltzam mutet uns das an; die Amerikaner aber sagen, ihre Erfolge beruhen auf dieser Methode.

Das sind die Prinzipien der Amerikaner, die, ich gestehe es, zur Kritik reizen, aber man vertage sein Urteil bis zu dem Momente, wo wir die Wirkungen betrachten werden. Vielleicht wird dann im grellen Licht der Notwendigkeit manche Linie anders gesehen werden. Auch bedenke man, daß jene Grundsätze nicht etwa in einer phantasiereichen Stunde aus dem Kopfe eines unternehmenden

Nankee geboren wurden. Nein! Sie sind — ich übertreibe nicht — in Jahrzehnten gesucht und gefunden worden. — Denn vor 50 Jahren, als ein frommer Wind zum ersten Male amerikanische Missionare nach dem gelobten Land trug, dachte niemand an einen besonderen „amerikanischen Stil“ der Mission. Man predigte, unterrichtete die Kinder und pflegte die Kranken, wie es die Engländer und Franzosen und Deutschen taten.

Jedoch in dem schlimmen Jahre 1860 wurden alle diese Bemühungen jäh unterbrochen. Christenverfolgungen beunruhigten das Land und führten im Zentralpunkt der Mission, in der lebhaften Handelsstadt Beirut, zu einem gräßlichen Blutbade.

Unter dem unmittelbaren Eindrucke dieser Ereignisse erklärte einer der amerikanischen Missionare, die übliche Missionsmethode sei unwirksam. Damals entstand der Gedanke, statt der Predigt zuerst medizinische Fertigkeiten und einige Kenntnisse ins Land zu senden. Vielleicht, so dachte man, würden diese kleinen Geschenke von den Orientalen höher bewertet werden als das große und verhaßte Christentum.

Daß diese Art der Mission nur durchführbar sei, wenn man sie auf einige Auserwählte beschränke, sah man erst nach jahrelanger Arbeit, und wiederum hat es dann Jahre gedauert, ehe man erkannte, daß trotzdem alle Erfolge im Orient fast völlig verschwanden, versickerten. Da entschloß man sich endlich zu dem kühnen Versuche, die Zöglinge zu amerikanisieren, um sie dadurch vielleicht fester zu binden. Das war im Jahre 1880.

20 Jahre also hat es gedauert, in 20 schweren Jahren sind jene Grundsätze der amerikanischen Mission erarbeitet worden. Das bedenke man, ehe man sein Urteil fällt.

Im übrigen haben sich diese Grundsätze selbst ihre Verteidigungswaffe geschmiedet: den Erfolg! Es ist eine Lust, den Strom von Männern zu betrachten, der sich aus dem Kolleg erobernd über den Orient ergießt.

Den Weg bahnen im wahrsten Sinne des Wortes die Aerzte! Denn gerade durch die Schar ihrer Mediziner entwaffnen die Amerikaner ihre beiden mächtigsten Feinde, die ihnen am liebsten Hindernisse in den Weg legen würden.

Der eine Feind ist still aber stark. Es ist die englische Verwaltung in Aegypten. Häufig schon haben die Engländer merken lassen, daß ihnen der wachsende amerikanische Einfluß unbehaglich ist. Sie machen deshalb den „amerikanischen Orientalen“ gern

Schwierigkeiten. Jedoch Ärzte brauchen die Engländer in Aegypten notwendig, und so bahnen die Ärzte den Weg.

Erst kürzlich wurde der Präsident des amerikanischen Kollegs von der englischen Armeeverwaltung gebeten, graduierte Mediziner nach Aegypten und nach dem Sudan zu entsenden. Denn unerföhrlich ist im Orient der modern gebildete orientalische Arzt, der englisch, türkisch und arabisch spricht, der vielleicht selbst Mohammedaner ist. Er kennt die Gewohnheiten des Volkes, er vermag die orientalische Gleichgültigkeit, den islamitischen Haß zu besiegen, und so leistet er im Kampfe gegen die furchtbaren Augenkrankheiten, gegen die Schwindsucht und die ewigen Epidemien weit mehr als der vielleicht technisch überlegene europäische Arzt.

Sogar die türkische Regierung, die den missionierenden Amerikanern einen ungeschminkten Haß entgegenbringt, diese konservative Regierung hat kürzlich die medizinische Fakultät der Amerikaner offiziell anerkannt. Im Frühjahr 1903 nämlich kam zum ersten Male eine Regierungs-Kommission von Konstantinopel nach Beirut, um durch ihre stumme Anwesenheit das Examen zu ergänzen, das selbstverständlich von den amerikanischen Lehrern in englischer Sprache geleitet wird.

Solche passive Assistenzen hoher Würdenträger wiegt im Orient etwas und erleichtert es den Amerikanern, für die Zukunft ihrer Schüler zu sorgen!

Es wäre wohl interessant, wenn ein deutscher Sachkenner über die Ausbildung dieser Ärzte genaueres mitteilen wollte. Als Laie kann ich mir ein Urteil nicht erlauben, wenn ich mich auch bemüht habe, über diesen wichtigen Punkt einiges zu erfahren.

Besonders bemerkenswert erschien es mir, daß sich das große deutsche Johanniterhospital in Beirut dem amerikanischen Kolleg zur Verfügung gestellt hat. Zwar ist dies vom deutschen Orden begründete Haus in seiner Verwaltung und Leitung noch völlig selbständig; trotzdem aber bildet es doch ein Unterrichtsmittel des amerikanischen Unternehmens. Ja, die Amerikaner behaupten sogar, das Johanniterhospital stehe unter ihrer medizinischen und chirurgischen Fürsorge (under the medical and surgical care of the Faculty of the College).

Ob das ganz zutrifft, vermochte ich nicht zu kontrollieren. Immerhin findet täglich im Hospital klinischer Unterricht statt.

der von den Professoren des amerikanischen Kollegs geleitet wird. — Die Schüler, die zuerst am Modell und an der Leiche ausgebildet wurden, assistieren im Hospital und werden zur selbstständigen Diagnose, Behandlung und Operation angeleitet. Kolleg und Hospital arbeiten also Hand in Hand, und dies wäre wohl kaum möglich, wenn die Hospitalverwaltung nicht von der Leistungsfähigkeit des Kollegs überzeugt wäre. In der Tat scheinen die Amerikaner eifrig darauf bedacht zu sein, ihre medizinische Abteilung mit Lehrkräften und Hilfsmitteln gut auszustatten. Die Professoren Post und Graham, der Dermatologe Adams und der Gynäkologe Franklin Moore gelten für hervorragende Praktiker und tüchtige Lehrer. Moderne Einrichtungen sind vorhanden: so arbeitet z. B. Adams mit einem Finsenschen Bestrahlungsapparat und selbstverständlich sind Röntgen-Apparate und Elektrifiziermaschinen im Gebrauch. — Für die medizinische Feinarbeit in der Bakteriologie, Analyse usw. stehen Laboratorien zur Verfügung und für allgemeine Demonstration zwei große amphitheatralisch gebaute Hörsäle. Die medizinische Bibliothek enthält die wichtigsten Werke und jedes Postschiff bringt von Europa und Amerika die neuesten Hefte der fachwissenschaftlichen Journale.

Soviel nur vermag ich als Laie zu sagen: Ein Fachmann könnte über die Qualität der medizinischen Einrichtungen genauere Auskunft geben.

Aus diesem Institut nun sind schon über 300 Ärzte und Pharmazeuten als „Graduierte“ hervorgegangen und vielen ist es gelungen, angesehenere Stellungen zu erringen. So werden z. B. die offiziellen Ämter der Distriktsärzte und Municipalärzte vielfach mit diesen „amerikanischen Ärzten türkischer Nation“ besetzt. Andere dienen den Amerikanern direkt in ihren kleinasiatischen Missionshospitälern, in den Konsulaten und auch bei Privatunternehmungen.

Ich denke dabei z. B. an eine Newyorker Versicherungsgesellschaft, die den Versuch machte, ihre Geschäfte auf den Orient auszuweihen. Um dies durchzuführen, brauchte sie vor allem einen unbedingt zuverlässigen Arzt, der die Verhältnisse im Orient genau kennt. — Iskandar Khatil Zein, ein Zögling des Weiruter Kollegs, leistet heute der amerikanischen Gesellschaft diesen wichtigen Dienst und ermöglicht ihr, das riskante aber rentable Geschäft in Konkurrenz mit europäischen Gesellschaften zu betreiben.

Diese Episode, zu der ich manche andere gesellen könnte, ist zwar nur ein Pünktchen im Bilde der amerikanischen Erfolge. Aber sie ist charakteristisch, sie zeigt, wie dem Eroberer unerwartete Früchte unvorhergesehen zufallen.

So häufen sich unscheinbare aber auch große Erfolge, an die niemand vorher dachte und auf die niemand mit bewußter Berechnung hinsteuerte. Denn diese Kolonisatoren sind weit davon entfernt, ihre Unternehmungen durch Krämerschlaueit zu verkleinern. Sie geben dem Orient, was der Orient gebraucht, und blättern nicht nervös im Register der Erfolge.

Ein anderes Blatt! Aus fast allen europäischen Ländern werden Lehrer nach dem Orient gesandt, um die Missionen zu fördern. Diese Männer suchen sich in dem wildfremden Gebiete nach Möglichkeit zu orientieren, verbessern ihre unzureichenden Sprachkenntnisse, werden aber von ihren Zöglingen immer als fremde Männer angestarrt.

Die Amerikaner dagegen haben den gewaltigen Vorteil, daß ihnen heute eine Schar eingeborener Lehrer zur Verfügung steht. Diese Männer, die in den Colleges von Konstantinopel und Beirut Philologie studierten, sind sicherlich keine schlechten Lehrkräfte, sonst würden sie nicht von den verschiedensten Schulen so bereitwillig aufgenommen werden.

Die zahlreich über den Orient verbreiteten Missionschulen der Amerikaner empfangen Lehrer aus Beirut; im Gerard-Institut in Sidon unterrichten ebenfalls mehrere ehemalige Schüler der Amerikaner. Ebenso in den höheren Schulen, die von Amerikanern in Kleinasien begründet wurden. Ja sogar türkische und andere einheimische Schulen kommen allmählich unter amerikanischen Einfluß, indem sie von Beirut Lehrer erbitten und zum Teil sogar ihre Lehrmethode nach amerikanischem Muster reformieren. Die große Drusenschule im Libanon, die noch vor wenigen Jahren unter französischem Einfluß stand, ist heute ganz von den Amerikanern umspunnen worden.

So entspringen aus den Colleges Ströme, die viele Mühlen treiben. Ueberall in der Türkei bemerkt man ihre Wirkung und dieser Einfluß wird sich vervielfachen, wenn einst im Sultanpalaste wieder ein reformfreundlicher Herrscher residiert.

Zwar hüten sich die Amerikaner wohl, in ihrem Unterricht

jungtürkische Phantasien zu nähren; aber sympathisiert nicht jeder modern gebildete Türke ganz insgeheim mit jeune Turquie? Und kann man das Wirken der Amerikaner überhaupt betrachten ohne an politische Fragen zu denken?

Haben doch die Amerikaner nicht nur an die Schule, sondern noch an einen anderen sehr wirksamen Apparat den Finger gelegt: An die Presse! Eine ganze Reihe angesehenen türkischer und arabischer Zeitungen wird heute schon von Zöglingen der Amerikaner geleitet und ihr Einfluß ist nicht gering.

Einfluß! Das ist es! Vor wenigen Jahrzehnten erwähnte man Amerika noch nicht im Orient. Heute üben die Amerikaner auf den empfänglichsten Gebieten des türkischen Lebens einen starken und steigenden Einfluß.

Ein dünnes aber festes Netz amerikanischer Bildung liegt heute über den Orient ausgebreitet. Loren wären die Amerikaner, wenn sie dieses mühsam geknüpft Netz nicht für ihre volkswirtschaftlichen Zwecke gebrauchen wollten.

Und in der Tat! Sie machen kein Hehl daraus, daß Mission und Handel miteinander gehen können. Gleichsam zum Zeichen dieser energisch vertretenen Gesinnung wurde vor vier Jahren das Syrian Protestant College durch eine Abteilung für den Handel, school of Commerce, ergänzt.

In dieser Handelshochschule, so darf man das neue Institut nennen, wird die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit der amerikanisch-orientalischen Beziehungen ganz systematisch gezeigt. Daß man die anderen Nationen, die gegenwärtig für den Orient weit mehr bedeuten, nicht außer acht läßt, ist selbstverständlich. Aber der Handel Amerikas spielt doch in der Unterweisung eine besondere Rolle. Die aufgehende Sonne!

Hier erfährt der Schüler, inwiefern der Ackerbau in Syrien und Kleinasien ganz rückständig ist, und wie notwendig es ist, durch moderne Methoden die Aecker und Plantagen zu verbessern; ihm werden die landwirtschaftlichen Maschinen erklärt, die seit einigen Jahren aus Amerika nach Syrien und Kleinasien gesandt werden; er lernt die Pflanzen kennen, deren Anbau im Orient besonders lohnend ist, weil ihre Früchte im fernen Westen gebraucht werden. Er erfährt, welche Rohprodukte Amerika aus dem Orient bezieht, und wie stark immer noch der französische und

englische Zwischenhandel daran beteiligt ist. Die gewaltigen Konjunkturschwankungen in Europa und Amerika, die Wirtschaftskrisen, die Kartell- und Trustorganisationen, die Börsenmanipulationen und Kredit-Manöver, alles wird dort von der hohen, stillen Küste Syriens aus beobachtet. Nichts wird versteckt oder verschleiert, denn diese Studenten sind nicht für untergeordnete Stellungen bestimmt, sondern sie sollen leitende, verantwortliche Männer werden in dem zukunftsreichen Handel des Orients.

Daß sich diese school of commerce bewähren wird, kann man mit einiger Sicherheit voraussagen, denn die Handelsschule ist nur eine neue geschlossene Form für längstgeübte Studien. Seit vielen Jahren schon hat man in den amerikanischen Colleges des Orients den wirtschaftlichen Fragen besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und ein großer Teil der ehemaligen Schüler widmet sich dem levantinischen Handel als Agenten, Kommissionäre, Vertreter.

Fähige Vertreter! Hier trägt die jahrzehntelange Arbeit der amerikanischen Colleges ihre goldenen Früchte.

Die „Vertreterfrage“ ist für den orientalischen Handel ein besonders schwieriges Problem. Gut organisiert ist im Orient nur die Ausfuhr. Der Strom orientalischer Waren, der nach Europa und Amerika fließt, wird von großen europäischen Geschäftshäusern reguliert und kontrolliert. Dagegen ist die weit größere Einfuhr zum beträchtlichen Teil in den Händen von Eingeborenen. Diese Leute haben eigenartige Begriffe von der Bedeutung fälliger Wechsel, von der Dauer der Kreditfristen, von der Beanstandung bestellter Waren und last not least von der Bankrotterklärung. Viele europäische Kaufleute sind daher nach empfindlichen Verlusten ein für allemal vom orientalischen Handel abgeschreckt worden, und die Konsuln aller Nationen weisen jedes Jahr von neuem auf die Notwendigkeit hin, für zuverlässige und kenntnisreiche Vertreter im Orient zu sorgen.

Freilich sind sich die Kenner des Orients keineswegs darüber einig, wie dieses Problem zu lösen ist.

Die verschiedensten Vorschläge wurden gemacht. Alle aber erklären, daß die Vertreter für den Orientverkehr von größter Wichtigkeit sind.

Es genüge, diesen Grundton des orientalischen Handels anklingen zu lassen. Denn sogleich wird jeder erkennen, welchen Vorteil die Amerikaner in der Vertreterfrage genießen.

In allen Hauptplätzen des orientalischen Handels, in Konstantinopel, Kairo, Alexandria, Smyrna, Beirut, Salonika, Bagdad, Alexandrette, Tripolis, Trebizont, Brevesa, Jemen, Jeddah, Adrianopel, überall sind ehemalige Schüler der amerikanischen Colleges zu finden; Männer, die fließend englisch sprechen und über amerikanische Verhältnisse orientiert sind, Männer, die genau wissen, was der Orient braucht und was der Occident liefern kann, und die durch jahrelange Erziehung den Amerikanern näher stehen als irgend einem anderen Kulturvolke.

So fanden die amerikanischen Exporteure den Boden bereitet, als sie sich vor wenigen Jahren vereinigten, um an allen wichtigen Plätzen des Orients Agenten anzustellen. Schon sind mehrere hundert solcher ständiger Agenturen vorhanden, die von einer gemeinsamen Zentrale aus durch Organisation von Reklame, Verteilung von Zirkularen, Uebersetzung von Preislisten, Einrichtung von Ausstellungen unterstützt werden. Eine Bankabteilung vermittelt den Kredit.

Mehrmals hat sich sehr deutlich gezeigt, was die Amerikaner mit Hilfe ihrer Agenturen zu leisten vermögen. — Ich erinnere nur an einige markante Fälle: Im Jahre 1903 erhielt eine amerikanische Firma einen großen Auftrag für die Hedjaz-Bahn (Damaskus—Mekka). Ein Vorgang, der in englischen und deutschen Fachkreisen mit Erstaunen und Besorgnis beobachtet wurde. „This is“, so schrieb ein Kenner, „probably the first Turkish experience of American dumping“.

Der englische Konsul, der diese Nachricht nach London meldete, fügte die charakteristische Bemerkung hinzu: „Für Geschäfte solcher Art ist es unerlässlich, fähige Vertreter hier zu haben.“

Ein anderer Fall: Als vor wenigen Jahren der American Tobacco Trust seinen Kriegszug in Europa begann, handelte es sich vor allem darum, den türkischen Tabak aufzukaufen. — Da der Tabakhandel im Orient nicht in einer Hand lag, war dies Unternehmen doppelt schwierig. Man mußte versuchen, sich der türkischen Tabakernte zu bemächtigen. Die American Tobacco Co. ließ deshalb 1901 durch orientalische Agenten vorsichtig operieren. Cavalla und Xanthi bildeten den Mittelpunkt dieser Operationen. 1901 brachten die Amerikaner bereits einen großen Teil der Ernte an sich und führten 1902 das Unternehmen mit voller Energie weiter, so daß die Preise auf das Doppelte und Drei-

fache emporschnellten. Bei dieser Gelegenheit hat wohl der Orient zum ersten Mal einen echt amerikanischen Boom mit all seinen Hoffnungen und Verzweiflungen kennen gelernt.

Man sieht: der Amerikaner beginnt sich im Orient „wie zu Hause“ zu fühlen.

Solche Leichtigkeit und Sicherheit der Bewegung im fremden Lande verdankt der Amerikaner seinem Agentursystem, das durch die amerikanischen Colleges systematisch gefördert wird.

Jedoch das Agentursystem, mag es noch so wichtig sein, ist doch nur ein Hilfsmittel für den Export. Entscheidend bleibt immer die Frage: Kann der amerikanische Export nach dem Orient auf eine kräftige und dauernde Entwicklung rechnen?

Mancher wird den Kopf schütteln.

Ist doch die Türkei ein typisches Beispiel für die allbekannte Weisheit, daß stagnierende Völker den Kauf fremder Fabrikate nicht erheblich vermehren können. Vergebens haben Rußland, Frankreich, Oesterreich, Deutschland, England, Italien in hartnäckigem Wettstreit versucht, ihren Export nach der Türkei auszuweiten. Kein Volk kann sich erheblicher Fortschritte auf diesem Gebiete rühmen. Höchstens hie und da ein Erfolg auf Kosten der noch immer dominierenden Engländer, und hin und her auch einige hoffnungsvolle Eisenbahngründungen, die bisher stets zu Enttäuschungen führten.

In diese matte Mollmelodie bringt nun Amerika einen ganz neuen Ton.

Amerika nämlich beschränkt sich nicht darauf, mit den anderen Staaten in der Lieferung der üblichen Waren zu konkurrieren, sondern der amerikanische Export ruht auf einer für den Orient neuen Spezialität: Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte.

„Landwirtschaftliche Geräte!“ In diesem Worte liegt die Zukunft des Orients; denn dem türkischem Reiche, das heute matt daniederliegt, fehlt nur der schollenumwälzende Pflug, um zum blühendsten Garten zu werden.

Syrien und Palästina könnten reiche Provinzen sein. Aber der syrische Bauer streift nur lose mit dem hölzernen Pflug über die Acker; kaum eine Scholle wendet sich, und schließlich wird die spärliche Ernte durch das barbarische Dreschen mit dem Schlitten noch zur Hälfte vernichtet.

Für die Seidenzucht bietet der Orient die günstigsten Be-

dingungen; aber aus Mangel an Bewässerungsmotoren läßt man die Maulbeerblätter verdorren.

Weltberühmt ist die türkische Mohairwolle, das seidige Haar der Angoraziege; aber nur in wenigen Distrikten Kleinasien findet man eine geregelte Wollzucht.

Und ähnlich steht es mit der Olivenernte, mit der Baumwollzucht, ja mit der gesamten Landwirtschaft der Türkei! Alle die unendlichen reichen Hilfsmittel des Landes verkommen und verdorren.

Die europäischen Völker, die dem Orient seit langen Zeiten ihre Kultur und ihre Waren senden, haben an diesem Zustande fast nichts gebessert. Mit Schatzgräberhoffnungen bauten englische und französische Kapitalisten Eisenbahnen im türkischen Reiche. Mit Schatzgräberhoffnungen: denn man meinte, daß die stählernen Schienen ganz von selbst den Orient „erschließen“ werden, und man rechnete auf den Reichtum an Mineralien.

Ganz anders der Amerikaner! Der Amerikaner ist vor wenigen Jahren in das daniederliegende türkische Ackerbauand gekommen mit eisernem Pfluge, mit modernen Eggen, mit Dreschmaschinen, mit Bewässerungsmotoren und anderen landwirtschaftlichen Apparaten. Der Versuch war kühn, und seltsam nahmen sich die amerikanischen Maschinen aus neben den primitiven syrischen und kleinasiatischen Ackerbaugeräten. Jedoch „theoretisch“ war das Experiment durch die amerikanischen Colloges seit langem vorbereitet.

Denn diese Schulen hatten seit vielen Jahren schon die Reform des orientalischen Ackerbaus auf ihren Lehrplan geschrieben.

Man fand daher in Syrien und Kleinasien, besonders aber in dem Vilajet Aleppo amerikanisch gebildete Orientalen, die über die Grundsätze des rationellen Ackerbaus wohl unterrichtet waren, und die nichts sehnlicher wünschten als eine Invasion amerikanischer Maschinen.

Vor 10 Jahren, ja vor 6 bis 7 Jahren waren moderne Geräte dieser Art noch unbekannt im Orient. Heute bilden sie einen wichtigen Importartikel. Natürlich bemühen sich jetzt auch die Europäer, landwirtschaftliche Apparate einzuführen. Die deutschen Bahngesellschaften z. B. liefern den Bauern Maschinen.

Aber der eigentliche Pionier und Hauptlieferant ist und bleibt doch Amerika. Kleinasien und Syrien werden aus Amerika mit landwirtschaftlichen Maschinen versorgt. Ueber Smyrna, den

Haupthafsen Kleinasien's, werden landwirtschaftliche Maschinen eingeführt, die meist aus Amerika stammen.

In Syrien hat sich in den letzten Jahren die Seidenraupenzucht in den Hochebenen ausgedehnt, seitdem man begonnen hat, die Maulbeerbaumanpflanzungen mit Hilfe amerikanischer Windmotoren zu bewässern.

Geradezu monopolisiert aber hat Amerika die Einfuhr landwirtschaftlicher Geräte in den Vilajets Aleppo und Adana (über Alexandrette). Die amerikanischen Erntemaschinen sind dort bereits zu hunderten in Gebrauch. Der Deutsche aber bedenke, daß gerade diese Vilajets das Einfallstor, das Küstenland bilden für die Euphrat- und Tigrisgebiete.

Nur die Hauptstraßen des vielverzweigten amerikanischen Exports habe ich in diesem kurzen Aufsatz skizzieren können; und schon diese wenigen Linien werden einen Begriff geben von der zielbewußten Gewalt des amerikanischen Vorgehens. Darum allein ist es mir zu tun.

Aber man mißverstehe das nicht. Es lag mir nicht daran, den Yankee's ein Loblied zu singen, und es liegt mir fern, die amerikanischen Unternehmungen mit dem großzügigen Vorgehen der deutschen Regierung und der deutschen Finanzmänner zu vergleichen.

Zur Diskussion jedoch möchte ich die Frage stellen, ob die Deutschen nicht von den Amerikanern etwas lernen können; ob Deutschland nicht eine ähnliche „Kulturmission“ organisieren kann wie Amerika; ob es nicht möglich ist, neben den politischen und finanziellen Mitteln auch die deutsche Geisteskultur wirken zu lassen, als einen Bahnbrecher und als einen Anker.

1802—15.
Lebenserinnerungen
des Generalleutnant Wilhelm von Wenzel.

Herausgegeben

von

Hans von Wenzel,
Hauptmann des Dritten Garde-Landwehr-Regiments.

III.

XI.

Reise durch Feindesland im Frühjahr 1814. —
Einmarsch in Mainz nach Abzug der Franzosen
von dort, — im Pulvermagazin, — Fischzug bei
Rödelshheim.

Während mein altes Colberg'sches Regiment am 9. und
10. März 1814 bei Laon gegen Napoleon kämpfte, dann Ende des
Monats Compiègne stürmte und nach Paris vordrang, wo es auf
dem Montmartre sein Lager aufschlug, reisten mein Freund
Dornheim und ich durch das feindliche, hinter der Armee
liegende Land.

Wir fanden die Warnung des Major von Weirach in Bezug
auf die insurgierten französischen Bauern leider bestätigt. Wo wir
durch ein Dorf kamen, wurden wir fast bis zur Tödtlichkeit in-
sultirt und mit hohnvollem Geschrei verfolgt. Da wir jedoch mit
Inbegriff unserer bewaffneten Burschen unser 4 Mann waren, und
selbst geladene Flinten und Pistolen führten, so formirten wir
auf unserem Karren in solchem Falle ein Quatre und drohten jeden
niederzuschießen, der sich nähern würde.

Obgleich die Bauern mit Aexten, Heugabeln und Dreschflegeln
versehen waren, wagten sie sich trotz Schimpfens und Fluchens doch
nicht an uns heran; wir fuhren so schnell als möglich durch diese
gefährlichen Dörfer.

Auch während der Nachtquartiere waren wir nicht sicher und beobachteten daher die größte Vorsicht, um nicht überfallen zu werden. Die Gegend, welche wir passierten, war Napoleon sehr zugetan und von Haß und Rache gegen uns erfüllt, die sich kein Gewissen daraus machten, jeden feindlichen Soldaten hinterrücks zu töten, wo sich Gelegenheit dazu bot. Die im Rücken der Armee gelassenen Festungen wurden nur durch schwache Kavallerie beobachtet, was die Besatzungen nicht abhielt, die Gegend zu durchstreifen und im Verein mit dem Landvolk schwächere Detachements oder einzelne Personen aufzuheben, beziehungsweise niederzumachen.

Den 28. kamen wir unter mancherlei Anfechtungen nach Sur le Château. Da ich in Folge vielfacher Erkältungen an entsetzlichen Kopfschmerzen litt, marschierte ich größtenteils allein hinter unserem Karren her. Es mochte gegen die Mittagsstunde sein, als ich aus natürlichen Beweggründen mich aufgehalten hatte, während der Karren einen Vorsprung von über 1000 Schritten gewann, und bereits einen vorliegenden Wald erreicht hatte, so daß er meinen Augen entschwunden war. Ich hatte meine Waffen auf dem Wagen zurückgelassen. Raun hatte ich einen kleinen Hügel überschritten, als ich zu meinem Schrecken sieben rüstige Bauern in blauen Blousen, Arm in Arm, singend die chauffierte Straße herab auf mich zukommen sah. Jeder war mit einem Eisenstock versehen, der unten eine keulenartige Dicke hatte und daher eine furchtbare Waffe ist. Es war kein Zweifel, daß sie mich erschlagen würden, wenn sie mich als feindlichen Offizier erkannten; die Ueberzahl war zu groß.

Ich wollte aber mein Leben so teuer als möglich verkaufen, that daher als wolle ich meine Stiefel in Ordnung bringen und steckte dabei heimlich aus einem Haufen faustdicker Chauffeesteine in jede meiner Taschen einen Stein und behielt einen ferneren in jeder Hand; die weiten Ärmel verbargen sie.

Da die Bauern mich bereits bemerkt hatten, konnte ich ihnen nicht mehr aus dem Wege gehen, ich plante daher, im Fall sie Miene machen, mich anzugreifen, sie zu unterlaufen, dem nächsten einen Faustschlag über den Kopf zu versetzen, der ihn wegen des dicken Steins sicherlich zu Boden gestreckt hätte, den anderen Stein ebenso zu gebrauchen und dann Fersengeld zu geben. Wurde ich eingeholt, so hatte ich noch die beiden Steine in der Tasche, die ich meinen Verfolgern ins Gesicht werfen konnte. Meine bedeutende Körperkraft gab mir die Hoffnung, daß es gelingen würde.

Ich war mit einem Ueberrock mit weißem Kragen bekleidet, und da ich wußte, daß auch viele französische Truppen weiße Kragen und Aufschläge trugen, so versuchte ich erst, ob sie sich täuschen lassen würden und gerierte mich daher wie ein französischer Offizier, der die Gegend rekognociert. Mein starker, dunkler Bart gab mir zudem mehr ein französisches, als deutsches Ansehen. Als sie dicht heran waren, schritt ich auf sie zu und begrüßte sie freundlich mit einem „bon jour mes amis“, denn der Franzose ist, bei größtenteils ritterlichem Sinn, sehr empfänglich für freundliche Worte. Ich bat sie dann mir zu sagen, welche Uhr es sei. Während dieser Anrede ging ich mitten durch sie hindurch und drehte mich dann um, ihre Antwort zu erhalten, die mit den Worten: „Monseigneur c'est a présent onze heures et demi“ prompt erfolgte.

Ich dankte sehr verbindlich und wünschte ihnen „bon voyage mes amis“, blieb jedoch nach einigen Worten wieder stehen und setzte anscheinend meine Besichtigung der Gegend fort, in Wahrheit nur um zu beobachten, ob sie mir nachkommen würden.

Sie entfernten sich nur langsam, ich hörte aber einen lebhaften Streit unter ihnen und dabei auch die Worte: „Sacre dieu! C'est un officier prussien!“ — „Non non“, sagte ein anderer, und ein dritter wieder „oui oui!“ —

Ich ging sehr gelassen zurück, um keinerlei Besorgnis zu verrathen. Wahrscheinlich mochten einige von ihnen geglaubt haben ich sei ein Offizier von ihren Festungstruppen, oder auch ein Esfasser, — kurz, die Täuschung war gelungen und ich erreichte schließlich meinen Wagen, von wo mir schon Freund Dornheim nebst meinem Burschen bewaffnet entgegenkam, da sie meine Abwesenheit nicht sogleich wahrgenommen hatten und in großer Besorgnis schwebten, ich möchte von den Bauern erschlagen worden sein. „Mein Gott“, sagte Dornheim, „sind Dir die Bauern denn nicht begegnet?“ — „Ja“, sagte ich. „Und Du lebst noch?“ fragte er ganz verwundert. — Ich erzählte ihm nun mein Abenteuer, war aber in Zukunft vorsichtiger mit dem Zurückbleiben von unserem Wagen, denn der Gedanke, nachdem man alle Gefahren des Krieges glücklich überstanden hat, am Schluß desselben von Bauern mit Knütteln erschlagen zu werden, war kein sehr freundlicher.

Am 1. März kamen wir nach mancherlei Fährlichkeiten in der

Festung Avesnes an, die von den Russen besetzt war, dann nach Charleroi, Namur, Lüttich, wo sich das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden befand und gerade sächsische Landwehr eintraf; darauf nach Aachen, der ersten Stadt, wo wir nach langer Zeit wieder unsere gute deutsche Muttersprache hörten. Hier fanden wir die Mecklenburgische Garde und ihren Prinzen, auch die schwarze Legion. Am Abend holte die Stadt den Generalgouverneur Saß mit Fackelschein ein.

Am 10. langten wir in Düren, am 11. in Cöln an, wo wir bei einem alten Edelmann einquartiert waren, dessen Kaplan uns herrlich bewirtete. Ein russischer Kommandant war hier stationiert. Wir besahen uns den Dom mit seinem großartigen gotischen Stil und den prachtvollen gemalten Fensterscheiben, auch die Grabstätte der heiligen drei Könige, welche früher in Mailand gewesen sein soll. Am 13. trafen wir in Düsseldorf ein. Unser Wirt war ein Weinschenker und hieß Hoove. Ich war sehr durstig und erbat mir von ihm ein Glas Wasser. „Das kann ich Ihnen nicht geben“, sagte er, „aber ein gut Glas Wein, vom besten. — Wasser, Herr Hauptmann, ist nur fürs Vieh und für ganz gemeine Leute.“ Das war ein freundlicher Willkommen.

In Düsseldorf blieb ich nicht lange, bald ging es den Rhein wieder herauf, über Bonn, Coblenz, Limburg, nach Mainz und Castell, welches noch im Besitz der Franzosen war und von uns blockiert wurde.

Am 26. erfuhr ich meine Anstellung beim Berg'schen Jäger-Bataillon. Am 2. April traf die Nachricht vom Einzuge unserer Truppen in Paris ein. Am 11., als dem zweiten Ostersfeiertage, wurden Freudenfeuer des ganzen Blockadecorps um die Festung Mainz angezündet. Am 17. war wegen der Einnahme von Paris große Illumination. Am 18. wurde ich zum zweiten Berg'schen Infanterie-Regiment versetzt, dessen Kommandeur Major von Hymmen war. Er gab sich das Exterieur eines kräftigen, energischen Kommandeurs, hatte ein schönes Kommando und erschien als ein biederer Deutscher und wohlwollender Mann. Früher hatte er in der Garde gestanden und sich die Gnade des Königs in einem so hohen Grade erworben, daß ihm dies neu errichtete Regiment schon als Major vorzugsweise anvertraut wurde. Böse Zungen wollten wissen, daß er seinen Ruf bei König Friedrich Wilhelm III in einem Manöver erlangte, wo er als Schützenoffizier

an einen Graben gelangte, der den Schützen zum Ueberspringen zu tief erschien, sodaß sie sich nicht hineinwagten. v. S. bemerkte in diesem Augenblick die Nähe des Königs, tat aber, als ob er ihm nicht sähe und rief mit Stentorstimme: „Jeder brave Füsilier folge mir!“ Damit sprang er bis über die Hüften zuerst in den Graben. Die Füsiliere folgten ihm und dem König gefiel diese Aufopferung so wohl, daß er sich nach seinem Namen erkundigte. So, sagte Fama, habe er sein Glück gemacht.

Meine Compagnie, die 8. wurde mir am 20. in Hochheim zuteilt. Von einem aus Mainz desertierten Chasseur des 8. französischen Regiments kaufte ich mir ein Pferd für 6 Friedrichsd'or. Am 2. Mai erhielt ich mein Gehalt als Stabskapitän pro März mit 38 Thln. ausgezahlt. Am 3. Abends traf der Oberkammerherr Fürst Narischkyn ein, dem ich die Vorpostenstellung vor Mainz zeigte. Am 4. zogen die Franzosen nach der Convention aus Mainz ab und wir marschierten durch Castell in die Festung hinein, wo ich mit der Compagnie die Bestimmung erhielt, das Gauthor und ein vorliegendes Forts zu besetzen.

Die Franzosen hatten schon vor ihrem Abzug die meisten Vorräte zerstört. Im Fort fand ich nun eine Thür, welche zu den kasemattirten Werken führte. Sie war unvergeschlossen und ich begab mich in die ganz steinernen Räume, um zu untersuchen, was sie enthielten. Ich fand sie mit großen Tonnen angefüllt und glaubte nichts anderes, als verpackte Montierungsstücke vor mir zu haben. Als ich mich in der Finsternis weiter durchfühlte, geriet ich stellenweise anscheinend in tiefen Sand, was ich mir nicht erklären konnte. Ich fand es daher ratsam, umzukehren und Licht zu holen. In der Wachtstube fand ich eine sehr schlechte Laterne, die nur 3 ganze Scheiben hatte. Ein Talglichtstumpf wurde angezündet und ein Soldat mußte vorangehen und mir leuchten. Wir gerieten wiederum in die sandigen Stellen, doch zu meinem Entsetzen sah ich nun, daß wir nicht in Sand, sondern in Pulver wateten. Aus dieser furchtbaren Gefahr, in der wir uns befanden, konnte uns nur Ruhe und Geistesgegenwart erretten. Ich befahl meinem Soldaten Halt zu machen, nahm ihm vorsichtig die Laterne ab, indem ich die offene Stelle an meinen Körper drückte und fragte ihn, ob er Nägel unter den Schuhen habe. Als er dies bejahte, eröffnete ich ihm, daß wir mitten im Pulver ständen, und daher, um eine Explosion zu verhüten, die Füße hochheben und sehr vorsichtig niedersetzen mußten, weil ein schlürfender Schritt uns in die Luft

iprengeu könne. Da der Fußboden aus rotem Sandstein bestünde, sei die Gefahr eine doppelt große, besonders an den Stellen, wo weniger Pulver läge.

Wie die Störche im Salat schlüchen wir nun aus dem Pulvermagazin. Dabei wurde uns doch recht unbehaglich zu Mute, als das Pulver unter unseren Füßen auf den Sandsteinen knisterte. Mit Gottes Hilfe gelangten wir aber endlich wieder an den Eingang. Hier ließ ich meinen Begleiter seine Schuhe ausziehen und die Fensterladen aufmachen, sodaß wir den Raum nun ohne Licht untersuchen konnten. Wir fanden in den hohen Tonnen Flintenpatronen, sowie einen ungeheuren Pulvervorrat. Einen Teil davon hatten die Franzosen aus Bosheit über den Boden umgestürzt. Dies war der vermeintliche Sand. Wiederum war ich einer großen Gefahr glücklich entronnen und dankte dem Himmel, der mich so sichtbar beschützt hatte.

Bis zum 8. lag ich mit meiner Kompagnie in Castell; am 9. kam das erste Bataillon nach Oppenheim, ich aber mit meiner Kompagnie nach Rödelshcim, einem Dorfe, worin ein Seuche den größten Teil der Bewohner hingerafft hatte. Viele Häuser waren gänzlich ausgestorben. Sie standen leer und waren verschlossen. Ich ordnete Räucherungen, sowohl in den Häusern als im Dorfe selbst an, weil noch immer vereinzelt schnelle Todesfälle vorkamen.

Es wurde tüchtig exerciert und tirailiert. Nahe beim Dorfe befand sich ein großer, fast ganz mit Kraut verwachsener Teich, in dem anscheinend viele Karpfen waren.

Ich wünschte von dem Schulzen Neze zu erhalten; er entschuldigte sich jedoch keine zu haben, wahrscheinlich um meine geplante Fischerei zu hintertreiben. Ich fragte ihn daher, ob er mir erlauben würde, auf meine Art zu fischen, denn die Verpflegung der Leute war wegen Verarmung der Einwohner nur sehr mager, und erhielt auch die Erlaubnis, mit dem Bemerken, daß ich alle Fische für mich behalten könne, die ich fangen würde. Ich spürte den Hohn in seinen Worten sehr wohl und nahm mir vor, ihn hierfür zu strafen. Da mir keine anderen Instrumente zu Gebote standen, ließ ich mir von den Bauern mehrere Eggen, mit großen eisernen Spitzen und besorgte lange starke Stricke, die daran befestigt wurden. Eine Menge Soldaten meiner Kompagnie waren mir hierbei behülflich. Der Schulze und die Bauern standen neugierig dabei und sahen zu. Sie spotteten über die wunderliche Idee mit Eggen Fische fangen zu wollen, doch ich ließ sie ruhig

ihre Witz machen und beorderte meine Leute, die Eggen, die untereinander verbunden waren, behutsam ins Wasser zu lassen und sodann mittelst der Stricke langsam vom jenseitigen, gegen das diesseitige Ufer zu ziehen, bis ich „*March, March*“ kommandieren würde; dann sollten sie in vollem Laufe die Eggen bis ans Land ziehen.

So geschah es auch und der Erfolg war glänzend. Vor den Eggen hatte sich nämlich das Kraut zusammengezogen, und durch die Schnelligkeit, womit sie zuletzt ans Land gezogen wurden, waren eine große Menge der schönsten Karpfen mit dem Kraut aus dem Wasser gerissen worden. Sie wurden nun unter großem Jubel der Soldaten aus dem Kraut gewickelt.

Diese Fischerei wurde mehrmals wiederholt und gewährte meinen Leuten ebenso viel Vergnügen als Nutzen.

Angeichts des Erfolges stand der Schulze und die Bauern ganz verdukt. Nun aber lachte ich und bemerkte nur: „Nicht wahr, Kinder, wer zuletzt lacht, lacht doch am besten?“

XII.

Das Jahr 1815. — Schlacht bei Ligny, — Ritt nach Paris, als *Reconvalescent*, — Heimkehr nach beendeter Campagne.

Napoleon's Rückkehr von Elba brachte Europa von Neuem in Bewegung.

Im März 1815 marschirten rheinische und Berg'sche Truppen über die Mosel fort nach der Maas, und von dort weiter nach Belgien hinein, wo noch andere Truppen von verschiedenen Seiten zusammenströmten. Ich sollte im Laufe dieses Jahres manchen der Orte wiedersehen, die wir Colberger im vergangenen Jahre auf unserem Siegeszuge durch die Niederlande passiert hatten.

Meine jetzigen Leute waren geborene Berger, Söhne eines rauhen Gebirgslandes und darum ebenso rauhe, doch im Grunde gutherzige Menschen. Sie waren besonders geeignet für den Dienst leichter Truppe, sehr gelehrig und sehr abgehärtete Naturen.

Ich hatte damals eine Menge Offiziere — eine Zeit lang acht — bei der Compagnie. Sie bestanden zum Theil aus Freiwilligen der Cavallerie, die im Laufe des Krieges zu Offizieren avanciert wurden und daher den Infanteriedienst gar nicht kannten. Mein Bataillonskommandeur, Major von Boffe war schon ein alter

Mann, der im westphälischen Dienst, wohl nur bei Hofe fungiert hatte, des Preußischen Militärdienstes aber gänzlich unkundig war. Ebenso ging es einigen Kompagniechefs, sodaß ich als Stabskapitän mehrfach ersucht werden mußte, das Bataillon zu üben und zu kommandieren und auch über den Tirailleurdienst zu instruieren.

Mein Feldwebel war ein Herr vom Berg, ein sehr junger Mensch, aus guter Familie, der vermöge seiner Bildung in den Kreis der Offiziere gezogen wurde und als munterer, kluger Mann die allgemeine Liebe der Kameraden besaß. Seine Hingabe und sein Vertrauen zu mir waren so groß, daß er jedes Opfers für mich fähig gewesen wäre.

Am 19. April 1815 erhielt ich und der Stabskapitän von Bünau die unerwartete und sehr unangenehme Nachricht, daß wir beide dem Regiment aggregiert wären. Die vakanten Kompagnieen wurden durch die Kapitäne von Stok, von Webern und von Bismarck-Bohlen besetzt. Mein Bataillonskommandeur, Major von Boffe wurde versetzt und in dessen Stelle trat Major de la Chevallerie, ein geschickter und humaner Mann, mit dem ich mich innig befreundete.

Den 20. marschierten wir durch Lüttich in Parade vor Blücher und Sneyenau vorbei; in Neuville wurden wir auf einem schönen Schlosse zu 14 Offizieren einquartiert, kamen den 21. durch Sun, einem reizend gelegenen Städtchen, wo ich so glücklich war, viele Kameraden des alten Colberg'schen Regiments wiederzusehen, auch den Major von Schmidt, Kapitän von Köhl, von Bock, von Dresky und andere. Ich wurde mit Punsch traktiert und blieb bis zum Abend bei ihnen, dann ritt ich nach meinem Nachtquartier Beauv.

Den 22. ging es nach Villes les heest, den 23. nach Mellet. Zuvor leisteten 6 Bataillone bergischer Truppen den Eid der Treue. Den 24. mußte ich die Parole aus Fleurus, dem Hauptquartier unseres kommandierenden Generals von Bieten holen; sodann ritt ich nach St. Amand, wo ich beim Major de la Chevallerie dinierte.

Am 25. gaben uns zwei Kameraden einen Abschiedstrunk, da sie zu den Grenadieren versetzt waren, den 28. machten wir in Fleurus mit den Offizieren des 2. westpreußischen Regiments ein Spielchen. Den 29. besuchte ich Lieutenant Kühlen und bewunderte die schönen Mädchen in seinem Quartier, den 30. war Marsch nach Heppignies, nachmittags besuchten wir die schönen Mädchen.

Major de la Chevallerie übergab den eingetroffenen Haupt-

leuten von Stok die fünfte und von Webern die bisher von mir geführte achte Kompanie. Am 3. Mai, früh morgens, nahm ich von dieser mir so lieb gewordenen Truppe, die ich nun seit 13 Monaten kommandiert hatte, Abschied.

Es war einer der ergreifendsten Momente meines Lebens. Fast alle diese Leute weinten, denn trotz meiner soldatischen Strenge liebten und verehrten sie mich als ihren väterlichen Freund, der nie ungerecht gegen sie gewesen war. Mein Feldwebel und die Unteroffiziere schluchzten, ergriffen meine Hände und benetzten sie mit Thränen. Nach dieser für mich so traurigen, doch ewig denkwürdigen Stunde, begleiteten wir den Bataillonskommandeur, Major de la Chevalerie nach Fleurus, wo der zum Divisionskommandeur ernannte General von Jagow den Anzug unserer Leute besah. Wir Offiziere frühstückten und ritten dann zu meinem Freund, dem Hauptmann von Buttler, der uns eingeladen hatte. Major de la Chevalerie, sowie alle meine Kameraden des Bataillons bezeugten mir ihre Liebe in einem Grade, wie ich sie nicht zu verdienen glaubte. Alle bedauerten mein Verhängnis mit aufrichtiger Rührung. Major de la Chevalerie wurde mein Bruder.

Den 6. war Manöver vor dem General von Jagow, auf dessen Befehl ich die Schützendivision befehlt. Er machte mir Aussicht, das Kommando über die Freiwillige Jägerkompanie zu erhalten.

Während der folgenden Tage wurde in den Kompanien und im Bataillon exerciert. Es wurden Apells gehalten und Vorpostendienst geübt. Am 10. wurden wir des Nachts allarmiert.

Der kameradschaftliche Verkehr war ein sehr angenehmer. Wir spielten Whist, Boston oder auch Schach, fischten, besuchten einander in den Quartieren und machten weite Spazierritte. Das Souper war meist gemeinsam. In Fleurus lernte ich die beiden Brüder Hülsen kennen.

Am 18. hielt General von Biethen eine Spezialrevue ab, am 21. war Kirchenparade. Am 25. abends besuchten mich Major de la Chevalerie, von Hymmen, von Stok, von Buttler pp. und nahmen den Thee bei mir. Vorher war ich mit Kühlen nach Fleurus geritten, hatte Kapitän von Hülsen besucht, dann nach Mellet zu der schönen Babette und Henriette, wo der Lieutenant von Hiller, Prinz Wilhelm Dragoner, im Quartier lag.

Am 29. nach Fleurus zum General von Jagow, wo von

Bünau und ich meldeten, daß wir zum dritten Westphälischen Regiment kommandiert wären, um Kompagnien zu führen. Nachmittags zu Chevalerie, der uns aus der alten Geschichte unterhielt.

So verging der Mai 1815. Es sah jetzt sehr kriegerisch aus.

Am 2. Juni traf ein Detaschement Freiwilliger Jäger, 200 Mann stark, beim Regiment ein. Vom 4. bis 8. wurde täglich exerciert. Am 9. besichtigte General von Zagow die Jäger und ließ sie an sich vorbeimarschieren. Ich bat ihn, mich zum dritten westphälischen Regiment abgehen zu lassen. Den 13. erfuhr ich von Major von Friccius, daß mir die 6. Kompagnie zugeteilt war; den 14. Morgens 4 Uhr ritt ich zu einer Brigadeaufstellung bei Fleurus, von der wir Nachmittags 3 Uhr zurückkehrten. Erst gegen Abend übernahm ich die Kompagnie und bestellte die Schützendivision, die mir übertragen war folgenden Tags um 6 Uhr auf das Feld bei Gossellier zur Uebung im Tirailieren. Vor 6 Uhr wurde jedoch (am 15.) plötzlich Generalmarsch geschlagen. Man hörte Kanonendonner; der Feind hatte die Vorposten angegriffen. Napoleon war mit der ganzen Armee vorgebrochen.

Wir marschierten sofort nach Fleurus, wo die Brigade sich versammelte.

Gegen 10 oder 11 Uhr hatte der Feind bereits Gossellier erreicht. Die erste und zweite Brigade zogen sich sechtend auf Fleurus zurück.

Der rechte Flügel der Vorposten konnte nur auf einem großen Bogen, rechts rückwärts schwenkend, zurückkommen. Der linke Flügel war der point d'appui; er leistete den harnäckigsten Widerstand, um dem rechten Flügel Zeit zum Abzuge zu verschaffen.

Um 8 Uhr abends erreichten diese Brigaden Fleurus, das stark besetzt war. Dahinter waren einige 40 Geschütze aufgefahren. Wir bivouaquierten dahinter. Der Feind versuchte einen Angriff auf Fleurus, der ihm jedoch nicht gelang. Trotzdem wurde es in der Nacht geräumt und am folgenden Morgen, den 16. Juni, von ihm besetzt.

Blücher kam mit einem Teil des dritten und dem zweiten Armeekorps morgens an und nahm sein Hauptquartier in Sombref.

Wir zogen uns rechts nach Ligny und St. Armand. Gegen Mittag wurde das erste und zweite Bataillon 29. Regiments und das zweite Bataillon dritten westphälischen Landwehrregiments gegen St. Armand gesandt.

Wir lösten das Brandenburgische Regiment ab. Ich sprach einen Augenblick meinen Vetter Carl von Wenzel, der später vor Paris fiel. Die Schützen des Brandenburgischen Regiments, unter Hauptmann von Rathenow, und die meinigen besetzten die äußersten Hecken und Gärten Klein St. Amands.

Es war die äußerste Spitze gegen Fleurus und bildete den ausspringenden Winkel. Das Landwehrbataillon, Hauptmann von Ripperda, hatte sich links des Dorfes rückwärts postiert, ebenso die beiden Bataillone des 29. Regiments rechts vom Dorfe, welches wegen seiner großen Ausdehnung durch unsere Schützen nur sehr schwach besetzt werden konnte. Wegen des sehr hohen Getreides, welches sich bis nahe an das Dorf erstreckte, war uns jede Aussicht nach Fleurus gänzlich genommen. Wir hatten auch keine Zeit gehabt, das Getreide auf Schutzweite niederzutreten.

Von einem Beobachtungspunkt aus sahen wir den Feind in starken Kolonnen aus Fleurus debouchieren und hörten kaum $1\frac{1}{2}$ Kanonenschuß weit von uns unablässig die Rufe: „Vive l'empereur!“ womit die französischen Truppen drüben in Fleurus ihren Kaiser begrüßten. Es schien als wollten diese begeisterten Rufe nicht enden.

Ich ließ an General von Zieten melden, das bereits einige 30 000 Franzosen aus Fleurus debouchiert wären und sich zum Angriff gegen St. Amand aufstellten, erhielt jedoch zur Antwort, er wisse es, könne es selbst beobachten.

Feindliche Cavalleriepatrouillen rekonoscierten inzwischen unsere Stellung. Seine Batterien eröffneten nun zunächst ein starkes Kugel-, sodann Kartätschenfeuer auf unsere Stellung; da wir jedoch etwas vertieft am Vigny-Bach standen, gingen die meisten Kugeln über uns fort und nur die Baumzweige regneten auf uns nieder.

Ein Masse leichter feindlicher Truppen hatte sich indessen im hohen Korn ungesehen unserer Stellung genähert. Sie stürzten jetzt haufenweise aus größter Nähe auf uns ein. Ich erhielt dabei einen Streifschuß an den Rippen. Die Feinde waren uns an Zahl so überlegen, daß sich immer 4 bis 6 Franzosen auf jede einzelne Rotte unserer Leute warfen.

Es kam zum Schlagen mit dem Bajonett, doch wurden wir in wütendem Handgemenge durch die Ueberzahl bald zurückgetrieben.

Vor Beginn des Kampfes hatte ich dringend befürwortet, wenigstens eine Kompagnie als Soutien im Dorfe aufzustellen

und eilte nun, diese Soutienkompagnie herbeizuholen, doch waren bereits einzelne französische Tirailleure in unserem Rücken. Einer von ihnen sprang mir auf meinem Wege entgegen, auf ungefähr 5 Schritt, das Gewehr hatte er am Kopf. Als ich das Rohr auf mich gerichtet sah, bog ich mich schnell zur Seite. Im gleichen Moment hörte ich den Schuß knallen und stürzte zu Boden. Es war mir, als wäre eine Flasche Wasser auf meinem Kopf zer-
schlagen worden, sodaß ich das Klingen der Scherben zu hören glaubte. Mein erstes Empfinden war, ich sei durch den Kopf geschossen, doch im nächsten Moment kehrte mir das Bewußtsein zurück, ich sprang wieder auf und sah den feindlichen Soldaten, der sich hinter einer Hecke verborgen hatte und sein Gewehr wieder lud.

Bei der Soutienkompagnie traf ich dann fast zugleich mit dem Feinde ein, der nun mit einer Salve empfangen wurde. Ich versuchte die Kirchhofsmauer zu besetzen, doch sie war sehr niedrig und der Feind empfing uns auch schon von der anderen Seite mit Gewehrfeuer.

Es entstand wieder ein Handgemenge; wir mußten uns einzeln durchschlagen, als wir auf der Hauptstraße des Dorfes zu unserer Linken die Franzosen bereits herüberlaufen sahen, um unseren Rückzug abzuschneiden. Auf unserer Rechten sah es nicht besser aus.

Major de la Chevalerie stürzte mit der Nachricht auf mich zu, die Bataillone dort seien geschlagen und bis hinter das Dorf zerstreut. Unter solchen Umständen war eine längere Verteidigung gegen die große Uebermacht nicht zu ermöglichen. Trotzdem warf ich dem andringenden Feind eine Anzahl zerstreuter Leute entgegen.

In diesem Augenblick traf ein Jäger, ob Freiwilliger oder wirklicher weiß ich nicht zu sagen, mit angezogener Büchse an mich heran und frug, ob ich erlauben wolle, daß er zurückgehen und sich verbinden lassen dürfe. Er hatte nämlich einen Schuß durch Nase und beide Backen, sodaß das Fleisch ihm in Fetzen herunterhing. Ich war ebenso erfreut als erstaunt über diese im größten Getümmel des Gefechtes gezeigte brave Haltung und sagte ihm: „Ja, mein Sohn, Sie dürfen zurückgehen, Sie haben es nötig.“

Der Feind drang jetzt unaufhaltsam in unserer linken Flanke vor. Es war die höchste Zeit, den Rückzug anzutreten, um nicht gänzlich umzingelt zu werden.

Ich geriet mit meinen Leuten auf den Hauptweg, der aus dem Dorfe führte, doch hatte ich nicht gemerkt, daß dieser Weg, der wie meistens in Belgien mit dichten Hecken und Erdaufwurf eingefast war, durch eine Menge Flüchtiger von den neben dem Dorfe geschlagenen Bataillonen gänzlich verstopft war. Es war unmöglich, hier durchzubringen, und der Feind saß uns im wahren Sinne des Wortes bereits auf den Hacken.

Die jungen Truppen, die zum ersten Male im Feuer waren, hatten alle Ruhe und Besonnenheit verloren; sie wagten kaum noch, sich nach dem Gegner umzudrehen und dessen Bajonette abzuwehren, bis ich sie mit Gewalt dazu zwang, ihm die Zähne zu weisen und sich mit Kugel und Bajonett seinem Andrang zu widersetzen. Der Gegner war jetzt auf einige Schritte herangeprellt und schoß wild in das Chaos hinein, was sich eng gestopft im Hohlwege befand. Ich mußte meinen Säbel gebrauchen, die feindlichen Bajonette niederzuschlagen. Als ich ihn hochhob, erblickte ich, mir zur Rechten einen Tirailleur, der auf drei bis vier Schritte gegen mich im Anschlag lag; allein die Bajonette waren mir viel näher und ich wendete mich daher rechts um, sie mir vom Leibe zu halten. Da schoß dieser Tirailleur los. Durch meine Drehung war der Schuß, der mich sonst unfehlbar durch den Körper getroffen hätte, nur durch den rechten Oberarm gegangen. Er fiel wie vom Schläge gerührt herunter; ich nahm den Säbel in die linke Hand und verteidigte mich gegen die Bajonette, doch würde ich ihnen sicher unterlegen sein, wäre nicht im gleichen Augenblick der Weg plötzlich frei geworden, sodaß wir ihn nun im Trabe passieren konnten, wodurch wir uns dem sogenannten Gassenlaufen entzogen. Als ich aus dem Dorfe herauskam, überblickte ich das gesamte Zurückfluten der Truppen aus dem Dorfe. Es war unmöglich, die Leute noch zum Stehen zu bringen, so viel man auch rief und schrie.

Um daher der Flucht das Ansehen eines befohlenen, schnellen Rückzugs zu geben, ließ ich durch einen Hornisten, der sich bei mir eingefunden hatte, rasche Retraite blasen. Ich selbst war zurückgeblieben, der Blutverlust hatte mich sehr ermattet, da sah ich zwei Bataillone unserer Truppen mit zur Attaque genommenen Gewehr auf mich zustoßen, um den Feind aus dem verlorenen Dorfe herauszuwerfen. Mich verließen aber die Kräfte, sodaß ich neben einer Batterie nieder sank, die das verlorene Dorf stark beschuß. Dann schlug ich den Weg nach dem Windmühlenberge

ein, wo unser alter Blücher, umgeben von seinem ganzen Stabe hielt. *)

Hier erhielt ich den ersten Verband, und man sagte mir, ich solle auf dem Wege nach Namur zurückgehen. Ich fand auch meinen Knecht und Pferd, wurde hinaufgehoben und verfolgte nun diese Straße.

Doch alles floh plötzlich von hier zurück, mit dem Rufe, daß der Feind von dort käme. Ich wendete daher mein Pferd und bog aufs gerathe Wohl durch die Kornfelder. Plötzlich sprengten mir vier französische Kürassiere entgegen. Ich mußte sie natürlich für eine französische Patrouille halten, die sich von der Flanke in unseren Rücken gezogen hatte und mich aus, um vorbei zu kommen; allein sie hielten auf mich zu und ein Entrinnen schien nicht mehr möglich, da sie nur noch 50 Schritte entfernt waren. Trotz meines unbrauchbaren rechten Arms, wollte ich mich aber doch nicht gefangen geben. Ich nahm daher den Zügel zwischen die Zähne und zog mit der linken Hand meinen schönen Solinger Säbel, um mich gegen die feindlichen Hiebe zu decken, mich dann aber der Schnelligkeit meines Pferdes zu überlassen.

Der erste der Franzosen sprengte indessen ganz freundschaftlich an mich heran und fragte: „Bon jour mon camarade, vous êtes blessé? —

„Oui, mon camarade“, antwortete ich.

Nun waren auch die anderen herbeigekommen und bezeigten mir ihre Teilnahme. Ich war ganz verwundert über ihre Freundlichkeit und wollte eben die Frage an sie richten, wie sie in unseren

*) In den hinterlassenen Papieren des Generals befindet sich folgendes Attest über Vigny:

„Dem Hauptmann und Compagniechef im 25. Infanterie-Regiment v. Wenzel wird hierdurch attestirt, daß derselbe von mir, für sein in der Schlacht bei Vigny, am 16. Juny 1815, wo er als Staabs-Capitain die Schützen-Division des 2^{ten} Bataillons 3^{ten} Westphälischen Landwehr-Infanterie-Regiments, welches an diesem Tage unter meinem Befehl stand, kommandierte, bewiesenen ausgezeichnet persönlich braven Benehmens beim Sturm des Dorfes St. Amand, nachträglich unter dem 10. November 1815 an den damaligen Brigade-Chef, General-Major von Jagow zur Conserirung der Decoration des eisernen Kreuzes 1^{ter} Klasse in Vorschlag gebracht — und zwar deshalb nachträglich, weil ich in der Meinung stand, er sey von seinem Bataillons-Kommandeur, dem damaligen Capitain von Hipperda, beim 3^{ten} Westphälischen Landwehr Infanterie-Regiment zur wohlverdienten Belohnung eingegeben worden.

Thionville, den 12^{ten} October 1817.

gez. v. Hymmen
Königl. Preuß. Major und Commandeur
des 29^{ten} Infant. Regiments (3. Rheinisches).“

Rücken gelangt wären, da bemerkte ich, daß sie statt der dreifarbigigen Cocarde die weiße trugen. Nun ging mir ein Licht auf und ich erkannte, daß es übergetretene Königliche sein mußten. So war es denn auch. Der eine schien ein vornehmer Offizier zu sein, die übrigen seine Begleiter. Sie fragten mich sehr gespannt, wie die Schlacht stünde, die immer noch mit furchtbarem Getöse wüthete. Ich sagte ihnen, daß der Feind bedeutend stärker erschiene als die unsrigen, und daß der Ausgang sehr zweifelhaft erscheinen dürfte. Darauf empfahlen sie sich sehr artig, und ich setzte meinen Ritt fort.

Nach stundenlangem Herumirren gelangte ich nach Gemblour, wo das Hauptlazareth etabliert war. Hier war in einem Kloster jede Zelle mit unzähligen Verwundeten überfüllt und die Aerzte mit ihren blutigen Schärpen befanden sich in einer nicht zu beschreibenden Thätigkeit. Ganz unvermutet begegnete ich dem Generalarzt Dr. Bongardt, mit dem ich befreundet war.

„Also auch Sie, mein Freund, sind verwundet“, sagte er, „nur schnell, ich will selbst die Freundespflicht an Ihnen erfüllen.“

Er rief nun einen Oberarzt und sie besahen die Wunde.

„Sie Glückskind“, rief er dann, „einen Strohhalm näher und Sie wären in zehn Minuten ein Kind des Todes gewesen, denn die große Arterie ist fast berührt.“

Während ich verbunden wurde, trat ein Chirurgus mit einer blutigen, ungefähr 6pfündigen Kanonenkugel in der Hand an uns heran und sagte ganz verduzt: „Herr Generalarzt, sehen Sie nur, diese Kugel habe ich im Augenblick einem Soldaten hier nebenan aus dem Schenkel geholt.“ —

„Aber, das ist ja nicht möglich“, erwiderte dieser, und zu mir gewandt: „Meinen Sie nicht auch?“ —

„Ich kann es nicht glauben, wenn ich es nicht sehe“, sagte ich, worüber der Chirurgus sehr gereizt erschien.

„Nun, dann überzeugen Sie sich selbst,“ sagte er, und führte uns zu einem Landwehrmann vom 4. westphälischen Regiment, der totenbleich am Boden lag und wie es schien ohne Bewußtsein. Der Chirurgus kniete nieder und öffnete mit beiden Händen die ungeheure Wunde. Man sah ein großes, schwarzes Blutlager, in dem die Kanonenkugel gefesselt hatte. Unser Erstaunen war in der That groß, da ein solcher Fall ganz unmöglich schien. Die Kraft einer Kanonenkugel pflegt selbst in ihrem letzten Stadium noch immer so groß zu sein, den Gegenstand, den sie trifft, zu zer-

reißen oder zu zertrümmern. Man hat dieser Thatsache auch später oft, als einer Unmöglichkeit widersprochen; sie ist aber trotzdem wahr.

Auf meine Frage, ob der Mann nicht zu retten sei, sagte mir der Generalarzt leise:

„Ich bezweifle es. Alle Knochen sind zerschmettert und der Brand sehr wahrscheinlich; doch lasse ich ihn sofort amputieren, dies ist noch die einzige Möglichkeit seiner Rettung.“

Inzwischen schien der Kanonendonner sich immer mehr zu nähern, und wir erhielten Anweisung weiter zurückzugehen. In Begleitung mehrerer blessirter Kameraden ritt ich in der Richtung auf Tirlémont ab. Es wurde schnell finster, wir irrten umher, ohne ein Dorf zu finden, schließlich kam ich von den anderen ab und war ganz allein.

Da erblickte ich zu meiner Freude in der Entfernung ein Licht und gelangte endlich quer über Feld an ein einzelnes Haus, was ganz mit Proviantbeamten angefüllt war, die sich nicht verdrängen ließen. Es begann heftig zu regnen und ich entschloß mich trotzdem lieber im Freien als unter diesem wüsten Volke zu campieren.

Ich ließ mir ein Bund Stroh holen und legte mich unter einen Proviantwagen. Der Schutz über mir war gering, denn der Regen strömte in vollem Gusse die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen.

Am 17. Früh gelang es mir mit Mühe, ein Glas Milch zu bekommen, dann ging es wieder aufs Pferd und ich traf nach mehreren Stunden in Tirlémont ein. Am Nachmittag entstand hier ein allgemeiner Tumult. Es lief das Gerücht von der Annäherung der Franzosen, was immerhin möglich war, denn wir waren ohne jede Nachricht. Da ich es nicht darauf ankommen lassen wollte, gefangen zu werden, ließ ich wieder satteln und ritt drei Stunden weiter zurück nach St. Trond's, wo sächsische Cavallerie und Artillerie stand. Hier traf ich auf die Feldprediger Mann und Ribbek und fuhr mit ihnen nach meinem Quartier, wo sich starke Schmerzen und Wundfieber einstellten. Ich wechselte mein blutiges Hemd und ließ mich verbinden.

Den 18. (Tag von Waterloo) ging ich über Longres nach Mastricht. Eine unabsehbare Menge Bagagewagen machte den Marsch sehr beschwerlich. Das tägliche Reiten war meinen Wunden

garnicht zuträglich. Sie schmerzten sehr. In St. Trond's gefielten sich auch noch Ohrenschmerzen dazu.

Schon nach der Schlacht am 16. hatte ich ein starkes Ohrenklingen gefühlt, das sich jetzt sehr verstärkte. Mein Diener mußte daher untersuchen, ob sich die Ursache äußerlich entdecken lasse. Er fand keine Verletzung, nur wären, wie er sagte, die Haare neben dem Ohr verbrannt und ganz kraus. Nun fiel mir erst wieder ein, daß ich nach dem ganz nahen Schuß des feindlichen Tirailleurs bei Eigny bewußtlos zur Erde gefallen war und daß eine Kugel mir dicht am Ohre vorbei gegangen, wofür meine kraus zusammengebrannten Haare den Beweis lieferten. Diese Ohrengeräusche im rechten Ohr blieben Wochen lang und verringerten sich erst nach längerer Zeit, doch hatte ich mein Gehör auf diesem Ohre sehr bedeutend eingebüßt, und der Arzt sagte mir, daß keine Besserung zu erwarten sei, da der Druck der Luft durch die Kugel das Trommelfell über die Mäßen ausgedehnt habe. Leider hat er Recht behalten.

Den 20. früh Morgens ritt ich nach Aachen. Hier erfuhren wir den am Sonntag den 18. erkämpften Sieg bei Belle-Alliance, worüber großer Jubel herrschte. Den 25. wurde ein Tebeum abgehalten. Ich erhielt mein Quartier beim Färber Herrn Fellingner, in dessen Familie ich sehr liebenswürdig aufgenommen wurde. Am 8. Juli traf die offizielle Nachricht vom Einmarsch unserer Truppen in Paris ein.

Mein Wirt, Herr Fellingner, hatte mich die ganze Zeit über mit Liebe gepflegt. Auch seine beiden jungen Töchter hatten mit großer Zuborkommenheit für mich gesorgt. Sie waren sehr gebildete Mädchen. Die Jüngere bekam eine Menge kleiner Warzen an den Händen, worüber sie sehr unglücklich war, da der Arzt sich vergeblich bemühte, dieselben fortzuschaffen. Ich kaufte mir rauchende Salpetersäure und tupfte sie mit einer Feder vorsichtig auf jede Warze. Bald hatte ich die Freude, sie gänzlich davon zu befreien. Dankerfüllt ging ich aus einem Hause, wo ich so herzlich aufgenommen und so sorgsam gepflegt worden war. Meine Wunde am Arm war zwar noch offen, doch die Sehnsucht, den Ruhm unserer Armee möglichst noch teilen zu können, trieb mich nach Paris.

Am 11. Juli ging ich zu Pferde dahin ab. Mein noch in der Binde befindlicher Arm genierte mich zwar ein wenig, es ging aber doch.

Mein Weg führte mich jetzt zum fünften Male durch Belgien, über Sereve, nach Lüttich, Huy, Namur, wo ich das Gefechtsfeld sah, auf dem unser unvergeßlicher Oberst von Zastrow sein Leben gelassen hatte, und die Stelle, wo der Angriff auf die Festung unter General von Birch stattgefunden.

Dann, am 14., ritt ich über Fleurus und besichtigte das Schlachtfeld von Ligny, auch das Dorf St. Amand, an das mich meine Schußwunden mahnten, und wo wir mit Ehren gekämpft hatten. Von da ritt ich nach den altbekannten Stätten Hippignies, Gosselier, Jumet und Charleroi; am 15. nach Beaumont, einem durch seine natürliche Lage festen Ort, wo ein Kapitän von Byern Kommandant war. Ein hübsches Mädchen vom Lande hatte sich bei meinen Wirt geflüchtet, um dem Kriegstrouble zu enttrinnen.

Weiter über Avesnes, Guise, St. Quinten, Ronon, nach Compiègne, wo ich am 21. eintraf und Rashtag machte. Ich besuchte den Kommandanten. Nachmittags jagten wir im Walde von Compiègne auf Fasanen. Napoleon hatte hier gejagt und Massena dabei ein Auge ausgeschossen. Eine sehr lange, eiserne Gittergallerie soll bei Spaziergängen des Kaisers zu seiner Sicherheit gebient haben, wie man mir sagte.

Am 23. ritt ich über St. Denis voller Stolz in Paris ein. Der Montmartre blieb rechts.

Ich hatte nun Zeit, alle Sehenswürdigkeiten der herrlichen Hauptstadt zu besichtigen, sah unter anderem die Tuilerien, die Kirche St. Sulpice, den Garten und das Schloß Luxembourg, das Panthéon, den Jardin des Plantes mit dem Naturalienkabinet, auch einem ungewöhnlich großen Elephanten, die herrliche Kirche Notre Dame, den Pont neuf und die anderen schönen Brücken über die Seine. Ferner die Statue Henry quatre, das Münzgebäude, das Palais de Justice, den Invalidendom, das Grabmal des berühmten Marschall Vauban, das Marsfeld, den Boulevard und anderes.

Am 24. wohnte ich der Revue über die englische Armee bei, die von Wellington befehligt wurde und von den drei Monarchen abgenommen wurde. Auch Wellingtons Schwester war anwesend. Die Kavallerie und Artillerie zeichneten sich durch ihre pompöse Haltung und Schönheit besonders aus.

Am 25. fuhr ich nach Versailles, denn ich hatte von meinem Freunde Dornheim erfahren, daß mein Cousin Carl von Wenzel dort blessirt lag. Er war am 2. Juli vor Paris schwer ver-

wundet worden. Ich fand ihn sterbend, obwohl er die Hoffnung zu leben nicht aufgeben wollte und schrieb feinetwegen an seinen und meinen Vater. Einige Zeit darauf starb er thatsächlich im Hôpital Civil der barmherzigen Schwestern.

Bis zum 5. August blieb ich in Paris, denn meine Wunde im Arm war durch den angestregten Ritt von Aachen hierher sehr entzündet worden. Es wucherte auch viel wildes Fleisch herum, weshalb ich genötigt war, mich in einem preußischen Lazareth beizen und verbinden zu lassen, was sehr schmerzhaft war. Sonst lebte es sich aber herrlich hier.

Ich erhielt 50 Thaler Gratifikation, welche Blücher uns zahlen ließ. Abends besuchten wir oft das Palais Royal. Dieser Ort war der Vereinigungspunkt von Offizieren aller Nationen. Täglich fand man hier ein buntes Gemisch von Franzosen, Engländern, Preußen, Russen, Oesterreichern u. s. w. Darunter bewegten sich auch eine Menge schmucker Französinen in leichtem, verführerischem Kostüm.

Ich traf hier viele alte Bekannte, auch meinen Jugendfreund Georg von Gurekth, der in der Kaserne des ersten Garderegiments wohnte und mit dem ich nun mehrere Promenaden und Ausflüge machte.

Mein Quartier erhielt ich in der Rue Dominique No. 11, bei der Marquise de Belabre, einer würdigen und sehr vornehmen alten Dame. Es war ein vorzügliches Quartier, wie ich es nur noch einmal in Frankreich fand, nämlich bei der Gräfin de Brevannes, einer ebenfalls schon bejahrten Dame, deren Haushofmeister ein sehr gebildeter, musikalischer Mann und auch Komponist war. Er hieß Auguste Marques. Da ich ein guter Flötist war, wurde ich hier — es war im September in der Stadt Epervon — bald Freund im Hause.

Am 5. verließ ich Paris, nachdem ich von der liebenswürdigen und vortrefflichen Marquise Abschied genommen, um mich zum 29. Regiment zu begeben, das in le Mans lag.

Unser Aufenthalt in Frankreich währte noch bis zum November. Ich war inzwischen als Kompagniechef in das 25. Regiment versetzt worden, hatte auch Gelegenheit, mich am 28. Oktober beim Fürsten Blücher zu melden und sprach dort den Grafen, seinen Sohn, der jetzt bereits seit sieben Jahren mit Lisette von Conring verheiratet war! — — Wie schnell war doch die Zeit vergangen! — —

Im November marschirte ich zum sechsten Male durch das Gebiet zwischen Sambre und Maas; den achten trafen wir in Aachen ein.

Ich nahm sechs Wochen Urlaub nach Brandenburg, um meinen alten Vater und die Meinigen zu besuchen. Es war eine große Freude des Wiedersehens nach so vielen, jetzt glücklich überstandenen Gefahren.

Von Vottchen erhielt ich, wie sie mir versprochen, wenn ich mit dem Eisernen Kreuz zurückkehrte, eine Börse, von Hannchen ein Uhrband, von Vinchen einen Tobaksbeutel und von Ritzen ein Feuerzeug.

Der Krieg war nun beendet. Wir hatten vieles erlebt: Niederlagen und Sieg, Wunden und Tod so vieler Getreuen, aber auch vieles Große, Schöne. — Und jetzt atmeten wir wieder die heimathliche Luft. Vaterländische Sitten und Gewohnheiten begrüßten uns, und das herrliche Bewußtsein der Befreiung des Vaterlandes erfüllte unsere Herzen mit Stolz und Jubel.

Zur Biologie des Märchens.

Von

Arthur Bonus.

In der Einleitung einer sehr verdienstlichen Sammlung neuisländischer Volksmärchen stellt Dr. Adeline Rittershaus*) die Forderung auf, nicht nur die Benfensche Hypothese über die indische Herkunft der modernen Märchen, sondern überhaupt diese Heimatsfrage selbst aufzugeben. Man solle lieber aus den Märchen der verschiedenen Völker das Bild ihres verschiedenartigen inneren Wesens nachzuweisen suchen, „da nicht das meist primitive Thema, das vielen Völkern gemeinsam sein kann, die Bedeutung eines Märchens ausmacht, sondern die eigentümliche Form, die seiner Individualität entsprechend jedes Volk zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise dem primitiven Thema zu geben sucht“.

Dies ist nun — wenigstens zum großen Teil — sehr richtig; vor allem aber ist es eine sehr eindringliche Illustration zu der Stimmung, die auf diesem Gebiet der Forschung herrscht.

Auch den Vertretern der Nachbarwissenschaften, z. B. der Mythologie, merkt man eine gewisse Ungeduld an und beinahe etwas wie Furcht, daß die schier unabsehbare Arbeit resultatlos verlaufen möchte. „Die Zeit ist freilich noch nicht gekommen, die Geschichte der Märchen zu schreiben“, sagt resignierend Paul Herrmann.**) Und dies Bewußtsein hat auch wohl die befremdliche

*) Die Neuisländischen Volksmärchen. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenforschung. Von Adeline Rittershaus, Dr. phil., Privatdozent an der Universität Zürich. Halle a. S. Max Niemeyer. 1902. (I. und 457 S.) Die Sammlung ist sehr umfassend. Leider nur in Auszügen, die sich übrigens besser lesen als die schlechte Uebersetzung Boecklions.

***) Nordische Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung von Paul Herrmann. Mit 18 Abbildungen im Text. Leipzig, Engelmann. 1903. (VIII und 634 S., M. 9,—, geb. M. 10,—.) Schon 1898 erschien von dem gleichen Verfasser im selben Verlag und in der gleichen Art mit 11 Abbildungen eine „Deutsche Mythologie“ (VI und 546 S., M. 8,—, geb. M. 9,20).

Tatsache zu verantworten, daß Pauls Grundriß der germanischen Philologie auch in der zweiten Auflage in bezug auf diese Forschung völlig versagt und sich auf eine Bibliographie beschränkt.

Dem Laien aber, der sich dieser Forschung nähert, oder auch dem, der unter allgemein literarischen Gesichtspunkten an sie herantritt, pflegt es schlimm zu ergehen. Auf die Fragen, die ihn eigentlich interessieren, die sozusagen biologischen über Entstehung, Lebensbedingungen, Metamorphose, Wachstum der Märchen, erhält er bis auf verstreute Notizen überhaupt keine Auskunft. Ist das, was wir Märchen nennen, eine Urform, ein literarisches Protozoon? Oder welche Vorformen gibt es oder sind anzunehmen? Welches sind die konstituierenden Faktoren in seinem Organismus? Ist es z. B. der novellistische Zug? Ist dieser überhaupt alt oder ist er erst in späterer Entwicklung hineingekommen? Welchem Zustand der allgemeinen Vorstellungsweise entspricht das Märchen? welchem geistigen Bedürfnisse verdankt es seine Entstehung? welchem Bedürfnisse seine Entwicklung? welche Entwicklung? Welche Lautverschiebungsgesetze nationaler oder internationaler Art sind für den Lauf dieser Entwicklung nachweisbar? Für solche Fragen, die in der Grimmschen Periode allerlei Antworten fanden, ist jetzt kaum noch Interesse vorhanden.*)

Aber auch dem, der sich jener einzigen Frage zuwendet, welche die Märchenforschung heute umtreibt, geht es nicht gut. Er sieht sich in kürzester Frist in eine Art Sturwind gehüllt, der ihm mit Massen feinen trockenen Sandes das Gesicht peitscht und die Augen verfest, sodaß er schleunigst davonzukommen sucht, ehe er seine Gebeine in der Sonne bleichen sehen muß.

Im Ernst, ob, ehe das Jahrhundert seit dem Erscheinen der Grimmschen Sammlung (1812) sich rundet, auch die Märchenforschung irgend welchen Abschluß erreicht, irgend welchen gemeinsamen Grund gelegt, irgend welche mitteilbare Ergebnisse gezeitigt, irgend welche interessante Gesamtübersicht möglich gemacht haben wird?

Nichts liegt uns ferner, als einer Wissenschaft, die so heiß arbeitet, irgend eine Nachlässigkeit vorzuwerfen. Man schlage in den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte“**) die

*. Doch s. das hübsche kleine Buch von Adolf Thimme, *Lied und Märe, Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie*. Gütersloh, Bertelsmann. 1896. (156 S., M. 2.—, geb. M. 2,80).

** Ein ganz ausgezeichnetes Unternehmen, vorzüglich instruirend über die Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der literarischen Forschung.

Kapitel nach, zu denen die Märchenforschung gehört, besonders also, was unter dem glücklich gewählten Namen „Stoffgeschichte“ verzeichnet wird.

Oder man vergegenwärtige sich die Lebensarbeit etwa Reinhold Köhlers († 1892).

Zwischen Benfen und der unmittelbaren Gegenwart war er die größte Autorität auf dem Gebiet, von dem wir sprechen. Wie er in Erich Schmidts Nachruf und in seinen eigenen gesammelten Schriften lebt, ist er so sehr Typus des bescheidenen, nur in seiner Arbeit glücklichen deutschen Gelehrten, daß man nur mit aller Verehrung von ihm sprechen kann.

Man blättere seine Aufsätze und den ersten Band seiner Kleinen Schriften durch. Welch eine Arbeit! Welch eine Anhäufung von Nachweisungen und immer wieder Nachweisungen, von Varianten, verwandten Gestaltungen, Nachklängen! Welch eine Zusammenhäufung von Stoff über Stoff! Stoff in allen Formen, Formationen und Massen! Verwirrend hoch und breit gehäufte Stoff, ganz dazu angetan, jemanden, der unvorsichtig daran rührt, zu verschütten. Erich Schmidt fixiert den Eindruck mit den zurückhaltenden Worten: „Er war entschieden mehr Systematiker als Physiolog“ und richtiger noch, indem er ihn einen „geborenen Anmerker“ nennt.

Es ist bezeichnend, daß Köhler nie das Bedürfnis gefühlt hat, irgend welche allgemeinen Schlüsse oder prinzipiellen Resultate zu veröffentlichen. Die einzige derartige Arbeit mit dem vielversprechenden Titel „Ueber die europäischen Volksmärchen“ stammt aus dem Anfang seiner Märchenstudien und begnügt sich mit einer zustimmend referierenden, wenig einschränkenden Wiedergabe der Benfenschen Hypothese und ausführlicherer eines gleichfalls schon von Benfen gegebenen Beispiels.

Dies alles ist aber nicht nur für Köhler, sondern auch für den Stand der Dinge in seiner Wissenschaft bezeichnend.

Nun nehmen an dieser Forschung, außer ihr selbst, nicht nur die verschiedenen Seitenwissenschaften, sondern auch das Leben selbst einigen Anteil. Und besonders unter literarisch-ästhetischem Gesichtswinkel haben wir eine ganze Reihe von Fragen, auf die wir gern Antwort hörten. Wir deuteten das bereits an.

Man muß bedenken, was uns die Märchen sind — ästhetisch betrachtet.

Avenarius hat einmal die Empfindung des „Poetischen“ näher

untersucht*) und dahin bestimmt, daß es sich in ihm um ein Mitschwingen von Gefühlen handelt, die, mit alter Phantasietätigkeit seit Jahrtausenden verschweift, zu erwachen beginnen, wenn diese Phantasie sich bewegt. In den Schöpfungen, denen wir die Ehrenbezeichnung des Poetischen zusprechen, geht vor sich „ein traumhaftes Untertauchen ins Unbewußte, um uralte Vorstellungen mit dem Bewußtsein eines Menschen von heute neu zu durchdringen und um mit ihnen zugleich Gefühle zu wecken, die abermals eine Schicht tiefer liegen.“

In diesem Sinne nun sind die Märchen etwas wie konzentrierte Poesie; und darin liegt ihr Wert für uns, wenn auch zugleich die Grenze ihres Wertes. Denn freilich wirkt diese uralte Phantasie mit ihrer ganzen Macht erst da auf uns, nicht wo sie jorzusagen in Reinkultur vorliegt, sondern wo sie mit Leben und Schicksal von heute durchdrungen ist, in heutiges Leben herein und herüber ragt, wie etwa an jener Stelle des Faust, wo Gretchen im Kerker den Vers aus dem Nachandelbaummärchen singt, und nachher:

„Sie singen Lieder auf mich!
Es ist böß von den Leuten!
Ein altes Märchen endigt so:
Wer heißt sie's deuten?“

Hier wacht in der Tat eine ganze Volkübergangenheit auf, um sich schützend um das gefallene Kind des Volkes zu lagern:

„Ihr Engel, ihr heiligen Scharen,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!“

Und dieses Aufwachen der tiefen Stimmen, die aus begrabenen Zeiten klingen, die diesem Schluß seine bannende Macht geben, konnte gar nicht wirksamer eingeleitet werden, als mit jener Märchenstimme wie von einer versunkenen Glocke her.

Indessen auch von dieser direkten Bedeutung der Märchenformen abgesehen — die kulturgeschichtliche Bedeutung jener ganzen Stoffmasse ist sehr groß. Man muß berücksichtigen, sagt Benßen, „daß die Einführung dieser heiteren Konzeptionen mitten in und gegen die asketische Richtung des Mittelalters, . . . ihre, wenn auch bisweilen etwas laszive Sinnlichkeit nicht wenig dazu beitrug, die Poesie . . . zur Natur zurückzuführen“.

Die Märchen enthalten nämlich zugleich die ersten Anfänge aller Novellistik; und es ist zum mindesten sehr interessant, viel-

*) Kunstwart 1901, Heft 13.

leicht aber auch lehrreich zu beobachten, woher die stammt, und welche Entwicklung sie hinter sich hat.

Es handelt sich — falls die indische Hypothese recht hat — um einen breiten und starken Strom geistigen Lebens, der vor fast dreitausend Jahren aus dem Südwestrand des Himalaya hervorbricht, aus dem Fünfstromgebiet hinüber zum Ganges und ihn abwärts fließt, ins Ungeheure und Grenzenlose anschwellend. Hier nun auf einem überfruchtbaren Boden, in unmittelbarer Nachbarschaft Bengalens, in dem das phantastischste, an Wirkung und Fruchtbarkeit ungeheuerlichste Lebewesen entstand, das es gibt, der Choleraabzillus, hier also entsteht, zusammen mit der Cholera eine geistige Parallelsform zu ihr — ein von Steinthal stammender Scherz — der Buddhismus, eine Art Hirn- und Herz-erweichung, und in seiner erhitzten Luft steigt jener Strom dampfförmig auf, um alle Welt mit mikroskopischen Phantasiekeimen, kleinen anekdotenförmigen Lebewesen zu überschütten, durch deren geheime Arbeit dann eine Art allgemeiner Geisterweichung, sogenannte „schöne Literatur“ entsteht. Oder um die scherzhafte Vergleichung fallen zu lassen — die einen Augenblick zu erwägen immerhin nichts schaden kann — ist dieses weltweite Wandern und Wachsen der Stoffe nicht überaus interessant? Wie sie wechselnd dienstbar werden, bald zur Fürstenbelehrung im indischen Pantchatantra, bald zur religiösen Predigt in der geistlichen Beispielsammlung der *Gesta Romanorum*, bald zur pikanten Unterhaltung nordfranzösischer und florentiner Elegants in den *Fabliaux* und im *Dekameron*, bald zum satirischen Kampf, bald zum übermütigen Schwank des Hans Sachs, bald zur Menschheitstragödie des Shakespeare, bald zur lautereren Kinderpoesie der Grimmschen Märchen!*)

Oder — falls die indische Hypothese unrecht hat — wie die einzelnen Motive hin und her in den Völkern wachsen, wie sie

*) Das Antiquariat von Köppler in Leipzig kündigt an, daß es einen Neudruck der Gräffelschen Uebersetzung der *Gesta Romanorum*, dieser alten höchst wichtigen geistlichen Märchensammlung zu veranstalten vorhat, ebenso wie von Bon der Pagens „Gesamtabenteuer“, den deutschen *Fabliaux*, falls genügend viel Bestellungen einlaufen. Beide wichtigen Werke gab es nur noch in sehr teuren antiquarischen Exemplaren. Man lasse sich Prospekte kommen. Vom *Dekameron* hat der Zielverlag einen sehr hübschen Neudruck der bislang besten Uebersetzung in drei kleinen Bändchen veranstaltet (M. 10,—, geb. M. 15,—). Im gleichen Verlag erschien von Paul Ernst eine sehr gut übersetzte Sammlung altitalienischer Novellen außerhalb *Boccaccios* (Sachetti, Sercambi, Bandello u. a.) mit einer, wenn auch widerspruchsvollen doch nachdentlichen hübschen Einleitung (2 Bde.).

über die Grenzen tretend sich miteinander verweben, die stärkeren die schwächeren verschlucken, wie sie aus uralten ungeheuren Mythengebilden zu freundlichen Gespielen der Kinder werden, ähnlich wie aus den großen Riesen- und Schreckenshexen, den Königen der Urmeere, die kleinen geheimnisvoll sich versteckenden an die Sonne hervorschlüpfenden Eidechsen wurden. Wie sie sich immer mehr abschleifen gegen einander, bis eine Art internationale Märchensprache entsteht, und wie sie dann doch wieder sich national differenzieren, mit sehr ausgeprägten Eigentümlichkeiten in Wuchs und Seele sich von einander unterscheidend.

Oder zu welchen Ergebnissen über Herkunft und Entwicklung der Stoffe man sonst gelangt; sollte die Beobachtung dieses Wanderns oder Sichwandelns nicht geeignet sein, die fruchtbarsten und förderlichsten Bemerkungen und Erkenntnisse auszulösen? Ja sollte diese ganze Entwicklung nicht selbst der geeignete Gegenstand für ein großzügiges umfassendes Werk sein können? Anstatt dessen haben wir seit Dunlop-Viebrecht, d. h. seit 50 Jahren, oder um noch genauer zu sprechen, seit vor der großen indischen Flut auch nicht einmal mehr einen Entwurf solches Werkes. Alle Arbeit verstreut sich in kleine Einzelmonographien über irgend ein wunderkleines Einzelmotiv.

Wir wollen nun diesen Tatbestand von uns aus zu verstehen suchen. Woher einem so interessanten Stoff gegenüber eine solche Zurückhaltung?

Zunächst war es wohl einfach dies, daß den mancherlei willkürlichen Fabeleien gegenüber, zu denen die Grimmschen Anregungen über Mythos im Märchen geführt hatten, und die sich mehr philosophisch unklar als wissenschaftlich haltbar ausnahmen, eine gewisse nüchterne Bedanterie geboten und gesund erschien.

Man bedachte dabei aber nicht, daß die philosophischen allgemeinen Raisonnements, die man so verachtete, doch darum weil sie oberflächlich sein können, es nicht sein müssen und daß sie die Forschung nur deshalb irreführen können, weil sie sie auch richtig führen können. Wie nämlich soll eine Forschung für das Leben, für die geistige Organisation des Menschen einen Ertrag überhaupt abwerfen, wenn nicht in gewissen allgemeinen Einsichten über die Natur der erforschten Vorgänge und ihren Zusammenhang mit den eigenen Geisteskräften! Daß man das Verbreitungsgebiet des Märchenmotivs etwa vom Ritt in das vierte Stockwerk kennt, und die Form, die es in den einzelnen Ländern, in

denen es vorkommt, angenommen hat, das kann doch die geistige Bereicherung nicht ausmachen? Und was die direkte poetische Wirkung des Märchens angeht, so wird die durch Variantenlesen auch nicht ohne weiteres erhöht. Das einzelne Märchen oder Märchenmotiv selbst mit allen Varianten und allervollständigster lückenlosester „Filiation“, wie man statt Stammbaum sagt, geht garnicht erst in den Gesamtorganismus des geistigen Lebens ein, den herzustellen und gelenkig, arbeitskräftig und genußfähig zu machen, man Geisteswissenschaften treibt.

Die allgemeinen biologischen Einsichten aber, die wir von den Fachwissenschaften erbitten — in überzeugendem Nachweis und in plastischer Darstellung an einem ausgewählten anschaulichen Stoff — auf die kann man nicht warten, bis eine Wissenschaft sozusagen fertig ist, sie müssen in Form von mehr oder weniger erweislichen Hypothesen neben der exakten Forschung hergehen, als eine fortgehende Vermittlung nach dem Leben hin, und tun es, wo eine Wissenschaft gesund ist, denn der Lebende hat recht.

Diese fortwährende Begleitung der akuten Einzelforschung durch allgemeine Erwägungen und Hypothesen ist aber nicht nur für das Leben bedeutungsvoll, sondern nicht weniger für die Wissenschaft selbst. Denn die kann auch nicht vorwärtskommen, ohne sich fortlaufend Rechenschaft zu geben über den Zusammenhang ihrer Arbeit mit dem übrigen geistigen Leben, über Richtung, Methode, Ziel ihrer Forschung und die Bedeutung ihrer Einzelfortschritte für das Ganze. Eine selbst- und zweckvergeßene Stoffhuberei kann immer nur ganz vorübergehend von Wert sein.

Es zeigt sich hier eben, daß jede Wissenschaft mindestens ebenso sehr vom allgemeinen Geistesleben und Gedankenzug abhängig ist wie vom einzelnen Forschungsergebnis — wie das ja ohne weiteres in ihrem Wesen begründet ist. Denn wenn es ihre Aufgabe ist, das Einzelne in das Ganze einzufügen, so ist diese Aufgabe also ebenso sehr oder noch mehr vom Ganzen als vom Einzelnen abhängig. Selbst eine irrierte Arbeitshypothese ist darum für den Fortgang der Wissenschaft günstiger als gar keine.

Die Märchenforschung hat das an sich selbst erfahren. Noch 1865 konnte Zülg in seiner Einleitung des Sibbhi-Kür, einer mongolischen, genauer kalmückischen Märchensammlung, feststellen, daß Bensens Untersuchungen „in der Erforschung unsrer Sagen- und Märchenwelt nach allen Seiten befruchtend gewirkt“ hätten. Sie hätten, fährt er fort, den „gelungenen Nachweis“

ergeben, „daß die Hauptmasse unserer Märchen und Erzählungen aus Indien stammt und auf verschiedenen Wegen sich nach Europa verbreitet hat, im Süden durch die islamitischen, im Norden durch die buddhistischen Völker“. Heute, 40 Jahre später, ist man noch genau so weit. Wir glauben, daß die befruchtende Wirkung von Benfens*) Aufstellung ausging, sofern sie glaublich gemachte Hypothese war. Weil sie aber alsbald für bewiesen galt, nur noch des Heranbringens des Stoffs ermangelnd, so hat sie bald darauf umgekehrt, nämlich stoßend gewirkt. Es ist eine eigene und eben nicht sehr befriedigende Lage, unter einer Hypothese zu arbeiten, die gleichzeitig erwiesen und nicht erwiesen sein soll, sodaß also das Ziel der Untersuchung von vornherein feststeht. Daß die indische Herkunft der Phantasie Stoffe für erwiesen galt, hinderte die Bewegungsfreiheit, daß sie aber des Beweises offenbar noch erst bedurfte, hinderte, neue Ziele und dementsprechende neue Hypothesen zu suchen und aufzustellen. Wir wissen nicht, aber es scheint uns so, als läge hier eines der hemmenden Momente.

Indessen, es gab auch mehr in der Sache liegende Hinderungsgründe. Vor allem die ungeheuere Massenhaftigkeit des Stoffs, der immer noch wenig gesichtet ist, der nur durch ein kraftraubendes Zettelsystem einigermaßen gegenwärtig gehalten werden kann, während doch zur wirklichen Arbeit irgend eine vereinfachte Uebersicht vor allem nötig wäre, die je nach den Resultaten fortschreitend sich ändern könnte. Schon 1864 machte J. G. von Hahn in der Einleitung seiner griechischen und albanesischen Märchen den leider unbeachtet gebliebenen Vorschlag, die einzelnen Märchenzüge, i. d. W. die Wörter der Märchensprache, systematisch zu sammeln, um so zu einer Märchenwurzelsammlung zu kommen. Obwohl die viel nachgesprochene Behauptung Benfens dahin lautet, daß es im Grunde nur wenige selbständige Formen gibt, die sich nur „kaleidoskopartig“ verschieben, hat sich noch niemand daran gemacht, eine Uebersicht dieser wenigen Formen zu geben, wenn man von dem sehr unvollständigen Hahn'schen Versuch absieht. Und doch könnte man die Behauptungen doch nur nachprüfen, wenn so das Material für sie vorgelegt würde.

*) Pantchatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersezt mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Benfey. Leipzig, F. A. Brockhaus 1859, 2 Bände. Die „Einleitung“, d. h. der umfangreichere (XLIII und 611 S.) erste Band bietet einen fortlaufenden Kommentar, auch für Laien interessant und lesbar. Im 2. Band folgen Uebersetzung und kritischer Apparat (VIII und 556 S.).

Dazu kommt, möglichenfalls als eine der Ursachen dieses Mangels, ein Umstand, den schon Benfen beklagt und der sich seitdem nur sehr teilweise gebessert hat, nämlich dies, daß große und wichtige, ja man muß sagen die wichtigsten Materialmassen noch schwer zugänglich sind. Selbst von der Hauptmärchensammlung, der des Somadeva, dem „Meer der Erzählungsströme“, haben wir noch immer nicht mehr als den dritten Teil in deutscher Uebersetzung. Viel wichtiger als diese aus dem 11. Jahrhundert nach Christus stammende Sammlung wäre natürlich eine Uebersetzung der buddhistischen Legenden, der Dschatakas.

Denn buddhistisch sollen ja nach Benfen alle diese Märchen und Erzählungen sein. Aber es gibt wohl eine wenigstens teilweise englische, keine deutsche Uebersetzung.

Es ist das schade und nicht nur für das Gebiet, von dem wir sprechen. Es war doch ein großer Gedanke des alternden Goethe, daß die deutsche Sprache die Sprache der Weltliteratur werden solle. „Es ist auch nicht zu leugnen“, sagte er*) zu einem Engländer, „daß wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. . . . Was . . . das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Uebersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besonderen Zweck nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viel Zeit zu verwenden.**) Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen . . . Dieses und die große Flüssigkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Uebersetzungen durchaus treu und vollkommen.“

Hier ist der deutschen Sprache eine große Aufgabe gestellt, die Aufgabe einer Vermittlung für die hohen geistigen Güter, sozusagen für den geistigen Weltmarkt. So hätte sie müssen Weltsprache der Intelligenz werden. Sie kommt aber immer mehr davon ab. Nicht nur äußerlich, wie in solchem Unübersetzlassen

*) 10. Jan. 1825. In der Diederichs'schen Ausgabe des Edermann II S. 160

**) Diese Zeit- und Krasternärris steht heute schlecht im Kurs. Unsere Wissenschaftler zum mindesten treiben fast einen Sport mit unnötig unübersetzt gelassenen Zitaten. Es ist das schon rein ästhetisch nicht sehr erfreulich, fast aber auch moralisch. Und an das Lächerliche grenzt es, wenn in Essaysammlungen ganze französische oder englische Stücke auftauchen. Sie stammen aus französischen und englischen Zeitschriften. Und der Leser soll wohl die sprachliche Vielgewandtheit des Verfassers bewundern? Oder soll er textkritische Studien darüber aufstellen, ob der Verfasser den Aufsatz selbst in der fremden Sprache geschrieben hat?

der wichtigsten Stoffe, sondern auch innerlich. Die Kunst der Uebersetzung geht entsetzlich zurück.*)

Nun, jedenfalls auf unserem Gebiete steht die Sache so, daß wer nicht indisch kann, die englische Vermittlung suchen muß. Ähnliches gilt von den neuindischen Märchen.

Auf dem anderen Pol der indogermanischen Sage steht es jetzt etwas besser. Die Hauptmasse der isländischen Sagen ist zwar noch immer nicht übersezt, — selbst die Krone dieser Literatur, die Njalasaga, haben wir nur in einer verkürzten Uebersetzung aus dänischer Vermittlung, und gerade die stärker mit Märchenzügen versetzten jüngeren Sagen fehlen noch zum großen Teil. Dafür haben wir jetzt eine wörtliche Uebersetzung der äußerst wichtigen ersten neun Bücher des Saxo**) und ferner endlich eine vollständige Sammlung neuisländischer Märchen, wengleich nur in Auszügen.***)

Das Drückendste bleibt die Ungewißheit über den Bestand der indischen Märchenmassen. Benfen sprach in seinem Pantfschatantra-werk — schon in der Vorrede, im 1. Band sie oft wiederholend — die Drohung aus, daß seine Arbeit nur ein Anfang sei, daß aber „alle oder wenigstens der allergrößte Teil dieser Konzeptionen“ in den unergründlich großen indischen Massen ihre Urform finden würden. Diese Drohung, gestützt auf die tatsächliche Massenhaftigkeit aller indischen Produktion und einige frappante oder doch frappierende Exemplifikationen wirkten — wie es scheint — einschüchternd. Man schreckt vor jeder bestimmten Behauptung zurück, weil man nicht weiß, ob nicht andern Tags irgend ein altindisches Dschatata, eine Buddhalegende, einen ins Bein beißt.

Wobei man vergißt, daß, je weiter man die Märchen zurückverfolgen kann — und es sind welche im Rigveda, also in der ältesten indischen Literatur entdeckt! —, desto mehr man nicht etwa den indischen Ursprung des Märchens beweist, sondern umgekehrt sich der Grimmschen These der Urverwandtschaft wieder nähert.

Versuchen wir uns zunächst über die Benfensche Hypothese klare Vorstellungen zu bilden.

*) Namentlich der in anderen Beziehungen so verdienstvolle Neclamsche Verlag setzt — zumal was Poesie betrifft — Uebersetzungen in die Welt, daß einem die Haut schaudert.

**) Paul Hertmann, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern der Dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus. I. Teil Uebersetzung. (Leipzig, W. Engelmann 1901. (9.— Mart.)

***), Die schon erwähnte Sammlung von Nittershaus.

Daß eine Reihe mittelalterlicher Stoffe auf den Orient und speziell auf Indien zurückwiesen, hatte man schon vor Benfey des öfteren bemerkt, besonders z. B. Dunlop-Liebrecht und Bon der Hagen (Gesamtabenteuer). Aber sogar schon Gautier 1822 in seiner Vorrede zur 1001 Nacht, wiedergegeben in der Breslauer Uebersetzung, 1824 S. XXVI f. sagte: „Denselben Gang (Sindostan—Perser—Araber—Europa) haben auch die Fabeln des Bidpai (eine Version des Pantſchatantrawerks) genommen, und nicht ohne die lebhafteste Teilnahme kann man sehen, wie diese ersten Denkmale der ältesten Literatur von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert werden, durch die verschiedenen Zeitalter der Barbarei gehen, und von neuem überall fast unter denselben Formen erscheinen, um die Kindheit der Völker zu ergötzen, sie spielend zu unterrichten und sie auf ernstere Studien vorzubereiten.“

Vielleicht aber, wenn man näher zusieht, würde sich zeigen, daß die Hypothese von der indischen oder doch orientalischen Herkunft der Märchen überhaupt die vorgrimmische Allgemeinvorstellung war, die Vorstellung der Zeit, welche die 1001 Nacht kannte, aber von Volksmärchen noch nichts wußte. Wie haben sich doch die Zeiten durch die Arbeit der Grimm, durch die Romantik überhaupt geändert, diese Wiederanknüpfung an Herder und an Goethes Jugend. Wie schwer ist es uns bereits geworden, die Vorstellung zu vollziehen, und doch war es so: Wir kannten die orientalischen Märchen — bewußter und gar literarischer Weise — lange vor den eigenen deutschen. Die Grimm erst knüpften jene Fäden nach rückwärts in die eigene Vergangenheit und in die Nordlande. Das war die große Revolution der Anschauung, die sie hervorriefen.*) Die Benfey'sche Hypothese ist nur die notwendige Reaktion gegen einige Uebertreibungen germanistischer Mythologen.

Das Neue der Benfey'schen Hypothese war vor allem die Bestimmtheit, mit welcher er speziell Indien nannte und es zur Heimat nicht nur jener literarisch bekannt gewordenen ausländischen Sammlungen, sondern vor allem der inzwischen gesammelten europäischen Märchen, ja des Märchens überhaupt machte. Von

*) In der Liebrecht'schen Uebersetzung des Pentamerone sagt Jakob Grimm, Vorrede S. IX: „Man lasse fahren den Wahn, sie (die Märchen) seien an irgend einer begünstigten Stelle aufgewachsen, und von da erst auf äußerlich nachweisbarem Weg oder Pfad in die Ferne getragen werden. Das ist jetzt schon widerlegt“ usw. Das schrieb Grimm 13 Jahre vor Benfey's Pantſchatantra!

Indien her seien sie auf mancherlei Wegen in verhältnismäßig spätere Zeit zu uns gedrungen. Und zwar vor dem 10. Jahrhundert nach Christus wohl nur wenige und meist nur durch mündliche Ueberlieferung über Reisende und Kaufleute. Seit dem 10. Jahrhundert und seinen islamitischen Einfällen in Indien sei dann die literarische Ueberlieferung, die schon vorher, z. B. in „Barlaam und Josaphat“, begonnen hatte, in den Vordergrund getreten. Die indischen Erzählungen wurden ins Persische und Arabische übersetzt und verbreiten sich über die islamitischen Reiche in Asien, Afrika, Europa, sowie durch die vielfachen Berührungen mit ihnen auch über den christlichen Occident. Knotenpunkte sind Byzanz, Italien, Spanien. Mit der buddhistischen Literatur dringen sie um die gleiche Zeit nordostwärts nach Tibet und China, von Tibet her mit dem Buddhismus zu den Mongolen — von drei wichtigen indischen Sammlungen: dem Totenzauber, den Siebzig Geschichten des Papageis und den Abenteuern des Wikrama ist eine mongolische Uebersetzung nachgewiesen. „Die Mongolen aber haben fast 200 Jahre in Europa geherrscht*) und öffneten dadurch ebenfalls dem Eindringen der indischen Konzeptionen in Europa ein weites Tor . . . Durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen alles, was etwa**) ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existiert hatte, absorbiert zu haben; kaum daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisierten fremden Gebilde gerettet haben mögen.“ Denn ihre Umwandlung besonders im Volksmunde „ist — abgesehen von der Nationalisierung — nachweislich fast nur kaleidoskopartige Vermischung von Formen, Zügen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren.“ Ihre Fülle ist nur scheinbar. Die literarischen Behälter bildeten hauptsächlich die türkische Uebersetzung des Papageienbuchs, ***) arabische und höchst wahrscheinlich jüdische Schriften. „Daneben . . . mündliche Ueberlieferung, insbesondere in den slawischen Ländern.†) In der europäischen Literatur

*) NB. erst seit c. 1224.

**) Dieses „etwa“ wollte Benjey sehr stark betont wissen. Al. Schriften S. 162 deutet er an, daß er an außerindische selbständige Märchen nicht glaubt, an eine generatio aequivoca, wie er diese Möglichkeit bezeichnen zu müssen meint — ganz mit Unrecht, wie wir noch sehen werden.

***) Von der mongolischen war oben die Rede.

†) Die erste direkte literarische Herübernahme ins Abendland fällt übrigens erst in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Sie bezieht sich auf die beiden Sammlungen: Buch der Beispiele der alten Weisen (Fabeln des Bidpai, wozu Pantaschatantra und Hitopadesa gehören) und das wichtigere Buch der sieben weisen Meister, welches letzteres um 1475 auch direkt ins Deutsche überfetzt wurde.

Boccaccio und Straparola. „Aus der Literatur gingen sie dann ins Volk über, aus diesem, verwandelt, wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk usw. und erreichen, insbesondere durch diese wechselseitige Tätigkeit nationalen und individuellen Geistes, jenen Charakter nationaler Wahrheit und individueller Einheit, welcher nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Wert verleiht.“

Benfen hat also den — mit einem modernen Wort zu sprechen — völkerpsychologischen Wert der Märchen nicht bestreiten wollen.

Den Entrüstungstürmen, die sich ab und zu gegen „Abhängigkeits“-Hypothesen solcher Art aufmachen, liegen gewisse ungeklärte Anschauungen über den Wert des Stoffes und über „Reinheit“ der Nationalität zu Grunde. Dergleichen haben wir aus dem letzten babylonischen Sturm her gut genug in Erinnerung. Es nimmt aber weder einem Shaffspearschen Stück, noch der alttestamentlichen Prophetie, noch den deutschen Märchen irgend etwas von ihrem ästhetischen oder nationalen oder sonstigem Werte, wenn man nachweist, daß ihr Material schon vorher da war so gut wie der Marmor Michel Angelos oder der Lehm der Steine des Lübecker Domes. Nach dieser Richtung hin hat man keine andere Ehre zu wahren als die seiner Ehrlichkeit.

Hat die Benfensche Hypothese für sich, daß sie die Märchen in einen historischen Zusammenhang eingliedert, der die ganze Welt umspannt — denn wie die Europäer sie bis zu den Indianern bringen, so beschenken die Buddhisten China und Japan mit ihnen, während die Mohammedaner sie tief nach Afrika tragen —, so hat die Anschauung der Grimmschen Kreise die strengere physiologische Gesetzmäßigkeit für sich. Hier gibt es sozusagen feste Entwicklungsgesetze, Gesetze einer Art Lautverschiebung auf innergeistigem Sprachgebiet. Aus den nur erst roh personifizierten Naturkräften der ältesten Mythen werden immer menschenähnlichere Formen, plastischgewordene Götter, Helden, schließlich sterbliche Menschen in einer niederen Dämonenwelt — dies ist die Stufe des Märchens — und ganz zuletzt Novellen oder historische Anekdoten. So wenig als im Gebiet der Sprache jemals aus einer schwächeren Form eine stärkere sich bilden kann, so wenig könne jemals aus einer Novelle ein Märchen, aus einem Märchen ein Mythos werden.*) Umgrenzt

*) J. G. von Hahn, *Urzeitliche Märchen*, Einleitung.

wird diese Entwicklung durch die Abstammung, die ein gemeinsames Grundkapital von mythischen Vorstellungen ergibt, welche sich in den einzelnen Linien dieser großen Völkerfamilie auf analoge Weise entwickeln. Jenseits der Grenze dieser arischen Völkerfamilie sind andere Vorstellungen vorzusetzen.

Es liegt nahe, das physiologisch gesetzmäßige Element aus dieser Anschauung herauszuziehen und selbständig zu machen. Die analoge Entwicklung nicht auf Grundlage verwandtschaftlicher Beziehungen, sondern auf Grund des Menschseins überhaupt. Darauf, „daß mit eiserner Notwendigkeit, wie die Pflanze je nach Phasen des Wachstums Zellgänge oder Milchgefäße bildet, Blätter hervortreibt oder Blüten entfaltet, so auch zufolge den die Entwicklung der Menschengattung beherrschenden Gesetzen gewissen Lebensbedingungen und äußeren Verhältnissen gewisse mythologische Erscheinungen entsprechen.“

Jakob Wähly, der diese Worte Bastians zitiert,^{*)} hat unterlassen, anzugeben, wo in der unendlich ausgedehnten und schwer entwirrbaren Bastianschen Literatur sie zu finden sein mögen. So haben wir nicht nachprüfen können, wiefern Bastian selbst sie auf die Frage des Märchens anwendbar hält. Denn im allgemeinen will er zwar methodisch vom Kulturmenschen ausgehen, der „alle ihm einwohnenden Kräfte offenbart, alle seine Fähigkeiten entwickelt“, aber sein Material will er doch den Anfängen möglichst nahe wählen, also in den Gedanken des Naturmenschen.^{**)} Ob aber und inwiefern die Märchen der Indoeuropäer dahin zu rechnen wären, das könnte erst aus den Resultaten solcher Forschungen sich ergeben. Denn bei diesen indoeuropäischen Materialien wäre zuerst zu untersuchen, wie weit sie noch „direkte Schöpfungen der Natur in und aus dem Menschengesicht“ sind und wie weit sie schon unter historischer „Uebertragung in feindlicher oder freundlicher Berührung, . . . also unter den Mitwirkungen subjektiver Agentien aus bewußter oder unbewußter Willenstätigkeit“ gelitten haben.

Keine dieser drei Hypothesen braucht die beiden anderen ganz auszuschließen. Jede wird nur bei der Erwägung der Möglichkeiten den Ton anders legen. Wenn Benfen von einem Märchen der Betschuanen hört, das einem deutschen Märchen ähnlich sei, so wird er geneigt sein, darin den Beweis für die indische Herkunft

*) Zeitschrift für Kulturgeschichte. 1898. S. 448.

***) Vgl. z. B. Ethnologische Forschungen. Jena 1873, II S. 314 ff.

des deutschen Märchens anzusehen; denn nur durch indisch-mohammedanische Vermittlung kann es zu den Vetschuanen gekommen sein. Dieselbe Tatsache würde von der Grimmischen Schule dahin gedeutet werden können, daß, — falls nicht, wie wahrscheinlich, ein Spiel reinen Zufalls vorliege — hier mythische Anschauungen einer vorarischen Schicht vorlägen, während Bastian die direkte Stimme der Natur in der Form des Menschseins vernehmen und dergleichen Ähnlichkeiten unter sein Beweismaterial aufnehmen könnte.

Uns würde als das Richtige erscheinen, mit allen drei Möglichkeiten von Fall zu Fall zu operieren, nicht willkürlich, sondern nach festen Gesichtspunkten, und wir wollen unsererseits entwickeln, wie wir uns das Gefüge einer solchen Arbeit des Näheren denken.

Zu diesem Zweck müssen wir vor allem die Grenzen der drei Anschauungen, die Stellen, wo sie schwach sind, untersuchen. Wenn wir dabei die Benfensche am härtesten anfassen, so bedeutet das keine besondere Voreingenommenheit gegen sie, sondern umgekehrt das Zugeständnis, daß sie die nach heutigem Stand der Wissenschaft am gründlichsten durchgearbeitete ist, und das gute Vorurteil, daß wahrscheinlich in ihrem Bereich am ersten bestimmte feste Punkte erreichbar sind, auf denen man Fuß wird fassen können im Sumpf der Möglichkeiten.

Benfens Untersuchung ist rein historisch. D. h. er verschafft sich von dem zu untersuchenden Märchen nach Möglichkeit alle Einzelformen der verschiedenen Länder und Zeiten, datiert was sich datieren läßt, ordnet nach dem geographisch-kulturhistorisch wahrscheinlichsten Weg die Einzelformen an und sucht ihre Unterschiede als Entwicklung zu begreifen. Die älteste Form ist gewöhnlich ein Dschatafa, eine buddhistische Legende, die man sich gestatten darf vor Christi Geburt zu setzen. Dann kommen die anderen indischen Quellen, von denen man annehmen darf, daß sie bis etwa ins 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, möglicherweise noch weiter zurückreichen, also vor allem Pantshatantra; dann Somadeva (um 1150 nach Chr.) und modern indische Formen, von denen angenommen wird, daß sie wahrscheinlich auf alten Grundlagen ruhen. Hierauf die persischen Uebersetzungen der indischen Werke. Und von da Mongolen, Russen einer-, Griechen, Italiener, Nordländer andererseits. Dazu der arabische Weg. Schließlich werden andersartige Märchen daneben gestellt, die sich aus einem oder dem

anderen Zug der Grundform oder auch eines späteren Stadiums entwickelt haben sollen.

Wenn man's so sieht, so könnte es scheinen. Aber wenn man nachprüft, so findet man meist, daß die Dinge auch ganz anders, sogar umgekehrt zugegangen sein können. Man findet, daß die Entscheidung nicht in den aufgewiesenen Tatsachen selbst liegt, sondern in gewissen allgemeineren wissenschaftlichen Stimmungen, welche die Ordnung und Deutung des Tatbestandes übernommen haben.

Dazu gehört vor allem der große Respekt vor dem Geschriebenen. Die europäischen Märchen sind sehr viel später aufgeschrieben als die indischen. Obwohl man gesicherte literarische Daten bei den Indern bekanntlich nicht oder kaum hat, so gibt es natürlich doch allerlei Wahrscheinlichkeiten. Was nun so viel früher aufgeschrieben ist, muß doch älter sein. Man wird aber zugeben müssen, daß dies eine Annahme ist, für die der Beweis aussteht.

Ein zweites, etwas mehr sachliches Moment ist dies, daß, wie Benfen sagt, „sämtliche europäische und asiatische Märchen — mit Ausnahme der indischen — sich auf eine sehr geringe Anzahl von Grundformen reduzieren“ läßt. Das will sagen, die gesamte europäische Märchenliteratur verhalte sich zur indischen wie geringe Protuberanzen zur Sonnenmasse, wie die auf den Feldern hier und da wachsenden Bäume zum Walde, von dem aus der Wind zufällige Samen herübertrug.

Solche sachlich-historische Beweisführung kommt bei Benfen höchst selten vor. Das Bewußtsein, daß der Weg von Indien bis Island genau ebenso weit als von Island bis Indien ist, verrät er sonst nicht oft. Man kann fast sagen, daß er mit Ausnahme des Aufsatzes im „Ausland“ 1859, dem die obige Stelle entnommen ist*) über eine pragmatisch-historische Betrachtung nicht hinausgekommen ist. Gerade für eine Entwicklung aber von Dingen, die so wenig datierbar sind wie die Märchen, ist eine pragmatische Forschungsmethode besonders irreführend. Leider ist jene beinahe einzige sachlich argumentierende Stelle im Ausland-Aufsatz offenbar sehr flüchtig geschrieben.

So ist denn auch mit dem angeführten Argument wenig anzufangen. Von vornherein haben wir den Argwohn, daß hier un-

*) Abgedruckt in seinen Kleinen Schriften II 156 ff.

gleiches Maß angelegt wird. Mit einer über Jahrhunderte ausgedehnten alle möglichen Gattungen umfassenden Literatur wird eine einzelne spezielle Erzählungsart der europäischen Literatur verglichen. Von den etwa 84 Erzählungen des Benfenschen Pantischatantra z. B. sind die Hälfte einfache Fabeln. Vom Rest ist dann auch noch manches einfache Transzversion von Fabeln auf menschliche Verhältnisse,*) oder Weiterentwicklung der einen Geschichte aus der anderen.**) Wieder andere — vielleicht die meisten — sind Novellen, andere Schwänke, andere gar schwach verkleidete Belehrungen und Allegorien. Wollte man alles, was es in der europäischen Literatur derartiges gibt, mit in Vergleich stellen, so wäre das Ergebnis doch vielleicht zweifelhaft.

Andererseits erscheint uns die Ansicht, daß die europäischen Märchen ihre Fülle lediglich einer kaleidoskopartigen Verschiebung immer derselben wenigen Züge verdanken, als Uebertreibung einer an sich richtigen Beobachtung. Daß bald kein Aufsatz oder Buch zur Märchenfrage mehr geschrieben wird, ohne daß diese Uebertreibung wiederholt wird, macht sie nicht richtiger. Wir glauben, daß sie auf einer optischen Täuschung beruht. Indem der Forscher die Aufmerksamkeit auf das gerichtet hat, was er schon kennt — er will ja die Heimat der Märchen finden — werden ihm alle Züge, die er nicht vergleichen kann, unwichtig. Er sieht sie schließlich kaum; sie scheinen ihm willkürliche Ausschmückung. Es kommt dazu, daß die Züge, die er vergleichen kann, naturgemäß die beliebtesten sind, die deshalb auch eine besonders kräftige und hervorhebende Bearbeitung erfahren haben, sich also der Aufmerksamkeit von selbst stärker aufdrängen. Und dazu wieder kommt, daß die europäischen Märchen nicht in ihrer Früh- sondern in ihrer Spätzeit aufgezeichnet sind, also eine unendlich viel stärkere Zuchtwahl durchgemacht haben. Zur Zeit der Edden und des Sago waren sie offenbar noch reicher, voller, lebendiger. Dies alles aber sind Dinge, die gegen die Benfensche Schlußfolgerung aus der angeblichen oder wirklichen Armut der heutigen europäischen Märchen sprechen. Und zu dem allen kommt dann noch, daß die einseitig gerichtete Aufmerksamkeit schließlich anfängt, Ähnlichkeiten und Gleichheiten zu sehen, wo gar keine sind, oder wo

*) z. B. vom Löpjer unter den Kriegsleuten (IV, 3), aus der Fabel vom Schafal unter den Löwen (IV, 4), die ihrerseits aus einer äsopischen stammen kann.

**) z. B. die Geschichte vom verbannten Bettelmönch, I. Nachtrag 7, satirisch aus der darauffolgenden.

scheinbar oder wirklich ähnliche Erscheinungen auf völlig heterogene Ursachen zurückgehen. Oder man faßt gar ganze Massen von Erscheinungen unter logischem Sammelbegriff und kommt dann auf die Sprünge derer, welche die Historie auf ein paar Allgemeinbegriffe reduziert haben und nun finden, daß alles schon einmal dagewesen ist. Hier erscheinen, sagt Benfey von einem indischen Märchen, „die kunstreichen oder wunderbaren Gegenstände, deren Ruhm später alle Märchen und alle Welt erfüllt, . . . zuerst.“ „Die kunstreichen oder wunderbaren Gegenstände“! weshalb nicht gleich die Zauberei?

Am bündigsten ist indessen die Beweisraft des Arguments aus der Dürftigkeit der (modernen) europäischen und dem Reichtum der (alten) indischen Märchen von Benfey selbst widerlegt worden. Und zwar auf zwei ganz von einander verschiedene und also um so schlagendere Weisen!

Wenn nämlich das Argument zuträfe, so müßte es vor allem für eine Gattung der indischen Erzählungen passen, die sich besonders gut aus indischen Verhältnissen erklärt und auch in besonderer Mannigfaltigkeit und Massenhaftigkeit dort gedieh: die Tiererzählung. Benfey wird nicht müde, zu wiederholen, daß alle Märchenstoffe auf buddhistische Quellen zurückgehen. Nun ist die Vorliebe des Buddhismus für Tiere bekannt genug. Und die unendlichen früheren Geburten Buddhas und seiner Jünger in nicht nur Menschen sondern auch Tieren boten Platz über Platz. Dazu kam dann noch als zweite Aufforderung zu Tiererzählungen die gute Hülle, die sie boten, um unter leichter Maske allerlei Regierungsweisheit vor die Ohren asiatischer Despoten zu bringen, worum es sich in Pantshatantra vornehmlich handelt. Hier also wären einmal wirklich alle Bedingungen für die Entstehung einer Erzählungsgattung zusammen. Die so entstandenen Geschichten, in denen die Tiere Menschen sind und bleiben, konnten dann unter anderen Verhältnissen, wo ihre Entstehungsbedingungen fehlten, zu jenen so ganz anders gearteten europäischen Tiergeschichten werden, in denen wirkliche Tiercharaktere auftreten.

Und gerade hier sieht sich Benfey gezwungen, zuzugeben, daß die Quelle nicht indisch, sondern griechisch ist. Die griechischen (sogenannten „äsoptischen“) Stoffe hätten nur in Indien besonders günstige Bedingungen angetroffen — eben jene vorher auseinandergefügten — und sich deshalb besonders reich entfalten können. Was nun für die Tiergeschichten als erwiesen gelten soll, kann

nicht für die übrigen Stoffe unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich sein.

Das zweite Argument gegen seine indische Hypothese bringt Benfey noch an jener selben Stelle, an der er sie besonders schärf zugespielt hat. *)

Er setzt dort den Unterschied der Märchen von anderen Dichtgattungen auseinander. Die „Sage, besser Mythos (das ist Lehre) — denn das Wort Sage deckt, seinem begrifflichen Wert nach, nur eine Seite des Mythos“ — will „belehren“, die „Poesie im engeren Sinn will den Geist erheben, erweitern, veredeln . . . Das Märchen dagegen will nur unterhalten, es läßt den Geist, nachdem es ihn einige Zeit erfreut, betrübt, aufgeregt oder einzig beschäftigt hat, wesentlich ganz so wie es ihn gefunden hat.“

Wenn er nun dieses so beschriebene Märchen auf buddhistische Quellen zurückgeführt wissen will, so ist von vornherein nicht ganz klar, was für ein Interesse gerade der Buddhismus daran gehabt haben soll, die Welt mit bunter Unterhaltungslektüre zu versorgen. Diese Vermutung ist in der Tat so erstaunlich, daß Benfey selbst gelegentlich sich nicht enthalten kann, eine billige Verwunderung darüber bei seinen Lesern vorauszusetzen. Er begegnet ihr mit dem Ausruf, daß eben der Buddhismus nicht so sei, wie man ihn vorstelle. Er vergißt aber mitzuteilen, nach welcher besseren oder richtigeren Vorstellung der Buddhismus diese Möglichkeit in sich berge.

In der Tat ist sie ihm fremd. Vielmehr zeigen sowohl die Dschatafas, die Benfey selbst gelegentlich nach erzählt, als die, welche man sonst kennt, daß sie durchaus nicht unterhalten, sondern belehren wollen. Diese Dschatafas enthalten aber die älteste Form des buddhistischen „Unterhaltungs“-Stoffs, der doch auch selbst in späteren Werken, wie dem Pantshatantra und dem Hitopadesa nicht unterhalten, sondern belehren will. Gerade also nach der Benfey'schen Darstellung und nach ihr erst recht wären die Märchen verbläbte „Mythen“; und was Indien recht ist, — könnte man in den Kreisen der Grimmschen Anschauung sagen, — ist den anderen Völkern billig.

Indessen, die Sache liegt doch wohl wesentlich anders. Es wäre ja schön, hier fast im vollen Licht der Geschichte Mythen

*) Kleine Schriften II S. 159 ff.

entstehen und in Märchen abblaffen zu sehen. Aber es ist kaum so. Die lehrhafte Tendenz ist diesen Geschichten nicht selten so deutlich aufgezwungen, die Lust des Erzählens meist so offensichtlich, daß man gar zu stark den Eindruck erhält, daß hier nicht sowohl Geschichten entstehen, als vielmehr, daß längst entstandene Geschichten „geistlich gestellt“ werden.

Benfen scheint uns hier zu verwechseln, was so oft verwechselt wird: Die Entstehung einer Geschichte und die Motive dazu mit der Aufzeichnung der Geschichte und den Motiven der Aufzeichnung. In einer Zeit, in der die Schrift heilig ist und ihre Kunst in Händen einer Hierarchie, werden keine Märchen aufgeschrieben; so wenig als Liebeslieder. Es werden nur religiöse oder für religiös geltende Dinge aufgezeichnet. Wir haben aus dem frühen Mittelalter geistliche Umbildungen, aber ihre Originale nicht. Wir kennen eine Menge epischer Formeln der altdeutschen Heldendichtung nur aus ihrer Anwendung im Heliand und anderen geistlichen Gedichten. Aus der althebräischen Poesie kennen wir eine Sammlung von Liebesliedern aus dem Zufall, daß sie für geistlich gehalten wurden (das Hohelied). Mit solchen Erscheinungen hängt die bekannte Vorstellung von den religiösen Anfängen aller Kunst zusammen, ganz abgesehen davon, ob oder wiefern eine solche aus andersartigen Beobachtungen her anzunehmen sein möchte!

So also, hat man sich vorzustellen, werden in diesen Dschatakas uralte Erzählungsstoffe geistlich gestellt und dadurch literaturfähig. Wie denn auch einige Dschatakas sich ausdrücklich auf alte Geschichten berufen. Durch neuere Forschungen*) ist zudem festgestellt, daß eine ganze Reihe solcher erzählenden Stoffe schon im ältesten Veda, dem Rigveda, vorkommen. Nur waren sie da schwer erkennbar, weil nur die Verse aufgezeichnet sind, die nach der Sitte alter Erzählungsart, wie sie noch in den Märchen, stärker in der Edda, auch in der altirischen Sage und so auch in den Dschatakas vorkommt, die Prosaerzählung unterbrechen. Auch in den Dschatakas ist die Prosa sehr jung, nur die Verse alt. Diese umfassen gewöhnlich die Worte, die gesprochen werden, ein Anfang höherer künstlerischer Bearbeitung, der vorläufig erst einige hervorragende Stellen geformt hat, nach Oldenbergs treffendem Vergleich ähnlich wie an alten Götzenbildern häufig erst der Kopf

*) Oldenberg, Literatur des alten Indien, S. 44 ff.

modelliert, das andere roh geblieben ist. Auch so kommen sie im Beda natürlich nur in irgend einer geistlichen Verkleidung oder Anknüpfung vor, doch ihr Dasein auch für diese früheste Zeit indischer Dichtung beweisend.

Damit bröckelt aber jener große Damm arg, den sich Benfen durch die Behauptung des buddhistischen Ursprungs der Märchenstoffe gegen die Grimmsche These zur Rückendeckung gebaut hatte. Er ist auch von einer anderen Seite her durchlöchert.

Die Mythologen sind bekanntlich seit längerem geneigt, die ältesten Formen der Religion in Seelenkult, Zauberei, Abtraumglauben zu suchen und die Entstehung dieser Erscheinungen noch vor die Entstehung der Mythen zu legen. Nun haben die Märchen in ihren Grundlagen durchweg mit jener niederen Welt zu tun, mit Hexen, Alben, Geistern der Verstorbenen und Zauberei. Gewiß ist die höhere Entwicklung nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Es finden sich starke Einflüsse sowohl altheidnischer höherer Mythen als auch christlicher Anschauungen. Es ist nur von den Grundlagen und der eigentlichen Substanz wenigstens der meisten der Märchen die Rede, und die ist die Zauberwelt.

Damit käme dann zugleich mit der Bensenschen auch die Grimmsche Hypothese ins Schwanken. Die Märchen als solche sind nicht Abkömmlinge der uns bekannten Mythen; sie sind vor-mythisch. Man braucht nicht gleich die Sache umzukehren und sie zu Vätern des Mythos zu machen. Man kann nur sagen, daß der Mythos eine höhere Welt vertritt, einen weiteren Blick und ein überhaupt höher entwickeltes Innenleben, daß er also wahrscheinlich jünger ist als das Märchen. Das Märchen entspricht einem Glauben, der noch nicht gleich dem Mythos zu Gedanken und Gefühlen weltumspannender Art vorgebrungen ist, der noch an kleinen, wenige Meilen weit — sozusagen — herrschenden Geistern hängt.

Damit stimmt nun der Tatbestand auffällig genug überein. Wir wollen das an einem Beispiel anschaulich machen. Benfen*) nahm für das deutsche Märchen von den drei Schlangenblättern**) als Quelle ein indisches in Anspruch. Die älteste Form des Märchens liegt in einem Dschataka vor. Der Held ist natürlich

*) Pantichatantra I 454, und noch entschlossener, zugleich mit entschiedener Verbesserung, Gaston Paris in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1903, S. 137 ff.

**) Grimm N. 16.

der Bodhisatwa (Buddha) in einer seiner früheren Dschatakas (Geburten). Er ist hier der älteste von sieben Königsöhnen, die von ihrem Vater verbannt werden. Als sie unterwegs Hunger leiden, beschließen sie, ihre Frauen zu verzehren. Als an des Ältesten Frau die Reihe kommen soll, entfliehen die beiden vorher. Der Bodhisatwa trägt sein Weib eine Strecke auf den Schultern, löscht auch ihren Durst mit seinem Blut. Sie bauen am Gangesufer eine Hütte. Dort rettet ihr Mann einem verstümmelt ausgelegten Diebe, bei dessen Anblick die Frau ausspeit, das Leben. Die Frau verliebt sich in diesen, stößt den Mann einen Felsen hinunter und trägt den Hand- und Fußlosen im Korbe bettelnd durch die Dörfer. Man bewundert ihre Tugend und weist sie an den König. Dieser aber ist niemand anders als ihr inzwischen geretteter Gemahl. Er läßt ihr den Korb mit dem Verstümmelten so fest auf den Kopf binden, daß sie ihn nicht abnehmen kann, und sie so aus dem Lande jagen.

Nebenher mag dieses Dschataka zum Beweise dafür dienen, daß diese Erzählungen auch inhaltlich nicht gut buddhistische Erfindungen sein können, vielmehr nur sehr mühsam ihrem religiösen Zweck angepaßt sind. Wie konnten buddhistische Mönche zum Zweck der Belehrung eine Geschichte erfinden, in welcher der Bodhisatwa die Frauen seiner Brüder schlachten und verspeisen hilft und schließlich eine so grausame Strafe verhängt! Tatsächlich hat auch ein späteres Dschataka beide Züge geändert.*) Der Held flieht da sofort mit seinem Weibe und er läßt am Schluß die Strafe nicht vollziehen: „Aber obwohl Bodhisatwa diese Strafe befohlen hatte, ließ er sie nicht ausführen; er unterdrückte seinen Zorn“ usw. In den nicht mehr direkt buddhistischen späteren Formen ist denn auch die Bestrafung wieder da.

Wir sehen hier in den eigentlichen Verlauf jenes Prozesses hinein, welchen Benzen zwar meist mit zurückhaltenden und vorsichtigen Worten, aber doch sehr merkbarer Tendenz als Entstehung der europäischen Märchen beschreibt: eine Vergeistlichung alter verbreiteter Geschichten, die zuerst nur die Pointe ergreift, dann zusehends die ganze übrige Geschichte purifiziert und moralisiert. Dazu gehört das Tränken mit Blut, in einem späteren Dschataka schneidet der Held ihr auch ein Stück Fleisch von sich vor. Wahrscheinlich ist auch die Hand- und Fußlosigkeit des Liebhabers

*) vergl. Gaston Paris a. a. O.

buddhistische Zugabe, entsprechend dem Ausspruch Buddhas: „Jedes Weib wird sündigen, wenn ihm Gelegenheit gegeben wird, es im Geheimen zu tun, sollte der Liebhaber selbst ohne Arme und Beine sein.“ Nachher erwachen die ursprünglichen Formen wieder, doch so, daß von der vergeistlichenden Tätigkeit eine gewisse Ethisierung übrig bleibt. Wenigstens könnte damit zusammenhängen, daß die Frauenschlächterei in den nachbuddhistischen Formen fortfällt. Hätte man eine vorbuddhistische Form, so könnte man darüber mehr sagen.

Indessen wir kehren zu unsrem Thema zurück. Diese Geschichte oder eine Variante von ihr soll die Quelle des deutschen Märchens sein, dessen Gang kurz der folgende ist: Eine Königstochter ist so wunderbar, für ihre Freier die Bedingung zu stellen, sich im Falle ihres früheren Todes mit ihr begraben zu lassen, während sie im andern Fall ein Gleiches ihrerseits zu tun verspricht. Sie stirbt. Der junge König wird mit ihr begraben. Eine Schlange, die er tötet, wird von einer anderen mit Hilfe von drei Blättern ins Leben zurückgerufen. Mit diesen drei Schlangenblättern erweckt er nun auch seine tote Frau. Die Schlangenblätter aber läßt er einen Diener wohl verwahren und immer bei sich tragen, „wer weiß, in welcher Not sie uns noch helfen können“. Mit der Frau ist nun aber eine große Veränderung vor sich gegangen und alle Liebe zu ihrem Manne aus ihrem Herzen gewichen. Sie faßt auf einer Meerfahrt eine böse Neigung zum Schiffer, beide werfen den jungen König über Bord. Der treue Diener hat aber einen Rahm losgebunden, den Herrn aufgefischt, mit den drei Blättern ins Leben zurückgerufen und nach Haus gerudert, wo sie eher ankamen als jene, die nun bestraft werden. Die Grimmsche Sammlung hat ja hoffentlich jeder zur Hand, um die nähere Färbung sich zu vergegenwärtigen.

Das indische Märchen hat mit diesem deutschen Märchen gemeinsam folgende Züge: Untreue einer Frau gegen ihren Mann, dem sie ihr Leben verdankt aber das seinige zu nehmen versucht, und Bestrafung. Alle Einzelzüge gehen auseinander. Man sieht, es grenzt diese Ähnlichkeit näher an eine logische als an eine historische Exekution. Tatsächlich fanden auch Benfen und Gaston Paris ganz verschiedene Ketten. Da nun das indische Märchen zweitausend Jahre früher aufgezeichnet ist als das deutsche, muß es dessen Quelle sein.

Nun gibt es in unserem Falle — sehr zufällig! — eine Auf-

zeichnung des Märchens, die noch um tausend Jahre vor der indischen stattgefunden hat; aber ganz wo anders, nämlich in Aegypten. Dort wurde zur Zeit des Pharaos des Auszugs eine Art Märchenroman aufgeschrieben, dessen Anfang als Potiphar-geschichte in die Josephmärchen der Bibel übergegangen ist.**) Es tut uns leid, nur das allerdürreste Gerippe geben zu können, die Geschichte ist in aller ihrer Altertümlichkeit außerordentlich gut erzählt.**)

Der Kern ist auch hier, daß die untreue Frau dem Manne das Leben verdankt — sie wird um seinetwillen geschaffen —, aber ihm das seinige zu nehmen trachtet, und schließlich bestraft wird. Mit einer der indischen Varianten hat diese Fassung gegen die deutsche gemein, daß die Frau den Mordversuch mehrfach erneuert, mit der deutschen gegen die indischen den wichtigeren Zug, daß er — wenigstens das erste Mal — von einem Getreuen wieder ins Leben gerufen wird, dem er vorher das dazu Nötige mitgeteilt hat.

In allen Einzelzügen hat die ägyptische Fassung mit der indischen einer- der deutschen andererseits genau ebenso wenig gemeinsam, als das deutsche und das indische unter sich. Die Hauptzüge sind die folgenden:

Anupu, der die Stelle Potiphars in dieser Geschichte vertritt, schärft sein Schwert, um seinen jüngeren Bruder Bitiu zu erschlagen, wenn er mit den Kühen vom Felde kommt. Bitiu, der die Sprache seiner Kühe versteht, wird von ihnen, die vorausgehen und den Zornigen sehen, gewarnt. Als auch er selbst die Füße seines Bruders unter der Tür bemerkt, entflieht er. Auf sein Gebet schafft Phra, der Herr der himmlischen Zonen, zwischen ihm und seinen Verfolgern einen großen Fluß voller Krokodile. Am andern Morgen erklärt Bitiu dem Bruder die Verleumdung und schafft einen Tatbeweis dafür, daß er ohne böse Begierden sei. Er sagt dem reuigen Bruder, daß er ins Tal der Akazien wandle. Sein Herz sei in der Spitze der Akazienblüten verborgen; werde der Baum umgehauen, so müsse sein Herz zur

*) Das kann man wohl sagen, auch ohne die Träumereien gutzuheißen, die Daniel Bötter in Leyden an die Beobachtung geknüpft hat.

**) Mannhardt hat sie nach dem französischen Original des Entdeckers Emile de Rougé mit Kürzungen ins Deutsche übersetzt und in der Zeitschrift für deutsche Mythologie usw. IV S. 232 ff., Göttingen 1859, veröffentlicht und besprochen. Vollständig bei Maspero, Les contes populaires de l'Égypte ancienne, Paris 1882. Deutsche Uebersetzung fehlt auch hier wieder.

Erde fallen und er sterben. Das werde der Bruder daran erkennen, daß sein Getränk sich trübe. Dann solle er sieben Jahre nach dem Herzen suchen und es, finde er's, in ein Gefäß mit Wasser der Opferspende legen. Er baut sich dann im Tal der Akazie, wo er allein wohnt, ein Haus und wartet der Tiere des Landes. „Als er eines Tages sein Haus verließ, begegnete ihm der Zug der Götter, welche ihr Land Aegypten in Augenschein nahmen. Der Zug der Götter redete ihn durch einen unter ihnen an: Ah, siehe da Bitiu, Stier der Götter; . . .“, und sie schafften ihm eine Jungfrau, schöner als alle Frauen Aegyptens, und alle Götter waren in ihr. Nur die sieben Hathors kamen und sprachen: „Sie soll eines gewaltfamen Todes sterben.“ Bitiu gewinnt sie, die ihm ihr Dasein verdankt, sehr lieb. Er offenbart ihr das Geheimnis seines Herzens im Akazienbaum und warnt sie vor dem Fluß. Als er auf der Jagd ist, geht sie trotzdem hinaus. Da steigt der Fluß gegen sie an; sie flieht, der Fluß wendet sich gegen den Baum, der ihm zur Besänftigung eine Haarflechte der Schönen schenkt. Der Fluß führt die Haarflechte hinab nach Aegypten, wo sie, auf den Bogen schwimmend, alles mit Wohlgerüchen erfüllt und dem König gebracht wird. Der Pharao sendet Boten in alle Länder, die ins Tal der Akazie, auf Rat seiner Weisen, unter Bedeckung von Kriegersleuten. Von diesen kommt nur einer zurück; die andern hat Bitiu getötet. Eine stärkere Schar Bogenschützen und Streitwagenkämpfer bringt die Frau an den Hof. Sie verrät dem König Bitius Geheimnis. Der König läßt den Baum umhauen.

„Als die Erde sich von neuem erhellte und der Tag erschien“, trat Anupu seine Reise ins Tal der Akazie an. Er suchte vier Jahre lang vergeblich unter der Akazie. „Im vierten Jahre sehnte sich das Herz nach Aegypten zurückzukehren und sprach: ich will morgen gehen“. Als das Herz nun einen Tag im Opfertrank gelegen und ihn eingefogen hatte, regte sich Bitiu an allen Gliedern und blickte seinen Bruder an. Noch war er ohne Kraft. Da brachte Anupu den Trank herbei, worin er das Herz seines jungen Bruders gelegt hatte, und ließ ihn den trinken. Das Herz kehrte an seine Stelle zurück und Bitiu war wieder der, der er gewesen war. Er kündigt dem Bruder an, daß er sich in einen Apisstier verwandeln und ihn nach Aegypten tragen werde, dorthin, „wo meine Frau weilt, daß sie auf meine Rede antworte“.

Er soll ihn dort verkaufen, man werde einen hohen Preis dafür geben. Das geschieht.

Eines Tages, als sich der Apistier zur selben Zeit im Heiligtum befand als die Königin, redete er sie an: „siehe ich lebe noch, ich habe die Gestalt eines Stieres angenommen.“ Die Königin schmeichelt darauf dem König das Versprechen einer Wunscherfüllung ab und wünscht alsdann von der Leber des Stiers zu essen. Bei seiner Schlachtung schüttelt der Stier zwei Blutstropfen aus seinem Nacken, aus denen zwei (der Sonne geheiligte) Perseaabäume aufschließen. Alles Volk bewundert sie. Das Königspaar kommt, sie zu sehen; und wieder spricht der eine der Bäume zur Königin: Ich bin Bitiu und lebe noch. Wieder erwirkt die Königin sich eine Gunst vom König und verlangt dann Dielen von den Bäumen. Als sie gehauen werden, springt ein Holzspan ab und kommt der Königin in den Mund. Sie gebiert davon einen Knaben, der Pharaos Nachfolger wird und Bitiu ist. Er enthüllt vor seinen Großen die Taten der Königin. Man führt das Urtheil der Großen aus. Dann läßt er seinen Bruder kommen, der ihm später in der Regierung folgt.

Man erkennt mit Leichtigkeit die verschiedenen in den europäischen Märchen wiederkehrenden Märchenzüge: die Kenntnis der Tier Sprache, den zwischen Verfolgten und Verfolgern entstehenden Fluß, das an einem anderen Ort verborgene Herz, die Besenkung mit allerlei guten Gaben und einer bösen (Dornröschen), die Wiederbelebung durch Wasser des Lebens, die Kette der Verwandlungen; auch die Heirat auf Grund der Haarflechte, in dem Märchen von der Nitotris, auf Grund eines Schuhs wie im Aschenputtel.

Wir machen noch auf folgendes aufmerksam: es ist hier völlig unklar, weshalb die Königin die weitere Verfolgung Bitius dem König ablisten muß, da er doch dem Bitiu ebenso feindlich ist und seine Rache ebenso zu fürchten hat wie sie. Vollständig im Recht ist die Heimlichkeit und List dagegen in den indischen Fassungen, woraus sich nach der in der Märchenvergleichung gebräuchlichen Methode ergeben würde, daß die indische Fassung älter ist. Dies ist sie übrigens auch ihrer ganzen Art nach, denn die ägyptische ist schon sehr zusammengesetzt. In wie alte Zeiten kommt man aber damit zurück für die Märchen!

Freilich liegen bei den gewöhnlichen Märchenvergleichungen ganze Ketten von Fassungen desselben Stücks mit Schritt für

Schritt nachgewiesenen Veränderungen vor. Man kann sich — scheint es — Zug um Zug überzeugen. Der Unterschied indessen liegt hier doch nur darin, daß es Aufzeichnungen der Zeit zwischen dem ägyptischen und den indischen nicht gibt, und die Völker, deren Märchen zwischen Ägypten und Indien wuchsen, teils nicht mehr da sind, teils auf ihre Märchen hin nicht erforicht sind.

Vor allem: Die Existenz des Märchens und seiner zahlreichen und frappierenden Anklänge an andere Märchen wird mit dem Hinweis auf die Ketten nicht aus der Welt geschafft. Wir sind geneigt, auf solche Erfahrungen hin diese ganzen Märchenkette, mit denen man raffelt, für einen schönen Schein zu halten, reflektiert von einigen unzweifelhaften Tatsachen, die doch ganz etwas anderes besagen. Nämlich nur, daß diese viel erzählten Märchen natürlich über die Grenzen ihrer Völker unaufhörlich hinaustreten, und daß dadurch eine Annäherung und Abschleifung der ähnlich gearteten Stoffe unvermeidlich ist. Weil nun eine besondere Entwicklung wollte, daß die Menge der indischen Märchen zweitausend Jahre vor den anderen aufgezeichnet wurde, also in der Tat und notwendig ältere Formen der Märchenstoffe gibt und geben muß als die erst im letzten Jahrhundert aufgezeichnete europäische Märchenwelt, so kann es garnicht ausbleiben, daß der Schein einer von Indien anhebenden historischen Ueberlieferung entsteht, zumal wenn einige, übrigens nicht zahlreiche, Beispiele vorhanden sind, wo wirkliche Wanderung nachweisbar oder doch überwiegend wahrscheinlich ist.

Venfen nun behandelte auf Grund einiger solcher ausführlicheren Nachweise, die wir hier natürlich nicht im einzelnen nachkontrollieren können, die indische Herkunft des gesamten Märchenstoffes so sehr als Tatsache, daß er schließlich Dinge zusammenjah, deren Zusammenstellung an die schlimmsten Sprünge der Mythologen heranreicht und jedenfalls mehr komisch als einleuchtend berührt.

So erzählt er*) ein rumänisches Märchen, in welchem — von den damit verglichenen Varianten abweichend! — folgender Zug vorkommt: Des Königs Tochter ist an eine Schlange verheiratet, die Abends ihre Haut abstreift und ein wunderschöner Prinz wird. Sie verbrennt die Haut. Für gewöhnlich bedeutet das Verbrennen

*) I, 267.

der Tierhaut die Erlösung. Diesmal anders: „Zur Strafe dafür sollst Du die Frucht Deines Leibes nicht eher loswerden, als bis ich meine Hand auf Dich lege.“ Und in demselben Augenblick wuchsen ihr sieben eiserne Reifen um den Leib. Er bringt's inzwischen durch allerlei Glücksfälle zum Schwiegersohn eines Königs. Während dieser ganzen Zeit von zwanzig Jahren ist seine Frau in der Qual der verhaltenen Niederkunft herumgeirrt, ihn zu suchen. Jetzt hat sie ihn gefunden, schleicht unter sein Schlafzimmer, wo er sie unter Weinen sagen hört: „Komm, o komm! lege Deine Hand auf mich!“ Er tut es. Als bald springen die Reifen und sie gebiert einen großen Jungen, der sofort den Vater iakt, ihn zu Boden schlägt und tötet. Dieser Schluß ist sehr be-
 rriedigend. Uns interessiert aber ein anderes Moment, eine Bemerkung nämlich, die Benfen zu den eisernen Reifen macht: „Es sind dies dieselben Reifen“, belehrt er uns, „welche in dem zu dieser Märchengruppe gehörigen Froschkönige, Grimm, K. M. Nr. 1, an sehr falsche Stelle, nämlich um den Diener geraten sind.“ Dies möge zugleich auch den Ton charakterisieren, in dem hier, wie auch sonst des öfteren, wo ein Wissender von den Dingen spricht, diese poetischen Gebilde angeredet werden. Nun also die eisernen Reifen: Rumänien liegt näher an Indien. Der „Froschkönig“ gehört zu den Verwandlungsmärchen, welche aus Indien stammen, worüber gleich noch ein Wort, also müssen die Reifen von daher um den Leib des „eisernen Heinrich“ „geraten“ sein. An dieser Weisheit hat ihren gelehrten Erfinder die einfache Erwägung nicht gehindert, daß das Gefühl, in Banden geschlagen zu sein, das Gefühl einer Beklemmung, einer Einschnürung doch einigermaßen oft vorkommt und aus sehr mannigfachen Ursachen entstehen kann. Er hätte es sich von Grimm sagen lassen können, der überhaupt sehr viel mehr volksmäßiges Gefühl hat als Benfen, und der zu diesem Märchen, das schon Kollenhagen in der Vorrede zum Froschmäufeler als Hausmärlein „vom eisern Heinrich“ zitiert, Stellen alter Minnesänger anmerkt, wie die schöne Wendung „sie ist mir stahlhart in mein Herz gedrückt“, oder geradezu „mein Herz in Banden liegt“ (Manessische Sammlung) usw. Wieder anders kommen die eisernen Reifen in einem böhmischen Märchen vor, das die Grimm noch nicht kannten, wo ein Zauberer ihrer drei um den Leib hat, die ihm Stärke geben; bei jeder gelungenen Probe seines Gegners springt ein Reifen, bis er kraftlos ist.

Ähnlich argumentiert Benfen — um wenigstens ein Beispiel dafür zu bringen, wie seine großen Massen „nachweislich indischer“ Märchen in Europa zustande kommen, bei der ganzen Gruppe der Verwandlungsmärchen. Er ist sich zwar selbst bewußt, daß der Verwandlungsglaube an sich „ein so ziemlich allgemein verbreiteter ist“ . . . und würde auf ihn hin einen historischen Zusammenhang noch nicht zu behaupten wagen; „allein der andere Glaube, daß durch die Wegnahme der angenommenen Hülle eine Verzauberung aufgehoben, gehemmt usw. wird, sowie die Voraussetzung des willkürlichen (?) An- und Abnehmens von Tierhüllen usw. scheinen auf diese Allgemeinmenschlichkeit keinen Anspruch machen zu dürfen . . . Dieses Abstreifen der Hülle“, fährt er fort, „kann ursprünglich zu Zügen in Märchen wohl nur in einem Lande verwandt sein, wo die Natur Erscheinungen bot, die auf diesen Gedanken mit Leichtigkeit führen konnten, und da gibt es wohl keine, die mehr geeignet war, ihn zu wecken, als das Abstreifen der Schlangenhaut. Dieses zu beobachten, gab gerade Indien die häufigste Gelegenheit, und da der Schlangenkultus hier eine weitverbreitete Herrschaft übte, so lag es nahe, für diese Erscheinung eine tiefere Bedeutung zu suchen . . .“

Diese Gründe sind mit Geschick zusammengeordnet, führen aber doch nicht weiter als bis zur Erklärung der Tatsache, daß jener Glaube sich in Indien besonders gern an Schlangen hängt, während er beispielsweise in den germanischen Völkern sich lieber mit Wölfen, Bären und Raben zu tun macht, die Vorstellung aber vom Ablegen der Haut wie einer Hülle sich genugsam aus dem Glauben erklärt, daß der Leib überhaupt eine Kleidung der Seele sei, und aus der Beobachtung — wenn eine solche nötig sein sollte — zwar nicht von Schlangenhäuten, aber noch einfacher von Menschen in Tierfellen. Der ganze unendlich reiche und schon im 11. Jahrhundert*) und früher — Bonifatius schon verbot, an (Hexen und) Wölfe zu glauben — bezeugte Alb- und Werwolfglaube gehört hierher. Bei Grimm findet sich (Deutsche Sagen Nr. 248) eine Erzählung aus Thüringen: Das Gefinde eines Edelstizes sah einmal einer Magd, die sich abseits gelegt hatte, ein rotes Mäuslein aus dem Munde kriechen. Eine vorwitzige Zofe rüttelte die Entseelte und bewegte sie von ihrem Ort. Das Mäuslein kam nach einer Weile wieder, suchte hin und her; da

*) Gesetze König Knuts, vgl. Hermann, Deutsche Mythologie S. 31.

es den Körper nicht fand, verschwand es. Die Magd blieb tot. Aber ein häufig von der „Trud“ gedrückter Knecht desselben Hofes war zugleich seine Plage los. Auch hier also die Vorstellung, daß die rückkehrende Seele ihre Hülle nicht mehr findet, noch dazu mit äußerster Plastik ausgeführt.

Ist denn überhaupt das willkürliche An- und Abnehmen von Tierhüllen etwas anderes als eine naive Verständlichung des Vorgangs einer Verwandlung?

So ist denn auch das Tiergewand, durch dessen Anlegung man sich in das Tier verwandelt, im Norden bekannt genug, wie das Schwanenhemd der Walkyren im Wölundur- (Wieland-) Lied der älteren Edda und Freyas Falkenhemd in der jüngeren Edda beweisen. Aber freilich erklärt Benfey auch die Schwanenjungfrauen, deren Eddische Gestalt er nicht zu kennen scheint oder absichtlich ignoriert, für indisch! Auf welche Weise in diesem Zusammenhang*) selbst das Dornröschenmärchen in den indischen Drei hineingebrocht wird, ist uns nicht klar geworden. Bei den Schwanenjungfrauen verweist Benfey auf das indische Märchen von der Urvasi, und das mag uns auf unsere Ausführungen über das Alter der Märchen zurückführen. Denn eben dieses Urvasimärchen ist vedisch, sogar rigvedisch (Rigv. X 95). Es hat also in einer Zeit ganz dicht am Einbruch der Arier in Indien schon schriftfähig existiert. Benfey erwähnt das selbst (I 263), doch ohne sich stören zu lassen.

Wir haben also bestimmt zwei Aufzeichnungen von Märchen, die beträchtlich älter sind als die von Benfey vorgeschlagene Quelle der europäischen Märchen und Hauptzüge der europäischen Märchen enthalten.

Bei Maspero findet man noch mehrere Papyrusfragmente mit märchenhaftem Inhalt. Darunter einige schon aus der Zeit um 2000 v. Chr. Ein Schiffbrüchiger kommt an eine Zauberinsel, auf der ein großer Drache haust, der ihn aber gut behandelt, ihm prophezeit und ihn beschenkt. — Einem Hirten erscheint eine Nymphe. Wichtiger ist aus der Zeit der Geschichte von Vitruvius die Geschichte von der Gesandtschaft eines der Sinesen in Unterägypten an einen König der Thebais: er solle die Nilpferde auf seinem See jagen, damit sie ihn (den Sinesen) nicht störten. Wisse er auf diese Botschaft keine Antwort, so solle er den Gott der Sinesen

*) Benfey I 269.

anbeten (sich unterwerfen), andernfalls wolle er sich den Aegyptern unterwerfen. Der Typus dieser Wik- oder Rätselkämpfe um Land und Leute ist nun auch in Indien bekannt und er kommt auch bei Plutarch vor. Benfen fragt also: stammt er aus Indien oder aus dem Occident oder ist er in beiden selbständig? Das letztere weist er ab, die Idee sei so launisch, daß sie nur einmal könne erfunden sein; zugleich sei sie so ungriechisch, daß nur Indien übrig bliebe. Es ließe sich zwar auch auf Aegypten raten, wo uns „ein uraltes echtes Märchen in einer Papyrusrolle erhalten ist; allein es fehlt alle wissenschaftliche Berechtigung, diese fast aller Stützen ermangelnde Vermutung jener Wahrscheinlichkeit vorzuziehen“.

Inzwischen ist, wie wir sahen, durch die Masperosche Lesung jenes anderen Fragments — denn man muß natürlich annehmen, daß Benfen mit dem echten Märchen, von dem er spricht, das Bitiummärchen meint — die nach Aegypten weisende Vermutung zur Gewißheit geworden, wie ja auch Plutarch das Märchen nach Aegypten verlegte.

Noch andere Märchenzüge, die gleichfalls sich stark mit den indisch-europäischen berühren, gibt das Fragment vom verwünschten Prinzen — ein sehr echtes Märchen — um 1200 v. Chr. und das Herodotische Schatzhausmärchen, um 600 v. Chr., beide bei Maspero nachzulesen.

Eher auf Aegypten als auf Indien würde aber auch jenes Märchen vom verwandelten Esel hinweisen, das unter dem Namen des „goldenen Esels“ des Apulejus geht und mit einer Verherrlichung der ägyptischen Isismysterien schließt. Doch ist erheblich wahrscheinlicher, daß wenigstens die wüsten Gespenstergeschichten des Hauptteils thrakische Traditionen geben. Das Buch ist jedenfalls voll von Märchen- und Novellenstoffen der verschiedensten Art, wie denn Boccaccio zwei seiner Dekameronegeschichten daraus abgeschrieben hat. Vor allem aber kommt aus ihm das berühmte Amor- und Psyche-Märchen in Betracht — die Namen stammen wohl erst von Apulejus — dem das Grimmsche „Löwenherzchen“ (K. M. 88) so sehr ähnlich sieht. Benfen zitiert es zu einem Kreis von Märchen, in welchem es sich um ein Verbot handelt, ein Bild zu berühren, eine Terrasse zu betreten, eine Tür zu öffnen. Hierzu notiert er ohne sonstige Ähnlichkeiten nicht nur den Blaubart, sondern auch das Dornröschen (!), um schließlich an ein modernes indisches Märchen, das er ohne Grundangabe für „wahrscheinlich

sehr alt“ erklärt, in einem Nebensatz das Märchen von Amor und Psyche und das Grimmsche Löweneckerchen einfach zitierend anzuschließen.

Das älteste indische aus dem Kreise dieser Märchen stammt nun erst aus dem Sitopadesa, also über ein halbes Jahrtausend nach Apulejus, der sein Märchen doch auch nicht erfunden hat.*)

Benfey macht es hier ähnlich wie bei dem Vitiu-Märchen, das bei den Hauptvergleichspunkten, die wir erwähnten, einfach übergangen, dagegen bei einem leicht abweisbaren Nebenzug, dem vom verborgenen Herzen, erwähnt und abgewiesen wird. Daß er seine Hypothese an der Tatsache dieser Märchen auseinandersetzen muß, ahnt Benfey also nicht oder will es nicht wahr haben.

Aber nicht nur hier, sondern überall, gerade auch in der ältesten Poesie der Völker, wo nur irgend plausible Vorwände zur Aufzeichnung vorhanden sind, in felteneren Fällen auch ohne solche, treten Märchen hervor.

Schon die beiden großen Epen der Griechen, besonders die Odyssee, sind mit märchenhaften Zügen behängt. Die Geschichte von Polyphem ist ein ausgeführtes und einflußreich gewordenes Märchen. Die Episode von den menschenfressenden Lästrigonen glaubt Rudolf Much**) bestimmt aus germanischen Quellen herleiten zu müssen. Schon um der halb mißverstandenen Kunde von den kurzen Nächten willen. Mit diesen Menschenfressern würde aber auch dem Polyphem eine nordische Heimat gegeben oder doch angeboten. Nicht nur das Midasmärchen, sondern auch das Perseus- und das Sphinxmärchen leben heute noch in Griechenland. Jornandes, der Gote, polemisiert gegen die Altweibermärchen über seines Volkes Herkunft und Vergangenheit, er glaube nur, was er in Büchern lese; so hat er gegen seinen Willen den Wert, den er hätte haben können, verloren. Ganz durchzogen wieder von Märchenzügen ist Paul Wagners Langobardengeschichte um 787.

Aus der Zeit um 1000 sind uns mehrere hübsche Schwankmärchen erhalten. Der Heriger, das Schneefind (Modus Liebine) und besonders der Modus florum, die Geschichte vom Wettlügen zwischen König und Bauer, die noch heute lebt.***) Der König hat

*) Auch bei den „hilfreichen Tieren“ und dem Sordern der Erbsen durch tierische Hilfe (Benfey I 221) wird das Apulejusmärchen nicht erwähnt.

**) Anzeiger f. deutsches Altertum, 1901, S. 330.

***) z. B. in der hübschen kleinen Sammlung ostholsteiner Märchen von Wisser „Wat Grotmoder vertelt“. Jena, Diederichs 1904 (0,80) S. 70.

seine Tochter dem versprochen, der ihm etwas vorlügen könne, daß er nicht glaube. Ein lustiger Schwabe erzählt, daß er einen Hasen geschossen habe, aus dessen einem Ohr hundert Maß Honig, aus dem andern hundert Maß Erbsen flossen. Unterm Schwanz aber hielt er ein königliches Schreiben, in welchem du, o König, dich als meinen Knecht bekennst. „Es lügt der Schreiber! und auch du lügst“, rief der König und so ward der Schwabe Eidam des Königs.*)

Ganz voll von Märchenhaftem sind auch schon die ältesten literarischen Produktionen der Nordländer, sowohl der Angelsachsen, z. B. im Beowulf um 675, als der Isländer, bei denen gleich eins der ältesten Eddalieder, das von Wölundur, direkt ein Märchen ist, — wir wiesen schon darauf und auf seine nahe Verwandtschaft mit dem ältesten indischen Märchen, der rigvedischen Urvasi, hin. Die jüngere Edda und die übrigen Sagaen sind gleichfalls ganz voll von Märchenmotiven. Ebenso endlich erscheint die älteste Chronik der Dänen, der Sago in den ersten neun Büchern, welche die alte Sage in Geschichtsform bieten, ganz in märchenartige Stoffe versenkt.

Es ist also, soweit man sehen kann, eine irrige Vorstellung, daß das Märchen etwas spezifisch Indisches, nun gar, daß es, in historischer Zeit in Indien entstanden, etwas spezifisch Buddhistisches sei.**)

Man kommt, wenn man die Benfenschen Unterlagen untersucht, überall über die historische Zeit hinaus auf ein älteres Stadium der Allgemeinanschauung als Mutterboden des Märchens.

*) Nach Kelle, Geschichte der deutschen Literatur. Berlin, I, S. 204 f.

**) Die Rolle, die der Buddhismus im Denken Benfens spielt, erscheint uns vielmehr als eine mythologische. Es gibt einige Daten in der Weltgeschichte, die auf geheimnisvolle Weise das Denken der Menschen auf sich ziehen, so daß es um sie herum kreist, hypnotisiert und ohne von ihnen los zu können. Das geschieht entweder ganz unwissenden oder auch gerade schwer gelehrten Leuten. So ist für die Händelschule das Konzil von Nizäa ziemlich gleichbedeutend mit Kirchengeschichte. Was an Kirchengeschichte wahr ist — und es ist natürlich nur Betrug wahr — das passiert auf dem Konzil von Nizäa. Ein anderes kirchengeschichtliches Faktum kennt man in jenen Kreisen nicht. Derselbe Effekt kann aber auch durch die umgekehrte Ursache erzielt werden: Ein Forscher, für den ein bestimmtes Faktum bedeutsam geworden ist, findet vermöge seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit an allen Dingen alter und neuer Welt Beziehungen zu dem ihm wertvollen Faktum heraus, so daß es allmählich ins Zentrum der Weltgeschichte tritt. Eine solche Rolle spielte der Aufstand der Bar-Kochba (133 n. Chr.) für den schwergelebten Hilgenfeld und eine ähnliche Rolle scheint der Buddhismus im Denken Benfens zu spielen.

Wir fassen zusammen: Die Benfey'sche Hypothese geht nicht von einer genügenden Klarheit über das aus, was Märchen ist. Der Blick ist einseitig auf die indische Welle fixiert. Man bleibt sich aus beiden Gründen unklar über das Alter des Märchens und die Bedeutung der sogenannten „Märchenzüge“ oder „Märchenmotive“.

Die Schwächen der Grimmschen Hypothese sind dabei schon mit herausgestellt: Die Dämonenwelt der Märchen ist durchaus nicht ein abgeblaßtes Bild der Götterwelt. Vielmehr ist sie älter als die Welt der Götter, aus der sie nur einzelne Züge aufgenommen hat, ganz ähnlich, wie sie später aus dem Christentum einzelne Figuren und Formeln herübernahm.

Ganz weit abzuweisen gar ist die wilde Allegorifizierung, die aus schlichten Märchen große weltumspannende Mythen künstlich erschafft. Selbst in die Darstellung der Herrmannschen deutschen Mythologie, die im Prinzip vorsichtiger ist (vergl. S. 210), hat sich dergleichen noch in üppiger Blütenpracht hineingedrängt, sodaß man aus ihr geradezu Musterbeispiele für diese falsche Methode erheben kann. Man höre (S. 248): „Den Zusammenhang von Wärme und Licht mit Blüten und Leben hat das Märchen von Rapunzel in seiner alten Naturhymnologie bewahrt (Grimm R. M. 12). Rapunzels Mutter hat von der Pflanze geessen, die sie, von einem plötzlichen Gelüste gefaßt, aus dem Garten der Hexe entwendet hat. Die Hexe aber hat durch den Diebstahl der Mutter Gewalt über das Kind erhalten und sperrt es in einen im finsternen Walde gelegenen Turm, der außer einem kleinen Fensterchen oben keine Oeffnung hat — der Vegetationsgenius verschwindet zeitweilig im Erdinnern durch eine feindliche Gewalt. Aber durch dieses Fensterchen naht der Gefangenen heimlich der Liebhaber, der sie befruchtet; die Sonnenstrahlen bahnen ihnen den Weg: es sind die sonnengleichen, langen Goldhaare, die Rapunzel aus dem Fenster bis auf die Erde herniederhangen läßt, und an denen der liebende Königssohn zu ihr heraufklettert. So ist der Vegetationsgenius zugleich ein Sonnengenius“. Dieser Vegetationsgenius wird wohl auch die blühende Erklärung getrieben haben.

Am wenigsten tauglich für unser Gebiet erscheint uns die Bastiansche Anschauung — vertreten besonders durch den Schotten Andrew Lang. So wenig der Mensch selbst eine „direkte“ Schöpfung der Natur in und aus — sagen wir — dem Geist der Wirbeltiere ist, so wenig sind so ausgeführte Phantasieschöpfungen

wie die Märchen direkte Natur, die „unter gewissen Lebensbedingungen und äußeren Verhältnissen“ von selbst im Menschengestalt entspringt. Es handelt sich für die Forschung nicht darum, „eiserne Notwendigkeiten“ zu postulieren und anzuwenden, sondern Tatsachen mit Unbefangenheit zu ordnen. Wenn wir eine gotische Kirche in Ostpreußen und eine in Südspanien finden, so ist es zunächst unsere Aufgabe, zuzusehen, ob diese auffällige Erscheinung sich durch irgend eine Art historischer Uebertragung erklären lasse.

Bei Lichte besehen hat diese historische Methode auch die strengste Naturwissenschaft und gerade sie längst unterworfen. Alle großen Fortschritte in der modernen Naturwissenschaft sind Siege der Historie über die alte Metaphysik von der eisernen Notwendigkeit, die allerdings an der modernen Naturwissenschaft noch immer in nicht sehr schönen Lappen herunterhängt. Daß man die Uebereinstimmungen im Bau etwa der Wirbeltiere historisch zu erklären unternahm und die eisernen Notwendigkeiten laufen ließ, diese Methode hat das Verdienst, die moderne Naturwissenschaft ermöglicht und eröffnet zu haben.

Und doch ist auch diese Hypothese, die wir, wie schon auseinandergesetzt, auf Verantwortung von Jakob Mähly die Bastiansche nennen, nicht völlig wertlos für uns. Sie legt uns zwei sehr wichtige Erwägungen nahe. Die Beschäftigung mit ihr erinnert uns daran, wie die Historie auch auf dem Gebiet der Naturforschung zunächst mehrere Mißverständnisse mit sich brachte, die erst allmählich abgestreift werden konnten. Es dauerte einige Zeit, bis sie einseh, erstens daß die verschiedenen Formen nicht unmittelbar aus einander hervorgegangen sind oder sein können, z. B. nicht der Mensch unmittelbar aus dem Affen, zweitens daß es sich hier um eine Historie handelt, die in ungeheure und schier unaussdrückbare Zeitformen zurückreicht.

Und dies ist es, was die Bastiansche Hypothese für uns nur bedeuten kann: Die Entstehung der Märchensprache reicht in so ferne Zeiten zurück, daß sie für uns fast schon mit dem Begriff des Menschen, wie wir ihn kennen, gegeben ist, zu seiner „Natur“ gehört. Wie die Sprache selbst. Ihre Uebereinstimmung zweitens braucht deshalb nicht auf historischer Uebertragung in verhältnismäßig neuer Zeit zu beruhen, sondern kann gemeinsames Erbe aus vorhistorischer Entwicklung sein. Wir geben dies nicht als

unsre Behauptung, sondern als die Form der Bastianschen Behauptung, in der sie für uns diskussionsfähig wird.

Wir fassen zusammen:

Das nächstliegende Problem des Märchens und das bislang leider einzige der Märchenforschung ist das der überraschenden Ähnlichkeit der Märchen. Es ist natürlich das methodisch allein Richtige, die Lösung dieses Problems zunächst historisch zu versuchen. Für diesen historischen Versuch gruppieren sich die drei Hypothesen so: Die Benfensehe faßt die Ähnlichkeiten der letzten Formen bei den verschiedenen Völkern untereinander ins Auge und erklärt sie aus Wanderungen der in historischer Zeit entstandenen literarisch-fixierten Märchen. Die Grimmsche betont die Ähnlichkeiten der Märchen nach rückwärts zum Mythos und die der Mythen der verschiedenen, wenigstens indogermanischen Völker untereinander und erklärt daraufhin die Märchen als verblaßte Mythen, ihre Ähnlichkeit untereinander also aus gemeinsamem Erbe. Die Bastiansche — in unserer Form — verweist auf die Ähnlichkeit der Vorstellungswelt der Märchen über den ganzen Erdkreis und erklärt daraufhin die Entstehung dieser Vorstellungsart als in die frühe Menschheitsjugend fallend. In dieser Form widersprechen sich die drei Erklärungen nicht, sondern ergänzen sich und bauen sich hintereinander auf, sodaß jede von ihnen die Frage eben da aufnimmt, wo die nächst engere sie fallen gelassen hat.

Allerdings muß jede von ihnen ihre Ausschließlichkeit opfern und dabei denn auch ein Stück ihrer Eigenart.

Von der Bastianschen und auch von der Grimmschen, die den Umweg über die nordgermanischen Mythen fortlassen muß, ist das ohne weiteres klar, aber auch von der Benfensehen nach unseren Nachweisungen. Sie muß eine Voraussetzung und eine Hoffnung lassen. Die Voraussetzung, daß sie durch Aufstellung lückenloser Reihen bewiesen sei. Diese Reihen sind auch, wie besprochen, durch gegenseitige Abschleifung und Annäherung erklärlich. Wenigstens wäre diese Erklärung erst rechtskräftig zu widerlegen.

Und dann muß aus der Benfensehen Hypothese ganz und gar der Bahn getilgt werden, daß es möglich sei, die Entstehung des Märchens in vollem historischen Licht zu beobachten, etwa im Buddhismus, und es von da aus sich historisch übertragen zu sehen.

Die Alternative zwischen einer solchen historisch späten Übertragung und einer generatio aequivoca: selbständigen Entstehung

des Märchens bei jedem einzelnen Volk kommt dabei gar nicht in Frage. Die Bewohner Frankreichs haben in historischer Zeit ihre Sprache gewechselt; die Germanen nicht. Wer das letztere feststellt, behauptet damit noch keine selbständige Erfindung und Ausbildung der Sprache bei den Germanen. Man hält nur den Prozeß für vorhistorisch. Aber man darf doch annehmen, daß die Kelten schon vor der Uebernahme der lateinischen Sprache gesprochen haben! und man darf untersuchen, inwiefern ihre frühere Sprache auf die neu übernommene umbildend eingewirkt hat.

Vielmehr ist die Benfensche Hypothese nur nach folgenden Analogien anwendbar:

Alle Völker entwickeln aus ihrem Gemeinschaftsleben heraus bestimmte Rechtsanschauungen. Und so besaßen auch die germanischen Völker eine Menge zum Teil nicht mehr ganz primitiver Rechtsordnungen und Rechtsbücher, die verhältnismäßig autochthon waren. Das hat nicht gehindert, daß das entwickeltere und deshalb praktisch brauchbarere römische Recht das alte Volksrecht hinuntererschlang. Die Volksanschauungen gehen damit nicht einfach zu Grunde; und mit der Zeit setzt sich eine Art Nationalisierung durch. Wenn jemand behaupten sollte — und jedenfalls ist das schon behauptet worden —, daß der soziale Kampf sich auch als Etappe in dieser Entwicklung verstehen lasse, so wären wir geneigt, das für mehr als ein bloßes Paradoxon zu halten.

Das deutlichste Beispiel bleibt das religiöse. Der alte Volksglaube wich vor der stärkeren ausgebildeteren religiösen Sprache, mehr noch vor dem energischeren religiösen Wollen, der tieferen Entfaltung. Und die Kirchengeschichte ist — nach einer Seite gesehen wenigstens — die Geschichte der verschiedenen Nationalisierungsversuche.

Analogien dieser Art wird man unzählige finden. Die Kulturgeschichte verläuft geradezu in solchen Akten des Ueberdenkhaufrennens und des Wiederaufrichtens. Und es scheint, als zeigt sich die größere Kraft und besonders die größere Entwicklungsfähigkeit nicht unter allen Umständen im glatten Abweisen fremder Einflüsse, öfter im energischen Umarbeiten.

Kein Volk zwar entwickelt sich einseitig zur Spezialität — so wie wir uns die Geschichte Israels als eine rein religiöse Entwicklung vorzustellen pflegen — wohl aber entwickelt das eine Volk bestimmte Fähigkeiten stärker als andere. Und die Völker, die in irgend einer bestimmten Richtung den Preis errangen, die großen

Meisterchaftsvölker, pflegten dann für eine Weile diktatorisch aufzutreten. Was ja nichts anderes bedeutet, als einen sehr natürlichen Prozeß der Ausgleichung. Da wo die Wasser sich sammeln, von da strömen sie ab. Darin liegt nichts Widernatürliches, auch nichts Entehrendes für die so unter Notmäßigkeit geratenen — man kann vielleicht besser sagen: beschenkten Völker, solange sich dies Verhältnis nicht religiös versteift. Erst wenn die Rede von den ewigen Gesetzen und den ewigen Fundamenten und dergleichen Ewigkeiten mehr auftaucht, so tut man gut, aufzumerken. Denn das sind spezifische Verkalkungsanzeichen.

Nun jedenfalls in jener Linie ist die Benfey'sche Hypothese zu verstehen: Das indische Volk — durch Anlage und Bedingungen des Klimas und Bodens — hat im Guten und Schlechten eine so ausschweifende, so über alles Maß gehende Phantasie ausgebildet, daß es schlechterdings nicht im geringsten verwunderlich wäre, wenn sich beweisen lassen sollte, daß es seine Phantasie einer Welt diktiert hat. Es hat sogar etwas Schönes, sich vorstellen zu dürfen, wie dieser glühende Strom aus dem heißen Lande hervorbricht und wie er in je kältere Striche, in desto kühler gehaltene Formen einströmt, so doch wieder zu nationalen Gestaltungen erstarrend.

Es kann sich also nicht um die Entstehung des Märchens überhaupt handeln, sondern entweder um die Entstehung des herrschend gewordenen Märchens *stils* oder umgekehrt der hauptsächlichsten einzelnen Stoffe.

Benfey, wie wir sahen, wollte beides auf Indien zurückführen, Stil sowohl als Stoff. Ueber den Stil hat er außer jener Charakterisierung der außerindischen Märchen als kaleidoskopartiger Zusammenstellungen einzelner indischer Züge kaum etwas von Belang gesagt. Nun ist das Kaleidoskopartige schon bei den indischen Märchen recht spürbar, aber ebenso auch bei den hebräischen Urvätermärchen und sogar schon bei den altägyptischen. Es ist also nichts Charakterisierendes, weder so, daß es an sich auf ein Zusammenleimen fremder Bestandteile hinweist, noch so, daß es als nationale Eigentümlichkeit irgend eines Volkes gelten kann. Es weist lediglich darauf hin, daß die betreffenden Einzelstoffe bereits alt sind.

Indessen wir glauben, daß es sich lohnt — sogar für die historische Betrachtung —, gewisse allgemeinere Erwägungen literarphilosophischer Art, die man unbewußt und deshalb unkritisch ja doch misprechen läßt, bewußt und kritisch einzustellen. Hier ist

noch alles zu tun. Und wir müssen uns auf einige Linien beschränken.

Wir sahen bereits, wie Benfen, wo er einmal sich darüber ausläßt, was er unter Märchen verstanden wissen will, eine Erklärung gibt, die seiner Hypothese ins Gesicht schlägt: das Märchen als reine Unterhaltungspoesie, dessen Werkzeug, wie er dann weiter erklärt, „eine sich von fast allen intellektuellen Schranken — der Logik, der physischen oder geistigen Möglichkeit, der Wahrscheinlichkeit — freimachende Phantasie“ ist. Es ist doch mit Händen zu greifen, daß hier ganz unkritisch das, was das Märchen für uns ist, mit dem verwechselt ist, was es für Leute und Zeiten war, die ohne jene „intellektuellen Schranken“ lebten!

Was uns als „märchenhaft“ im Sinne willkürlichen Gedankenflugs zum Zweck der Unterhaltung erscheint, ist für die Zeit, aus der die „Märchenzüge“ stammen, gerade umgekehrt: die Logik. Die sogenannten „Märchenzüge“ sind zu einem großen Teil genau und eigentlich gesprochen die Vorstellungen dieser primitiven Zeiten von der Aufeinanderfolge des Geschehens, sind ihre Logik.

Wir leben noch einen großen Teil unseres Lebens in dieser Logik, nämlich die Kindheit über und in unserem Schlaf; wir kennen sie also. Oder um genauer zu sprechen, wir kennen Analogien zu ihr. Eine genauere Erforschung unseres Traumlebens — die ja allerdings von besonderen Schwierigkeiten gedrückt erscheint — würde uns sicherlich eine gewisse Gesetzmäßigkeit dieser Vorstellungswelt offenbaren. Wir wollen wenigstens auf einiges Kenntlichere aufmerksam machen: Wenn man vom freien Spiel der Apperzeptionen spricht, so erscheint das als unrichtig. Die Apperzeptionen stehen auch im Traum unter der Bindung der Lebenstendenzen, nur unmittelbarer. An Stelle der verständigen Reflexion sind die kräftigen Instinkte getreten, die sehr primitiv, aber auch in einzelnen Individuen sehr entwickelt und verfeinert sein können. Charakteristisch scheint dabei zu sein, daß die einfachsten, auf Essen und Trinken bezüglichen neben den höchst ausgebildeten fortbestehen und mit ihnen vermischt sich aussprechen. Sedenfalls aber stehen die Apperzeptionen ganz wie im bewußten Leben unter Zwang des Gefühls und Willens und der Lebensstimmung. Denn auch wo sie durch irgend eine lokale körperliche Ursache, eine Berührung oder derartige veranlaßt sind, ruft doch dieselbe Berührung eine ganz andere Vorstellung herbei, wenn das Lebensgefühl mit Lust, als wie wenn es mit Unlust getränkt

ist. In den Lebensgefühlen, Instinkten, Tendenzen, Stimmungen liegt die Aufrufung der Apperzeptionen, ihr Wechsel wird durch einfache Verwandlung vollzogen.

Genau aber so — und dies ist jetzt für uns das Wichtigste — wie wir im Traume für gewöhnlich nicht im geringsten meinen, einem freien Phantasiespiel uns hinzugeben, sondern geängstigt, erschüttert, erfreut werden wie im Wachen, genau so unbewußt ist sich die Vorstellungswelt des Märchens ihrer Freiheit von „intellektuellen Schranken“, ihrer Willkürlichkeit, des Spielhaften und Phantastischen in ihr.

Also auf den Wegen dieses Märchenbegriffs kommt man nicht vorwärts, und es ist bezeichnend für die verächtliche Nachlässigkeit Benfey's in diesen Dingen, daß er sie im selben Zusammenhang bringt, in dem er gegen die gewöhnliche Unterscheidung zwischen Sagen und Märchen Einspruch erhebt, weil sie auf das indische Märchen nicht passe. Das indische Märchen sei nämlich lokal gebunden. Wir sahen schon, daß seine dagegen gestellte Erklärung des Märchens als reinen Phantasiespiels auf das indische Märchen, zumal das, von dem er ausging, das der Dschatakas, noch weniger paßt. Am meisten verwundert aber, zu sehen, daß er gar nicht zu ahnen scheint, ein wie starkes Argument für seine These gerade in der von ihm verworfenen Erklärung verglichen mit seinem Einwand liegt. Oder sollte die so nachlässig behandelte Tatsache, daß dieselben Konzeptionen, welche in Europa heimatlos, namenlos umherirren, lokal gebunden sind, je mehr sie sich Indien nähern, sollte diese Tatsache wirklich nur etwas „Außerliches“, nicht Charakteristisches sein? Daß freilich die nächstliegende Deutung nicht zutrifft, und aus welchen Gründen, werden wir gleich sehen.

Zunächst und „äußerlich“ liegt der Unterschied zwischen Sage und Märchen darin, daß wenigstens bei uns die Sage an Ort oder Person geknüpft ist, das Märchen nicht. Es bleibt richtig, davon auszugehen. Wenn wir nun eine Sage von ihrem Ort loslösen, ist sie dann Märchen? Und warum nicht? Man erhält, sowie man sich die Frage an praktischen Beispielen klarmacht, den Eindruck, daß die Sage eben nicht „an“ den Ort „geknüpft“ ist, sondern daß sie wesentlich über den Ort etwas aussagen will, eine Stimmung, meist eine düstere, geheimnisvolle, die Stimmung von etwas Lauerndem, Unerlöstem, von einem Stöhnen oder Seufzen. Diese Stimmung reflektiert sich im plastischen

Volkgedenken durch Gestalten. Und dieser belebte Naturausschnitt ist reizvoll auch für den, der den Ort nicht kennt. Er kennt ihn eben durch die Sage. Es sind nicht immer nur Orte, es sind Personen, Berufe, Zustände, auch Pflanzen, Tiere, Naturerscheinungen. Charakterisierend ist diese Bindung also trotz Benfen im höchsten Grade, ja sie gibt das Wesentliche: die Sage will etwas „sagen“, etwas aussagen; sie braucht ein Objekt außer ihr, wovon sie handeln will. Sie ist sonst pointelos.

„Zwischen Dinkelsbühl und Hahnkamm stand auf dem Oselberg vor alten Zeiten ein Schloß, wo eine einige Jungfrau gelebt, die ihrem Vater als Wittiber Haus hielt und den Schlüssel zu allen Gemächern in ihrer Gewalt gehabt. Endlich ist sie mit den Mauern verfallen und umkommen, und das Geschrei kam aus, daß ihr Geist um das Gemäuer schwebte und nachts an den vier Quatembern in Gestalt einer Fräulein, die ein Schlüsselbund an der Seite trägt, erscheine. — Dagegen sagen alte Bauern dieser Orte aus, von ihren Vätern gehört zu haben, diese Jungfer sei eines alten Heiden Tochter gewesen und in eine abscheuliche Schlange verwünscht worden; auch werde sie in Weise einer Schlange, mit Frauenhaupt und Brust, ein Gebund Schlüssel am Hals, zu jener Zeit gesehen.“ Eine typische Sage der allerschlichtesten Art.*) Wer kennt den Oselberg? Doch glaubt man das alte Gemäuer zu sehen. Von dieser einfachsten Stimmung des Altersgrauen, in das ein Menschenleben mit verfallen ist, das in seinem trostlosen Hin- und Hergehen sozusagen den Abschluß, das Sterben versäumt hat, nimmt uns nun die Sage durch alle möglichen Stimmungen, besonders grausame, mit. Unter den Trümmern des Raubschlosses auf dem Zottenberg öffnete sich einmal vor einem Manne namens Johannes Beer — es war im Jahre 1570 am Sonntag Quasimodogeniti — ein Bergspalt. Er ging hinein, fand darin drei lange abgemergelte Männer in alter Tracht, sprach zu ihnen „Friede sei mit Euch“; sagten sie, hier sei kein Friede. Er wiederholte es, sie zitterten und sagten „nicht Friede“. Sie zeigten ihm aber das Buch, welches aufgeschlagen „das Buch des Gehorsams“ hieß. Wer sie wären? sie kannten sich selber nicht. Was sie hier machten? Sie erwarteten in Schrecken das Gericht. Was sie bei Leibesleben getrieben? Da zeigten sie auf einen Vorhang, hinter dem Mordgewehre, Menschengерippe und Hirnschädel

*) Grimm, I. S. 222.

zu sehen waren. Ob sie sich zu diesen Werken bekenneten? Ja. Ob es gute oder böse? Böse. Ob sie ihnen leid wären? Hier- auf schwiegen sie still, aber erzitterten: „sie wüßten nicht“. Oder von der Pest zu Hof, wo man bei Nacht einen großen langen schwarzen Mann in der Mordgasse sah, welcher mit seinen aus- gebreiteten Schenkeln die zwei Seiten der Gasse betreten und mit dem Kopf hoch über die Häuser gereicht hat. Da die Frau, die es erzählt hat, kaum hindurch war, nachdem sie lange in Angst und Unschlüßigkeit gezögert, schlug das Gespenst seine beiden Beine hinter ihr so hart zusammen, daß sich ein solch groß Ge- prassel erhob, als fielen die Häuser der ganzen Mordgasse ein. Darauf erhob sich das große Sterben und fing in der Mordgasse an. Oder vom Jungen im Wiesental bei Auersbach an der Berg- straße, der einen sanften Schlag auf die Wange erhielt; es stand, als er sich umdrehte, eine wunderschöne Jungfrau da, die wollte reden, er aber lief davon. An einem schwülen Sommertag raschelte es in den Blättern, da kam eine kleine Schlange mit einer blauen Blume und bat ihn, sie zu erlösen. Er aber lief wieder weg. Noch einmal bat sie umsonst. Dann klagte sie sehr, wie lange sie nun wieder warten müsse. Der Junge aber starb früh eines unerklärten Todes.

Das sind alles nicht Geschichten. Das sind Stimmungen, zu- meist angstvoller Art. Es ist keine Lösung da. Es ist etwas, das man sich zuraunt. Ein heimliches Wissen. Ich erinnere mich noch ganz wohl, wie ich als Kind einmal für eine halbe Stunde die feierliche Erlaubnis erhielt, zuzuhören, während ein älterer Bruder sich solche Dinge von einem der jüngeren Knechte sagen ließ. Es mußte als Wahrheit behandelt werden. Zweifel daran war nicht erlaubt. Und das Wichtige daran war die Vertlichkeit, der Baum, der Feldteich, die Art des Windes, das Tier, von dem es erzählt wurde. Ohne das würde es verwehen oder sich wo anders niederlassen. Ein Märchen aber würde es nicht.

Aber würde Rotkäppchen eine Sage, wenn es statt „Es war einmal eine kleine süße Dirne“ anfinge: „Zwischen Dinkelsbühl und Hahnkamm steht auf dem Oselberg ein Haus“? Man würde eine solche Ortsbestimmung, wenn ein Märchen sie hätte, vergessen, denn sie ist unwesentlich. Das Märchen hat sein Rückgrat in sich, in der Entwicklung einer Begebenheit, es hat eine Pointe. Das Märchen ist ein fortgeschrittenes Produkt. Die Sage dafür etwas Strengeres, Herberes. Sie hat mehr Größe, mehr Ernst.

Man merkt ihr an, daß sie noch einen real vorhandenen Glauben ausdrückt. Das Märchen tut das in alten Zeiten auch noch. Aber schon wo man es zuerst trifft, hat man den Eindruck, daß ihm dieser Glaube nicht mehr ein konstituierender Faktor ist. Es ist nicht sein Zweck, ihn auszudrücken. Er ist das Material, nicht das Ziel des Märchens. So wenig das Märchen zu aller Zeit und in allen Stadien seiner Entwicklung freie Phantasieschöpfung ist, so sehr liegt es in seiner Natur, das zu werden. Es ist gewissermaßen immer schon auf dem Wege dazu.

Wir möchten eine Analogie zur Veranschaulichung versuchen. An die Stelle der alten Sage ist für uns die Geschichtsschreibung getreten. In allen ihren Anfängen hängt sie noch aufs engste mit der Sage zusammen, ja ist Sage. Heute natürlich ist sie es nicht mehr — für uns. Sie war es auch nicht für die Zeitgenossen der alten Chroniken! Aber mit Ausnahme des ewig orthodoxen Materialismus wird niemand meinen, daß die ökonomische Notwendigkeit, die wir heute in Aktion setzen, oder auch die Sehnsüchte der Massen, die Sattheiten des Bourgeoisismus, oder was wir sonst als „bewegende Mächte“ ins Feld führen, etwas anderes sind als eben unser Glaube. Und zwar ein Glaube, der über eine Reihe von Jahrtausenden ähnlich berühren wird, als uns der Glaube Herodots oder der des Sargo, wenn er seine Gespenster in Bewegung setzt. Wir betrachten mit jenem unsern Glauben die Dinge, wir legen, wir sehen ihn in die Dinge hinein, wir lassen die Stimmung der Dinge in ihm sich reflektieren. Wir tun das in Aufrichtigkeit und mit Recht. Es ist weder eine Pflicht des Menschen noch gar eine Aufgabe, aus seiner Haut zu fahren. Es genügt, daß er in seiner Haut lebe und nicht in der irgend eines alten Reptils. In dieser unsrer Geschichtsbetrachtung nun werden immer wieder Stücke, Szenen, Teilentwicklungen, Personen vorkommen, die auch abgesehen von der geschichtlichen Entwicklung, die sie illustrieren oder ausdrücken sollen, dramatisch epischen oder novellistischen Wert haben. So sind die Chroniken Fundgruben für kleine und große Dichtungen geworden.

Schillers Wallenstein würde als Dichtung bleiben, wenn selbst jemand den Wallenstein als unhistorisch wie den Tell nachwies. Wenn einmal seine psychologischen Wahrheiten späteren Geschlechtern gering wie die des Märchens vorkommen werden, so wird er möglichenfalls noch Unterhaltungswert behalten, und wenn seine Ge-

schichtsauffassung in sehr weiter Zukunft mythologisch erscheinen wird, so wird er dadurch der Phantasie noch reizvoller werden und man wird in dem, was wir als eindringendes psychologisches Verständnis bewundern, „eine sich von fast allen intellektuellen Schranken — der Logik, der physischen oder geistigen Möglichkeit, der Wahrscheinlichkeit — frei machende Phantasie“ sehr ergötzlich sich tummeln finden. Eine so weite Zukunft ist uns schwer denkbar; aber wir neigen uns allerdings zu der Meinung, daß auch die geistige Welt, aus der das Märchen herausreifte, einmal Königsweisheit war, wie wir überhaupt meinen, daß die Äpfel, wenn sie reif sind, wohl zu Grabe fallen, daß sie aber nicht im Grabe wachsen. Selbst der Sensationsroman war als Ritter- und Abenteuerroman einst hoffähig. Manche Gattungen sinken schneller als andre. Vom Baum einer freilich noch vormythischen Sagenwelt fielen einst diese reif und süß gewordenen Früchte, die wir Märchen nennen. Inzwischen ist der Baum selbst verkümmert, Strauchwerk und Aberglauben geworden, und die Märchen kamen in die Kinderstube. Es kamen höhere Mythen ins Land, heidnische, altchristliche, moderne. Der Zauberglaube, der sogenannte Aberglaube ist weit zurückgewichen. Sterben wird er in irgend absehbarer Zeit nicht. Es stützen ihn gewisse Daten psychisch-physischer Art, mit denen die höheren Mythen auch der modernen Naturanschauung noch längst nicht fertig sind. Aber seine Macht ist doch zum mindesten in der Öffentlichkeit des Volkslebens sehr hinfällig geworden. Damit sind seine zusammenhängenderen Konzeptionen dem Spieltrieb völlig ausgeliefert, der vorher nur an ihnen mitbeteiligt war. Und von den heutigen Märchen kann man wohl in der Tat sagen, daß auch die, welche noch an ihnen mitschaffen, in ihrer Welt nicht mehr leben; und daß ihre Gesetzmäßigkeit eine rein ästhetische, nach den Bedürfnissen der Phantasie sich richtende, geworden ist.

Zugleich kann man bemerken, wie der allmählich immer mehr des Märchens Herr werdende ästhetische Sinn es gegenüber der Sage differenziert hat; denn die Sage mitsamt dem Aberglauben, der ihr zu grunde liegt, hat eine andere Entwicklung durchgemacht, durch die sie gezwungen wurde, an den Grenzen dessen zu bleiben, was eine größere Menge im Volk sich als wahr vorstellen konnte. Die Sage macht durchaus auch heute noch den Eindruck, Wahrheit, wenn freilich auch bemerkenswerte, sonderbare, selbst geheimnisvolle, verborgene Wahrheit aussagen zu wollen. Sie hat deshalb manche Stücke ihres Repertoires fallen gelassen, andere fort-

entwickelt, und so ist es gekommen, daß man mit einigem Takt ganz wohl Märchenhaftes von Sagenhaftem unterscheiden kann, auch wo beides ohne die äußerlich kenntlichen Merkmale auftritt. Daß jemand sich Kugeln verschaffen kann, sogenannte Freikugeln, mit denen er treffen muß, das ist Sage, das wird auch noch im Geheimen geglaubt. Daß jemand die Eigenschaft haben oder erwerben kann, in hundert Meilen Entfernung das linke Auge einer Fliege zu treffen, das ist märchenhaft, da ist der Spieltrieb schon beim offenen Gelächter angelangt.

Wir haben also das Gesamtbild erhalten einer gemeinsamen — jagen wir — geistigen Umwelt von Seelenkult, Abglauben, Zauberei, Hexerei, Dämonischem allerlei Art, aus der einerseits gewisse charakterisierende Aussagen herausragen, die im Zusammenhang mit ihr bleiben und in denen sie, diese Gemütswelt, sich sozusagen objektiviert, andererseits kleinere novellistische Stücke sich loslösen, die nach allgemeinen ästhetischen Gesetzen und zwar immer stärker in der Richtung des freien Phantasiespiels sich auswachsen, doch ihre Herkunft nicht ganz verleugnend.

Könnte man nun diesen Prozeß der Ausreifung selbständig werdender Früchte im Unterschied zu einer Art Blattbildung, durch die der Baum atmet und lebt, näher und eindringlicher beobachten, so würde man vielleicht recht brauchbare Maßstäbe zur Unterscheidung von Eigenem und Fremdem, zur Abschätzung der Entstehung und Entwicklung erhalten. Dies wird man ohne weiteres bemerken, daß die freigewordenen Kompositionen eben durch ihre Freiwerdung auch fremden Einflüssen ungemein viel widerstandloser ausgesetzt sind als das, was noch mit verstecktem Glauben zusammenhängt.

Nun entwickelt sich zwar auch diese Welt des Aberglaubens und der Sage nicht völlig unbeeinflusst, wie andererseits sie, aus einer sozusagen vornationalen Entwicklung stammend, nie ganz nationalisiert ist. Indessen da die äußeren Einflüsse auf Blutmischung und nachbarliche Abstumpfung im wesentlichen beschränkt sind, so hat man hier festere Ausgangspunkte, um die nationalen Besonderheiten festzustellen. Jedenfalls hat, von den wenigen nachbarlichen Kontaminationen abgesehen, alles was in der Sage festliegt, das Vorurteil für sich, durch die ganze Länge der nationalen Entwicklung hindurchgegangen zu sein. Ausgenommen neu-religiöse (christliche) Einflüsse, die aber ganz äußerlich blieben. Und unter diesen Gesichtspunkten kann man hoffen, auch den

nationalen Anteil an der Märchenwelt mit etwas mehr Wahrscheinlichkeit requirieren zu können, indem man die Märchenvorstellungen an den nationalen Besonderheiten der Sage prüft.

Leider ist der Maßstab, den man so in die Hand bekommt, auch von einer anderen Seite her nicht sehr leicht zu handhaben. Das Märchen scheint doch nicht nur eine ausgereifte Sage, sondern von vornherein etwas Besonderes, zur Sage nur Geschwisterliches zu sein.

Es würde einen großen Reiz haben, sich seine Entstehung zu vergegenwärtigen. Man müßte natürlich sich bewußt bleiben, daß es sich nicht um eine Entstehung im strikten Sinne handelt, sondern darum, das mutmaßlich älteste Element im Märchen zu entdecken. Die Wissenschaft arbeitet mit einer Menge von Begriffen, die ihren Wortsinn eingebüßt haben. Man glaubt auch nicht mehr an Natur-„Gesetze“ und arbeitet doch mit ihnen, da sie eine bequeme kurze Arbeitsformel abgeben. Wir glauben, daß die alte Grimmsche Anschauung von der ursprünglich mythischen Bedeutung der Märchen im strengen Sinne — aber freilich anders als die Grimmschen Kreise sie denken — zu Recht besteht. Wir glauben, daß das Märchen aus einer weit älteren als der nordgermanischen Mythenschicht her stammt. Und wir glauben, daß es dort in einem viel engeren Sinne Mythos war, als es die nordgermanischen Mythen je gewesen sind. Mythos ist eine Naturerklärung, die nicht aus intellektualistischen Abstraktionen noch auch aus phantasieroller Betrachtung, sondern aus direkter religiöser Selbstverteidigung gegen Schicksal und Naturverflechtung herausgewachsen ist. Die älteste Religion aber in diesem striktesten Sinne ist die Zauberei. Und wir glauben, daß die Märchen im engsten Zusammenhang mit ihr entstanden sind: Abbildungen der Wirklichkeit in einer geheimnisvollen geistigen Sphäre, auf die der Mensch Einfluß gewinnen und die er zu einem erwünschten Ende führen kann. Wir können das in unserm jetzigen Zusammenhang nicht weiter ausführen, merken nur noch an, daß neuerdings*) Oldenberg in den ältesten vedischen Erzählungsstoffen deutliche Kennzeichen einer Zauberbedeutung wahrgenommen haben will. „Mehrere Erzählungen“, sagt er, „gehen direkt in Zaubersformeln aus, durch die derselbe Erfolg, den in der Geschichte Personen der

*) in seiner Literatur des alten Indien. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1903, Seite 48. In der „Religion des Veda“, 1894, stand noch nichts davon, soviel wir sehen.

Heroenzeit erreichen, den gegenwärtig Interessierten, den Veranstaltern und Hörern des Vortrags, zugewandt wird.“

Die Märchen wären also Mythen in diesem ältesten Sinn, in dem der Mythos aus dem Kult entspringt, der Kult aber tätiger aktiver Verkehr — meist feindlicher Art, also Kampf — mit Dämonen, Zauberei ist. Indem der Blick sich weitete und der höhere Mythos sich — in den höheren führenden Schichten der Völker — entwickelte, sank der ältere als Volksglaube in die Niederung. Während dann der christliche Mythos aufsteigt, sinkt auch der höhere heidnische hinab, sich mit dem Dämonenmythos vereinigend. In demselben Maße, in dem der Glaube sich von beiden zurückzieht, verschmelzen sie, wobei der höhere seinen Sinn verliert und der niedere den Ton angibt, und werden zusammen mehr und mehr zu einer Unterhaltung für die Phantasie, erwecken die Lust zum Fabulieren, werden Märchen im jetzigen Sinn des Wortes. Der eigentliche alte Glaube, teils aktiv kämpfend als Kult, nämlich Zauberei, Hexerei, Aberglaube, teils ausfugend als Sage, durch Elemente des siegreich gewordenen Kults und Glaubens gekräftigt, bleibt am Leben. Nur die eigentliche Lehre über Welt und Schicksal, das also, wozu die alten Zaubergeschichten allmählich — in Form von Mythen — sich ausgewachsen hatten, muß dem neuen Glauben überlassen werden und wird es. Die Mythen werden Märchen.

So wären die Märchen von vornherein von der Sage verschieden. Es ist natürlich, anzunehmen, daß die am Mythos entwickelte Kunst der geschlossenen, gerahmten, um eine Schwierigkeit und ihre Lösung gruppierten Erzählung sich auch in die Sage gedrängt haben wird. Je mehr aber aus dem Erzählen ein Fabulieren wurde, desto größer wurde auch wieder die Kluft zwischen beiden, ja eine stärkere Annäherung je länger je mehr unmöglich. Denn die Sage bleibt, was sie war; sie ergänzt sich durch neuere Anschauungen fortbauend so weit, daß sie eine gewisse Glaubwürdigkeit für das Volksdenken behält. Wogegen das Märchen, dem Spiel einmal freiwillig hingegeben, die Tendenz hat, absichtlich unglaubwürdig, phantastisch, eben Spiel zu werden.

Daraus erklären sich einige auffällige Erscheinungen. Wir finden in den Sagensammlungen, der Grimmschen, sowohl als den lokalen, abgeschlossene Geschichten. Gleich das erste Grimmsche Stück, die schöne Sage von den drei sieben Jahre lang verschütteten Bergleuten im Rutenberg, von denen der eine sich noch einmal

das Tageslicht zu sehen wünschte, der andere ein Mittagessen mit seiner Frau, der dritte ein Jahr friedlichen Lebens. Allen dreien ward, wie sie gewünscht. Wir nehmen an, daß in alter Zeit eine so entwickelte Sage die Geschichte der Märchen mitgemacht hätte und daß unter unseren Märchen manche aus Sagen entstanden sein mögen. Später aber verschloß sich aus den dargelegten Gründen dieser Uebergang und so haben wir Sagen, die trotz einer geschlossenen novellistischen Erzählungsform, die ihnen in alter Zeit und so im alten Indien Platz und gemeinsames Wachstum unter den Märchen verbürgt hätte, bei uns Ortsfagen geblieben sind, deren Charakter behalten, den Charakter der Märchen nicht angenommen haben.

Damit hängt nun auch zusammen, was wir sagten, daß leider der Maßstab zur Unterscheidung von Eignem und Fremdem, der in der Vergleichung der sogenannten Märchenzüge mit dem Material der Sage und etwas auch des Aberglaubens liegen würde, recht schwer zu handhaben ist. Will man die Motive der Märchen in der Sage nachkontrollieren, so muß man sich darauf gefaßt machen, sie in sehr anderer Form, eben ganz ohne phantastische Aus- und Umbildung wiederzufinden. Und da ist man denn seit Benfey geneigt, von vornherein das märchenhaft Uebertreibende in parallel entwickelten Märchen verschiedener Völker direkt miteinander zu vergleichen und als verwandt zu nehmen, statt zunächst die Uebertreibung mit ihrer einfacheren Urform im Aberglauben desselben Volkes zusammenzuhalten. Man vergleicht Birnen und Apfel miteinander, findet sie ähnlicher als jedes mit Ästen und Stamm seines Baumes und leitet sie auseinander her. Dann ist die Birne ein verderbter Apfel oder umgekehrt. Es sind sicherlich sehr große Unterschiede zwischen Naturprodukten, die in ihrer Entwicklung abgeschlossen sind, und Geistesprodukten, die direkt beeinflusbar bleiben. Das Gleichnis soll auch nicht beweisen, sondern nur veranschaulichen.

Wir meinen aber, man solle diesen Maßstab der Sage und des Aberglaubens nicht verachten. Sie bleiben Repräsentanten der Welt, aus der auch das Märchen stammt. Märchenzüge, welche trotz der Sonderentwicklung von Märchen und Sage in der deutschen Sage feststehen, werden ohne weiteres den Heimatschein erhalten können. Und wenn Benfey es (I 418) fertig bekommt, zu sagen: „Die Verwandlung in Stein ist ebenso aus dem Orient, vgl. Tausend und eine Nacht, König der schwarzen Inseln, (Breslau

I 287)", so werden wir das abweisen müssen: Mag es mit dem einzelnen Märchen — die Verwandlung in Stein kommt ja öfter vor — stehen wie es will, aber dieser Zug als solcher sitzt in der Sage zu fest, um fremd zu sein. Hans Heilings Felsen kennt man aus der deutschböhmisches Sage, die Körner erzählt. Ueber Innsbruck ist die Frau Hütt. versteinert. In der nordländischen Sage sind die Toten, welche Hilde aufweckt, nachts Stein; morgens aber wachen sie auf und kämpfen Tag für Tag „und in den Liedern heißt es, die Hiadninge würden so fortfahren bis zur Götterdämmerung“. Im dänischen Olofslied verwandelt Olof die Zwerge, durch deren Häuser er segelt, in Stein. Im ersten Helgelied der Edda wird eine Riesin mit Reden zum Bleiben gereizt, bis die Sonne sie in Stein verwandelt. Ebenso handelt es sich im Alwislied darum, daß Thor, der seine Tochter nicht hergeben will, den freunden Zwerg mit Fragen hindhält, bis die Sonne ihn trifft, so daß er in Stein verwandelt wird.

Nun hat zwar solche „Märchenzüge“ in der Edda wie diesen letzteren von Alwis gerade umgekehrt Friedrich von der Lehen dazu benutzt, um die entgegengesetzte Konsequenz zu ziehen: Die jüngere Edda und die späteren Lieder der alten Edda weisen „Märchenzüge“ auf, die älteren noch nicht, also fällt in die Zwischenzeit, wahrscheinlich kurz vor 1200, der Einbruch der Märchen.

Die Durchforschung der altnordischen Ueberlieferung auf ihre „Märchenmotive“ hin mußte einmal begonnen werden. Darin ist Lehen Recht zu geben.

Wer einmal bemerkt hatte, wie voll von Märchenzügen die alte nordische Ueberlieferung ist, und wie stark die deutschen Märchen sich nach rückwärts an die Edda und die Sage anlehnen, der konnte die Bensensche Hypothese in ihren allgemeineren Sätzen nicht ernst nehmen. Dazu kam, daß Bensen selbst sich diesem ganzen Gebiet gegenüber in ein unerklärliches Schweigen gehüllt hatte. Er selbst würde dieses Schweigen damit motiviert haben, daß er eben nur wirkliche ausgewachsene Märchen miteinander vergliche. Darin liegt der Grundfehler seiner Methode. Er leitete die fertigen Birnen von den fertigen Äpfeln ab. Er sagte: die Haupteigenschaften, um derenwillen wir die Tafelbirne lieben, finden wir genau so im Tafelapfel wieder. Zugleich ist der Apfel früher nachweisbar als die Birne. Also stammt die Tafelbirne vom Tafelapfel. Die Holzbirne, sagte er, vergleiche ich nicht, denn der

fehlen die Haupteigenschaften der Tafelfrucht. Er legte nun alle die Uebergangsorten nebeneinander, je nach der Ähnlichkeit, die gärtnerische Pfropfkunst gezogen hatte, — siehe da, es ergab sich eine ununterbrochene Reihe. Aber er konnte es doch nicht vermeiden, irgendwo über den Begriff des Tafelobstes hinauszugehen, er mußte beweisen, daß der Apfel der Anfang sei. Er holte also die ältesten Urkunden für den Apfel hervor und geriet so auf den Holzapfel — die Schatakas. Wir sahen schon, daß er auch darin irrte, daß auch jene buddhistischen Konzeptionen offenbar kein Anfang sind, so wenig es die Edden sind. Aber das können wir hier außer Acht lassen. Er ignorierte die nordische Holzbirne und zeigte den buddhistischen Holzapfel vor. Die Nordleute dagegen blieben bei der Holzbirne. Und es war Sitte geworden, sich aus dem Wege zu gehen. Man grollte sich nur aus der Ferne an.

Es ist gut, daß man nun zur Auseinandersetzung gekommen ist. Die Indier sind der angreifende Teil, die Nordleute beschränken sich auf die Erklärung, sich nicht besiegt zu fühlen.

Wir müssen auf die Sache näher eingehen; denn daß hier die Entscheidung liegt für die Benfensche Hypothese, erscheint uns als fraglos, wenigstens soweit die deutschen Märchen in Betracht kommen. Die Südgermanen haben bei dem plötzlichen Einbruch der Kultur in ihr Gebiet keine Zeit gehabt, auch nur ihre hohe Dichtung, ihren Mythos und ihre Heldensage, geschweige ihr Märchen sich setzen zu lassen. Was also von Beweisen für oder gegen das Alter unserer Märchen überhaupt zu haben ist, das ist der indirekte Beweis aus dem Befund der Nordlande.

Wir müssen uns also des näheren mit der Benfenschen Arbeit befassen. Wir nehmen vorläufig den Obersatz seines Beweisganges als nachgewiesen an — was er nicht ist, aber gesetzt den Fall, er sei nachgewiesen: Die ältesten Lieder seien frei von Märchenzügen, die jüngeren behängt mit ihnen. Ist dann der Schluß richtig, daß die Märchen inzwischen eingewandert sein müssen?

Wir haben hier wieder mit der Verwechslung von Vorhandensein und Aufgeschriebensein zu kämpfen. Gerade die ältesten Konzeptionen eines Volkes dringen erfahrungsmäßig, wenn überhaupt, so am aller spätesten in die Literatur, falls nicht besondere Zwecke eine frühere Aufzeichnung ermöglichen. Schon unsere eigenen deutschen Märchen beweisen es ja. In der Form, in der die Brüder Grimm sie 1812. herausgaben, tragen sie, wie Thimme

(a. a. D.) nachgewiesen hat, den Charakter des 15. Jahrhunderts. Die neuisländischen sogar den der Wikinger Zeit.*) Auch das um 1350 v. Chr., d. h. gegen das Ende des ägyptischen Schrifttums hin aufgeschriebene Vitiummärchen hat bereits den Stil, den die indischen Märchen in den Schatakas noch nicht haben: die Aneinanderreihung offenbar verschiedenartiger Motive. Je weiter dem Ende zu, desto mehr gibt es dann Märchen. Ein ganz ähnlicher Prozeß wie in Hellas, wo auch die Märchen, sicherlich die älteste Dichtung, bis auf die Reite, welche sich in die hohe Dichtung retten konnten, unterdrückt, erst beim Zerfall des alten Glaubens zur Aufzeichnung gelangen, während doch allein das in der Odyssee Erhaltene ausreicht, um uns einen hohen Begriff von den Schätzen zu geben, aus denen hier geschöpft wird. Etwas anders und doch auch analog ist die Entwicklung in Indien. Die Beden sind im ganzen und großen noch zu vornehm für die Märchen. Aber der Buddhismus, der vor allem doch als eine demokratische Gegenströmung gegen die brahmanische Hierarchie aufgefaßt werden will — wie er denn das Kastenwesen verwarf — nahm sich dieses ältesten und verachteten, dieses Volksdenkens an, freilich nicht aus uneigennütziger Freude an ihm, sondern um es geistlich umzubilden. Bei welchem Prozeß dann die Absicht, durch geistlich gestellte Märchen „ins Volk hineinzukommen“, wie man heute sagen würde, mit der Rekrutierung der Mönche selbst aus dem Volke gewetteifert haben wird.

Ähnlich also würde es mit der nordischen Ueberlieferung stehen, wenn der Venensche Bordersatz bewiesen wäre. Und insofern er richtig ist, insofern das Märchenhafte in den älteren Liedern sparsamer da ist als in den jüngeren, insofern steht es in der Tat auch mit der Edda so, wie wir sagten: Die ältesten Eddalieder geben tatsächlich noch mehr den Mythos der Edlen und Weisen. Der Mythos ist in ihnen noch verhältnismäßig ungebrochen. Sie verachten den Dämonenglauben des Volkes noch als das Ueberwundene. Und zu diesem Niederen und für den Mythen glauben Ueberwundenen gehören die Märchen. In der jüngeren Edda, wo der Mythos selbst seinerseits überwunden ist, hört die Wertunterscheidung auf und die Mischformen von Märchen und Mythos, die Vermittlung des Mythos nach unten zu, erhalten gleiches Recht.

*) Vgl. die Einleitung des Rittershausischen Buches.

Gerade an der ununterbrochenen Sagenkette des Nordens kann man das steigende Interesse an der Aufzeichnung des Märchenhaften studieren. Je weiter ins Christentum hinein, desto mehr sucht man, sofern man Heidnisches aufzeichnen will, das festzuhalten, was zur Diskreditierung geeignet erscheint. In der älteren Edda wirkt noch die alte Ehrfurcht nach; in der jüngeren wird schon das aufgezeichnet, was die Vertreter des alten großen Mythos selbst schon belächelt hatten, der Reflex des Mythos im Aberglauben, eben das Märchen in seiner Urform. Hier ist die Gefinnung ein freundliches Lächeln, wie über Kinder Spiel. Bei Saxo waltet dann bereits die absichtliche und fanatische Gehässigkeit. Man vergleiche nur die Uthgardalofisfahrt in der jüngeren Edda und bei Saxo. Dort ein sinnvoller Humor, bei Saxo ein übertreibendes Geschimpfe.*) Noch weiter hinab und man kommt zum Botenhaften, wie es in der Flateniarbof (kurz vor 1400) als charakteristisch für das Heidentum verzeichnet wird.

Diese Argumentation aus dem Fehlen des Märchenhaften in den ältesten Liedern ist also keineswegs zwingend. Dazu kommt nun, wie schon bemerkt, daß es sich durchaus nicht um ein völliges oder auffälliges Fehlen handelt. Das ist so wenig der Fall, daß man billig verwundert ist, wo überhaupt der Hebelpunkt für den Beweis stecke. Schon Rittershaus hat im Vorwort zu den Neuisländischen Märchen auf die Märchenzüge im *Beowulf* hingewiesen, sowie darauf, daß eins der altertümlichsten und sicher ältesten Lieder der Edda direkt ein Märchen ist: das *Wölundurlied*. Man kann aber geradezu fragen, welches denn frei sei von „Märchenzügen“. Lenen führt im Grunde nur die Schilderung der Weltischen in der *Wöluspá* und im Lied von *Fiölsvidr* an, sowie die Erlangung des Dichtertranks im *Hohenlied* (*Havamal*). Nun ist ja wahr, daß die jüngeren Berichte sehr viel reicher an Märchenzügen sind. Ebenso wahr ist, daß erstens der ganze Bau und Zweck der betreffenden Lieder, schon weil sie Lieder sind, dem

*) Heermannsche Uebersetzung S. 293 ff. Dieser Saxo ist überhaupt höchst instruktiv. Nicht nur durch die Art, wie er den wunderlichsten Sagenstoff verschmüpft und dann noch in das gräßlichste czeromanische Höhenlatein hineinzwängt, sondern vor allem auch dadurch, wie trotz dieser Stellungnahme der ganze teutonisch-germanische Tonfall unserer schlimmsten Deutschämter bei ihm vorgebildet erscheint, so daß man oft geradezu den Eindruck erhält, bei diesen letzteren zu Tisch zu sitzen, wobei denn beiderseits grotesk wirkt, daß alle die schönen Phrasen von der rauhen Tugend der Väter und der strengen Verwechslung sich hier nicht gegen die „Wälchen“, sondern gegen die — Deutschen richten, als die Quelle aller Hinterlist, Treulosigkeit, Weichlichkeit.

reicheren Schmuck widerstrebte und zweitens in dem Sinne von „märchenhaft“, den Lehén hier anwendet, die Vorstellungen vom Weltbaum und von der Erlangung des Dichtertranks selbst schon märchenhaft sind. Dazu kommt, daß die Wölufpa auch sonst auf die Lehén'schen Märchenzüge hinweist z. B. auf das Märchen vom Baumeister der Götter, wenn auch nicht darauf, daß er betrogen wird, und daß das ganze Lied von Fiölswidr selbst ein Märchen ist und zwar ein ausgesprochenes mit dem sich drehenden Schloß, den von selbst aufspringenden Bittern, den wachhaltenden Tieren, die durch bestimmtes Futter besänftigt werden können.

Aber wo bleibt überhaupt der ganze Ausgangspunkt für eine Untersuchung wie die Lehén'sche? Was „unwiderleglich“ klar wird, ist nur, daß eine fortlaufend stärkere und fortlaufend niedriger greifende Heranziehung des Märchenstoffs stattfindet, aus dem doch schon die ältesten Mythen gebaut sind. Sehr verständlich, denn er ist als Urmythos der Stoff der höheren Mythen. Nirgendwo ist ein Bruch oder ein Absatz in dieser Entwicklung zu merken, nur daß einerseits die eindringenden christlichen Vorstellungen gewisse Modifikationen durchsetzen und aus demselben Grund immer tieferstehendes Material zur Charakterisierung des Heidentums herangezogen wird.

Es kann nach alledem nicht weiter in Erstaunen setzen, daß Lehén selbst seine Ergebnisse als „überraschend“ empfindet — nämlich für die Hypothese, von der er ausgeht. In der Tat: Die Märchen, die in Indien damals bereits fest geformt sind, sollen hier in ihrem ersten Einbruch fixiert sein und schauen so unindisch wie nur möglich aus, so, daß Lehén selbst gesteht: „Eine sichere Spur indischen Einflusses haben wir in der Edda jedoch (!) nirgend entdecken können.“ Und das in einem Zusammenhange, in dem er erklärt: „Daß die Heimat der meisten heut im Umlauf befindlichen europäischen Volksmärchen Indien ist, scheint mir nach wie vor (!) unwiderleglich“.

Wir können diesen Gedankengang nicht mitmachen. Von Lehén's eignen Untersuchungen aus kommt man nur soweit, zu schließen, daß wenn die heutigen Märchen durchaus indisch sein sollen, dieser indische Einbruch erst nacheddisch ist und daß jene altnordische Ueberlieferung mit Sage und Aberglaube zusammen ein in der Hauptsache treues Kriterium bietet, um die Elemente im Märchen erkennen zu lassen, die eigenwüchsig sind.

Wir geben noch einmal die Tatsachen:

1. Die Aufzeichnung der Sagen mit sogenannten Märchenzügen geschieht mit der deutlichen Tendenz, das Heidentum durch sie zu blamieren. Schon daraus folgt, daß sie für das Bewußtsein der Aufzeichner altheidnisch waren. Das wird dadurch bestätigt, daß, wo nachweislich fremde Märchenstoffe hereingezogen werden, jene Tendenz wegfällt und die Tendenz der Ausschmückung an ihre Stelle tritt, so an der einzig nachweislich orientalisches beeinflussten Stelle, zwar nicht der Edda, aber Saros, wo die Klugheit Hamlets mit den Mitteln eines orientalischen Märchens geschildert wird. Die Tatsache selbst ist auf eine einfache Weise nur so zu deuten, daß das Christentum, nachdem die großen Mythen der oberen und entscheidenden Stände gefallen sind, sich nun an die Mythenwelt der niederen Stände macht, die altertümlicher ist und den Angriff übersteht. Freilich nur dadurch, daß sie sich mit dem Angreifer verträgt, wofür sie ihre Mythen des Glaubensgehalts entkleidet und der freien Phantasie überliefert.

2. Die Märchen in der Edda hängen deutlich mit heutigen Märchen zusammen, aber nirgends deutlich mit indischen, während unter den heutigen Märchen von verhältnismäßig vielen und wichtigen Stoffen eine ununterbrochene bis Indien reichende Kette von Formen sich vorzeigen läßt und auch die direkte Ähnlichkeit zwischen den heutigen deutschen und indischen Formen in einzelnen Fällen verhältnismäßig groß ist. Diese Tatsache kann man auf eine einfache Weise nur so deuten, daß in der Edda eben noch die alten unbeeinflussten oder noch verhältnismäßig unbeeinflussten Formen vorhanden sind, während später mit dem steigenden Verkehr und gar mit dem Eindringen gedruckter Uebersetzungen (während andererseits das Märchen aus dem geheiligten Verband des Geheimglaubens entlassen, freigegeben ist) eine steigende gegenseitige Beeinflussung und dadurch Abschleifung und Verähnlichung der Märchen stattfindet.

Und dafür spricht nun auch, daß diese eddischen Märchenmotive noch nicht die phantastische Entwicklung der späteren vorweisen, noch ganz nahe dem Sagenhaften sich halten, man kann sagen, noch gar keine Märchenzüge in unserem Sinne des Wortes sind.

Mit diesen Ergebnissen stimmt nun eine andere Beobachtung eigentümlich überein. Wenn man die Märchenreihen durchsieht, welche die Forscher zur Erweisung des indischen Ursprungs aller Märchen uns vorlegen, so findet man fast immer einen größeren

Sprung beim Uebertritt nach Europa; hier muß fast immer zunächst der Eintritt eines spezifisch neuen Moments erklärt werden. Man erhält den Eindruck, als brande hier der indisch-arabischen eine europäische Märchenwelle entgegen, als sei — in den betreffenden Fällen — die indische zwar stärker geblieben, jedoch nicht ohne daß die europäische starke Modifikationen der Form durchgesetzt habe.

Hält man hierzu die noch bis in die neueste Zeit verhältnismäßige Wenigerberührtheit der nordischen und besonders der isländischen Märchenwelt, so ist man versucht, das mit der modernen Hypothese vom mittel- oder nordeuropäischen Ausgangspunkt der arischen Wanderungen zusammen zu bringen.

Die am weitesten gewanderten und deshalb zuerst zur Kultur und zu beweglicher Phantasie gekommenen Inder bilden zuerst jene gemeinsamen vorarischen Märchen national und künstlerisch aus. So branden sie von dort aus zurück, je weiter nach der alten Heimat zu, desto eingewurzelteren Widerstand findend. Es ist diese Anschauung natürlich nur als Arbeitshypothese gemeint. Für Untersuchungen in dieser Richtung würde die verdienstvolle Rittershausische Sammlung neuisländischer Volksmärchen eine gute Unterlage sein.

Wir schließen.

Das Märchen ist keine einfache Form, kein Protozoon. Wenigstens nicht so wie es heute ist, und auch nicht mehr da, wo wir es zuerst in der Geschichte treffen. Es sind für die Forschung sehr viele Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Vieles, was wir geneigt sind, als „Märchenzug“ sehr eigenartig zu finden und dessen übereinstimmendes Vorkommen bei verschiedenen Völkern wir deshalb glauben nur aus historischer Uebertragung erklären zu dürfen, ist einfach älteste Logik. In demselben Sinne, in dem wir eine ungewöhnliche Begabung aus Vererbung, günstiger Blutmischung und glücklichen Jugendeinflüssen erklären, in demselben Sinne nahm der Naturmensch zur Erklärung Zaubermittel an; und in vielen Fällen wäre es gescheidter, die Übereinstimmungen zur Eruierung dieser urzeitlichen Logik zu benutzen als zur Konstatierung historischer Uebertragungen.

Anderes, das gleichfalls uns auffällig ist, gehört zu einer Art urzeitlicher Aesthetik. Es ist ein gewisser dekorativer Geschmak, eine Art Symmetriegefühl daran schuld, daß alle wichtigen Dinge, Proben, Rätsel, Meisterschaftsbeweise dreimal geschehen müssen —

„aller guten Dinge sind drei“. Dasselbe Symmetriegefühl vielleicht, das bei den Meisterängern Strophe, Gegenstrophe, Abgesang erforderte. Das wandelt sich auch so ab, daß etwas Großes zweimal vergeblich versucht wird von anderen, bis der Richtige es das drittemal ausführt; oder auch daß eine Probe zweimal gelingt, das dritte mal nicht; alles teils rein dekoratives Bedürfnis, teils Mittel der Spannung. Hier wäre auch oft besser, die Aesthetik zu interessieren als die Historie.

Anstatt fortwährend das Gerede von der absoluten Ungebundenheit der Märchenphantasie zu wiederholen, sollte man lieber diese sehr bestimmten und strengen Gesetze des Märchenbaues studieren.

Erst wenn man dies ganze Netzwerk rudimentär gewordener Vorstellungs- und Denkformen abgehoben hat, kommt man zum übertragbaren Kern der Geschichte. Auch er ist nicht einheitlich. Es möchten vielmehr — wenn ein näherer Einblick in ihre Entwicklung gestattet wäre — eine recht große Anzahl von Schichten zu unterscheiden sein. Die hauptsächlichsten sind vielleicht diese: 1. das Märchen als vorarische Zauber Geschichte, vielleicht hier schon in verschiedenen Schichten, 2. das Märchen vom höheren Mythos, der aus seinem Baustoff gebildet ist, rückwirkend beeinflusst; also mit Elementen von verblaßtem Mythos, 3. das Märchen als Novelle und Roman, d. h. noch nicht als unglaublich empfunden, aber doch als sozusagen unhistorisch, d. h. also das Märchen in bewußt künstlerischer Bearbeitung, 4. das Märchen als Anschauungsbeispiel für irgend eine ihm heterogene Lehre, wobei Elemente des höheren Mythos haften bleiben, eine gewisse Ethisierung usw. stattfindet, 5. endlich der Uebergang in das bewußte freie Phantasiespiel.

Diese Entwicklungsstufen wären sämtlich weiter zu zerlegen. Z. B. ist klar, daß das Märchen als Novelle mit einfacher Fabel älter ist wie das Märchen als Roman, zusammengesetzt aus verschiedenen Elementen oder Erzählungsformen. Und wahrscheinlich gehört dieser letztere Typus sogar erst hinter die von uns zu viert angeordnete Stufe des Anschauungsbeispiels.

Am natürlichsten ist, möchten wir meinen, der Einbruch fremder Stoffe erst da, wo die Märchen beginnen in die freie Phantasie hinüberzugleiten, wahrscheinlich diesen Prozeß beschleunigend. Und tatsächlich geht der erste nachweisbare literarische Zustrom fremder Stoffe über unsere vierte Stufe: Das Märchen

als Anschauungsbeispiel für fremde Lehren. In den großen theologischen Beispielsammlungen des 12. und 13. Jahrhunderts, in Peter Alphonsus' *Disciplina clericalis*, in der *Legenda aurea*, der *Jacopus de Voragine*, in den *Gesta Romanorum*, hier wo die Märchen allegorisch gedeutete Predigtbeispiele werden, hier ist, möchten wir meinen, eine der Vermittlungen, die zugleich ein tiefes Eindringen ins Volk und eine energische Loslösung vom einfachen historischen Sinn des Textes erklären.

Doch man sieht, diese Dinge sind alle äußerst schwierig. Und wenn wir die Fachmänner um ein Eingehen auf die von uns angeregten Erwägungen mehr allgemein literarischer Art, um eine Revision der Benfey'schen Hypothese im großen Stil und um umfassendere und eindringendere Verständigungen über das Gesamtgebiet bitten, als man sie hier und da in Zeitschriften zu lesen bekommt, so tun wir es nicht, um ihre Arbeit zu bekritteln, sondern um für sie zu interessieren. Das konnten wir freilich nicht, ohne das Problem von uns aus und unter den uns naheliegenden Gesichtspunkten zu durchdenken.

Die russische Armee im Türkenkriege von 1877/78.

Von

Dr. Emil Daniels.

Aus drei Kriegen. 1866. 1870/71. 1877/78. Von v. Vigniz. General der Infanterie z. D., Chef des Küstler-Regiments v. Ste. umgeh. Mit zehn Karten und Skizzen in Steinrudr. Berlin 1904. Mittler & Sohn. 316 S.

Der Verfasser dieses Buches, noch vor kurzem kommandierender General des III. (brandenburgischen) Armeekorps, nimmt unter unseren Militärschriftstellern einen ganz hervorragenden Platz ein. Seine Publikation erregt bei der gegenwärtigen Weltlage um so größeres Interesse, als sie sich auf den Krieg von 1877/78 bezieht, den letzten großen Waffengang der Russen vor ihrem heutigen Ringen mit Japan. Vigniz, der beim Ausbruche des russisch-türkischen Krieges preußischer Militärattaché in Petersburg war, begleitete die russische Armee ins Feld und betrachtete die entscheidenden Operationen aus nächster Nähe. Seine Tagebücher, die er jetzt veröffentlicht, und die das Substrat dieses Essays bilden, werfen manches Streiflicht auf den Charakter der russischen Heerführung und Politik. Vor den Aufzeichnungen über den Balkankrieg gibt Vigniz eine Reihe von Notizen aus dem österreichischen und dem französischen Feldzuge wieder, und auch diese Tagebuchblätter verdienen, daß ein Wort über sie gesagt wird.

Den Krieg von 1866 machte v. Vigniz als Premierleutnant mit. Während der Mobilmachung und in den ersten Wochen des Kriegszustandes lastete auf ihm und seinen Kameraden, wie er erzählt, die schlechte Stimmung, in der so viele Reservisten und Landwehrleute zu den Fahnen kamen. Diese Elemente waren nach unserem Autor: „irregeleitet durch die rasonnierende Presse, welche noch angesichts des Feindes mit ihrer Opposition recht behalten wollte. Hätten wir damals Mißerfolge gehabt, wie verschieden würden wir gewesen sein von den Römern nach der

Schlacht bei Cannä, welche für die Geschlagenen nur Worte des Dankes und der Anerkennung hatten. In einem Bivak kam ich einmal in ein politisches Gespräch mit älteren Soldaten, welche gern Vorbilder und Stützen der jungen Mannschaft gewesen wären. Bekümmert und entmutigt sagten sie, man wisse ja aus den Zeitungen, der Krieg sei ein hoffnungsloser, ganz Deutschland sei gegen uns. Damals ruhte das Heil des Staates auf unseren Degenspitzen und auf dem Beispiele, welches wir Offiziere den Soldaten geben würden."

Aus dem weiteren Verlauf der Aufzeichnungen geht ohne Ruhmredigkeit ihres Urhebers hervor, wie dieser, ein typischer Vertreter seines Standes, den Mannschaften Glanz einzuflöhen und sie durch Anstrengungen und Gefahren zum Siege zu führen verstand. Bezeichnend für seine Gesinnung ist folgende Stelle des Tagebuches: „Im hungrigen Bauernquartier habe ich recht oft gedacht an potage tapioca, boeuf braisé au madère, turbot sauce aux capres etc. zu Paris im Palais Royal und auch an meinem Platz im Théâtre Français; aber was sind diese weichen Erinnerungen gegen das stolze Gefühl, bei Nachod und Skalitz mitgefochten und das Weiße im Auge des Feindes gesehen zu haben!“ Wir hören übrigens nicht bloß von der Tapferkeit und der Willensstärke, welche die von Lignitz ausgebildeten Mannschaften an den Tag gelegt haben, sondern der im guten Sinne des Wortes realistische Autor führt uns auch Fälle von unriegerischer Haltung seiner Soldaten vor, wie sie unter den der Hochkultur noch fern stehenden Japanern selten vorkommen, sich aber in den Heeren hochzivilisierter Nationen immer zahlreich ereignen müssen. So drohte Lignitz bei Nachod, Sontienzüge, die im österreichischen Feuer unruhig gewesen waren, mit der flachen Klinge zu bearbeiten, und einem Soldaten, der angesichts österreichischer Tschakos feuerte, ohne das Kommando abzuwarten, hieb er scharf über den Helm, so daß niemand nachschob: „Der Offizier muß darnach streben“, so beschloß Lignitz sein 1866er Tagebuch, „sich einen höheren Standpunkt zu erhalten, was nicht immer leicht ist. Wie der Gesichtsausdruck des Offiziers im Kampfe maßgebend ist für die ihn umgebenden Soldaten, so muß auch in schwerer Lage, bei Entbehrungen und Strapazen, die gleichmäßige Ruhe des Führers der Truppe die Ueberzeugung beibringen, daß man sich mit den notwendigen Uebeln des Krieges abzufinden hat. Versteht es der Offizier, ähnlich wie ein Feldgeistlicher auf die Seele des

Soldaten einzuwirken, so wird sein Einfluß den schwersten Prüfungen gewachsen sein. Niemand bleibt andauernd verstockt, wenn der Tod um ihn herum zu mähen beginnt.“

Beim Ausbruch des Krieges von 1870 war Signitz Hauptmann und zweiter Generalstabsoffizier beim IX. (schleswig-holsteinischen) Armeekorps. Zu den pessimistischen Beurteilern der Lage gehörte der Kommandeur der Schleswiger Husaren, Oberst v. Schmidt, nach Signitz ein sehr bedeutender Militär, der Erzieher der preußischen Kavallerie zur Massenverwendung. Dieser tüchtige und fühne Mann äußerte die Meinung, man würde von den Franzosen überrascht werden und könnte zufrieden sein, wenn die deutsche Streitmacht bei Kassel zum Stehen käme. Bekanntlich hat König Wilhelm im Jahre 1866 ebenso schwarz gesehen, indem er die erste Schlacht etwa bei Großbeeren erwartete. Für den Stab des IX. Armeekorps bildete zu Beginn der Mobilmachung die Nähe der dänischen Grenze noch eine besondere Quelle der Beunruhigung, zumal ein großer Teil der dänischen Truppen in dem jütischen Uebungslager von Hald versammelt war. Deshalb wurden am ersten Tage der Mobilmachung Dragoner nach der Grenzbahnstation vorgeschoben, um nötigenfalls die Schienenverbindung unterbrechen zu können. Aber auf die telegraphische Meldung an Moltke kam die Antwort zurück: „Warum denn, liegt Veranlassung vor?“ worauf die Dragoner sofort zurückgezogen wurden.

Als am 12. Mobilmachungstage die Eisenbahn bestiegen werden sollte, erwies sich das Waggonmaterial als ungenügend, besonders fehlte es an Viehwagen von ausreichender Höhe für die Pferde. Der kommandierende General v. Manstein telegraphierte nach Berlin, derartige Verzögerungen stellten den rechtzeitigen Aufmarsch des Korps am Rhein in Frage. Moltke antwortete, wenn es an dem erforderlichen Waggonmaterial fehle, solle das Korps mit den ausfallenden Teilen den Fußmarsch antreten. Hierauf wurde vorgezogen, noch eine Reihe von Stunden zu warten, von Harburg an sind aber ein paar Bataillone in der Tat zu Fuß nach dem Kriegsschauplatz marschiert, allerdings nur etwa zwei Märsche; dann vermochte das nötige Waggonmaterial zusammengebracht zu werden.

Dem genannten Obersten v. Schmidt passierte bei der Mobilmachung das Mißgeschick, daß sein Bursche, beordert, den Koffer „nach der Bahn“ zu bringen, ihn auf der Reitbahn deponierte.

Erst in Mainz kam der böse Irrtum an den Tag und am Tage der Schlacht von Bionville war der Koffer noch immer nicht angelangt. Als am Abend ein Arzt dem verwundeten, besinnungslosen Obersten die Kugel aus dem Oberschenkel entfernen wollte und die Hofe aufschnitt, kam der Oberst zu sich und rief entsetzt: „Um Gottes willen, ich habe nur die eine.“

In Saarbrücken, wo die Verwundeten von Spichern lagen, erfuhr der kommandierende General des IX. Korps, v. Manstein, daß sich auch Leute desjenigen Regimentes in den Lazaretten befänden, mit welchem sein Lieblingssohn als Kompagniechef ausgerückt war. Daraufhin ging der General suchen und fand auch bald einen schwer verwundeten Unteroffizier von jenem Truppenteil. Der General fragte ihn, ob er den Hauptmann v. Manstein kenne. Der Unteroffizier erwiderte mühsam, mit aufgerissenen Augen: „Gewiß, mein Kompagniechef.“ Manstein fragte langsam weiter: „Wissen Sie, wie es ihm geht?“ Der Verwundete antwortete: „Es geht ihm gut, er ist als Held gestorben.“ Darauf gab Manstein dem Unteroffizier die Hand und sagte: „Es freut mich, daß Sie das aussprechen, es war mein Sohn.“*)

General v. Sigmund bemerkt hierzu: „Diese Szene in ihrer Einfachheit und Größe würde dem Plutarch zur Zierde gereichen; ein Held des Altertums hätte nicht großartiger seinen Verlust auffassen können wie hier der preußische General . . . Manstein . . . war eine ernste, strenge Natur, ein Vorgesetzter, der von sich wie von seinen Untergebenen sehr viel verlangte. Er war mehr gefürchtet wie geliebt. Seit jenem Tage beherrschte uns eine solche Ehrfurcht vor dieser Heldennatur, daß wir manche Rauheit und übertriebene Schärfe mit Gleichmut hinnahmen. Der General war ein besserer Taktiker auf dem Felde wie auf dem Plane und der Karte; er war kein Stratege, aber ein Schlachtengeneral erster Klasse.“

Außerordentliche Charakterstärke bewies Sigmund selber in der Schlacht bei Bionville, wie wir aus einer sehr wertvollen Veröffentlichung im „Militärwochenblatt“, wahrscheinlich aus der Feder von Fritz Hönig,**) lernen. In der Erkenntnis, daß die schwachen deutschen Streitkräfte, welche den von Mex abmarschierenden

*) Die Veröffentlichung dieses Vorgangs im „Militärwochenblatt“ 1894 Nr. 38 wird durch das Sigmundsche Tagebuch in einigen nicht unwesentlichen Zügen berichtigt.

***) Jahrgang 1894 Nummer 38.

Bazaine gewaltsam festzuhalten strebten, von der Bewältigung durch die gegnerische Uebermacht bedroht seien, bestimmte Dignitz einen Teil seines Korps, ohne des abwesenden Manstein Genehmigung abzuwarten, über die Mosel zu gehen und den in dringender Gefahr befindlichen Kameraden zu Hilfe zu marschieren. Eine so schwerwiegende Verantwortlichkeit nahm der einfache Generalstabshauptmann, durchdrungen von dem strategischen Dogma des *Marcher au canon*, mit großartigem moralischen Mut auf seine eigene Kappe. Er hatte zunächst die größten Unannehmlichkeiten davon, denn der geistige Horizont des heroischen Manstein war etwas beschränkt, und der kommandierende General vermochte dem Untergebenen die sachlich berechnete Eigenmächtigkeit nur sehr schwer zu verzeihen. Da legte sich der Generalstabschef des IX. Armeekorps, Major Bronsart von Schellendorf, der spätere Kriegsminister, ins Mittel. Manstein hatte 40 Eiserne Kreuze zur Verteilung bekommen. Eines davon behielt er für seinen Stab zurück und bot es Bronsart an, der aber erklärte, zu Gunsten von Dignitz, des jüngsten Offiziers im Stabe, zu verzichten. Unter dem Eindruck dieser edlen Entfagung vollzog Manstein dem verkannten Dignitz gegenüber eine Schwenkung in der besten, ritterlichsten Manier. Er rief ihn vor Tisch zu sich heran und sagte: „Sie haben es durch Ihre rastlose Tätigkeit am 16. August zu stande gebracht, daß das Korps zum Siege geführt werden konnte. Auf Grund Allerhöchster Ermächtigung überreiche ich Ihnen dafür das Eiserne Kreuz.“*)

Seit dem Tage von Bionville hatte der Hauptmann Dignitz einen Namen in der Armee. In einem seltenen Gleichgewicht mit dem Glan des Willens stand bei ihm die Ruhe des Urteils, die es ihm ermöglichte, trotz des Verlustes eines vor Mex am Typhus tödtlich erkrankten Bruders den glänzenden patriotischen Tugenden des französischen Feindes volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: „Morgen sind es nun volle vier Monate“, schrieb er am 18. Januar 1871 in sein Tagebuch, „daß Paris sich hält. Es ist eine neue Kriegserfahrung, daß eine Stadt mit so zahlreicher Bevölkerung den Widerstand so lange fortsetzen kann. Man kann an die großen Kämpfe im Altertum zurückdenken, Karthago und Alesia sind in Schatten gestellt. . . . Es ist unmöglich, den großen

*) Einige im wesentlichen gleichartige, aber für Manstein noch günstigere Version s. bei Oberst Cardinal von Widdern: „Kritische Tage“. Berlin 1987. R. Eisenhmidt. II S. 176.

Organisator der französischen Streitkräfte mit den nach Sedan und Metz verbliebenen Resten und Trümmern, Léon Gambetta, nicht zu bewundern. Er und General Chanzy, welcher nach wiederholten Niederlagen mit seinen entmutigten Truppen immer von neuem Front machte, sie sind den Helden des Altertums zu vergleichen, welche ihre Charaktergröße im Unglück zeigten und hiermit mehr Ruhm errangen, als manche Sieger. Die unerschütterte Seelengröße inmitten Mutloser ist doch das Höchste, was der Mensch leisten kann. Daher bewundern wir am meisten Friedrichs des Großen Verhalten nach seinen Niederlagen und Napoleons Feldzug im Jahre 1814. Zwischen den Winterschlachten von Orléans und Le Mans gab es in unserer Armee manche, welche nun genug hatten und es auch aussprachen. An einem Abend in Orléans vor dem Standbilde der Jungfrau kam es zu einer erregten Diskussion hierüber. Ich war so erbittert, daß ich ausrief: „Trotz aller Erfolge sind wir doch noch nicht wert, den Helden des Siebenjährigen Krieges die Schuhriemen zu lösen.“

Die militärische Urteilsfähigkeit unseres Autors war zu ihrer vollen Reife gelangt, als er, unterdessen Major geworden und geadelt, in seiner Eigenschaft als preußischer Militärattaché zu Petersburg angewiesen wurde, den russisch türkischen Krieg von 1877/78 mitzumachen. Er faßte seine Mission von der allerernstesten Seite auf und vermochte demgemäß höchst wertvolle Erfahrungen und Informationen zu sammeln: „da ich bei den wichtigsten Begebenheiten auf dem europäischen Kriegsschauplatz anwesend war und Gelegenheit hatte, den Pulsschlag der russischen Kriegsführung mitzufühlen. Ich gab mir Mühe, objektiv zu urteilen. Kameradschaftliche Beziehungen, welche ein ganzes Jahr dauerten, und bis heute noch nicht erkaltete Freundschaften mögen die Stimmung meines Tagebuchs beeinflusst haben, andererseits habe ich genügend von den Türken gesehen und gehört, um deren militärische und auch ethische Eigenschaften nicht zu unterschätzen. Die schönste Aufgabe des Geschichtschreibers bleibt wohl, Beispiele von Seelengröße, wie der Krieg sie bietet, festzuhalten und damit beizutragen zur Heranbildung der jungen Generation“.

Nachdem die Russen über sechs Monate lang an der kleineren Hälfte ihrer Armee mobil gemacht hatten und mit einer ihren heutigen militärischen Bewegungen entsprechenden Langsamkeit an der Donau aufmarschiert waren, standen endlich in den letzten Tagen des Juni 1877,

d. h. 7¹/₂ Monat nach dem Beginn der Mobilmachung, sechs Armeekorps bereit, um den Uebergang über die Donau zu forcieren. (Ein siebentes folgte als Reserve.) Das XIV. Korps führte jene Operation bei Braila an der unteren Donau aus und saßte dadurch auf dem Nebenkriegsschauplatz der Dobrudscha Posto, verfiel aber sodann in dauernde Untätigkeit, wie heute wieder bei Wladiwostok ein Korps deplaciert und nutzlos zu stehen scheint. Den Hauptkriegsschauplatz innerhalb der europäischen Türkei bildete die mittlere Donau; den fünf anderen Korps fiel die Aufgabe zu, diese an ihrer Ausbiegung nach Süden zu überschreiten, nur vier Märsche vom Schipka, dem gangbarsten Balkanpasse, entfernt. General Richter vom Ingenieurkorps und Oberstleutnant Naglowski vom Generalstab wählten für den Uebergang die Gegend bei Simniza, welche an sich so zweckwidrig wie nur möglich ausgesucht zu sein schien. Zwar war der Strom hier etwas weniger breit als an anderen Punkten, aber er wies noch immer die imponierende Breite von 4000 Fuß auf. Auf der russischen Seite zeigte sich das Ufer ganz flach, ohne für Artillerie geeignete Positionen darzubieten, dagegen gab es auf dem türkischen Ufer, bei Sißowa, ganz vortreffliche Stellungen auf Terrassen, die über dem steilen Uferlande emporstiegen. Ein hier weithin sichtbares osmanisches Lager mußte auf die Offiziere und Soldaten der 14. Infanterie-Division, welche zuerst passieren sollte, abschreckend genug wirken.

Aber die genannte Division wurde kommandiert durch den General Dragomirow, der seinen Truppen einen vortrefflichen Geist einzuflößen verstanden hatte. Dragomirow lebt noch und erhebt gelegentlich seine Stimme als Kritiker im Sinne der liberalen Opposition. Sigmund charakterisiert seine Natur folgendermaßen: „Als gelehrter Generalstäbler und mit Neigung zu Absonderlichkeiten nach Suworows Beispiel galt der General vor dem Kriege in Petersburg weniger als in der Provinz. Jedenfalls gab er sich als Divisionskommandeur sehr viel Mühe und war eifrig bestrebt, die individuelle Ausbildung des Soldaten zu fördern, ihm den Wert der eigenen Person als Kämpfer beizubringen. Derselbe Gedanke hatte damals Suworow geleitet. Beide Generale haben hiermit viel erreicht, die begleitenden Absonderlichkeiten treten gegen das Endergebnis ganz zurück, sie entsprechen übrigens dem kindlich jovialen Charakter des russischen

Soldaten. Eine Hauptsache war, daß Offiziere und Soldaten der Division ein unbedingtes Vertrauen zu ihrem Führer, zu dessen Wissen und Können hatten.“

Lignitz stieg in den ersten Ponton, in dem sich Hauptmann Gagrine, der Führer des ersten Echelons, befand. Gagrine wurde beim Einsteigen zu der gefährlichen und verantwortlichen Fahrt mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Von Lignitz nahmen seine Bekannten feierlich Abschied, wie auf Nimmerwiedersehen. Man begriff seine Kaprixe nicht, im ersten Ponton mit hinüberfahren zu wollen. Indessen ermöglichte dieser Entschluß dem ehrgeizigen und lernbegierigen Preußen, zum Gelingen der für alle Teilnehmer ruhmvollen Unternehmung so viel beizutragen, wie durch die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart eines ganz ungewöhnlich tüchtigen Offiziers irgend geleistet werden konnte. „So gelangte die Tete“, erzählt das Tagebuch, „nach fast dreiviertelstündiger Fahrt bis auf etwa 300 Schritte ans Ufer, als von zwei Stellen her die ersten Schüsse fielen; die Kugeln zischten über uns hinweg. . . . Zwei Kanäle brannten am Uferende auf. Wir stießen bald auf Grund: ich sprang hinaus; watete ans Ufer und rief den folgenden Kosaken ermunternde Worte zu. Vor uns über einem schmalen sandigen Strande erhob sich eine wohl 20 Fuß hohe Lehmwand; ich suchte nach einer Stelle zum Hinaufklettern. Ich fand bald eine etwas niedrigere Stelle und forderte die Kosaken auf, hier hinaufzuklettern. Vergeblich; sie drückten sich unter dem von beiden Seiten den Strand entlang streichenden Gewehrfeuer dicht an die Lehmwand; für das Erklettern einer solchen Wand waren sie nicht ausgebildet und hielten offenbar ihre Lage für hoffnungslos. Hauptmann Gagrine, der dies mit ansah, forderte mich dringend auf, wieder mit zurückzufahren und mich dann dem zweiten Echelon anzuschließen. In der Tat war die Lage recht ernst; denn jeden Augenblick konnte die nur wenig entfernte türkische Feldwache über uns erscheinen. Ich hatte nach einem vergeblichen Kletterversuch eben eine weniger hohe Uferstelle etwas weiter oberhalb gefunden, als ein paar junge Offiziere mit etwa 50 Mann vom Wolhynischen Regiment erschienen, atemlos von dem Lauf am Ufer entlang. Sie waren weiter unterhalb gelandet, hatten starkes Feuer bekommen und nirgends die Möglichkeit gefunden, die Lehmwand zu erklimmen. Ich zeigte ihnen die günstigere Stelle; wir hoben schnell einen kleinen Unteroffizier so hoch, daß er den Rand erreichen und hinaufklettern konnte. Dann drängte die durch nach-

folgende Trupps dichter werdende Menschenmasse hinauf. Man brauchte nicht zu klettern, man wurde geschoben und gehoben, denn die unten Nachdrängenden suchten sich den den Strand entlang zischenden Kugeln zu entziehen. . . . Eine kleine Reserve wurde von mir an der Ausgangsstelle postiert und diese mit Bajonetten und dem wenigen vorhandenen Schanzzeug schluchtähnlich erweitert.

So nachdrücklich und wohlüberlegt von den Ansassen des ersten Pontons begonnen, verlief die Operation auch in ihren übrigen Stadien ganz vorzüglich. Der Dank gebührte freilich zu einem beträchtlichen Teile der Sorglosigkeit der Türken, welche die Aktion an dieser Stelle nicht erwarteten, da die Natur den Punkt ganz gewiß nicht für einen Uebergang vom linken nach dem rechten Ufer bestimmt hatte. Zudem war bei Turnu, gegenüber von Nikopolis, eine so starke und geschickte Demonstration in Szene gesetzt worden, daß die allerdings nicht besonders aufmerksamen Osmanen sich täuschen ließen. So vollzog sich denn unter einem Verlust von nur 700 Mann „die vielleicht wichtigste Operation des beginnenden Feldzugs“; die einleitende Strategie feierte nach dem Urteil des an der exponiertesten Stelle dabei gewesenen preußischen Offiziers „einen glänzenden Triumph“. Die Ueberzeugung von der strategischen Tragweite des so musterhaft ausgeführten Donauüberganges befestigte sich bei Vigniz noch, als ein Kosakenoffizier aus Plewna zurückkehrte, wo sich eine Abteilung türkischer Infanterie widerstandslos von ihm hatte gefangen nehmen lassen, und die Ansicht äußerte, jenes osmanische Fußvolk sei durch den Eindruck der brillanten Forcierung des mächtigen Stromes entmutigt worden. Daraufhin bildete sich bei Vigniz die Auffassung, die Russen dürften es wagen, mit einer fliegenden Kolonne einen Versuch auf den Schiptapaz zu machen, bevor noch größere Massen Infanterie heran seien. Wider das Erwarten des preußischen Offiziers betätigte man russischerseits das gleiche Urteil. Mit 10 000 Reitern,*¹) Schützen, bulgarischen Legionären und zahlreichen Kanonen überschritt Gurko den Saumpfad des Hantioipasses, um Schipta im Rücken anzugreifen. Jenseits des Balkans, bei Kasanlik, dem Mittelpunkt der Rosenöl-Fabrikation, betrat Vigniz die Rosenfelder während eines Gefechtes: „Die Rosen

*) Springer „Der russisch-türkische Krieg 1877 bis 78 in Europa. Wien 1892. III, 16.“ schätzt das Detachement Gurko zu hoch, auf 15 000 Mann.

waren bereits abgeerntet, sonst hätten wir die gefallenen Krieger damit schmücken können.“

Der Angriff Gurkos auf den umgangenen Schiptapaß gestaltete sich taktisch zu einer Niederlage. Die Türken führten das Gefecht mit Energie, unternahmen aus ihren Befestigungen heraus im richtigen Augenblick eine Offensive und warfen den Gegner die Berge hinunter: „Der Zufall wollte es, daß ich mit 17 Schützen aus allen 8 Kompagnien den Rückzug deckte, nachdem der Kommandeur gefallen und mehrere Offiziere verwundet waren. Wir vermochten eine Anzahl noch marsch- und transportfähiger Verwundeter zu retten, die übrigen wurden auf schreckliche Weise massakriert; wir fanden am 19. eine kleine Pyramide aus abgeschnittenen Ruffenköpfen aufgetürmt. . . . Von diesem Tage an war ich bei den Schützen ein populärer Mann.“ Sie gaben Siginiz den Namen „Nasch Prussak, unser Preuße“.

Trotz ihres Sieges räumten die Türken in der folgenden Nacht (vom 18. auf den 19. Juli) den Schiptapaß, weil sie von Norden und Süden zugleich bedroht waren, und die Russen besetzten die Position, die ihnen den Zutritt nach Rumelien eröffnete. Siginiz bemerkt, daß der Marsch über den Hantioi-Paß mit den darauf folgenden vier Gefechtstagen zu den stärksten Strapazen gehört, welchen er im Kriege ausgesetzt gewesen ist. Die Verpflegung während der Expedition, auf die ein jeder Soldat für fünf Tage Zwieback mitzunehmen hatte, war unregelmäßig und spärlich. General Gurko zeigte einen Tag, bevor der Schiptapaß eröffnet wurde, auf einen Haufen Zwiebackstücke, die man im türkischen Lager erbeutet hatte, und sagte: „Voilà la base de mes opérations!“ Ewig denkwürdig wird nach Siginiz der Zug des Generals Gurko durch die Hantioischlucht bleiben, wenn er auch einem anderen Feinde gegenüber mit einer Katastrophe hätte enden können.

In der Woche nach der Einnahme des Schiptapasses schlugen die 10 000 Mann Gurkos in einer Reihe von Gefechten nacheinander 38 türkische Labors (Bataillone). Kavallerie und Artillerie drang bis wenige Meilen von Adrianopel vor. Aber je rascher das Gurkosche Detaschement vorwärts kam, desto unruhiger wartete es auf die Botschaft vom Nachrücken der Armee, zum mindesten bedeutender Verstärkungen. 25 000 Mann hätten in jenem Augenblick leicht Adrianopel einnehmen können, und Lebensmittel und Fourage mangelten in der reichen Maritzaebene

für die angegebene Truppenzahl nicht, sodaß über das Gebirge nachrückende Proviantkolonnen, für ein größeres Heer eine unbedingte Notwendigkeit, damals zu entbehren gewesen wären. Nun bewirkten jedoch die beiden ersten Niederlagen von Plewna (am 20. und 30. Juli), daß das russische Hauptquartier dem General Gurko nicht mehr als eine Infanteriebrigade zu schicken vermochte. So mußte sich denn der russische General entschließen, Rumelien wieder zu räumen, zumal Suleiman Pascha mit Truppenmassen, die zu Schiff vom montenegrinischen Kriegsschauplatz kamen, in Adrianopel erschien. Nur der Hanfiö- und der Schipkapasß wurden behauptet. „Kritiker können das Ergebnis ein negatives nennen,*) so dachte Siginiz in dieser Situation über den Zug Gurkos. „Der Historiker wird aber immerhin die Leistung hochstellen, in Kühnheit und in Ausführung. Die Ueberwindung der entgegengestandenen Schwierigkeiten wird in Zukunft als mustergültig gelten können, sie ist vor allem der eisernen Energie des Führers und seinem persönlichen Beispiel zu danken. Er war hart gegen Untergebene und gegen die Truppe, aber alle Tüchtigen bewunderten ihn und folgten gern. Für mich bleibt es eine schöne Erinnerung, daß ich zu den Zehntausend gehörte, und daß ich in der Nähe des heldenmütigen Führers sein konnte.“

Siginiz begab sich nun nach Gornüi-Studen, dem Hauptquartier des Zaren Alexander, seit der zweiten schlimmen Niederlage bei Plewna dem wichtigsten Punkt des Kriegstheaters, wegen der russischerseits erforderlich werdenden neuen Entschlüsse. Die Verdienste, welche sich Siginiz beim Donauübergang wie vor dem Schipkapasse erworben hatte, wurden von allen führenden Persönlichkeiten des russischen Heeres lebhaft anerkannt. Großfürst Nikolaus nahm ihn beim Kopf, küßte ihn und sagte zweimal: „Ich danke“. Der Kaiser lud Siginiz zum Sitzen ein und fragte ihn nach vielen Einzelheiten. Der Georgsorden, den der preussische Offizier erhielt, war innerhalb der Armee auf der Balkanhalbinsel bisher nur 36 mal verliehen worden. Unter anderen fremdländischen Offizieren traf Siginiz in Gornüi-Studen

*) Eine scharfe aber zutreffende Kritik der rumelischen Expedition Gurkos als einer strategischen Handlung des russischen Oberkommandos gibt Oberstl. Th(ilo) v. Trotha: „Rückblicke auf die strategischen Verhältnisse des Krieges von 1877—1878“. Preussische Jahrbücher Band 59 (1887), S. 237. Es ist wohl zu beachten, daß Oberstl. v. Trotha die Gurkosche Expedition nur unter den Gesichtspunkten der allgemeinen Armeeführung verurteilt, der Tüchtigkeit Gurkos läßt er in Uebereinstimmung mit Siginiz volle Gerechtigkeit widerfahren.

einen japanischen Obersten, der über nur 50 französische Worte verfügte, aber mit diesem Sprachschatz in das russische Hauptquartier gefunden hatte.

Bei dem abgewiesenen Angriff Gurkos auf den Schipkapasß war Dignitz bereits die Erkenntnis aufgegangen, mit welcher Energie und Sachkenntnis Suleimans Truppen den Gebirgskrieg führten. Allerdings hatten die Russen seitdem über vier Wochen Zeit gehabt, um den Paß zu befestigen. Aber die Arbeiten der Ingenieuroffiziere berücksichtigten zwar die Bedürfnisse der Nahverteidigung mit großer Akkuratess, dagegen mangelte ihnen das Verständnis für die Wirkungen des türkischen Massenschußes auf weite Entfernungen. Die Bewaffnung der türkischen Armee war nämlich derjenigen der russischen weit überlegen. Unbedingt war dies bei der Artillerie mit ihren Kruppischen Geschützen der Fall. Was die Infanterie betraf, so führten allerdings die Redifs (Landwehr) eine Snider-Feuerwaffe von nicht besserer Qualität als das russische Krnka-Gewehr, dagegen hatten die Nizam (Linie) ein ganz vorzügliches Henry-Martinigewehr. Das Krnka-gewehr konnte damit nicht verglichen werden, und das bessere Verdangewehr war erst unter einen kleinen Teil der russischen Truppen verteilt worden. Mit ihren weittragenden Feuerwaffen fügten die Türken den Verteidigern des Schipkapasses ganz außerordentliche Verluste zu, denn die russische Infanterie konnte dem für ihre Gewehre zu entfernten, im hohen Buchenwalde verborgenen Feinde nicht antworten. Die nötigen Deckungen herzustellen, war deshalb sehr schwer, weil der Train nicht für genügend Schanzzeug gesorgt hatte. Im Gegensatz zu dem Sanitätsdienst, welcher in allen seinen Zweigen ausgezeichnet funktionierte, bewährte sich die Intendantur bei Verteidigung des Schipkapasses ganz besonders schlecht. Trotzdem wochenlang Zeit für die Vorbereitungen zur Verfügung gestanden hatte, waren die Lebensmittel- und Wassertransporte noch nicht organisiert, als das blutige Gefecht bereits im Gange war. Weder an Ort und Stelle noch im Hauptquartier gab es ein Croqui des Passes. Ein Glück noch, daß kurz vor dem Angriffe Suleiman Paschas (am 21. August) zwei Quellen auf dem Schipka gefunden wurden! Am vierten Gefechtstage verhängte die Unvollkommenheit des Trains einen vorübergehend sehr empfindlichen Munitionsmangel über Artillerie und Fußvolk der Russen.

Der Schipkapasß besaß bei weitem nicht den strategischen

Wert, weder in defensiver noch in offensiver Hinsicht, welchen die Russen nach seiner Einnahme an ihm gepriesen hatten,*) aber eben dieser Anpreisungen wegen würden Rußlands europäisches Prestige und die Moral der Balkanarmee einen zweiten schweren Schlag erlitten haben, wenn das durch Plewna entmutigte kaiserliche Hauptquartier den ernsthaft erwogenen Gedanken der Räumung der Schipkaposition ausgeführt hätte. Suleimans Angriff auf den bezeichneten Paß war nicht so verkehrt, wie man gewöhnlich annimmt,**) aber zu der Uneinigkeit der drei osmanischen Feldherren Dsman, Suleiman und Mehemed Ali, kamen Gebrechen der Heeresorganisation, welche die entsprechenden Mängel auf der russischen Seite bei weitem übertrafen.

Eine Schießausbildung der osmanischen Infanterie und Artillerie in Friedenszeiten hatte nicht stattgefunden, um die teure Munition zu sparen. War doch überdies der größere Teil der Munition für das neue Gewehr wegen mangelnder Bezahlung von den amerikanischen Fabrikanten nicht abgeliefert worden. „Die Türkei verbrauchte die Munition wie ein Verschwender“, schrieb der Kommandeur der Artillerie Mehemed Alis, Strecker Pascha, an Vigniz, „und die Artilleriedirektion hat unter den besonderen Schwierigkeiten, welche die schlechten Kommunikationen, . . . der Mangel eines organisierten Transportwesens und namentlich der Mangel an Patronenfabriken bereiteten, in der Munitionsversorgung Außergewöhnliches geleistet.“

Den kolossalen Ansprüchen jedoch, welche die im Zielen ungeübten Mannschaften Suleimans in Bezug auf Munition machten, vermochte der osmanische Train mit seinen Ochsenwagen nicht rasch und ausgiebig genug zu genügen. Unter den Gründen, welche Suleiman Pascha nach sechstägigen heroischen Kämpfen bestimmten (am 27. August), für fast drei Wochen die Offensive einzustellen, während die Russen trotz ihrer bisher erfolgreichen Verteidigung den Rückzug von Schipka auf Tirnowa weiter erwogen, nimmt der Munitionsmangel einen hervorragenden Platz ein. Ein paar Tage nach der Einstellung der osmanischen Sturmversuche auf den Schipkapaß schrieb Vigniz zu Gornüi-Studen in sein Tagebuch: „Unter dem Eindruck, daß die Türken den direkten Angriff nicht fortgesetzt haben, ist die Stimmung hier wieder zuversichtlicher geworden. General Ignatiew, der frühere Botschafter

*) v. Trotha S. 332.

**) Ibidem S. 334.

in Konstantinopel, fragte mich gestern, wie ich mir das Aufhören des Feuers auf der türkischen Seite erkläre. Ich antwortete, sie haben keine Munition mehr; der General sagte darauf, dies stimme mit seinen Nachrichten überein“.

Kuropatkin, der Feldherr der Russen in der Mandschurei, hat eine Anzahl von Aufsätzen über den russisch-türkischen Krieg geschrieben, die Oberst Krahmer übersetzt und bearbeitet hat.*) Hier heißt es über die Motive, welche den russischen Höchstkommandierenden, Großfürsten Nikolaus, zu dem dritten Angriff auf Plewna (am 11. September) veranlaßten: „Die beiden Mißerfolge der russischen Truppen bei Plewna hatten einen tiefen Eindruck auf die ganze Armee gemacht. Die Zuversicht auf die Ueberlegenheit über die Türken war unter den Truppen, die die Gefechte am 20 und 30. Juli mitgemacht hatten, sehr ins Schwanken geraten. Man ließ in der Armee die Ansicht laut werden, daß die türkischen Gewehre und Geschütze besser seien als die russischen, daß die Türken besser gepflegt würden, und die russische Intendantur untätig sei. Das nach der Ansicht aller ganz unerwartete Auftreten der wie aus dem Boden gewachsenen Armee Osmans, . . . hatte ein ungerechtfertigtes Mißtrauen in die Nachrichten des Oberkommandos hervorgerufen. Die Nachrichten von dem Unglück der russischen Truppen bei Plewna wurden von den Rußland nichts Gutes Wünschenden freudig begrüßt und ihnen eine über Gebühr große Bedeutung beigelegt. Plewna, ganz wider Erwarten ein wichtiges militärisches Zentrum geworden, erlangte noch unerwarteter eine große politische Bedeutung. Die Wiederherstellung des russischen Prestiges in militärischer Beziehung verlangte ein sofortiges Handeln bei Plewna. Jeder Tag Aufschub erschien den Gegnern Rußlands als ein Zeichen von Schwäche. Die ganze russische Armee, ja noch mehr, das ganze russische Volk, . . . erwartete einen vollen und schnellen Sieg.“

Ganz ähnlich urteilt über die Beweggründe der Russen zum dritten Angriffe auf Plewna Oberstleutnant v. Trotha, der im 1887er Jahrgang dieser Zeitschrift drei für den Historiker höchst lehrreiche Studien über den russisch-türkischen Krieg von 1877/78 veröffentlicht hat. Er äußert die Ansicht, daß schon seit dem

*) „Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877/78.“ Nach Aufsätzen von Kuropatkin, damals Chef des Stabes bei General Skobelew, jetzt General im Kaiserlich russischen Generalstabe. Bearbeitet von Krahmer, Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Graf Kirchbach (1. Niederschlesisches, Nr. 46, 3 Bände. Berlin, 1880—94. Mittler und Sohn.

August eine den Streitkräften des Zarenreiches Vernichtung bringende türkische Offensive nicht mehr möglich gewesen sei, da namhafte russische Verstärkungen angelangt waren, und jetzt auch das rumänische Korps die Russen unterstützte.

Der Großfürst Nikolaus hat nach Oberstl. v. Trotha den dritten Angriff auf Plewna angeordnet, weil er die nach der Niederlage vom 30. Juli für sehr groß gehaltene Gefahr, in die Donau geworfen zu werden, als beseitigt ansah und nunmehr durch einen glänzenden Sieg das Ansehen Rußlands und die Zuversicht der Truppen wiederherstellen wollte.*) In Wirklichkeit war der dritte Sturm auf Plewna nicht ein Ausfluß wiederhergestellten Selbstvertrauens, sondern ein Akt ratloser Verzweiflung. Wie Vignik berichtet, hielt das russische Hauptquartier sich durch die bisher angekommenen Verstärkungen keineswegs für gesichert. „Die Stimmung hier ist eine sehr gedrückte“, schrieb der preußische Major am 28. August in sein Tagebuch, „da man zur Stunde über keine Reserven mehr verfügt, und es wohl möglich ist, daß eine solche im Osten beim Thronfolger bald notwendig sein wird“.

Als diese Worte aufgezeichnet wurden, hatte am Lom Mehemed Ali den Großfürsten-Thronfolger bereits bei Avaslar geschlagen, und es folgten unmittelbar darauf die Niederlagen der russischen Ostarmee bei Sadina, Karahassan und Kagaljewo. Der österreichische Major Springer sagt in seiner Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1877 mit Recht: „Wenn Mehemed Ali Pascha unmittelbar nach dem Gefecht bei Kagaljewo-Oblava energisch gegen die Russen vorgebrungen wäre, dürfte ihm unbedingt ein enormer Erfolg zu Teil geworden sein.“ Das russische Hauptquartier wollte nun den Truppen am Lom durch einen Sieg bei Plewna Luft machen. Es brauchte dann keine Streitkräfte durch Detaschierung aus der Hand zu geben. Die Hoffnung auf Erfolg gegenüber den Verteidigern Plewnas, deren Zahl er stark überschätzte, gründete der russische Oberbefehlshaber auf gewisse in der Tat nicht zu verkennende Schwächen der Plewnaer Position.

Weder nach der Karte noch nach dem Augenschein, urteilt Vignik, würde ein General, der freie Hand hatte, sich die Defensivposition von Plewna gewählt haben. Die Stellungen des An-

*) Preußische Jahrbücher, Band 59, S. 248—51.

greifers dominierten durchweg die des Verteidigers und sahen das ganze türkische Gelände ein, ausgenommen die zahlreichen Mulden und Schluchten: „Es war eine Zufallsposition; die Kunst und die Tüchtigkeit der Verteidigung machte sie uneinnehmbar. . . . Die Arbeit der Türken ist kühn und schön; ich kann nicht leugnen, daß sie mir eine kriegswissenschaftliche Freude bereitete.“

Selbstverständlich war die Uneinnehmbarkeit der Plewnaer Feldbefestigungen nur eine relative, und die Russen würden, wie General v. Trotha nachgewiesen hat, bei ihrer sehr großen Uebermacht schon damals mit Osman Pascha fertig geworden sein, wenn die Führung nicht so schlecht gewesen wäre. Schon das vier Tage lang dem Sturm vorausgehende Bombardement zeigte die Unzulänglichkeit der russischen Strategie, indem es nicht bestimmte zur Erstürmung ausgesuchte Punkte der Fortifikationen unter konzentriertes Feuer nahm, sondern sich nach allen Richtungen hin zerstreute. „Eine vorbedachte allgemeine Artilleriesleitung“, schrieb Siginz am Vorabend des Sturms in sein Tagebuch, „ist nicht zu erkennen. . . . Viel Vertrauen auf den Erfolg ist nicht vorhanden. Gestern nachmittag sagte der Großfürst (Nikolaus) zum Kaiser, so daß ich es noch hören konnte: „Siginz sagt, daß das türkische Feuer (aus Plewna) nicht abgenommen habe; im Gegenteil.“ Der Kaiser sprach dann einige Zeit mit dem Großfürsten, welcher mir darauf bemerkte: „Wir müssen angreifen, es steht nicht günstig beim Thronfolger.“

Carol von Rumänien ersuchte Siginz, sich zu seinen Truppen zu begeben, damit er der jungen unerfahrenen Armee mit seinem Räte zur Seite stehen könne.*) Jedenfalls haben die von dem kriegserprobten preussischen Major gegebenen Winke dazu beigetragen, daß der Sturm, als er endlich angelegt wurde, bei den Rumänen verhältnismäßig günstige Resultate zeitigte. Was die Streitkräfte des Zarenreiches betraf, so bewährte sich nur die Führung auf dem linken russischen Flügel. Hier kommandierte Skobelev, dessen Generalstabschef Kuropatkin war. Aber die an dieser Stelle erlangenen ruhmreichen Teilerfolge vermochten ebensowenig wie die Errungenschaften der Rumänen zu verhindern, daß die dritte Schlacht bei Plewna wiederum verloren ging. Siginz sah die dadurch geschaffene Situation für sehr gefährlich an. Er schrieb in sein Tagebuch: „Nach einer Demonstration gegen den rumänischen

*) Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Stuttgart 1897. Cotta. III, 258.

rechten Flügel könnte eine türkische Offensive gegen den wenig gestützten russischen linken Flügel Erfolg haben und einen großen Umschwung herbeiführen. . . . Der Fürst (von Rumänien) las mir eine aus Wien stammende Depesche vor, nach welcher Mehemed Ali sich zwischen den Thronfolger und Kadefki (Verteidiger des Schipkapasses) schieben werde und Osman Pascha versuchen solle, über Lowtjcha und Tirnowa dem Gros der türkischen Armee die Hand zu reichen“. Der Höchstkommmandierende, Großfürst Nikolaus, sprach sich dafür aus, daß man einem etwaigen Vorstoße Osmans nicht standhalten, sondern hinter die befestigte Osma-Linie, nach Nikopolis, zurückgehen solle; der Kriegsminister Miljutin und der Befehlshaber der Rumänen, General Czernat, widersetzten sich dem. „Es herrscht viel Kleinmut“, verzeichnete Siginz. „Nicht wenige wünschen durch einen Rückzug nach Nikopolis aus einer, wie sie meinen, aussichtslosen Lage befreit zu werden. . . . Es gehört zur Psychologie des Krieges, daß der Pessimismus ebenso ansteckend wirkt wie der Optimismus. Geht es gut, dann möchte man die Ruhigen und Bedenklichen für Feiglinge halten. Geht es schlecht, dann sehen viele Gespenster und sind geneigt, alles Ungünstige ohne Kritik zu glauben. In diesen ernsten Tagen wird die alte Lehre bestätigt, daß es im Kriege vor allem auf Charakter und Seelengröße ankommt.“

So bekräftigten die Wechselfälle des russisch-türkischen Krieges den preußischen Offizier in der Ueberzeugung, welche er einst an der Loire vor der Statue der Jungfrau von Orléans verfochten hatte, daß der höchste martialische Heldennut sich erst im Unglück bewähre. Allerdings war die Prüfung, welcher sich die russischen Feldherren jetzt ausgesetzt sahen, eine schwere. Siginz erzählt, nach dem Standesaussweis, den der Fürst Carol von Rumänien (am 23. September) erhalten, sei die russische Infanterie nur noch 27 000 Mann stark gewesen. Diese Trümmer bildeten den Ueberrest des Fußvolkes von 2 $\frac{1}{2}$ Armeekorps, die in der Stärke von 50 000 Bajonneten*) ausgerückt waren. Ein Regiment der 5. Division hatte zu den 3000 Mann, mit denen es den Pruth überschritt, schon 1700 Ersatzreservisten erhalten, und zählte doch

*) Nach russischer Berechnungsweise umfaßt der Begriff Bajonnete die Unteroffiziere nicht mit. Vgl. „Geschichte des Russisch-türkischen Krieges in den Jahren 1877/78 auf der Balkanhalbinsel. Herausgegeben von der Kaiserlich Russischen Kriegsgeschichtlichen Kommission des Hauptstabes. Deutsche autorisierte Uebersetzung von Krähmer, Generalmajor z. D. Berlin 1902. Mittler u. Sohn.“ Erste Lieferung S. 51.

nur noch 300 Leute bei den Fahnen. Auch abgesehen von den enormen Gefechtsverlusten überraschte den an preußische Fürsorglichkeit gegenüber den Mannschaften und westeuropäische Kulturverhältnisse gewöhnten Lignitz das reizend schnelle Zusammenschmelzen der russischen Kopfstärke sehr. Auf eigenartigen Ursachen beruhte die Zerrüttung der 2. Infanteriedivision. Sie enthielt Mannschaften aus den tatarischen Bezirken bei Kasan, und von diesen Soldaten mohammedanischen Glaubens waren ziemlich viele desertiert, so daß man sich gezwungen glaubte, den Rest innerhalb anderer zuverlässigerer Truppenteile unterzubringen.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, wie Osman Pascha während der fünfmonatlichen Einlagerung in Plewna sein Heer ernähren konnte. Lignitz macht darauf aufmerksam, daß Plewna in Friedenszeiten Stapelplatz für das Getreide der fruchtbaren Umgegend ist. Im Frühjahr werden die bezeichneten Perealien auf der Donau exportiert; indem Osman Pascha noch einen großen Teil von ihnen vorfand, wurde seine hartnäckige Verteidigung möglich. Uebrigens erhielt er jedoch Zufuhren aus Sofia. Noch geraume Zeit nach der dritten Schlacht erreichten den Pascha große Proviant- und Munitionstransporte aus Sofia. Nur diese Nachschübe ermöglichten es Osman, sich zu behaupten. Lignitz urteilt ziemlich streng darüber, daß es 6000 russischen und rumänischen Reitern nicht gelang, die Straße von Plewna nach Sofia zu sperren oder die dort verkehrenden meist mit Ochsen bespannten Wagenzüge wenigstens an einigen Stellen zu erreichen und zu ruinieren. Aber auch ein Gurko vermochte nichts Erhebliches zu leisten, als er persönlich das Kommando über die Reiterei jenseits des Wid übernahm, denn der Stand der Kavallerie war nicht so sehr viel besser als derjenige der Infanterie; die Mannschaften waren erschöpft und die Pferde abgetrieben.*)

Wieviel während dieser drangvollen Periode die Ansicht von Lignitz im Mute der Belagerer galt, sieht man aus folgender Eintragung im Tagebuch Carols von Rumänien: „21. September/3. Oktober. General Czernat (Befehlshaber der Rumänen) und Major v. Lignitz konferieren morgens mit dem Fürsten. Die Türken haben über Nacht Kontreapprochen eröffnet und hindern dadurch die Arbeiten der Belagerer, die nunmehr in der Flanke bedroht werden. Major Lignitz äußert sich besorgt über die zu

*) Aus dem Leben König Karls von Rumänien. III 299.

beringe Zahl der verfügbaren russisch-rumänischen Streitkräfte.“ Schon waren auf den Rat von Lignitz rückwärts von der Stellung der Belagerer Feldbefestigungen angelegt worden gegen einen etwaigen Offensivstoß Dsmans, da begann endlich das infolge der Niederlagen nachträglich aus Rußland herbeigerufene Gardekorps vor Plewna einzutreffen. Damit war nach dem Urteil von Lignitz: „die Krisis für den Angreifer vorüber“. Die russischen Truppen begannen sich von ihrer moralischen Depression zu erholen. Am zuversichtlichsten war die Stimmung bei der Division Skobeless: „Geitern Vormittag besuchte ich General Skobeless in seinen Laufgräben auf dem Grünen Berge. Er ist ein famoser Führer und in mancher Beziehung nachahmungswert . . . Eine gute Ergänzung ist aber sein ruhig überlegender Generalstabsoffizier Kuropatkin . . . Der Einfluß, den er persönlich auf die Truppe ausübt, ist ein außerordentlicher. Man sieht es den Leuten an, daß sie zur Division Skobeless gehören. Er will lieber Linie wie Garde kommandieren; letztere erfordere eine andere Art und Weise, und diese sei ihm nicht gegeben; er habe auch kaum bei der Gardetruppe gedient, deren Uniform er eine zeitlang getragen . . . Bei Hofe und bei der Garde war der turbulente junge General wenig beliebt . . . Sein Heroismus und seine gründliche militärische Bildung waren aber nicht zu bezweifeln.“

Im allgemeinen gab es für Lignitz, dem der deutsche Kaiser für sein bisheriges Verhalten in diesem Kriege den Pour le mérite verliehen hatte, bei „der langsamen Agonie der Helden von Plewna“ nichts besonderes mehr zu erleben. Deshalb nahm er mit Vergnügen an, als Gurko zu ihm sagte: „Nun! Major! ich gehe wieder auf den Balkan; kommen Sie mit!“ Die nächste Aufgabe Gurkos war, am Nordabhang des westlichen Balkan Posto zu fassen und hier die Plewnaer Belagerungsarmee gegen Anfälle von Sofia her zu decken, wo Mehemed Ali persönlich den Entsatz Dsmans in die Hand genommen hatte. Für den bezeichneten strategischen Zweck standen Gurko 42 Bataillone, größtenteils Garde, und die entsprechende Kavallerie zu Gebote. Obgleich jedoch die Garde eben erst aus Rußland nachgeschoben worden war, klappten schon wieder solche Lücken im Mannschaftsbestande, daß das Gurkosche Bataillon durchschnittlich kaum auf 600 Bajonnete angeschlagen werden konnte. Durch dreitägige geschickte Manöver im Gebirge und einen erfolgreichen Kampf setzte sich das vorgeschobene russische Korps auf der Linie Etropol—Orhanieh fest,

an dem Fuß der schneebedeckten Stara Planina. Die Infanterie fand es bei den Gebirgsmärschen sehr angenehm und zweckmäßig, daß sie die Tornister hatte bei Plewna zurücklassen dürfen: „Später, und wenn schlechtes Wetter eintritt, wird man wohl anders darüber denken“, schrieb Lignitz in sein Tagebuch. Es war jetzt Anfang Dezember, und der preußische Major fand, daß sich die Russen durch die anhaltend milde Witterung zur Untätigkeit gegenüber dem herannahenden Ungemach von Kälte und Nässe verführen ließen. Der Bau von Erdhütten schien ihm eine unaufschiebbare Notwendigkeit zu sein: „Oben auf den Höhen gegenüber dem Schandarnik (1377 Meter) ist noch nicht eine einzige Erdhütte gebaut. Die Unlust des russischen Soldaten, solche Arbeiten vorzunehmen, ist ein Allierter der Türken, welcher mehr Abgang verursachen wird als das Blei und Eisen der letzteren.“ Schon am Tage nach dieser Niederschrift fing es an, zu schneien. Der Schnee blieb liegen. Dabei war der Boden stark aufgeweicht; auf der Chaussee lag der Straßenkot mehrere Zoll tief. Sofort begann die Truppe, in Ermangelung von Erdhütten durch Nässe und Kälte schwer zu leiden. Bald trugen die Mannschaften der Gardeinfanterie ein bleiches und abgemagertes Aussehen zur Schau: „Es bestraft sich jetzt, daß man die Tornister zurückgelassen hat; die Leute können weder Hemd noch Stiefel wechseln. Man hat nach den zweiten Stiefeln zurückgeschickt, aber wann wird man sie erhalten? Aus den türkischen Magazinen in Wratschek kann jedes Regiment nur etwa acht paar neue Stiefel erhalten und einige abgetragene zum Verflücken. Nach meinen Beobachtungen ist die Stiefelpflege bei der Truppe eine auffallend mangelhafte.“

Reichlich vier Wochen blieb das Korps Gurko in der Observationsstellung bei Etropol und Orchanieh. Inzwischen trat strenger Frost ein. Am Schandarnik, wo 15 Grad Kälte mit Wind herrschten, hatte man für die Mannschaften in den Höhenstellungen schließlich Erdhütten gebaut, aber zu spät, so daß die Konstitutionen der Leute bei Eintritt der Kälte bereits affiziert waren. Speziell die Posten litten fürchterlich; in jeder Nacht erfroren ein paar Leute. Aber auch die übrigen begangenen Unterlassungssünden rächten sich schwer. Die Gardebrigade Dandeville mußte von den Höhen zurückgezogen werden, nachdem sie nicht weniger als 2000 Mann an Kranken verloren hatte, namentlich dadurch, daß das einzige den tornisterlosen Mannschaften zur Verfügung stehende paar Stiefel ganz unbrauchbar geworden war.

Als schreckliche Folge dieses Mangels wurde Vignitz mitgeteilt, daß bei 600 Kranken Amputationen an den Füßen nötig seien wegen branddrohender Frostschäden. Besonders in das Pslowische Regiment riß der Frost ungeheure Lücken; es kam bis auf 700 Mann herunter. Indem es von der Schandarnikposition nach Etropol zurückkehrte, zählte eine Kompagnie nur noch den Feldwebel und acht Mann unter Waffen. Die Garde war beim Ausmarsch mit Leibbinden versehen worden, aber am Schandarnik fehlten diese wertvollen Ausrüstungsgegenstände fast allen Soldaten, denn die Mannschaften hatten sie in den heißen Monaten weggeworfen. Inmitten der geschilderten Heimjuchungen mußte noch obendrein die Zwiebackration von $1\frac{1}{2}$ auf ein Pfund den Tag heruntergesetzt werden. Allerdings wurde zugleich befohlen, die Verabfolgung von Fleisch entsprechend zu vermehren, aber der russische Soldat mit seinen stark vegetarischen Speisegewohnheiten empfindet, wie Vignitz bemerkt, die Entbehrung von Brod besonders schwer. Merkwürdig war, daß noch immer Hammel und Ziegen aufzutreiben waren. Indem die Intendantur die Truppen auf verstärkte animalische Nahrungsaufnahme verwies, erleichterte sie sich die Erfüllung ihrer Obliegenheiten insofern, als für Fleisch, Fourage und Tee die Truppe zu sorgen hatte, während Zwieback, Grütze und Salz von der Intendantur zu liefern waren. Vignitz tadelt streng, daß die Intendantur, die übrigens auch von Kuropatkin in seinem Buch äußerst kaustisch behandelt wird, den vollen Bedarf an Zwieback nicht zu beschaffen vermochte, obgleich eine Chaussee nach rückwärts zur Verfügung stand, und die schon erwähnten in Wratschah gefundenen Vorräte eine gute Aushilfe gewährten.

Plewna fiel allerdings jetzt endlich (am 10. Dezember), nachdem die aus Rußland nachgerückten Truppenmassen die Stadt zerniert und ausgehungert hatten. Ein Oberst Ssuchotin, der von Plewna nach Orchanieh kam, brachte über Osmans Katastrophe interessante Details mit. Diese Informationen konnte Vignitz später in Konstantinopel durch die Mitteilungen eines türkischen Generals ergänzen, der bei der Verteidigung Plewnas beteiligt gewesen war. Wie der Ingenieurgeneral Lessk Ssuchotin erzählte, hatten der russische Artillerieangriff und die Salvenfeuer nur wenig Schaden getan, indem sie durchschnittlich 25 bis 30 Mann Verlust am Tage verursachten, nur einmal 80 Mann, und diese Verluste trafen weniger die Truppen als die gepreßten bulgarischen Schanz-

arbeiter. In den vergangenen Epochen ihrer barbarischen Geschichte hatten die Türken die Gräben zu erstürmender Festungen mit den Leibern vorwärts gestoßener Christensklaven ausgefüllt. Indem der Halbmond über Bulgarien unterging, um nicht wieder aufzugehen, wiederholte sich bei der Verteidigung von Plewna jenes brutale Schauspiel noch einmal. Tesik sprach sein Erstaunen darüber aus, daß ein so bedeutender Ingenieur wie General Todleben eine solche Position durch Bombardement habe überwältigen wollen. In der Tat war die Stadt durch das Artilleriefeuer nur sehr wenig beschädigt worden, indem die Geschosse häufig nicht krepirt waren, und die krepirten wenig gezündet hatten.

Ozman Pascha, ein Mann von „einem ganz asiatischen fast persischen Typus“, hatte seinen russischen Besiegern gegenüber die Ansicht ausgesprochen, der versuchte Durchbruch wäre ihm sicher gelungen, wenn er nicht den Fehler begangen hätte, seine Reserven zwei Stunden zu spät aufbrechen zu lassen. Siginik ist durchaus der gleichen Meinung; er glaubt, daß bei rechtzeitigem Eintreffen des türkischen Gros auf dem Schlachtfelde einem großen Teil der Osmanschen Truppen das Entkommen nach Westen möglich gewesen sein würde, wenn auch nicht in geschlossener Masse. Die Reserven Osmans folgten hinter dem langen Wagenzug, auf dem die mohammedanischen Familien aus Plewna flüchteten. Die Mitnahme der Zivilbevölkerung bei dem Durchbruchversuch war ein verhängnisvoller Entschluß, der bewirkte, daß nur ein Drittel der Infanterie zur Aktion zu gelangen vermochte. Ozman Pascha konnte es als gläubiger Moslem nicht über sich gewinnen, so viele Glaubensgenossen der Wut der Bulgaren zu überlassen, nach den entsetzlichen Greueln, welche in Tirnowa, Eistowa, Eski Sagra und Dolboka nach dem Abzuge der türkischen Truppen christlicherseits verübt worden waren.

Die neueste Kriegsgeschichte, fügt Siginik hinzu, kenne ein zweites Beispiel, wo die Mitführung eines großen Familientrains den Rückzug zu einer Katastrophe gemacht habe: „Auch General Cronje nahm auf dem Rückzuge vor Lord Roberts die Familien mit. Ohne diese Impedimenta hätten die 6000 Buren sich den Engländern leicht entziehen können.“

Kuropatkin sagt in seinem Werk: „Die Operationen bei Plewna ließen im allgemeinen erkennen, daß unsere Truppen und auch ihre Führer taktisch nicht genügend vorgebildet waren. Diese

Operationen zeigten aber von neuem die vorzüglichen kriegerischen Eigenschaften unserer Truppen, Tapferkeit, Festigkeit, Ergebung, äußerste Ausdauer und unbegrenzte Aufopferung. Unsere Mängel, die sich auf dem Schlachtfelde gezeigt haben, sind zu verbessern, unsere guten Eigenschaften — einzig dastehend.“

Als taktische Mängel führt Kuropatkin an die zu dichte Gefechtsformation beim Angriff, Unfähigkeit, sich der Feuerwirkung zu bedienen, Nichtanwendung des Prinzips der großen Reserven und Initiativlosigkeit der Unterführer.*) Diese Kritik des gegenwärtigen russischen Oberbefehlshabers berührt sich mit den Ausführungen, welche General v. Caemmerer im vorigen Dezemberheft der „Preussischen Jahrbücher“ über die russische Taktik bei Liaojang und am Schaho gemacht hat, und durch welcheargetan worden ist, daß die napoleonische Kolonnentaktik von den Russen bis zum heutigen Tage noch nicht überwunden worden ist. Es geht aus dem Aufsatze v. Caemmerers hervor, daß die Verbesserung der russischen Taktik nicht so leicht ist, wie sie sich Kuropatkin vorgestellt zu haben scheint. Die bei Plewna zu Tage getretenen veralteten Charakterzüge der russischen Fechtweise sind durch Kuropatkins Feldherrngewalt bisher nicht auszulöschen gewesen, obgleich dem General, wie wir sahen, die richtige theoretische Erkenntnis nicht gefehlt hat und wider die taktisch sehr weit fortgeschrittenen Japaner eine moderne Taktik viel nötiger ist als gegen die Türken von 1877.

Durch den Fall Plewnas wurden auf der russischen Seite so viele Streitkräfte verfügbar, daß man mit zwölf Armeekorps die Offensive zu ergreifen vermochte, von den Rumänen ganz abgesehen, während nach dem Donauübergange nur sieben Armeekorps auf der Balkanhalbinsel gestanden hatten. Denn Rußland war anfangs nur mit der kleineren Hälfte seiner Feldarmee in den Türkentriege eingetreten, da es Oesterreich fürchtete, ähnlich wie es heute, um in Europa gerüstet zu bleiben, nur Bruchteile der bestehenden Armeekorps nach der Mandschurei entsendet und sie dort zu neuen Korps zusammenschweißt. Aber bei weitem nicht in dem gleichen Verhältnis wie die Zahl der Seereskörper war die Menge der Kombattanten gewachsen; das Bataillon zählte durchschnittlich nur noch 600 Bajonette,**) sodaß die zwölf Armeekorps

*) I. 388—90.

**) Bei der Mobilmachung 840. Russisches Generalstabswerk. Erste Lieferung S. 52.

nicht mehr als 250 000 Mann stark waren gegen 200 000 in den sieben Armeekorps der ersten Operationsepoche. Immerhin hatten die Russen es fertig gebracht, genug Streitkräfte heranzuziehen, um einen vollständigen Umschwung der militärischen Lage zu bewirken und den Gegner, den das ruffophobe Europa schon als Sieger ansah, durch das Uebergewicht der Zahl zu bewältigen, wie sie heute gegenüber den Japanern durch dasselbe Mittel das gleiche Resultat zu erzielen hoffen.

Was Digniz' Gönner Gurko betraf, wurden seine Streitkräfte jetzt einschließlich des Trains auf 93 000 Mann vermehrt, und der General erhielt den Auftrag zur Ueberschreitung des Westbalkans. Er teilte die Streitkräfte, welche das Gebirge forcieren und das den Arabakonapß besetzt haltende Korps Schafir Paschas von Sofia abschneiden sollten, in drei Kolonnen. Alle drei konnten sie nur Saumpfade benutzen; den verhältnismäßig gangbarsten, den Tschuriaapß, zog die Hauptkolonne in der Mitte; die beiden Nebenkolonnen hatten auf noch weniger praktikablen Wegen vorwärts zu kommen. Die türkische Stellung am Arabakonapß sollte in beiden Flanken gefaßt werden. Indessen die Hemmnisse, welche die Natur dem Unternehmen entgegensetzte, waren enorm; viel größer, als man erwartet hatte. Keine von den drei Kolonnen kam auch nur annähernd der Disposition entsprechend vorwärts, indem der Generalstab die Entfernungen im Gebirge und die Schwierigkeiten des Geschütztransportes bedeutend unterschätzt hatte. Die linke Nebenkolonne unter General Danneville, welche von Etropol aus über die weglosen Gebirgskämme zwischen Strigl- und Zlaticapß vorrückte,*) wurde von einem Schneesturm erfaßt und verlor dadurch 53 Tote und über 800 Frostkranke. Die Abteilung mußte die Erreichung des Operationsziels aufgeben und nach Etropol zurückkehren. Die rechte Nebenkolonne unter General Weljaminow, die den für geringere Streitkräfte anscheinend passierbaren Umurgaschpß benutzte, stieß gleichfalls auf unüberwindliche Hindernisse. Weljaminow meldete Gurko, es sei unmöglich, die Geschütze heraufzubringen.

Gurko, unter dessen Kommando beiläufig bemerkt die Obersten Griepenbergs und Kaulbars standen, die, so viel ich sehe, identisch sind mit den gleichnamigen heutigen Unterführern Kuropatkins in der Mandschurei, hatte eine nichts weniger als robuste Gesundheit.

*) Vgl. Springer VII 36.

Schon in jüngeren Jahren herzkrank geworden, stieg er Treppen nur mit Mühe. Sein starker Wille überwand alles. Dem General Weljaminow ließ er auf jenen Rapport über die Unmöglichkeit der Kanonenbeförderung antworten: „Mit den Zähnen hinaufziehen!“ Es gelang aber doch nicht. Wie die linke Seitenkolonne ganz umgekehrt war, mußte die rechte den ihr vorgeschriebenen Saumpfad verlassen und auf Tschurial abbiegen, den Zielpunkt des Marsches der Hauptkolonne.

Vinter der Avantgarde der Hauptkolonne ritt Vigniz um 2 Uhr früh in der Weihnachtsnacht (neuen Kalenders) zum Balkanübergang aus: „Es waren 17 Grad Kälte“, erzählt er, „so daß das Reiten bald aufhörte. Das Hinauffschleppen der Geschütze, namentlich der Munitionswagen, machte ungeheurere Mühe und verursachte immer von neuem lange Aufenthalte. Nachmittags war der Pfad im Walde so gesperrt, daß die Pferde nicht vorwärts und nicht rückwärts konnten. Ich ließ meine Pferde im Walde zurück mit der Instruktion an die Leute, sie möglichst nahe ans Feuer zu stellen. An Brennholz fehlte es hier nicht. Ich ging dann seitwärts im Walde weiter, passierte bald die Spitze und erreichte abends einen Kosakenposten auf der Krete. Hier ruhte ich mich einige Zeit aus und konnte sowohl die Bivakfeuer der Türken am Schandernik als auch die zahlreichen russischen weiter unterhalb beobachten. Letztere, zu beiden Seiten des Aufstiegs angezündet, markierten deutlich den von den Russen eingeschlagenen Weg. Heute abend konnten die Türken nicht mehr im Zweifel sein. Auf dem vom Regiment Preobrajensk niedergetretenen und verbesserten Winterpfade wanderte ich dann weiter und traf bald zwei Kompagnien dieses Regiments, welche in der Dunkelheit gearbeitet hatten und nun nach Tschurial zurückkehrten. Auf der Südseite hatte es mittags getaut; der Weg war zu einem Gletscher geworden, so daß nur seitwärts im tiefen Schnee ein Weiterkommen möglich war. Einige Leute waren so ermattet, daß sie weinend in den Schnee sanken. Ich war bald allein und gelangte, ohne türkische oder russische Vorposten anzutreffen, in das öde aussehende, aber stark besetzte Dorf Tschurial. Durch ein noch erleuchtetes Fenster blickend, erkannte ich den Kommandeur des Regiments Preobrajensk, Fürsten Obolenski. Ich trat ein und meldete mich als Spitze der mittleren Kolonne. Mit Jubel begrüßt, mußte ich allerdings gestehen, daß die vorderste Truppe nicht vor morgen, den 26., nachmittags eintreffen könne. (Tatsächlich erst am 27. vor-

mittags). Die geringe Verstärkung wurde aber doch sehr freundlich aufgenommen; man gab mir ein Stück Hammelbraten und ein Heulager in dem warmen Zimmer. Am anderen Morgen rekognoszierten wir einzeln und zu zweien, während die Truppe in den Häusern versteckt gehalten wurde. Der Tag war ganz klar. Auf den beschneiten Höhen im Süden und Westen waren nur Eiskerfessapatrouillen sichtbar. . . .“

Vediglich auf dem einen Wege über den Tschurial-Paß glückte die Ueberbreitung des Gebirges, und dieser Weg wäre leicht zu sperren gewesen. Dank den starken Irrtümern in den Berechnungen des russischen Generalstabs hatten die Türken reichlich Zeit zu Gegenmaßregeln und zu einer Konzentrierung in der Richtung auf Tschurial gehabt: „Wenn am 27. früh eine türkische Division hier angriff, mißglückte die Unternehmung.“ Indessen der Angriff Schafir Paschas unterblieb, weil der Pascha sich schon unmittelbar von einer Umklammerung durch überlegene feindliche Streitkräfte bedroht glaubte. Er zog sich deshalb mit seinem Korps auf Tatar-Bazardzik zurück, die Straße nach Sofia freigebend. Auch der hier stehende Osman Nuri Pascha räumte mit seinen 30 Tabors (Bataillonen) die Stadt, die damit der Türkenherrschaft für immer entzogen wurde. Sognitz bemerkt über die Einnahme von Sofia: „Aus einer Rekognoszierung der um Sofia angelegten Verschanzungen, sechs Linnetten und eine Batterie vor dem alten Festungswall, . . . ergibt sich, daß 10—12 000 Mann guter Truppen mit 20 Geschützen die Stadt hätten längere Zeit halten können, um so mehr, als in derselben Borräte in großen Massen aufgehäuft waren. Es werden jeden Tag neue, bisher verborgene Magazine entdeckt. Das gefundene Mehl soll für 80 000 Mann auf 33 Tage ausreichen. Sofia war schon während des serbischen Krieges ein Hauptmagazinpunkt; mit Eintritt der Plewnaer Ereignisse wurde es Hauptbasis für die nach Plewna zu sendende Verpflegung. Die Ansammlung von Verpflegung für Mann und Pferd an wichtigen Punkten erfolgte durch die türkische Verwaltung dadurch, daß aus den betreffenden Bezirken die Steuern in Getreide und Vieh mit entsprechendem Zuschlag direkt an die Magazinpunkte geliefert werden mußten.“

Trotz dieser wertvollen Okkupation war man bei dem Heere Gurkos mit dem erzielten Resultat nicht zufrieden, indem die 10—12 000 Mann Schafir Paschas entkommen waren, während kurz darauf General Radetzki beim Uebergang über den Schipkapas

das starke Korps Rassin Paschas zur Kapitulation nötigte. Bei dieser Gelegenheit gibt Siginiz von General Radezki, dem populärsten der Generale des Türkenkrieges, folgende Charakteristik: „Dem General Radezki war die Behauptung des Schipka unter den außerordentlichen Schwierigkeiten allein zu danken. Nachdem er beim Angriff Suleiman Paschas hinaufgeritten war, hat er die Position nicht mehr verlassen, und da er blieb, blieben die Anderen auch. Er ließ sich eine Erdhütte bauen und hat die langen Wintermonate hindurch Wint (ein Whistspiel) gespielt. Wenn die Kommandeure hereinkamen und klagten, es ginge nicht mehr, hörten sie keine Antwort als gelegentlich: „Bique ist Atout“. Seine berüchtigte Depesche in schwerster Zeit, als täglich eine Anzahl Leute erfroren: „Auf dem Schipka ist alles ruhig“, ist viel angefeindet worden, sie entsprach aber den Verhältnissen. Der General wollte nicht die allgemeine Lage durch unnütze Klagen noch schwieriger gestalten; er versicherte nur, er werde die Position halten, und man brauche um diese Stelle keine Sorge zu haben.“

Die Türken, welche am Arabatonak-Paß, in Sofia und überhaupt am Westbalkan gestanden hatten, und über die jetzt Suleiman Pascha den Oberbefehl führte, gingen auf Adrianopel zurück. Der Armee Gurkos war die Verfolgung im Augenblick unmöglich, da genau mit dem Einmarsch in Sofia der über das Gebirge mitgeschleppte Zwieback ausging. Der Generalstab hatte angeordnet, daß den Truppenteilen auf Packpferden Zwieback nachgeführt werden solle. Ein Pferd konnte wohl 160 Pfund Zwieback tragen. Indessen wurde die bezeichnete Vorschrift nur vereinzelt ausgeführt. So hatte man in Sofia zwar eine ungeheure Menge von Rohmaterial für Ernährungszwecke, aber keinen gebrauchsfertigen Proviant. Zudem fehlte es für die Herstellung von größeren Massen Zwieback an dem nötigen Brennholz. Durch diese Umstände ergab sich ein sechstägiger Aufenthalt der Gurkoschen Armee bei Sofia. Die Verzögerung war den Truppen ganz recht, denn Alles wünschte den Frieden. Offiziere und Soldaten hatten keine Sympathie mehr für die Bulgaren, und es war ihnen ganz gleichgültig, ob die südlich des Balkans liegenden bulgarischen Landschaften befreit wurden oder nicht. Nur Gurko und der größere Teil seines Stabes wünschten die Fortsetzung des Krieges aus reinem militärischen Ehrgeiz. Die Friedenssehnsucht der Russen war sehr viel stärker als das entsprechende Gefühl, welches Siginiz

im deutsch-französischen Kriege bei den Siegern zwischen den Schlachten von Orléans und Le Mans wahrgenommen hatte. Freilich zählten die Bataillone Gurtos beim Wiederantritt des Vormarsches (am 10. Januar 1878) nur noch 400 Mann.

Suleiman Pascha war 40—50 000 Mann stark; seine Truppen waren durch die Notwendigkeit des Rückzugs nichts weniger als demoralisiert; nachts marschierten sie, um sich am Tage zu schlagen. Dagegen zeigte sich bei den nachdrängenden Russen, die mit Zwieback für acht Tage schwer bepackt waren, unter den Strapazen der knappen Verpflegung, der starken Kälte, des tiefen Schnees viel Trägheit und Unlust. Unter diesen Schwierigkeiten erwarb sich besondere Verdienste der Generalleutnant Graf Schuwalow, der Kommandeur der 2. Garde-Infanteriedivision. Nachdem sich gezeigt hatte, daß die Türken von dem linken auf das rechte Marikaufer zurückgegangen waren, ließ er auf eigene Verantwortung seine Division gleichfalls den Fluß überschreiten. An einer Furt stiegen die Gardeschützen, nachdem sie Hosen und Stiefel ausgezogen, in das kalte, mit Eis treibende Wasser. Dignitz passierte zu Pferde, brach aber auf einem Nebenarm, der mit Eis bedeckt war, ein und mußte sich durch einen Sprung ans Ufer retten. Es kam nun zu einer Reihe von Gefechten mit der türkischen Nachhut, die den Rückzug des Gros gewandt, energisch, heroisch deckte. Einen eigentümlichen Eindruck machte die Fechtwaise eines türkischen Kavallerieregiments, wie es hieß, arabischer Nationalität. In der Kolonne zu Einem zog es auf einem schmalen Gebirgswege bei einer feuernden russischen Batterie vorbei, die einen Kilometer entfernt stehen mochte. Das im Schritt retirierende Reiterregiment schoß vom Pferde aus lebhaft und so gut, daß die Batterie tatsächlich zum Schweigen gebracht wurde.

Dignitz betrachtete alle diese Aktionen aus möglichster Nähe. Gegen die Kälte von 10 Grad Réaumur schützte ihn der russische Bauernpelz, in dem er über den Balkan gegangen war. Der Pelz hatte freilich durch Nässe und Schmutz sehr gelitten: als er noch jung und frischgelb war, erzählt sein Träger, machte er mit Baschkik, Schärpe, dem Pour le mérite, dem Kreuz 1. Klasse und dem Georgenkreuz eine ganz elegante Erscheinung, man roch den Besitzer aber auf zehn Schritt.

Der letzte Kampf zwischen den Streitkräften Suleiman Paschas und den russischen Verfolgern spielte sich bei Belestiza ab, wo die Türken eine sehr starke Höhenstellung einnahmen, entschlossen, mit

dem letzten Rest ihrer Geschütz- und Gewehrmunition einen verzweifelten Widerstand zu leisten. Schuwalow wollte die feindliche Position in der Front angreifen, ließ jedoch seinen Entschluß wieder fallen, als Lignitz ihm vorstellte, ein direkter Angriff würde unnütze Verluste nach sich ziehen, ohne den Abzug der Türken zu beschleunigen; der Graf solle sich auf die Wirkung der schon im Gange befindlichen Flankenmanöver verlassen. Später sagte Gurko zu Lignitz, es sei ihm durch den General Schuwalow gemeldet worden, daß Lignitz zum Schluß des Gefechtes von Belestiza durch seinen guten Rat vor 1000 Mann Verlust bewahrt habe.

Das Resultat der Operationen an der Mariza bestand darin, daß die Armee Suleiman Paschas Artillerie und Train fast vollständig verlor, und daß sie von Adrianopel weg in das Rhodopegebirge gedrängt wurde. Gurko übertrug die Verfolgung durch das unwegsame, von Mohammedanern bewohnte Rhodopegebirge der Kavallerie. Die kaukasische Kosakenbrigade unter General Tscherewine und die Brigade Tschernosubow, aus den Kasanschen Dragonern und den 30. Kosaken bestehend, alle 4 Regimenter noch 1500—2000 Mann stark (von 2600—2800),* machten eine größere Zahl von Nachzüglern nieder, während die bulgarischen Bauern erschöpfte türkische Soldaten mit Stöcken totschlügen. Der Weg, den die russischen Reiter nehmen mußten, war so eng und schlecht, daß nicht wenige Pferde durch Sturz in Abgründe verloren gingen. Die Hufe der anderen Tiere litten schwer. Etwa 100 Mann setzte man auf Esel, um die lahmen Pferde zu schonen. Nach der Rückkehr von der Verfolgung erzählte General Tscherewine selber, daß seine Brigade mindestens 14 Tage brauche, um sich zu reetablieren. Aber das strategische Ergebnis des schonungslosen Nachjagens zeigte sich auch als der Mühe wert: Adrianopel mit seinen weitläufigen Befestigungen blieb infolge der Abdrängung Suleimans ohne die genügende Zahl von Verteidigern und mußte den Russen preisgegeben werden. Bei Hermanli, von wo aus die Eisenbahn nach Konstantinopel benutzt werden konnte, bot sich das schreckliche Bild einer von den Bulgaren niedergemetzelten türkischen Flüchtlingskarawane; Leichname alter Leute mit durchschnittener Kehle; im Straßenfot niedergetrete und erstickte Kinder. Wie wenig die Bulgaren, zu deren Befreiung die Armee widerwillig

*) Vgl. Russisches Generalstabswerk. 1. Lieferung S. 52 u. 53.

weiterkämpfen mußte, bei den Russen noch in Achtung standen, beweist folgende Anekdote: Ein Türke, der einem russischen Truppenteil mit seinem Wagen folgte, hatte sich aus Furcht für einen Bulgaren ausgegeben. Als solcher wurde er schlecht behandelt und erhielt wiederholt Prügel. Der Türke beschloß nun, sein nutzloses Infognito aufzugeben, verrichtete seine Gebete und gestand den Soldaten, er sei nicht Bulgare, sondern Türke. Von nun an bekam er warmes Essen und wurde gut behandelt; die Soldaten gaben ihm auch eine Decke für die Nacht. Diese Gesinnung der russischen Truppen ging einerseits hervor aus dem Abscheu vor den Verbrechen, die bulgarischerseits an der wehrlosen, großenteils sehr respektablen Türkenbevölkerung begangen worden waren, andererseits jedoch aus dem Widerwillen gegen den täglich mehr verhaßt werdenden „Befreiungskrieg“.

Adrianopel fand Ligniß viel schöner, als er geglaubt hatte. Am meisten imponierte ihm Selim Pascha, die zweitgrößte Moschee in der Türkei, „ein gewaltiger und großartiger Bau. Besonders bewundernswert ist die breitgespannte Mitteltuppel, welche im Durchmesser der Kuppel von Sankt Peter in Rom gleichkommen mag. In der Mitte unter der Kuppel sprudelt eine Quelle mit sehr wohlschmeckendem Wasser. . . . Nachdem man so manches Mal auf Schnee gelegen, erfreut man sich jetzt des schon hervorprossenden Grüns. Nicht unmöglich ist, daß ich in einigen Tagen das blaue Meer sehe, und dann wird mein Aquarellkasten wieder in Dienst treten. Im Jahre 1873 funktionierte er schon einmal am Marmarameer, während des Krieges bin ich aber nicht zum Malen gekommen.“

Der Abschluß des Waffenstillstandes (am 1. Februar) wendete die Gedanken des preußischen Majors vom Marmarameer nach der Neva. Er glaubte an die Rückkehr denken zu müssen; bald würde wohl ein ihn auf seinen Friedensposten zurückbeorderndes Telegramm eintreffen. Aber die Friedensverhandlungen verliefen keineswegs glatt, indem England und Oesterreich die Pforte in ihrem Widerstand gegen die enormen russischen Ansprüche bestärkten. Die britische Flotte passierte die Dardanellen und legte sich bei den Prinzeninseln vor Anker. Daraufhin beauftragte der Großfürst Nikolaus den General Gurko, die Demarkationslinie zu überschreiten und die neutrale Zone zu besetzen, mit dem Willen der Türken oder gegen ihn. Gurko hielt das ihm gestellte Problem für äußerst heikel, denn in den günstig gelegenen Verschanzungen

von Tschatalja, deren Besetzung es galt, standen schwere Geschütze. Was aber die russischen Streitkräfte anbetraf, die für die bezeichnete Aktion disponibel waren, so bestanden sie nur aus den Gardes und dem Korps Skobelev, zur Zeit des Ausmarsches zusammen etwa 50 000 Bajonette, welche Verluste und Strapazen auf eine Effektivstärke von 32 000 Bajonette reduziert hatten. General Gurko wollte den allerdings wenig aussichtsvollen Versuch machen, die Schanzen durch Ueberfall zu nehmen, indem die im Galopp vorausgeschendete russische Kavallerie den anrückenden türkischen Verstärkungen zuvorkommen sollte. Die Russen waren sehr zufrieden, als ihre Gegner die Stellung von Tschatalja freiwillig räumten. Das Hauptquartier des Großfürsten kam nun nach San Stefano, und der preußische Major genoß das ersehnte Schauspiel des Marmarameeres. Die Kosaken ritten in die leichtbewegte See und wunderten sich, daß die Pferde nicht saufen wollten. „Es war ein herrlicher Morgen, als wir den blauen Meeresspiegel vor uns sahen; von einer nahe gelegenen Höhe sah man das schöne Konstantinopel mit den zahlreichen Moscheekuppeln und Minarets. Der Großfürst erschien bald zu Pferde und ritt in die See, dann etwas vorwärts, um Konstantinopel zu sehen. Als er mir begegnete, rief er mir wie im Triumph zu: „Nun Vignik, wo sind wir jetzt?“ Ich antwortete: „Sieben Werst vor Konstantinopel, Eure Kaiserliche Hoheit!“

Das von der traditionellen russischen Politik erstrebte köstliche Besitztum lag also dicht vor den Spitzen der russischen Bajonette, und doch konnte die russische Armee kaum daran denken, es zu nehmen. Die türkischen Truppen, welche die Position von Tschatalja geräumt hatten, machten, ein paar Kilometer von den nachrückenden Russen entfernt, in günstiger Höhenstellung wieder Front. Haltung und Ausrüstung der bezeichneten osmanischen Streitkräfte erschienen als recht gut, denn sie waren von der noch ungeschlagenen Ostarmee nach Stambul gezogen worden. Einstweilen besaßen sie allerdings nur eine geringe Stärke, weswegen die Pforte von der Verteidigung der starken und seit langer Zeit vorbereiteten Schanzen von Tschatalja abgesehen hatte, aber jeder Tag brachte Verstärkungen von Warna, denn die Türkei beherrschte damals, so kurze Zeit nach der 1871er Pontuskonferenz, noch das Schwarze Meer. Binnen weniger Tage kamen zu See so bedeutende Massen Infanterie aus Ostbulgarien, daß die Residenz des Sultans von 125 Labors mit etwa 50 000 Bajonetten gedeckt war. Dazu

kamen bei Gallipoli 45 Taborer, Truppen Suleimans, der mit einem großen Teil seiner Streitkräfte in geschlossener Ordnung durch das Rhodopegebirge an das ägäische Meer gelangt war und die Bataillone in kleinen rumelischen Hafenplätzen nach den Dardanellen eingeschifft hatte.

Dieser ansehnlichen und noch nicht abgeschlossenen Kraftentwicklung gegenüber machte der numerische Status der russischen Armee vor Konstantinopel einen ziemlich deprimierenden Eindruck. Die 2. Gardebivision war mit 5000 Mann effektiv in Adrianopel eingerückt. Durch den Hinzutritt von Detachierten und Nachzügeln hatte sie sich bis zur Wiederaufnahme ihres Marches auf 6500 Bajonette verstärkt. Und es handelte sich bei der Garde um einen Truppenteil, der erst nach der zweiten Plewnaer Niederlage mobil gemacht und ins Feld geschickt worden war! Die 1. Gardebivision stand mit dem Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus in San Stefano. Zu ihr gehörte das Regiment Preobrajensk, das bei den Palastrevolutionen des 18. Jahrhunderts eine so große Rolle gespielt hatte. Die 4 Bataillone dieses Truppenteils zählten noch 1800 Kombattanten;* die 4 Bataillone der Garbeschützen-Brigade etwas über 2000. Im ganzen war die Truppenstärke von 10 000 Mann nicht erreicht, welche Abdul Hamid für die Bedeckung des Hauptquartiers zu San Stefano zugestanden hatte.

Nun hörte Siginj zwar, daß in Simniza 15 000 Mann Ersatzreserve für die Infanterie der Garde und 3000 Mann für ihre Kavallerie eingetroffen seien, aber der genannte Nachschub vermochte vorderhand die Donau nicht zu passieren, wegen Verstopfung der Brücke.** Eine zweite Störung der Kommunikation mit der Heimat bestand am Sereth (in der Moldau), wo eine Ueberschwemmung die Eisenbahn beschädigt hatte. Dazu kam eine dritte Beeinträchtigung der Verbindungen durch Schneestürme, welche den Schiffskauf unpässierbar machten: „General Anutschine“, heißt es in dem Siginjschen Tagebuch, „Gehilfe des Fürsten Tscherkasski, welcher von Tronowa hier angekommen ist, erzählte

*) Die Gardeinfanterie hatte pro Regiment 4 Bataillone gegen 3 bei der Linieninfanterie. Indessen waren die Garderegimenter mit keiner nennenswerten höheren Kopizahl mobil gemacht worden als die Linienregimenter, weil, wie das russische Generalstabswerk sich ausdrückt: „der bezügliche Unterschied noch nicht in der Liste berechnet war, auf Grund deren die Mobilmachung erfolgte.“ (Erste Lieferung S. 52.) Demgemäß hatte man ein Garderegiment fast ebenso wie ein Linienregiment mit rund 2500 Bajonetten mobil gemacht.

***) Ueber die wüsten Zustände an den Donaubrüden vgl. Springer III, 10.

mir, die Passage über den Schipka habe ihn zehn Tage aufgehalten. Zwei Batterien, welche auf der Höhe in einen Schneesturm gerieten, verloren in kurzer Zeit 150 Pferde. Auch die sich immer erneuernde Unterbrechung der Telegraphenlinien verursachte die stärksten Unbequemlichkeiten. Nachzügler schlugen häufig die Stangen nieder, wenn es an Holz zum Kochen mangelte. Auf dem Schipkapass hatte man seiner Holzarmut wegen ein Kabel gelegt, aber es funktionierte nur wenige Tage, da eine nachrückende Batterie das Kabel zu Hemmtauen zerschnitt.

Je weniger ungehindert die Russen ihre Basis gebrauchen konnten, umso stärker mußten sie sie besetzt halten, und eine umso geringere Streitmacht blieb für den Kampf um die feindliche Hauptstadt in der entlegenen Osteppe der Balkanhalbinsel disponibel: von 12 Armeekorps, die Rumänen ungerechnet, nur $4\frac{1}{2}$. Hinzu kam, daß von dem Grenadierkorps die eine Division gegen Gallipoli vorgeschoben war, um die Labors Suleiman Paschas in Schach zu halten, während man die andere bei Kirk Kilisse aufgestellt hatte, gegen Midia am Schwarzen Meer hin, wo die Osmanen im Rücken des Großfürsten Landungen unternehmen konnten. Within blieben für die Aktion gegen Konstantinopel höchstens 56 000*) Bajonette frei, während die Verteidiger dieser Stadt, wie wir sahen, schon auf 50 000 Bajonette angewachsen waren; alles noch ungebrochene, trogige Kämpfer. Bei einem Besuch, den Vignik in Zivil der Residenz des Khalifen machen konnte, da nach Eintritt des Waffenstillstandes ein ziemlich freier Verkehr zwischen der russischen Armee und Konstantinopel gestattet war, stellte der preußische Major fest, daß die türkischen Soldaten zwar wegen der schlechten Soldzahlung etwas mürrisch und bekümmert aussahen, sich jedoch im allgemeinen einer wohl erhaltenen Kleidung, Ausrüstung und Bewaffnung erfreuten. Zur Milderung des sehr empfindlichen Munitionsmangels stand die Ankunft zweier ausländischer Transportschiffe in unmittelbarer Aussicht.

Unter den geschilderten Verhältnissen bildete sich Vignik das Urteil, die Türkei befinde sich nicht in so ungünstiger Lage, daß sie schwere Friedensbedingungen anzunehmen brauche. Auch in der Umgebung des Großfürsten sah man die Situation für sehr

*) Vignik berechnet am 1. Dezember 1887 ein russisches Armeekorps hinsichtlich seiner effektiven Infanteriestärke auf 16 000 Bajonette. (S. 296.)

ernst an; man vertrat die Ansicht, daß Graf Ignatieff den Bogen zu straff spanne, und daß seine Ernennung zum Friedensunterhändler ein Unglück gewesen sei. Wie sich Sigmund indessen durch eine Unterredung mit Ignatieff überzeugen konnte, sah auch dieser dem Abschluß der Verhandlungen mit Ungeduld entgegen; indem er dem Verdacht Ausdruck gab, die Türken wünschten ein weiteres Vorgehen der Russen gegen Konstantinopel, damit daraus Komplikationen mit anderen Großmächten entstünden. So atmete denn ganz San Stefano auf, als der nach diesem Ort benannte Friede geschlossen wurde. (Am 3. März.) Nachmittags fand Friedensparade statt. Die Gardebataillone waren etwa 400 Mann stark, die der 4. Schützenbrigade (Linie) kaum 300. Im ganzen befanden sich zur Stelle 30 Bataillone, 12 Eskadrons und 46 Geschütze; diese Streitmacht zählte etwa 17 000 Mann. Die Garde erschien im Waffenrock und sah recht ordentlich aus, die 4. Schützenbrigade aber mußte in Mänteln antreten, da die Waffenröcke kaum noch existierten. Unter dem ziemlich zahlreichen Publikum, das aus Stambul zur Parade herübergekommen war, fielen Sigmund gewisse charakteristische Persönlichkeiten auf. Er konnte nicht umhin, sie für englische Offiziere in Zivil zu halten. Die Parade zeigte ihnen, daß die Russen keine bedrohliche Macht in Bereitschaft hatten, indem ihre Effektivstärke eine geringe war.

Der Großfürst erzählte Sigmund, zehn Tage lang habe zwischen Petersburg und Wien eine solche Spannung obgewaltet, daß man jeden Augenblick auf den Bruch gefaßt sein mußte. Von Italien seien 40 Bataillone an der österreichischen Grenze aufgestellt worden, und Bismarck hätte „die Stirne gerunzelt“. Die exorbitant großen Vorteile, welche Ignatieff in dem Friedensvertrage von San Stefano für Rußland ausbedungen hatte, erzeugten abermals eine hoch gefährliche Spannung der internationalen Lage. Um beim Ausbruche des Weltkrieges zur Abwehr eines Angriffs auf ihre Hauptstadt gerüstet zu sein, schoben die Türken Detachements nach den Ortschaften Byrnos und Belgrad vor und besetzten mit 17 Labors sowie mit Artillerie die Höhe von Bujukbere, indem sie den in Konstantinopel herrschenden Typhus als Vorwand für die bezeichnete Dislozierung angaben. Den Russen war das Umsichgreifen der Besatzung von Konstantinopel keineswegs angenehm, aber sie wagten im Gefühl ihrer Schwäche nichts dagegen zu tun. Zwar war ihnen bekannt geworden, daß in der Residenz des Sultans augenblicklich ein empfindlicher Munitionsmangel

herrschte, indem die Türken pro Gewehr über höchstens 150 Patronen verfügten, für die älteren Kanonen über nur 80 Schuß pro Geschütz, während die Artillerie von neuerer Konstruktion noch erheblich weniger Geschosse besaß. Andererseits aber war die Zahl der Verteidiger Stambuls, die Mehemed Ali befehligte, dank der offenen See-Verbindung auf 80 000 angewachsen. Die 18 000 Rekruten, welche sich unter jenen Streitkräften befanden, wurden fleißig einerezert. Die Osmanen hatten also schon die Uebermacht über die kaum 56 000 Bajonette vor ihren Thoren. In der Erkenntnis seiner heikeln Situation begnügte sich der Großfürst damit, der Pforte zu erklären, daß er eine Befestigung der neu eingenommenen türkischen Stellungen als feindselige Handlung auffassen würde.

Einiges wenige wurde auch auf der russischen Seite allmählich besser. In Philippopol und Adrianopel kamen je drei Ersatzbataillone an. Der Gardetrain stellte allmählich seine stark zusammenge schmolzene Bespannung wieder her. Die Eröffnung der maritimen Kommunikation mit Südrußland ermöglichte es, die meist unbrauchbar gewordene Fußbekleidung zu ergänzen; ein großer Teil der Truppen erhielt neue Röcke und Hosen. Diese Verbesserungen waren bei aller Unscheinbarkeit für den Fall der Wiederaufnahme der Operationen sehr wichtig. Hinzukam, daß sich jetzt Gurkos zweite Batterie-Hälften näherten, die der Generalleutnant jenseits des Balkans, in Orhanieh, zurückgelassen hatte, um mit den bestbespannten ersten Hälften der Batterien rascher vorwärts zu kommen. Aber alles dieses konnte nicht verhindern, daß sich das militärische Verhältnis zwischen den Türken in Konstantinopel und den Russen davor immer mehr zu Ungunsten der Russen veränderte. Knapp 14 Tage nach der Erklärung des Großfürsten, er würde die Befestigung der osmanischen Positionen als feindliche Handlung auffassen, begannen die Osmanen mit der Anlegung von Werken und der Aufstellung von schweren Geschützen. Auf die Beschwerde der Russen wurden die Arbeiten bei Tage eingestellt, um Nachts nur umso eifriger gefördert zu werden. General Schuwalow, der sich die Schanzen ansehen wollte, wurde weggewiesen. Dem Großfürsten Nikolaus zeigte ein türkischer Offizier die noch größtenteils unfertigen Linien, als er nach den süßen Wassern ritt, um sich zu seinem Besuch bei Sultan Abdul Hamid einzuschiffen. Mehemed Ali und der Kommandeur der Artillerie, Strecker Pascha, begrüßten den Großfürsten bei Litros;

die Truppen hatten sich bei Annäherung des russischen Oberbefehlshabers in Parade aufgestellt. Sivial sagte Nikolaus zu Mehemed: „Nun, Sie infamer Kerl, warum besuchen Sie mich denn nicht?“ und später: „Ich hoffe, die Werke sind nicht gegen uns angelegt“. Ernst erwiderte der Pascha: „Gott gebe es, Eure Kaiserliche Hoheit“.

Wenn das russische Hauptquartier noch gehofft hatte, einen Teil der weiter zurückstehenden Truppen gegen das Marmarameer hin vorschieben zu können, wurden diese Aussichten jetzt zu nichts. Im Rhodopegebirge traten an verschiedenen Stellen bewaffnete Banden auf, die zum Teil Uniform trugen und an einer Stelle sogar mit Geschützen agierten. Es waren Bestandteile derjenigen Hälfte der Suleimanschen Armee, welche ihrem Führer nicht nach Gallipoli gefolgt war, sondern sich im Despoto Dhaq zerstreut hatte. Hinzu kam die dem Islam anhängende Zivilbevölkerung des Gebirges, sodaß im Ganzen etwa 25 000 Bewaffnete, wie aus dem Boden gestampft, die russischen Etappenstraßen zu unterbinden versuchten. Das ganze 9. Korps wurde durch jene insurrektionelle Bewegung dauernd an die Gegend zwischen Philippopol und Adrianopol gefesselt. Zugleich mußte das 11. Korps bei Giurgewo zusammengezogen werden, weil die bessarabische Frage das Bündnis zwischen Russen und Rumänen in offene Feindschaft zu verwandeln drohte. Die Hauptsache aber war die Furcht des Großfürsten vor der Gefahr, welche die russische Basis lief, wenn England in den Krieg eintrat. Das Kabinet von St. James berief damals die britischen Reserven ein und dirigierte 6000 Seepoys von Indien nach Malta. In San Stefano erwartete man für den Fall, daß die Diplomaten sich nicht verständigten, das Eingreifen von 60 000 Engländern in die Operationen. Kurz nach den beiden ersten Niederlagen bei Plewna, als die Russen so kleinmütig geworden waren, daß sie den Schiffsraum aufgeben und nach Nikopolis zurückgehen wollten, hatte Ligniz in sein Tagebuch geschrieben: „Nach Lage der Verhältnisse würden jetzt 20 000 bis 30 000 bei Adrianopol eintreffende Engländer die Kampagne für die Russen zu einer verlorenen machen. Im Hochsommer 1877 war also ein eventueller Angriff der Engländer auf die russische Front erwartet worden, im Frühjahr 1878 dagegen fürchteten die Russen, die Engländer, bei Varna landend, in ihrem Rücken erscheinen zu sehen. In der Festung Varna und dem benachbarten gleichfalls sehr festen Schumla standen nach Todlebens

Schätzung 35 000 Türken. Diesen Streitkräften gegenüber waren russischerseits postiert das 12., 13. und 14. Korps. Diese Truppenteile sollten bei dem Ausbruche eines englisch-russischen Krieges unter Gurkos Befehl gestellt werden. Man nahm an, daß der genannte General 50 000 Mann bei Varna zur Schlacht bereit haben würde, wenn die Engländer dort landeten.

Die Russen erwogen, den Bosporus durch Minen zu sperren, um den Briten den Seeweg in ihrem Rücken abzuschneiden. Aber es zeigte sich, daß in der starken Strömung des Bosporus Torpedos tief nach unten gedrückt wurden. Der Gedanke, sich durch derartige Waffen zu verteidigen, erschien bei dem Nichtvorhandensein einer Schwarzmeerflotte als so unhaltbar, daß das Garde-Equipage-Bataillon für nunmehr überflüssig erklärt und nach Südrußland zurückgeschickt wurde. Wirksamer, meint Lignitz, wäre eine Sperre des Bosporus herzustellen gewesen, wenn man die in Odessa und Burgas bereit liegenden 50 schweren Mörser hätte bei Bujukdere in Stellung bringen können. Indessen ließ sich an die Ausführung eines solchen Manövers nicht mehr denken. Als Mehemed Ali, der „infame Kerl“, dem Großfürsten seinen Gegenbesuch machte, beauftragte ihn der russische Oberbefehlshaber, bei der Pforte die im Friedensvertrag stipulierte Räumung von Varna und Schumla, den eventuellen Ausweichungspunkten einer britischen Armee, zu verlangen: „Der Pascha,“ schrieb Lignitz in sein Tagebuch, „erzählte mir dies vor dem Wegreiten hohnlachend mit dem Hinzufügen: „Ich werde im Gegenteile dafür wirken, daß die türkischen Truppen dort bleiben; erst soll Er zurückgehen. Wenn er mit mir anbinden will, bin ich bereit, und nach Bujukdere, wo Skobeleff heute rekonnoziert, kommt er nicht mehr durch. Wenn ich erst meine 50 schweren Geschütze in Position habe, und der größere Teil der an der griechischen Grenze und in Akreta jetzt überflüssigen 70 bis 80 Bataillone eingetroffen ist, werde ich einen Adjutanten zum Großfürsten hinübersenden und ihm sagen lassen: „Pascholl!“ (Pack Dich!)“

Die Zahl der türkischen Schanzen wuchs allmählich bis auf 48 an. Sie hatten die Form der Plewnaer Befestigungen, indem sie im allgemeinen aus vier- und fünfeckigen Redouten bestanden. Dazu kamen offene Batterien; davor dehnten sich fast ununterbrochen zusammenhängende Schützengräben aus: „Draht oder andere Hindernisse sind nirgends zu bemerken, doch verlautet, daß die Anlage von Fladderminen versucht wurde.“ Diese von

Mehemed Ali, dem preußischen Hautboisten-Sohn Karl Detroit, angelegten umfangreichen Feldbefestigungen haben nach Sigmund: „wesentlich zu dem militärischen und politischen Umschwung beigetragen.“ Indem die russische Regierung sich dieses Umschwunges zu ihren Ungunsten bewußt wurde, traf sie zunächst eine Personalveränderung an der entscheidenden Stelle, wo in der Tat eine arge Unfähigkeit obgewaltet hatte*). Der Großfürst Nikolaus, des Zaren Bruder, entsagte wegen eines angeblich wieder aufgetretenen Nierenleidens dem Kommando, und Todleben wurde anstatt seiner Oberbefehlshaber. Am Geburtstag des Kaisers fand eine Parade statt, bei welcher sich der Großfürst von den Truppen, die er solange geführt hatte, verabschiedete. Es nahmen 55 Bataillone teil, 17 Eskadrons, 134 Geschütze, aber alle Truppenkörper zählten zusammen nur etwa 30 000 Mann. Die Leute sahen in den größtenteils neuen Uniformen, von deren Ankunft ich gesprochen habe, gut aus; auch die tief heruntergekommen gewesenen Pferde präsentierten sich im Zustande zunehmender Erholung, aber es blieb dabei, daß trotz des Eintreffens der oben gleichfalls erwähnten Ersatzmannschaften die Bataillone nicht über 400—500 Mann aufwiesen: „In Konstantinopel“, fügt Sigmund hinzu, „also auch in London und Wien, war längst bekannt, daß die Krankheiten starke Lücken gerissen hatten.“

Die geschilderte Parade fand am 29. April statt; erst am 17. Juni vermochte Sigmund wieder in sein Tagebuch einzutragen, daß neue Nachschübe in Aussicht ständen, indem für die folgende Woche die Ankunft von je 75 bis 100 Ersatzreservisten pro Gardebataillon angemeldet war. Inzwischen hatte sich jedoch „der militärische und politische Umschwung“ vollendet. Die Russen verzweifelten nicht allein an der Einnahme von Konstantinopel, sondern fürchteten sogar, von dort her angegriffen zu werden. Todleben arbeitete für alle Fälle eine Befestigung der russischen Linien aus, ließ sie im Gelände trainieren und soweit vorbereiten, daß die Ausführung in 18 Stunden erfolgen konnte. Erst bei äußerster Notwendigkeit sollten die Schanzen in Angriff genommen werden, „um nicht an Prestige einzubüßen und die Möglichkeit einer drohenden Haltung zu bewahren“. Der militärischen Resignation entsprach die politische. Das Kabinett machte Oesterreich und

*) Oberleutnant v. Trotha hat dies in seinem öfter zitierten Aufsatz im einzelnen dargestellt.

England das erst stolz verweigerte Zugeständnis, daß der Friedensvertrag von San Stefano in seiner Gesamtheit dem Berliner Kongreß vorgelegt und hier den Wünschen der beiden protestierenden Mächte gemäß verändert werden solle.

Es hatte in der Weltgeschichte schon einmal eine Armee gegeben, welche in der Lage der russischen vom Mai 1878 gewesen war. Wie die Russen 1877 die Balkanhalbinsel, so hatten die Franzosen 1757, im Siebenjährigen Kriege, das nordwestliche Deutschland okkupiert. Aber wegen der außerordentlich großen Zahl der erforderlichen Okkupationstruppen sowie wegen der schlechten Heeresverwaltung, durch die ein Zusammenschmelzen der französischen Bataillone bis auf 300 Kombattanten verursacht wurde, konnten die Feldherren D'Estrees und Richelieu weder mit der hannoverschen Armee fertig werden, nachdem sie sie bis nach Stade an der Nordsee zurückgedrängt hatten, noch mit der preußischen Macht in ihrer Flanke. Vielmehr erlag das Heer Ludwigs XV. dem Rückstoße, den Ferdinand von Braunschweig als hannoverscher Oberbefehlshaber mit der Unterstützung Friedrichs des Großen führte.*) Einem gleichen Rückstoße gedachte Benjamin Disraeli, dessen hundertsten Geburtstag ein großer Teil seiner Landsleute soeben begeistert gefeiert hat, als Bundesgenosse der Türken die auf gewaltige Länderstrecken hin zerstreute und durch die eigene Intendantur noch mehr als durch den Feind dezimierte Armee Alexanders II. auszusetzen. Der Zar vermied durch die Nachgiebigkeit seiner Diplomaten die ihm zuge dachte schwere Prüfung, aber er kam dadurch von der äusserpolitischen Szynlla in die innerpolitische Charnobdis. In dem Buche des Generalmajors Grafen Pfeil: „Das Ende Kaiser Alexanders II. Meine Erlebnisse in russischen Diensten“**) heißt es: „Statt siegreich in Konstantinopel einzuziehen, mußte das russische Heer ein halbes Jahr vor der türkischen Hauptstadt lagern, und die Knochen zehntausender braver Krieger bleichten als Opfer von Krankheiten vor deren Thoren, während mit dem Verlust des vierten Theiles dieser Braven „Zarigrad“ hätte erobert werden können.“ Diese Annahme Pfeils ist, wie wir sahen, irrig, dagegen hat die genannte, in der damaligen Petersburger Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielende Persönlichkeit durchaus recht, wenn sie der Nichteinnahme Konstantinopels die unheil-

*) Vgl. Meine Aufsätze über Ferdinand von Braunschweig im 77. bis 82. Bande dieser Zeitschrift.

**) Berlin 1903. Mittler und Sohn.

vollsten Folgen für das öffentliche Leben Rußlands zuschreibt. Wie die Niederlagen gegenüber Ferdinand von Braunschweig viel zum Ausbruch der französischen Revolution beigetragen haben, so kommt dem unbefriedigenden Ausgang des Türkenkrieges von 1877/78 ein großer Anteil zu an jenem Aufschwung des russischen Revolutionsgeistes, dessen erste Symptome am Schlusse der Lignitzschen Tagebücher noch verzeichnet werden. Er hat in seinem Fortgange dem Kaiser Alexander das Leben gekostet, durch den indirekten Vorschub, den die Petersburger Gesellschaft den nihilistischen Mördern leistete. Graf Pfeil urteilt auf Grund seiner Petersburger Erfahrungen, Rußland habe damals im Begriff gestanden, Republik zu werden: „mit sicherlich fürchterlichen inneren und äußeren Verhältnissen“. Mag die bezeichnete Ansicht auch zu weit gehen, jedenfalls ist soviel unzweifelhaft, daß ein schlechter Ausgang des Krieges gegen Japan das Zarentum zum zweiten Male Stürmen auszusetzen droht, welche ganz Europa in ihren Wirbel hineinreißen können. Allerdings erscheint die Niederlage Rußlands gegen die Krieger des Mikado noch keineswegs als gewiß. Die Lignitzschen Tagebücher machen den Eindruck, daß die Streitkräfte unseres östlichen Nachbarn bei aller Schwermüdigkeit und Unordnung dennoch eine furchtbare Kriegsmaschine darstellen, welche den allerersten Heeren Europas wenn nicht ganz, so doch annähernd ebenbürtig ist. Voreilige Unterschätzung der russischen Armee würde für sämtliche Nachbarn Rußlands ein schwerer Fehler sein, besonders natürlich für England.

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Die hannoversche Armee und ihre Schicksale in und nach der Katastrophe von 1866. Aufzeichnungen und Akten des hannoverschen Generalstabschefs Oberst Cordemann. Herausgegeben von Dr. G. Wolfram. Hannover und Leipzig 1904. Band XV der Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens.

Längst hatte man gewünscht, daß sich in der ganzen Flut von Schriften über die hannoversche Sache während des Jahres 1866 auch einmal eine Stimme erhebe aus dem Kreise des hart geschmähten Generalkommandos der hannoverschen Armee. Das ist nun vor kurzem in dem oben genannten Werk geschehen: — „Der arme blinde König bittend vor seinem eben abgesetzten kommandierenden General. Es war eine mich aufs tiefste erschütternde Szene; das Herz drehte sich mir im Leibe um!“ Das ist das Bild, das uns Cordemann in seinen Aufzeichnungen vor Augen hält, als die Lage charakterisierend am 26. Juni 1866, am Tage vor Langensalza. Die geschilderte Lage trägt in sich schon das ganze folgenschwere Geschick für die Zukunft Hannovers: Dem kommandierenden General v. Arrentschildt und dessen Generalstabschef Oberst Cordemann werden strategische und taktische Zumutungen gestellt, denen sie nicht entsprechen können; kurzerhand sehen sie sich durch den König in der Sitzung des Kriegsrats abgesetzt; aber in derselben Minute besinnt sich der Kriegsminister Brandis; der König läßt den abgesetzten Arrentschildt zurückrufen und geht ihn mit flehentlichen Bitten an, das Kommando doch wieder zu übernehmen. In der Tat übernehmen Arrentschildt sowohl als Cordemann ihre Stellen wieder. Hätten sie sich nicht willig finden lassen, so würde heute die speziell hannoversche Geschichtschreibung andere Männer als die „militärisch Schuldigen“ bezeichnen müssen.

Ob es aber überhaupt Persönlichkeiten gibt, die als „militärisch schuldig“ hingestellt werden können? — Blücher hat im Frühling 1814 ganz treffend von dem Oberbefehlshaber Fürsten Schwarzenberg gelagt trotz der Anwesenheit dreier Monarchen in seinem Lager habe er endlich doch die Armee zum Sieg geführt. Und Schwarzenberg selbst schreibt vom 26. Februar 1814, um den mancherlei Schmähungen entgegenzutreten:

„Wir leiden an dem traurigen Uebel, drei Souveräns auf den Schultern tragen zu müssen.“ — Entweder ist der Landesherr, der sich im Lager befindet, selbst Oberbefehlshaber, wie es König Wilhelm von Preußen war, oder er muß sich jeder Einmischung in die Befehlshaberbefugnisse enthalten. Das letztere ist außerordentlich schwer durchzuführen und König Georg von Hannover gab sich nicht die mindeste Mühe, es zu tun. Im Gegenteil, des Königs Umgebung suchte neben dem kommandierenden General eine Art von Oberkommando als Aufsichtsbehörde zu führen. So gab es also zweierlei Leiter des Heeres in demselben Lager: verantwortliche und nicht verantwortliche. Zu den ersteren gehören der kommandierende General v. Arntschildt und der Generalstabschef Oberst Cordemann; zu den letzteren der König selbst, sein Generaladjutant Oberst Danneberg und sonstige Umgebung.

Jede Leistung für möglich halten, darin gipfelte die Meinung der Nichtverantwortlichen; einem Kampfe so lange als möglich ausweichen, mußte das Leitmotiv für den kommandierenden General und seinen Generalstabschef abgeben. Denn sie sehen, wie alle älteren und erfahrenen Offiziere, klar das Verhängnis Hannovers voraus und sind überzeugt, daß, wenn erst einmal Blut geflossen ist, keine Verhandlungen mehr möglich sind. Und zu der Ahnung von dem politisch drohenden Verhängnis kommt bei den Besonnenen und Verantwortlichen noch die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Kriegsrüstung.

Der bei militärischen Dilettanten beliebteste Selbstbetrug bezieht sich auf die Täuschung in Zahlen, auf die Neigung, jeden halbwegs kriegerisch aussehenden Zustand der Truppen für Schlagfertigkeit zu halten und die Vorstellungen der verantwortlichen Führer zu belächeln. Militärische Dilettanten, wie der Regierungsrat Meding, befanden sich in der Tat in der Umgebung des Königs; nicht selten wurden sie zum Kriegsrat beigezogen. Sie tragen wohl die Schuld daran, wenn der König noch in der Sammelstellung bei Göttingen, wenige Tage vor Langensalza, sagen konnte: mein Vetter, der Herzog von Braunschweig und mein Verbündeter, der Kurfürst von Hessen, werden mit ihren Truppenkorps hier zu uns stoßen, so daß wir mit ihnen eine ansehnliche Armee von 40000 bis 50000 Mann bilden werden. — Nur einer, dem die Ausstellung der Truppenkontingente nach Maßgabe der Bestimmungen des Deutschen Bundes eine durchaus fremde Sache war, konnte auf solche Zahlen kommen.

Seit moderne Menschen Geschichte schreiben, ist es wohl noch niemals vorgekommen, daß einzelne Truppenteile unbewaffnet oder doch nahezu unbewaffnet ins Feld gerückt sind. Erst der Feldzug des Jahres 1866 sollte zeigen, daß auch das möglich ist. Kurfürstentum Hessen und ein paar Thüringische Staaten hatten das Zündnadelgewehr angenommen und sahen sich mit der Munition wesentlich auf Preußen angewiesen. Und jetzt, da der Krieg da war, fand sich keine scharfe Munition vor, oder doch in ganz ungenügender Zahl. Es ist bekannt, wie man genötigt war-

diese wehrlosen Truppen in allen denkbaren Winkeln zu verstecken. Von diesen wehrlosen Leuten bis hinauf zu den mit voller Kriegsmunition versehenen süddeutschen Staaten scheinen alle möglichen Grade von Schlagfertigkeit unter den Bundesgenossen Oesterreichs vertreten gewesen zu sein. In der hannoverschen Armee speziell war der Infanterist mit 34 bis 35 Stück Patronen versehen. Aber keine einzige Patrone in den Patronenwagen der Bataillone, oder nur die mindeste Aussicht auf Nachschub, der den ungenügenden Patronenvorrat auf die für den Krieg vorgeschriebene Zahl von 300 bis 400 Patronen pro Mann gebracht hätte. Wie die Munitionskolonnen fehlten, so auch die Lebensmitteltrains. Die Armee war also schlechterdings noch nicht mobil und hatte, in dem Winkel bei Göttingen zusammengedrängt, nicht einen Schimmer von Hoffnung, es zu werden. Wenn man dagegen in den Aufzeichnungen bei Cordemann Seite 16 den Vortrag des Generaladjutanten Oberst Dammers in Gegenwart des Königs liest, so ist man geneigt, auch diesen Offizier für einen Dilettanten, wenn nicht für noch schlimmer, zu halten.

Vor der Truppe selbst konnte die mangelnde Schlagfertigkeit natürlich nicht verborgen werden und Cordemann sagt denn auch (S. 12): „Wenn ich nur einen Offizier gesehen, der den kommenden Ereignissen mit Freude und Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg entgegengeesehen hätte, aber keinen einzigen! Alle waren aber entschlossen, ihre Schuldigkeit als brave Offiziere zu thun.“ Das Ergebnis des für die hannoverschen Waffen glücklichen Tages von Langensalza am 27. Juni war denn auch auf Seiten der Sieger ein Zustand von Kampfunfähigkeit, den sofort am 28. Juni die sämtlichen Truppenführer dem König in so grellen Farben schilderten, daß die Waffenstreckung des ganzen Heeres zur unausweichlichen Notwendigkeit wurde. Nicht Tatkraft und Entschlossenheit fehlten bei der Leitung der Armee, wie in neuester Zeit Friedrich Thimme meint, nicht in Persönlichkeiten lag die Schuld; nein, die zwingende Lage ergab sich aus der mangelnden Schlagfertigkeit und diese wieder ging hervor aus dem militärisch harmlosen Zustand des Kleinstaats. — Daß Fehler in der Leitung der Armee gemacht worden sind, ist nicht zu leugnen und sowohl General Arntschmidt als Oberst Cordemann sind die letzten, die dies in Abrede stellen. „Daß in der Leitung der Operationen Fehler vorgekommen sind,“ schreibt der letztere vom 13. September 1881, „die zum Teil mir zur Last fallen, leugne ich nicht. Wo ist aber ein Feldzug, in dem nicht Fehler gemacht wären?“

Die Enthüllungen über die Eidesentbindung der Offiziere von Seiten des in Hiesing weilenden Königs, auf Seite 48 ff. der Aufzeichnungen des Oberst Cordemann, lassen einen Blick tun in die Fortdauer der Selbsttäuschungen im Gedankengang des Königs und seiner Umgebung. Nicht losreißen konnte man sich von dem Gedanken an eine Zurückeroberung des verloren gegangenen Königreichs und zwar an eine baldige Zurückeroberung, bei der das seitherige Offizierkorps notwendig eine wichtige

„Wir leiden an dem traurigen Uebel, drei Souveräns auf den Schultern tragen zu müssen.“ — Entweder ist der Landesherr, der sich im Lager befindet, selbst Oberbefehlshaber, wie es König Wilhelm von Preußen war, oder er muß sich jeder Einmischung in die Befehlshaberbefugnisse enthalten. Das letztere ist außerordentlich schwer durchzuführen und König Georg von Hannover gab sich nicht die mindeste Mühe, es zu tun. Im Gegenteil, des Königs Umgebung suchte neben dem kommandierenden General eine Art von Oberkommando als Aufsichtsbehörde zu führen. So gab es also zweierlei Leiter des Heeres in demselben Lager: verantwortliche und nicht verantwortliche. Zu den ersteren gehören der kommandierende General v. Arntschildt und der Generalstabschef Oberst Cordemann; zu den letzteren der König selbst, sein Generaladjutant Oberst Dammers und sonstige Umgebung.

Jede Leistung für möglich halten, darin gipfelte die Meinung der Nichtverantwortlichen; einem Kampfe so lange als möglich ausweichen, mußte das Leitmotiv für den kommandierenden General und seinen Generalstabschef abgeben. Denn sie sehen, wie alle älteren und erfahrenen Offiziere, klar das Verhängnis Hannovers voraus und sind überzeugt, daß, wenn erst einmal Blut geflossen ist, keine Verhandlungen mehr möglich sind. Und zu der Ahnung von dem politisch drohenden Verhängnis kommt bei den Besonnenen und Verantwortlichen noch die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Kriegsrührung.

Der bei militärischen Dilettanten beliebteste Selbstbetrug bezieht sich auf die Täuschung in Zahlen, auf die Neigung, jeden halbwegs kriegerisch aussehenden Zustand der Truppen für Schlagfertigkeit zu halten und die Vorstellungen der verantwortlichen Führer zu belächeln. Mindernde Dilettanten, wie der Regierungsrat Meding, befanden sich in der Umgebung des Königs; nicht selten wurden sie zum Kriegsdienst gezogen. Sie tragen wohl die Schuld daran, wenn der König bei der Sammelstellung bei Göttingen, wenige Tage vor Langensalza, nicht konnte: mein Vetter, der Herzog von Braunschweig und mein Onkel, der Kurfürst von Hessen, werden mit ihren Truppenkorps zu uns stoßen, so daß wir mit ihnen eine ansehnliche Armee von 50000 Mann bilden werden. — Nur einer, dem die Zusammenführung der Truppenkontingente nach Maßgabe der Bestimmungen eine durchaus fremde Sache war, konnte es nicht anmerken.

Seit moderne Menschen Geschichte vorgekommen, daß einzelne Truppen unbewaffnet ins Feld gerückt sind, sollte zeigen, daß auch das in der paar Thüringische Staaten und sahen sich mit der Wunde jetzt, da der Krieg da und doch in ganz ungenügen

hier mehrerer Truppen in alle bestmögliche Richtung
 diesen ausbleiben. Wenn es sich je um die
 verjüngten südlichen Danden idem als
 festhalten unter den Dandegenschen Föhren
 In der Hauptstadt, dem jetzt am
 25. April 1876 verstorben. Der Herr
 wegen der Stellen, die er in
 der ungarischen Armee und in
 der Zeit von 1848 bis 1849
 Dienstleistungen. Er war
 nur als Militärarzt und
 Offizier tätig. Er war
 wurde. Er war
 Seite 10 der Zeitung
 nach der Kriegszeit
 Dandegens, um die

Schlachtfeld;
 Burggrafen
 in Mircea,
 Fürstentum
 thert. — Im
 kämpfte, war
 Meere und ihr
 der Fürst von
 Hohenzoller.
 zu erringen,
 zunächst seine
 ihn zu ihrem
 Apolis, er rettete
 Feldherr in sein
 Kol an der Seite
 von Plewna wieder
 als ihr Besieger

Der Herr
 nicht nur in dem,
 und in der Parallele
 unter seiner kundigen
 welcher ein Unterschied
 damals, und jetzt!
 König Karol selbst.*)
 jedem seiner oben an-
 David Coste.

die
 wurde. Der
 Krone, die
 Seiten
 mangelnden
 hundert
 Krone
 Staat
 1876
 1876

Stabsdirektor Dr. Zinkelnburg
 1905, Heft 1, ist beim Satz eine
 durch eine falsche Statistik ent-
 stehen: „Die Sterblichkeitsziffer
 Gesamtzahl berechnet 9,0 bei den
 mögliche Durchschnittsziffer berech-
 neten.“
 „Haststrafen“ — „Gefängnis-
 ihre Tätigkeit König Karls auf
 1905, findet eine überdichtliche Zusammen-
 aus dem ungarisch geschriebenen Broschüre von
 1905, die rumänischen Armee seit dem
 3. September, 1905. D. C.

Rolle zu spielen hatte. Darum dies Offizierkorps gefesselt halten an das Belfentum, es nicht ent schlüpfen lassen dahin, dorthin! Und sollte je die Eidesentbindung notwendig werden, dann mußten nach der Meinung der königlichen Umgebung andere Vorteile daraus abgeleitet werden, und zwar Vorteile für die Regelung der Vermögensangelegenheiten des entthronten Königs.

Gerade in der Frage der Eidesentbindung haben die Aufzeichnungen des Obersten Cordemann das letzte Wort gesprochen; abschließender Natur müssen sie aber auch in den Augen derjenigen sein, welche immer noch nach den „militärisch Schuldigen“ in dem Schlußdrama des Königreichs Hannover suchen. — Das sind die Gesichtspunkte, welche dem Herausgeber, Dr. G. Wolfram, ein wesentliches Verdienst zusprechen. In geschickter Weise versteht er es, nach Unterdrückung von Unwesentlichem und Störendem, den ursächlichen Zusammenhang der Dinge festzuhalten und den Augenzeugen selbst zum Worte kommen zu lassen in den Momenten, auf die es ankommt.

Um Ereignisse, um Worte und Persönlichkeiten aber handelt es sich hier nicht allein; im Vordergrund steht das Schicksal, das sich notwendig vollziehen mußte, als herauswachsend aus der ganzen Vergangenheit mit ihren mancherlei nationalen Verfündigungen. Zur unausweichlichen Forderung war es geworden, daß diejenigen wichen, welche sich zur Einigung der Nation besonders feindselig stellten, oder gar auf fremden Beistand warteten. — Ahnungsvoll hatten Graf Münnster und der englische Gejandte Sir Wyke gemeint: „Wenn ein Schuß fällt, so wird er der hannoverschen Dynastie die Krone kosten.“ Und der alte General Jacobi rief am 16. Juni den aus der Hauptstadt nach Göttingen abziehenden Truppen nach: „O finis Hannoveriae!“

Albert Pfister.

Karol I., König von Rumänien, Nikopolis 1396—1877—1902,
Breslau. S. Schottlaender 1905.

Am 21. März a. St. 1904 feierte die Rumänische Akademie, deren Ehrenpräsident ihr Stifter, König Karol ist, das Fest ihres fünfundschwanzigjährigen Bestehens. Bei der Begrüßung hob der Präsident der Akademie hervor, „daß der König dem Lande und dem Heere nicht nur auf dem Schlachtfelde alten Ruhm zurückerobert und den Staat durch politische, ökonomische und soziale Reformen geschaffen habe, sondern sich auch an jeder geistigen Arbeit, jeder nationalen Kulturbestrebung persönlich beteilige“. Das bewies der König selbst durch den oben angeführten Vortrag, den er in jener Sitzung hielt. Aus der Geschichte der Donaufürstentümer entrollt er die Bilder, die sich jedesmal um die Donaustadt Nikopolis gruppieren. Am 27. September 1396 wurde ein Kreuzheer unter König Sigismund von Ungarn, Kaiser Karls IV. Sohn, von Sultan Bajasid, der zum Entsatz des belagerten Nikopolis heranzog,

geschlagen, und Sigismund entkam nur mit Mühe vom Schlachtfeld; seine Rettung verdankte er der persönlichen Tapferkeit des Burggrafen Friedrichs VI. von Zollern. Mit ihm war geschlagen worden Mircea, der Fürst der Walachei, und damit war ein erster Versuch, das Fürstentum in die Reihe der unabhängigen Staaten zu erheben, gescheitert. — Im Jahre 1877, als Rumänien sich seine Unabhängigkeit erkämpfte, war Nikopolis „die Basis der Operationen der vereinigten Heere und ihr Verbindungspunkt mit Rumänien“. Wieder kämpfte ein Fürst von Rumänien gegen die Türken, und dieser Fürst war ein Hohenzoller. Während es Mircea nicht vergönnt war, dauernde Erfolge zu erringen, erkämpfte sich Karol durch Klugheit und Festigkeit zunächst seine Stellung als gleichberechtigter Verbündeter der Russen, die ihn zu ihrem Satrapen herabdrücken wollten; er besetzte und hielt Nikopolis, er rettete die Russen bei Plewna und lehrte als siegreicher Feldherr in sein Vaterland zurück. — Im Jahre 1902 sah König Karol an der Seite Fürst Ferdinands von Bulgarien die Schlachtfelder von Plewna wieder und wurde von der Einwohnerschaft von Nikopolis als ihr Besieger begrüßt. — Der Reiz der historischen Skizze besteht nicht nur in dem, was König Karol erzählt, sondern wie er es erzählt, und in der Parallele zwischen 1396 und 1877, die der aufmerksame Leser unter seiner kundigen Führung zu ziehen gewissermaßen gezwungen wird: *welch ein Unterschied zwischen der Stellung Rumäniens und seines Fürsten damals und jetzt! Der aber diesen Umchwung hervorgebracht, ist König Karol selbst.*)* Zweifellos hat der Präsident der Akademie mit jedem seiner oben angeführten Worte recht.

David Coste.

Berichtigung.

In dem Artikel von Herrn Strafanstaltsdirektor Dr. Finkelnburg „Strafe und Strafvollzug“ Bd. 119, Heft 1, ist beim Satz eine Zeile des Manuskripts ausgefallen und dadurch eine falsche Statistik entstanden. Auf Seite 163 oben muß es heißen: „Die Sterblichkeitsziffer der Zuchthausgefangenen beträgt auf die Gesamtzahl berechnet 9,0 bei den Männern, 6,4 bei den Frauen; auf die tägliche Durchschnittsziffer berechnet 14,6 bei den Männern, 10,8 bei den Frauen.“

Ferner ist auf Seite 161, Absatz 2 statt „Haftstrafen“ — „Gefängnis- und Haftstrafen“ zu lesen.

*) Wer sich für die organisatorische Tätigkeit König Karls auf militärischem Gebiet interessiert, findet eine übersichtliche Zusammenstellung in der gewandt und anschaulich geschriebenen Broschüre von G. Kremenik „Die Entwicklung der rumänischen Armee seit dem Feldzuge 1877/78“. Breslau. S. Schottlaender. 1905. D. C.

Kunstgeschichte.

Leonardo da Vinci. Der Denker, Forscher und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften. Auswahl, Uebersetzung und Einleitung von Marie Herzfeld. Leipzig, Diederichs, 1904.

Der Universalismus Leonardo da Vincis bleibt uns auch heute noch schlechterdings unbegreifbar. Je eifriger die Forschung die Gebiete abzugrenzen sucht, in denen dieser Entdecker gearbeitet und gefunden hat, um so reicher wird die Fülle dessen, was sich als sein Eigentum herausstellt. Längst wissen wir, daß die Malerei nur einen bescheidenen Teil seines Lebens ausgefüllt hat. Als Plastiker und Musiker, als Dichter und Philosoph, als Ingenieur und Architekt, als Techniker und Erfinder, als Zoologe und Chemiker, als Arzt und als Physiker hat er seiner Zeit vorausgeehant. Immer neue Erfindungen, die wir ein Geschenk der Neuzeit nennen, stellten sich als eine Ahnung seines Geistes heraus; immer neue Disziplinen melden sich, die in der Geschichte ihrer Wissenschaft voller Ehrfurcht den Namen Leonardos feiern. Sicher war in diesem Mann der Denker ebenso groß wie der Künstler. Während die Bilder von seiner Hand seit Jahrhunderten als höchste Schätze von den Museen gehütet und gezeigt werden, ist der Reichtum seiner Gedanken, Aphorismen, Zeichnungen und Abhandlungen erst in neuester Zeit den schwer lesbaren Manuskripten abgezwungen worden. Nicht nur die Spiegelchrift erschwerte die Lektüre; mehr noch laborieren wir an dem mangelnden Zusammenhang seiner Manuskripte, dessen Folioblätter nicht der Autor, nicht ein Redakteur, sondern — ein Buchbinder auf gut Glück zusammengeheftet hat! Mit Hilfe der Photographie und der peinlichsten Beobachtung aller Zufälligkeiten hat man einige Zusammenhänge wieder eruiert; aber in der Hauptsache stellte sich heraus, daß Leonardo — abgesehen von den großen längst edierten Abhandlungen — mit dem Einblatt gearbeitet hat und daß wir an den respektablen Manuskriptstößen (über 3000 Seiten) vielleicht eine historische, nie aber eine sachliche Paginierung vollziehen können.

An der Publizierung dieses reichen Materials sind seit Jahren die verschiedensten Nationen beteiligt. Engländer, Franzosen, Italiener und Deutsche haben das weitverstreute Material gesammelt, das nun zu dreiviertel in genauer Fassimilierung vorliegt. Auf Grund dieser Publikationen hat die Wiener Schriftstellerin Marie Herzfeld es unternommen, das wichtigste in deutscher Uebersetzung zusammenzustellen. „Die Uebersetzung ist weder elegant, noch ist sie gut deutsch; sie ist nur sehr getreu“, sagt die Verfasserin selber. Die Auswahl kann ich nicht beurteilen, da ich das riesenmaterial natürlich nicht übersehe, sondern nur die A. B. Richter'sche Publikation genauer kenne. Jedenfalls wird genug des Interessantesten geboten. Die zwölf Abschnitte enthalten Leonardos Bemerkungen über die Wissenschaft im allgemeinen, über die Natur, ihre Kräfte und Wege, über Sonne, Mond und Erde, über Menschen, Tiere, Pflanzen, über Phil.

sophie, Aphorismen über Kunst, Briefe, Erzählungen, einen Bestiarius, Fabeln, Schwänke und Prophezeiungen. Der Bestiarius, der Einzelbeobachtungen in der Tierwelt allegorisch verwertet, erschien mir das Anziehendste. Warum aber übersetzt die Verfasserin hier immer „la virtù“ mit „die Tugend“? Der Ausdruck soll doch vielmehr allgemeiner die Güte, Tüchtigkeit, den Wert einer Sache bezeichnen. Es wirkt doch pußig, von der „Tugend der Testikeln des Bibern“ (S. 207) zu lesen.

Den 279 Seiten, in denen Leonardo allein zu Worte kommt, hat die Verfasserin eine Einleitung von 133 Seiten vorangeschickt, in denen viel bekanntes steht. Es muß verwundern, gleich im Anfang die „Belle Ferronica“ als unbestrittenes Werk Leonardos neben der Mona Lisa erwähnt zu finden. Dies Bild ist vielmehr lebhaft in der Diskussion und die Stimmen, die heute noch dafür zu haben sind, sind zu zählen. Wenn es S. XVII. von der Ermordung Galeazzo Maria Sforzas heißt: „In der Kirche erdolcht, wie damals so Brauch“, so ist diese Bemerkung nicht nur albern, sondern vor allem falsch. Wieviel Not machte es zwei Jahre später der Pazzi-Partei in Florenz, die Mörder für Lorenzo Medici zu finden, der während der Messe umgebracht werden sollte. Schließlich verstanden sich zwei Priester dazu, „da diese den heiligen Ort gewohnt seien“. Das Profilköpfchen der Ambrosiana gibt die Verfasserin ohne Zaudern Leonardo, obwohl der Name Ambrogio de' Predis jetzt fast allgemein durchgedrungen ist. Inbezug auf die beiden Exemplare der Felsenmadonna (Paris und London) wagt die Verfasserin keine Entscheidung; diese ist längst zu Gunsten des Pariser Exemplars gefallen. Der Christuskopf der Brera wird „recht verdorben“ genannt; „recht modern“ wäre richtiger gewesen. Der Karton der heiligen Anna selbdritt in London ist durchaus nicht „skizzenhaft“ (S. LXI). Cesare Borgia wird S. LXIII „dieses prachtvollste menschliche Raubtier“ genannt; bald darauf „eine brütende Wolke“. Ob man Florenz anno 1503 eine „kleinbürgerliche Republik“ nennen kann, bezweifle ich mit vielen, die die politische Geschichte besser kennen als ich.

Doch nicht die Einleitung, sondern Leonardos Selbstbekenntnisse sind das wichtigste in diesem Buche. Die deutsche Leonardoforschung hat sich durch die Arbeiten Dr. Müller-Waldes an die Spitze aller einschlägigen Arbeiten gestellt; aber dessen Untersuchungen sind noch nicht reif zum Abschluß, so daß wir noch immer auf Eugène Müny angewiesen sind. Auf kleinerem Raum hat Georg Gronau kürzlich das Biographische und Künstlerische behandelt (in englischer Ausgabe). Die Kenntnis dieser Selbstbekenntnisse des großen Florentiners ist aber fördernder als alle noch so feinsinnigen Betrachtungen über ihn.

Paul Schubring.

Donatello. Ein Beitrag zum Verständnis seiner künstlerischen Tat. Von Frida Schottmüller. Mit 62 Abbildungen. München, Bruckmann 1904.

Die Teilnahme des größeren Publikums für den Großmeister der Florentiner Frührenaissanceplastik beginnt endlich durchzubrechen. Freilich ist auch die Forschung erst seit dem 500. Geburtstag Donatellos (1886) dem Lebenswerk dieses Bildhauers ernstlich auf den Leib gerückt. Die Resultate einer fast zwanzigjährigen Forschung, an der sich vor allem Bode, v. Fabriczy, Semper, Münz, v. Schudi, Gloria, Cavalucci, Milanesi, Guasti beteiligt haben, wurden im vorigen Jahr in einer Monographie Donatellos zusammengefaßt, die der leider kürzlich allzu jung verstorbene N. G. Meyer mit viel Wärme und Hingebung geschrieben hat. An der Hand des biographischen und urkundlichen Materials ist hier der Versuch gemacht, das reiche Deuvre zu klassieren und die Stile der Jugend und des Alters, der Hauskunst und des Großbetriebs von einander zu trennen. Von anderen Gesichtspunkten aus sucht jetzt die aus Wölfflins Schule hervorgegangene Verfasserin die Fülle zu bewältigen. Sie versucht eine Formelanalyse, zunächst des Reliefs, dann der Freifigur, des Gewandes, des Altes etc. zu geben und aus der Art, wie die Lösung jedesmal gefunden wird, einen neuen Anhalt für die Datierung und — was wichtiger ist — Wertung der einzelnen Arbeiten zu finden. Für den Referenten steht das Wichtigste in den Anmerkungen und in den sehr vollständigen Register. Hier ist dem Spürseifer der sehr belebten Verfasserin nichts entgangen und man wird sich künftig an diese Register halten können, die alles bisher Gefundene gewissenhaft buchen. Ob im übrigen Donatellos Kunst geeignet ist, zu stilistischen Nachrechnungen benutzt zu werden, möge jeder Leser selbst entscheiden. Mir scheint, dieser Künstler ging nicht, wie Ghiberti und Luca della Robbia, von formalen Gesichtspunkten aus. Die Lösungen, die er in jedem Fall findet, sind ebenso willkürlich wie seine Art, den Ausdruck zu steigern. Wie weit formale Zergliederung eindringen kann, hat schon vor Jahren Willy Pastor gezeigt, dessen Buch mit viel Persönlichkeit durchzieht ist. Diese vermiffen wir hier. Dagegen reizt die Verfasserin durch manche Umbatierung zu lebhafter Debatte; hier hat sie meines Erachtens oft glücklich geurteilt. Um zwei Beispiele zu nennen: Die Verkündigung in Sa Croce wird jetzt nach der römischen Reise angelegt; und die Judith nach der Rückkehr aus Padua. Dagegen halte ich z. B. das Salomerelief in Velle für später als die Verfasserin (letztere setzt es um 1440 an). Der Wüstenprediger im Vargello wird mit Recht erst in die Jahre um 1430 (früher 1416) gerückt. Auch ich bin überzeugt, daß das Tabernakel an Or San Micheli für S. Luigi vor 1425 entstanden ist; aber das Dokument vom 24. November 1425 beweist dies nicht. Denn es könnte ja ein anderes Tabernakel damals dort gewesen sein. Uebrigens sei hier bemerkt, daß die Italiener falsch maßen, als sie

(Supino) behaupteten, die Statue des heiligen Ludwig ginge in das jetzige Tabernakel nicht hinein. Man muß eben das Rissen fortnehmen, auf dem Verrocchios Christus jetzt steht. — Die Hüfte des heiligen Lorenzo muß meines Erachtens viel früher angejezt werden als der Sakristeischmud; sie stand ursprünglich auf dem Hochaltar. Der „Niccolò Dipintore“ in Padua ist nach Kristellers treffender Vermutung niemand anders als Niccolò Pizzolo. Die große Berliner Stud-Madonna stammt meines Erachtens nicht aus der Zeit nach 1455, sondern um 1430!

Doch hier ist nicht der Ort, diese Einzelfragen weiter zu diskutieren. Das Buch sei allen empfohlen, die sich in die Renaissanceplastik einarbeiten wollen. Das Menschliche findet man hier nicht, wohl aber das künstlerische. Die Abbildungen sind, wie stets bei Bruckmann, vorzüglich.

Paul Schubring.

Literatur.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. Achim v. Arnim und Clemens Brentano, hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen in einer Auswahl neu herausgegeben von Paul Ernst. 3. u. 4. Tausend, München und Leipzig, Georg Müller 1905. 600 S. 4 Mt.

Von Rosen ein Kreuzlein. Auswahl deutscher Volkslieder. Herausgegeben von Hubert Stierling. Düsseldorf und Leipzig. R. H. Langewiesche. 232 S. 1,80 Mt.

Wenn man die beiden Jahnenwerke der Volkskunde, Arnims und Brentanos Wunderhorn (1805—08) und die auf Arnims Drängen herausgegebene Märchenammlung der Grimm (1812) vergleicht, so findet man etwas seltsames: Während in den Märchen verschwindend wenige, vielleicht zwei Stücke sein mögen, die nicht echt oder nicht ganz echt sind (163 der gläserne Sarg und etwa noch 179 die Gänsehirtin am Brunnen), so kommt einem beim Blättern im Wunderhorn sehr bald der Gedanke, daß man umgekehrt die echten Stücke zählen könne und daß der größere Teil unecht sei. Hier haben also einmal die Wissenschaftler den feineren Takt für das Echte und Dichterische bewiesen. Und da es nun mit der wissenschaftlichen Genauigkeit des Wunderhorns bekanntlich auch nicht aufs beste bestellt ist — was kein Fehler wäre, wenn wie bei den Grimm die dichterische Echtheit da wäre — so bleibt eigentlich nur das Verdienst des guten Willens und des ersten Anfangs. Die Sammlung wird auch tatsächlich kaum gelesen. Man kauft sie wegen ihres Ruhmes und stellt sie nach einigen verzweifelten Anläufen im Schrank zur Ruhe. Und das geht nicht etwa den Verächtern der Volksdichtung so, sondern gerade ihren Freunden und Bewunderern.

„Sie auf diejer Liebes Matt
 Cupido vor dreien Tagen,
 Weil er nichts zu schaffen hat,
 Wollt sein Zelt und Lager schlagen:
 Ach Cupido, kleiner Schelm,
 Wie machst du so große Wunden.“

Das soll Volkslied sein? es ist Kokoko. Und so in anderen Liedern Barock. Es ist nicht das Volk, das solche Dinge gesungen hat, sondern die ewige Halbbildung. Es spricht in diesen Liedern nicht der naive ungekünstelte und mitunter ungefüge Volkston, sondern gerade ein Geist, der sich vom ungebildeten Volk abzuheben sucht. Und so geht es durch weite Strecken. Und dann doch wieder dazwischen die entzückendsten Töne, die heile Unschuld wie im Dusele und Babeli oder auch die erschütternden Klänge der Schlacht von Pavia (1525), ganz aus dem Triumph zugleich und Schrecken der Schlacht heraus, barbarisch groß und mächtig:

Nun grüß dich Gott, du Königstöchterlein im ganzen
 Frankenreich!

Nun grüß dich Gott, du Königstöchterlein im ganzen
 Frankenreich!

Eurem Batr hab' ich abgewunnen in neunthalb Stunden
 Land und Leut;

Ich hab's gewagt, frisch unverzagt,

Ich hab's gewagt, frisch unverzagt,

Eurem Batr hab' ich abgewunnen in neunthalb Stunden
 Land und Leut.

Zu Blut mußten wir gahn,

Zu Blut mußten wir gahn,

Bis über, bis über die Schuch:

Barmherziger Gott, erkenn die Not!

Barmherziger Gott, erkenn die Not!

Wir müssen sonst verderben also.

So fühlt man sich hin- und hergezogen: man kann's nicht wegwerfen und doch auch nicht liebhaben. Soll man sich daran gewöhnen, das Pendant zu den Grimmschen Märchen nicht mehr im Wunderhorn zu sehen? Ob dafür in der vorzüglichen Ahlandschen Sammlung von 1844—45?*) Sie ist trotz des lächerlich billigen Preises, zu dem man sie jetzt haben kann, erstaunlich wenig verbreitet. Und was gibt es für Juwelen darin!

Aber freilich, sie gibt die unveränderten Urtexte, und das bedeutet leider, daß sie nicht überall leicht zu lesen ist, besonders in den niederdeutschen Texten. Wem es aber vielleicht gerade auf Stärkung seines Sprachgefühls ankommt, der wird um so lieber zu ihr greifen.

*) „Die alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder“, Stuttgart, Cotta. 2 Bde geb. 2 Mk.! Die schöne Begleitabhandlung dazu 1 Bd. 1 Mk.! Anmerkungen 1 Bd. 1 Mk.

Will man eine ganz kurze durchgeseibte Sammlung, so nehme man Stierlings „Von rosen ein krenzelein“ — eine sehr vorzügliche Auswahl.

Aber es läßt sich nun noch ein anderer Weg denken. Man könnte den immerhin verdienten Ruhm des „Wunderhorns“ — man muß die Schwierigkeit des Anfangs bedenken — schonen und zugleich benutzen, indem man seinen Inhalt gründlichst durchsiebte und den Namen an den Rest heftete, der von vornherein den Wert der Sammlung ausmachte. Paul Ernst, von dem wir vor kurzem bereits eine Ibsenstudie (in Remers „Dichtung“) und zwei Bändchen altitalienischer Novellen (Inselverlag) in Uebersetzung empfehlen durften, hat sich dieser Aufgabe unterzogen, und nach allen Stichproben, die wir gemacht haben, können wir nur sagen, daß die Arbeit gelungen ist. Natürlich kann man im einzelnen schwanken. Irgend einen poetischen Wert hat jedes einzelne Stück gehabt, das die Sammler aufgenommen hatten. Es kommt da auf die Abjchätzung an. So kann man gleich zu Anfang z. B. über das „Feuerbesprechen“ streiten. Die Besprechung des Zigeuners ist sicher im Grunde echt und alt. Aber ebenso sicher ist das Ganze unecht und der Gesamteindruck poetisch schwach. Das Versmaß allein schon ist unerträglich und garnicht volkstümlich. Wir können also die Auslassung nur gutheißen. Fraglicher ist uns, ob jene andere Beschwörung „Die Diebstellung“ hätte ausgelassen werden dürfen. Und „Der Ritter und die Magd“ sowohl als „Heinrich Konrade der Schreiber im Korb“ durfte sicher nicht fehlen, dafür eher „Die Eile der Zeit in Gott“. So könnte man nun das ganze Buch durchgehen in Wünschen und Ablehnen. Sicher ist aber, daß das Buch, so wie es ist, gut ist, was auch eine neue Einzeldurchprüfung dem Herausgeber für Aenderungen etwa nahe legen möchte. Er hat natürlich nicht veräuimt, in dem sehr bemerkenswerten Vorwort sich für sein Vorhaben auf Goethes Autorität zu berufen, welcher zwar ausdrücklich eine Kritik der Sammlung ablehnte — vorläufig (das war 1806) handle es sich einzig um Dankbarkeit — trotzdem aber für die Fortsetzung die Warnungen einfließen ließ: „wobei wir dann freilich wünschten, daß sie sich vor dem Singang der Minnefänger (von denen Goethe kaum eine klare Vorstellung hatte), vor der häufel-fängerischen Gemeinheit und vor der Platttheit der Meisterfänger, sowie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlichst hüten mögen“, sowie „und legen den Herausgebern ans Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, daß alles gedruckt werde.“ Leider befolgten die Herausgeber diese Warnungen durchaus nicht.

Gefreut hat uns, daß trotz dieser Verufung auf Goethe der neue Herausgeber sich nicht an das Goetheische Einzelurteil gebunden hat, obwohl er es offenbar verglichen hat. Er hat vielmehr öfter gegen stark ausgesprochenes Lob oder Tadel Goethes gestrichen und beibehalten, und hätte vielleicht darin noch weiter gehen können. Wir wollen aber lieber uns dessen freuen, was geschehen ist: Das „Wunderhorn“ entspricht jetzt seinem Ruf.

Noch ein Wort über die Vorrede. Paul Ernst nennt als Hauptgesichtspunkt dafür, daß man solche Sammlungen wie die des Wunderhorns neu herausgibt, dies, daß die geschichtliche Kontinuität der Ideale erhalten oder gestärkt werde gegenüber den gar zu schnellen und gar zu umfassenden Veränderungen. Es wachse ja geradezu ein neues Volk unter uns auf, selbst aus unseren Kindern. „Die jüngste Entwicklung unseres Volkes, welche die Schlawen und Zugreisenden, die Aengstlichen und Anpassungsfähigen, die Geschickten und Vielsältigen hebt und die Schwachen und Stolzen, die Glücklichen und Frommen, die Festen und Einfältigen zum Sinken bringt; die wird nach Menschenaltern das . . . Ziel erreicht haben, das Wesen unseres Volkes gänzlich zu wandeln.“ Dagegen lasse sich nicht ankämpfen, besonders nicht von einzelnen. Aber man könne ein kleines dazu beitragen, die Entwicklung minder gewaltsam und gefährlich zu machen. Das sind unserer Meinung nach richtige und wichtige Gesichtspunkte.

Wir bemerken noch, daß die Sammlungen auch nebeneinander ihren Wert behalten; besonders Uhlund und das Wunderhorn berühren sich ganz selten, während Stierling mehr eine Auswahl aus beiden gibt, bei den Liedern des Wunderhorns auf die älteren Texte zurückgehend, wie Birklinger und Creelius sie nachgewiesen haben, einige andere Sammlungen mit benutzend.

Honus.

An unsere Mitarbeiter, die Presse und die Juristen.
Ein Reichsgerichts-Urteil über Nachdruck.

Aus dem in unserem Dezemberheft 1903 veröffentlichten Artikel des Referendars Dr. Hertel über die „Ausichten der jungen Juristen“ veröffentlichte ihrer Zeit, wie viele andere Zeitungen, die „Kölnische Volkszeitung“ einen Auszug, unter Hinzufügung einer Nutzenanwendung und unter vollständiger Angabe der Quelle. Der Artikel ist 6 Seiten lang, der Auszug etwa 30 Zeilen.

Diese Veröffentlichung gab Herrn Hertel Veranlassung zu einer Klage wegen Nachdrucks, die die Kölner Staatsanwaltschaft aufnahm. Das Gericht lehnte zunächst diese Klage ab; auf erhobene Beschwerde wurde sie zugelassen, dann wurde der Redakteur der K. Volkstzgt. freigesprochen: der Staatsanwalt legte Revision ein, das Reichsgericht hob die Freisprechung auf und der Redakteur ist endgültig zu zehn Mark Strafe verurteilt worden. Der Antrag des Herrn Hertel aber als Nebenklägers auf eine Buße wurde abgewiesen, da eine Schädigung für ihn nicht eingetreten sei.

Wenn nun für den Autor eine Schädigung nicht eingetreten ist, so ist die Frage aufzuwerfen, welches Interesse idealer oder sonstiger Natur denn überhaupt geschädigt ist, um eine Strafe zu rechtfertigen? Ich sehe

keines, ja ich muß noch einen Schritt weiter gehen und feststellen, daß durch dieses Urteil umgekehrt alle die idealen Interessen, die geschützt werden sollen, direkt geschädigt werden.

Herr Hertel hatte auch gegen einen Berliner Journalisten Anzeige erstattet, und ich wurde dazu gerichtlich vernommen. Ich sagte aus, daß ich in dem Auszug einen Nachdruck nicht erblicken könne, daß ich es vielmehr als ein Gewohnheitsrecht und eine Gewohnheitspflicht der Tagespresse ansähe, das größere Publikum durch Auszüge auf solche Veröffentlichungen in den wissenschaftlichen Zeitschriften aufmerksam zu machen. Der Kreis, der solche Zeitschriften regelmäßig liest, ist ja viel zu klein, um direkt den Zweck der Veröffentlichung zu erreichen; nur wenn die Tagespresse nachhilft, Auszüge und Hinweise bringt, kann die Wissenschaft auch eine gewisse mittelbare Wirkung auf die breiteren Massen ausüben. Der Hertelsche Artikel war ja nicht eigentlich wissenschaftlich, aber doch nach seinem Inhalt und mit seinen mannigfachen Tabellen so, daß er nicht in eine Tageszeitung paßte, deren Verbreitung sich auf gewisse Gegenden beschränkt, sondern nur in eine Zeitschrift, von der in jeder größeren Ortschaft ein oder einige Exemplare leicht zugänglich sind. Wenn dann die Tagespresse die Interessenten durch einige Stichproben darauf aufmerksam machte, so war der Zweck der Publikation in der denkbar besten Weise erfüllt. Die Berliner Staatsanwaltschaft hat daraufhin wie es scheint, denn ich habe nichts weiter davon gehört, die Anklage fallen lassen, die Kölner Staatsanwaltschaft aber hat sie festgehalten und wie wir gesehen haben, mit Erfolg durchgeführt.

Die Gelehrtenwelt, die Schriftsteller, die Zeitschriften, die Presse, die Lesewelt und die allgemeine Bildung in Deutschland sind dadurch gleichmäßig geschädigt; den Autoren, die in strengerer und tiefer fundierter wissenschaftlicher Weise für Zeitschriften arbeiten, ist dadurch die wenigstens mittelbare Verbindung mit weiteren Volkskreisen abgeschnitten; der Tagespresse ist ein Teil ihres ernsthaftesten und besten Materials genommen; dem allgemeinen Bildungsbedürfnis ist der Zugang zu den Quellen der Wissenschaft verengt, die Wegweiser fortgenommen. Jeder Verfasser eines Buches, jeder Herausgeber einer Zeitschrift und jeder Mitarbeiter an einer Zeitschrift, der die sachliche Wirkung seiner Gedanken und seiner Arbeit im Auge hat, ist naturgemäß erfreut, wenn er in möglichst weite Kreise dringt, und das beste Mittel dazu ist, daß die Tagespresse davon Notiz nimmt. Das ist nun durch die Judikatur des Reichsgerichts abgeschnitten. Selbst dann, wenn wie in dem Kölner Fall ausdrücklich festgestellt, der Autor selbst durch den sog. Nachdruck nicht geschädigt ist, soll doch eine strafbare Handlung vorliegen.

Gerade von den „Preussischen Jahrbüchern“ ist wohl nur selten ein Heft in die Welt gegangen, von dem nicht ein oder der andere Artikel irgendwie in der Tagespresse ein Echo gefunden hätte, und wir haben geradezu einen Teil unserer Aufgabe darin gesehen, in dieser Art auch für

die Tagespresse Stoff zu liefern. Um diese Möglichkeit für die Zukunft zu erhalten, stellen wir es hiermit als Grundsatz unserer Zeitschrift fest, daß es der Tagespresse erlaubt ist, natürlich nicht ganze Beiträge vollständig nachzudrucken, aber aus jedem einzelnen kürzere oder längere Auszüge auch mit wörtlicher Wiedergabe von einzelnen Absätzen, Tabellen oder dergl., zu bringen. Bei den Manuskripten die wir acceptieren, soll die Zustimmung des Autors zu diesem Grundsatz stets als stillschweigende Voraussetzung gelten. Diese Feststellung werden wir, um jeden Zweifel auszuschließen, von Zeit zu Zeit erneuern.

Damit wäre der Zwischenfall, was uns betrifft, praktisch erledigt, aber die allgemeine Schädigung des geistigen Lebens in Deutschland bleibt bestehen, denn wenn auch eine oder die andere Zeitschrift, wie wir nur raten können, unser Beispiel befolgt und Auszüge aus ihren Beiträgen generell freigibt, so gibt es doch unendlich viele, bei denen der Fall zu selten vorkommt, als daß die Redaktionen sich die Mühe der generellen Feststellung geben sollten; hier also und ebenso bei allen Büchern bleibt die durch die Judikatur des Reichsgerichts aufgerichtete Schranke zum allgemeinen Schaden bestehen. Bloße Referate mit eingefügten wörtlichen Anführungen dürfen nicht mehr gebracht werden, sondern nur selbständige literarische Arbeiten, was die Tagespresse unmöglich immer leisten kann.

Die „Kölnische Volkszeitung“ zitiert am Schluß ihres Berichts über den Prozeß ein Wort von Professor Laband über unsere heutige Strafrechtspflege: „Nicht geeignet werden kann, daß in den gerichtlichen Urteilen nicht selten ein bewunderungswürdiger, aber übel angekrachter Scharfsinn angewendet wird, um einen Tatbestand unter ein Strafgesetz zu subsumieren.“

Sollte hier nicht wieder ein solcher Fall vorliegen? Vielleicht war es wirklich ganz unmöglich, nach dem Wortlaut des Gesetzes über das Urheberrecht zu einer anderen Entscheidung zu gelangen. Als Nicht-Jurist wage ich darüber kein Urteil; immerhin sind ja, wie die widersprechenden Urteile der verschiedenen Instanzen gezeigt haben, auch Juristen der Ansicht, daß eine andere Interpretation möglich ist, ja der Mitarbeiter, der der „Köln. Volksztg.“ den Auszug geliefert hat, ist, wie sie mitteilt selber ein höherer richterlicher Beamter, und auf jeden Fall hat einmal wieder das Wort über den Geist, der juristische Formalismus über das wahre naturgemäße Recht gesiegt. Niemand ist geschädigt, im Gegenteil, alle Interessen sind in der denkbar besten Weise gewahrt und gefördert, dennoch wird gestraft.

Ist es wirklich ganz unmöglich, daß die Rechtsprechung durch den Wortlaut hindurch sich des Geistes der Gesetzgebung zu bemächtigen sucht, damit nicht immer wieder Verunst Anstalt, Wohlthat Plage werde?

Gerade die verständige Gesetzgebung wird ja am allermeisten durch den juristischen Formalismus der Wortinterpretationen gehemmt; ich kann

dazu aus meiner Erfahrung bei dieser Gelegenheit einen vielleicht nicht uninteressanten Beitrag liefern.

Als die *lex Heinze* im Reichstag eingebracht wurde, war ich anfänglich sehr im Zweifel, wie ich mich dazu stellen solle, denn die Tendenz, die Bekämpfung der Schamlosigkeit und Unsittlichkeit in Druckwerken öffentlichen Ausstellungen und Schaustellungen konnte ich nur von ganzem Herzen billigen, und mein Glaube an die deutschen Gerichte war damals noch stark genug, um mich hoffen zu lassen, daß die gefürchtete Gefährdung von Wissenschaft und Kunst durch den Wortlaut der Bestimmungen tatsächlich nicht eintreten würde. Sollte, sagte ich mir, Deutschland nicht einen Richterstand haben, der hier richtig zu unterscheiden wissen wird? Da traf ich in einer Gesellschaft mit dem seither verstorbenen Präsidenten des Kammergerichts Drenkmann zusammen, der bekanntlich zur allerjähresten Richtung in der Anwendung des Strafgesetzbuches gehörte; wir kamen in ein Gespräch über die gerade im Reichstag zur Debatte stehende Vorlage, und der Präsident sprach mir seine großen Bedenken dagegen aus; er verwies auf den Wortlaut der Bestimmungen, von denen man durchaus nicht wissen könne, wie die Gerichte sie einmal auslegen würden. Mit diesem Augenblick war natürlich meine Stellungnahme entschieden. Wenn ein Mann von der notorisch auf Niederdrückung gerichteten Gesinnung Drenkmanns und von seiner Erfahrung in der kriminalistischen Judikatur so dachte, dann mußte die Gefahr für Wissenschaft und Kunst, von der die Opposition redete und an die ich bisher nicht recht hatte glauben wollen, wirklich sehr groß sein. Die *lex Heinze* ist ja auch schließlich wirklich an diesen Bedenken gescheitert, ein erfreuliches Ereignis, so wie die Dinge stehen; keineswegs aber ein erfreuliches, wenn man es prinzipiell betrachtet. Denn etwas an sich sehr wünschenswertes konnte nicht erreicht werden, weil man nicht erwartete, daß das Gesetz auch seinem Sinn und Geist gemäß ausgelegt werden würde. Liegt das nun im Wesen der Jurisprudenz, die ihrer Natur nach solchen Aufgaben nicht gewachsen ist, oder nur an dem heutigen Richterstand und seiner Praxis? Das wage ich nicht zu entscheiden.

Ich schließe den Wortlaut des Erkenntnisses des Ersten Straßenats des Reichsgerichts gegen den Redakteur der „R. B.“ hier an, sowohl wegen der prinzipiellen Tragweite der Entscheidung, als auch weil mir die Fassung ein wahres Schulbeispiel zu bieten scheint für den Zwiespalt, der heute das Volksempfinden von unserer Rechtsprechung trennt. Man achte auf das in diesem Erkenntnis referierte vorhergehende Erkenntnis der Kölner Strafkammer. Hier sind durchaus richtige, gesunde Anschauungen entwickelt — wenigstens nach meiner Auffassung, der ich nicht Jurist bin, aber seit einem Menschenalter als Gelehrter sowohl wie als Publizist und Redakteur mitten in der Welt und in den Fragen stehe, um

die es sich hier handelt. Nun kommt das Reichsgericht, ignoriert vollständig das, was das Leben hervorgebracht hat und was es verlangt, erklärt alle solche Erwägungen sogar direkt für „gegenstandslos“, sieht nichts als einige Bestimmungen im Gesetz über das Urheberrecht, extrahiert aus dem Wortlaut einige Begriffe und kommt auf Grund dieser Begriffe zu einer Verurteilung, die der Gesetzgeber unmöglich gewollt haben kann und deren Schädlichkeit für unser ganzes geistiges Leben auf der Hand liegt.

Delbrück.

Das Erkenntnis lautet:

„Nach der erstrichterlichen Feststellung enthält der vom Referendar Dr. Hertel in den „Preussischen Jahrbüchern“ veröffentlichte, sechs Seiten lange Artikel „über die Aussichten der jungen Juristen“, der sich selbst als eine statistische Studie bezeichnet, Tabellen statistischer Zusammenstellungen aus dem Terminkalender für Juristen und dann die aus der Zusammenstellung sich ergebenden Folgerungen. Der inkriminierte, dreißig Zeilen lange Artikel der „Kölnischen Volkszeitung“ „erwähnt“ die Arbeit Hertels, teilt dann „einzelne“ der von Hertel ermittelten „Ergebnisse“ zahlenmäßig mit, wobei er die in der Hertelschen Schrift zuerst aufgeführte Tabelle zum größten Teile wiedergibt, und „schließt“ mit einer in der Hertelschen Arbeit nicht ausgesprochenen Bemerkung über die Aussichten der jungen Juristen. Die Strafkammer hat den als Redakteur verantwortlichen Angeklagten von der Anklage eines Vergehens gegen §§ 38. 41 des Reichsgesetzes vom 19. Juni 1901 (Reichsgesetzblatt Seite 227) freigesprochen aus folgenden Erwägungen:

Die mitgeteilten Zahlen stellen sich, im Verhältnisse zu der Schrift selbst, lediglich als eine den Bedürfnissen einer Tageszeitung angepasste Inhaltsangabe dar, welche — nach Veröffentlichung des Schriftwerkes selbst — durch §§ 11. 38. 39 des Gesetzes gestattet sei, die Veröffentlichung des Artikels in der Zeitung sei auch nach § 19 Z. 1 a. O. zulässig, weil der Artikel nur einzelne der von Hertel genommenen Ergebnisse enthalte, mit einer durchaus selbständigen Bemerkung schliesse und nach seiner Form eine gewöhnliche Zeitungsnotiz von geringem Umfange sei, eine Besprechung, wie sie geradezu zu den Aufgaben der Tagesblätter gehöre und den Bedürfnissen der Allgemeinheit und der Schriftsteller entspreche, und als solche eine selbständige literarische Arbeit im Sinne des § 19 Z. 1 cit.

Mit Recht sagt die Revision des Staatsanwalts, daß aus diesen Erwägungen die Anwendung des § 19 Z. 1 nicht hergeleitet und die Zulässigkeit des inkriminierten Artikels nicht gefolgert werden könne.

Das Gesetz vom 19. Juni 1901 will die geistige Tätigkeit des Urhebers schützen, wie sie sich auch in Zusammenstellungen statistischer und ähnlicher Art, die nicht rein mechanische sind, sondern Gedankenarbeit erfordern, ausspricht (vgl. Entscheidungen Band XVIII Seite 195, Band

XXXIII Seite 129). Andererseits erklärt § 41 des Gesetzes auch die nur teilweise erfolgte, unbefugte Vervielfältigung oder Verbreitung eines Schriftwerkes für strafbar. Daraus folgt, daß an sich „die Wiedergabe des größten Teiles“ einer der Hertelischen Tabellen sehr wohl unter die im vierten Abschnitt des Gesetzes aufgeführten Rechtsverletzungen fallen kann, sofern nur deren sonstige Voraussetzungen vorliegen. Demgegenüber könnte es sich nur fragen, ob einer der Fälle gegeben ist, in denen das Gesetz die Vervielfältigung oder Verbreitung eines an sich geschützten Schriftwerks oder eines Teiles desselben gestattet. Hier kann nach der jetzigen Sachlage vornehmlich der, auch vom ersten Richter angewendete § 19 B. 1 in Betracht kommen, nach welchem einzelne Stellen oder kleinere Teile eines Schriftwerkes nach dessen Veröffentlichung in einer selbständigen literarischen Arbeit angeführt werden dürfen. Die §§ 11, 39 a. a. O. sind nicht heranzuziehen, wenn, wie wohl der erste Richter nicht durchaus verneint, die Tat nicht als bloße Mitteilung des wesentlichen Inhalts, sondern als Wiedergabe eines Teiles des Schriftwerkes selbst anzufassen ist. Ein besonderes Recht der Tagespresse nun, Mitteilungen, wie sie sonst nach dem Gesetze vom 19. Juni 1901 verboten sind, zu machen, falls nur damit der Aufgabe der Tagesblätter gedient wird, Besprechungen im Interesse der Allgemeinheit oder der Leser oder gewisser Kreise des letzteren zu bringen, ist aus dem Gesetze nicht zu entnehmen. Alles, was die Strafkammer nach dieser Richtung hin ausführt, wäre daher in soweit gegenstandslos. Erheblich ist nur, ob der Artikel, in welchem — dies ist aus der erstrichterlichen Feststellung unzweideutig zu entnehmen — allerdings nur einzelne Stellen oder kleinere Teile der Hertelischen Schrift mitgeteilt werden, eine selbständige literarische Arbeit ist. Der erste Richter hat diese Frage bejaht und damit wäre die Anwendung des § 19 cit. gegeben und die des § 41 ausgeschlossen. Wie die Revision zutreffend ausspricht, ist aber nach den Erwägungen, aus denen das Gericht den Charakter einer selbständigen literarischen Arbeit herleitet, nicht ausgeschlossen, daß es den Begriff der „selbständigen literarischen Arbeit“ verkannt hat. Eine solche selbständige Arbeit literarischer d. h. schriftstellerischer Art hat zur Voraussetzung, daß der Verfasser ein eigenes Werk, welches auf eigener Geistesleistung beruht, schaffen will und schafft, daß er dabei die Teile des fremden Werkes nur wiedergibt, weil und in soweit sie der eigenen Besprechung dienen sollen, daß der Zweck und der Gegenstand der Arbeit nicht der ist, jenes fremde Werk selbst zur Kenntnis anderer zu bringen, zu vervielfältigen oder zu veröffentlichen, sondern der, eigene Gedanken auszusprechen, mögen sich dieselben auch gerade auf das fremde Werk beziehen, insbesondere sich mit einer Besprechung oder einer Kritik des letzteren befassen. Wenn nun auch die Tagespresse die Aufgabe haben mag, den Lesern das für sie wertvolle mitzuteilen, so darf sie doch, falls es sich um die Mitteilung des Zu-

halts von Schriftwerken anderer handelt, nicht — dem Geetze vom 19. Juni 1901 zuwider — diesen Inhalt ganz oder teilweise nachrucken. Es würde aber weiter auf eine Umgehung des Gesetzes hinauskommen, und es der Tagespresse gegenüber nahezu wirkungslos machen, wollte man den Nachdruck dann gestatten, sobald er nur in die äußere Form einer Besprechung gebracht ist. Alles dies scheint der erste Richter verkannt zu haben, wenn er in dem fraglichen Zeitungsartikel eine selbständige literarische Arbeit sieht, weil die teilweise Wiedergabe des Hertelschen Werkes den Bedürfnissen und den Aufgaben einer Tageszeitung und den Interessen der Leser entspreche, nach ihrer Form „eine gewöhnliche Zeitungsnotiz von geringem Umfange“ sei und mit einer „durchaus selbständigen Bemerkung schließe“. Gerade das Hervorheben des letzteren Umstandes scheint dahin zu deuten, daß der erste Richter — von der Schlußbemerkung abgesehen — in dem übrigen Inhalt des Artikels eine selbständige Arbeit nicht findet. Dies und der wiederholte Hinweis auf die Aufgaben und Bedürfnisse der Tagespresse läßt also die erstrichterliche Feststellung der Voraussetzungen des § 19 B. 1 cit. rechtlich bedenklich erscheinen. Deshalb war das erste Urteil, dem Antrage des Oberreichsanwalts entsprechend, aufzuheben. Bei der erneuten Verhandlung wird, wenn die Feststellung einer bloßen Inhaltsangabe nicht haltbar erscheinen und die teilweise Wiedergabe des Schriftwerks selbst festgestellt werden sollte, zu erörtern sein, ob nach Zweck und Inhalt des Zeitungsartikels die Benutzung des fremden Werkes nur zur Begründung oder Verständlichung einer eigenen Geistesarbeit diene, oder ob nicht vielmehr die eigene Arbeit nur darin bestand, das fremde Werk zu verbreiten und zu allgemeiner Kenntnis zu bringen, und dieser, an sich verbotenen Mitteilung eine Form zu geben, die den äußeren Anschein einer selbständigen literarischen Arbeit erweckt. Nur von diesem Gesichtspunkte aus wird die Tatfrage beantwortet werden können ob im konkreten Falle die „Ausführung“ der Hertelschen Tabelle über das Maß des Erlaubten hinausging oder nicht.“

Theater-Korrespondenz.

Neues Theater. Ibsen, Die Kronpräsidenten. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen.

Neues Theater. Der Graf von Charolais. Trauerspiel in 5 Akten von Richard Beer-Hofmann. (Verlag Fischer. Berlin. Preis 3,50 M.)

Im Berliner Theaterleben dieses Jahres sind das Bedeutsame nicht neue Stücke, joviele neue Stücke auch gespielt werden. Bedeutsam ist ein Theater. Das Neue Theater in seiner Vereinigung mit dem Kleinen Theater. Denn was es darbietet und wie es dasselbe darbietet, zeigt immer, daß hier ein starker Wille die Kunst im Auge hat, und nicht nur den Kassenerfolg; daß hier ein hoher Sinn auf Ideale gerichtet ist, und daß seine redlichen Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden.

So machte dieses Theater auch den löblichen Versuch, eines der für unausführbar geltenden Jugendwerke des Altmeisters Ibsen für die Bühne zu retten. Ein Versuch, der an sich ein Verdienst bedeutet. Die ausgezeichnete Regie und Darstellung machten den Abend auch zu einem überaus interessanten; wenn auch das Urteil, daß das Stück nicht recht bühnenfähig ist, doch recht behalten wird.

Durch kühne Streichungen war die dramatische Wirkung, die in der Buchausgabe in unerträglichen Breiten sich auflöst, zusammengehalten worden, und die Einheitlichkeit des Interesses straffer gespannt. Die übermäßigen, manchmal bis ins Wüste sich verlierenden Steigerungen in der Ausführung der Motive waren so gedämpft, daß die Gestalten uns dadurch viel näher gerückt wurden, daß sie uns menschlich glaubhaft wurden. Die beiden Hauptgestalten zumal, in ihrer bedeutamen Gegenüberstellung, traten dadurch viel klarer ins Licht und kamen viel ergreifender zur Wirkung.

Hakon, der Glückliche, der König von Natur — und wenn etwa nicht echt geboren, so sicherlich von Gott erkoren, denn er hat den Glauben an sich und hat den großen Königsgedanken, den noch nie ein Mensch gedacht, und der die Zukunft schaffen wird — das große Genie! Und Skule, der

ewige Kronprätendent, der dem Thron so nahe steht, daß der Gedanke, er könnte ihn besteigen, ihm nie Ruhe läßt, der vielleicht die Krast hätte, die Königsmacht zu erreichen, aber ihm fehlt der Glaube an sich, der Zweifel verdirbt ihm sein bestes Können, denn er ist nicht der König von Natur! den Königsgedanken kann er nur lieben, schaffen konnte er ihn nicht — das „Stiefkind Gottes“, der Sucher und Ersehner.

Wie bezeichnend für jene Zeit des Suchens und Ersehens, in der das Werk entstand, — wie ergreifend! — daß dem Dichter der letztere sehr viel näher steht.

Unter den neuen Stücken, die das Theater brachte, ist das interessanteste eins, das aus dem Wiener Kreise um Hugo v. Hoffmannsthal kommt: Der Graf v. Charolais von Beer-Hoimann.

Ein alter dramatischer Stoff aus der Schalkpearezeit (von Massinger u. Field) gab die Fabel her. Man ist versucht, zu sagen: Der Stoff ist naiv, und die Bearbeitung ist sentimental. Es geht durch das Werk ein Widerspruch zwischen Stoff und Behandlung, der das Genießen hindert, aber sehr interessant und lehrreich ist.

In böser Kriegszeit, die das Land hat verarmen lassen, hat ein beschloßer tapferer General Burgunds, um seinen Kriegern den Sold zu zahlen, große persönliche Schulden gemacht. Nun hat die feindliche Kugel ihn getödet. Die Gläubiger (Kinder des Landes!) haben und üben das Recht, das ihnen vom Parlamentsgerichtshof zugesprochen und bestätigt wird, den Leichnam im Schulturm zum Pfande zu halten, bis seine Erben die Schuld bezahlen. Der einzige Erbe aber ist ein Sohn, der nichts sein Eigen nennt; vergebens fleht er die Gläubiger um Barmherzigkeit an, vergebens die Richter um Schutz für das Andenken des Mannes, ohne dessen Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit sie alle nicht mehr auf ihren Stühlen sitzen.

Die Seelenqualen des treuen Sohnes, der in dieser grausigen Lage ist, weiß der Dichter drei Akte hindurch immer lebendiger mitsfühlen zu lassen. Hier aber ist das Mißverhältnis. Dieser Sohn, der Held des Stückes, ist eine hochentwickelte, zart empfindende Natur, differenziert und sensitiv wie ein moderner Dichter, der von der Dekadence angekränkelt ist. Ein solcher Mensch aber, wie käme er je in solche Lage?

Die Menschen einer Zeit stehen doch unter einander und mit den Sitten ihrer Zeit in einem gewissen organischen Zusammenhange! in einem Entwicklungszusammenhange! Eine Zeit, die solche Menschen werden läßt, erträgt solche Sitte nicht. Eine Zeit, die solche Sitte hat, die hat nicht Menschen, die sie so empfinden.

Stehen wir hier vor der alten Frage nach dem Recht des Dichters, in vergangene Zeiten moderne Menschen zu tragen?

Zu gewissem Sinne, ja. Und das wird die Antwort sein, die uns der lehrreiche Fall gibt:

Wenn im allgemeinen jeder Dichter das Recht hat, die Schilderung

von Seelenregungen und Konflikten, die ihn, den modernen Menschen als Kind seiner Zeit nahe angehen, in ferne Zeit und Dertlichkeit zu verlegen, hat er dabei nicht die Pflicht, die Besonderheiten der psychischen Entwicklungshöhe jener Zeit oder ihrer äußeren Verhältnisse viel zu berücksichtigen; denn er verlegte seine Seelenhandlung in die ideale Ferne, um sie des Zufälligen zu entkleiden, das ihr im modernen Milieu sich anheften würde; und soll dafür nicht die Zufälligkeiten einer anderen Zeit und Dertlichkeit eintauschen müssen!

Denn das Ewige ist's, was die Kunst angeht; und was heute gefühlt wird, ergreift uns, nicht aber, was die Menschen wohl vor Jahrhunderten denken konnten, aber heute nicht mehr.

Um nun das Ewige, das er in der idealen Ferne darstellen will, mit Lebenswirklichkeit zu bekleiden, mag der Dichter von den Sitten der Zeit aufnehmen, was ihm dienen will, und fortlassen, was ihm nach seinem Stilgefühl widerstrebt. (Nur daß er das allgemeine geschichtliche Bewußtsein nicht verlegt.) Eins aber darf er nicht: Sitten der Zeit erwähnen, gar in den Vordergrund der Beleuchtung rücken, die zu dem allgemeinen Stand der Seelenentwicklung, den er seinen Menschen gibt, nicht passen.

Die Menschen, die Beer-Hofmann schildert, samt und sonders, treffen mit einer solchen Sitte nicht mehr zusammen: daß die Leiche eines trefflichen Mannes im Schuldgefängnis fault — es wird jedesmal gesagt: „fault“ — weil sein Sohn seine Schulden nicht bezahlen kann!

Wenn wir zuerst von dieser Sitte hören, stimmen wir unwillkürlich unsere Seele aufs Grobe und Naive, und ertragen es dann allenfalls mit einem guten Humor. Aber nun kommen die Seelenanalysen des Stückes. Für sie stimmt sich unmerklich die Seele um, stimmt sich aufs Feine und Differenzierte. Da wird wieder die Sitte erwähnt. Greller Mißklang! Grauen und Empörung! Unerträglich! Entweder die Menschen, oder die Sitte!

Für mein Gefühl kennen diese Menschen aber auch nicht mehr eine Denkweise und Sitte, die dem modernen Menschen viel näher liegt, und die die Katastrophe des Schlusses formt: die blinde Verurteilung des Weibes, das sich einmal verlor, aus dem blöden Besitzrecht des Mannes heraus, und aus verletzter männlicher Eigenliebe heraus, gewiß auch aus tiefverletztem Zartgefühl — aber ohne jede Frage nach dem seelischen Vorgang, der die Ursache war und nach dem seelischen Zustand, der jetzt Wirklichkeit ist.

Der Graf von Charolais ist aus seiner graußigen Lage durch eine große Güte gerettet worden. Der Präsident des Parlamentsgerichtshofes, gerührt von der tiefen Kindesstreue des jungen Mannes, der schließlich verzweiflungsvoll auf die Weise des Vaters Leiche vor der Schmach retten will, daß er selber als Pfand im Schulturm verhartet — und es würde

für ein Leben sein! — der Präsident bezahlt für ihn die ganze Schuldenlast und vermählt ihn seiner zärtlich geliebten Tochter, die er keinem der Männer, die er kannte, geben mochte, weil er sie in deren Händen nicht vor derber Noth sicher wußte. Diesem zartempfindenden, gemüthsinnigen Menschen vertraut er sie gern an. Dem jungen, aus tiefster Qual zur traumhaft schönen Wirklichkeit erwachenden Charolais geht die junge Desirée wie eine beseligende Sonne auf — es ist eine sehr schöne Szene, in der wir das schauen. Jeden Mißklang haben wir vergessen und empfinden ganz reine Poesie, und empfinden, daß Beer-Hofmann ein echter Dichter ist.

Mit diesem dritten Akt scheint das Stück zu Ende; die beiden letzten Akte muten dann wie ein zweites Stück an.

Die junge Desirée, die ihrem Gatten sicherlich zugetan ist, aber zur eigentlichen Liebe noch nicht erwacht, wird durch glühende Huldigungen und brünstige Werbungen eines Jugendgepielens erst sehr erschreckt, und dann — in Folge einer unglücklichen Verkettung von Umständen in ihrem Mitleid für ihn erregt, von ihrer Unerfahrenheit auch nicht vor seiner geschickten Verstellungskunst, mit der er sich plötzlich als den Gezigelsten, Harmlosen und Gehorsamen aufspielt, geschützt — läßt sie sich, theils wider Willen, theils ahnungslos, theils auch von einem lockenden Grauen des Unbekannten und Berauschenden gezogen, von ihm hinwegziehen in ein verrufenes Wirtshaus. Der Gatte war verreist, kommt und erfährt, was der Zufall entdeckt hat: daß sie dort ist.

Und nun hat dieser hochentwickelte und zartempfindende Mensch nichts als Verhöhnung, Verzweiflung und eine Raserei der Rache! Nicht nur daß er den Verführer erstickt: wie ein Folterknecht quält er die Frau, die er vorgibt, zu lieben, wie ein Folterknecht mit ausgesuchten Qualen ihren alten Vater, der ihm nichts als Güte erwiesen, wütet, wühlt in seinem Schmerz, auf Eins aber kommt er nie: darauf zu achten, ob diese Frau auch wirklich seelisch gefallen ist! Ihre Seele sieht er gar nicht.

Vor uns aber blüht diese Seele in zarter Schönheit auf. Eine Seele, die bisher in Knospen träumte und nun durch das rauschvolle schreckliche Erleben, von dem sie nicht weiß, wie es ihr kam, erwachte — jubelnd erwachte zur Liebe zu ihrem Mann, und ihm allein! Und er überbietet sich selbst in Schilderungen ihrer Verworfenheit. Es war wirklich schwer, nicht mitzuspielen, und nicht aus der Seele dieser Frau heraus zu rufen: das ist nicht wahr!

Dieser Schluß des Stücks brachte Zwiespalt und Empörung der Gefühle (der Gefühle, die Beer-Hofmann außerordentlich anzuregen — aufzumachen weiß) noch viel mehr als die ersten Akte. Wieder stoßen zwei verschiedene Zeiten aufeinander! Eine Zeit, deren Frauen so erleben, stellt denselben als höchst entwickeltes Exemplar des andern Geschlechts nicht

solchen bloß einfachen Mann gegenüber, der nichts unterscheidet. Der zu lieben meint und vom erotischen Besitzrechtsanspruch so besessen ist, daß er blind, roh, brutal nur sich selbst und den eigenen Schmerz sieht, nur das Unrecht empfindet, daß ihm, ihm geschehen ist! Und dazu sagt der Dichter tiefsinnig: „Mann und Weib!“ Ich muß sein eigenes Geschlecht gegen ihn in Schutz nehmen! Das ist ein tiefstehender Mann und eine hochentwickelte Frau!

Deer-Hofmann ist ein echter Dichter; aber die zarte, feinsche Schönheitlinie, die die gesunde Kunst in ihrem stillen, selbstgewissen Rhythmus immer innehält, die findet er nicht. Die auflösenden Mächte der Deliranz haben sein Empfinden und seine innere Anschauung aus dem Takt gebracht.

Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Russische Briefe I.

Die letzten sechs Monate werden in der russischen Geschichte für immer eine denkwürdige Zeit bleiben. Nicht des gewaltigen Krieges wegen, der die Kräfte des Landes aufs äußerste anspannt und vielleicht erschöpft wird auf lange Jahre hinaus. Trotz der weltgeschichtlichen Tragweite dieses Zusammenstoßes zweier Kulturwelten sind die Vorgänge im inneren Leben Rußlands ungleich schwerwiegender für die Zukunft des Reichs. Das Ausbrechen einer neuen Epoche steht unmittelbar und mit der zwingenden Notwendigkeit der historischen Entwicklung bevor; durch das ganze gewaltige Reich ziehen die Wehen einer neuen Zeit; nur der Verlauf der Geburt liegt noch in ungewisser Zukunft. Das heutige Rußland am Scheidewege; Adel, Bürgertum und Bauernschaft, die Träger der Intelligenz wie das kaum erst entstandene Industrieproletariat, ja selbst ein sehr großer Teil der Beamtenerschaft — sie alle sind durchdrungen von dem vielleicht je nach dem Bildungsstande mehr oder weniger klaren, aber überall gleich starken Bewußtsein: so kann es nicht weiter gehen. Selbst zu der höchsten Spitze des Staates, der nach heutiger Rechtslage allein entscheidungsberechtigten Instanz, hat endlich diese Ueberzeugung sich durch die dichten Nebel der alles verfleternden Fossilien durchzudringen vermocht. Der Beweis hierfür ist in dem in den Annalen der russischen Geschichte einzig dastehenden Reformerlaß des Zaren in die vollste Oeffentlichkeit getreten, in einem Schriftstück, welches nicht etwa zwischen den Zeilen, sondern klipp und klar die Unhaltbarkeit der heutigen Zustände ausspricht und in mehr als einer Stelle eine vernichtende Kritik der „Errungenschaften“ der gegenwärtigen Verwaltungspraxis enthält. Weniger prägnant, zum Teil sogar recht gewunden, lauten diejenigen Stellen, in denen die eigentlichen „Vorzeichnungen“ der Reformen selbst enthalten sind. Doch ist dies schließlich natürlich, weil das Reformwerk eine Herkulesarbeit ist und einer sehr eingehenden Durcharbeitung bedarf, welcher vorzugreifen in einer kaiserlichen Rundgebung nicht ratham gewesen wäre. — Die Erkenntnis ist also vorhanden; es fragt sich nun, welcher Wille und welche Kraft dahinter stehen wird! Und von diesen Eigenschaften der Leiter der

Geschichte des Landes wird der weitere Gang der Ereignisse abhängen. Rußland am Scheidewege! Nur der Weg ist noch in Dunkel gehüllt: entweder grundlegende Reformen (vornehmlich der Verwaltung) und damit gesunde Evolution, — oder Zurückgreifen zu Repressivmaßregeln und damit unvermeidliche Revolution.

So haben sich die Dinge zu einem furchtbaren Entweder-Oder zugespielt. Sie waren bis zur letzten Möglichkeit gediehen unter Plehwe, der wie wenige geeignet war, das System der gewaltsamen Niederhaltung des gesamten öffentlichen Lebens bis zu den letzten Konsequenzen zu erzwingen. Dieser vielgeachtete Mann, der furchtbares Unglück über Tausende von Familien brachte, war eine geschichtliche Notwendigkeit gewesen; denn daraus, daß auch unter dessen gewaltiger Faust das mächtig zum Lichte sich drängende öffentliche Leben nicht verröchelte, sondern mit immer elementarerer Kraft unter den schweren Stapfen der Gendarmenstiefel seiner Helfershelfer wieder empor sproß, mußten auch die Stützen der bürokratischen Macht die Unmöglichkeit erkennen, auf dem bisherigen Pfad der administrativen Notbehelfe weiterzukommen. Denn Plehwe besaß als Mensch hervorragende Eigenschaften, die in der russischen Tschinownikaste nicht allzu dicht gesät sind; eine eiserne Taikraft, von einem unerschütterlichen Willen und eigener Ueberzeugung getragen, außerordentlichen persönlichen Mut und wirkliche Hingabe an seine Zwecke; und nicht zum wenigsten, als seltenstes Gut, vollkommene Unbestechlichkeit. War also ein Mann, wie er, der Aufgabe „die Gemüter zu beruhigen“, nicht gewachsen, so war die Probe auf die Unlösbarkeit des Exempels gemacht.

„Die Gemüter beruhigen“, lautete ein beliebter Ausdruck der Aera Plehwe, wenn es galt, die an allen Ecken und Enden des Reichs sich in Hochschulrevolten, Arbeiterunruhen und Bauernaufständen Luft machenden schwelenden Unzufriedenheit niederzutreten. Hier zeigte sich, was dem eisernen und handfesten Plehwe fehlte: ein tieferes Verständnis für wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge, und diese engherzige, kurzfristige Auffassung des Polizeimenschen ließ ihn nicht merken, wie sehr er mit seiner angespannten Energie lediglich äußerliche Symptome an einem schwer erkrankten Staatsorganismus bekämpfte, ohne jede Aussicht auf innere Gesundheit! Er verkannte, daß schweres wirtschaftliches Siechtum die Wurzeln des Staates — die Bauernschaft — befallen hatte, daß unerträgliche Mißstände in der Verwaltung das öffentliche Bewußtsein aufwühlten, daß seine Gewaltakte nicht etwa vereinzelt unruhige Geister entfernten, sondern von dem allmählig erwachenden Selbstbewußtsein der Gesamtheit als Peitschenhiebe empfunden wurden und immer neue Empörung hervorriefen. Wohl hielt der gewaltige Mann mit immer schärferen Gewalttätigkeiten die äußere Ruhe aufrecht, — ein Kampf mit der tausendköpfigen Hydra des glimmenden Aufstands — aber anstatt der „Beruhigung der Gemüter“ erreichte er nur, daß Grabesstille ganz Rußland bedeckte.

Da streckte ihn, aus dem von ihm mit fieberndem Eifer erstikten Aufruhrherd jäh emporzüngelnd, eine versengende Flamme nieder. Eine bange Stille dauerte noch an; Regierende wie Regierte ahnten wohl, daß mit Plehwe zugleich das System vernichtet wurde, dessen letzter Verfechter der Dahingegangene bis zur schauderhaftesten Konsequenz gewesen war.

*
*
*

Bange Stille, wie vor dem Losbrechen der Sturmesgewalten. — Da ertönte, nach der Ernennung Swiatopolk-Mirskis, das erlösende Wort: die Proklamierung der Politik „des Wohlwollens und des gegenseitigen Vertrauens“. Zwar ein Wort, das nach dem bisherigen Gebahren der Regierung fast zur Phrase geworden schien, — so unglaublich klang es! Und wirklich, die Geistesverfassung, in der es die russische „Gesellschaft“ traf, war die verzweiflungsvollster Skepsis und gänzlicher Niedergelagenheit. Das, woran der neue Minister appellierte, das gegenseitige Vertrauen, war von seinen Vorgängern endgültig zu Grunde gewirtschaftet worden. So schien es wenigstens. Allein in der Persönlichkeit des Fürsten lag noch ein Schimmer der Hoffnung.

Charakteristisch für diese dumpfe Stimmung ist die Nuance, welche das oben angewandte Wort „Gesellschaft“ in Rußland im Laufe der letzten 20 Jahre bekommen hat. Es faßt in der heutigen russischen Betonung alle Kreise des Volkes zusammen, soweit auch nur das leiseste menschliche Bewußtsein gedrungen ist, zu einem einschneidenden Gegensatz zu allem, was mit der Staatsgewalt in Verbindung steht. Es bedeutet die abgrundtiefe Kluft zwischen Regierten und Regierung, zwischen dem Wollen und dem Können im staatlichen Leben eines großen Reiches, in dem die Machthaber nicht nur das Gemeinwohl nicht mehr zu fördern vermögen, als die berufenen Lenker und Denker des Volkes, sondern bei allen Lebensbetätigungen als eine inerte, drückende und hemmende Last empfunden werden. Die Verhältnisse sind somit dazu 'gediehen, daß die „Gesellschaft“ in den Vertretern der Staatsgewalt ihre schlimmsten Antagonisten erblickt; zum mindesten aber, wenn nicht etwas Feindliches, doch etwas Fremdes und ihr Nichtzugehöriges.

Aus dieser Stimmung nun scheuchte der Anruf Mirskis die russische Oeffentlichkeit auf. Gedehntes, unerschöpfliches Staunen und ungläubiges Harren hielt erst das Land noch gefangen; man war mißtrauisch geworden, und die Epopöe der „Lokalen Komitees zur Ergründung der Bedürfnisse der Landwirtschaft“ war noch in allzu frischer Erinnerung! Damals waren viele der hervorragendsten Männer in angefeindeter Stellung das Opfer ihres Vertrauens geworden und mußten mit Verbannung, Amtsentsetzung oder Einkerkelung die Kosten des Kampfes zweier Minister bezahlen. Wüte hatte die Einberufung dieser Komitees durchgejeßt, wie oben schon angedeutet, entgegen dem Widerstreben Plehwes, dem die Heranziehung der

provinzialen Notabeln eine moralische Stärkung der von ihm ingrimmig bekämpften Semstwoß war. Als Witte obziegte und für seinen Plan die Genehmigung des Kaisers erwirkt hatte, berief er die Vertreter in die Gouvernementshauptstädte mit der Aufforderung, mannhaft und frei ihre Meinungen auszusprechen. Allein er und die vertrauensvollen Bedner hatten vergessen, daß, wenn auch diese besondere Beratung dem Finanzministerium unterstellt war, die Landschaftsbehörden vom Ministerium des Innern ressortieren und außerdem dessen Polizeidepartement überhaupt keine Grenzen seiner Wirksamkeit kennt. Obzwar Witte noch im Amt war, scheint doch sein Einfluß bereits völlig geschwunden gewesen zu sein; jedenfalls kümmerte Plehwe sich nicht um das Wort seines niedergelämpften Rivalen und fuhr mit seinen Gendarmen dazwischen. Seither waren auch die letzten Regungen einer Selbstverwaltung, die halbwegs den Namen verdiente, verstummt. — Unheimliche Stille deckte das Land.

* * *

Da ermannten sich einige Semstwoß, die begriffen, daß hier vielleicht eine letzte Gelegenheit zu einem „schönen Abgang“ vor der völligen Erdrosselung war, begeisterte Antwortadressen an den neuen Minister zu richten, in denen sie dem Gedanken Ausdruck verliehen, daß sie selbst und das ganze russische Leben die Kraft zu neuem Schaffen und neuer Entfaltung finden würden, wenn das bedingungslose Mißtrauen der Regierung sie nicht mehr verfolgte. Diese ersten Rufe schwohlen bald zu einem einzigen, gewaltigen Akkord an, der dröhnend, wie eine feierliche Fuge, alle Gauen des Reiches durchrollte; alle Semstwoß und die Stadtverwaltungen, von den Residenzen bis zu den obskuren Landstädtchen der entlegensten Winkel, schlossen sich der Kundgebung an, einen Wiederhall der Aufforderung Mirskis bildend wie nur in großen historischen Momenten wahrhaft große Worte ihn finden können.

Die schwer lastende Skepsis begann zu weichen; und den Worten folgten auch Taten. Man sprach und schrieb Dinge, wie Rufstaud sie seit 30 Jahren nicht mehr vernommen hatte — auch das muß schon als Tat gelten bei Würdigung der früheren Zustände! —; harte, ohne Richtersprüche verhängte Strafen wurden zu Hunderten aufgehoben, die Polizeiwillkür eingeschränkt. Da der Tschinownik sehr hellhörig ist für alles, was in seiner obersten Behörde vorgeht, so verlauteten auch von den unteren Stellen Ideen, die früher unbedingt als legerisch gegolten hätten, — plädierte doch ein leibhaftiger Stadthauptmann für Aufhebung des Paßsystems! — und man kam aus dem Staunen gar nicht heraus. Es gab sogar in manchen Provinzstädten Befehle an die Polizeiorgane, aus denen plötzlich hervorging, das kein Beamter befugt sei, irgend eine Person zu — duzen! (Sonst wurde in den Polizeiräumen à discrétion

geprügelt.) Auch auf andere Ressorts griff alsbald die neue Richtung über; der sehr wandlungsfähige Justizminister Murawjoff, der ehemals gefügigste Kollege Plehwe, war der erste, der flugs sich der neuen Richtung anpaßte, — ein weiteres Zeichen, welches das Vertrauen an den Ernst des Umschwungs wachsen ließ; eine ganze Anzahl von Prozessen, bei denen früher unfehlbar der Ausschluß der Öffentlichkeit dekretiert worden wäre, durften, wie der Kiesenprozeß über die Ausschreitungen in Homel, bei offenen Türen breitgetreten werden. — (In Rußland kann nämlich der Justizminister ad libitum dort, wo ein öffentliches Interesse erweckt werden könnte, die Öffentlichkeit einfach ausschließen!) — Diese Bewegung gipfelte schließlich in dem Reformerslaß von allerhöchster Stelle, der ein Markstein für Rußlands Geschichte werden soll.

* * *

Gar zu hart war der fürchterliche Druck gewesen. Und gar gefährlich hatte es schon in den Volkstiefen unter der glattgepreßten Oberfläche gekocht und gebrodelt. Kein Wunder, wenn das erlösende Wort, kaum daß es die ersten Bleigewichte löste, wilde Kräfte entfesselte! Jahrelanges Leiden und erstickte Verzweiflung machten sich jählings Luft und ließen viele, die den Maßstab für öffentliche Dinge in unfruchtbarer Knechtschaft verloren hatten, unbequeme Forderungen stellen. Davon sucht nun wieder die kleingewordene, aber einflußreiche reaktionäre Partei Nutzen zu ziehen. Ihr Hauptarbeitsfeld ist Schleicherei und Intrigue auf dem Hofmarkt: allein sie beginnt neuerdings, nachdem sie offenbar vom ersten Ertaunen sprachlos geworden war, sich ihrerseits zu öffentlichen Kundgebungen aufzuraffen, um das Bild des in Bewegung gekommenen Stromes zu trüben.

Heute bietet daher das innere Leben Rußlands das aufgeregte Bild eines wilden Widerspiels directionsloser Kräfte. Aber inmitten dieser noch regellosen Erregung sehen wir doch schon eine bestimmte Flutrichtung einsetzen. Ein Frühjahr scheint angebrochen; allerdings begleitet von heftigen Frühlingsstürmen. Gleich Schwalben kamen die Scharen der Verbannten in die Heimat; überall regte sich neues Leben und es begann sich wieder aufzubauen, was der grimme Wintersmann Plehwe hatte veröden lassen. Der zertümmerte Semstwo von Iwer erhielt die Erlaubnis, sich wieder durch Wahl zu konstituieren; die durch rohe Gewalt niedergeschlagene ökonomische Gesellschaft, die auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblickt und in deren ernstesten Arbeiten die Regierung bis zu Plehwe stets eine wertvolle wissenschaftliche Unterstützung erblickt hatte, nahm ihre Sitzungen wieder auf; der denkwürdige Kongreß der Semstwowpräsidenten durfte tagen und formulierte in lapidaren Sätzen die Hoffnungen Rußlands. In der Presse begann lebenswarmes Blut zu pulsieren; statt des öden, geistlosen Spalten-Gefüllsels zeigten sich wieder wertvolle Aufsätze; daneben erschienen ganz neue Zeitungen. Wenn auch einige scharfe Maßregelungen

der Presse in den letzten Wochen wieder vorgekommen sind, so dürften sie wohl als Dämpfer des unbesonnenen und täppischen Uebereifers gemeint sein, von dem der Minister mit Recht fürchten muß, daß er seinen Feinden gefährliche Waffen in die Hand spielt.

Die nächsten Monate werden grundlegende Aenderungen für Rußland bringen; ein gefahrloses Zurück zum System der gewaltjamen Niederhaltung jeder öffentlichen Regung gibt es nicht mehr! Die „Gesellschaft“, die durch die Gestaltung der Dinge der größte Feind des Staates geworden ist, ist auf den Plan getreten. Das heutige Rußland ist am Scheidewege; der Zarenerlaß über die Reformen scheint der wahre Wegweiser zu sein.

Spektator.

Rußlands Friedens- und Kriegs-Aussichten.

Wie allgemein erwartet, ist Port Arthur nach heroischem Widerstand dem ebenso heroischen Angriff vor Eintreffen der russischen Entlastflotte erlegen. Sofort haben sich, obgleich alle Welt längst auf diesen Ausgang gefaßt war, vielfältige Stimmen erhoben, die Rußland rieten oder von Rußland erwarteten, daß es jetzt Frieden schließe: was für Vorstellungen hat man von einem Reiche wie Rußland, um das für möglich zu halten! Gewiß ist der Verlust von Port Arthur und namentlich der asiatischen Flotte ein sehr schwerer Schlag, aber doch noch lange nicht schwer genug, um Rußland die Fortsetzung des Kampfes unmöglich zu machen. Man stelle sich aber einmal die Zukunft des russischen Staates vor, wenn er die Schläge des kleinen Japaners, ohne sie zu rächen, einstecken wollte! Die Autorität der zarischen Regierung nach außen und innen wäre gebrochen, die Völker Asiens wie die Völker Europas, der Sultan der Türkei, wie der Schah von Persien, Bulgaren, Serben, Afghanen, und Chinesen würden sie verachten, sich von ihrem bisher weitbin mächtigen Einfluß loslösen, nach anderen Ratgebern anschauen. Binnen kurzem würde die russische Diplomatie von allenthalben her nach Petersburg zu berichten haben, daß Rußland nicht mehr als Großmacht angesehen würde, und, dem japanischen Kriege entronnen, würde Rußland, wenn anders noch überhaupt Kraft in ihm steckt, sich schleunigst in einen anderen Krieg stürzen müssen, um seine Reputation wieder herzustellen. Ein Friede, den Rußland heute mit Japan schließe, wäre nicht etwa auf eine Stufe zu stellen mit dem Abschluß des Krimkrieges im Frieden von Paris. Diesen freilich sehr demütigenden Frieden hat Rußland tatsächlich ohne sehr starke dauernde Nachwehen überwunden. Aber es war nicht einem eben erst aus dem Dunkel auftauchenden, eben noch für barbarisch geltenden asiatischen Volk, sondern es war zwei verbundenen europäischen Großmächten erlegen, es war tatsächlich völlig erschöpft und konnte nicht länger kämpfen und hatte doch wiederum die Möglichkeit,

bei den sonstigen Spannungen in Europa, namentlich zwischen den beiden bisherigen Verbündeten, England und Frankreich, eine bedeutende diplomatische Stellung zu behaupten; schließlich aber hat es doch, wenn auch erst zwanzig Jahre später von neuem einen Türkenkrieg führen müssen, um die Scharte des Primkrieges völlig auszuwegen.

Nun aber erst die Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse, wenn es heute Frieden schließt! Nach der Niederlage im Primkrieg setzte eine Ära der Reformen ein und man erwartet heute etwas ähnliches. Damals aber war es die Aufhebung der Leibeigenschaft und ähnliches, was der Absolutismus und die Bureaucratie leisten und fertig bringen konnten, ohne sich selber aufzugeben. Heute verlangt man Religionsfreiheit, Preßfreiheit und Volksvertretung. Wir bringen in diesem Heft einen Brief aus Rußland, in dem die enthusiastische Erwartungstreudigkeit, mit der man in weiten Kreisen des Zarenstaates auf das Kommende blickt, lebendig vor die Augen geführt wird. Angenommen, es wäre wirklich möglich, von solchen westeuropäischen Einrichtungen etwas in Rußland ins Leben zu führen, so ist doch klar, daß nur eine sehr starke und autoritative Regierung das tun könnte, wenn nicht Rußland dadurch zur Auflösung gebracht werden soll. Die eigentlichen Träger des russischen Staatswesens, die Großrussen, machen ja nur die kleinere Hälfte der Bevölkerung aus (55 Mill.); selbst mit den Kleinerussen (25 Mill.) sind es noch nicht zwei Drittel der Gesamtbevölkerung (130 Mill.). Wie will man alle die unterworfenen Völkerschaften in der konstitutionellen Verfassung unterbringen, ohne die Einheit des Staates und bald genug den Staat selbst zu zerstören? Wie der Staat so die Kirche. Kein Kenner zweifelt, daß die Verkündigung der Religionsfreiheit die Auflösung der russisch-orthodoxen Kirche bedeuten würde. Nun gar wenn das alte, orthodoxe, heilige Rußland mit der Schmach, von den Japanern besiegt zu sein, ins Grab gesunken ist?

Man mag noch so sehr für die Fortpflanzung der liberalen Ideen durch die ganze Welt und auch nach Rußland begeistert sein, wer sie fordert, muß wissen, daß er damit für Rußland nicht eine Reform, sondern eine fundamentale staatliche Neubildung verlangt. Ist für Rußland eine Annäherung an europäische Geistesfreiheit überhaupt möglich, so ist sie sicherlich nur möglich bei einer starken Regierung, welche fähig ist, der Konzession auch gleich wieder die Schranke zu setzen. Glaubt man, daß Friedrich Wilhelm IV. die Revolution in Preußen schließlich wieder hätte bändigen können, wenn er vorher in einem auswärtigen Kriege eine Niederlage erlitten hätte? Noch viel weniger als irgend ein anderer Großstaat aber kann Rußland als Besiegter leben, weil ja mangels innerer Kulturwerte die äußere Macht die einzige Idee ist, die den Staat erfüllt. Weshalb ist Rußland nach Ostasien gegangen? Weil man erkannte, daß das alte Ziel des nationalen Ehrgeizes, Konstantinopel, unerreichbar sei: der Widerstand nicht der Türken, aber

Englands und Oesterreichs erwichen zu stark. Irgend eine Beschäftigung für den nationalen Ehrgeiz, da man ihm im Innern nichts bieten konnte, mußte man haben. Da gedachte man, am Stillen Ocean ein Neu-Rußland zu schaffen. Man hat längst erkannt, daß man sich dabei in jeder Beziehung verrechnet hat. Wirtschaftlich ist trotz der Sibirischen Bahn Ostasien der russischen Industrie unerreichbar geblieben, weil Bahnfracht immer auf so langem Wege viel zu teuer ist im Verhältnis zu Seefracht. Von Hamburg oder London kommt alles viel billiger nach Mukden als von Moskau, auch wenn die Bahn unter Selbstkosten fährt. Dann aber hat man ja weder in Rußland noch sonstwo in der Welt gehnt, welchen Widerstand die Japaner der Festlegung Rußlands am Gelben Meere entgegensetzen, was für ein furchtbarer Feind sie sein würden. Materiell angeklagen könnte Rußland noch heute nichts Klügeres tun, als ganz Ostasien mit all seinen Kosten fahren zu lassen und sich über den Baitaljee zurückzuziehen: mögen dann die anderen Europäer sehen, wie sie sich mit den gelben Menschen auseinandersetzen. Aber diese Wendung ist für Rußland unausführbar. Die Ehre ist zwar kein sichtbarer, aber ein ganz gewaltiger Faktor in der Weltgeschichte. Es sei denn, daß Rußland auf der Stelle seinen Rückzug durch eine andere Tat, z. B. Eroberung Persiens und Afghanistan kompensierte, so kann es von Japan nicht eher los, ehe es nicht gesiegt hat. Es kann ihm nachher vielleicht sehr gute Friedensbedingungen gewähren; es kann vielleicht nicht bloß auf Korea, sondern sogar auf Port Arthur verzichten, indem es sich dafür an anderem chinesischen Gebiet schadlos hält — erst aber muß es siegen oder es beginnt eine neue Epoche in der Weltgeschichte, indem der russische Koloss von inneren Erschütterungen ergriffen, aufgelöst und zerstört wird.

Ich glaube daran noch nicht: ein Staat, der Truppen ins Feld stellt, wie die Verteidiger von Port Arthur, ist, ganz zu schweigen von den materiellen, auch noch lange nicht am Ende seiner moralischen Kräfte.

Können nun aber die Russen wirklich noch siegen? Ist nicht der Krieg für sie schon definitiv verloren? Ob sie tatsächlich siegen werden, weiß ich nicht, aber ein Grund, weshalb sie nicht siegen sollten, ist nicht abzuziehen. Der schließliche Verlust von Port Arthur hat die Lage, wie sie schon lange bestand, nur wenig verändert. Der Hafen, wie die Schiffe darin, waren schon seit Wochen nicht mehr brauchbar. Selbst wenn die baltische Flotte im Dezember angelangt wäre, hätte sie weder an dem Hafen einen Stützpunkt gehabt, da er im Feuer der schweren japanischen Geschütze lag, noch sich wegen der Minen-Gefahr hinein oder nur herantrauen dürfen. Die Schiffe im Hafen aber waren ohne Geschütze und schwer beschädigt. Die baltische Flotte hätte also, wenn nicht Auropatkin gleichzeitig von der Landseite kam, die Festung nicht einmal entsetzen, sondern ihr nur einigle Hilfe durch Zufuhr und Verstärkung bringen können. Für diese Flotte ist es fast ein Glücksfall, daß die Festung jetzt bereits gefallen ist. Schon bei ihrer Ausfahrt sprachen deutsche Marine-

Offiziere es aus, daß sie keineswegs Grund habe, sich sehr zu beeilen. Der Hauptmangel der russischen Marine ist die schlechte Ausbildung des Personals: die Mannschaft versteht den Dienst und das Schießen nicht genügend und das Offizierkorps ist nicht genügend in die Hand des Kommandierenden gearbeitet. Das scheint der eigentliche Grund für die schimpfliche Niederlage der ostasiatischen Flotte bei ihrem Durchbruchversuch am 10. August gewesen zu sein. Admiral Roschdjestwenski konnte nicht wohl, so lange Port Arthur sich noch hielt, absichtlich langsam fahren. Jetzt ist er frei und wird nun ohne Zweifel 10—12 Wochen im Indischen Ozean verbleiben, um erst Ende April, wenn das Eis bei Wladiwostok aufgeht und ihm seinen Stützpunkt frei macht, ins Gelbe Meer vorzugehen. Er braucht nicht früher zu kommen und kann die Zeit brauchen die Kriegsrüchtigkeit seiner Flotte durch fortwährende Übungen und Manöver sehr zu erhöhen. Mittlerweile werden auch noch eine Anzahl zwar nicht sehr wertvoller, aber immerhin kampffähiger Schiffe aus der Ostsee zu ihm stoßen. Zwar haben die Russen am Indischen Ozean keinen eigenen Hafen und müssen die Gastfreundschaft der Franzosen in Anspruch nehmen, diese aber wird ihnen nicht verweigert werden. Die „Kreuz-Zeitung“ hat sich in ihrer berühmten Mittwochskundschau über auswärtige Politik (11. Januar) das Verdienst erworben, Betrachtungen des „Temps“ aus dem August 1904 wieder hervorgezogen zu haben, in denen dargelegt war, daß ein neutraler Staat Schiffe einer kriegführenden Macht in seinen Häfen beherbergen dürfe, ohne sie zu entwaffnen; daß sei 1870 mehrfach ohne Protest von irgend einer Seite geschehen. Madagaskar und Kenion sind noch so weit entfernt vom Kriegsschauplatz, daß die Japaner nicht viel werden dagegen einwenden können, wenn die Russen dort jetzt öfter einkehren, und Kohlen und Proviant lassen sie sich aus der Heimat nachschicken, so viel irgend nötig ist. Kommt dann etwa Anfang Mai Roschdjestwenski mit seiner gesammelten, gut einegerzierten Flotte im Gelben Meer an, so kann Niemand wissen, wie die Seeschlacht ausfällt. An Linienschiffen würden die Russen eine erhebliche Ueberlegenheit haben.

Für die Land-Armeen ist die unmittelbare Folge der Kapitulation von Port Arthur, daß die Japaner ihre Armee bei Lianjang durch vielleicht 50 000 Mann und eine Anzahl schwerer Geschütze verstärken können, jetzt wohl schon verstärkt haben. Daß sie aber dadurch instand gesetzt sein sollten, Kuropatkin anzugreifen und in einer allgemeinen Schlacht zu besiegen, ist nicht anzunehmen. Schon bei seinem Vorgehen im Oktober, das zur Schahowischlacht führte, war Kuropatkin den Japanern erheblich überlegen; seitdem hat er noch weiteren Nachschub bekommen und wird wohl auch im Laufe des Winters noch mehr bekommen, den die Japaner nicht weit zu machen vermögen. Mit numerisch schwächeren Kräften aber eine russische Armee unter der Führung eines tüchtigen Feldherrn, wie Kuropatkin: unzweifelhaft ist, nicht besieghar. Die beiden großen Siege.

die die Japaner erfochten haben, bei Liaujang in der Offensive, am Schaho in der Defensiv waren zwar taktische Siege, haben aber strategisch so gut wie keine positiven Erfolge gehabt; das Uebergewicht des Sieges war doch nicht groß genug, um den Erfolg wirklich auszubenten. Auf beide Schlachten paßt beinahe das Wort Friedrichs des Großen, daß ein Sieg, den man nicht verfolgen könne, nichts als ein unnützes Blutvergießen sei. Ihr erster Sieg hat den Japanern nichts als den Platz Liaujang eingebracht, Mukden aber, das eigentlich wertvolle Objekt, die Hauptstadt der Mandschurei, die fast unmittelbar hinter der russischen Front lag, haben sie weder mit dem Schwung der ersten noch der zweiten siegreichen Schlacht erreicht. Man wird daher die Lage der Feldarmeen dahin charakterisieren dürfen, daß es sich nicht mehr darum handelt, ob die Japaner die Russen, sondern nur noch darum, ob die Russen die Japaner besiegen können. In der Front dürften beide Teile ihre Stellungen mittlerweile so besetzt haben, daß ein Durchbrechen nicht mehr möglich ist; die Umgehung durch das Gebirgsland im Osten ist mit großen Massen sehr schwer: sollte Kuropatkin etwa beabsichtigen, die Flüsse zu seiner Rechten zu überschreiten, um durch das neutrale chinesische Gebiet den Japanern in die Flanke zu kommen? Die Russen beschwerten sich so auffällig, daß die Chinesen die Neutralität nicht wahrten; es ist wohl nicht ganz undenkbar, daß das die Einleitung zu der Erklärung sein soll, daß die Russen sie auch nicht weiter respektieren würden. Ein Vorstoß, den der General Michtschenko auf dieser Seite gemacht und der ihn bis nach Haitichöng und Niutschwang geführt hat, könnte das Vorpiel für eine solche Bewegung gewesen sein.

Wie auch schließlich die Entscheidung fallen möge, Rußland, die russische Regierung und der Zar werden jedenfalls die nächsten Monate eine höchst peinvolle Zeit durchzumachen haben. Die Bewegung im Innern sucht den günstigen Moment auszunützen, um mit aller Kraft auf die Regierung zu drücken und ihr Konzessionen abzupressen. Die Regierung, moralisch erschüttert und deprimiert durch den schlechten Gang der Dinge auf dem Kriegsschauplatz, wagt nicht mehr Strenge anzuwenden und sucht hinzuhalten bis zu dem erhofften endlichen Sieg in der Mandschurei, der ihr wieder Autorität geben wird. So wird das Land erregt und erfüllt von Petitionen, Demonstrationen, Streiks, Emeuten, Attentaten, und die Regierung kann nichts tun, als hilflos zwischen Konzessionen und Repressionen hin und her zu labieren. Allenhalben ruft man ähnliche Erscheinungen aus der Vorgeschichte der französischen Revolution ins Gedächtnis. Die Ähnlichkeiten sind da, oft ganz frappant, aber man kommt zu einem sehr falschen Schluß, wenn man dabei nicht auch die fundamentalen Verschiedenheiten ins Auge faßt. Der Staat Ludwigs XVI. war bankrott und die Verwaltungsmaschine funktionierte nicht mehr; Rußland wird vermutlich auch einmal bankrott machen, aber vorläufig sind seine Klassen noch gesüßt und ist sein Kredit noch unererschüttert. Vor allem aber, Ludwig XVI. gehorchte seine Armee nicht mehr, die Disziplin

im Offizierkorps wie in den Truppen war völlig aufgelöst, die Soldaten gingen in die Volksversammlungen und fraternisierten mit der Emute: die russische Armee, mögen auch einzelne Verschwörer darunter sein, mag selbst der mysteriöse Kartätschschuß bei der Wasserweihe wirklich ein Attentat gewesen sein, die Armee in ihrer Gesamtheit, als organischer Körper ist noch immer gesund, ihre Disziplin ist unerschütterter und sie hat Führer, die noch von dem Geist des alten heiligen, autokratischen Rußland erfüllt sind und nicht mit sich spaßen lassen, wenn sie gerufen werden. Alle die einzelnen Nachrichten, die heute aus Rußland kommen, können wohl den Anschein erwecken, als wenn dieser Staat im Begriff sei, sich in Anarchie aufzulösen, aber das ist doch nur Schein. Es kann noch viel schlimmer kommen und Schreckliches geschehen, Mordtaten, Blutvergießen, Straßenkämpfe, bald genug aber wird die Reaktion einsetzen und die Ordnung wiederherstellen. Wie sah es denn in Preußen im Sommer 1848 aus? Der Vergleich soll aber nur besagen, daß, wie damals in Preußen, so jetzt in Rußland noch konservative Kräfte vorhanden sind, die sich für den Augenblick im Hintergrunde halten, keineswegs, daß man auch in Rußland schließlich zu dem Kompromiß einer konstitutionellen Verfassung kommen werde. Sollte man etwas dergleichen versuchen, so werden wir ja sehen, wie es funktioniert, ob wirklich etwa die unerlöschliche Zeugungskraft der Geschichte in Rußland eine neue Zwischenform zwischen Konstitutionalismus und Absolutismus hervorbringt.

So viel ist gewiß, auch die Entscheidung über die inneren Schicksale Rußlands liegt schließlich nicht in Petersburg, nicht in den Semstwo's, nicht bei den russischen Parteien, nicht einmal beim russischen Volke, sondern sie wird gegeben werden auf dem Schlachtfelde bei Mukden und beim Zusammentreffen der Flotten im Gelben Meer.

Der Bergarbeiterstreit.

Schon öfter, sowohl von Sozialpolitikern wie von agrarisch gerichteten Konservativen, ist der Gedanke ausgesprochen worden, daß die Kohlenbergwerke ebenso und aus ähnlichen Gründen wie die Eisenbahnen verstaatlicht werden müßten. Die Eisenbahnen sind ein Faktor des Wirtschaftslebens, der auch als privates Gewerbe behandelt werden kann und in den meisten Ländern behandelt wird. Ihre Bedeutung aber für die gesamte Volkswirtschaft, wie für das ganze öffentliche Dasein ist so groß, und dazu der Vorteil einer einheitlichen Verwaltung für das ganze Netz so bedeutend, daß wir es in Deutschland vorgezogen haben, zum Staatsbahnsystem überzugehen, und dieser Entschluß, seiner Zeit mit vieler Mühe durchgekämpft, hat sich vortrefflich bewährt. Die Verwaltung der preussischen Eisenbahnen ist so gut und vielleicht besser als irgend eine sonst auf der Welt (mögen auch in England oder Amerika im einzelnen sich diese oder jene Vorzüge

noch zeigen), und die großen Ueberschüsse gewähren der Gesamtheit der Steuerzahler große Erleichterungen.

Trotzdem bestehen gegen jede Ausdehnung der Verstaatlichung auf andere Gebiete erhebliche Bedenken, denen auch ich mich nicht zu verschließen vermag. Das Staatsbeamtentum, auch das intelligenteste, hat Schwächen, die immer wieder hervortreten werden, Fehler, die für unser ganzes geistiges Dasein gefährlich werden können, wenn gar zu viele Faktoren des Lebens in diese Form gepreßt werden. Der Bureaokratismus, sobald er einmal da ist, wendet seine Macht auch an. An hundert Stellen, wo man es gar nicht vermutet hat, tritt das plötzlich hervor. Ich erinnere an den Schulstreit, den der Kultusminister jüngst mit der Stadt Berlin über die Schulgebäude vom Zaun gebrochen hat; der Eisenbahnminister sieht sich genüßigt, auf seinen Bahnhöfen die dort verkauften Bücher und Zeitungen auf politische Meinungen zu kontrollieren und wichtige, ganz unentbehrliche Erzeugnisse von diesen frequentesten Stellen des Kolportagebuchhandels auszuschließen. Der Staat darf nicht allmächtig sein wollen, aber der Gedanke weiser Selbstbeschränkung liegt dem bureaukratischen Macht- und Selbstbewußtsein gar zu fern. Soll nun der Staat auch noch das ungeheure Gebiet des gesamten Kohlenbergbaues in seine Verwaltung nehmen? Solange es irgend zu vermeiden ist, würde ich dagegen sein; die Dinge sind aber ziemlich plötzlich auf einem Punkt angelangt, wo man dieser Erwägung doch recht ernstlich nahe treten muß.

Der weisfällische Kohlenbau hat sich zu einem Syndikat zusammengeschlossen, das die wesentlichsten Eigenschaften und Vorteile des privaten Betriebes bereits abgestreift hat und ein Privatmonopol darstellt. Der Staat hat versucht durch Erwerbung eines der großen Bergwerke, der „Hibernia“, selber in diese Gemeinschaft einzutreten, um darin mitzuregieren: ein Ausweg, ein Kompromiß, der vieles für sich hat und jedenfalls die ganz schlimmen Auswüchse, zu denen ein Privatmonopol kommen kann, von vornherein abschneidet. Aber die großen Zechenbesitzer, verbunden mit einigen großen führenden Banken, haben sich widersetzt, dem Staat, der bereits auf die Majorität der Aktien die Hand gelegt hatte, im letzten Augenblick durch einen höchst geschickten Coup, Schaffung ganz überflüssiger neuer Aktien, die sie sich vorbehielten, die Majorität entrisßen und eine eigene Organisation, den Trost-Trust, geschaffen, um die künstlich konstruierte Majorität dauernd in der Hand zu behalten.

Die Kohle ist die Grundlage des gesamten modernen Industrielebens. Auch für den Staat ganz direkt, für die Armee, die Flotte, die Mobilmachung ist die Kohle ein so wichtiges wie unentbehrliches Element. Regierung und Landtag sind darin einig, daß unmöglich die Verfügung über ein so gewaltiges Machtinstrument ganz frei einigen Privatleuten überlassen werden dürfe. Ehedem als die Bergwerke auf sehr viele einzelne Besitzer verteilt waren, war es erträglich, und auch jetzt gibt es neben der weisfällischen noch die schlesische und die Saarkohle und schließ-

lich die englische, aber die Masse, die das westfälische Kohlen-Syndikat beherrscht, ist doch so groß, daß die preußische Regierung, nachdem einmal die freie Konkurrenz ausgeschaltet ist, unmöglich sich jeden Einflusses darauf begeben kann.

Die Kohlen-Herren aber wollen ein Mitregiment nicht zulassen, argwöhnen dahinter womöglich sogar den Gedanken der vollständigen Verstaatlichung und haben ihr Selbstbewußtsein, wie die Macht, die sie tatsächlich besitzen, am besten dadurch dokumentiert, daß sie mit ihrem Trost-Trost dem Staatswillen eine Schranke gesetzt haben, die er vorläufig nicht zu überschreiten vermag.

Gegen die Herrschaft eben dieser Kohlenbesitzer hat sich nun auch fast die gesamte Arbeiterschaft des Ruhrgebiets erhoben und die Kohlenförderung eingestellt. Auf die einzelnen Streitpunkte, wegen denen der Streik ausgebrochen ist: Arbeitszeit, Seilsfahrt, Löhne, Wagennullen, Behandlung, brauchen wir hier nicht einzugehen, es ist für uns unmöglich zu entscheiden, ob und wie weit die Arbeiter mit ihren Forderungen und Beschwerden im Recht sind. Es kommt darauf auch gar nicht so sehr viel an; selbst angenommen, die konkreten Veranlassungen zu Beschwerden seien nur ganz geringfügig und die Forderungen sehr übertrieben oder auch ganz ungerechtfertigt, so bleibt doch der eine Gesichtspunkt und die eine Tatsache, worunter alles andere geordnet werden muß, daß nämlich die Besitzer sich geweigert haben, mit den Arbeitern über ihre Forderungen zu unterhandeln, daß sie sich weigern, ihre Organisationen anzuerkennen und nur mit jedem Manne einzeln über das, was er verlangt, sich auseinanderzusetzen willens sind und schließlich sogar die gemeinsame Verhandlung, die die Regierung vorschlug und vermitteln wollte, abgelehnt haben.

Es ist wohl nicht einfach als Trost und Hochmut zu charakterisieren, daß die Zechenbesitzer diesen schroffen Standpunkt eingenommen haben; es ist in Wirklichkeit nichts als das Festhalten an den alten stummen Grundsätzen, die ja lange genug auch die Billigung der Regierung erfahren haben. Haben die Grubenbesitzer erst einmal die Organisation der Arbeiter anerkannt und sich mit ihnen unter Beziehung eines Unparteiischen in eine kontradiktorische Verhandlung eingelassen, so ist es mit dem patriarchalischen System im westfälischen Bergbau ein für allemal vorbei. Schritt für Schritt werden dann die Arbeiter-Organisationen sich das Recht auf ein Mitsprechen bei ihren Interessen erkämpfen, und die Aufforderung zur Nachgiebigkeit, die heute an die Zechenbesitzer gestellt wird, ist also keineswegs bloß ein Appell an friedfertige und wohlwollende Gesinnung, sondern es ist die Forderung der Annahme eines neuen sozialen Prinzips, die Forderung, die die wissenschaftliche Sozialpolitik seit Jahrzehnten gestellt und dafür von den Anhängern des Kapitalismus als Helfershelferin der Sozialdemokratie gebrandmarkt worden ist. Die Arbeiter behaupten, daß die Kohlen-Herren schließlich durch verächtliche und höhnische

Behandlung den Streik absichtlich provoziert hätten. Beweisbar ist diese Behauptung nicht, aber sie hat eine große innere Wahrscheinlichkeit. Die Zechen-Besitzer werden längst beobachtet haben, daß eine große Bewegung sich vorbereite und früher oder später zum Ausbruch kommen müsse: da wäre die Taktik, die Arbeiter zu einem überstürzten und verfrühten, unorganisierten Ausbruch zu verleiten, gar nicht so schlecht erdacht. Man wollte die Bewegung, damit man sie niederschlagen könne. Das Haupt-Argument, mit dem die Kohlen-Herren jetzt gegen die Arbeiter Stimmung zu machen suchen, ist ja, daß sie ohne Einhalten der Kündigungsfrist, kontraktbrüchig die Arbeit niedergelegt hätten, und dazu wünschte man sie zu verleiten. Für jeden einigermaßen sozialpolitisch Gebildeten hat diese Anklage ein sehr geringes Gewicht; nicht nur halten die Arbeiter ihr entgegen, daß die Zechen-Besitzer ihrerseits die im Jahre 1889 nach dem großen Streik getroffenen Abmachungen nicht eingehalten hätten, sondern es gilt hier auch ganz allgemein der Satz, daß Streik Krieg ist, und daß bei Krieg die Verträge ihre Kraft verlieren. Gewiß ist es besser, wenn die Arbeiter auch bei Streiks die Kündigungsfristen einhalten, aber wenn sie es, sei es in der Leidenschaft, sei es weil ihre Chancen dadurch gar zu sehr verschlechtert werden, nicht tun, so ist der Vorwurf, der daraus abzuleiten ist, viel zu gering, um gegenüber dem ungeheuren sozial-wirtschaftlichen Problem, um das es sich handelt, in Betracht zu kommen. Es ist wahrhaft kläglich, daß eine große Partei wie die konservative bei einem solchen Ereignis nichts weiter zu erklären wußte, als daß für sie mit der Feststellung des Kontraktbruchs der Arbeiter jede weitere Erörterung erübrige; man konnte einmal wieder recht erkennen, wie viel diese Partei durch die Ausstoßung Herrn Stöckers, der nachher fast die beste Rede in der ganzen Debatte hielt, verloren hat.

Werden nun die Gruben-Herren, indem sie noch einmal mit voller Kraft den Kampf für die alte Stummsche Sozialpolitik aufgenommen und vielleicht hervorgerufen haben, auch diesmal wieder siegen? Hier kommt nun das soziale Problem der Arbeiterchaft mit dem oben berührten des Trujis in Kontakt. Soll der Staat, der eben mit den Kohlen-Baronen wegen der „Hibernia“ im Kampf liegt, wiederum so stark für die Arbeitgeber Partei nehmen, wie er es bei früheren großen Streiks getan und wie es noch jüngst die sächsische Regierung in Grimmitzschau fertig gebracht hat? Im Jahre 1889 existierte das Kohlen-Syndikat noch nicht, und durch diese Schöpfung ist auch sozialpolitisch die Lage sehr wesentlich verändert. Wie der Staat, so verhält sich auch die öffentliche Meinung heute anders, als noch vor wenigen Jahren; sie steht diesmal so gut wie einstimmig auf der Seite der streikenden Arbeiter; das instinktive Gefühl, auch in den auf die Kohlen angewiesenen industriellen Kreisen, daß der Kohlen-Trast sich zu einer wahrhaft tyrannischen Macht auszuwachsen könne, spielt dabei ganz sicherlich eine Rolle. Aber auch der natürliche Zug der Ideen macht seine Kraft geltend; die patriarchalische großindustrielle Anschauung

des Herrn von Stumm konnte sich vielleicht ein oder einige Jahrzehnte halten, schließlich aber konnten die Menschen sie doch nicht mehr ertragen. Sie steht zu sehr mit der ganzen sonstigen Denkweise der Zeit im Widerspruch. Die stille unausgesetzte Arbeit der Wissenschaft, auf den Kathedern, in der Literatur, auf den wirtschaftlichen und sozialen Kongressen und Versammlungen macht sich geltend. Man kann, um Kleineres mit Größerem zu vergleichen, die patriarchalisch-großindustrielle Sozialpolitik neben das Bobndonoszew-System in Rußland stellen; eine Zeit lang hat es vorgehalten und Rußland ist dabei auch ganz gut gediehen, endlich aber muß es doch einmal zusammenbrechen, und der Moment scheint ja heute gekommen. So hat auch das System Stumm materiell ganz gut funktioniert: der Reichtum Deutschlands hat unermesslich zugenommen, der gewerbliche Fortschritt war unvergleichlich und dazu hat die strenge Disziplinierung der Arbeiterschaft gewiß ihr Teil beigetragen. Jetzt aber geht es mit diesem System zu Ende und wir müssen nach neuen Formen der sozialen Organisation suchen.

Der Wunsch der öffentlichen Meinung geht offenbar dahin, daß die Regierung mit der höchsten Energie auftrete und die Kohlen-Barone zwingt, ihre Vermittlung anzunehmen. Ugleich sie ja ein direktes Zwangsmittel gegen die Herren nicht hat, so kann sie doch, wenn sie will, schon eine ziemliche PreSSION ausüben. Schon die 1000 Mark, die der Kardinal-Erzbischof von Köln den Notleidenden gespendet hat, haben einen sehr starken Eindruck gemacht. Fürst Bismarck würde in einem solchen Fall in der offiziellen Presse ein Hagelwetter loslassen, daß auch die stärksten Nerven im bergbaulichen Verein nachgeben würden. Selbst die österreichische Regierung hat im Jahre 1900 einmal durch solche Mittel die Industrie-Magnaten klein gekriegt.

Aber so wenig es bei den Herren Stinnes, Mirdorf, Thyssen, Krabber und wie sie heißen, bloße Propaganda und Profitgier ist, die sie so eigensinnig macht, so wenig ist es bloße Charakterchwäche, die den Reichskanzler und den Handelsminister hat so zahm und so referiert auftreten lassen. Für die Konservativen und noch mehr für die Nationalliberalen gibt es keine Entschuldigung wegen ihres Verhaltens im Landtag und Reichstag in dieser Frage: es ist schlechtweg kläglich, und auch unter ihren eigenen Parteigenossen werden hoffentlich doch recht viele sein, die nicht damit befriedigt sind, wenn eine so ungeheure Bewegung einfach auf sozialdemokratische Verheißung zurückgeführt wird und damit abgetan sein soll. Wegen der freilich auch recht schwächlich erscheinenden Haltung der Minister aber möchte ich doch für mildernde Umstände plädieren. Ich glaube nicht, daß Graf Bülow und Herr Möller nach der Lage der Sache viel anders reden konnten und durften, als sie es getan haben. Sie haben vorsichtig labiert, so vorsichtig, daß bald der eine, bald der andere mehr nach dieser oder mehr nach jener Seite zu neigen schien. Sie würden gewiß gar nicht so ungern den Herren von der „Sibernia“ etwas den

Daumen aufs Auge setzen, aber sie sind nicht frei. Trotz aller Spannung ist Großindustrie und Großkapital doch einmal eine Hauptstütze des heutigen Regierungssystems und es ist nicht so leicht, davon loszukommen. Ja, wenn wir eine regierungsfähige Demokratie hätten, d. h. eine Demokratie, an die sich die Regierung mit einem ehrlichen *do ut des* auch einmal anlehnen könnte! Das ist ja aber der böse *circulus vitiosus*, in den wir eingeschlossen sind, daß jede Wendung nach links auf die intransigente Sozialdemokratie stößt — deshalb muß die Regierung sich zu den Scharfmachern halten — und weil sie sich zu den Scharfmachern hält, kann sie die sozialen Reformen nicht machen, durch die sie die Arbeiterschaft von der Sozialdemokratie wieder abziehen könnte! Graf Bülow hat ganz mit Recht darauf hingewiesen, daß bei uns, anders wie in England die Gewerksvereine alle einen politischen Charakter hätten: die einen sind sozialdemokratisch, die andern freisinnig, die dritten ultramontan, die vierten polnisch. Er hat freilich nicht hinzugefügt, warum das in Deutschland so ist und in England nicht. Einer unserer besten praktischen Sozialpolitiker, der verstorbene Abgeordnete und Großindustrielle Richard Köfide kam immer wieder auf diesen, als den ganz entscheidenden Punkt zurück: die Regierungen in Deutschland haben Jahrzehnte hindurch die Ausbildung der Gewerksvereine nach Kräften verhindert und unterbunden. Da blieb den Arbeitern gar nichts anderes übrig, als sich unter die Fittiche einer politischen Partei zu flüchten, die nicht unterdrückt werden konnte. Dies, nicht ganz ausschließlich, aber jedenfalls in erster Linie, ist der Grund, weshalb wir eine so außerordentlich starke sozialdemokratische Partei in Deutschland haben, und die Intransigenz dieser Partei zwingt wieder die Regierung, ihren Stützpunkt viel weiter nach rechts und sogar bei den Ultramontanen zu suchen, als sie es sonst sicherlich tun würde.

So wenig wie politisch ist auch sozialpolitisch der zu wünschende Ausgleich so leicht zu finden, wie man wohl meint. Der Minister Möller hat im Reichstag geäußert, die Meinung der Gelehrten, daß man die Arbeiter sich organisieren lassen solle, weil man dann mit ihnen verhandeln könne, sei durch die westfälischen Ereignisse widerlegt, da die Arbeiter den Führern nicht gehorchten und den Streik gegen ihren Rat und Willen gemacht hätten. Das ist eine unzutreffende Auffassung: erstens ist auch bei Organisationen nicht ausgeschlossen, daß den Häuptern einmal die Führung entgleitet; zweitens ist ein großer Teil der Bergarbeiter nicht organisiert; drittens ist es keineswegs die Meinung aller Gelehrten, daß man nur den Gewerks-Organisationen freie Hand zu lassen brauche, um die soziale Frage zu lösen. Einige Sozialpolitiker allerdings vertreten diesen Standpunkt, sehr viele aber haben sich längst dazu bekannt, daß damit nur eine sehr unvollkommene und in vieler Beziehung auch schädliche Lösung erreicht sein würde, und auch in dieser Zeitschrift sind mehrfach Vorschläge zu anderweiten Organisationen und Institutionen gemacht worden. Nur darüber ist allerdings

die ganze wissenschaftliche Welt einig, daß der Stummische Herrenstandpunkt schlechterdings nicht haltbar ist und daß die Arbeiter absolut im Recht sind, wenn sie sich dagegen auflehnen. Deshalb sind auch alle Sympathien diesmal bei den Ausständigen. Aber was für positive Institutionen nunmehr geschaffen werden sollen, die zugleich den Arbeitern die Gleichberechtigung gewähren, auf die sie Anspruch haben, und die Mängel der Gewerkvereine nach englischer Art vermeiden, darüber gibt es noch recht verschiedene Ansichten. Die Frage ist um so schwerer zu beantworten, als die Grundlagen, von denen man früher ausging, eben jetzt im Begriff sind, völlig verschoben zu werden. Das Zusammen schließen der bisherigen Einzelfabriken zu Riesenbetrieben, zu Trusts, schafft ja auch zu den Arbeitern ein ganz anderes Verhältnis. Die zentralisierten Betriebe haben eine so kolossale Macht, daß kein Gewerkverein dagegen aufkommen kann. Bei Krupp wird nicht gestreift. Der Verein für Sozialpolitik hat in der Erkenntnis, daß hier ein ganz neues Problem entstanden ist, auf den Vorschlag Professor Brentanos soeben beschlossen, die Frage auf die Tagesordnung seiner nächsten Zusammenkunft in Mannheim zu setzen.

Es ist wohl nicht unmöglich, daß trotz der Sympathie der öffentlichen Meinung, trotz des guten Willens der Regierung zur Vermittlung, die ungeheure Macht des geschlossenen Ringes der Zechenbesitzer wieder siegt und der Hunger die Arbeiter nach Wochen schwerer Entbehrungen wieder zur Unterwerfung zwingt. Der unabsehbare Schaden aber, den der Kohlenmangel der ganzen westlichen Industrie zufügen wird, wird doch vielen Leuten die Augen öffnen, daß es so nicht weiter geht, daß Deutschland solchen Gefahren nicht dauernd ausgesetzt bleiben darf, daß die Gesetzgebung endlich eingreifen muß, um den gefährlichen, aufgehäuften Arbeitermassen einen befriedigenden Rechtszustand zu schaffen.

22. 1. 05.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Stearns, Frank Preston**. True Republicanism or the real and ideal in politics. Philadelphia and London, J. B. Lippincott Company.
- Wahl, Adalb.** — Vorgeschiede der französischen Revolution. M. 7,—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Wollnack, A. L.** — Der moderne Idealismus in Russland. Autorisierte Uebersetzung von Josef Melnick. Frankfurt a. M., Rittten & Loening.
- , — „Das Buch vom grossen Zorn“. Autorisierte Uebersetzung von Josef Melnick. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—. Frankfurt a. M., Rittten & Loening.
- Zepfer, Dr. Bogumil.** — Musik für Alle. Jahrgang I. No. 1. Inhalt: Mozart, Menuett — Schubert, Valses nobles — Tschaikowsky, Lied — Hauperdinck, a) Liebeszene, b) Rosenringel — Oskar Straus, Pechvogel — Lancke, Polka. Monatl. erscheint ein Heft. Preis 50 Pf. für das Heft, vierteljährlich M. 1,50. Berlin, Ullstein & Co.
- Zola, Emile.** — Meine Liebste und andere Novellen. Kleine Bibliothek Langen. Bd. 78. M. 1,— München. Albert Langen.
- Ziegler, Dr. phil. J. H.** — Die wahre Ursache der hellen Lichtabstrahlung des Radiums. M. 1,50. Zürich. Art. Institut Orell Füssli.
- Zwiedineck-Niedenhorst.** — Deutsche Geschichte 1806—1871. Band 3 M. 6,—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.
- Adler, Guido.** — Richard Wagner. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Wien. M. 6,— Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Carte'fari, Dr. A.** — Ueber Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. 80 Pf. Leipzig, Dyksche Buchhandlung.
- Deutsche Arbeit.** — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Jahrgang IV. Heft III. M. 1,—. Prag, Karl Bellmann.
- Faberius.** — Viele Häuser und kein Heim. Zur Naturgeschichte des städtischen Wohnhauses. 50 Pf. Cassel, Max Sierng.
- Geiger, Hanno.** — Ein Sommerdyll. Berlin-Charlottenburg, Verlag im Goethehaus.
- Grimm, Jakob.** — Rede auf Schiller. Mit Bildnis Schillers von Gerhard von Kügelgen. Geh. 50 Pf., geb. M. 1,—. Hamburg, Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze.
- Harnack, Adelf.** — Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit. Vortrag gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 29. November 1904. 50 Pf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
- Hatschek, Dr. Julius.** — Englisches Staatsrecht mit Berücksichtigung der für Schottland und Irland geltenden Sonderheiten. Bd. I. Die Verfassung. (Handbuch des öffentlichen Rechts. IV. II. 4. 1.) Geh. M. 18,—, geb. M. 19,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Haufe, Dr. Ewald.** — Das Evangelium der natürlichen Erziehung. M. 1,50. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
- Malbern, Dr. Adolf.** — Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus der Anthropologie. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. („Aus Natur und Geisteswelt“). Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 62. Bändchen.) Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Hinze, Otto.** — Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Siebzehnter Band, zweite Hälfte. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Hörting, E. O.** — Weltenträume. Drittes Heft. M. 1,—. Leipzig, Th. Grieben.
- Kleegen, Laurenz.** — Chateaubriand und die Neuromantik. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Band XXIV. Heft 31.) Preis des Bandes (12 Hefte) M. 4,50, Einzelhefte 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.
- Knozt, Karl.** — Römische Taktik in den Vereinigten Staaten. Brosch. M. 1,50. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
- Kriegsartikel für das Heer.** Der amtliche Wortlaut erläutert durch eine der Sprechsprache angelehnte Fassung. (Sonderabdruck aus dem „Hauslehrer“) 20 Pf. Leipzig, K. G. Th. Scheff-r.
- Langen, Martin.** — Leidenschaften. Eine Tragödie. München, Albert Langen.
- Lehmann, J. F.** — Aegyptische Gedichte. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. München, C. H. Beck.
- Löwenberg, Dr. J.** — Derlev von Liliencron. Mit einem Bildnis Liliencron's. Geh. 50 Pf., geb. M. 1,—. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.
- Loti, Pierre.** — Indien (ohne die Engländer). Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Berlin, Hüpeden & Morzyn.
- Meitzer, Dr. Herm.** — Luther als deutscher Mann. M. 1,20. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Mewes.** — Bodenwerte, Bau- und Bodenpolitik in Freiburg i. B. M. 2,—. (Volkswirtschaftliche Abhandlungen. VII Band. 3 Heft.) Karlsruhe, Braunsche Hofbuchdruckerei.
- Michaelis, Dr. Carl.** — Die Stadt Berlin und das Reformgymnasium. Vortrag in der Versammlung vom 29. November 1904. (Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg) Als Manuskript gedruckt.
- Otto, Dr. Eduard.** — Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Mit zahlreichen Abbildungen. („Aus Natur und Geisteswelt“). Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 14. Bändchen.) 2. Auflage. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Preuss, Dr. Hugo.** — Das Recht der städtischen Schulverwaltung in Preussen. 99 S. Berlin, K. L. Praeger.
- Rauschberg, Dr. Heinrich.** — Sprachenkarte von Böhmen 1:500 000. Mit 4 Ekkartons im Mass 1:200 000. Preis 4 Kr. 50 h. Auf Leinen 6 Kr. Wien, R. Lechner.
- Rod, Ed.** — Ern Sieger. Berlin, Hüpeden & Morzyn.
- Rösler, A.** — Le-sing. Sein Leben und seine Werke. Band I. Geb. M. 4,90. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
- Schillers sämtliche Werke.** Säkular-Ausgabe. Band 14 u. 15 à M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.

- Statistisches Jahrbuch** für den Preussischen Staat. 2. Jahrg. 1904. Berlin, Verlag des Königl. Statistischen Bureau.
- Stern, Adolf.** — Peter Cornelius Literarische Werke. 4 Gedichte. M. 5,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Suyematsu, Baron.** — Russland und Japan. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Franz Müller. 32 S. London, Probstheim & Co. 14 Bury Street, Britt. Museum W. C.
- Thünen-Archiv.** — Organ für exakte Wirtschaftsforschung herausgegeben von Dr. Richard Ehrenberg. Erster Jahrg. 2. Heft. Jena, Gustav Fischer.
- Ufer, Chr.** — Die Ergebnisse und Anregungen des Kunst-Erziehungstages in Weimar. M. 1.—. Altenburg (S.-A.). Oskar Bonde.
- Wartburgstimmen.** Halbmonatschrift für deutsche Kultur. II. Jahrgang, No. 18. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.

Kant und die spekulative Mathematik.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Die reine Wahrheit ist menschlicher Erkenntnis nicht ergründlich, — es sei denn durch die Kraft spekulativen Denkens. Begründer dieser Einsicht sind die Hellenen gewesen, und so haben sie zuerst die Leuchte entzündet, welche schließlich unser ganzes Leben im Geiste zu verklären bestimmt ist. Was vom Altertum so ans Licht der Welt gebracht war, ist hinfort nicht wieder vergessen worden, auch nicht im Mittelalter; aber das spekulative Erbe ist in dieser ganzen Zeit nur im einzelnen ausgebreitet, nicht zu fortschreitender Entwicklung nutzbar gemacht worden. Die Gabe urschöpferischer Ideengestaltung ist von den Hellenen erst wieder auf die Germanen übergegangen und hat in den Tagen unserer klassischen Philosophie durch Kant und Fichte, durch Schelling und Hegel eine ungeahnte Fruchtbarkeit entfaltet.

Was diese vier großen Denker geschaffen haben, darf nicht isoliert genommen werden, sonst stirbt es unter den Händen ab; es muß wie ein einziges, in sich zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden, wenn seine lebendige Bedeutung durchschaut werden soll. Dann aber wird erkenntlich, daß sich der Genius unseres Volkes in dieser fortschreitenden Ideenentwicklung selber ausgesprochen und sich so zur Klarheit des Gedankens erhoben hat. Es wird ersichtlich, daß die ideelle Grundbestimmtheit unseres Volkstums, wie sie sich seit der Reformation in der Sphäre religiöser Subjektivität zu äußern begonnen und wie sie sich in unserer klassischen Dichtung symbolisch veranschaulicht hat, durch die spekulative Philosophie sich erst zum Bewußtsein der in ihr ruhenden Freiheit des Geistes emporgerungen hat. Was Luther vermöge der Genialität des seiner selbst gewissen Glaubensgefühls ahnend ergriffen, was Goethe und Schiller als den Grundquell aller natürlichen und sittlichen Daseinsentfaltung in

künstlerischer Verjünglichung gefaßt haben, das ist von Kant zu Hegel in hüllenloser Wahrheit dem geistigen Auge entschleiert worden.

Aber mit dem Aussterben der Generation Hegels ist der spekulative Idealismus aus dem Zustande aktueller in den potenzieller Energie übergegangen. Er hat sich von der Bühne der wissenschaftlichen Aktion zurückgezogen und hat den Platz der Gegenwirkung jenen mit dem endlichen, empirisch-verständigen Wissen sich befassenden Mächten freigegeben. Hegel selber würde diesen Uebergang vom Idealismus zum Positivismus, vom Rationalismus zum Empirismus, von der Geistesphilosophie zum Psychologismus als durchaus seiner dialektischen Methode entsprechend gefunden haben, wonach jede Position erst in ihre Negation übergehen müsse, um sich alsdann in der Negation dieser Negation darüber hinaus zu einer affirmativen Totalität zusammenzufassen. Danach hätte auch das Zeitalter der Philosophie erst in ein solches der Unphilosophie übergehen müssen, um alsdann dereinst wieder aus dieser Verneinung der spekulativen Ideenentwicklung in eine höhere Bejahung umzuschlagen. Ob dieses Gesetz der Selbstentwicklung des Geistes zutreffend bestimmt ist, soll hier nicht weiter untersucht werden. Indessen das entspricht den Tatsachen, daß der Epoche der klassischen Philosophie eine solche der auf alle Gebiete des endlichen Wissens sich erstreckenden Empirie gefolgt ist, daß wir aber trotz der Ausbreitung dieser sinnlichen, positiven Kenntnisse innerlich um keinen Schritt weiter gekommen sind, und daß aus dieser Verödung des geistigen Lebens der Drang nach spekulativer Lebensvertiefung von Tag zu Tag mächtiger wird. In den unsicher tastenden Bewegungen der Literatur und der Kunst, wie des religiös-sittlichen und gesellschaftlichen Lebens, überall macht sich der Mangel lebenszeugender Ideen drückend fühlbar, und doch muß erst der Boden wieder bereitet werden, in dem ihr tiefverborgener Same zu neuem Leben zu erwachen vermag. Der Philosophie aber kommt es an erster Stelle zu, zunächst einmal das Licht des Verständnisses für die reine, spekulative Natur der Ideenbewegung von neuem zu entzünden,— zu entzünden an dem Erbe unseres klassischen Idealismus. Wir müssen seinen Faden wieder da aufnehmen, wo ihn die vorangehenden Generationen haben aus der Hand fallen lassen, um ihn alsdann mit neuer Kraft weiter zu spinnen.

Um den rechten Standpunkt für die Charakteristik unserer klassischen Philosophie zu gewinnen, muß man sich so stellen, daß man ihren natürlichen Zusammenhang mit der klassischen Philosophie der Hellenen direkt zu überblicken vermag. Die wahrhaft schöpferische

Epöche dieser hellenischen Gedankenbewegung erreicht ihren Höhepunkt und ihren Abschluß im Denken des Aristoteles. Bei uns eröffnet Kant den Reigen. Was dazwischen liegt, ist kulturhistorisch sehr interessant und im einzelnen auch philosophisch wertvoll und bedeutsam, aber die Lösung des Hauptproblems wird in dieser ganzen Zeit wenigstens direkt um keinen Schritt weiter gebracht. Bezeichnend dafür ist es ja, daß Kant sogar selber bezüglich der Logik zu der Ueberzeugung kam, daß sie zwar seit Aristoteles keinen Schritt rückwärts hat tun dürfen, daß sie aber auch bis dahin keinen Schritt vorwärts hat tun können. Aber damit ist es nicht abgetan; es handelt sich nicht bloß um die formale Logik, man muß die Behauptung Kants auf die Entwicklung der philosophischen Methode überhaupt ausdehnen und sagen: die spekulative Philosophie beginnt erst wieder mit Kant sich über die Stufe zu erheben, auf welcher sie Aristoteles zurückgelassen hat.

Um das zu verstehen, müssen wir einmal die Frage aufwerfen: was ist, in eins gefaßt, der Gesamtertrag schöpferischer Menschheitsbildung, den der klassische Hellenismus seinen Nachfahren hinterläßt? Die Antwort kann nicht wohl anders lauten als: die Entdeckung des Geistes als der allbestimmenden Vernunfttotalität. Die rechte Würdigung dieser ihre Schalen endlich durchbrechenden Wahrheit, durch die sich die Menschheitskultur des Abendlandes auf einmal und für immer über diejenige der ganzen Umwelt erhebt, wird aber dadurch fortgesetzt erschwert, daß die Bezeichnungen „Denken“ und „Geist“ in einem sehr verschiedenen Sinn genommen werden. Das Denken auf seiner niedrigsten Stufe ist sinnlich-psychologisches, in die Gegenstände der Wahrnehmung versenktes Denken; in seinem Fortgange ist es abstrahierend-psychologisches oder verständiges Denken, als welches es die gesetzlichen Verknüpfungen der abstrakten Allgemeinbestimmtheiten zum Gegenstande hat. Bis dahin ist es aber unfreies Denken, das sich auf seinen Inhalt, seine Gegenstände noch als ihm fremde, „gegebene“ bezieht und sie noch nicht erkennt als das konkrete Denken seiner selbst. In diesen Weisen ist das Denken endliches Denken, — Denken des endlichen Subjektes, durch welches das denkende Sach- und Selbstbewußtsein noch in abstrakt unwahrer Selbstständigkeit auseinandergehalten wird. Soweit war auch die nicht-hellenische Menschheit gelangt, wenn sie auch nicht dazu gekommen ist, die Formen dieses psychologischen Denkens wissenschaftlich zu fixieren, wie es später Aristoteles nachgeholt hat. Aber die Entwicklung der hellenischen Philosophie charakterisiert sich als die

fortschreitende Erkenntnis, daß das Denken mehr ist als solch endliches Denken, daß es, in seiner ganzen Wahrheit erfasst, unendliches, vernünftiges Denken oder Geist ist. Maßgebend für diese Einsicht war, daß es keine andere Seinsbestimmtheit als das Denken gibt, von dem aus alle Form- und Inhaltsbestimmungen des gesamten Welt- und Selbstbewußtseins ausnahmslos begriffen werden. Ist es aber so, dann gibt es auch nur den einen Weg zur wahren Wissenschaft, nämlich den, die in sich entwickelte Totalität des äußern und inneren Universums als die Selbstbestimmung des einen, unendlichen Denkens zu erfassen. Das endliche Denken des endlichen Subjektes ist nur ein beschränktes Denken des unendlichen Denkens; aber da dieses es selbst ist, das sich zu jenem beschränkt, so vermag sich auch das endliche seinerseits zum unendlichen Denken zu erheben, wenn es von sich aus seine endliche, individuelle Beschränkung negiert. So wird aus dem sinnlich-psychischen Menschen der geistige Mensch und aus dem Soma psychikon das Soma pneumatikon (1. Cor. 15).

Das ist das Fundament der Weisheit, zu welcher die Hellenen gelangen, und es ist derselbe Aristoteles, der in seiner Seelenlehre die Logik der Psychologie, in seiner Physik die Logik der Natur, in seinem Organon die des abstrahierend-verständigen Denkens als die Weisen des endlichen Erkennens begründet hat, und ebenderselbe, der jene höchste und erhabenste Weisheit von der denktätigen Vernunfttotalität als Logik des Geistes in seiner Metaphysik konstituiert und sie in der Ethik und Politik nach der praktischen Seite hin ausgebaut hat. Als Hegel am Schluß seiner Encyclopädie die Summe seiner spekulativen Untersuchung anzugeben suchte, da fand er sich gedrängt, sein Werk mit denjenigen Sätzen des Aristoteles zu krönen, die in Wahrheit das reinste und vollendetste Ergebnis der gesamten hellenischen Kulturbewegung zum Ausdruck zu bringen. Auf deutsch mögen sie etwa so lauten: „Das vernünftige Denken an und für sich ist das Denken des wahrhaft Guten und zwar das vernünftigste, das des absolut Guten. Sich selbst aber denkt die Vernunft, indem sie sich auf sich selbst als das vernünftig Gedachte bezieht. Gedacht also, verwirklicht sie sich beziehend und denkerzeugend, so daß Vernunft und vernünftig Gedachtes eins und dasselbe sind. Denn das, was das Gedachte und den Wesensgrund in sich vereinigt enthält, ist eben die Vernunft. Daher ist diese ihre Verwirklichung ein Göttliches höheren Grades als das, was die Vernunft nur untätig zu enthalten scheint, und so ist die denkende Vernunftentwicklung der Freuden und der Güter Höchstes. Wenn nun, was sich stetig, wie wir nur

manchmal, in so reiner Freude erhält, Gott ist, so ist dies bewunderungswürdig und um so bewundernswerter, in je höherem Grade es sich so verhält. Also aber verhält es sich. Auch ist ihm das Leben immanent. Denn die Entwicklung der Vernunft heißt Leben. Und sie ist Entwicklung, und diese ihre Entwicklung an und für sich ist absolut gutes und ewiges Leben. Das ewige, absolut gute Lebewesen aber heißt Gott, und daher wohnt der Gottheit Leben von stetiger, unendlicher Dauer inne. Denn das heißt: Gott.“ In dieser Einsicht, daß die Vernunft die Totalität alles Guten ist, und daß sie dadurch ist, daß sie denkt; schließlich, daß alles menschlich vernünftige Denken — Denken jenes absoluten Denkens ist und sein muß, darin faßt sich leztlich alles zusammen, was die Grundidee abgegeben hat zu der tiefgreifendsten Evolution, welche die Weltgeschichte bis jetzt erlebt hat. Denn aus dieser Idee als ihrer praktischen, allgemein-menschlichen Verwirklichung hat sich unter Anknüpfung an geschichtlich Gegebenes diejenige Religion entfaltet, welche sich auf die Wahrheit gründet, daß Gott Geist ist und daß, die ihn anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten müssen; — diejenige Religion, welche von der Idee getragen ist, daß alles aus dem Geist und durch den Geist ist, daß dieser in seiner objektivierenden Selbstbestimmung als Logos die Welt als seine Welt gesetzt hat, und daß die zur Vernunft erwachenden Menschengeschöpfe durch die Verlebendigung dieses Logos in sich wiederum ihr endliches Dasein mit dem unendlichen Geiste versöhnen. Es wird nicht bestritten werden, daß kein Fortschritt der weltgeschichtlichen Entwicklung dieser Ermittlung und Vermittlung des Geistes auch nur entfernt an innerem Werte gleichkommt, weil dadurch nicht bloß dies oder jenes in seiner richtigen Bedeutung erfaßt, sondern weil der Mensch selber damit erst wahrhaft zum Menschen erhoben worden ist. Und diese Idee, aus der die Religion des reinen Christentums geboren wurde, so daß dadurch jene ideelle Wahrheit zum Gemeingut aller Menschen gemacht worden ist, diese Idee, noch gehalten in der strengen Sphäre des denkenden Denkens, ist ein Erzeugnis des hellenischen Geistes.

Aber nicht die religiöse Verwirklichung des spekulativen Gedankens beschäftigt uns hier; es ist dieser Zustand nur deswegen erwähnt worden, um der freilich allzu banausischen Ansicht zu begegnen, daß die philosophische Spekulation ein leeres und unfruchtbares Gedankenspiel sei; und es sollte demgegenüber nur wieder einmal darauf hingewiesen werden, daß gerade von ihr die Bewegung ent-

sacht worden ist, durch welche unser Geschlecht zur Entwicklung des wahren, geistigen Menschheitstypus fortgeschritten ist. Nur das noch möge hinzugefügt sein: wahre Philosophie, und das ist allein die spekulative, birgt auch die wahre Religion in sich; nur hält sich jene im Bereich des reinen, innersten Denkens, während diese sich über den ganzen Umkreis der natürlichen Lebensbewegung praktisch bestimmend ausdehnt. „Die Religion“, sagt unser größter Religionsphilosoph, „ist die Art und Weise des Bewußtseins, wie die Wahrheit für alle Menschen, für die Menschen aller Bildung ist; die wissenschaftliche Erkenntnis der Wahrheit aber ist eine besondere Art ihres Bewußtseins, deren Arbeit sich nicht alle, vielmehr nur wenige unterziehen. — Das Fundament der wissenschaftlichen Erkenntnis ist der innere Gehalt, die innewohnende Idee und deren im Geiste rege Lebendigkeit, wie nicht weniger die Religion ein durchgearbeitetes Gemüt, ein zur Besinnung erwachter Geist, ausgebildeter Gestalt ist.“

Ist nun die wesentliche, positive Leistung des hellenischen Geistes in der angegebenen Weise getroffen, so wäre doch die konzentrierende Charakteristik dieser Fundamentalidee unvollständig, wenn nicht auch die Schranken und der Mangel dieses Erkenntnisverfahrens herausgehoben würden. Man kann die Methode dieses platonisch-aristotelischen Vorgehens als die *phänomenologische* Denkentwicklung bezeichnen, und eben darin, daß Aristoteles und mit ihm das gesamte Altertum bei dieser Phänomenologie des Geistes stehen geblieben ist, darin liegt die Begrenztheit. Plato wie Aristoteles gehen stets von dem Gegenstandsphänomen der unmittelbaren, sinnlichen Wahrnehmung aus, und indem sie an diesem unmittelbaren Wissen dialektisch die Widersprüche entwickeln, gelangen sie beständig zu dem Ergebnis, daß das wahrhaft Seiende ausschließlich auf dem begrifflichen Wissen beruhe. Dadurch aber unterscheiden sie sich, daß Plato die Begriffe zwar nicht in dem schlechten Sinne als transzendente Wesen, sie wohl aber im *Denken* als die den sinnlichen Gegenständen abstrakt gegenüberstehenden Wesenheiten oder Ideen nimmt und sie so nach dem Grade dieser Abstraktion in einen stufenmäßig geordneten Zusammenhang bringt. Eben darin aber besteht der Fortschritt des aristotelischen Denkens, daß von diesem jene einseitige Abstraktion kritisch überwunden und der Begriff als immanente, konkrete Wesenstätigkeit charakterisiert wird. Hierdurch wird das weitere Ergebnis erreicht, daß das starre Sein der platonischen Ideen in eine lebendige Entwicklung aufgelöst wird, worin sich die

Denkvernunft, als sich zu Einzeldingen differenzierend, selbsttätig manifestiert. Hieraus erwuchs nun die Aufgabe, die Gesetze dieser selbsttätigen Denkvernunft als solcher zu ermitteln, und eben hier ist es, wo Aristoteles über die phänomenologische Dialektik hätte hinausgehen müssen, um zu einem in sich geschlossenen System zu kommen; und doch ist tatsächlich weder er noch sein Nachfolger darüber hinaus gekommen. So entwickelt dieser Denker dann nur gewisse, an dem phänomenalen Dasein austauschende Gegensätze, wie Form und Stoff, Potenzialität und Aktualität, Bewegung und bewegende Ursache, um ihren Widerspruch in einer höheren Einheit aufzuheben, und er erklärt zwar, daß das höchste, das göttliche Gesetz dieser begreifenden Vernunfttätigkeit schlechthin das Denken des Denkens sei, aber er gelangt doch nicht mehr dazu, die höhere Methode zu finden, wonach dieses absolute Denken ohne Rücksicht auf die phänomenale Welt seine Gegensätze und ihre Aufhebung rein aus sich selbst zu einem geschlossenen System entwickelt. Daher sagt Hegel mit Recht von ihm: „Der Mangel der aristotelischen Philosophie liegt also darin, daß, nachdem durch sie die Vielheit der Erscheinungen in den Begriff erhoben war, dieser aber in eine Reihe bestimmter Begriffe auseinander fiel, die Einheit, der absolut sie verneinende Begriff, nicht geltend gemacht worden. Dies ist es nun, was die Folgezeit zu leisten hatte.“ Daß gleichwohl diese Schranke schon im Altertum fühlbar wurde und daß daraus das Bedürfnis, sie zu überwinden, sich bemerkbar machte, ist daraus zu ersehen, daß die nacharistotelische Philosophie jene, alle Gegensätze in sich fassende, oberste Begriffsseinheit durch eine phantastische, theologische Metaphysik weiter zu bestimmen suchte. Aber es wird dadurch nur um so durchsichtiger, daß dem hellenischen Denken an diesem Punkte die Grenze gezogen war, über die es nicht mehr hinauszudringen vermochte. Daß auch das ganze Mittelalter sich über diese theologisierende Metaphysik nicht mehr erhoben hat, bedarf keiner weiteren Begründung. So ragt also von dem Altertum her ein Denkproblem herüber, das von Aristoteles noch formuliert wurde, aber gleichwohl ungelöst blieb; deswegen ungelöst, weil sich die wissenschaftliche Kraft des philosophischen Denkens in der phänomenologischen Dialektik erschöpft hatte und die tiefer dringende Methode der spekulativen Logik nicht mehr zu entwickeln vermochte. Dieses Problem aber, das von Aristoteles als *Denkendes Denken* fixiert war, taucht alsdann in der kritischen Frage Kants wieder auf: *wie sind synthetische Urteile a priori möglich?*

Es bedarf schon eines tieferen Eindringens, um die Identität des Gedankens in diesen äußerlich so verschieden lautenden Ausdrucksweisen zu erkennen. Denn diese Identität beruht nicht darauf, daß Kant sogleich dasselbe Ziel ins Auge gefaßt hätte, auf das Aristoteles vorausdeutend hingewiesen hatte, sondern lediglich darauf, daß die Kantische Problemstellung zu einer darüber hinausgehenden Entwicklung Veranlassung gab, in deren weiterem Verlauf erst klar zu Tage trat, daß sich diese spekulative Bewegung letztlich auf die Ermittlung der Denkmethode des konkreten Denkens konzentriert. Man darf dabei nicht vergessen, daß Kant eben nicht direkt von Aristoteles ausgegangen ist, sondern daß er zunächst ganz mit der philosophischen Denkweise seines Zeitalters verflochten war, bis er die Unmöglichkeit, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, einsah. Daß ihn dabei die Humesche Banerotterklärung aller streng wissenschaftlichen Erkenntnis aus dem dogmatischen Schlummer aufscheuchte, hat er selbst vermerkt, und darüber herrschte fortan kein Zweifel mehr, daß sowohl die empirische wie die dogmatische Fragestellung falsch sei. Um so frappanter ist es nun, daß sein Genius ihn ohne direkte Beziehung zu dem Stagiriten dazu treibt, das vom Altertum ungenutzt hinterlassene Gedankenerbe sich aus eigener Kraft zu erwerben und den ersten Versuch einer Logik der reinen Vernunft zu machen.

Hierbei muß sogleich noch auf einen anderen Punkt verwiesen werden, der für das Verständnis dieser reinen Vernunftspekulation von großer Bedeutung ist, ohne daß ihn jedoch der Begründer der Transszendentalphilosophie schon geltend gemacht hätte. Wer nämlich die Entwicklung der spekulativen Philosophie von Kant bis zu Hegel in ihrer wahren Grundbestimmtheit erfaßt, muß zu der Einsicht gelangen, daß dieselbe Idee, welche auf dem speziellen Gebiet der Mathematik bereits zur Begründung der Infinitesimalmethode geführt hatte, hier ihre allgemein konstituierende, philosophische Fassung erhält*). Was die Differenzial- und Integralrechnung für die Mathematik zu bedeuten hat, das ist die Logik der reinen Vernunft oder die spekulative Logik für die unendliche, allumfassende Vernunfttotalität. Das ist nicht so zu verstehen, als ob es die Hauptaufgabe der reinen entwicklungs-

*) Anmerk. Man vergleiche hierzu H. Cohen „Das Prinzip der Infinitesimalmethode“, wo dieser Gedanke in einem anderen, mir nicht ausreichend erscheinenden Sinn behandelt wird.

theoretischen oder spekulativen Philosophie wäre, die allgemeine Erkenntnisfunktion der Infinitesimalmethode festzustellen; das ist vielmehr eine spezielle Aufgabe der angewandten Philosophie. Wohl aber ist das gemeint, daß der Begriff der höheren Analysis sich als eine spezifisch bestimmte Tendenz der allgemeinen spekulativen Erkenntnisfunktion erweist. Wie sich die höhere Mathematik zur niederen verhält, so die spekulative Erkenntnis zur empirischen überhaupt, und zwar dadurch, daß sie von dem Berechnen und Begreifen des Endlichen (und quantitativ Endlosen) durch Endliches, sich zu seiner Bestimmung aus dem qualitativ Unendlichen erhebet. Was philosophisch an der höheren Analysis am meisten interessiert, ist der Umstand, daß sie sich in ihrer Berechnung des Zusammenhanges und der Abhängigkeit von Größen ebenfalls wie die spekulative Logik von jener falschen empirisch-psychologischen Vorstellungsart freimacht, wodurch endliche Empfindungen und Anschauungen als Elementarbestimmungen oder Elementarteile abstrakt festgehalten und so verbunden vorgestellt werden. Gegenüber dieser empirischen Erkenntnisart liegt der mathematischen wie der philosophischen Spekulation vielmehr der Begriff der stetigen Veränderung zu Grunde. Mit Recht sagte daher der Jenerser Mathematiker R. Snell (Einführung in Diff.- und Int.-Rechnung S. 128): „Der Begriff der stetigen Veränderung und der Veränderung überhaupt ist nach allen seinen Schwierigkeiten und Härten für das Denken in der Philosophie lange vorher, ehe dieser Begriff in der Mathematik eine solche Wichtigkeit und weite Sphäre seiner Anwendbarkeit erhalten hat, weitläufig zur Sprache gebracht und in viel allgemeinerem Sinne behandelt worden, als es der Mathematik zukommt. Die Mathematik sollte dies Gebiet auch gänzlich der Philosophie überlassen, da alles, worauf diese Untersuchungen zuletzt hinauslaufen, nur die logische Natur dessen betrifft, was man das wahrhaft Seiende oder Reale nennen will.“ Die Idee des Unendlichen, wie sie sich in dem inneren Fluß der stetigen Selbstentwicklung manifestiert, das ist der Grundbegriff der höheren Analysis wie der spekulativen Logik. Aber während die Mathematik ihr aus jenem Begriff entspringendes Problem darauf beschränkt, die momentane verhältnismäßige Stärke des Wachstums zweier Veränderlichen zu berechnen, ist es ihr schon durch Leibniz und Newton gelungen, die Methode dieser Berechnung festzustellen. Die spekulative Philosophie dagegen beginnt erst mit Kants transszendentaler Deduktion die Lösung ihres fundamentalen und umfassenden Problems vorzubereiten. Nur eins sei noch dazu bemerkt. Bekanntlich

hat Leibniz dem Begriff der höheren Analysis den Namen gegeben und hat ihn das Differenzial einer veränderlichen Größe genannt; er hat es aber geltend gemacht als die unendlich kleine Veränderung einer Funktion, welche dadurch erzeugt wird, daß eine darin enthaltene veränderliche Größe eine unendlich kleine Veränderung erleidet. Und nun sei schon hier bemerkt, daß dieser so formulierten Infinitesimalmethode ein synthetisches Problem zu Grunde liegt, das nicht darin geltend gemacht ist, und gerade dieses bildet den Ausgang der spekulativen Philosophie.

Der erleuchtende Gedanke, durch den Kant die Philosophie wieder mit festem Griff auf die Höhe des Aristotelischen Denkens erhebt, ist das Kopernikanische Aperçu, worin er erklärt: „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; — aber alle Versuche über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zu Grunde. — Man versuche es daher einmal, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis richten.“ Damit war klar zum Ausdruck gebracht: 1. alle empirisch-psychologische Forschung, welche allgemein gültige und notwendige oder apriorische Erkenntnis aus der sinnlichen Gegenstandswahrnehmung ableiten will, scheitert an dieser Aufgabe und ist daher unfähig, strenge Wissenschaft zu begründen; 2. alles Erkennbare, d. h. der Inbegriff der Erfahrungstotalität, kann nur dann wissenschaftlich erkannt werden, wenn das Allgemeingültige und Notwendige daran eine vom Erkennen selber abhängige Erkenntnisfunktion ist. — Die Erfahrung in ihrer wissenschaftlichen Qualifikation ist demnach, wie Kant sagt, „eine Erkenntnisart, die Verstand erfordert, dessen Regeln ich in mir, noch ehe mir Gegenstände gegeben werden, mithin a priori voraussetzen muß, — welche (Erkenntnisart) in Begriffen a priori ausgedrückt wird, nach denen sich also alle Gegenstände notwendig richten und mit ihnen übereinstimmen müssen“; oder wie es kürzer lauten würde: die Erfahrung ist die abhängig veränderliche Seinsbestimmung der reinen Erkenntnis als des unabhängig veränderlichen Seinsgrundes. Die Wissenschaft begründende oder philosophische Forschung hat daher ähnlich wie die höhere Analysis die Aufgabe zu lösen, wie die Erkenntnis sich in ihrer allgemeinen, von aller empirischen Wahrnehmung unabhängigen Erkenntnisfunktion allgemeingültig und notwendig bestimmt; — sie ist Erkennen des Erkennens.

In der Formulierung dieses Problems liegt die Größe und die

Schranke des Kantischen Kritizismus. Die epochemachende Bedeutung dieses grundlegenden Gedankens beruht darauf, daß hier zum ersten Male ein methodischer Weg erschlossen wird, den inneren Zusammenhang zwischen der Gesetzmäßigkeit der objektiven Erfahrungstotalität und der notwendigen Allgemeingültigkeit des Erkennens zu begründen. An der Lösung dieser Frage hat sich die vorkantische Philosophie vergeblich abgemüht. Daß eine gesicherte Uebereinstimmung zwischen der Gesetzmäßigkeit der räumlichen Ausdehnungswelt und der Notwendigkeit des konkreten Denkens bestehe, diese unwillkürlich sich aufdrängende Ueberzeugung hatte noch kein Skeptizismus und Relativismus ernstlich zu erschüttern vermocht. Aber weder der psychologische Empirismus noch der dogmatische Rationalismus hatten diese Uebereinstimmung wissenschaftlich begreifbar zu machen vermocht; beide deswegen nicht, weil sie Natur und Denken oder auch die Welt der Dinge und den Wahrnehmungszusammenhang in unwahrer abstrakter Trennung gegeneinander festgehalten hatten, wie es ja diese Richtungen denn auch heute noch tun. Indessen dieser psychologische Aberglaube, daß die Vorstellungsabstraktionen der Ausdehnung und des Denkens, des Dinges und der Wahrnehmung, des Leibes und der Seele selbständige Gegeninstanzen seien, wird endlich von dem spekulativen Denken beseitigt, und Kant ist nun der erste, der den Nachweis führt, daß die Objektivität der Gegenstände und die notwendige Erkenntnis keine abstrakten Selbständigkeiten seien, sondern daß die objektive Realität der Gegenstände schlechterdings nichts anderes sei als die Funktion oder die transzendente Synthese der immanenten, apriorischen Erkenntnisbedingungen. Wäre es Kant zum Bewußtsein gekommen, daß in seinem Transzendentalismus dieselbe Fundamentaloperation des Geistes philosophisch geltend gemacht wird, welche in der Funktionstheorie der höheren Analysis speziell für die Berechnung des gesetzmäßigen Zusammenhanges und der Abhängigkeiten von Größen an das Tageslicht gebracht worden war, so hätte er erstens den dunklen und schwerfälligen Terminus „transzendental“ durch die Analogie mit den entsprechenden mathematischen Bezeichnungen verdeutlichen und dadurch zweitens seine spekulative Entdeckung vor den groben Mißverständnissen der Psychologen und Positivisten bewahren können. Denn das eben war der grundlegende Fortschritt, daß die unklare psychologische Vorstellung von dem **W e s e n d e s S e i n s** u n d d e s **B e g r i f f s** aufgedeckt und statt dessen die Erfassung ihrer wahren Beziehung in die Wege geleitet wurde.

Hatte die psychologische Erkenntnisart Sein und Begriff der Gegenstände nicht nur abstrakt auseinandergehalten, sondern sogar den Begriff als von der Wahrnehmung des Seins der Dinge abhängig erklärt, so wird durch Kant zur Einsicht gebracht, daß das Sein der Gegenstände vielmehr nichts anderes ist als die stetige autonome Synthese oder die Grundfunktion des Erkennens; daß der Begriff aber andererseits seiner wahren Natur nach keine bloße Zusammenfassung der allgemeinen Merkmale einer Klasse von Gegenständen, sondern die jene Synthese erzeugende, absolute Einheitstätigkeit der reinen Vernunft ist. — Die gesetzmäßige Objektivität der Erfahrungstotalität ist die Wesensfunktion oder die transszendentale Synthese ihrer immanenten Vernunfttätigkeit: dieser systematisch geführte Nachweis ist das spekulative Erkenntnis der kantischen Vernunftkritik.

Das ist der erste Schritt, durch den sich die Philosophie dazu erhebt, ihre Methode ebenso sicher zu begründen wie die Mechanik und die höhere Mathematik. Der vorangehenden Philosophie gegenüber ist der gewaltige Fortschritt dieser Leistung dadurch gekennzeichnet, daß das spekulative Denken endgültig das endliche, psychologische Vorstellen methodisch überwindet. Alle psychologischen Einwände gegen dieses Verfahren haben daher denselben Wert, wie wenn die endliche, niedere Mathematik die Wahrheit der Unendlichkeitsmethode der höheren Analysis damit glaubte in Acht und Bann tun zu können, daß sie diese von ihrem endlichen Standpunkte aus für unwahr erklärt. Um daher das Verständnis für die spekulative Methode der Philosophie zu erwecken, wird es immer gut sein, auf den analogen Schritt der Mathematik zu verweisen. Diese überhaupt erblickt nun in der Auffindung von Funktionen der bestimmenden Größen ihre wesentliche Aufgabe. Unter Funktion aber versteht sie ein jedes Formelsymbol, in welchem eine gewisse Form der Größenabhängigkeit von den sie bestimmenden Größen gesetzmäßig zum Ausdruck kommt. Die Methode zur Auffindung der Gesetze der Abhängigkeit von Größen wird jedoch als unzureichend erkannt, wenn sie nur auf die Vergleichung jener in irgend einem als daseiend abstrakt festgehaltenen Zustand ausgeht. Denn da alle Entwicklungszustände nur aus dem Prozeß ihrer Entwicklung zureichend erkannt werden können, so können jene mathematischen Funktionsgesetze auch nur aus der inneren Natur ihrer zusammen fortschreitenden stetigen Entwicklung fundamental bestimmt werden. Hierbei aber setzt die höhere Mathematik immer schon voraus, daß ihr durch irgend ein vorangehendes Verfahren bereits eine Form der Größenabhängigkeit von einer oder

mehreren veränderlichen Größenbestimmungen gegeben sei, und sie betrachtet es nun lediglich als ihre Aufgabe, einerseits die verhältnismäßige Stärke der Entwicklung dieser von einander abhängigen veränderlichen Größen zu ermitteln, andererseits daraus die Gesetze der Abhängigkeit der Größen selbst abzuleiten. Eben dasselbe ist in ihrem Bereich das Problem der spekulativen Philosophie, nur daß sie noch einen Schritt darüber hinausgeht und die höhere Analysis des Erkennens in der höheren Synthesis konstituiert. Denn während die höhere Mathematik sich darauf beschränkt, die Form der voneinander abhängigen veränderlichen Größenbestimmungen stets schon irgendwie als gegeben vorauszusetzen, daraus dann aber das Gesetz ihres Zusammenhanges und ihrer Abhängigkeit analytisch zu entwickeln, sieht sich die spekulative Philosophie vor das höhere Ziel gestellt, überdies noch das Gesetz der Formierung der Funktionserzeugnis überhaupt aus dem unabhängig veränderlichen Erfahrungsgrunde synthetisch zu bestimmen. So setzt die höhere Analysis der Mathematik solche Funktionen wie $\log x$ oder $\sin x$ oder $\cos x$ als irgendwie gegeben voraus und bestimmt ihr Gesetz aus der Natur des zusammen mit x , als ihres unabhängig veränderlichen Entwicklungsgrundes, fortschreitenden stetigen Wachstums; die höhere Synthesis der Philosophie dagegen darf sich erstens nicht damit begnügen den Entwicklungsgrund als eine beliebige unabhängig Veränderliche (x) zu nehmen, sondern muß ihn als konkrete, die ganze Erfahrungstotalität in sich enthaltende, unabhängig (d. h. sich selbst bestimmende) Veränderliche geltend machen; sodann aber muß sie das Entwicklungsgesetz dartun, wonach der als solcher erkannte Entwicklungsgrund alle abhängigen Erfahrungsfunktionen notwendig produziert. Analog gesprochen, heißt das also: es muß das synthetische Gesetz ausfindig gemacht werden, wodurch sich x zu allen solchen Funktionen wie $2x$, x^2 , $\log x$ usw. selbst bestimmt. In diesem Sinne muß die transszendentale Synthesis Kants beurteilt werden.

Dieser Denker war berufen, durch seinen kritischen Entwurf der Methode der höheren Synthesis das spekulative Erkennen aus der Gebundenheit des psychologischen Vorstellens erst einmal heraus zu ziehen. Aber diese Herausarbeitung der reinen Vernunftkenntnis aus der empirischen und dogmatisch-rationalen Psychologie bildet zugleich auch die Schranke seines Unternehmens, denn eben dadurch bleibt sein Verfahren selbst noch in seinem Ausgangspunkt psychologisch bestimmt, und so wurde dann seinen Nachfolgern die Aufgabe

gestellt, erst noch diese letzten Hindernisse zu beseitigen. Die Einsicht, daß sich die Gegenstände nach unserer Erkenntnis richten müssen oder daß ihre objektive Gesetzmäßigkeit eine Funktion der Erkenntnis sei, führte ihn ganz naturgemäß zu der Frage nach der konkreten Grundbestimmtheit oder nach den unabhängig veränderlichen apriorischen Bedingungen der Erfahrungsfunktion überhaupt. Er findet diese in der transszendentalen Erkenntnisart, aber die konkrete Natur dieses Erkennens ermittelt er nun nicht aus ihrer immanenten, sich selbst bestimmenden Veränderungsstätigkeit, sondern er bestimmt sie an der endlichen, psychologischen Erkenntnisart des menschlichen Subjektes. Er geriet auf dieses Verfahren, obwohl durch die Entdeckung des Differenzialbegriffes bereits offenbar gemacht war, daß diese höhere spekulative Erkenntnisart die psychologische Vorstellungsweise des endlichen Subjektes nicht nur hinter sich lasse, sondern ihr durch den Begriff des Unendlichkleinen geradezu widerspricht. Aber wir sehen auch hier wieder, daß alles seinen natürlich fortschreitenden Gang geht. Indem also Kant von Anfang an auf diese psychologische Erkenntnisart rekurrierte, brachte er sofort auch in das apriorische Erkennen die abstrahierende Unterscheidung von Anschauung und Denken als den „zwei Grundquellen des Gemütes“. Damit aber war die Frage nach dem gemeinsamen Ursprung jener beiden Quellen sofort in die Sphäre der Jenseitigkeit, d. h. aber der wissenschaftlichen Unerkennbarkeit verwiesen.

Aber ehe diese Schranke des Kritizismus genauer kenntlich zu machen ist, muß vielmehr die positive Bedeutung der Kantischen Erkenntnistheorie nach ihrer wesentlichen Bedeutung charakterisiert werden. Es handelte sich für Kant darum, das Faktum der Wissenschaft d. h. der notwendigen und allgemeingültigen Erkenntnis gegen die psychologische Skepsis, wie sie sich durch Hume am schärfsten geäußert hatte, sicher zu stellen. Daß Mathematik und Mechanik gegen diese empirischen Zweifel gefeit waren, stand für Kant unweigerlich fest, aber es sollte nun auch der Grund aufgedeckt werden, wie in diesen Sonderwissenschaften und wie überhaupt ein nicht bloß relatives, wahrscheinliches, sondern ein schlechthin notwendiges Wissen von objektiver Gültigkeit zu stande käme. Denn daß dies auf dem Wege des psychologischen Erkennens nicht erreichbar sei, hatte eben Hume bewiesen und darin stimmte ihm Kant unbedingt zu; daß es nun aber, weil die Psychologie dazu nicht ausreichte, überhaupt nicht möglich sei, gerade um dieses Gegenbeweises willen ist die kritische Philosophie erzeugt worden. Daß es aber neben dem psychologischen Erkennen

ein spekulatives Erkennen, neben dem psychologischen Denken ein objektiv logisches Denken gäbe, diese Tatsache war bereits durch die hellenische Philosophie ermittelt worden, nur war sie nicht so fest systematisch begründet worden, daß sie die skeptischen Angriffe der psychologischen Positivisten ein- für allemal zum Schweigen gebracht hätte. Und zu der systematischen Fundamentierung dieser höheren Erkenntnisart hat nun Kant den ersten Spatenstich getan.

Welches Verfahren hat er nun hierbei eingeschlagen? Er entwickelt diese Erkenntnismethode nicht aus der Aufdeckung ihres eigenen Wesensgrundes, sondern er nimmt vielmehr die psychologischen Erkenntnisinstanzen stets zum Ausgangspunkt und ermittelt dann aus diesen erst die entsprechend höheren Instanzen. So läßt sich Kant durch die Psychologie belehren, daß es zwei Stämme der Erkenntnis gebe: Anschauen und Denken; und davon läßt er sich nun in seiner Untersuchung bestimmen. Die Frage, ob diese psychologische Abstraktion von Anschauen und Denken oder Sinnlichkeit und Verstand vor einem tieferen Eindringen stand halte, wird gar nicht aufgeworfen. Um so mehr ist es zu bewundern, daß er auch so noch dazu gelangt, der systematisch zu begründenden höheren Erkenntnisart ein festes Gepräge zu geben. Zuerst also prüft er das sinnliche Erkennen und zeigt, daß dieses keineswegs nur endlicher, empirischer, psychologischer Natur sei, sondern daß schon in dieser Erkenntnisinstanz ein Zusammenwirken empirischer und nicht-empirisch-apriorischer, psychologischer und nichtpsychologisch-transszendentaler Faktoren stattfindet. Zu diesem Zweck weist er nach, daß der Empfindungsstoff der sinnlichen Erkenntnis allerdings nur empirisch-psychologisch gegeben sei; daß er aber, wie variabel auch immer, dennoch auf alle Fälle in der Form des *N a c h e i n a n d e r* und für die Eindrücke der äußeren Erfahrung überdies noch stets in der Form des *N e b e n e i n a n d e r* *) erweiternd bestimmt werde. Indem nämlich Kant in der metaphysischen Deduktion darlegt, daß diese Formen des *Nach-* und *Nebeneinander* Anschauungen a priori und keine Begriffe sind, so folgt daraus, daß es schon in der Sinnen-

*) Anmerkung. Ich wähle diese Ausdrücke für Zeit und Raum, um sogleich den Einwänden zu begegnen, die mit dieser ganzen Theorie nichts zu tun haben, nämlich ob der unendliche Raum wirklich dreidimensional sei. Die Kantische Darlegung wird gar nicht davon betroffen, ob der empirische Raum dreidimensional oder vierdimensional sei, denn auf jeden Fall ist die Form der Ordnung das *Nebeneinander*. Daraus folgt dann noch weiter, daß die Raumdeduktion Kants auch damit nichts zu tun hat, wie das Subjekt zur Vorstellung des dreidimensionalen Raumes komme; denn schlechthin a priori ist nur jene allgemeine Form.

sphäre eine Erkenntnisart gibt, welche der Ursprung nicht empirisch-psychologischer Bestimmungen ist, weil diese von notwendiger Allgemeingültigkeit sind und zwar von einer solchen, welche den Begriff der Erkenntnis erweitert und ihn nicht bloß analysiert. Kommen aber der Sinnenerkenntnis solche Formen zu, welche die Erfahrung notwendig erweitern und doch nicht empirischen Ursprungs sind, so können sie das nur, wenn sie ein notwendiges Entwicklungserzeugnis der Erkenntnis selber oder ihre immanente Wesensfunktion ausmachen. Denn in jedem anderen Falle würde das Bewußtsein der inneren Notwendigkeit nicht erzeugt werden. Wenn das aber wirklich der Fall ist, so muß die Tatsache dieser immanenten Entwicklungsnotwendigkeit darin ihre Bestätigung finden, daß solche Wesensfunktionen wie die anschauliche Ordnung des Nach- und Nebeneinander ihre Abhängigkeit von der reinen Erkenntnis als dem Wesensgrunde in einer Verhältnisbestimmtheit ausdrücken, welche den Boden zu synthetischen Erkenntnissen a priori und zwar nur unter der so angegebenen Bedingung abgibt. Dies trifft nun hier zu; denn die räumliche und zeitliche Anschauung als die Verhältnisbestimmtheit dieser sinnlichen Wesensfunktion ermöglicht so die notwendigen Erkenntnisse der Geometrie und Arithmetik und legitimiert sie zugleich als Erweiterungsbestimmungen der Erfahrung von notwendiger Allgemeingültigkeit.

Kant will also mit seiner transszendentalen Erörterung von Raum und Zeit sagen: wenn gleich diese, wie in der metaphysischen Deduktion erwiesen wurde, Anschauungen a priori sind, so sind sie doch keine angeborenen Vorstellungen, sondern sie sind die formale Beschaffenheit unserer Sinnenerkenntnis, Anschauung zu bekommen. Denn nur durch diese formale Beschaffenheit der Veranschauung, wofür wir oben den Begriff Wesensfunktion eingesetzt haben, werden die Sinnesaffektionen notwendig zu Anschauungen gestempelt d. h. durchgängig in die Ordnung des Nach- und Nebeneinander gebracht. Diese Ordnung als eine Funktion der menschlichen Sinnenerkenntnis überhaupt bringt also die psychologischen Eindrücke in ein allgemeingültiges und notwendiges Verhältnis, dessen Regeln durch die Geometrie und Arithmetik wissenschaftlich fixiert werden. Damit ist nun systematisch dargetan, daß schon die Sinnenerkenntnis nicht bloß eine psychologische Erkenntnisart, ein weißes Blatt Papier, eine unbeschriebene Tafel ist, welche lediglich durch die Erfahrung beschrieben wird, sondern daß auch in ihr bereits eine höhere Erkenntnisart selbsttätig mitwirkt, welche die empirischen Erfahrungs-

affektionen erst in ein synthetisches Verhältnis bringt und der Sinneswahrnehmung damit Bestimmungen von notwendiger Allgemeingültigkeit gibt, deren keine diese aus sich schon hat. Gegenüber der psychologischen hat Kant diese höhere als die transszendentale Erkenntnisart bezeichnet.

An dieser Stelle tritt zum erstenmal klar hervor, daß die Begründung der Transszendentalphilosophie oder der höheren Synthesiß die analoge Schöpfung zu der höheren Analyse der Mathematik ist. Innerhalb der Sinnenphäre nämlich wird die reine Erkenntnis als die unabhängig veränderliche oder apriorische Erzeugungsbestimmtheit geltend gemacht und der Inbegriff ihrer Funktionen als das synthetische Veranschaulichen oder anschauliche Konstruieren der Sinnesaffektionen im Verhältnis des Nach- und Nebeneinander systematisch bestimmt. Als Gesetz dieser Funktion oder der abhängig veränderlichen Erkenntnisbestimmung wird darauf die Einheitsanschauung von Raum und Zeit abgeleitet, die so gleichsam das Differenzial bildet und durch die Geometrie und Arithmetik endlich bestimmt wird. Mögen sich daher auch gegen die Art, wie Kant hier verfährt, Einwände erheben lassen, und sie lassen sich in der That erheben, so muß doch im ganzen immer festgehalten und zur Anerkennung gebracht werden, daß hier gegenüber der endlichen, psychologischen Synthesiß die Aufstellung der unendlichen oder höheren Synthesiß a priori systematisch in Angriff genommen wird, und eben darin liegt trotz aller Unvollkommenheiten im einzelnen die epochemachende Leistung der Transszendentalphilosophie.

Entsprechend ist nun das Verfahren Kants in Bezug auf das Denken als die das Anschauen komplementierende Erkenntnisabstraktion; und wir sehen, wie auch hier die denkende Erkenntnis zunächst ganz der psychologischen Abstraktion gemäß aufgefaßt wird. Die Psychologie lehrt aber, daß die Erfahrungsinhalte im Denken nicht wie in der sinnlichen Erkenntnis bloß in ein gemeinschaftliches Verhältnis des Anschauens zu einander gebracht, sondern daß sie zu Einheiten verknüpft und so als Gegenstände gedacht werden. Diese Einheitsfunktion stammt nicht aus der Sinneserkenntnis, da diese nur die in ein anschauliches Verhältnis geordneten Erfahrungsinhalte enthält, demnach kann sie, da es keine andere Erkenntnisquelle mehr gibt, nur von dem Denken ursprünglich erzeugt werden. Da nun ferner Vorstellungsverbindungen dann als objektiv angesehen werden, wenn sie im ganzen der Erfahrung zu einem Gegenstand verknüpft vorgestellt werden, so muß diese Objektivität leßthin im Denken

ihren Ursprung haben. Und weil nun das Denken sich im Urteilen entwickelt, so muß dieselbe Einheit, die den Anschauungsinhalten in einem Urteil die notwendige Form der Begriffsseinheit gibt, diesen zugleich auch die objektive Form der Gegenstandseinheit erzeugen. Es ist also dieselbe Einheit, die sich nur dadurch differenziert, daß sie in der sinnlichen Begriffserzeugung das Gesetz der Synthesis, in der urteilenden oder denkenden Begriffsentwicklung das Gesetz der Analysis ausmacht.

Ehe nun Kant zur transszendentalen Deduktion dieser Fundamenteinheit alles Erkennens überhaupt schreitet, wirft er erst die Frage nach der systematischen Anzahl ihrer Arten oder Kategorien auf, und glaubte besonders stolz auf die Entdeckung sein zu dürfen, wonach er sie aus den in der formalen Logik aufgestellten Urteilsformen als einem feststehenden Prinzip ableitet. Aber gerade diese Entdeckung sollte ihm den Weg zu der transszendentalen Deduktion zwar nicht der Kategorie, aber der Kategorien versperren. Das Entscheidende jedoch ist auch hier wie in der sinnlichen Erkenntnis die transszendentale Deduktion der denkenden Erkenntnis überhaupt.

Was ist Denken? Die psychologische Erkenntnis antwortet: ein subjektiver Prozeß, durch welchen Wahrnehmungsinhalte klassifiziert und in Begriffen, Urteilen und Schlüssen zu einem subjektiven Denkszusammenhange verbunden werden mit dem Bestreben, ihn zu einem immer vollkommeneren Abbild des objektiven Erfahrungszusammenhanges auszugestalten. Nein! jagt Kant; unser Denken ist mehr; es ist nicht bloß ein subjektiver, psychologischer Prozeß, sondern es ist zugleich die objektivierende Funktion, welche durch dieselbe Synthesis die objektive Einheit der Gegenstände und die notwendige Einheit der Gegenstandserkenntnis stiftet. Ist die Erkenntniseinheit nach psychologischer Annahme ein der objektiven Erfahrungseinheit subjektiv nachgebildetes Produkt, so zeigt Kant nunmehr, daß sie vielmehr die oberste Bedingung der intuitiven und diskursiven Synthesis zugleich ist. Denn stünde die psychologische Synthesis der Wahrnehmungen nicht bereits unter dieser von aller endlichen Erfahrung unabhängigen Einheitsfunktion der reinen synthetischen Erkenntnis oder des Denkens, so könnte weder das Bewußtsein vom Ich, noch von einem Gegenstande, noch von irgend einem Erfahrungszusammenhange überhaupt entstehen; es würde im besten Falle nur diskrete, unter einander beziehungslose Wahrnehmungsblitze geben, die weder von sich noch von einem andern eine Erfahrung machten und deshalb Null und Nichts wären. Ist also Erfahrung ode:

Sinnenerkenntnis überhaupt nur möglich durch eine von ihr unabhängige und sie erst konstituierende synthetische Einheit, so ist auch die Einheit der Erfahrungsgegenstände nur unter dieser Bedingung möglich und also ein Produkt dieser obersten, transszendentalen Synthesis. Damit ist nun aufgezeigt, daß dem endlichen, subjektiven, psychologischen Denken ein unendliches, transszendentales Denken zu Grunde liegt, das sich zu erkennen gibt als oberste, fundamentale Einheit aller objektiven und subjektiven Synthesis.

An dieser Stelle tritt erst mit voller Deutlichkeit hervor, daß dieselbe geistige Bewegung, welche von der endlichen, niederen Mathematik zu der Begründung der unendlichen oder höheren Analysis geführt hatte, nunmehr die Philosophie noch einen Schritt weiter getrieben hat zur Begründung der unendlichen, alle Gegensätze in sich vereinigenden höheren Synthesis. Indessen über die Errichtung dieses Grundpfeilers der synthetischen Einheit der Apperzeption hat Kant diese infinitesimale Methode der Philosophie nicht mehr hinausgeführt; denn, was er in dem Schematismus der reinen Verstandsbegriffe und in der Analytik der Grundsätze noch hinzugefügt, liegt zwar ganz in der Konsequenz seines kritischen Verfahrens, kann aber nicht als eine endgültige Lösung dieses Unendlichkeitsproblems der Philosophie festgehalten werden.

Sieht man nämlich von dem Gange ab, der Kant zur Ermittlung der transszendentalen Einheit der höheren Synthesis geleitet hatte, so müßte folgerichtiges philosophisches Denken von diesem Punkt aus eine Weiterführung des angespannenen Fadens erwarten, die man bei Kant jedoch vergeblich sucht. Denn ist die transszendentale Einheit der Apperzeption wirklich das, als was sie von Kant geltend gemacht wird, nämlich die ursprüngliche Denkeinheit, welche sich zur synthetischen Funktion der inneren und äußeren Erfahrung entwickelt, so hätte nun auch die Methode für die Ermittlung aller daraus sich entwickelnden Funktionsarten rein aus jenem transszendentalen Entwicklungsgrunde herausgestaltet werden müssen. Das ist nicht geschehen, und hier hat das kritische System Kants in Wirklichkeit die Lücke, die er nicht mehr zu schließen vermochte.

Aufgestellt zwar hat Kant die Tafel jener Funktionsarten oder Kategorien, aber er hat sie nur metaphysisch, nicht transszendental deduziert. Er hat sie abgelesen aus einer von ihm zurecht gestutzten Urteilstabelle und hat nun behauptet, die so gefundenen Kategorien wären die gesuchten Funktionsarten der obersten synthetischen Einheiten. Damit gesteht er aber nur zu, daß er entweder die Methode

nicht gefunden hat, sie aus jener Einheit selbst transszendental zu entwickeln, oder daß er auf die Notwendigkeit dieses Punktes gar nicht gekommen ist. Er hat so die Kategorien der obersten transszendentalen Einheit nur untergeschoben, wie man Enteneier einem Huhn zum Ausbrüten unterlegt. Es ist auch nicht richtig, wenn gesagt worden ist, daß er diese systematische Ableitung in dem Abschnitt von dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe nachgeholt hätte. Denn, wenn er daselbst die oberste Einheit sich an der Zeitanschauung zu den schematisierten Kategorien unter Beziehung auf die Zeitreihe, den Zeitinhalt, die Zeitordnung und den Zeitinbegriff enthalten läßt, so ist das nur möglich, wenn er die Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität als bereits anderweitig festgestellt auf jene Anschauung wirken läßt. Und dasselbe wiederholt sich bei dem Verfahren, wie die schematisierten Kategorien alsdann an der Raumanschauung zu den obersten Grundsätzen oder den synthetischen Urteilen a priori herausgestaltet werden. So Tiefinniges und Wertvolles daher auch im einzelnen in diesen Abschnitten gesagt sein mag, methodisch bleibt diese Entwicklung unzureichend, und das zeigt sich auch darin, daß diese Darlegung über Kant und seinen Kritizismus hinaus ohne jede weitere Wirkung geblieben ist. Denn erst an diesem Punkte fragen wir, wie kommt es, daß die Kategorien nicht auch aus der transszendentalen Apperzeption transszendental entwickelt worden sind? Wo liegt der Beweis, daß die Urteilstafel richtig und vollständig angegeben ist, und wenn sie es schon ist, wer sagt uns, daß aus ihr die Kategorien in der Fassung abgeleitet werden können, welche genau ihrem transszendentalen Charakter entspricht? Hängen diese Kategorien systematisch auch so zusammen, daß der Ort jeder in ihrem Aufbau notwendig transszendental bestimmt ist? Ist die Kategorie der Quantität wirklich die erste Einheitsart, welche allen anderen vorangeht und die Vorbedingung für die übrigen bildet? Wie taucht plötzlich unter den schematisierten Kategorien die transszendentale Materie auf, nachdem die ganze Kritik es doch immer nur mit den transszendentalen Formen zu tun gehabt hat? Und endlich, wo bleibt in der Kritik der reinen Vernunft die Kategorie des Zwecks oder der immanenten Entwicklungsbestimmung?

Kant ist nur da Kant, wo er streng transszendental verfährt, und das ist er, wenn man alles auf die Goldwaage legt, doch nur in der Deduktion der transszendentalen Einheit der Apperzeption. Das ist auch der bleibende Eckstein seines Kritizismus, während alles

andere nur als ein Hilfsgerüst zu dessen Fundamentierung betrachtet werden muß, das wieder abgetragen werden kann. Denn hier ist endlich der Nachweis systematisch geführt, daß die reine Denkvernunft, auf die Aristoteles immer nur phänomenologisch und hypothetisch hinzuweisen vermocht hatte, nunmehr begründet ist als der unendliche oder apriorische Einheitsgrund des äußeren und inneren Erfahrungszusammenhanges und somit die unabhängig veränderliche Bedingung der Identität des objektiven Seins und notwendigen Erkennens ausmacht. Ist das aber so, dann müssen auch die Funktions- oder Einheitsarten dieser obersten Vernunftseinheit aus der Selbstentwicklung ihres Wesens systematisch hervorgehen; kurz es muß die Methode ausfindig gemacht werden, durch welche der Subbegriff der Differenzierung zu den spezifischen Einheitsarten oder Kategorien des Erfahrungszusammenhanges als die abhängig veränderlichen Erfahrungsbedingungen rein synthetisch bestimmt werden.

Jenen ersten Schritt also hat Kant getan, daß er durch die Deduktion der ursprünglichen synthetischen Einheit der Apperzeption die unabhängige veränderliche Urbedingung der Identität des Seins und Denkens systematisch festgestellt hat. Dagegen ist er und konnte er mit Hilfe der von ihm aufgestellten Methode nicht mehr dazu gelangen, nun auch die spezifischen Kategorien aus der sich selbstentwickelnden Grundeinheit als das System aller davon abhängig veränderlichen Einheitsbedingungen synthetisch zu bestimmen. Was Kant zu jener grundlegenden Erkenntnis in der Analytik der Grundsätze hinzugefügt hat, ist eben keine Weiterführung der höheren Synthesis mehr, und daher haben Fichte, Schelling und Hegel in der Fortbildung dieses Problems ganz konsequenterweise nur an die rein synthetische Einheit der Apperzeption selber angeknüpft.

Damit ist nun auch das bleibende erkenntnistheoretische Erbe charakterisiert, das Kant seinen Nachkommen hinterlassen hat. Er erhebt uns über das psychologische Denken und seine endliche Metaphysik; eine Metaphysik, der auch der Empirismus nur vergeblich zu enttrinnen sucht, um in einen um so haltloseren Relativismus und Skeptizismus zu verfallen. Er zeigt, daß in allem endlichen, psychologischen Erkennen immer schon ein unendliches, apriorisches Denken tätig ist und nur entwickelt zu werden braucht, um einerseits den Grund aller notwendigen und allgemeingültigen Erkenntnis und andererseits dessen Identität mit der objektiven Erfahrungseinheit so sicher festzustellen, wie das sonst nur noch in der Mathematik möglich ist. Hatte Aristoteles der Nachwelt die Aufgabe hinterlassen,

das Problem von dem Denken des Denkens systematisch zu lösen, so legt Kant das Fundament zu seiner Lösung, indem er den strengen Nachweis führt, daß der Quell der Objektivität unseres Erfahrungszusammenhanges im Denken selber und zwar in der ursprünglichen synthetischen Einheit der Apperzeption liegt. Wie in der Mathematik der Größenbegriff als derjenige geltend gemacht wird, in dem alle äußeren Erfahrungsbestimmungen zusammentreffen, und wie nun dieser Begriff in der gesetzmäßigen Entwicklung seiner selbst und rein für sich spekulativ dargelegt wird, so wird durch die Philosophie der Begriff des Denkens als die konstituierende Bedingung aller anderen Seinsweisen durch Kant endgültig sichergestellt, und es entsteht daraus die analoge Forderung, die immanente Entwicklungsbestimmtheit dieses Denkbegriffs in derselben absoluten Weise zu entfalten, wie es die Mathematik mit dem ihrigen macht. Ferner aber, wie die Mathematik ihres Begriffs erst Herr geworden ist, dadurch, daß sie ihn aus der endlichen, psychologischen Vorstellungsweise der niederen Mathematik in die Sphäre der unendlichen Größenbestimmung erhoben hat, so nun auch die Philosophie, indem sie von dem endlichen, empirischen Denken zu dem Denken des unendlichen Denkens übergeht. Und so ist Kant der Moses der Philosophie, ihr Erlöser aus der ägyptischen Gefangenschaft der psychologischen Erkenntnisart, der sie dem gelobten Lande der Freiheit des unendlichen Denkens zuführt und der ihr auf dieser Wüstenwanderung die göttliche Grundbestimmtheit ihres immanenten Entwicklungsgesetzes offenbart.

In der systematischen Darlegung des Grundsatzes von der synthetischen Einheit der Apperzeption liegt der Urkeim zur Begründung der höheren Synthesis des unendlichen Denkens, und damit vollzieht die Philosophie den analogen Schritt wie die Mathematik mit der Begründung der höheren Analysis der unendlichen Größenbestimmung. Was Kant angebaut hatte, wird sodann von Fichte, Schelling und Hegel fortgesetzt, und es wird sich da zeigen, daß die spekulative Idee der klassischen Philosophie keine andere als die Verlebendigung der Methode jener Synthesis des Unendlichen ist.

Die Zukunft unserer Abiturienten.

Von

H. Dünger.

Die Ueberfüllung der höheren Berufe ist eine weit verbreitete Plage. Die Sorge vor ihr liegt wie ein Alp auf unserem höheren Schulwesen. Sie war einer der Gründe, weßwegen den Realanstalten so lange die Gleichberechtigung mit den Gymnasien versagt wurde; denn von dieser fürchtete man ein noch beängstigenderes Anwachsen der Abiturientenzahlen mit ihren natürlichen Folgen. Umgekehrt dient sie jetzt als Empfehlung für die Reformanstalten, die geeignet seien gegen die weit über das Bedürfnis hinausgehende Zahl der akademisch Gebildeten Abhilfe zu schaffen. Die vor kurzem unter den Kandidaten des höheren Lehrerstandes herrschende Not, die jetzt in Preußen auf Anstellung wartenden 2209 Assessoren reden für jedermann eine beredete Sprache. Die allgemeine Sorge wird für den einzelnen verschärft, wenn der Abiturient sich über den künftigen Beruf entscheiden soll und er wie seine Eltern ratlos vor der Frage steht, wo denn am ehesten sich ein angemessenes Unterkommen für ihn findet.

Es handelt sich hier um ernste Fragen von größter Bedeutung für die Gesamtheit und den einzelnen, aber eine eingehendere Betrachtung wird zeigen, daß die allgemeine Sorge weit übertrieben und das starke Anwachsen der Abiturientenzahl eine an sich durchaus gesunde Erscheinung ist. Dagegen wird es sich bestätigen, daß es mit der Berufswahl des einzelnen bisher in der That schlecht bestellt ist. Ich glaube aber, in Nächstem ist der Beweis erbracht, daß die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse einigermaßen vorausberechnet werden kann, wenn nur für die Beschaffung des nötigen Materials gesorgt wird, und daß somit Abhilfe für die schlimmsten Mißstände möglich ist. Einiges ist hier und da geschehen, aber die ganze Sache muß systematisch in die Hand genommen werden.

Um die Frage zu übersehen, müssen wir zunächst über die geschichtliche Entwicklung der Abiturientenzahlen und des Bedarfs klar werden. Für Preußen beginnen die vergleichbaren Abiturientenzahlen mit dem Jahre 1835. Zunächst sind nur die Gymnasien beteiligt, 1860 kommen die jetzigen Realgymnasien, damaligen Realschulen 1. Ordnung, und 1879 die Oberrealschulen hinzu. Der Durchschnitt der Jahre 1835/36 bringt 1104 Abiturienten, 1847, also erst nach zwölf Jahren, wird mit 1265 die Zahl 1200 überschritten, 1859 sind es 1717, und 1868 erhalten in den alten Provinzen 2219 Schüler das Zeugnis der Reife; die Zahl der für reif Erklärten hat sich also in 33 Jahren verdoppelt. Bei Einfluß der neuen Provinzen hatte dasselbe Jahr 2574 Abiturienten, 1878 bringt 3377 Abiturienten, 1884/85 deren 4240, und mit dem Jahre 1895/96 kommen wir auf 5157, sodaß sich die Zahl in kaum 28 Jahren wiederum um sich selbst vermehrt hat. Das letzte Jahr, dessen Ergebnisse bekannt sind, ist das Schuljahr 1902/03 mit 5988 reif Befundenen. Die Bevölkerung des Staates betrug 1834 13,5 Millionen, 1869 für die alten Provinzen 19,7 Millionen, für den Gesamtstaat 24 Millionen, 1900 aber 34,5 Millionen. Die Abiturientenzahl hat sich also doppelt so stark vermehrt, wie die Bevölkerung. Trotzdem ist die Sorge, wie all die Abiturienten ein Unterkommen finden sollen, sicherlich nicht berechtigter als die allgemeine, wie das deutsche Volk für seine stetig zunehmende Volkszahl Unterhalt gewinnen wird. In Zeiten frischer Kraftentfaltung haben die nachwachsenden Volksmassen noch immer ihren Unterhalt gefunden, ja, der Mangel an einheimischen Arbeitern führt trotz der mit ihr verbundenen nationalen Gefahr zur Einführung fremdsprachiger Elemente. Bemerkenswerter Weise handelt es sich dabei vorwiegend um die untersten Klassen der Arbeiter. Die allgemeine Entwicklung der Menschheit und die besondere Stellung Deutschlands in ihr bringt es eben mit sich, daß dieses, wenn es seine Weltstellung behaupten will, immer mehr auf Tätigkeiten angewiesen wird, die eine höhere geistige und körperliche Ausbildung zur Voraussetzung haben. Das gilt nicht bloß von der Industrie, sondern auch in steigendem Maße von der Landwirtschaft. Diese Verfeinerung der wirtschaftlichen Arbeit hat ebenso zur Folge wie zur Voraussetzung eine stetige Zunahme der Kreise, deren Tätigkeit ohne systematische geistige Durchbildung in der Regel stümperhaft bleibt. Die Spitze aber der geistig tätigen Kreise wird vorwiegend durch die früheren Abiturienten gebildet; je glänzender daher die Entwicklung

des Volkes sich gestalten soll, um so mehr muß die Zahl der Abiturienten über die Bevölkerungszunahme hinaus sich steigern. Bezeichnenderweise ist gerade in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, trotzdem vorher die Abiturientenziffer kaum zugenommen hatte, die Not um ein sicheres Unterkommen für die studierte Jugend schwerlich geringer gewesen, als zu irgend einer späteren Zeit. Mein Vater z. B. erzählte, zu seiner Zeit, d. h. um 1845, hätte man mit Kandidaten der Theologie die Elbe zudämmen können. Nach Klatt aber (Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der preussischen Richter und Staatsanwälte. Berlin 1904. Otto Liebmann. S. 16) hatten die 83 noch am 31. Dezember 1893 im Amte befindlichen Richter mit einem Dienstalder aus den Jahren 1840—50 eine durchschnittliche Wartezeit von sechs Jahren gehabt, und für die aus den fünfziger Jahren betrug sie auch über vier Jahre. Daß dagegen trotz der Verdoppelung der Abiturientenzahlen von 1835 bis 1868, richtiger fast von 1846 bis 1868, in den siebziger Jahren bei den Oberlehrern und ebenso bei den Juristen Mangel war, ist bekannt. In den achtziger Jahren schlug der Mangel in Ueberfluß um, aber gleichzeitig war Mangel bei den Theologen. In den neunziger Jahren bildete sich ein Ueberschuß auch bei diesen, aber gegen das Ende des Jahrhunderts trat Mangel bei den Oberlehrern ein. Gleichzeitig konnten auch beschlossene Bahnbauten wegen des Mangels an Baumeistern nicht in der gewünschten Weise gefördert werden. Augenblicklich würden die überschüssigen Juristen und Theologen, wenn es von letzteren noch solche gibt, nicht ausreichen die Lücken im höheren Lehrfach auszufüllen. Bei richtiger Verteilung auf die verschiedenen Fächer würde also auch die zweite Verdoppelung der Abiturientenzahl vielleicht in der Zeit der allgemeinen Stockung im Erwerbsleben zeitweilige Unbequemlichkeiten, auf die Dauer aber keinerlei üble Folgen gezeitigt, sondern nur eben dem Bedürfnisse genügt haben.

Gewöhnlich wird übrigens die Ueberfüllung in den einzelnen Fächern gewaltig überschätzt. Der nach wohlbestandenem Examen zur Anstellung Berechtigte, seine Eltern, seine Braut, seine Freunde sehen seine Beschäftigung in Hilfsstellen oder in Vertretungen als eine unberechtigte Hinausschiebung der festen Anstellung an und klagen über die Ueberfüllung, während vielleicht die Behörde in Verlegenheit ist, wie überall den Bedürfnissen des Amtes genügt werden soll, weil ihr nicht die nötige Zahl von Hilfskräften zur Verfügung steht. Sehr reich ist in der Hinsicht, was Klatt (a. a. O. S. 31)

über die Beschäftigung der am 1. Juni 1903 vorhandenen 2021 Assessoren mitteilt. Bei 5325 Stellen für Richter und Staatsanwälte aller Klassen waren 1256 Assessoren beim Gericht oder bei der Staatsanwaltschaft beschäftigt, 55 vertraten Rechtsanwälte, 276 waren zur Verwaltung oder in Privatstellungen, 63 aus persönlichen Gründen beurlaubt, 123 noch nicht überwiesen, nur 258 — am 1. Januar 1903 allerdings 553 — waren unentgeltlich beschäftigt. Für die meisten der 123 noch nicht Ueberwiesenen war eine Erholung nach den Examensnöten gewiß nur wünschenswert. Als wirklich überschüssig erscheinen nur die 258 unentgeltlich Beschäftigten. Allerdings würden bei günstigeren Anstellungsverhältnissen wohl manche von den Rechtsanwälten gern in den Staatsdienst zurücktreten, und vielfach könnte das auch ohne Schaden für das Publikum geschehen; andererseits aber ist auch kaum zu bezweifeln, daß von jenen 258 unentgeltlich Beschäftigten so mancher recht notwendig gebraucht wird, und daß ein gewisser Ueberfluß auch dringend wünschenswert ist, damit die Justizverwaltung mit der Besetzung unbeliebter Stellen nicht in Verlegenheit kommt. Da nun wegen der Urlaubszeit am 1. August der Bedarf für Vertretungen bedeutend höher sein muß als am 1. Juni, so ist die Behauptung kaum gewagt, daß ein plötzlicher Wegfall von 500 der damals vorhandenen Juristen für die Verwaltung erhebliche Schwierigkeiten im Gefolge gehabt hätte.

Hinsichtlich der Not in den freien Berufen der Ärzte und der Rechtsanwälte scheinen mir einige Punkte im allgemeinen zu wenig beachtet zu werden. Beide Berufe bieten die Möglichkeit, ein Vermögen zu erwerben; dem entspricht die Rehrseite, daß unfähigere oder minder vom Glück begünstigte Mitglieder in dürftigen Verhältnissen bleiben. Das ist nicht zu ändern, und wenn es durch knappe Besetzung der Berufe geändert würde, so hätte es die Folge, daß das Publikum in weniger beliebten Orten keinen sachverständigen Beistand fände oder doch mit unfähigen oder weniger gewissenhaften Ärzten oder Rechtsanwälten zufrieden sein müßte. Bei den Ärzten z. B. hat erst die Ueberfüllung und die Not um ein angemessenes Auskommen zur Ausbildung einer hinreichenden Zahl von Spezialärzten geführt, sodaß es an denen jetzt auch in mittleren und kleineren Städten nicht fehlt. Damit erst ist für weite Kreise die Möglichkeit geschaffen, unzähligen Leiden rechtzeitig vorzubeugen, den Ärzten aber ist ein weites Arbeitsfeld neu gewonnen. Knappe Besetzung der Berufe liegt also gar nicht im

Interesse der Allgemeinheit und ist daher auch nicht anzustreben. Damit soll natürlich nicht die Möglichkeit schlimmer Ueberfüllung geleugnet werden. Aber auch bei deren Beurteilung ist nicht zu vergessen, daß die Klagen von interessierter Seite kommen und die Wichtigkeit der Angaben schwer zu kontrollieren ist. Mir will die Beweisführung nicht überall einleuchten. Bei den Ärzten speziell liegt der Grund der Not oft weniger in dem Mangel an Beschäftigung als darin, daß die redliche Arbeit von den Krankenkassen nicht angemessen bezahlt wird.*)

Selbst bei den Beamten lassen die staatlichen Einrichtungen die Ueberfüllung oft größer erscheinen, als sie tatsächlich ist. Im höheren Lehrfach wäre die Not seiner Zeit viel erträglicher gewesen, wenn es schon früher irgendwelche Ordnung für die Reihenfolge in der Anstellung gegeben hätte, und wenn nicht zugleich das Hilfslehrerwesen eine ganz übermäßige Ausdehnung gewonnen hätte; fehlt es doch selbst nicht an Fällen, wo auch noch die Kosten für Hilfslehrer durch Uebersendung von Probanden erspart wurden, die den Unterricht unentgeltlich zu erteilen hatten. Selbst aber, wenn die Probanden, die doch noch in der Vorbereitungszeit waren, bezahlt wurden, verlor die entsprechende Zahl von Hilfslehrern, die mit dem Vorbereitungsdiensste fertig waren, ihr Unterkommen. Ueber die Verwendung der Assessoren haben wir schon oben gesprochen. Daß die Ueberfüllung zur Ersparung von Kosten führt, finden wir im Privat- und Staatsleben überall; aber berechtigt ist dies nicht, und es führt, von der in ihm liegenden Härte und der dadurch herbeigeführten Erbitterung abgesehen, leicht zu einer Verkennung der wirklichen Verhältnisse und so zu direkter Schädigung des Ganzen, indem der Nachwuchs an jungen Leuten für das betreffende Fach über das rechte Maß unterbunden wird.

Wie stark der Verbrauch sich vermehrt, zeigt folgende Tabelle über die Assessorenzahlen. Die erste Zeile gibt den Bestand an dem darüber bezeichneten Tage an, die zweite den Zugang in den jedesmal vorhergehenden zehn Jahren, die dritte das Wachstum des Bestandes in derselben Zeit.

	1. 8. 73.	1. 8. 83.	1. 8. 93.	1. 8. 03.
Assessoren-Bestand . .	292	747	1786	2065
Zugang in 10 Jahren		3870	5772	5773
Zunahme des Bestandes		455	1039	279

*) Vergl. die Bemerkungen von Hundert, Preuß. Jahrbücher Bd. 118, S. 328 ff.

Das erste Jahrzehnt 1873—1883 hat 1900 Assessoren weniger geliefert als jedes der beiden folgenden; dabei vermochte es die im Richterstande vorhandenen Lücken auszufüllen, der frei gewordenen Rechtsanwaltschaft die nötigsten Kräfte zuzuführen und den Assessorenbestand auf eine etwa angemessene Höhe zu bringen. Die Zahl der 3870 Assessoren überschritt also den eigenen normalen Bedarf des Jahrzehntes nicht unerheblich. Die Steigerung im folgenden Jahrzehnte, 1883—1893, ging nun weit über das Bedürfnis hinaus. Die Rechtsanwaltschaft wurde überfüllt und der Assessorenbestand stieg um mehr als 1000, trotzdem wenigstens in den ersten Jahren die Rechtsanwaltschaft noch recht aufnahmefähig war. Ich möchte die Ueberproduktion an Assessoren auf reichlich 1000 schätzen. Im letzten Jahrzehnt, 1893—1903, dagegen sind zur Rechtsanwaltschaft etwa 200 Assessoren weniger abgeströmt. *)

Trotzdem hat bei gleichem Zustrom der Assessorenbestand nur um 279 zugenommen, während die Zahl der Richterstellen gleichzeitig von 4525 auf 5325, also prozentual stärker, gestiegen ist. Ueberdies ist nach der schon erwähnten Zusammenstellung bei Klatt die Zahl der unentgeltlich beschäftigten Assessoren vom 1. Januar 1897 bis 1. Januar 1903 von 720 auf 553 gesunken. Danach kann man sicher sagen, daß die Verhältnisse jetzt für die jungen Juristen besser stehen, als 1893. Das Ergebnis ist, daß im Jahrzehnt 1873—1883 die Zahl von 3870 Assessoren genügte, vorhandene Lücken auszufüllen und erhebliche plötzlich neu entstandene Bedürfnisse zu decken, daß dagegen im Jahrzehnt 1893—1903 bei einem um 1900 gesteigerten Zustrom die vorhandene Ueberfüllung weniger drückend geworden ist: der Bedarf an Juristen hat sich in den zwei Jahrzehnten um reichlich 2000 gesteigert. Es ist kein Grund abzusehen, warum diese Steigerung nicht weiter gehen sollte. Bestimmt sogar ist anzunehmen, daß in nicht ferner Zeit die Anwaltschaft wieder erheblich aufnahmefähiger werden wird, da dann das Ausscheiden der Anwälte, die sich seit 1879 niedergelassen haben, stärker werden muß. Ihre Anziehungskraft scheint jetzt schon wieder

*) Zu ihr (bezw. zum Notariat) gingen über:

	1881	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890
	126	200	218	235	225	253	232	215	218	170
1891/93	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903
?	148	179	160	154	185	153	168	187	215	255

(Die erste Zahlenreihe ist aus dem Justizministerialblatt vom 2. 1. 1892 entnommen, die zweite verdanke ich gütiger Mitteilung aus dem Justizministerium.)

zugenommen zu haben. Ich würde den Bedarf an Assessoren für 1903—1913 auf etwa 7500, keinenfalls unter 7000, aber auch nicht über 8000 ananschlagen.

Sehr schwer zu beurteilen ist, wie sich der Verbrauch der Philologen entwickelt hat. Wir verstehen dabei unter Philologen, wo es sich nicht aus dem Zusammenhang anders ergibt, stets alle Angehörigen des höheren Lehrfachs. Das Material versagt für eine genauere Berechnung. Veröffentlichungen über den Kandidatenbestand sind mir aus früherer Zeit überhaupt nicht bekannt, und wo sie Ende der achtziger Jahre zuerst auftauchen, können sie bei der damaligen Ordnung der Personalverhältnisse kaum besonders zuverlässig gewesen sein. Auf Grund der Examenergebnisse und von Schätzungen des wechselnden Mangels und Ueberschusses an Kräften, des Ausscheidens aus dem Lehrfache und des Wiedereintritts in dasselbe, des Heranziehens anderer Kräfte usw. bin ich dazu gekommen, den Bedarf für 1873—1883 auf 3300, den für 1883—1893 auf 3800, den für 1893—1903 auf 4800 anzuschlagen. Wegen der Unsicherheit der Einzelheiten will ich den Leser nicht mit ihnen behelligen, aber ich zweifle nicht, daß die Tendenz zum Steigen in der Wirklichkeit eher größer als geringer gewesen ist. Nach den Ergänzungsheften zum Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen nahmen im Jahre 1893—1903 die Direktoren und Oberlehrer an den höheren Schulen allein um 1600 zu, um 1040 mehr als im vorhergehenden Jahrzehnt, allerdings nur um 400 mehr als 1873—1883; Pensionierungen und Todesfälle kamen 1389 vor, ca. 340 mehr als 1883—1893, also doch gewiß 400—500 mehr als 1873—1883. Dadurch allein ist schon für den Bereich der höheren Schulen im engeren Sinne für 1893—1903 ein Mehrverbrauch gegen 1883—1893 von annähernd 1400 gegeben, gegen 1873—1883 von 800 bis 900. Die Verwendung der pro fac. doc. Geprüften hat aber außerhalb dieses Kreises sehr zugenommen. Die höheren Mädchenschulen, die Landwirtschaftsschulen, die gewerblichen Schulen sind teils hinzugekommen, teils haben sie sich gewöhnt, höhere Ansprüche an die Vorbildung der Lehrer zu stellen; die Bibliothekslaufbahn ist erst kürzlich eine in sich abgeschlossene Laufbahn geworden; die weiteren Verüstelungen des gesteigerten Bedarfs zu verfolgen ist kaum möglich.

Irrig aber ist die weit verbreitete Anschauung, daß die starke Zunahme der höheren Schulen im letzten Jahrzehnt abnorm sei. Die Zahl der Oberlehrer inkl. Direktoren ist vom Winter 1867/68

bis Winter 1892/93 von 3230 auf 5671, um 98 jährlich gestiegen, in den letzten zehn Jahren allerdings um 160 jährlich, auf 7270, der jährliche Prozentsatz aber ist fast derselbe geblieben, er hat sich nur von 2,27 für 1867—1893 auf 2,51 für 1893—1903 gehoben. Die Steigerung entspricht nur der im letzten Jahrzehnt gegen früher verstärkten Volksvermehrung. Es liegt also gar kein Grund vor, die letzte Verbrauchssteigerung für vorübergehend zu halten; vorübergehend war, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, nur das Stocken der Entwicklung in den achtziger Jahren. Zur Ergänzung sei noch bemerkt, daß vom Winter 1859/60 bis Winter 1867/68 in den alten Provinzen allein die jährliche Zunahme auch schon 91 betragen hatte, und ausdrücklich sei hervorgehoben, daß in dem Zeitraum 1867—1893 die Zeit des Stockens in den achtziger Jahren mit eingeschlossen ist.

Unter der Voraussetzung normaler Entwicklung möchte ich den Bedarf an anstellungsfähigen Kandidaten — dies sind etwa zehn Prozent weniger als die pro facultate docendi geprüften Kandidaten — allein für den Bereich der höheren Schulen im engeren Sinne für das Jahrzehnt 1903—1913 nicht unter 3600 anschlagen; ich rechne dabei 200 jährlich auf Stellenerledigungen und 160 auf Neugründungen. Der Gesamtbedarf an pro facultate docendi geprüften Kandidaten dürfte kaum erheblich unter 6000 zurückbleiben.

In weit höherem Maße als früher gehen dabei die Angehörigen der philosophischen Fakultät auch ohne Ablegung des Examen^s pro fac. doc. in andere Berufe über. Wir werden Näheres darüber weiter unten sehen. Hier sei nur noch kurz darauf hingewiesen, daß die moderne Entwicklung immer neue Arbeitsfelder erschließt und immer mehr Abiturienten für die technischen Hochschulen absorbiert.

Wenn nun auch nach allem, was wir gesehen haben, nicht bezweifelt werden kann, daß ein erhebliches Zurückbleiben der Abiturienten hinter der von ihnen erreichten Zahl eine empfindliche Hemmung der nationalen Entwicklung bedeuten würde, so sieht es dagegen sehr übel mit der richtigen Verteilung des Nachwuchses auf die verschiedenen Fächer aus.

Bei den niederen Berufen regelt sich die Verteilung verhältnismäßig leicht; denn bei Ueberfüllung des einen ist der Uebergang in verwandte Berufe oder Fabriken meist nicht schwer, und bei der kurzen Ausbildung ist durch Abdämmung des Nachwuchses ent-

sprechend schnell ein Ausgleich geschaffen. Ganz anders ist das in den höheren Berufen. Theologen, Juristen, Mediziner, Philologen, Baumeister, Ingenieure können nicht einer für den anderen eintreten, höchstens daß bei Ueberfüllung der Theologie einmal die Theologen zeitweiliges oder dauerndes Unterkommen im Schulfach finden. Schlimmer noch ist, daß die Ausbildung in all diesen Berufen so lange dauert, einschließlich des Militärjahres durchschnittlich bei den Philologen und Juristen reichlich neun Jahre, nirgends wohl unter sieben Jahre. Soweit nun die jungen Leute sich in der Berufswahl durch die Aussichten bestimmen lassen, die sich für ein Unterkommen in den einzelnen Fächern bieten, richten sie sich meist nach den Verhältnissen, wie sie augenblicklich sind; maßgebend müßten aber die Verhältnisse sein, wie sie in sieben bis neun Jahren sein werden. Diese verkehrte Art wird noch durch die Neigung der Schüler verstärkt, sich in ihrer Wahl durch die früheren Generationen mit bestimmen zu lassen. Auch bei Aenderung der Aussichten hebt und senkt sich der Zustrom zu den einzelnen Fächern nur allmählich. Bei augenblicklich günstigen Verhältnissen verstärkt sich die Anziehungskraft der einzelnen Berufe meist bis zu dem Zeitpunkt, in dem die Lücke, ausgefüllt wird. Dann sind aber bereits sieben bis neun Jahrgänge über die dem normalen Bedürfnisse entsprechende Stärke in der Vorbereitung begriffen, und es dauert selbst dann noch einige Jahre, bis sich der Zustrom auf die normale Stärke senkt. Um nun den Ausgleich für zehn überstarke Jahrgänge zu schaffen, muß die Senkung ihrerseits wieder unter die normale Stärke heruntergehen; sie pflegt anzuhalten, bis die Unzulänglichkeit der vorhandenen Kräfte bemerkbar wird. Dann sind aber sieben bis neun zu schwache Jahrgänge in der Ausbildung begriffen, und auch jetzt setzt der stärkere Zustrom erst allmählich ein. Das alte Spiel beginnt von neuem; je stärker vorher die Ueberfüllung war, um so größer wird nachher der Mangel, und so auch umgekehrt.

An folgenden Beispielen möge dies Auf und Nieder gezeigt werden. Der evangelischen Theologie widmeten sich 1860 in den alten preußischen Provinzen 340 Abiturienten; einschließlich der neuen Provinzen dürfte die Zahl auf 450 zu schätzen sein. (Sie betrug im Jahre 1868 für die alten Provinzen allein 223, einschließlich der neuen aber 306.) Die Senkung setzte sich über 1868 hinaus bis 1874 fort, wo mit 199 der tiefste Stand erreicht wird. Nun hebt sich die Zahl bis zum Schuljahre 1884/85, in dem 731 zukünftige Theologen die Schule verließen. Von da ab haben wir

wieder eine fast regelmäßige Senkung bis 1902/03, wo sie nur 264 ausmachten. Ob die Senkung noch weiter gegangen ist, weiß ich nicht, aber auf der letzten Generalsynode war schon von Zeichen des beginnenden Kandidatenmangels die Rede. Wirklicher Mangel ist bereits unabwendbar, da die in der Ausbildung begriffenen Jahrgänge weit unter der normalen Stärke sind, und die zunächst in die Ausbildung eintretenden werden es vermutlich auch noch sein.

Für das höhere Schulfach kamen im Jahre 1860 für die alten Provinzen 227, bei Einfluß der neuen also wohl 270 in Betracht. (1868 waren es 320 bezw. 372.) Der Zubrang hob sich bis 1879 auf 931, für 1880/81 bei Einfluß von zwei Osterterminen auf 1572. Das Schuljahr 1881/82 zeigt mit 910 Abiturienten den Beginn des Fallens, das dann ganz reißend wird, sodaß 1890/91 und 1891/92 nur 333 bez. 330 Abiturienten für dies Gebiet in Frage kommen. Seitdem hebt sich die Zahl wieder, und wir kommen für 1902/03 auf 1100—1200.

Dem Rechtsstudium widmeten sich 1860 in den alten Provinzen 208 Abiturienten, im ganzen Staate also etwa 250 (1868 waren es 312 bezw. 371). Bis 1876 steigt die Zahl auf 874, und sie hält sich um 800 herum bis 1880/81, dann sinkt sie bis 1885/86 auf 590; erst 1891/92 überschreitet sie mit 809 wieder die 800 und erreicht 1900/01 die Höhe von 1387 und hat sich bis 1902/03 ungefähr so hoch gehalten, ungerechnet die für 1902/03 auf etwa 120 anzuschlagenden Realabiturienten.

Der Medizin widmeten sich 1860 in den alten Provinzen 279, im Gesamtstaate also etwa 330. 1868 waren es 377 bezw. 445.) [1874 sinkt die Zahl auf 362. Dann beginnt die gewaltige Steigerung auf 786 im Jahre 1881/82 und auf 910—940 in den folgenden vier Jahren. 1886/87 setzt die Senkung mit 856 ein, und mit kleinen Schwankungen kommen wir 1892/93 auf 718. Die höchste Zahl haben wir nachher im Jahre 1896/97 mit 820 und die niedrigste im Jahre 1901/02 mit 498. 1902/03 zeigt wieder 569. Zu diesen Gymnasialabiturienten kommen dann für die letzten Jahre noch die Abiturienten von den Realgymnasien, höchstens 40 im Jahre, sodaß also kaum Zweidrittel der Zahlen in den achtziger Jahren erreicht ist.

Die hier dargestellten Schwankungen schließen in sich eine unfägliche Last von Sorgen und Not. Mancher Vater, manche Witwe muß den letzten Spargroschen hervorjuchen, um den Sohn während der Wartezeit zu erhalten, und dieser selbst muß Schulden machen,

an denen er lange zu tragen hat, und die ihn oft genug von der Gründung eines Hausstandes abhalten. Zu dem schwer abzumessenden Schaden der einzelnen kommt der für die Gesamtheit. Der Fülle überschüssiger Kräfte auf dem einen Gebiete entspricht der Mangel auf anderen, wo wegen des Fehlens geeigneter Kräfte dringende Aufgaben liegen bleiben oder wenigstens nicht so erledigt werden können, wie es in einem wohlgeordneten und reichen Gemeinwesen — denn in dem Leben wir — gefordert werden muß.

Diese maßlosen Schwankungen müssen nun aber nicht als ein unabänderliches Uebel angesehen werden, dem man tatenlos zuschauen darf. Durch umsichtiges Eingreifen lassen sich die ärgsten Auswüchse beseitigen und kann das Uebel auf ein erträgliches Maß zurückgeführt werden.

Voraussetzung für ein sachgemäßes Urteil über die zukünftigen Aussichten in den einzelnen Berufen ist der Einblick in die Entwicklung der Vergangenheit bis zur Gegenwart. Bis jetzt sind wir dabei vielfach auf Schätzungen angewiesen, die natürlich höchst mißlich sind. Sie machen den Forscher selbst leicht unsicher, andererseits zwingen sie ihn zu langen Auseinandersetzungen, die den Laien schrecken und ihn selbst gegen zwingende Beweisführung mißtrauisch machen.

Um den Einblick in die Vergangenheit zu ermöglichen, ist zuerst nötig für die verschiedenen Gebiete für jedes Jahr eine Uebersicht über

1. die Zahl derer, die das zur Anstellung berechtigende Examen abgelegt haben,
2. die Zahl der durch Anstellung oder sonst aus den Anstellungsberechtigten Ausscheidenden,
3. die Zahl der zur Verfügung stehenden Anstellungsberechtigten.

Bei den unter 2 Genannten ist nach Möglichkeit die Art der Anstellung anzugeben, weil danach besser zu beurteilen ist, ob sich neue Laufbahnen entwickelt haben, und ob in den verschiedenen Zweigen eine weitere Aufnahmefähigkeit zu erwarten ist. Dazu dient auch die Feststellung, ob die Anstellungen herbeigeführt sind durch die Erledigung oder die Neugründung von Stellen. Auch für die sonst Ausgeschiedenen ist eine möglichste Spezialisierung wünschenswert. Es läßt sich z. B. bei den Juristen, die in die Kommunalverwaltung oder das Geschäftsleben übergegangen sind, annehmen, daß sie auch ein angemessenes Auskommen gefunden haben

und an ihrer Stelle gebraucht werden, während zur Anwaltschaft oft nur übergegangen wird, weil sich sonst kein Unterkommen findet.

Bei den auf Anstellung Wartenden ist zu unterscheiden, ob sie a) gegen Diäten beschäftigt, b) auf ihren Wunsch in andere Stellungen beurlaubt, oder c) unbeschäftigt bezw. nur zu ihrem eigenen Besten beschäftigt sind. Die unter a Genannten sind für das öffentliche Wohl notwendig; das dürfte meist auch für die unter b zutreffen. Als überschüssig können nur die unter c gelten. Die Scheidung zwischen a und c mag für die Verwaltung nicht immer leicht sein, weil da ein steter Wechsel stattfindet, in der Justizverwaltung z. B. am 1. Januar viel weniger zu a gehören werden, als zur Urlaubszeit im August. Es mag auch nicht angenehm sein, wenn etwa die Verwaltung bei dem Versuch der strengen Scheidung zu der Ueberzeugung kommen sollte, daß viele der ohne Diäten Beschäftigten in Wahrheit gar nicht entbehrlich sind. Eine Klarstellung dieser Verhältnisse aber wird sehr bald sich für die Verwaltung selbst als eine Wohlthat erweisen und eventuell ihre Stellung gegenüber der Finanzverwaltung stärken.

Die hier geforderten Nachweise aber müssen möglichst weit zurückgreifen; denn je länger der Zeitraum ist, um so mehr kommen die wechselnden Einflüsse zur Geltung, um so mehr wird auch der Blick für das geschärft, was die Entwicklung bestimmt, und es wird der oft gemachte Fehler verhindert, daß Schlüsse auf die Erscheinungen ganz anormaler kurzer Zeiten aufgebaut werden. — Im allgemeinen dürfte ein Zurückgehen bis auf 1867 — nach dem Einkommen der neuen Provinzen zu Preußen — wünschenswert sein. Wo Vollständigkeit nicht zu erreichen ist, muß man sich vorläufig mit dem begnügen, was augenblicklich festgestellt werden kann, und den weiteren Ausbau der Zukunft überlassen. Wesentlich ist aber, daß diese Feststellungen nicht bloß gelegentlich von den einzelnen Verwaltungen hier oder da veröffentlicht werden, sondern die Veröffentlichungen müssen nach gemeinsamem Plane an einer einheitlichen Stelle erfolgen. Vielleicht empfiehlt sich dazu das Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen; vielleicht auch ein für diese Zwecke besonders zu begründendes Jahrbuch. Hier wären dann auch die jährlichen Nachträge zu veröffentlichen. — Von Zeit zu Zeit, vielleicht alle fünf bis zehn Jahre, wäre wohl eine neue Herausgabe des gesamten Materials wünschenswert, wobei auch eine Nachprüfung und eventuell eine Ergänzung oder Abände-

rung der Gesichtspunkte stattzufinden hätte, nach denen die Veröffentlichung erfolgt.

Eine wesentliche Ergänzung des so gewonnenen Materials läßt sich durch die Berechnung des zu erwartenden Abgangs durch Pensionierung und Tod beschaffen. Denn man glaube nicht, daß dieser Abgang immer ungefähr gleich bleibt. Bei der schwankenden Stärke der in den Beruf eintretenden Jahrgänge wechselt natürlich auch die Stärke der für den Abgang am meisten in Betracht kommenden. Für die höheren Lehranstalten im engeren Sinne betrug z. B. dieser Abgang im Jahrfünft 1884/85 bis 1888/89 nur 106,2 jährlich, dagegen im Jahrfünft 1898/99 bis 1902/03 schon 153. Nach meiner Schätzung auf Grund der Stärke der verschiedenen Jahrgänge wird er um 1920 etwa 300 betragen, hernach aber wieder bedeutend herabgehen. Auf Grund des Kunzelenders und der Arbeit von Böckh und Klatt (Die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Direktoren und Oberlehrer in Preußen. Halle a. S. Waisenhaus. 1901) muß eine ziemlich sichere Vorausberechnung für ein Jahrzehnt möglich sein. — Für den juristischen Nachwuchs wird in etwa zehn Jahren sehr günstig wirken, daß dann der Abgang aus der Anwaltschaft stärker wird und ebenso aus den anderen juristischen Nebenberufen außerhalb des staatlichen Justizdienstes. Für eine genaue Berechnung ist das Material nicht so günstig wie bei den Philologen. Allerdings ist durch die Arbeit von Klatt das Ausscheidealter für die Richter und Staatsanwälte festgelegt, aber im Terminkalender fehlt die Angabe über das Geburtsjahr der einzelnen. Es ist also eine Ergänzung in der Hinsicht wünschenswert; denn wenn auch eine Schätzung des Lebensalters nach dem Dienstalter als Nothelfer dienen könnte, so ist doch zu bedauern, wenn zu den unvermeidbaren Unsicherheiten für die Abschätzung der Zukunft noch eine da hinzukäme, wo ziemliche Sicherheit möglich ist.

Auf das eben beschriebene Material ist nun die Berechnung des zukünftigen Bedarfs aufzubauen. Annähernd sicher kann die Berechnung sein, wie viel Ersatz für die Ausscheidenden erfordert werden wird. Auch die wahrscheinliche Zunahme des Bedarfs läßt sich berechnen. Trotzdem ist hier große Vorsicht geboten, denn es treten bisweilen Störungen ein, und nur Vertrautheit mit der allgemeinen Entwicklung und den besonderen Verhältnissen der einzelnen Berufe kann diese Störungen und neue Einflüsse voraussehen. Die Stellenvermehrung kam z. B. bei den Philologen nach

1882 plötzlich ins Stocken, und dies bedeutete, daß am Schluß der Periode 640 Philologen weniger Anstellung gefunden hatten, als man nach der Entwicklung der vorhergehenden Jahrzehnte annehmen durfte. Teilweise war ja diese Stockung eine direkte Folge der eingetretenen Ueberfüllung, indem letztere zu übermäßiger Ausdehnung des Hilfslehrertums, ja zur Verwendung von Probanden anstatt bezahlter Lehrer führte. Aber wer die Schwierigkeiten kannte, in die sich die Städte vielfach durch die Gründung oft nur wenig lebensfähiger Anstalten gestürzt hatten, mochte auch sonst voraussehen, daß ein Rückschlag zu erwarten war. Einen Kenner der Zeit konnte auch nicht überraschen, daß die Zusammensetzung der Philologen aus Altsprachlern, Neusprachlern, Mathematikern und Naturwissenschaftlern sich durchaus verschob und damit z. B. für die Altsprachler die Aussicht auf Anstellung verhältnismäßig sehr zurückging. — Auf anderem Gebiete konnte das Verständnis für die Entwicklung der Völker vorausahnen lassen, daß der politische Aufschwung mit dem des gewerblichen Lebens und dem Wachstum der Städte immer reichere Gelegenheit zur Verwendung juristischer Bildung bieten mußte. Das genaue Maß konnte natürlich niemand wissen. — Die Schätzung wird um so unsicherer sein, je näher das Fach dem gewerblichen Leben steht. Die Aussichten für die verschiedenen Zweige des Bau- und Ingenieurfaches z. B. hängen nicht bloß davon ab, ob Deutschland überhaupt vorwärts geht, sondern auch davon, welche Richtung die Entwicklung einschlägt, wie der Kampf zwischen Dampf und Elektrizität, zwischen Kanal und Eisenbahn sich gestaltet.

Aus dieser Unsicherheit der Zukunft ergibt sich, daß der Staat, der allein das grundlegende Material in genügendem Umfange beschaffen kann, sich nicht auf Berechnungen des zukünftigen Bedarfs einlassen darf. Er übernehme damit eine Verantwortung, der er nicht gewachsen sein kann, und es würde eventuell sogar das Durchdringen der Wahrheit gehindert. Die Gestaltung der Zukunft hängt eben von so vielen Einflüssen ab, daß der eine oder der andere zu leicht übersehen oder in seiner Bedeutung falsch eingeschätzt wird. Darum müssen die Berechnungen den Privaten überlassen bleiben, die nur durch das Gewicht ihrer Gründe wirken, und die durch die Kritik berichtigt werden können, während Aufstellungen amtlichen Ursprungs zu leicht durch die Autorität der Regierung auch gegen berechnigte Kritik geschützt werden.

Wenn die augenblicklichen Verhältnisse und der wahrscheinliche

zukünftige Bedarf festgestellt sind, muß der Aufschluß darüber hinzukommen, wie viel junge Leute voraussichtlich vor dem Jahrgang, der jetzt den Beruf wählt, noch in den Beruf hineinkommen werden. Welche Bedeutung dies hat, ergibt sich aus einer einfachen Erwägung. Nach Klatt S. 13 liegt bei den Juristen zwischen dem Abiturientenexamen und dem Assessorexamen eine Vorbereitungszeit von neun- einhalb bis zehn Jahren. — Das Assessorexamen wird abgelegt im Alter von ca. 29 Jahren. — Zwischen dem Assessorexamen und dem Ausscheiden aus dem Amte liegt durchschnittlich eine Zeit von etwa $32\frac{1}{2}$ Jahren. Im Amte also befinden sich, die auf Anstellung Wartenden eingerechnet, reichlich 32 Jahrgänge, in Vorbereitung beinahe zehn Jahrgänge, die normaler Weise sehr erheblich stärker sein müssen als die im Amte befindlichen. Für den das Studium beginnenden Juristen hat also mindestens der vierte Teil seiner Vordermänner das Assessorexamen noch nicht abgelegt. — Bei den Philologen ist die durchschnittliche Vorbereitungszeit, wenn überhaupt, nur unwesentlich kürzer; dabei treten sie früher aus dem Amte, sodaß die Stärke der in Vorbereitung befindlichen Jahrgänge vielleicht noch mehr ins Gewicht fällt. — Bei den Medicinern und Theologen ist die durchschnittliche Vorbereitungszeit — Genauer weiß ich nicht — vielleicht nur sieben Jahre, aber auch das reicht aus, um zu bewirken, daß die Leichtigkeit oder Schwierigkeit des späteren Unterkommens ganz wesentlich von der Stärke der in der Ausbildung begriffenen Jahrgänge abhängt. Aus allem ergibt sich, wie bedeutungsvoll es ist, wenn eine annähernde Schätzung des in den nächsten sieben bis zehn Jahren für die einzelnen Fächer zu erwartenden Nachwuchses ermöglicht wird.

Zu einer solchen Schätzung muß nun festgestellt werden, wie viel junge Leute sich alljährlich den einzelnen Fächern widmen, und wie groß der Prozentsatz von ihnen ist, der sein vorläufiges Ziel, das Bestehen des Staatsexamens bezw. die Anstellungsfähigkeit erreicht. Wo Zwischeneramina sind, müssen auch diese in Betracht gezogen werden, sodaß zunächst ermittelt wird, wie viele durch dies Mittelexamen kommen, und dann, wie viele von den hier Bestehenden das zur Anstellung berechtigende Examen bestehen. Wo auf das wissenschaftliche Examen eine praktische Vorbereitungszeit folgt, wie z. B. bei den Philologen, ist natürlich auch der nach dem Examen folgende Abgang zu berechnen.

Soweit ich sehe, ist bisher bei solchen Schätzungen meist von der

Gesamtzahl der in der Vorbereitung oder in deren einzelnen Abschnitten Befindenden ausgegangen. Dies hat den Nachteil, daß dabei das Auf und Nieder der einzelnen Jahrgänge nicht genau verfolgt werden kann; man weiß auch nicht recht, auf wie viel Examensjahrgänge der jeweilige Gesamtbestand zu verteilen ist. Ueberhaupt sind zusammenfassende Zahlen nur gut, wenn es sich um einen Ueberblick über längere Zeitabschnitte handelt, sie sind aber ungeeignet, um den Gang in der Gegenwart zu beobachten und eventuell auf ihn einzuwirken.

Die erste Aufgabe ist also die Feststellung, wie viel Abiturienten sich alljährlich den einzelnen Fächern widmen. Diese Nachweisung haben wir in den Anstaltsprogrammen. Deren Benutzung ist aber für den einzelnen überaus mühsam und auch deswegen mißlich, weil die Osterabiturienten oft erst im Programm des nächsten Jahres stehen oder überhaupt fehlen. Bequemer sind die Zusammenstellungen im Ergänzungsheft zum Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen. Das oft späte Erscheinen dieses Heftes ließe sich, wenn erst meine Wünsche als berechtigt anerkannt worden sind, wohl so beschleunigen, daß darunter die praktische Verwendbarkeit nicht litte. Ebenso ließe sich die genauere Einteilung, auf die wir unten noch kommen werden, gewiß ohne Schwierigkeiten durchführen. Aber die Abiturienten ändern noch oft ihren Entschluß. Für das Schuljahr 1902 hat Klatt (Berufswahl der Abiturienten des Jahres 1902, Monatschrift für die höheren Schulen, 1904. S. 338 ff.) auf Grund amtlichen, durch spätere Umfrage bei den Schulen gewonnenen Materials festgestellt, in welchem Umfange ein Berufswechsel der Abiturienten stattgefunden hat. Es haben danach 20 Prozent das ursprünglich angegebene Fach mit einem andern vertauscht. Allerdings gleicht sich dieser Wechsel größtenteils aus, sodaß nach Abrechnung des Ausgleichs nur 7,28 Prozent gewechselt haben. Naturgemäß aber macht sich dieser Wechsel gerade bei einzelnen Fächern besonders bemerkbar, sodaß z. B. bei den Philologen (insbesondere bei den Mathematikern) und Juristen die Zahlen sich um 17—20 Prozent vermehrt haben, während sie bei den katholischen Theologen und den Offizieren um denselben Satz gesunken sind. Wenn diese Abweichung nun immer ungefähr dieselbe bliebe, wie ich das z. B. für die Juristen vermute, so behielten die Zahlen ihren vollen Wert, aber das ist schwerlich allgemein der Fall, und es dürfte gerade in den kritischen Zeiten, wo

Ueberfüllung oder Mangel sich einstellt, und wo es besonders auf zuverlässige Beobachtung ankäme, leicht ein Umschlag sogar nach der entgegengesetzten Seite eintreten.

Unter diesen Umständen würden die Abiturientenzahlen eine zuverlässige Grundlage nur abgeben, wenn regelmäßig eine nachträgliche Korrektur wie die von Klatt eintrete. Mit dieser Korrektur aber hätten wir ein treffliches Material, und die dann noch mit unterlaufenden Fehler könnten kaum von Bedeutung sein. Ich fürchte indes, die regelmäßige Wiederholung dieser nachträglichen Feststellung wird daran scheitern, daß sie zu viel Arbeit macht; sie ist auch mit ziemlichem Zeitverlust verbunden.

Bequemer und schneller muß die regelmäßige Unterlage für unsere Untersuchungen bei den Hochschulen zu haben sein. Es ist einfach bei den Einschreibungen regelmäßig die Zahl derjenigen festzustellen, die im ersten Semester stehen. Band 167 der preußischen Statistik gibt uns für die preußischen Universitäten diese Zahlen für die neunzehn Semester Winter 1886/87 bis Winter 1895/96 und für Sommer 1899 und Winter 1899/1900. Für Sommer 1903 und Winter 1903/04 finden wir dann die betreffenden Zahlen in der Monatschrift für höhere Schulen. 1904. S. 64 bezw. S. 279 in einer Veröffentlichung H. Tilmanns über die Reisezeugnisse der Studierenden der preußischen Universitäten. Diese Veröffentlichungen sind ohne Rücksicht auf unsern Zweck erfolgt, und sie geben keine fortlaufende Reihe; auffallend ist auch, daß die Zahlen der preußischen Statistik zum Teil ganz erheblich von denen im Ergänzungsheft des Zentralblattes abweichen, das auch mit den Tilmannschen Zahlen nicht übereinstimmt. Trotzdem beweisen die Veröffentlichungen, daß das für unsere Zwecke notwendige Material un schwer zu beschaffen ist. Die vorhandenen Lücken müßten allerdings nachträglich ausgefüllt und die Unstimmigkeiten beseitigt werden. Erforderlich ist auch eine Ergänzung durch die entsprechenden Nachweise für die technischen Hochschulen und teilweise eine größere Spezialisierung.

Auf der Hand liegt allerdings, daß diese Erhebungen unvollständig sein müssen, so lange sie auf die preußischen Hochschulen beschränkt bleiben. Mit Recht betont Klatt a. a. O. S. 351 f., daß es sich hier um eine „Reichssache“ im eigensten Sinne des Wortes handelt. Die Freizügigkeit innerhalb des Deutschen Reiches herrscht auch in den höheren Berufen und ganz besonders in der Studenten-

schaft, und das ist gut so. Wenn daher ein Staat die Berufswahl des jungen Nachwuchses bloß nach den Erhebungen auf den eigenen Universitäten beurteilen wollte, so würde er den größten Irrtümern ausgesetzt sein. Die gegenseitige Mitteilung der betreffenden Zahlen ist also für die reichsdeutschen Hochschulen unbedingt geboten, wünschenswert ist sie auch für die deutschen Hochschulen außerhalb des Reiches. Wenn aber mit letzteren darauf bezügliche Vereinbarungen nicht zu ermöglichen sind, und außerdem wegen der Neusprachler, die ihr Studium im nichtdeutschen Auslande beginnen, empfiehlt es sich, daß über die Studenten, die das erste Semester im Auslande zugebracht haben, besondere Ausnahmen gemacht werden, sobald sie zuerst eine reichsdeutsche Hochschule aufsuchen. Diese Maßregel würde allerdings immer erst nach einigen Jahren einen genügenden Ueberblick über die im Auslande befindliche Studentenschaft geben, aber einige Mängel wird man schon mit in Kauf nehmen müssen, und es dürfte, da es sich immer nur um den kleineren Teil selbst der Neusprachler handeln würde, nach einiger Zeit eine brauchbare Schätzung auf Grund der Verhältnisse in den vorhergehenden Jahren möglich sein.

Die Nachweise über die Zwischenexamina sind zweifellos in allen Verwaltungen vorhanden, sie sind auch wohl teilweise veröffentlicht. Es kann sich da im allgemeinen nur um übersichtliche Zusammenfassung an einer Stelle handeln.

Im folgenden soll nun, zugleich als Muster für die anderen Fächer, eine Berechnung des in den nächsten Jahren zu erwartenden Nachwuchses für die Juristen und die Philologen stattfinden, so gut das nach dem mir zu Gebote stehenden Material möglich ist.

Verhältnismäßig gut ist das Material für die Juristen, bei denen auch der in den Abiturientenzahlen enthaltene Fehler überall ziemlich gleich gewesen sein dürfte, sodaß sie ohne sonderlichen Schaden benutzt werden können. — Ein Mangel besteht darin, daß nicht die zur Verwaltung übergegangenen Referendare nachgewiesen sind. Wenn da stärkere Schwankungen stattfinden sollten, so könnte das immerhin einigen Einfluß auf das Ergebnis haben.

Die Abiturientenzahlen der nachfolgenden Liste sind aus dem Ergänzungsheft zum Zentralblatt entnommen. In den letzten drei Jahren kommen zu den Gymnasiasten Realabiturienten hinzu, von denen nach Tilmann im Winter 1902/03 im ganzen 182 Jura studierten, während im Sommer 1903 von ihnen 88 im ersten

Semester standen. Schätzungsweise habe ich diese 270 auf die drei Jahre so verteilt, daß 60 auf 1900, dann 90 auf 1901, schließlich 120 auf 1902 kommen. Die Zahlen der Referendare und Assessoren sind teils amtlichen Veröffentlichungen entnommen, teils verdanke ich sie gütiger Mitteilung aus dem Justizministerium. — Die Abiturienten sind bis 1879 nach Kalenderjahren, von 1881 ab nach Schuljahren zusammengefaßt, bei denen z. B. unter 1881 die Abiturienten von Michaelis 1881 und Ostern 1882 aufgeführt werden. Unter 1880/81 sind die Abiturienten von Ostern 1880, Michaelis 1880 und Ostern 1881 enthalten, sodaß mit dieser Zahl kein Jahrgang der Referendare verglichen werden kann. Die im Kalenderjahre 1872 abgegangenen Abiturienten haben vorwiegend im Jahre 1875 das Referendarexamen gemacht, doch treffender noch ist die Zusammenstellung der Abiturienten vom Schuljahr 1881 mit den Referendaren vom Jahre 1885. Nur Vereinzelte können ihr Examen schon früher gemacht haben, ein größerer Teil, besonders solche, die während der Studienzeit ihrer Militärpflicht genühten, haben es erst später gemacht. Für die Hauptmasse aber trifft die Zusammenstellung zu. Die Referendare von 1875 haben dann vorwiegend ihr Assessorexamen im Jahre 1880 gemacht; auch hier ist sicherlich die Zahl derjenigen, die es früher gemacht haben, geringer als die derjenigen, die es später gemacht haben. — Wenn die von uns bei diesen Zusammenstellungen angenommenen Zeitunterschiede genau innegehalten würden, so käme eine Vorbereitungszeit von durchschnittlich $8\frac{1}{2}$ Jahren heraus; tatsächlich macht sie reichlich ein Jahr mehr aus. Das erklärt sich daraus, daß die Nachzügler zahlreicher sind als die früher das Examen Machenden, und während die Vorschneellen — *sit venia verbo* — höchstens etwa $\frac{1}{2}$ Jahr sparen, können die Nachzügler beliebig viel Zeit zusetzen. — Wir mußten die Zeit zu fassen suchen, in der die Hauptmasse der einzelnen Jahrgänge das Examen macht, aber selbstverständlich ist, daß nachfolgende starke Jahrgänge schon ein Jahr voraus einwirken, während die Nachwirkung vorhergehender starker Jahrgänge sich über mehrere Jahre erstreckt. Die Vor- und Nachwirkung schwächerer Jahrgänge verteilt sich ebenso, aber natürlich in entgegengesetzter Richtung. — Bei den einzelnen Jahrgängen sprechen natürlich allerlei Zufälle mit, z. B. das Ausfallen oder Hinzukommen einzelner Prüfungstermine. Darum empfiehlt sich bei der Vergleichung die Zusammenfassung mehrerer Jahrgänge. Ich habe, soweit das ging, Jahrfünfte zusammengefaßt.

Abiturienten		Referendare		Affessoren	
1872	600	1875	591	1880	380
73	671	76	739	81	503
74	671	77	749	82	537
75	756	78	777	83	559
76	874	79	747	84	585
1872/76	3572	1875/79	3003 = 100,9%	1880/84	2564 = 71,2%
			der Abiturienten		der Referendare
1877	811	1880	922	1885	622
78	781	81	806	86	692
79	822	82	852	87	704
1877/79	2414	1880/82	2580 = 106,9%		
1880/81	1378	1883	845	88	616
		84	813	89	561
		1880/84	4238	1885/89	3195 = 75,4%
1881	756	1885	799	1890	530
82	698	86	674	91	511
83	540	87	647	92	508
84	616	88	657	93	443
85	590	89	679	94	433
1881/85	3210	1885/89	3456 = 107,7%	1890/94	2425 = 70,2%
1886	657	1890	723	1895	507
87	713	91	752	96	516
88	703	92	741	97	542
89	737	93	817	98	549
90	709	94	774	99	578
1886/90	3519	1890/94	3807 = 108,2%	1895/99	2692 = 70,7%
1891	809	1895	827	1900	559
92	859	96	852	01	657
93	996	97	959	02	725
94	1011	98	1046	03	707
1891/94	3675	1895/98	3684 = 100,3%	1900/03	2648 = 71,7%
1895	1066	1899	1070		
96	1101	1900	1150		
97	1209	01	1263		
98	1269	02	1338		
99	1387	03	1414		
1895/99	6032	1899/1903	6235 = 103,4%	1904/08	71% = 4428?
1900	1323				
01	1385				
02	1506				
1900/02	4214	1904/06	104% = 4382?	1909/11	71% = 3111?

Regelmäßig ist die Zahl der Referendare größer als die der Abiturienten, sie übertrifft diese um 0,3 bis 8,2 Prozent; dagegen bleibt die Zahl der Assessoren hinter der der Referendare um 24,6 bis 29,8 Prozent zurück. Die Schwankungen sind also in der ganzen Beobachtungszeit sehr gering, und wir können von den 6235 Referendaren der Jahre 1895—99 mit ziemlicher Bestimmtheit 71 Prozent gleich 4428 Assessoren in den Jahren 1904—1908 erwarten, weniger bestimmt aber doch auch mit annähernder Wahrscheinlichkeit von den 4214 Abiturienten der Jahre 1900—1902 für 1904—1906 etwa 104 Prozent, gleich 4382 Referendare, und von diesen wieder für 1909—1911 71 Prozent, gleich 3111 Assessoren. Das macht für 1904—1911 im ganzen ca. 7500 Assessoren. Natürlich können es einige Hundert mehr oder weniger werden, aber wenn nicht unvorhergesehene Verhältnisse eintreten, ist eine höhere Zahl als 8000 und eine niedrigere als 7000 fast ausgeschlossen. Selbst wenn jetzt ein Höhepunkt im Zustrom erreicht sein sollte, ist auch nach 1911 ein schnelles Herabgleiten der Assessorenzahl unter 1000 jährlich nicht wahrscheinlich; das wird durch das Gesetz der Beharrung gehindert. Daß der Höhepunkt erreicht ist, ließe sich vielleicht daraus schließen, daß die letzte Steigerung der Abiturientenzahlen ihren Grund allein in dem Einzukommen der Realabiturienten hat, während die Zahl der Gymnasiasten in den Jahren 1900 und 1901 schon heruntergegangen war.

Wir waren oben zu dem Ergebnis gekommen, daß im Jahrzehnt 1903—1913 der Bedarf an Juristen etwa 7500, nicht unter 7000, schwerlich über 8000 sein werde. Jetzt haben wir ermittelt, daß in derselben Zeit ein Zugang von etwa 9500, jedenfalls zwischen 9000 und 10 000 Assessoren zu erwarten ist. Der jetzt vorhandene Ueberschuß wird also bis 1913 nach aller Voraussicht um 1000 steigen, vielleicht um 2000. Daß die Steigung noch höher wird, glaube ich nicht, denn bei überreichem Angebot der Kräfte pflegen sich neue Verwendungsgebiete zu finden. Zu beachten ist übrigens, daß bei dem gesteigerten Gesamtbedarf ein Ueberschuß von 1500 im Jahre 1913 lange nicht die Bedeutung haben wird, wie im Jahre 1893.

So glatt wie für die Juristen stellt sich die Rechnung für die Philologen nun nicht. Das liegt teils am Material, teils an der Eigenart des Studiums.

Im Zentralblatt wird das künftige Studium der auf die Universität gehenden Abiturienten nur für die Gymnasiasten spezialisiert.

Früher nun durfte man annehmen, daß die zur Universität übergehenden Realabiturienten sich fast alle der philosophischen Fakultät zuwenden würden; die Annahme aber ist jetzt, nachdem die Gleichberechtigung aller höheren Schularten endlich im wesentlichen erreicht ist, nicht mehr zulässig. Eine Abrechnung derer, die nach Tilmanns Veröffentlichungen ein anderes Universitätsstudium ergriffen haben, mag jetzt als Nothelfer gehen, aber es entziehen sich dabei diejenigen, die auf nichtpreussischen Universitäten studieren, der Kontrolle, auch ist nicht zu ersehen, wie viel Nichtpreußen in den Tilmann'schen Zahlen mit enthalten sind. Des weiteren werden selbst für die Gymnasien nur Philologen und Philosophen einerseits und Mathematiker und Naturwissenschaftler andererseits unterschieden, für die Realanstalten aber fehlt auch diese Unterscheidung. Selbst diese Hauptseidung ist also nach den Abiturientenlisten nicht streng durchzuführen. Für unseren Zweck aber ist sie von größter Wichtigkeit, da Mathematiker und Naturwissenschaftler nur in sehr beschränktem Umfange für Philologen eintreten können. Wichtig aber ist diese Unterscheidung auch deshalb, weil der Prozentsatz, der nachher dem höheren Lehrfach sich widmet, für die beiden Gebiete ganz verschieden ist. Nach der preussischen Statistik 167 waren in den achtzehn Semestern von Winter 1886/87 bis Sommer 1895 auf den preussischen Universitäten in die historisch-philologische Abteilung der philosophischen Fakultät 2621 reichsangehörige Studenten im ersten Semester eingetreten; es bestanden aber fünf Jahre später, April 1891 bis März 1900, also in der Zeit, die vorwiegend für diese Studenten in Betracht kommt, 1257 Kandidaten der entsprechenden Fächer das Examen pro fac. doc., das waren 48 Prozent. Für die mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung entsprachen in denselben Zeiträumen der Zahl von 2274 Studenten nur 252 bestandene Kandidaten, das sind 11,1 Prozent. Dieser Unterschied beruht natürlich darauf, daß Mathematiker und Naturwissenschaftler größtenteils gar nicht nachher das Schulfach ergreifen, sondern in das Erwerbsleben eintreten. Ich persönlich glaube, daß die Industrie auf die Naturwissenschaftler noch anziehender wirkt als auf die Mathematiker. Um darüber sicheren Aufschluß zu gewinnen, wäre eine genauere Unterscheidung in den Nachweisen der Abiturienten und Studierenden nötig. Ebenso dürfte die Zahl der anderweitig Unterkommenden bei den Neusprachlern größer sein als bei den Altprachlern. Ihr Studium treibt sie ins Ausland, das dann manchen dauernd festhält, und bringt sie überhaupt in engere

Beziehung mit dem Leben der Gegenwart, wo sie deshalb auch leichter ein Unterkommen finden als die der Gegenwart mehr abgewandten Mitsprachler. Historiker und Germanisten dürften leichteren Zugang zu journalistischem und überhaupt literarischem Erwerbe haben. Aus allem ergibt sich, daß jedes Spezialfach der Philologen seine eigenen äußeren Verhältnisse hat und darum die Berechnung des zu erwartenden Nachwuchses für jedes Fach gesondert stattfinden müßte.

Da aber das sonstige bisher vorhandene Material, wie schon erwähnt, durchaus lückenhaft ist, müssen wir die Berechnung des Nachwuchses trotz all ihrer Mängel auf die Abiturientenzahlen gründen, die wir allein in zusammenhängender Reihe haben. Notgedrungen müssen wir da einige Annahmen machen, mit denen wir hoffentlich nicht zu sehr an der Wahrheit vorbeigreifen.

Es studierten im Sommersemester 1903 auf den preussischen Universitäten in der philosophischen Fakultät nach Zilmann 1036 Abiturienten von Realgymnasien; davon würden als Philologen einschl. Philosophen und Historiker 438, als Mathematiker inkl. Naturwissenschaftler 498 zu rechnen sein, während 100 auf sonstige Studienfächer entfallen. Ich habe danach die Abiturienten der Realgymnasien halb zu den Philologen, halb zu den Mathematikern gerechnet. Die Abiturienten von den Ober-Realschulen verteilten sich in dem erwähnten Semester mit 121 auf die Philologen, 282 auf die Mathematiker und 43 auf sonstige Studienfächer. Ich habe danach von den 248 Abiturienten der Ober-Realschulen, die seit dem Schuljahr 1899 auf die Universität gegangen sind — in den früheren Jahren ist der Abgang zur Universität nicht kenntlich gemacht — ein knappes Drittel den Philologen, die übrigen den Mathematikern zugerechnet. Weiter gehörten im Sommer 1903 nach Zilmann 303 frühere Realgymnasiasten und 40 frühere Oberrealschüler der juristischen bezw. medizinischen Fakultät an. Diese müssen wir von der Abiturientensumme der letzten Jahre abziehen, von den Philologen etwa 163, von den Mathematikern 180.

In der folgenden Liste sind die Abiturientenzahlen bis 1879 wieder nach Kalenderjahren, von 1881 ab nach Schuljahren zusammengestellt. Die Zahl für 1880/81 umfaßt die Abiturienten von Ostern 1880 bis Ostern 1881, und wir lassen sie für die Berechnung aus. Bei den pro fac. doc. geprüften Kandidaten endet die Zusammenstellung nach Kalenderjahren mit 1875 und beginnt die nach Schuljahren mit 1877, während unter 1876/77 die vom

1. Januar 1876 bis 31. März 1877 geprüften zusammengefaßt sind. Wenn wir von diesen ein Viertel weglassen, so wird das ungefähr der Zahl der vom 1. Januar 1876 bis 31. März 1876 geprüften entsprechen, sodaß wir hier nicht die Zahlenreihe zu unterbrechen brauchen. — Die Ostern 1868 bestandenen Abiturienten werden größtenteils bereits 1872 das Staatsexamen gemacht haben, denn sie haben am 31. Dezember 1872 bereits $9\frac{1}{2}$ Semester hinter sich; für die Abiturienten von Michaelis 1868, die aber weniger zahlreich sind, ist allerdings die Zeit bis 31. Dezember 1872 für das Examen sehr knapp bemessen. Treffender ist hernach die Zusammenstellung der Abiturienten vom Kalenderjahr 1872 mit den Kandidaten des Schuljahres 1876, denn hier sind volle zehn bezw. neun Semester Zeit bis zum Examen. Vom Schuljahr 1881 ab fällt die Hauptzahl der Abiturienten erst auf Ostern des folgenden Jahres. Wenn wir nun die Abiturienten vom Schuljahr 1881 mit den Kandidaten vom Schuljahr 1886 vergleichen, so haben die Osterabiturienten im neunten bis zehnten, die weniger zahlreichen Michaelisabiturienten im zehnten bis elften Semester das Examen bestanden. Die nebenstehende Zusammenstellung dürfte also völlig angemessen sein.

Wir finden sehr starke Schwankungen in dem Verhältnis zwischen den Abiturienten und den bestandenen Kandidaten. Der höchste Prozentsatz ist bei den Philologen 92, der niedrigste 48,7; bei den Mathematikern 72,7 bezw. 16,9.

Wenn die Unregelmäßigkeit so groß ist, so hat das die mannigfachsten Gründe. Bei den Juristen ist der Abschluß der Vorbereitung durch das Referendar- bezw. Assessorexamen im allgemeinen auch für diejenigen geboten, die nachher aus dem Justizdienst ausscheiden. Als Stadträte in größeren Kommunen, als Direktoren der Aktiengesellschaften usw. pflegen nur Assessoren anzukommen. Völlig anders sind die Verhältnisse für die philosophische Fakultät. Rein äußerlich genommen, wirkt der Assessor als angemessener Titel, während das Bestehen des Examens pro fac. doc. höchstens zu dem als solchen kaum anzuerkennenden Titel eines Kandidaten verhilft. Schöner ist da der Abschluß durch Gewinnung des Dokortitels. Aber abgesehen von solchen Aeußerlichkeiten sind auch an den angehenden Oberlehrer andere Anforderungen zu stellen als an den, der ins Erwerbsleben oder in die Journalistik eintritt. Es ist wohl nicht nötig, dies des weiteren auszuführen. Während also bei den Juristen diejenigen, die außerhalb des Staatsdienstes ein

Philologen					Mathematiker				
Jahr	Abi- turient.	Dar. Real.	Jahr	Rand.	Jahr	Abi- turient.	Dar. Real.	Jahr	Rand.
1868	273		1872	272	1868	99		1872	53
69	317	2	73	286	69	87	2	73	77
70	407	2	74	305	70	129	3	74	84
71	259	8	75	292	71	69	7	75	65
1868/71	1256		1872,75	1150 = 92%	1868/71	384		1872,75	279 = 72,7%
1872	335	21	1876/77	377	1872	132	21	1876,77	103
73	378	45	77	278	73	164	44	77	97
74	396	66	78	284	74	175	67	78	85
75	411	58	79	261	75	186	57	79	104
1872/75	1520		1876/79	1200 - 95 = 1105 = 72,7%	1872/75	657		1876/79	389 - 25 = 364 = 55,3%
1876	494	95	1880	302	1876	227	96	1880	148
77	521	124	81	292	77	278	124	81	159
78	588	150	82	357	78	323	150	82	221
79	604	167	83	379	79	327	166	83	188
1876/79	2207		1880/83	1330 = 60,3%	1876/79	1155		1880,83	716 = 62,0%
1880/81	1023	278	1884	403	1880/81	549	279	1884	205
			85	422				85	155
1881	569	146	1886	366	1881	341	146	1886	154
82	518	134	87	313	82	306	133	87	128
83	475	131	88	328	83	310	132	88	121
84	430	104	89	241	84	255	103	89	75
85	397	92	90	190	85	251	92	90	45
1881/85	2389		1886,90	1438 = 60,2%	1881/85	1463		1886/90	523 = 35,8%
1886	408	88	1891	190	1886	201	87	1891	44
87	321	55	92	194	87	171	56	92	33
88	266	56	93	144	88	164	55	93	17
89	264	59	94	163	89	162	60	94	27
90	204	50	95	105	90	129	50	95	19
1886/90	1463		1891/95	796 = 54,4%	1886/90	827		1891/95	140 = 16,9%
1891	195	53	1896	117	1891	135	52	1896	20
92	214	54	97	97	92	139	55	97	25
93	254	73	98	118	93	167	72	98	29
94	231	67	99	129	94	192	68	99	38
95	297	103	1900	118	95	221	103	1900	38
1891/95	1191		1896/ 1900	579 = 48,7%	1891/95	854		1896/ 1900	150 = 17,6%
1896	343	95	1901	204	1896	260	95	1901	75
97	391	106	02	256	97	278	105	02	107
98	437	114	03	267*)	98	324	114	03	151*)
1896/98	1171		1901/03	727 = 62,0%	1896/98	862		1901,03	333 = 38,6%
1899	448	108			1899	374	154		
1900	523	110			1900	382	121		
01	684	152			01	463	174		
02	815	159			02	470	255		
1899/ 1902	2470		1904/07	62% = 1531?	1899/ 1902	1689		1904/07	40% = 676?

*) Anm. vergl. Monatschr. f. höh. Schulen 1905 Februarheft.

Unterkommen suchen, meist erst nach dem Assessorexamen ausscheiden, wird das Examen pro fac. doc. meist nur von solchen gemacht, die wirklich in den öffentlichen Schuldienst eintreten wollen. Bei der in den letzten Jahrzehnten so reichen Entwicklung des öffentlichen Lebens ist es also ganz natürlich, daß der Prozentsatz derer, die das Examen pro fac. doc. machen, ganz erheblich abgenommen hat; ebenso natürlich ist, daß er wechselt je nach den Aussichten, die der Schuldienst, und die das anderweite Leben bietet. Ein Erreichen der früheren Prozentsätze halte ich aber eben wegen der reichen Entwicklung des Lebens außerhalb der Schule auf die Dauer für ausgeschlossen. Selbst für die letzten drei Jahre, in denen der Tiefstand des Erwerbslebens auf der einen Seite und der Mangel an Oberlehrern für sämtliche Fächer auf der andern Seite zur Ablegung des Examens locken mußte, sind wir nur auf 62,0 Prozent für die Philologen und 38,6 Prozent für die Mathematiker gekommen.

Ein weiterer Grund für das Schwanken der Prozentsätze liegt vermutlich in der Ungleichartigkeit der in den beiden Gruppen zusammengefaßten Elemente. Nach meiner Ueberzeugung wenigstens wäre bei genügender Spezialisierung der Abiturienten- bzw. Univeritäts- und der Examenstatistik mindestens bei einigen Entwicklungsreihen eine viel gleichmäßigere Gestaltung zu erwarten, als das so der Fall ist. — Endlich kann das Schwanken der Prozentsätze auch durch die Unzuverlässigkeit der Abiturientenstatistik ganz erheblich gesteigert sein. Wie wir schon oben nach Klatt erwähnten, haben sich im Jahre 1902 ca. 20 Prozent mehr dem Fache zugewandt, als es ursprünglich angegeben hatte; es ist aber sehr wohl möglich, daß auch die entgegengesetzte Abweichung vorgekommen ist. Sollte das der Fall gewesen sein, so würde darin schon ein großer Teil der Schwankung seinen Grund haben, und durch Vervollständigung der Statistik könnte diese Quelle der Unsicherheit völlig beseitigt werden.

Wenn ich trotz all dieser Unsicherheiten in der Liste die Zahl der Kandidaten, die 1904/07 das Examen bestehen werden, bzw. schon bestanden haben, zu schätzen gewagt habe, so ist das natürlich mit allem Vorbehalt zu verstehen. Die Gesamtzahl von etwa 2200 Kandidaten würde ungefähr den Bedarf der Jahre decken, und da in der Zahl die in letzter Zeit recht zahlreichen in der Religion geprüften Kandidaten nicht mitgezählt sind, so läßt sich schon eine Minderung des jetzt vorhandenen Mangels erhoffen. Vermutlich werden die folgenden Jahre noch zahlreichere Kandidaten bringen, sodaß

dann alle Lücken ausgefüllt werden können. Ob es schon zulässig ist, von dem Studium abzuraten, ist mir zweifelhaft, denn die vorhandenen Lücken sind sehr groß und die Muthilfe durch die Theologen wird sicher bald nachlassen, vor allem aber sind die Verhältnisse nicht durchsichtig genug.

Es treten aber nicht alle Kandidaten, welche das Zeugnis pro fac. doc. erhalten haben, nachher wirklich in den Schuldienst ein. Der Abgang ist nicht unerheblich. Das zeigt die folgende Zusammenstellung der Kandidaten aus den Schuljahren 1883 bis 1888 und 1890 bis 1900 mit den Probanden, die in den Jahren 1884 bis 1889 und 1892 bis 1902 nach Vollendung des Probejahrs die Anstellungsfähigkeit erlangt haben. Die Lücke in der Tabelle ist durch die dazwischen erfolgte Einschlebung des Seminarjahres vor dem Probejahr veranlaßt.

	Philol.	Mathem.	Philol.	Mathem.	Philol.	Mathem.
Schuljahr	1883/88		1890/96		1897/1900	
Kandidaten	2211	951	1103	224	462	130
Schuljahr	1884, 89		1892/98		1899/1902	
Probanden	2029	875	979	185	475	119

Als normal dürfte etwa ein Abgang von 10 Prozent anzusehen sein. Wenn er in den letzten Jahren geringer gewesen ist, so ist das auf die herrschenden besonderen Verhältnisse zurückzuführen. Denn einmal sind Kandidaten aus früheren Jahren noch nachträglich in den Schuldienst eingetreten und andererseits ist die Aufnahme in die Seminare vielfach erleichtert und beschleunigt worden, sodaß die Vollendung des Probejahres früher ermöglicht wurde. Uebertrifft doch bei den Philologen die Probandenzahl von 1899/1902 die Kandidatenzahl von 1897/1900.

Ich habe hier die Verhältnisse für die Philologen und Juristen, bei denen ich mit dem Material einigermaßen vertraut bin, eingehender behandelt. Entsprechend wäre auch für andere Fächer vorzugehen.

Es handelt sich um ein wichtiges Stück der sozialen Fürsorge des Staates für seine Angehörigen. Die Arbeiten von Böckh und Klatt, bezw. von Klatt haben gezeigt, daß es möglich ist, auch schwieriges, vielfach nur mühsam zusammensuchendes Material nachträglich in mustergültiger Weise zu beschaffen und zu bearbeiten. Es ist danach kaum zweifelhaft, daß auch das hier gewünschte Material noch für eine gute Reihe Jahre zurück möglich ist bereitzustellen. Es kommt darauf an, daß an den entscheidenden Stellen das Interesse für die Sache geweckt und eine geeignete Person mit der Be-

arbeitung betraut wird. An Geld genügt eine geringe Summe, ich glaube kaum mehr als 20 000 Mark, als einmalige Aufwendung. Die Fortführung der Nachweise wird nicht viel mehr benötigen, als für Schreibarbeit und Druckkosten gebraucht wird. Diese Kosten sind kaum der Erwähnung wert gegenüber dem zu erhoffenden Gewinn. Die jetzigen jüngeren Assessoren, die jetzigen Referendare und Studenten werden vermutlich 6 bis 8 Jahre auf die Anstellung als Richter oder Staatsanwälte zu warten haben. Wenn die Wartezeit nur einen angemessenen Zeitraum, etwa zwei Jahre, betrüge, so würde das für sie mehr ausmachen als die ganze letzte Gehaltserhöhung für die Richter.

Nach meinen eigenen Ausführungen ist nicht eine solche Berechnung des zukünftigen Bedarfs und Nachwuchses möglich, daß nachher immer alles genau stimmt. Das ständige Schwanken aber zwischen schlimmster Ueberfüllung und schädlichem Mangel kann beseitigt werden. Dazu ist gar nicht nötig oder nur wünschenswert, daß die Mehrzahl der Abiturienten durch die sich bietenden Aussichten in der Berufswahl bestimmt wird. Wer ausgeprägte Neigung für ein Fach hat, mag dieser auch fernerhin folgen, er darf aber nicht durch die falsche Furcht vor der augenblicklich herrschenden Ueberfüllung von diesem Fache abgehalten und in eins hineingetrieben werden, das augenblicklich gutes Unterkommen gewährt, in dem aber nach 7 bis 9 Jahren Ueberfüllung herrschen muß. Wer zwischen zwei Fächern schwankt und sich durch äußere Rücksichten bestimmen läßt, vielleicht auch wegen seiner pekuniären Verhältnisse sich bestimmen lassen muß, der soll in der Lage sein, einigermaßen zu sehen, wie in 7 bis 9 Jahren die Verhältnisse sein werden. Nur einige Prozent unserer Abiturienten brauchen beeinflusst zu werden, das genügt vollständig, um die bisher herrschenden Mißstände zu beseitigen. Hunderte von jungen Männern werden mit ihren Familien dadurch von schweren pekuniären Sorgen befreit; sie sind nicht mehr genötigt, die besten Jahre ihres Lebens brach zu liegen; sie bleiben davor bewahrt, als verbitterte Menschen durchs Leben zu gehen und die Zahl der Unzufriedenen zu vermehren.

Qu. d. b. v.

Französische Stimmen über den Krieg von 1870 und dessen unmittelbare Folgen.

Wenn der Krieg von 1870 das Urteil der Franzosen über Deutschland und die Deutschen wesentlich umgestaltet und vielfach in sein Gegenteil verkehrt hat, so hatte doch schon der Krieg von 1866 diese Wandlung vorbereitet, und der Krieg von 1864 hatte mindestens die bisherige Ansicht von der Anspruchslosigkeit Deutschlands und seiner Ungefährlichkeit für seine Nachbarn als einer Revision bedürftig erscheinen lassen. Man wollte in diesem ohne Erlaubnis Frankreichs geführten Kriege nichts anderes sehen, als eine brutale Vergewaltigung des Schwachen durch eine kolossale Uebermacht. Es war nach Buloz (1868)* ein nicht wieder gut zu machender Fehler, daß niemand in Europa sich gerührt hatte, als man das loyale aber unglückliche Dänemark ermordete und plünderte, als (nach einem andern Autor) „dies Lamm von zwei Wölfen zerrissen wurde“. Nach Guizot (1868) wäre es ein Leichtes gewesen, die kleine deutsch-dänische Frage auf diplomatischem Wege zu lösen, doch das französische Kabinett habe „aus Unentschlossenheit oder falschen Berechnungen der Zukunft unterlassen, die Initiative in diesem Handel zu ergreifen, die ihm zukam“. Von diesem beklagenswerten Kriege, sagt ein Ungenannter 1895, kann man den Niedergang unseres Landes datieren. Die unbedingten Anhänger des Nationalitätsprinzips konnten allerdings die Befreiung der beiden deutschen Provinzen von dänischer Herrschaft nicht mißbilligen. Olivier hat noch 1902 erklärt, das Recht sei 1864 nicht auf Seite Dänemarks gewesen. Doch die überwiegende Mehrzahl der französischen Politiker dürfte mit

*) Die Jahreszahlen hinter den Namen der Autoren bezeichnen die betreffenden Jahrgänge der Revue des deux mondes.

Rothan (1888) der Ansicht sein, daß die Aufstellung des Nationalitätsprinzips der größte Fehler war, denn die französische Politik begehen konnte, ja eine Art Selbstmord.

Dem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich im Jahr 1866 sah man in Frankreich mit sehr angenehmen Erwartungen entgegen.*) Das Geheimnis der französischen Politik sprach Napoleon III. in einem Schreiben an Drouyn de L'Huys vom 11. Juni aus. Ein Krieg zwischen den Deutschländern (wie der alte Chronist Froissart sagte) galt als ein seltenes gutes Glück für Frankreich, da er die hochermüdete Gelegenheit bot, die Karte von Europa in angemessener Weise umzugestalten. An dem Siege Oesterreichs zweifelte man so wenig, daß man nur besorgte, sein Triumph werde ein gar zu leichter sein. Noch in einem Lehrbuch von 1864, das in militärischen Schulen eingeführt war, hieß es, die preußische Armee mit ihrer sehr kurzen Dienstzeit, deren Organisation sich auf dem Papier herrlich ausnehme, sei ein schon für die Verteidigung sehr unzuverlässiges, für den Angriffskrieg vollends unzureichendes Werkzeug. Je mehr man den bevorstehenden Kampf für einen ungleichen hielt, desto mehr hütete man sich, bei Preußen durch die Forderung irgend eines Versprechens etwa neue Bedenken gegen ein so tollkühnes Wagnis zu erwecken, den König Wilhelm „in der Jagd nach dem Schatten Barbarossas aufzuhalten“. Im geeigneten Moment, d. h. nach erfolgter hinlänglicher Erschöpfung beider Parteien, oder wenn ein gar zu entscheidender Sieg (natürlich Oesterreichs) drohen sollte, das Gleichgewicht Europas zu stören, war es Zeit für Frankreich, mit seinen Forderungen hervorzutreten. Preußen sollte Schlesien und die Rheinprovinzen verlieren, dafür durch große Gebiete an der Ostsee und Elbe abgerundet und zusammengeschlossen werden. Die Staaten zweiten Ranges sollten durch Bildung eines engeren Bundes, dem vielleicht auch ein aus den Rheinprovinzen zu schaffender neuer Staat angehören würde, eine bedeutendere Rolle erhalten. Frankreich wollte sich überaus uneigennützig beweisen; es verlangte nur einen neutralen Staat wie Belgien an seiner Ostgrenze, für sich selbst höchstens eine „bescheidene und gerechte“ Grenzberichtigung an der Saar und in der Pfalz; der Rhein sollte deutsch bleiben.

*) Vgl. L. Friedländer, die Revue des deux mondes über Preußen und Deutschland während der Zeit des Norddeutschen Bundes. Deutsche Rundschau I, 8. S. 237 ff.

Aus den Träumen von einer Neugestaltung Deutschlands, die dessen dauernde Ohnmacht gewährleistet und Frankreich zum Schiedsrichter in seinen inneren Angelegenheiten gemacht haben würde, erweckt den Tuilerienhof *Le coup de foudre de Sadowa*. Aber das Gefühl, daß dort Frankreich eine Niederlage erlitten habe, war ein auch im ganzen Lande weit verbreitetes und herrschte namentlich in den Reihen der Opposition. Olivier hat 1903 die damals gefallenen Aeußerungen einiger hervorragender Männer mitgeteilt. In einer Gesellschaft, die sich bei Lamartine versammelte, zitierte einer der Anwesenden dessen Ausspruch (in den *entretiens k. téraires*): Die Einheit Deutschlands würde der Tod Frankreichs sein. Lamartine, körperlich schon ganz gebrochen, rief aus: „Nein, nein, das wird Frankreich nicht zulassen.“ Thiers sagte: „Was geschehen ist, ist für Frankreich ein Unglück, wie es in vier Jahrhunderten kein größeres erfahren hat.“ Doudan: „Ganz Frankreich zittert an allen Gliedern. Man hat einen Gesang gehört, wie den in der Apokalypse: Sie ist gefallen, sie ist gefallen, die große Babylon. In der Tat ist sie auf den zweiten Rang der Nationen herabgesunken.“ Quinet schrieb am 21. Juli: „Der Fehler der Regierung, der Einigung Deutschlands Vorschub geleistet zu haben, ist eine seit drei Jahrhunderten nicht dagewesene Monstrosität. Man hat Deutschland entfesselt, und Deutschland, ich kenne es, wird nicht stehen bleiben, es wird groß werden, es wird seine Kräfte fühlen, sie uns fühlen lassen; es wird streben, an unsere Stelle zu treten, uns herabzudrücken, auszulöschen, zu erniedrigen; und alles dies wird das antifranzösische, antinationale, ich könnte sagen antinapoleonische Werk der bewußten Leute sein“.

Der leidenschaftliche Schmerz der französischen Patrioten, als sie Deutschland den ersten und größten Schritt zu seiner Einigung tun sehen mußten, wird verständlich, wenn man bedenkt, wie sehr man sich dort seit zweihundert Jahren gewöhnt hatte, die Zerissenheit, Zwietracht und Ohnmacht Deutschlands als eine notwendige Voraussetzung dessen anzusehen, was man das europäische Gleichgewicht nannte, worin jedoch ein Uebergewicht Frankreichs enthalten war. Immer, sagt A. Maury 1871, hatte Frankreich nach diesem Uebergewicht gestrebt, auf das es durch die Ueberlegenheit seiner Zivilisation und seiner Aufklärung ein Recht zu haben glaubte. Der westfälische Friede, durch den nach Giraud (1871) das „gute und vernünftige“ (sage) Deutschland wiederhergestellt war.

hatte Frankreichs Oberherrschaft über die Klientel der Mittel- und Kleinstaaten begründet: sie bildete am Rhein wie in Italien seinen bescheidenen, aber wirksamen Schutzgürtel (Guizot 1868). Außerdem galten die deutschen Klein- und Mittelstaaten aber auch als Sicherheitspolster für die Arbeit der europäischen Maschine als unentbehrlich, und man meinte, das Interesse Deutschland müsse hinter dem Europas zurückstehen. Die deutsche Bundesverfassung, sagt Lavisse (1887), die allerdings den berechtigten Ansprüchen Deutschlands in keiner Weise entsprach, war dazu geschaffen, die Ruhe Europas zu sichern. Das bundestägliche Deutschland konnte als Schranke zwischen den Staaten dienen, sie gegen die Uebermacht (oder den Angriff eines einzigen schützen, von jedem die Gefahr der Koalition fernhalten. Der so sehr verkannte Bundestag, sagt Klaczko (1875) hinderte durch seine bloße Existenz und das Räderwerk seiner komplizierten Maschine, daß jeder Konflikt sogleich zu einer allgemeinen Feuersbrunst wurde. Und auch Deutschland befand sich (nach einem Ungenannten 1875) im Grunde gar nicht so übel. Allerdings fehlte ihm der politische Stolz, aber es hatte den Frieden, den Wohlstand, die Annehmlichkeiten einer gutgeführten Haushaltung, den wissenschaftlichen und literarischen Ruhm. Laveleye erkannte 1869 an, daß der Einheitsdrang der Deutschen einen guten Grund hatte: sie wollten nicht länger gezwungen sein, sich zum Besten des Auslandes oder ihrer Fürsten gegeneinander zu schlagen, der Gedanke an die Möglichkeit einer Wiederkehr des Rheinbundes oder gar des dreißigjährigen Krieges brachte auch den Ruhigsten zur Wut. Aber die deutschen Einheitsbestrebungen hatten auch einen schlechten Grund, und dieser war der wirksamere. „Die Deutschen haben eine sehr hohe Meinung von dem Wert ihres Stammes, sie halten sich für den edelsten Zweig der arischen Familie, und finden, daß ihr Land nicht die Rolle in der Welt spielt, die ihm zukommt; sie wollen ein großer Staat mit einem großen Heer, einer großen Flotte und einem großen Einfluß sein.“ Offenbar war Laveleye der Ansicht, daß das Volk der Dichter und Denker auf solche Dinge keinen Anspruch hatte. Nach Giraud (1872) war aber auch sein Einheitsdrang ein nichts weniger als allgemeiner gewesen. Er ging von den Zeitungsschreibern, der Meute der Universitäten, dem unruhigen Teil der Bevölkerung aus; aber zahlreiche Gruppen, Männer die ihrem Lande ebenso ergeben als voll Verständnis für seine Interessen waren, schauderten im voraus vor der brutalen

Berschließung die sie bedrohte. Die wahre Leiterin der deutschen Einheitsbestrebungen war die gut geführte preussische Militärpartei. Der preussische Adel hat Deutschland in Bewegung gesetzt, und Bismarck ist viel mehr sein Agent als sein Führer gewesen.

Es gab aber in Frankreich auch unparteiische Beurteiler, die die Berechtigung der deutschen Einheitsbestrebungen ohne jede Einschränkung anerkannten. Die Sympathien, sagte Leroy-Beaulieu 1872, die Frankreich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts für geknechtete Völker zeigte, teils aus Edelmut, teils aus Revolutionsgeist, hatten immer nur den Schwachen gegolten, die außerstande schienen, ihrer Beschützerin jemals Besorgnis zu erregen. Dies instinktive Interesse erstreckte sich nicht auf Nationen, die, wie die deutsche, vom Auslande unabhängig, an dem minder offenbaren Uebel der inneren Zerrissenheit, der feudalen Zerstückelung litten, einem Uebel, das Frankreich mehr als ein anderes Land empfunden haben würde, und dessen Spuren auf seinem Boden zu verwischen es eifrig bemüht gewesen war, das ihm aber bei seinem Nachbarn als eine Bedingung normaler Existenz erschien. Die Geschichte hatte es gewöhnt, neben sich am Rhein und am Fuß der Alpen nur kleine, unter einander uneinige Staaten zu sehen, eine fügsame Klientel seiner Diplomatie und eine leichte Beute seines Heeres. Es sah diese Lage als eine Bedingung seiner Größe, wo nicht seiner Sicherheit an. Stolz auf seine eigene Einheit, hatte es sich überreden lassen, daß diese ein Vorrecht seines Bodens oder seines Genius sei. Mit einer verderblichen Verblendung bewiesen seine volkstümlichen Politiker, daß der Einheitsstaat in Deutschland und Italien unmöglich sei, eine wahre Chimäre, und wenn doch verwirklicht, nicht dauern könne. Vergebens suchten einige mutige Geister zu zeigen, daß die Einigung Italiens und Deutschlands das Produkt einer notwendigen Entwicklung sei.

Allerdings glaubte man in Frankreich auch noch nach 1866 sich mit der Hoffnung schmeicheln zu dürfen, daß die politischen und konfessionellen Gegensätze, der Partikularismus und die Stammesverschiedenheiten der Einigung Deutschlands unüberwindliche Hindernisse bereiten würden. Victor Cherbuliez suchte und fand (1869) bei mittelstaatlichen Staatsmännern und süddeutschen Demokraten erfreuliche Bestätigungen für solche Hoffnungen, besonders in Stuttgart, „dieser reizendsten unter den deutschen Hauptstädten, die auf den Namen Anti-Berlin so gerechte An-

sprüche hat“ und Männer wie Barnbüler und Karl Mayer besaß. Er fand das Widerstreben gegen alle festen Staatsordnungen im Charakter der Deutschen tief begründet; sie waren für ihn in dieser Beziehung noch immer die Germanen des Tacitus, wenn auch sehr zivilisierte. Der Staat erschien den süddeutschen Demokraten als ein vielleicht sogar entbehrliches Uebel, da alle Kulturaufgaben durch die Gesellschaft gelöst werden könnten. Wir Süddeutschen, sagte einer von ihnen, haben den Nutzen und die Notwendigkeit des Staates noch nicht recht begriffen, und wenn er uns entbehren könnte, würden wir gern auf ihn verzichten. Ihr Haß gegen Preußen, das die ihnen so höchst antipathische Staatsidee am vollständigsten verwirklichte, kannte keine Grenzen. Auch war es für sie Ausland; sie hatten daher kein Bedenken, gegen seine etwaigen Uebergriffe die Hilfe Frankreichs anzurufen, und das vitalste Interesse Frankreichs gebot die Gewährung dieser Hilfe. „Wie groß auch immer die Friedensliebe Napoleons III. sein mag, falls sich Frankreich in seiner Sicherheit und Ehre durch eine heimtückische oder gewaltsame Unternehmung gegen einen der kleinen Staaten angetastet fühlen sollte, welche die sicherste Garantie seines Einflusses in der Welt sind, so kann der Kaiser tun, was er will, er wird immer das Land hinter sich haben.“ Da es aber bei diesem Kriege von der größten Wichtigkeit sein werde, alle Ausichten für sich zu haben, werde die Herausforderung von der Art sein müssen, daß sie die europäische Meinung auf seine Seite bringt. „Man sieht, daß es nicht von ihm abhängt, die Gelegenheit zu schaffen, die er wünschen darf; es ist die Sache Preußens, sie ihm zu liefern.“

Während aber hier ein Konflikt mit Preußen für eine zwar vermutlich nicht ferne, aber doch unbestimmte Zeit in Aussicht genommen wurde, fehlte es auch nicht an Stimmen, die einen sofortigen Krieg mit Deutschland verlangten. Auch würde ihn (nach Giraud 1872) die Verletzung des sogenannten Gleichgewichts vollkommen gerechtfertigt haben. „Die Gleichgewichtskriege sind berechtigt; sie sind in der modernen Zivilisation an die Stelle der Eroberungs- und Invasionskriege getreten, die ein Mißbrauch der Stärke und eine Rückkehr zur Barbarei sind.“ Und je eher man loschlug, desto besser, so meinte die Kriegspartei, waren die Ausichten. „Wir geben, so hieß es, Bismarck die Zeit, seine Armee herzustellen, die teufelmäßig gelitten haben muß. Wir sind ver-

loren und die zerbrochenen Töpfe werden wir bezahlen.“ (Walbert*) 1889). Leider war Frankreich nicht kriegsbereit. Nach dem unglücklichen „Prunkkriege“ von Mexiko, der seine Armee tief zerrüttet hatte (was allerdings Olivier 1902 für eine Fabel der Unwissenheit oder Böswilligkeit erklärt hat), war es zur Aufrechterhaltung seines Uebergewichts in Europa, das ihm fortan bestritten werden sollte, nicht imstande: der Beweis einer unglaublichen Fahrlässigkeit von Seiten eines Souveräns, der entschlossen war, die Karte Europas zu revidieren. Hätte er am Tage nach Sadowa 400 000 Mann in der Hand gehabt, so würde er vielleicht den deutschen Krieg benutzt haben, um (wie Bismarcks Gegner gefürchtet hatten) das linke Rheinufer zu erobern (Rothan 1889.) Wenn Benedetti wirklich glaubte (wie Olivier 1903 erzählt hat), die nach dem Vorschlage von Drouyn de L'Évis zu stellende „mäßige“ Forderung der Stadt Mainz und des linken Rheinufers werde „bei einer festen Sprache und entschlossenen Haltung“ trotz des Mangels einer schlagfertigen Armee Erfolg haben, so wäre dies eine bei einem alten Diplomaten schwer begreifliche Hoffungslosigkeit. Vollends durch den Entwurf eines Vertrages mit Preußen behufs Einverleibung Belgiens („ein ebenso unmögliches wie banditenmäßiges Unternehmen“) wurde kein anderer Erfolg erzielt, als daß man Bismarck ein infernalisches Vergnügen bereitetete. „Warum kann man nicht über gewisse Vorgänge einen schwarzen Schleier werfen, wie die Venezianer über die Bilder schuldiger Dogen?“ (Olivier.)

Es gab freilich auch hervorragende Männer, die den Gedanken an einen Krieg mit Deutschland unbedingt verwarfen, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen. Renan betrachtete es als das größte Unglück für die Zivilisation, wenn die Großmeisterin der wissenschaftlichen Forschung und die geistvolle, lebhafte und schnelle Führerin der Welt zu jedem zarten und feinen Gedanken sich auf lange, vielleicht auf immer entzweiten. „Hier, schrieb Mérimée am 28. September 1867, glauben alle großen Politiker an den Krieg. Meinerseits glaube ich nicht daran. Einerseits gebe ich nicht zu, daß man verrückt genug ist, Preußen anzugreifen, weil es sich erlaubt hat, die Schlacht von Sadowa zu gewinnen. Das wäre das wahre Mittel, sich ganz Deutschland auf den Hals zu heben.

*) Bekanntlich Victor Cherbuliez.

Andererseits glaube ich nicht, daß Bismarck Lust hat, uns Straßburg zu nehmen." Und Rouher erklärte 1868, keinen Krieg gegen Preußen zu wollen, denn die Frucht des Sieges, die Rheinlande, könnte man nur mit Zustimmung ihrer Bevölkerungen behalten, und man wisse sehr wohl, daß sie diese verweigern würden. (Geffroy 1870.) Doch waren die Gegner des Krieges schwerlich zahlreich. Am leidenschaftlichsten verlangte man ihn in der Armee und den Patriotentreisen „mit einer unsinnigen Betörung und einer anmaßenden Unkenntnis der eigenen Schwäche und der Kraft Deutschlands". (Veron-Beaulieu 1872.)

Wie der unglückliche Verlauf des Krieges das Bedürfnis erzeugte, nährte und steigerte, die Schuld daran Deutschland allein beizumessen, und wie dies Bedürfnis sich befriedigte, ist bekannt. Nicht bloß, daß Bismarck mit teuflischer Hinterlist durch die „von langer Hand vorbereitete und auf perfide und unredliche Weise ausgespielte Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern" (Benedetti 1896) den Krieg herbeigeführt habe, wurde bald allgemein geglaubt. Man gelangte mit der Zeit durch retropektive Betrachtungen auch zu der Ansicht, daß er den Plan dieses Krieges schon seit 1866 oder noch länger gehegt habe. Seit dem Abend von Sadowa, sagt Benoist 1899, und ohne Zweifel schon früher war Sedan vorhergesehen und gewollt. Es dauerte nur deshalb noch vier Jahre, weil es Bismarck darauf ankam, daß ihm für den letzten Angriff die deutschen Truppenbestände vollständig und nach preukischer Weise gedrillt zur Verfügung standen.

Wie Bismarck während dieser vier Jahre nach französischer Auffassung unablässig bemüht gewesen sei, Frankreich zu reizen und zu erbittern, hat Rothan 1886 ausführlich auseinandergesetzt. In der Luxemburger Frage habe Preußen seine von ganz Europa gemißbilligten Ansprüche Dank der Kaltblütigkeit und Schlagfertigkeit der französischen Diplomatie aufgeben müssen, sehr zur Unzufriedenheit der preukischen Militärpartei, die sehr bedauerte, daß der für Preußen günstigste Augenblick, den doch unvermeidlichen Krieg zu führen, versäumt worden sei. Die Vereinigung von nord- und süddeutschen Abgeordneten war „ein neuer und kühner Angriff auf den Vertrag von Prag, dessen Grundlagen wir in Nikolsburg festgestellt hatten. Der Kaiser hätte schon in den November 1866 bekannt gewordenen geheimen Bundesverträgen Preukens mit den Südstaaten eine Verletzung des Prager Friedens und eine Ueber-

schreitung der Mainlinie erkennen sollen.*) Ein Versuch, eine für Frankreich befriedigende Interpretation und Befolgung des § 5 des Prager Vertrages (Volksabstimmung in Nordschleswig über die Zugehörigkeit zu Dänemark oder Preußen) zu erlangen, wurde als unbefugte Einmischung in deutsche Angelegenheiten zurückgewiesen. Unter dem Eindruck der Zusammenkunft der beiden Kaiser in Salzburg 1867 erließ Bismarck am 7. September ein Zirkular, worin er ohne ersichtlichen Grund das Recht Deutschlands erklärte, sich frei gemäß seinen Wünschen zu konstituieren; er sagte freilich, daß er sich jeden Druck auf die Südstaaten enthalten würde, fügte aber mit Nichtachtung der durch die Präliminarien von Nikolsburg bestätigten Mainlinie hinzu, daß er ihnen die Türen des Nordbundes an dem Tage, wo sie den Eintritt verlangen würden, weit aufstun werde. Dies Zirkular setzte die Langmut der kaiserlichen Regierung abermals auf eine harte Probe. Es hatte alle seine Wirkungen getan, Frankreich verletzt, den deutschen Leidenschaften geschmeichelt und die Regierungen der Südstaaten gezwungen, sich energisch der Ratifikation der Verträge zu widmen, die sie an die Geschicke Preußens fesselten. Dieser neue diplomatische Feldzug enthüllte den Vorsaß, bei jeder Gelegenheit die Beziehungen Preußens zu Frankreich den germanischen Leidenschaften unterzuordnen. Eine so turbulente, so exklusive Politik, immer auf der Lauer nach den geringsten Vorwänden die sich in geringschätziger Weise auf Kosten unserer Interessen und mit Verachtung unserer Empfindlichkeiten äußerte, machte dem kaiserlichen Kabinett seine Aufgaben sehr schwer; sie mußte von einem Zwischenfall zum anderen Komplikationen herbeiführen und in Katastrophen endigen.“

Wie Rothan, urteilten die Gegner Deutschlands auch außerhalb Frankreichs. Nach Gaetano Negri (Saggio storico 1884) war es seit 1867 Bismarcks Hauptbeschäftigung, die französische Regierung so lange zu reizen, bis der Krieg unvermeidlich war. Als Bismarck es nun endlich an der Zeit fand, sich den Krieg erklären zu lassen, drückte er durch die spanische Kandidatur des

*) Der § 4 des Prager Friedensvertrages erklärte, daß die nationale Vereinigung eines eventuellen Bundes der Südstaaten mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleiben solle, und daß der Südbund eine internationale unabhängige Existenz haben werde. Ueber die Auffassungen dieses Artikels s. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches VI 180—184.

Prinzen von Hohenzollern Frankreich den Degen in die Hand; wobei er sich die Miene eines armen Mannes gab, der gezwungen sei, sich zu verteidigen (Walbert 1872). Ein Ungenannter, der als Urheber des schwarzen Plans, Frankreich durch fortgesetzte Herausforderungen zur Kriegserklärung zu treiben, nicht Bismarck sondern König Wilhelm betrachtet, sagt (1890): „Als man mit allen Vorbereitungen fertig war, unterließ man, die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern anzuzeigen. Alles war darauf berechnet, die Ueberraschung zu einer empfindlichen und verletzenden zu machen, man hoffte, daß unter der Beschimpfung und Bedrohung Frankreich auffahren, und der Krieg ausbrechen würde, ohne erklärt zu sein. Doch die Herausforderung hatte nicht die Folgen, die der König erwartet hatte. Er besann sich. Indem er die Kandidatur zurückzog, fand er in der Form, in der es geschah, mit wunderbarer Verschönerung ein Mittel, die kaiserliche Regierung zu kompromittieren. Der Rücktritt des Prinzen von Hohenzollern wurde bekanntgemacht, ehe er dem kaiserlichen Kabinett mitgeteilt war, das also darin keine hinreichende Genugthuung fand. Nach der neuen Forderung Frankreichs (Verbot der Kandidatur für die Zukunft), suchte England zu vermitteln, aber Bismarcks Antwort war hochmütig und lakonisch. Es ist also erlaubt zu sagen, daß Preußen Frankreich den Krieg aufgezwungen hat.“ Diese Darstellung weicht in zwei Punkten von allen sonstigen ab: erstens insofern sie König Wilhelm, nicht Bismarck, als für den Krieg allein verantwortlich erklärt, zweitens darin, daß sie kein Wort der Mißbilligung für die neue an ihn nach der Zurückziehung der spanischen Kandidatur gestellte Forderung hat. Daß diese ein Fehler war, erkennen sonst alle französischen und franzosenfreundlichen Beurteiler an, auch wenn sie ihren entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse in Abrede stellen.

Seit dem Bekanntwerden von Bismarcks Redaktion der Emser Depesche (die Benedetti 1896 die Fälschung eines Staatsdokuments genannt hat) galt und gilt es vielen (und nicht bloß in Frankreich) als erwiesen, daß niemand anders als Bismarck die friedliche Lösung des Konflikts zwischen Preußen und Frankreich, die sehr wohl möglich gewesen wäre, unmöglich gemacht hat, weil er den Krieg brauchte und wollte und weil er wußte, daß Deutschland bereit war und Frankreich nicht. Habemus confidentem reum, sagte 1894 ein Ungenannter. Der Bleistiftstrich auf der Emser Depesche wurde gemacht, weil die langerwartete Stunde

gekommen war, sagt Benoist 1899. Er hat mit dramatischer Anschaulichkeit den Verlauf der „düsteren Posse“ erzählt, die das große Drama einleitete: das gemeinsame Mittagsmahl Bismarcks, Moltkes und Roon's. Diese drei waren die einzigen Wissenden und Schuldigen; denn Bismarck hatte sich gehütet, das Ziel seiner Politik offenbar zu machen und zwar nicht bloß für Fremde, sondern auch für den König: „So, sagt Cherbuliez 1884, verfügte er durch geschickte Streichungen über die Ereignisse. Das Loos zweier Reiche kann von einer kunstvoll ausgeführten Kadierung abhängen.“ Bismarck erklärt selbst durch Busch, daß der Krieg sein persönliches Werk war, daß die Höflichkeit seines Königs ihn beinahe abgewendet hätte, daß er es war, der ihn durchsetzte.

Wie einleuchtend aber auch derartige Darstellungen einer gern getäuschten Menge sein mögen, so haben sich doch auch in Frankreich Einsichtige über den wahren Sachverhalt durch solche Verdunkelungsversuche nicht täuschen lassen. Unmittelbar nach dem Kriege hat Gabriel Monod die Beweggründe Frankreichs zur Herausforderung Deutschlands unumwunden dargelegt (*Allemands et Français* 1872 2 ed. p. 113 ff.):

„Der ungerechte Beginn des Krieges und die bösen Leidenschaften, die er beim Beginne erregte, haben auf uns bis zum Ende des Feldzugs gelastet.“ „Die einzigen Empfindungen der mit dem Kriege Einverstandenen waren eine kleinliche Eifersucht gegen Preußen, dessen wachsende Macht unserer Eigenliebe ein Dorn im Auge war, ein Wiederaufleben des auf 1815 zurückgehenden Hasses und das kindische und unsittliche Vergnügen, seine Stärke zu erweisen, seinen Nachbar zu schlagen und im Triumph in irgend eine Hauptstadt einzuziehen. Die Masse der Nation, die nicht an den Krieg dachte, und ihn sogar mit Entsetzen sah, empfand keinen Widerwillen gegen die Ungerechtigkeit des vom Kaiser ergriffenen Vorwands und nahm den Gedanken einer militärischen Promenade nach Berlin bald mit Genugtuung an. Die Soldaten freuten sich auf einen diesmal nicht bei Freunden wie in Italien, sondern bei Feinden zu führenden Krieg, wo die Plünderung kein Verbrechen sein würde. Während die edle und ernste patriotische Begeisterung, welche die Deutschen im Augenblick des ungerechten französischen Angriffs erhoben hatte, fortfuhr, einen großen Teil von ihnen zu tragen, auch als der Krieg sich in einen Krieg der Eroberung, des Hasses und Raubes verwandelt hatte, bestand der Geist der Eifersucht und des

Hochmuths, der uns beim Beginn geleitet hatte, auch nach Sedan fort und hinderte in unserer Armee die Entwicklung der reinen und heiligen Liebe des Vaterlandes und der Gerechtigkeit.“

Auch die beiden ausgezeichneten Historiker, die die diplomatische und militärische Geschichte des Krieges geschrieben haben, Albert Sorel (*Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande*. 1875) und Arthur Chuquet (*La guerre 1870/71*, 1875), lassen keinen Zweifel darüber, daß der Krieg ein von Frankreich gewollter war. Der Krieg, so beginnt der letztere seine Erzählung, war unvermeidlich, und seit 1866 sahen alle Einsichtigen voraus, daß er beim geringsten Zwischenfall ausbrechen würde. — Frankreich fühlte sich durch die übermäßigen Vergrößerungen Preußens einträchtig und brannte darauf, eine Genugthuung für seine Eigenliebe zu erlangen, dieser ehrgeizigen Nation, die es verdunkelte, eine Lehre zu geben, diese Emporkömmlingin zu demütigen. Auch die kaiserliche Regierung, sagt Sorel, hielt den Krieg für unvermeidlich und betrachtete die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern als eine gute Gelegenheit, ihn zu unternehmen. Die Erklärung Gramonts in der legislativen Versammlung am 6. Juli, schroff (*cassante*) in der Form, unbedingt in den Folgerungen, stellte den König Wilhelm angesichts von Europa vor die Alternative einer demütigenden diplomatischen Niederlage oder der Kriegserklärung, und verletzte seine Eigenliebe in hohem Grade. Aber auch als Gramont nach dem Verzicht des Prinzen von Hohenzollern verlangte, der König solle ihm die Kandidatur für immer verbieten, konnte er sich noch nicht zur Kriegserklärung entschließen. Doch Bismarck ergriff die Gelegenheit beim Schopf: und durch die Veröffentlichung der Emser Depesche führte er die Kriegserklärung Frankreichs herbei. Wenn Chuquet sagt, das kaiserliche Kabinett sei in die ihm von Bismarck gestellte Falle gegangen, so kann er nur meinen, daß es sich verleiten ließ, sich durch die übereilte Erklärung des von ihm gewollten Krieges in den Augen von ganz Europa ins Unrecht zu setzen. Der Kaiser, sagt Rothan, begriff dies, aber es war bestimmt, daß die Leidenschaften über seinen versagenden Willen die Oberhand behalten, und das tollgewordene Frankreich sich auf Deutschland stürzen würde, wie der Stier auf den Degen des Matadors. Man überschätzte die eigene Kraft ebenso sehr, als man die Deutschlands unterschätzte. Wir glaubten alle an den Sieg, hat der Herzog von Gramont erklärt, das war unser Fehler. Diejenigen französischen Beurtheiler, die mindestens eine Mit-

schuld Frankreichs am Kriege anerkennen, sind je nach ihrem Parteistandpunkt verschiedener Meinung, wie weit dafür das ganze Land oder nur die kaiserliche Regierung verantwortlich sei. Die Brüder Margueritte (Söhne des bei Sedan gefallenen Reitergenerals) nennen in ihrem Roman *Les tronçons du glaive* (1900) diejenigen, die Frankreich in diesen blutigen Abgrund stürzten, Rasende; den „absurden“ Krieg habe nur das Kaisertum gewollt, nicht das Land, nur einige Schreier begrüßten ihn mit Beifall. Fustel de Coulanges hat sogar (1871) behauptet, daß die legislative Versammlung am 15. Juli eigentlich den Frieden gewollt habe. Sie votierte den Krieg, sagt er, nur infolge des ihr gegebenen Versprechens, daß er zur Abrüstung führen würde. Sie verlangte nicht nach dem linken Rheinufer, sondern nach einer Verringerung der Armeen, also einem Mittel zur Beseitigung des Krieges. Dagegen meinte Renan (1870), auch Frankreich werde vor dem Tribunal der Geschichte eine schwere Verantwortlichkeit tragen. Die Zeitungen waren oberflächlich, die Kriegspartei anmaßend und eigenfinnig, die Opposition, ganz auf das Streben nach einer falschen Popularität gerichtet, sprach immer von der Schande von Sadowa und der Notwendigkeit einer Vergeltung; aber das Hauptübel war das Uebermaß der persönlichen Macht. Die seit einem Jahr erstrebte Verwandlung in eine parlamentarische Monarchie war so wenig ernsthaft, daß ein ganzes Ministerium, die Kammer, der Senat fast ohne Widerstand einem persönlichen Gedanken des Herrschers nachgaben, den am Tage vorher nichts zu rechtfertigen schien. Nach Lagenevais (1870) hatte das Land schon damals sein Schicksal besiegelt, als es den Staatsstreich des 2. Dezember wie eine rettende Tat begrüßte, und den Rat der Furcht befolgend, sich dem Bonapartismus in die Arme warf. Es nahm eine Erinnerung für eine Gewähr, flüchtete sich hinter einen Säbel, dessen Wert es nun kennt, und gab dem „Unternehmer der öffentlichen Wohlfahrt“ unbeschränkte Vollmacht. Wir hätten erwarten sollen, daß Straßburg und Boulogne zu Reichshofen und Sedan führen würde. Und Maxime du Camp schrieb in einem (1882 von ihm selbst veröffentlichten) Brief am 19. September 1870 an Flaubert: „Die Nation schreit, weint, verzweifelt, erklärt, daß sie unschuldig und das Kaisertum allein schuldig ist. Die Nation hat Unrecht; sie hat ihr Schicksal in den Händen gehabt, was hat sie daraus gemacht? Wir sterben an Hypertrophie von Unwissenheit und Anmaßung!“

Die Ursache des Krieges war ebensowenig die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern als die Emser Depesche, sondern der Sieg bei Königgrätz, die Gründung des Norddeutschen Bundes und die Verträge Preußens mit den Südstaaten. Der Krieg, sagte Gambetta, würde vielleicht die Frage des Vorrangs zwischen Frankreich und Deutschland entscheiden. Er war eine ebenso unvermeidliche Folge der vorangegangenen Ereignisse, wie der peloponnesische. Thucydides leitet seine Aufzählung der von beiden Parteien offiziell angegebenen Ursachen dieses Krieges mit der Bemerkung ein: Für die wahre, doch am wenigsten zur Sprache gebrachte Ursache halte er, daß das Wachstum der Macht der Athener und die Furcht, die es erregte, die Spartaner zum Kriege genötigt habe.

Was den Verlauf des Krieges betrifft, so war es unmöglich, die Ursachen der französischen Niederlagen ganz zu verkennen. Der Sieg bei Wörth, sagt z. B. Charles de Mazade 1874, war der Sieg der Organisation, der Ordnung, der Klarheit der Absichten, der Sicherheit der Ausführung über die Unordnung, die Verwirrung, den Mangel an Voraussicht und Wissen. Aber alles dies waren nach demselben Autor (1875) nur Wirkungen tieferliegender Ursachen. „Es ist Tatsache, sagt er, daß bei uns seit lange etwas wie eine Verminderung des ernststen Wahrheitsfinnes besteht, eine Art Verachtung oder Vergessenheit der Präzision, der Genauigkeit, die sich überall kundgibt, im Handeln und im Denken. Der Geist des Ungefähr, der im Unterricht, der Literatur, der Wissenschaft herrscht, hat sich in die Justiz und die Verwaltung eingeschlichen. Ist dies Leichtfertigkeit, glänzende Trägheit, Täuschung durch lange Erfolge und leichtgewonnene Glücksfälle?“ Auch diese Symptome einer gewissen Ungefundtheit des Organismus der Nation wurden vielfach auf den entfittlichenden Einfluß des zweiten Kaisertums zurückgeführt: so von den beiden Margueritte auf die „von fruchtbarer Arbeit ablenkende Schaustellung des Luxus, die vergoldete Trägheit, die einfältige Frivolität.“

Indessen fand man einigen Trost in der Vorstellung, daß die Deutschen ihre Siege durch Eigenschaften erlangt hätten, um die sie nicht zu beneiden seien, und daß sie den Besiegten trotz ihrer Erfolge nicht gleichständen. „Ihr Sieg, sagt Mezières 1872, trägt sich nicht in glänzenden Zügen der Phantasie ein. Die per-

fönlischen Eigenschaften des Mannes, die Kaltblütigkeit, die Bravour, die Kühnheit sind dort ersetzt durch die mathematische Präzision der Bewegungen, die intelligente Verteilung der Massen, die schnelle Regelmäßigkeit des Zielens mit einem weittragenden Gewehr. Niemals haben die Deutschen im Kriege eine außerordentliche Kühnheit gezeigt. Die berechnete Kunst unserer Feinde, die neue Kunst, die ihnen ermöglicht hat, die größten Resultate zu gewinnen, ohne das Leben der Mannschaften in mörderischen Kämpfen aufs Spiel zu setzen, die Geduld, die festgehaltene Kontinuität ihrer Anstrengungen — alles dies ist weit entfernt, die volkstümliche Einbildungskraft zu entzünden, und erweckt vielmehr ein ungünstiges Vorurteil gegen die deutsche Armee. Man beschuldigt sie, Kämpfe von Mann gegen Mann zu vermeiden, sich gern in den Wäldern zu verbergen und den Artilleriekampf, bei dem man den Gegner nicht sieht, dem Bajonettkampf vorzuziehen.“

Wenn so große Abweichungen von der Wahrheit in der ersten Zeit nach dem Kriege, wo die Leidenschaftlichkeit des patriotischen Schmerzes eine objektive Auffassung noch nicht zuließ, allenfalls erklärlich sind, so heißt es doch auch noch 1880 in einem anonymen Artikel über Elsaß-Lothringen: „Preußen hat dem Kriege den Charakter einer Industrie gegeben, indem es ihn von allem entkleidete, was ihn heroisch macht, um ihn in eine Maschine zu verwandeln, in der die in Bewegung gesetzte Kraft die Tapferkeit und das Zielen von oben die blanke Waffe ersetzt hat.“ Wie anders Chuquet, der der Tapferkeit der Deutschen ebenso gerecht wird wie der seiner Landsleute, und sogar gesteht, daß in diesem Kriege die „teutonische Furie“ oft (wie am 16. August bei Bionville) über die französische Langsamkeit triumphiert habe. Den Sieg bei Wörth verdankten die Deutschen „ihrer Kühnheit ihrem kriegerischen Vertrauen, ihrem Geist edler Kameradschaft: alle marschierten entschlossen auf die Kanonen zu.“

Die harten Maßregeln, zu denen die Teilnahme der nicht-militärischen Bevölkerung Frankreichs am Kriege die Deutschen zwang, erregte, wie natürlich, die heftigste Erbitterung, namentlich standrechtliche Erschießungen, Fortführung von Geißeln nach Deutschland und Niederbrennung von ganzen Ortschaften, wo Uebersälle durch Franktireurs stattgefunden hatten, und dergleichen. Hätte jemand, sagt Lavisse in einem Aufsatz über die Gründung der Universität Berlin 1876, in einer von den Deutschen besetzten Stadt einen kleinen Teil von dem gesagt, was Sichte in den

Neben an die deutsche Nation sagte, so wäre er sofort standrechtlich erschossen worden, und zwar in einer Grube, die man ihn gezwungen hätte mit eigener Hand zu graben. Die konsequente, Ausnahmen nicht zulassende, persönlichen Empfindungen keinen Einfluß gestattende Durchführung der als notwendig erkannten Repressalien erschien als gefühllose Grausamkeit, und doppelt abstoßend, wenn sie theoretisch begründet wurde. „Was von Anfang an bei der deutschen Armee empörte, sagt G. Monod (*Allemands et Français* 1872), das war die systematische Härte, die reglementmäßige Grausamkeit“; „die Akte unnötiger Grausamkeit waren selten.“ Plünderungen und Gewalttätigkeiten seien am meisten von den Soldaten aus dem ostelbischen Preußen und den Bayern verübt worden, während Brandenburger, Sachsen, Hannoveraner, Rheinländer die Bevölkerung, in deren Mitte sie sich befanden, milde behandelten; besonders die Sachsen zeichneten sich durch Humanität aus. „Wären wir in Deutschland gewesen, so zweifle ich, ob das Betragen unserer Soldaten erbaulicher gewesen wäre als das der deutschen Armee in Frankreich. Es hätte weniger systematische Grausamkeit, aber mehr individuelle Gewalttätigkeiten gegeben. Man hätte vielleicht weniger verwüstet, aber hätte man den Frauen ebensoviel Achtung erwiesen?“

Wie geschäftig die Legendenbildung war, um immer neue Beweise für die Barbarei der Deutschen zu liefern, ist bekannt. Die durch Schlag auf Schlag folgende furchtbare Eindrücke aufs äußerste überreizte Phantasie war unerschöpflich in Erfindungen, und der auch von französischer Seite zugestandene Hang zur Uebertreibung und Entstellung und die schon im alten Rom sprichwörtliche „gallische Leichtgläubigkeit“ hatten kaum eine Grenze. Wenn es galt, das Sündenregister der Deutschen zu vergrößern, fanden auch die absurdesten Vorstellungen Zustimmung, selbst bei den Höchstgebildeten. Ein Mann wie der Philosoph Elme Caro (1826—1887) behauptete im Dezember 1870, die falschen Nachrichten, mit denen man den Mut und die Hoffnung der Bevölkerung aufrecht zu erhalten suchte, würden von den Preußen verbreitet, um die Nation durch immer neue Enttäuschungen zu demoralisieren. Von den Schauer- geschichten, die auch unter den Gebildeten zirkulierten und Glauben fanden, gibt ein Artikel über den Krieg in Nordfrankreich von Vouandre (1873) einige Proben. Der Konditor Parmentier in Amiens, zusammen mit seiner Frau von deutschen Soldaten mißhandelt, habe einen Säbel verlangt, um sich zur Wehr zu setzen:

dafür sei er standrechtlich erschossen worden. Göben habe einen Pfarrer zwingen wollen, am Freitag Fleisch zu essen, und sei dabei so grob geworden, daß der Pfarrer bald darauf in Folge des Schrecks gestorben sei. Bei der Zerstörung des Dorfes Faucaucourt hätten deutsche Soldaten einen kranken Greis mit dem Bajonett an seinen Stuhl genagelt und so lange gemordet, bis sie durch das Blitzen der Flinten einiger Franktireurs zu einem schleunigen Rückzuge veranlaßt worden seien.

Daß dergleichen Erzählungen Glauben fanden, solange „die brennende Wunde des Patriotismus noch blutete“, ist ebenso begreiflich, als daß das Bedürfnis und die Fähigkeit, sie für wahr zu halten, allmählich abnahmen. In Zolas Roman *La débacle*, der eine so eingehende Schilderung der Kriegsereignisse enthält, begehen die deutschen Soldaten keine Greuelthaten, auch nicht in dem so erbitterten Kampf um Bazeilles, der seinerzeit der deutschfeindlichen Presse des Auslandes überreichen Stoff zu extravaganten Erfindungen geliefert hat. In den *Trouçons du glaive* der Brüder Margueritte (1900) wird zwar einmal die Matratze eines Gelähmten angezündet und ein Greis gemordet und ins Feuer geworfen; doch im ganzen erscheinen die deutschen Soldaten hier in weniger ungünstigem Licht, als man erwarten sollte, allerdings mit Ausnahme der Preußen (Pommern, Schlesier, Polen). Dagegen waren die Sachsen gute Kerle, höflich gegen die Frauen, von Familiensinn erfüllt, und taten nur den Speisekammern Schaden. Die Bayern, in der Weihnachtszeit bereits sehr kriegsmüde, bewahrten unter ihrer plumpen Außenseite die Religion des Herdes wie ein frisches „Vergißmeinnicht.“ Ihr Führer, ein Mann mit einem sanften Gesicht, bittet um Erlaubnis, in einem Schloßpark eine Tanne fällen zu dürfen, und entschuldigt sich, als er erfährt, daß die gefällte eine besonders wert gehaltene, weil am Geburtstage einer Tochter des Hauses gepflanzte war, in rührender Weise; er habe auch drei Töchter, deren verschiedene Größe er mit ausgestreckter Hand andeutet. Weder über ihn noch über seine Offiziere hatte man zu klagen. Aber nach Abfingung eines Chorals von Luther (so!) führten die Soldaten um den Baum eine Art von Kannibalentanz auf und zerschlugen und verbrannten alles Holzwerk in stumpfsinniger Freude. Am meisten fiel den Franzosen die Religiosität der deutschen Soldaten und ihr Glaube, daß Gott mit ihnen sei, auf. Ein französischer Arzt, der in einem Lazarett in Arras deutsche Verwundete be-

handelte, war von ihrem ernstern Charakter und einfachen Glauben überrascht. Wie anders die an nichts glaubenden französischen Soldaten! Auch waren die Deutschen viel besser unterrichtet, fast alle konnten lesen und schreiben und führten ein Notizbuch bei sich, in dem sie Erlebnisse aufzeichneten; oft war darin die Uebersetzung ausgesprochen, daß sie einen gerechten Krieg führen, daß Gott ihnen beistehe. Eine starke Rasse, weniger verfeinert als nachdenkend, eine seltsame Mischung von Idealismus und Animalität.

Doch die Schuld, die Deutschland durch einen in perfider Weise von langer Hand vorbereiteten, heuchlerisch für einen Akt der Notwehr erklärten und mit Terrorismus geführten Invasionskrieg auf sich geladen haben sollte, wog nach französischer Auffassung noch nicht so schwer als die Eroberung von Elsaß-Lothringen, „der beiden patriotischen Provinzen, welche zugleich den meisten militärischen, kommerziellen, industriellen und demokratischen Geist enthielten“ (Gambetta 1871). Es war nach Giraud (1876) ein Gewaltakt der Barbarei, ein Symptom des Rückgangs der Zivilisation. Weder das Mittelalter noch das ancien régime, sagte der Herzog von Broglia 1896, haben trotz ihrer Mißachtung der Würde der Völker etwas Aehnliches getan. Auch G. Monod, für den Deutschland ein zweites Vaterland Aller war, die denken und wissenschaftlich streben, nennt (1872) die Annexion von Elsaß-Lothringen ein ungeheures Verbrechen. So sehr hatte man sich gewöhnt, Frankreich als in seiner Ganzheit unantastbar anzusehn, daß auch eine verhältnismäßig geringe Verkleinerung seines Gebiets als ein Versuch der Vernichtung seiner Existenz erschien. Frankreich, sagte Renan 1870, verliere Elsaß-Lothringen, und es ist nicht mehr. Schon deshalb fand man, daß Deutschland seine Uebermacht ebenso frevelhaft und ebenso unweise gemißbraucht habe, wie Napoleon 1807. Auch Sorel zog 1872 die Parallele von Jena und Sedan, nicht ohne auf die Verschiedenheit der Wirkungen beider Niederlagen hinzuweisen: während das niedergeworfene Preußen regungslos zu den Füßen des Siegers lag, raffte sich das niedergeworfene Frankreich zu einem heroischen Widerstande auf. Doch Jena konnte Preußen vergessen, aber nicht Tilsit. Von mehr als einem Autor wurde der Schatten der Königin Luise heraufbeschworen, um ihrem Sohne sein Uebermaß

von Gewalttätigkeit vorzuwerfen und ihn zu erinnern, daß Napoleons Herrschaft keinen Bestand gehabt habe, weil er sie mit Ungerechtigkeit besetzte und nicht edel gegen die Menschheit handelte. Ein weit schwereres Unrecht als gegen Frankreich beging Deutschland gegen Elsaß-Lothringen, indem es über dessen Bevölkerungen verfügte, ohne sie zu befragen. Es versteht sich, daß die Annerionen Preußens im Jahre 1866 aus demselben Grunde für Rechtsverletzungen der schlimmsten Art erklärt wurden. Preußen, sagte Leroy-Beaulieu 1872, hat das alte dynastische Recht mit Füßen getreten, ohne in der Zustimmung der Völker ein anderes an seine Stelle zu setzen.

Immer von neuem wurde die Lage Elsaß-Lothringens unter deutscher Herrschaft als eine in jeder Hinsicht trostlose geschildert. Natürlich wurde in der ersten Zeit nach dem Kriege mit den schwärzesten Farben gemalt. Nichts deutsches fand Beifall. Man meinte sogar, daß das „pittoreske und energische“ Ditsch der Elsässer den Vorzug vor der flispelnden und prätenziösen Sprache verdiene, die man in Brandenburg spricht. Einen Ruf an die 1872 in Straßburg gegründete Universität hatte nach Mezieres kein hervorragender Mann angenommen, aus Scheu vor der Antipathie der Elsässer. Man hat das Lehrpersonal anwerben müssen, wo es sich eben traf, in Oesterreich, der Schweiz, den verschiedensten Theilen Deutschlands, unter den obskursten Gelehrten und Literaten. Elsässische Schriftsteller wurden nicht müde, den Satz: „Elsaß-Lothringen wird entvölkert und zu Grunde gerichtet“ wieder und wieder ausführlich zu begründen. Man lebt nicht unter der deutschen Hegide, sagt ein Ungenannter 1880, höchstens bringt man es dazu, wenn man sehr klug ist, unter diesem Regiment zu vegetieren, unter dem man weder die Sicherheit der Leibes- noch der Geistesnahrung hat, weder die Befriedigungen des individuellen noch des nationalen Lebens, das nur die entmutigende Einförmigkeit einer rein persönlichen, ebenso der Größe baren wie in Quälereien fruchtbaren Politik bietet, und die immer neuen Beunruhigungen die die Allmacht des Staates bei den Steuerpflichtigen unterhält, des Staates, der in seinem germanischen Individualismus alles verschlingt und an sich reißt. Derselbe Autor erklärt, daß alle Germanisationsversuche notwendig mißlingen müssen. Die Elsässer können Frankreich nicht entbehren, dessen Einfluß sie eine ihrer besten Eigenschaften verdanken, etwas, das man *Savoir faire* nennt, wovon die Deutschen kaum eine

Ahnung haben: die Kunst, die natürlichen oder erworbenen Gaben zur Geltung zu bringen und im Verkehr des Lebens zu verwerten. Der Elsässer ist ein Mischling geworden. Er nahm es nicht einmal übel, von den Franzosen als komische Person des Hauses betrachtet und gehänselt zu werden: denn wie wenig man auch ist, es ist schon etwas, zu einem guten Hause zu gehören.

Nach einem 1889 erschienenen Buch: „La question d'Alsace-Lorraine,“ dessen Verfasser sich Jacques Heimweh nennt, fühlten sich die (allerdings sehr demokratisch gesinnten) Elsässer am fremdartigsten durch die Vorstellung eines Königtums von Gottes Gnaden und die daraus abgeleitete Auffassung des Verhältnisses des Königs zu seinem Volke berührt. Die Könige von Preußen, die deutschen Kaiser, schienen ihnen einem andern Weltalter anzugehören; sie konnten sich nicht einreden lassen, daß ein Fürst ein halbgöttliches Wesen sei. Bereits ins Alter der Vernunft eingetreten, seien sie außerstande, eine politische Mythologie, die sie verlernt hatten, abermals zu erlernen. „Durch den Frankfurter Frieden sind wir in eine frühere Existenz zurückgeschraubt worden, von der wir nur eine dunkle Erinnerung hatten. Man läßt uns ganz allmählich in die Haut unserer Ahnen hineinwachsen, so daß die Revolution, die wir gewohnt waren, als vergangen zu betrachten, für uns am andern Ende, auf der Seite der Zukunft aufzutauchen anfängt. Es wäre aber hart, sie von neuem beginnen zu müssen, und der Sauerteig zu werden, der einst das deutsche Volk in Gärung bringen wird. Gott wolle uns eine so undankbare Rolle ersparen.“

Der Roman von René Bazin Les Oberle (1901) führt dem Leser drei Generationen einer elsässischen Familie vor. Der Repräsentant der ältesten steht den Deutschen mit unverföhnlichem Haß gegenüber; dagegen sein Sohn (ein Fabrikant) ist (zum Schmerz seiner Frau, sowie all seiner Verwandten und Freunde) ins deutsche Lager übergegangen und hat seinen beiden Kindern eine deutsche Erziehung gegeben. Die in Baden aufgewachsene Tochter, ganz Deutsche geworden, ist die Braut eines preußischen Offiziers. Aber der Sohn, der auf vier deutschen Universitäten studiert und das Referendarexamen gemacht hat, hängt mit leidenschaftlicher Liebe und Sehnsucht an Frankreich, obwohl er nie dort war. Er liebt es als ein Land, das den Zauber einer geliebten Frau hat, als ein schöneres Elsaß, ein Land, in dem es eine unendliche Mannigfaltigkeit der Seelen gibt. Er ist tief durchdrungen

von der Ueberlegenheit Frankreichs über Deutschland, wegen seiner größeren Leichtigkeit zu denken, zu reden und zu lachen. Um ein seiner Mutter gegebenes Versprechen buchstäblich zu erfüllen, tritt Jean Oberle in Straßburg als Freiwilliger in ein deutsches Regiment ein, desertiert aber am nächsten Tage, worauf der Offizier, dessen Braut seine Schwester ist, das Verlöbniß auflöst.

Was mich in Deutschland am meisten befremdet und unangenehm berührt hat, sagt Jean Oberle, ist die Unpersönlichkeit der Deutschen, ihr zunehmendes Vergessen der Freiheit, ihre Unterwürfigkeit gegenüber der Macht Preußens, die die Gewissen verschlingt und nur in drei Formen zu leben gestattet: als Steuerzahler, Soldat und Beamter. Schnelle Auffassung, nachsichtige Beurteilung, Verständnis für die Denkart anderer, Achtung vor den Schwachen — an alles dies ist man jenseits des Rheins nicht gewöhnt. Deutschland hört nicht auf, das besiegte Frankreich zu beneiden. Dort findet sich die Großmut, die Uneigennützigkeit, die Gerechtigkeitsliebe, der Geschmack, die Zartsinnigkeit und eine gewisse Blüte des Heroismus reichlicher als anderswo. Frankreich schießt Schätze ein, die der Welt zur Ehre gereichen und mit denen verglichen, alles übrige wenig ins Gewicht fällt. Die Germanisation ist die Zerstörung oder Verminderung dieser französischen Tugenden oder Eigenschaften in der elsässischen Volksseele.

Wenn nun Frankreich sich als durch die Entstehung des Deutschen Reichs am meisten geschädigt betrachtete, so galt sie doch auch als ein für ganz Europa beklagenswertes Ereignis. Europa, sagt Rothman 1886, hat sich verwandelt, es huldigt nicht mehr edeln Bestrebungen, es hat den Herrn gewechselt, es hat an die Stelle eines gemüthlichen (debonnaire) Kaisertums, das die allgemeine Brüderlichkeit anstrebte und die Politik der Kongresse empfahl, ein realistisches Kaisertum gesetzt, das sein Gesetz den andern aufzwingt und selbst die Rücksichten der Menschlichkeit den Interessen seiner Herrschaft unterordnet. Heute, sagt Walbert 1879, hängt die allgemeine Ruhe von Deutschland ab, und wenn es ihm einfällt, Fieber zu haben, muß ganz Europa sehr viel Chinin zu sich nehmen, um seinen beschleunigten Puls zu beruhigen.

Unmittelbar nach dem Kriege galt Deutschland für äußerst kriegslustig und eroberungsfüchtig: der preußische Cäsarismus sollte jedes Recht und jede Unabhängigkeit bedrohen. Man glaubte 1872

befürchten zu müssen, daß das Deutsche Reich Italien, die Schweiz, Holland beanspruchen werde: ein Glück noch, wenn das alte Königreich von Arles nicht zum Gegenstand einer neuen Reklamation bei Frankreich gemacht wurde. Noch 1890 erklärte ein ungenannter Autor die Präpotenz des Deutschen Reichs als eine Gefahr für Belgien und Holland. Als die Grundlosigkeit solcher Befürchtungen nicht länger geleugnet werden konnte, machte man Deutschland für die von Jahr zu Jahr wachsende Belastung der Völker mit unproduktiven Ausgaben verantwortlich, für das durch den bewaffneten Frieden, der fast ebenso kostspielig und erschöpfend sei als der Krieg, erzeugte Elend. Dieser Zustand, sagt ein Ungenannter 1890, muß Deutschland und Europa entweder zum Ruin oder zum Kriege führen, oder, wie Benedetti 1896 hinzufügt, zur Anarchie oder zum Sozialismus, dessen furchtbare Zunahme in Deutschland Bismarck ebenso verschuldet hat, wie das Elend des bewaffneten Friedens.

Diese düsteren Prophezeiungen, sind mit den gleichzeitigen anerkennenden Aeußerungen französischer Fachmänner über den Aufschwung des Handels und der Industrie in Deutschland, sowie über die Finanzlage des Deutschen Reichs schwer vereinbar. Allerdings, sagt R. G. Levy 1895, ist der Sozialismus in Deutschland so mächtig wie nirgends (ausgenommen vielleicht Australien und Neuseeland), und die (in vier Jahren von 6 auf 14 Millionen gestiegenen) Ausgaben für Arbeiterversicherung sind ein schwarzer Punkt im Reichsbudget: doch die Unparteilichkeit zwingt uns, zu erklären, daß der finanzielle Organismus Deutschlands uns stark genug erscheint, um wiederholten Anstürmen standhalten zu können. Um so mehr, als die Steuerkraft noch in weit höherem Grade, als es bisher geschehen ist, in Anspruch genommen werden könnte. Die Franzosen sind willigere Steuerzahler als die Deutschen. In Deutschland bringt der Tabak (bei damals 50 Millionen Einwohnern) 64 Millionen, der Alkohol 147; in Frankreich der Tabak 375, Alkohol (und Wein) 410; das Bier allein fast soviel als in Deutschland, wo vielleicht das zwanzigfache konsumiert wird. Das heutige Deutschland, sagt derselbe Autor 1898, bietet für einen unparteiischen Beobachter das Schauspiel eines richtigen Gleichgewichts zwischen landwirtschaftlicher und industrieller Produktion, der Grundbedingung für das Allgemeinwohl. Auch das wirtschaftliche Deutschland, sagt Levy-Brühl 1898, hat Feldzüge geführt, die von Triumphen gekrönt

waren. Wir müssen es ohne Furcht, aber ohne Illusion betrachten, und den Boden suchen, auf dem wir uns mit ihm in einen Kampf einlassen können. Einen wie großen Anteil die Einigung Deutschlands an seinem wirtschaftlichen Aufschwunge hatte, konnte kein Urteilsfähiger verkennen. Die Umgestaltung des poetischen, träumerischen und armen Deutschlands durch Preußen, sagt ein Ungenannter 1901, zu einer militärischen, industriellen und wohlhabenden Nation, hat sich mit einer ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit vollzogen.

Ob eine so unumwundene Anerkennung der Fortschritte Deutschlands auf wirtschaftlichem Gebiet sich über enge Kreise hinaus erstreckt hat, muß dahingestellt bleiben. War es aber der Fall, so ist doch das Gesamturteil über die inneren Zustände Deutschlands, sowie über seine Stellung in Europa, dadurch kein anderes geworden. Die beiden folgenden Äußerungen dürften auch heute noch der Ansicht der großen Mehrzahl der Gebildeten in Frankreich entsprechen. Die cäsarische und militärische Monarchie, die Bismarck begründet hat, sagt Walbert 1884, hat wenig Ähnlichkeit mit dem konstitutionellen und liberalen Deutschland, das man gewünscht und erhofft hatte. Er hat den Deutschen ein eisernes Haus gebaut, dessen Architektur ihnen ziemlich trift, dessen Einteilung ihnen wenig behaglich erscheint, und dessen Mobiliar, halb gothisch, halb im Empirestil, ihren Bedürfnissen nicht entspricht. Ihre Stühle sind hart und unbequem, und sie finden, daß sie schlecht darauf sitzen. Deutschland, sagt Bourbeau 1882, das, berauscht von seinem neuen Glück, sich zur Führung der zivilisierten Welt berufen glaubt, herrscht nur durch brutale Stärke. In Wahrheit wird es nur dann mit einer zivilisatorischen Mission bekleidet sein, wenn es die Kunst entdeckt, geliebt, anstatt wie jetzt, gefürchtet zu werden.

Die Ausgrabungen auf Kreta.

Von

Dr. Peter Goehler.

Vorbemerkung. Um den Fluß des Ganzen nicht zu unterbrechen, habe ich, zumal da sich dieser Aufsatz nicht in erster Linie an archäologisch-historische Fachkreise, sondern an ein weiteres Publikum wendet, darauf verzichtet, in der Form fortlaufender genauer Literaturangaben die mancherlei sekundären Quellen, die meine Autopsie unterstützen und ergänzen, anzuführen. Doch füge ich hier ein Verzeichnis der wichtigsten über unsere Frage aufklärenden Schriften bei, ohne aber irgendwie auf Vollständigkeit Anspruch zu machen.

Ueber die Insel Kreta im allgemeinen ist das Beste von Fabricius geschrieben in der Geographischen Zeitschrift 1897, S. 361 ff., 425 ff., 489 ff. Lesenswert sind daneben immer noch des Kapitän Spratt *Travels and Researches in Crete* 1865 und Perrot, *l'île de Crète* 1867.

Evans beschreibt seine Funde vor allem im *Annual of the British School*; anderes gelegentlich im *Journal of Hellenic Studies*, in dem auch seine Studie „*Mycenaean tree and pillar-cult and its mediterranean relations*“ erschienen ist (1901 S. 99 ff.). Dann Evans, *Cretean picto graphs and praephoenician script* 1895. Die Amerikaner berichten im *American Journal of Archaeology*, die Italiener in den *Monumenti antichi*, bezw. den *Rendiconti* der *Accademia dei Lincei*. Dazu kommen zahlreiche Referate und kurze Mitteilungen über Ausgrabungen im Archäologischen Anzeiger, in deutschen philologischen Wochenchriften, in der *Revue archéologique* usw.

Ferner: Milchhoefer, *Deutsche Rundschau* 1902, S. 341 ff., von Duhn, ebendasselbst 1903, S. 377 ff., Reisinger, *Blätter für Gymnasialwesen* 1902 S. 1 ff., Kalb, ebendaf. 1904, S. 1 ff., Littel, *Neue Jahrbücher für Philologie* usw. 1903, S. 385 ff., Kropp, *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1904, S. 545 ff.; dann Wied, *Athenische Mitteilungen* 1901, S. 256 ff., Hall, *the oldest civilization of Greece* 1901. Vor allem aber Noack, *homerische Paläste* 1903 und Drexler, *Homer* 1903.

Für die mykenische Frage sind seit Busolt's, Reisch's und Tsuntas' zusammenfassenden Darstellungen besonders wichtig Köhler, *Sitzber. der Berliner Akademie* 1897, S. 258 ff. und Furtwängler, *Antike Gemmen III*, S. 11 ff. Endlich erwähne ich: Kretschmer, *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache* 1896 und Kern, *Anfänge der griechischen Religion* 1902.

Wer an einem sonnenhellen Frühlingstage, da Regenwinde die Luft gereinigt haben, sich nicht verdrießen läßt, den steilen Marmorrücken des attischen Pentelikon zu erklettern, der wird dort oben auf einer Höhe von nicht ganz 1200 m, da, wo einst die athenische Stadtgöttin in Marmor stand, durch einen wunderbar umfassenden Blick gelohnt: gen Norden schaut er bis zum Götterberg in Thessalien, dem Olymp, gen Süden bis zur Geburtsstätte des höchsten Gottes auf Kreta, zum Idagebirge. Und zwischen diesen zwei Begrenzungspunkten liegen die Höhen und Tiefen des griechischen Landes, aber auch die Weiten und Fernen der griechischen Geschichte von der Urzeit an, da die sogenannte mykenische Kultur des zweiten Jahrtausends v. Chr. auf Kreta den Hauptfuß hatte und über den Osten des griechischen Festlandes und die Inseln sich verbreitete, da alsdann aus Thessalien die Völkerwanderungen ihren Ausgang nahmen, welche der klassischen Zeit griechischer Geschichte das Stammesgepräge geschaffen haben, bis hinab zu der Zeit, da vom selben Thessalien aus der makedonische Eroberer in Griechenland einbrang, hindurch durch die Zeiten der Römer-, Byzantiner- und Osmanenherrschaft bis in die Gegenwart des Königreichs Griechenland, aber auch der Autonomie Kretas.

Unter all den vielen griechischen Inseln hat keine — außer Sizilien — eine solch wechselvolle Geschichte, wie eben Kreta. Das bedingt schon die Lage zwischen Europa, Asien und Afrika. Dazu lockten jederzeit die erhebliche Fruchtbarkeit und das mäßige Klima alle möglichen Eroberer an, so daß die Insel in der Tat den traurigen Ruhm hat, zu den schwergeprüftesten Ländern der Erde zu gehören. Das Völkergemisch auf der Insel ist uralt. Nicht bloß Märchen und Sagen, sondern auch historische Ueberlieferungen wissen davon zu erzählen. Homer spricht von Achäern, Eteokretern, Rhodonern, Dorern und Pelasgern, die hier wohnten, jedes Volk mit besonderer Sprache. Homers eigener Zeit, aber auch der von ihm geschilderten Heldenzeit lag Kreta, das „hundertstädtige“, bereits im Dunkel sagenhafter Vorzeit als die Insel, zu der einst Zeus die Phoinixtochter Europa entführte, da dann ihr gemeinsamer Sohn Minos in Knosos, der „großen Stadt“, herrschte; sein Enkel ist Idomeneus, des Deukalion Sohn, der Führer des kretischen Kontingents im Kampfe um Troja, der es jedoch in der Ilias nur zu einer Rolle zweiten Ranges zu bringen weiß. Unter all dem Wust von Ueberlieferungen nun ragt eine Notiz hervor:

Die Ausgrabungen auf Kreta.

Von

Dr. Peter Goehler.

Vorbemerkung. Um den Fluß des Ganzen nicht zu unterbrechen, habe ich, zumal da sich dieser Aufsatz nicht in erster Linie an archäologisch-historische Fachkreise, sondern an ein weiteres Publikum wendet, darauf verzichtet, in der Form fortlaufender genauer Literaturangaben die mancherlei sekundären Quellen, die meine Autopsie unterstützen und ergänzen, anzuführen. Doch füge ich hier ein Verzeichnis der wichtigsten über unsere Frage aufklärenden Schriften bei, ohne aber irgendwie auf Vollständigkeit Anspruch zu machen.

Ueber die Insel Kreta im allgemeinen ist das Beste von Fabricius geschrieben in der Geographischen Zeitschrift 1897, S. 361 ff., 425 ff., 489 ff. Lesenswert sind daneben immer noch des Kapitän Spratt *Travels and Researches in Crete 1865* und Perrot, *l'île de Crète 1867*.

Evans beschreibt seine Funde vor allem im *Annual of the British School*; anderes gelegentlich im *Journal of Hellenic Studies*, in dem auch seine Studie „*Mycenaean tree and pillar-cult and its mediterranean relations*“ erschienen ist (1901 S. 99 ff.). Dann Evans, *Cretan pictographs and praephoenician script 1895*. Die Amerikaner berichten im *American Journal of Archaeology*, die Italiener in den *Monumenti antichi*, bezw. den *Rendiconti* der *Accademia dei Lincei*. Dazu kommen zahlreiche Referate und kurze Mitteilungen über Ausgrabungen im Archäologischen Anzeiger, in deutschen philologischen Wochenchriften, in der *Revue archéologique* usw.

Ferner: Milchhoefer, *Deutsche Rundschau* 1902, S. 341 ff.; ebendasselbst 1903, S. 377 ff., Reisinger, *Blätter für Philologie* usw. 1903, S. 385 ff., Kropp, *Beilage* 1904, S. 545 ff.; dann Wide, *Athenische Mittheilungen* 1904, S. 1 ff., Kall, *the oldest civiligation of Greece*, *homerische Paläste* 1903 und *Crete*.

Für die mykenische Frage sind seit Busch'schen zusammenfassenden Darstellungen besonders Berliner Akademie 1897, S. 258 ff. und *Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft* 1902, S. 11 ff. Endlich erwähne ich: *Archaeologia* 1902.

Wer an einem sonnenhellen Frühlingstage, da die Luft gereinigt haben, sich nicht verdrücken läßt, an den Marmorrüden des attischen Pentelikon zu erkennen, er ist dort oben auf einer Höhe von nicht ganz 1200 m. l. i. r. die athenische Stadtgöttin in Marmor stand. Mit dem unbar umfassenden Blick gelohnt: gen Norden zum Götterberg in Thessalien, dem Olymp, zur Geburtsstätte des höchsten Gottes auf Kreta, zur Grenze zwischen diesen zwei Begrenzungstiefen des griechischen Landes, aber auch der griechischen Geschichte von der mykenische Kultur des zweiten Hauptstich hatte und über den die Inseln sich verbreitete, die wanderungen ihren Ausgang griechischer Geschichte das hinab zu der Zeit, da vom Eroberer in Griechenland eintraten, Römer-, Byzantiner- und wart des Königreichs Griechen Kretas.

Unter all den vielen griechischen Sizilien — eine solche Das bedingt schon die Lage Dazu lockten jederzeit die

alle möglichen
 uren Ruhw
 gehören.
 3 Märch
 wissen
 , Kyde
 mit
 in U
 rey

),
 i
 n
 r:

der griechische Historiker Thukydides spricht von einer großen Seeherrschaft des kretischen Königs Minos, die dieser auf der Insel und rings um sie hauptsächlich im Kampfe mit karischen Seeräubern gegründet hatte. Diese Thalassokratie imponierte ihm als älteste panhellenische Leistung auf griechischem Boden. Tatsache ist, daß Kreta schon ums Jahr 1000 v. Chr. in politische Bedeutungslosigkeit herabgesunken war. Die Zersplitterung gewann die Oberhand, der Kantonsgeist in den abgeschlossenen Talkeffeln siegte. So ist es geblieben bis zum heutigen Tage. In klassischer Zeit schon werden immer nur einzelne hervorragende Städte genannt. Als Ganzes spielte Kreta in der Geschichte der klassischen Zeit keine Rolle. Im Jahre 66 v. Chr. wurde es römische Provinz; 395 n. Chr. kam es zum oströmischen Reich, dem dann im 7. Jahrhundert die Sarazenen in blutigen Kämpfen den Besitz streitig machen. Dann streckte von 1204 an der Löwe von San Marco seine stolzen Pranken über die vielgeprüfte Insel aus. Noch gewalttätiger war die türkische Herrschaft von 1669 an. Sie erzeugte unverföhnliche Gegensätze politischer und religiöser Natur, die sich Luft machten in ewigen blutigen Händeln; vor allem im zerklüfteten Berglande des Westens erlosch die Flamme des Nationalhasses gegen die mohammedanischen Türken nicht. Nachdem sich die Kreter im 19. Jahrhundert in mehreren Aufständen Selbständigkeit der Verwaltung erkämpft hatten, schien endlich im Jahre 1897 die Freiheitsstunde dem armen Völkchen zu schlagen, als griechische Truppen in Canea, der heutigen Hauptstadt, landeten. Der Erfolg war freilich — unter anderem dank dem Widerspruch der europäischen Mächte — nur ein halber. Denn mit der Sicherstellung der Autonomie Kretas unter der Suzeränität des Sultans wird die Quelle der Unruhen nie versiegen, die in nichts anderem liegt als in der Duldung und Gleichberechtigung der jetzt kaum noch $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung — im ganzen beträgt sie stark 300000 Einwohner — ausmachenden Mohammedaner. Wenn einmal der Tag kommt, da die vom christlichen Teil der Insel so sehnsüchtig erstrebte Vereinigung mit Griechenland dem Lande zuteil wird, dann mögen alle die guten Keime, die in den letzten Jahren besonders durch zwei der Schutzmächte, durch Italiener und Engländer, hier gelegt worden sind, nicht minder aber auch durch die Tätigkeit patriotischer Griechen, erst aufgehen, und das Land mag in Ruhe den Segen seiner Fruchtbarkeit und des Fleißes eines großen Teils der Bewohner genießen. Es war ein ergreifender

Moment, als wir auf den Ruinen von Phaistos von den Schulkindern der weiten Messaräebene unter Führung ihres Schulmeisters, eines patriotischen Kephalleniers, mit einem griechischen Freiheitslied nach der Melodie „Wer will unter die Soldaten“ begrüßt wurden, und gerne stimmten wir in den Ruf ein „*ὦ ἦτο ἢ Κρητῶν, ἢ Ἐσθητῶν*“, mit dem ein in unserer Gesellschaft anwesender hochgestellter Athener seine Ansprache an die Schuljugend schloß.

Nun ist in der Tat die Bahn frei, nicht bloß für die Insel selbst und ihre Bewohner, daß das alte Vorurteil, das seit des Apostels Paulus Wort von den Kretern, die immer Lügner, böse Tiere und faule Bäume sind (Titus 1, 12) auf ihnen lastet, endlich verschwinden wird, sondern auch für die Wissenschaft, insonderheit für die archäologische Forschung. Sie hat denn auch im Jahre 1900 kräftig eingesezt und binnen kurzem die Insel in den Mittelpunkt gestellt, ja zu einem Lande unbegrenzter archäologischer Möglichkeiten gemacht, damit aber auch eine fast verwirrende Fülle von Problemen uns zum Lösen gegeben: den klassischen Archäologen und Historikern nicht bloß, sondern auch den Philologen, den Orientalisten und Ägyptologen, den Sprachvergleichern und Ethnologen. Unsicherer denn je scheinen wir vor Grundfragen der griechischen Urgeschichte zu stehen, vor allem vor der Frage nach der Herkunft der vorhomerischen Kultur der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr., die wir nach dem Hauptfundort seit Schliemanns Tagen die „mykenische“ zu nennen gewohnt sind: d. h. der Kultur, die auf der ganzen Osthälfte Griechenlands von Lakonien bis Thessalien, auf den Inseln des ägäischen Meeres bis nach Cypern, dann in der 6. Schicht von Troja, im Süden bis Mittelägypten, im Westen bis nach Sizilien hinein gefunden worden ist. War schon vor über 20 Jahren aus Anlaß der mykenischen Funde im Kuppelgrab beim attischen Menidi von Köhler auf Kreta als den ältesten und wichtigsten Kreuzungspunkt der Einflüsse, aus denen sich die mykenische Kultur zusammensetzte, hingewiesen worden und hatte schon längst der Archäologe Milchhöfer besonders immer wieder von dem meerumflossenen Kreta, das näher dem Orient als dem Occident liegt, neue Aufschlüsse erwartet, so ist jetzt das Wort „ex oriente lux!“ auch hier zur Tat geworden. Von allen Seiten hört man das Wort als Schlachtgeschrei, im blutigen Kampfe der Völker, aber auch im friedlichen Kampfe der Gelehrten: Babylonien soll Licht bringen in alte semitische oder vorderasiatische Kultur überhaupt. Ober:

eine in Kleinasien heimische orientalischesp̄athellenistische Kunst habe in frühchristlicher Zeit die klassische Baukunst zu neuem Leben erweckt und die sogenannte byzantinische Kunst geschaffen. Also: „Hellas in des Orients Umarmung!“

Doch ehe ich auf die neuen Probleme, die die kretischen Funde uns gebracht haben, eingehe, führe ich das Tatsachenmaterial kurz vor. Es ist das allerdings eine fast erdrückende Masse, was uns der Boden der Minosinsel in den letzten 6 Jahren an architektonischen Resten und an Stücken der Kleinkunst, an Gemmen und Vasen, an Inschriften und Fresken geschenkt hat. An der Ausgrabungsarbeit sind vor allem englische, amerikanische und italienische Gelehrte beteiligt. Unter den einheimischen steht oben an der treffliche Leiter des Museums in Kandia—Herakleion, Dr. Sapidakis, unter den Engländern der Oxforder Professor und Museumsdirektor Evans, der, um dem Rätsel der kretischen Urschrift nachzugehen, vor 10 Jahren zu der Insel gekommen und nun der glückliche Ausgräber des Palastes von Knosos geworden ist, ferner Madgenzie, Hogarth, Bosanquet und andere, unter den Amerikanern die treffliche Miß Bond, unter den Italienern endlich Halbherr, Savignoni und Pernier, die Entdecker von Phaistos und Hagia Triada. Leider sind wir Deutschen dabei nicht mit praktischer Arbeit beteiligt, obwohl gerade unsere Gelehrten die Insel immer im Auge behalten und auch bereist haben und nun in vorderster Reihe derer stehen, welche die Ernte sichten und verarbeiten. Schliemann hatte, durch einen im Jahre 1878 auf der Stelle von Knosos gemachten Fund von 12 Riesengefäßen mit mykenischer Malerei, den sogenannten *πυλ.* veranlaßt, die Absicht gehabt, auf dem seither *τὸν πύλον* benannten Hügel zu arbeiten, war wiederholt an Ort und Stelle gewesen, aber schließlich nicht dazu gekommen infolge maßloser Forderungen der Besitzer, der ewigen Unsicherheit und anderweitiger Beschäftigung, besonders auf Hissarlik. So hat das Glück seinem Nachfolger Evans gelächelt, der denn auch seine Aufgabe, Ausgrabung und einstweilige Publikation, glänzend durchgeführt hat. Ebenso Musterhaftes haben die Italiener geleistet, die seit 1883 die Insel durchsucht, unter anderem 1884 mit dem deutschen Gelehrten Fabricius das berühmte Stadtrecht von Gortyn entdeckt und nun den Palast von Phaistos und seine Nachbaranlage aus dem Schutt befreit haben. Alle Perioden der Prähistorie und Historie, in denen Kreta irgendwie von Wichtigkeit war, sind in

Resten vor unseren Augen: die neolithische, die vor- oder frühmykenische, die mykenische, die dorische, die hellenische, die römische usw. Es mögen über 30 Punkte sein, an denen mit Erfolg gegraben worden ist.

Von hohem Interesse sind zunächst die vielen Grotten, uralte Kalthöhlen, von Athen, Delphi, Olympia und sonst bekannt als Ausgangspunkte des ganzen Kultus. So die Zeusgrotte auf dem Ida, dem Gebirge in der Mitte des vorherrschend gebirgigen Landes, dann die besonders alte auf dem Dikte im Osten, beide Botivgaben verschiedener Jahrhunderte enthaltend. Neuerdings ist am bekanntesten geworden eine Höhle in der Nähe des Dorfes *Kamareß* am Südabhang des Ida. Leider war sie, als man sie vor Jahren untersuchte, schon der Wertobjekte beraubt und ergab nur etwa 100 Vasenscherben, die jedoch von großer Bedeutung sind. Ihre Bemalung weist im ganzen das System der mykenischen Vasenmalerei auf, hat jedoch gewisse in der mykenischen Keramik nicht nachlebende Eigenarten, die erst wieder im geometrischen Stil nachmykenischer Zeit hervortreten. In Ton und Technik — hier meist hell auf dunklem Grund, in der mykenischen Keramik meist umgekehrt — jedoch sind beide im allgemeinen gemeinsam und weisen auch schon die *Kamareß*-Scherben hin auf jenen selbständig wirkenden Geist der mykenischen Keramik, der in seiner Unabhängigkeit, ja Ueberlegenheit gegenüber dem orientalischen für mich immer eins der entscheidenden Momente gegen die immer noch behauptete orientalische, speziell phönizische Herkunft der Mykenäer ist. Die *Kamareß*-gefäße, meist aus dünnem gelbem Ton, kugel- oder birnenförmig, haben entweder leichten plastischen Relieffschmuck, weißgemalte Spiralbänder mit Protuberanzen oder Fingereinpessungen oder aber nur malerische Dekorationen; auf schwarzem, manchmal rot-grün schimmerndem, also Metall nachahmendem, gefirnishtem Grunde sind die milchweißen, hellroten, purpurnen und gelben Farben matt aufgesetzt. Die Muster sind bei aller Kompliziertheit doch primitiver als in der eigentlich mykenischen Kunst und verbreiten sich auch nicht so frei über die Oberfläche; es sind lineare Wellen, Zickzack, Kreise, Spiralen, dann auch vegetabilische und animale, besonders den Meerestieren entnommene Ornamente, ja sogar menschliche Typen gelegentlich. Unter den mancherlei Formen, den Krügen, Schnabellannen und Bechern aller Art möchte ich nur auf eine Sorte hinweisen, die eigentümlich langen, ipizigen Becher, die Rhnta, die auch auf Fresken von Knosos von

Jünglingen getragen vorkommen. Sie sind schon längst bekannt unter dem Namen „Festivasen“. „Fürsten des Landes Kesti und der im Meer gelegenen Inseln“ nämlich, inschriftlich genannt und bildlich dargestellt, bringen auf ägyptischen Grabgemälden aus Thutmosis III. und Amenophis II. Zeit, die man in der großen thebanischen Nekropole bei Abd-el Kurna gefunden hat, am eigenartigsten im Grab Nekmeres, des Großveziers der zwei Fürsten ums Jahr 1500, dem würdevoll daisitzenden Toten als Geschenke tributpflichtiger Völker zweihenklige Becher und Krüge und besonders einhenklige trichterartige Gefäße dar. Diese Kamarezgattung nun, seither auch auf Thera in der ältesten durch eine Eruption etwa des 18. Jahrhunderts v. Chr. bedeckten Schicht, in Aegypten und sonst gelegentlich gefunden, ist nun in Masse auf Kreta zu Tage getreten, immer unter einer spezifisch mykenischen Schicht. Sie ist hier immer besonders vollkommen und eigenartig dank dem sicher in Kreta erfundenen Firnisgebrauch. Ja mit anderen Merkmalen zusammen repräsentiert sie geradezu eine besondere, etwas primitivere und mehr bäuerlich-barbarische Kultur, die sich von der darüber liegenden mykenischen durchaus scheidet und ganz gewiß einheimisch ist. Mag man sie, wie Evans neuestes, frühminoisch oder mit dem alten Namen Kamarezkultur nennen, die Tatsache dieser zwei Schichten ist eines der sichersten und interessantesten Ergebnisse zunächst der keramischen, aber auch der ganzen kunstgeschichtlichen Erforschung Urkretas.

Weitere hochwichtige Funde ergeben die zahlreich aufgedeckten Nekropolen. Sie weisen die mykenischen Arten der Schachtgräber und Kuppelgräber mit Gängen auf, erstere als die ältere Form. Auffallend ist in Kreta das schon sehr frühe Vorkommen von meist bemalten Terrakottasarkophagen, das meines Erachtens auf ägyptischen Einfluß zurückgeht. Diese eigentümlich kleinen, vielfach Badewannen ähnlichen und da, wo sie mit Wellen, Lotusblättern und Fischen bemalt sind, auch anfangs zum Baden gebrauchten Sarkophage sind entweder Weinrequisitorien oder aber für Bestattung in hochender Lage bestimmt, wie dies gelegentlich auf den Enkladen, auch in sizilischen Nekropolen und neuestens in Orchomenos beobachtet worden ist als frühägäische, prähistorische Bestattungsweise. Die älteste erreichbare Urform der Kuppelgrabkammern, die auch auf den griechischen Inseln zu Hause ist, und damit das Kuppelgrab selbst scheint nicht aus dem Orient, Asien oder Nital zu stammen, sondern ist einheimisch auf den

griechischen Inseln und durch Nachahmung der ältesten Hausform entstanden.

Von den Nekropolen gehen wir über zu den menschlichen Siedlungen. Eine antike Tradition sagt, daß Minos die Insel in drei Teile geteilt und in jedem eine Stadt gegründet habe, Knosos im Teil gen Norden, Phaistos gen Süden, Rndonia gen Westen. Eine andere setzt die Rndonon in den Westen, Pelasger in die Mitte, Gteokreter in den Osten. Das sind die drei, die ja auch schon von Homer genannt sind. Spätere nun, die „echten“ Kreter repräsentieren zweifelsohne eine Urbevölkerung, deren Spuren in der Tat im Osten vorhanden sind, besonders in *Unazakro* und *Praisos*, wo vor Jahren schon eine Marmorinschrift in griechischen Buchstaben, aber mit unverständlicher nichthellenischer Sprache gefunden worden ist. Eine Grabung von 1901 ergab gar nichts Mykenisches, allerdings auch nichts von Kamareškultur, dafür aber Spuren späterer Besiedlung. Mykenische Kultur setzte sich freilich früh an der Ostküste fest mit ihrem geschützten Strand und ihrer fruchtbaren Ebene, die zur Besiedlung vom Meere her einluden, aber sie drang nicht ins Hochland. Im unteren Zafro, in Katozakro aber sehen wir Kamareš- und mykenische Scherben durcheinander gemischt, also beide Siedlungen nebeneinander hergehen in friedlichem Verein, nicht also wie in Knosos und Phaistos, wo die ältere Kultur mit einem Schlage der jüngeren Platz macht. Der interessanteste Fund von Katozakro sind 500 Tonnsiegel, 150 verschiedene Typen aufweisend. Sie enthalten jeder zwei bis drei Eindrücke und waren wohl, wie die Spuren von Riemen an den Schmalkanten zeigen, an Warenballen als Kontrollmarken angebunden. Kultszenen, auf denen gehörnte Altäre, weibliche Figuren und Doppelärzte, längst von mykenischen Goldbringen bekannt und nun in Knosos immer wieder gefunden, die Hauptrolle spielen, Köpfe von Dämonen, Minotauern, Löwen, Stieren u. a., von den mykenischen Dolchklingen und Vasiobeckern als Objekte mykenischer Kunst längst bekannt, sind die Hauptgegenstände. Bronze und Obsidian fand sich auch dort, aber noch kein Eisen, so wenig wie Spuren des geometrischen Stils frühdorischer Zeit; als dies Eingang fand, hatte Zafro seine Rolle als Seestadt eingebüßt, vielleicht infolge von sozialen Wandlungen.

Hauptort des mykenischen Ostkreta scheint *Palaeokastro* gewesen zu sein, gelegen in der größten Ebene der Ostküste; auch

dies war in nachmykenischer Zeit verlassen, wie durchs ganze Mittelalter, da es nur gefürchtete Heimat der Korsaren war. Auf einem kleinen Hochplateau haben die Engländer dort die Spuren eines spätmykenischen Dorfes entdeckt. An dessen Fuß aber liegt ein sandiger Vorsprung; dessen südliches Horn ist die Stelle einer ausgedehnten, in Straßen angelegten alten Stadt, deren Häuser auf den sandigen Klippen erbaut sind, wie etwa die des norwegischen Alesund, wie aber auch die uralten Siedlungen der sogenannten Ankladentkultur. Es sind das Bauten einfacher, handeltreibender, demokratischer Formen sich bedienender Urbewohner. Ganz anders später, als die sozialen Zustände aristokratischer geworden waren: da bauten die reichen Handelsherrn ihre großen Paläste mehr landeinwärts auf Höhen, so in Knossos und Phaistos, und vollends da, wo die Kultur zu kämpfen hatte, bauten sie ummauerte Festungen, so die Paläste am Abhang in der argolischen Ebene. Interessiert hat mich in Palaeofastro besonders ein Haus, das einmal Spuren von Zweistöckigkeit aufweist, dessen Hauptraum sodann durch einen breiten Hof von der 1 m breiten, hübsch mit Wasserrinne versehenen Straße betreten wird. Der Raum nämlich hatte unregelmäßig gesetzte Säulen, die rings um einen impluviumartigen Raum, der wohl Oberlicht hereinließ, stehen; von diesem Megaron oder Atrium aus gehen vier Türen in die anderen Wohnräume. Wir haben also hier schon den uralten, orientalischi-griechischen Typus, der im römischen Atrium wiederkehrt und bis heute im Orient, gelegentlich auch in Italien, seine Spuren bewahrt hat. Neben der Stadt entdeckte man auch den Friedhof: er birgt meist länglich gemauerte Familienreihengräber, wiederum mit den bademannenartigen *λάρνακες*, die Schädel und Knochen in Menge enthielten, ein Brauch, der übrigens im heutigen Griechenland nachlebt, wo man nach zwei Jahren schon die mit Wein gewaschenen Knochen der Erhumierten ins Weinhaus zu bringen pflegt.

Es war uns eine Freude, die Engländer hier bei der Arbeit zu sehen, ebenso wie in G u r n i a, eine starke Stunde landeinwärts am breiten Golf von Mirabello an der Nordseite, die amerikanische Kollegin, die ebenfalls eine uralte Stadt aus dem Schutt befreit. Manche der gefundenen Häuser erinnern auch hier noch lebendig an heutige Verhältnisse, so wenn sie in Terrassen ansteigen und der höhere Eingang zum oberen Zimmer mit Holzboden über dem Kellerraum führt. Als dann der Holzboden bei der Zerstörung verbrannte, wurden die

aus luftgetrockneten Ziegeln gemauerten Wände durch die Hitze hart und sind daher sehr gut erhalten. Dazu sind die Wände über einer Lehmenschicht mit dünnem Kalkstuch überzogen, auf den alsdann Fresken aufgemalt sind. Auch die einst horizontalen Dächer waren aus Lehmmörtel, als sie verbrannten, fielen sie herab und hüllten die Gefäße in den Kammern ein; daher sind diese zum Teil ganz prächtig erhalten. Die Häuser sind natürlich klein, die Straßen schmal, aber regelmäßig. Eine führt auf ein Bieredl zu. Hier fand man eine Menge kleiner Idole, Schlangen, Tauben und auch weibliche Figuren aus Ton, ähnlich den neuesten in Knosos gefundenen. Es sind sicherlich nicht Klageweiber oder iontische zum Totenkult gehörige Objekte, sondern Göttinnen, und die Fundstelle ist ein Hieron. Die mykenische Zeit hat sich also nicht, wie man seither gemeint hat, auf die Verehrung unsichtbarer Götter, auf rein anikonischen Kult beschränkt. Interessant ist dabei noch ein doppeltes: erstens, daß es gerade und ausschließlich weibliche Gottheiten sind, die hier verehrt wurden; man hat daran erinnert, daß man auch später in Griechenland gerne männliche Götter von den herrschenden Geschlechtern, weibliche aber von der ländlichen, ärmeren Bevölkerung verehrt findet. Sodann aber, daß es eine Dorfgemeinde, nicht eine Herrenburg ist, die uns ein solches primitives Hieron zum ersten Mal gezeigt hat: auch hier also die einfacheren, demokratischen Verhältnisse!

Wie anders das Hieron, da der Besitzer von Knosos huldigte: dort kamen nicht die kleinen Leute zusammen und weihten im gemeinsamen Heiligtum ihre primitiven zylinder- oder kugelförmigen Figürchen, sondern dieser Herrscher diente wie eine Art Priesterkönig in einem prunkvollen Raum des Westflügels seines Palastes seiner Schlangengöttin. Das hat Evans neuestens festgestellt. Hier ward Fanence, wohl das Produkt einer uralten, in Kreta einheimischen Technik, die dann ums Jahr 1500 durch ägyptischen Einfluß neu aufblühte, zum Schmuck der Wand verwendet, in deren Mitte zur Linken eines 22 cm hohen Marmorkreuzes in der griechisch-orthodoxen Form, das aufrecht dastand, wie die mancherlei andern bildlosen Fetische der minoischen Kultur, die Göttin thronte; auf dem Haupt hat sie eine farbige, von einer Schlange umringelte Tiara; drei andere grünliche Schlangen winden sich um ihre Hüften und Schürze. Sie hat die beliebte steife, enggeschnürte Taille mit starker Betonung der Hüften und eine Doppelschürze, an die sich dann der glocken-

förmige Rock ansteht. Also ganz ähnlich, wie auf Gemmen von Basio und Goldbringen von Mithene, vor allem aber wie auf den knosischen Fresken, die uns die galanten Damen vorführen. Die Göttin erscheint also wie eine kapriziöse Dame, ist aber eine unterirdische Gottheit, vielleicht die spätere Ἀπειθώ-Ἀπειθήνη, die hochheilige der Aphrodite gleichgesetzte Gottheit, welche in der Sage als Minostochter neben dem Minotaurus auftritt.

Noch betreten wir nunmehr die grandiosen Paläste selbst, welche uns nicht bloß alle diese Schätze der Kleinkunst gebracht haben, sondern schon als Bauten die kühnste Vorstellung übertreffen. Unter der lebenswürdigen Führung der glücklichen Ausgräber habe ich alle drei eingehend besichtigen können und jederzeit, auch schriftlich, von ihnen und ihren Gehilfen Auskunft erhalten.

Noch lag der letzte Schimmer des Glanzes vergangener Tage auf der Stadt Ρησος, als Homers Schiffskatalog sie aufzählte unter den hundert Städten der Insel, als er dann den Odysseus der Penelope erzählen ließ von der großen Stadt, da Minos herrschte, der Vertraute des großen Zeus, wo Daidalos der schönlockigen Ariadne einen χορός-Lanzplatz erbaute. Noch der Dichter Bakchylides in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. schildert den Minos, wie er siegreich heimkehrt nach der ἡμερῆ πόλις, der anmutigen Stadt. Zahlreiche römische Reste endlich zeigen daß die Stadt noch spät als Veteranenkolonie bis in frühchristliche Zeit hinein blühte.

Froh, die Leiden des schon dem Horaz und dem Apostel Paulus bekannten mare Creticum nach einer stürmischen Nacht von Thera her hinter uns zu haben, warfen wir frühmorgens Anker auf der offenen Seebe an der Bai von Candia etwa in der Mitte der Nordseite der Insel. Vor uns liegt die einstige venezianische Hauptstadt, deren gleichförmiges Profil angenehm durch einige Minarets und die Kuppeln und Türme der großen orthodoxen Kirche gestört wird. Weit hin sichtbar sind auch die Wälle der Festung, jetzt von den Baracken der englischen Garnison besetzt. Hinter der Stadt erhebt sich welliges, grünes Land, gen Südwesten die breiten schneebedeckten Gipfel der Ida. Wir rudern hinein in den breiten, von venezianischen Mauern kreisrund umschlossenen Hafen. Unweit der Landungsstelle, wo es fast musterhaft geordnet zugeht, zeigen sich links große halbzusammengeschossene Hallen; an der großen Hauptstraße, wo übrigens gleich linker Hand ein Café ἡ Ἀλγηδών;

uns sagt, daß die Kreter doch nicht alle Lügner sind, wiederholt sich da und dort diese Erinnerung an die schwere Zeit des Aufstandes und der im Namen der Religion von beiden Parteien verübten Greuel. Auch heute noch herrscht hier ein stattliches Menschengewirr in bunter Tracht, in dem freilich die kretische Nationalhose, Leibbinde, Aermeljace und schwarze Mütze oder roter Fetz vorwiegen, getragen von stolzen, hochgewachsenen Gestalten. Dazu kommen die vielen Spuren europäischer Kultur, am eigentümlichsten in der englischen, italienischen und französischen Post, welche nebst der einheimischen Kreta auch zu einem Eldorado der Philatelisten machen. Dort ein türkischer Brunnen mit arabischen und türkischen Sprüchen, dort ein venezianischer, dort eine Loggia im Stil der Hochrenaissance. Das Interessanteste aber sind die Schätze des Museums, das sich binnen kurzem zu einer Anstalt ersten Ranges erhoben hat. Auf einem vorzüglichen Pferde — darauf halten die Kreter etwas — gehts dann hinaus durchs Südtor, und man gelangt in einer Stunde, südwärts reitend, zu den Trümmern eines römischen Amphitheaters und dann zu einem flachen Hügel, der sich in einem von zwei Bächen gebildeten Winkel erhebt. Hier liegt, im Hintergrund vom Zuchtberg überragt, nicht auf schroffem Felsen oder stark über dem Tal geneigtem isoliertem Hügel, wie die mauerumschlossenen mykenischen Burgen des Peloponnes, sondern in ruhiger, breiter Sicherheit der Palast, ohne Festungsmauern, eine Art offener Stadt, hier gegründet vor allem wegen der Wassernähe. Die Dithälfte, die sich den Hügel terrassenförmig hinabzieht, zeigt — sogar in manchen erhaltenen Treppen und Nichtschächten —, daß drei Stockwerke übereinander sich erhoben: das unterste für Magazine, ähnlich den berühmten Galerien in Tiryns, das mittlere entspricht dem Niveau der Höfe, das dritte endlich ist besonders durch da und dort eingesezte Pfeiler, welche zum Tragen von Holzbalken oder Säulen des obersten Stockes bestimmt waren, kenntlich. Die Dimensionen sind kolossal. Der Mittelhof mißt 60 m in der Länge und 25 m in der Breite. Wandeln wir durch diese zahllosen Gemächer, so drängt sich immer wieder die so unwissenschaftlich scheinende Parallele zum Labyrinth des Daidalos auf, dem Wunderbau mit den Irrgängen, in dem der kretische Stiergott Minotaurus hauste. Bei aller Weitläufigkeit aber ist der Grundriß, ein Netz von sich unter rechtem Winkel schneidenden Geraden, regelmäßig und der Zusammenhang ein fester. Gemeinsame Zwischenwände verbinden die Haupt- und

Nebenräume, und das Ganze ist beherrscht von der Mitte aus. Wie anders die Grundrisse der griechischen Anaktenhäuser mit ihren divergierenden Fluchtlinien und isolierten Sälen! Auf Kreta haben wir statt griechischer Freiheit, die immer vom isolierten Einzelhaus ausgeht, die Einwirkungen orientalischer Bauweise, besonders der babylonischen, aber auch der ägyptischen. Die Wände insbesondere, teils regelmäßiges Quader-, teils Bruchsteinwerk, sind babylonisch beeinflusst, vor allem in den durch wagerechte Holzanker und Holzpfosten gesicherten Bruchsteinwänden der Ostseite der Westmauer, die sich auf den auf die hohe Kante gestellten Alabasterplatten, also auf Orthostaten, erheben. Auch die vielfache Bekleidung der Wände und zwar nicht bloß der Bruchsteinwände, sondern auch der Quadermauern mit Alabasterplatten ist wohl Uebertragung eines fremden Gebrauchs, der ursprünglichen Sinn nur hatte für die in Babylon besonders üblichen Lehmziegelmauern. Sichtbare Außenwände aber zeigen Kalkverputz und Stucküberzug; letzterer ist im Korridor, der vom Westhof durch ein Lorgebäude nach dem mittleren und dem östlichen Teile führte, nach ägyptischem Vorbilde mit Prozessionsbildern geschmückt. Es war möglich, diese zum Teil unverfehrt ins Museum nach Candia zu bringen. Bei dem jähen Untergang, der den Palast traf, löste sich die Stuckschicht los, fiel zu Boden und ward von Schutt bedeckt. Indem man die gleichsam auf dem Gesicht liegenden Stuckfragmente zuerst mit Gips festgoß, gelang es, die überaus wertvollen Reste zu retten. Ein anderer wesentlicher Unterschied gegenüber dem mykenischen Palast Griechenlands und Trojas sechster Schicht, welcher immer zwei Säulen zwischen die Anten stellt, besteht in der kretischen Zwei- oder Vierteilung der Front, indem nämlich nur Eine Säule oder Ein Pfeiler oder aber drei — Holz auf Steinbasen — die Anten von einander trennen. Dazu kommt die Neigung, die Breitenausdehnung der Front gegenüber der Tiefe überwiegen zu lassen. In Tiryns und Mykene dagegen herrscht Schmalfront vor und gibt samt dreigeteilter Front das Urbild der Propyläen und der Tempelzella der klassischen Zeit. Breitstirnige Front, deren Spuren auch Nippur aufzuweisen scheint, die jedenfalls aber charakteristisch ist für die Urform des ägyptischen Tempels, ist typisch für Kreta. Nehmen wir endlich hinzu, daß die kretischen Paläste der Herdstelle entbehren, die im griechischen Palast wiederum so wichtig ist, so wird Noack's Schluß nicht zu gewagt erscheinen, daß uns hier ein besonderer Typus vorliegt, dessen

Eigenart dem klimatischen Bedürfnis entsprechend zwar nicht rein orientalisches ist, aber wenigstens der äußerste Vorposten des dem heißen Klima angepaßten, Luftwärme und Schatten zugleich vermittelnden Breithallenhauses ist, während das griechische Megaron zum Typus des länglich geschlossenen Warmhauses der nordischen Völker gehört.

Was nun die einzelnen Räume anbelangt, so beschränke ich mich darauf, einige hervorragende zu nennen. Im allgemeinen ist, was Einzelverteilung der Räume anbelangt, ein genauerer Einblick in das übersichtlichere und geschlossenere Phaiistos weit instruktiver. Ich mache aufmerksam zunächst auf die Reihe von achtzehn unterirdischen Magazinen, deren gemeinsame Westwand die Ostseite des Westhofes bildet; nach Osten hin öffnen sie sich auf einen über $3\frac{1}{2}$ m breiten und 70 m langen nord-südlich laufenden Korridor. Sie bilden zugleich den Souterrain für das darüber gelegene, freilich nicht mehr erhaltene, aber rekonstruierbare Megaron. In den Kammern und in dem Gang stehen an den Wänden die bis zu 2 m hohen Gefäße für Del, Wein und Getreide. Dem gleichen Zweck dienen wohl unter den Fußbodenplatten entdeckten Hohlräume, die sorgfältig mit Platten und Stuck verkleidet sind. Zu beiden Seiten des Zentralhofes liegen die Wohn- und Repräsentationsräume, in der Mitte der Westseite das sogenannte *Thronzimmer*, vom Hof durch einen kleinen, von diesem durch drei Pfeiler, also vier Türen und durch vier abwärts führende Stufen getrennten Vorraum zugänglich: durch eine Art Wartezimmer also — daher auch an den Wänden Bänke — treten wir in das eigentliche Zimmer. An dessen rechter Langseite steht der berühmte steinerne Sessel, nach dem der Raum benannt ist. Er zeichnet sich aus durch eigenartige Anpassung an menschliche Sitzverhältnisse; nur die Rückenlehne in Form eines Blattes ist sehr steil und unbequem. Gegenüber nun schauen wir zwischen drei erhöht eingelassenen Holzsäulen, deren verkohlte Reste noch vorhanden sind, in einen kleinen tiefergelegenen Raum, zu dem auch Stufen hinabführen. Evans hat den Raum hübsch rekonstruiert, so daß man eine gute Vorstellung von dem intimen Charakter dieses Zimmers bekommt. An den Wänden waren einst Fresken, eine Flusslandschaft mit Palmen. Das könnte auf ein dem Sonnenlichte sich öffnendes Impluvium hindeuten, wie solche in den ägyptischen Villen vorkommen. Nur fehlt hier jegliche Spur von Wasserabzug. Das Ganze ist aber auch kein Thronzimmer — dazu ist es

vor allem viel zu klein —, sondern eher ein Badezimmer, in das eine Wanne gestellt wurde; allerdings prachtvoll ausgestattet mit Bergkristall, Lapis Lazuli und Porzellan, von dem auch Spuren gefunden sind. Auf der Ostseite endlich erregen unsere Aufmerksamkeit noch zwei größere Repräsentationsräume, die im oberen Stock gelegen waren, aber noch ergänzt werden können aus Nesten und Parallelen mit Phaiistos. Den Hauptsaal heißt Evans Pfeilersaal: es ist ein auf drei Seiten offener bezw. von je drei Pfeilern umgebener Saal, zugleich das beste Beispiel der erwähnten Breitfront. Daneben scheinen gen Süden zu einige abgeschlossene Räume das Megaron der Fürstin zu bilden. An der Südostecke des Hofes endlich wird ein Zimmerkomplex mit einem $1\frac{1}{2}$ m im Quadrat messenden Raum, dessen Rückwand ein Altar bildet, von Evans als das Sanktuarium bezeichnet. Es fanden sich dort doppelgehörnte Altarauffätze, weibliche Idole, Aboranten, Doppelärzte und andere Kultsymbole. Der letzte Raum, auf den ich hinweisen möchte, liegt an der Nordwestecke des Palastes. Es sind dort Spuren eines Raumes für Theateraufführungen oder Kulthandlungen oder Spiele. Zwei Treppen, im rechten Winkel zusammenstoßend und von einer Plattform überragt, umschließen den Platz mit gepflastertem Fußboden. Wie das einst ausgesehen haben mag, wurde uns klar, als sich bei unserem Besuche auf Evans' Anordnung hier alle seine kretischen Arbeiter und Leute der Umgegend einfanden, um uns ihre eigenartigen Tänze aufzuführen mit den ruhigen abgemessenen Bewegungen griechischer Tanzweise, nur gelegentlich unterbrochen durch sonderbare Sprünge des Vortänzers. Das war der alte $\chi\omicron\mu\omicron\varsigma$, den Daidalos der Ariadne gebaut hatte, und nach über $3\frac{1}{2}$ Jahrtausenden hallte er wieder vom festlichen Treiben der Menge, die heute noch dieselbe Tanzfreude befeelt, wie ihre als Tänzer berühmten Vorfahren.

Und dies architektonische Meisterwerk hatten die reichen Herren geschmückt mit Kunstwerken aller Art, mit Malereien, Werken der Rundplastik und der Keramik, der Glyptik und Metalltechnik. In allem Frieden spielte sich hier ein verhältnismäßig üppiges Leben ab. Generationen folgten auf Generationen bis — noch in der Blütezeit mykenischer Kultur — ein Riesenbrand die Herrlichkeit vernichtete. Eine Untersuchung der Schichten ergab als unterste und damit als älteste, nach den Scherben sehr lang dauernde, Besiedelung eine prähistorische, neolithische. Der Art der monochromen Scherben nach gehört sie zu der großen gemeinsamen

Kultur des ägäischen Volkes auf den Inseln und in Kleinasien (z. B. in Troja I.) im 3. Jahrtausend. Zu Ende ist diese neolithische Zeit auf Knosos gleichzeitig mit der 12. ägyptischen Dynastie, aus deren Zeit oberhalb zwei Siegel gefunden sind, also ums Jahr 2000. Nun kommt die Polychromie, die natürlich im Zusammenhang steht mit dem glänzenden Aufschwung der Freskenmalerei. Hier scheiden sich nach den Vasenresten deutlich zwei Perioden: erstens die frühminoische oder Kamares-Zeit; Kreta ist die eigentliche Stätte für diese Kultur. Sie scheint nach Parallelfunden in Aegypten noch bis ins 3. Jahrtausend zurückzugehen, und geht jedenfalls bis zur 18. Dynastie, ins Jahr 1500 herab. Eine dynastische Revolution mag diesen Kamarespalast ins Leben gerufen haben, der sich auch durch ein älteres mehr bilderartiges Schriftsystem vom jüngeren Linearssystem in der obersten Schicht abscheidet. Letztere ist sodann die Zeit des zweiten großen Palastes, die spätminoische, da die eigentliche mykenische Kultur sich immer reiner ausbildet, aber auch zur Dekadence führt. Dann kam die Zerstörung und, da vermutlich das Ganze als ein Heiligtum galt, wagte niemand sich hier anzufiedeln: ein großes Glück für uns, die wir den Schatz dann heben durften. Also auch hier das Resultat zweier getrennten Kulturen, die sich über der prähistorischen Schicht erheben.

Das Gleiche nun ist noch viel sicherer nachzuweisen in Phaistos. In scharfem Ritt auf schlechtem Saumpfad gelangt man in etwa zehn Stunden von Knosos nach der Ebene in der Mitte des südlichen Teils der Insel, der Messara. Steil präsentiert sich die ganze Südküste für den, der etwa auf der Fahrt von Brindisi nach Alexandrien hier vorbeikommt. Nur eine schlechte Bucht öffnet den Zugang zu der hinter einem Felsengürtel gelegenen fruchtbaren Ebene, die so ein Sonderdasein führt zwischen Meer und Bergen. Am Südufer des sie durchströmenden Flusses erhebt sich eine isolierte Hügelkette, die nach Westen langsam zum Meere hinabsinkt, nach Osten aber steil abfällt. Auf diesem östlichen Hang erhob sich in geschützter und zugleich freier Lage die Akropolis der Stadt Phaistos. Nach Münzfunden zu schließen, spielte sie bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. eine beherrschende Rolle im Süden. Nachdem man schon im Jahre 1887 eine Viertelmeile nördlich eine prähistorische Nekropole und mykenische Ornamente und Schriftzeichen gefunden hatte, begannen die Italiener unter

Leitung Halbherr's Lastungen und stießen im Frühjahr 1900 auf dem östlichen Endplateau, das etwa 100 m im Geviert mißt, zum erstenmal auf mächtige Blöcke. Im Juni begann die eigentliche Arbeit, die im Laufe von drei Kampagnen unter römisch-byzantinischen und hellenischen Resten den Unterteil eines großen Palastes nebst anderen Häusern und Nekropolen entdeckt hat. Der Palast war dem gleichen Schicksal wie Knosos erlegen und durch Brand zerstört worden. Aber er wurde wieder besiedelt; daher sind die Einzelfunde hier nicht sehr bedeutend, aber die Bauverhältnisse sind klarer und schöner als in Knosos. Wir haben dieselbe Terrassierung bezw. Abarbeitung des Plateaus, dieselbe Geradlinigkeit und Rechtwinkligkeit, dieselbe Weiträumigkeit — lauter ägyptische Merkmale —, denselben Mangel an schützenden Mauern, einen Zentralthof und zwei Flankenhöfe, dieselben Magazine, Korridore, Säle mit Sitzen, dieselben drei Schichten endlich. Das Ganze in Form eines Trapezes ist von zwei Linien durchzogen: eine nord-südlich, eine ost-westlich. Wo wichtige Mauerzüge sind, sind Quader, sonst lehmverbundene Bruchsteine. Gen Norden schiebt sich noch eine freistehende Terrasse vor, von der man einen prächtigen Blick über die Ebene weg zum Idagebirge hat. Um einen mittleren Hof von 22 m Breite und 46 m Länge gruppieren sich die Räume: südlich mehr Küchen- und Baderäume, durch einen Zentralkorridor, der zugleich Westhof und Zentralthof mit einander verbindet, von den Magazinräumen getrennt. Nördlich liegen die Repräsentationsräume, nordöstlich die Wohnräume für die Familie, speziell für die Frauen. Der Westhof in dreieckiger Form, ans *forum triangulare* in Pompeji, aber auch an den „*χρῆμα*“ in Knosos erinnernd, ist nördlich von einer überaus breiten Freitreppe begrenzt, an die sich unten ein Kalksteintrottoir ansetzt, das quer über den Hof nach der Südwestecke der ganzen Anlage läuft; östlich wird er von einer aus ganz besonders starken Orthostaten bestehenden Mauer begrenzt, die zugleich das 1,20 m höher gelegene Niveau stützt. An der Nordostecke des Hofes sind eigenartige Kammerreste gefunden, die zeigen, daß man, als man den mykenischen Palast baute, das Ganze hier zuschüttete, wodurch man einen breiten Vorhof für die östlichen Räume bekam. Der alte Bau scheint ein Orthostatenbau gewesen zu sein, der spätere ein Quaderbau, ein Unterschied, der sich auch in Knosos feststellen läßt, dort aber noch nicht genügend als Kriterium für die Unterscheidung des älteren und jüngeren verwendet worden ist. Der Haupteingang des

späteren Balastes ist auch im Norden, da wo sich eine schöne schmale Treppe befindet; sie führt zu dem nord-südlich, dann west-östlich verlaufenden Gang, durch den wir in den Zentralhof und zu den Magazinräumen gelangen. Unter den südwestlichen Räumen hebe ich ein gegen den Mittelhof offenes Zimmer hervor; seine an zwei Seiten vorspringenden Bänke haben eine ganz eigenartige Dekoration. Die senkrechten Verkleidungsplatten springen abwechselnd aus und ein; dabei sind die vortretenden Pilasterchen von drei Vertikalrinnen durchzogen, ganz in Stil des dorischen Triglyphen; die zurücktretenden Platten zeigen entsprechende Horizontallinien, sind also gleichsam die Metropen. Dies protodorische Stück, welches später der Hochbau übernommen hat, erscheint hier rein ornamental. Ähnlich zeigen übrigens schon mykenische Malereien den Unterschied von tragenden und nur ausfüllenden Gliedern dekorativ verwendet. Um in die Magazinräume vom Zentralhof zu gelangen, müssen wir zunächst in einen offenen Hallenraum, der selbst wieder auf einen 4 m breiten Korridor mündet, zu dem die Magazinräume sich öffnen. Mitten in diesem Korridor steht noch ein 2,35 m hoher Kalksteinquaderpfeiler. Evans hält ihn für einen Kultpfeiler. Er ist jedoch ein Stützpfeiler des darüber gelegenen Oberstoßs, der wohl die Männerwohnung enthielt, ganz wie in Knosos. Die großartigen Raumverhältnisse kommen besonders im Mittelhof zum Bewußtsein: dies ist ein prachtvoller mit Kalkplatten belegter Raum; die Ostgrenze bildet ein einst mit Pfeilern besetztes Land, also eine Säulenhalle; ähnlich auch die Westseite. In der Mitte der Nordseite führt ein schmaler Gang zur getrennt gelegenen Frauenwohnung, dem Harem. Sein Hauptraum ist ein isolierter Raum mit vier Säulen in der Mitte: nicht Rest eines Herdes, aber eines Luft- und Lichtschachtes. Nördlich davon ist ein höher gelegener Raum, ein Hyperoon, an Größe und Orientierung ganz gleich dem Megaron der Damen; nur sind die Wände zum Teil in Pfeiler aufgelöst: eine Verbindung also des altgriechischen Megarons mit der wohl aus Aegypten stammenden Pfeilerhalle, sicherlich eine in Kreta entstandene Mischform. Diese Räume erhalten endlich Licht von oben her durch eine vorgelegte Balkonloggia. Es war das Gesellschaftszimmer der Damen, die hier ins Freie treten konnten, um frische Luft und Ausblick zu genießen. Die Repräsentationsräume der Herren lagen an der Westseite, nördlich von den Magazinen. Sie sind zugänglich haupt-

sächlich durch eine große Freitreppe, deren rötlichleuchtende Gipsstufen, von hohen Wänden eingefasst, schon die eigenartige Kurvatur griechischer Horizontalen haben. Von ihrer Höhe aus vermittelt dann ein breitstirniger Vorraum mit zweigeteilter Front durch eine Doppeltüre den Zugang zum einst bedeckten Hauptraum, der wiederum mehr breit als tief ist und ferner durch eine Reihe von drei Säulen in zwei ungleiche Hälften sich teilt; vielleicht daß das Vorder Schiff einst ein erhöhter Licht- und Luftschacht war. Gerade dieser Thronsaal und die Magazinräume sind besonders auf Resten des alten Kamareospalastes erbaut. Trefflich hat sich der Architekt mit den Schwierigkeiten des Terrains und den Resten des alten Palastes abgefunden. Er ist kein Bau mit mehreren Stockwerken durchgehends wie in Knosos, sondern ein Flachbau. Hier hausten keine Krieger, sondern kaufmännische Patrizier, die besonders durch Delerport reich waren und ein bequemes, aber nicht überluxuriöses Leben führten. In den Wanddekorationen waren sie bescheiden.

Was uns Phaiastos in dieser Beziehung vermissen läßt, hat die andere italienische Ausgrabung reichlich geschenkt, der von 1902 an ausgegrabene Sommerpalast von *Sagia Triada*, eine Stunde südwestlich am Abhang derselben Hügelkette gelegen, deren Ostende Phaiastos beherrscht. Die Dertlichkeit hat den Namen nach einer byzantinischen Kapelle der heiligen Dreieinigkeit. Da die Ansiedlung seit den Tagen, da die Besitzer sie verließen, — das geschah ganz plötzlich, man fand noch die Steinkandelaber für nächtliche Beleuchtung an Ort und Stelle — ungestört blieb, so sind hier wunderschöne Funde gemacht worden. Ob es nun eine Sommerresidenz der Herren von Phaiastos oder, wie wir wegen der Größe wahrscheinlicher ist, ein selbständiger Herrnsitz war, jedenfalls war es ein prachtvoller Bau, eine Art ländlicher Vorstadt, wie die Paläste ägyptischer Herrscher am Nil oder die Behausung des Laertes, der fern von der Stadt auf dem Lande lebte. Eine Beschreibung der Einzelräume würde sowohl in den zwei Schichten der minoischen Periode wie in dem Unterschied von bewohnten Räumen und von Wirtschaftsgelassen dem Bilde von Knosos und Phaiastos Ähnliches ergeben. Nennen wir statt dessen lieber einige der wichtigsten Einzel funde. — Unter den Vasen aus Alabaster, Serpentin, Steatit und Ton ist das berühmteste Stück die sogenannte *Krieger vase*, weit überlegen der jeither sogenannten mykenischen Vase. Sie ist im Megaron des Herrn gefunden und war wohl ein Brunkstück für Parfüm. Er-

halten ist der obere Teil mit dem prachtvollen umlaufenden Reliefband. Dargestellt ist ein Zug von 17 Personen. Voran geht der Führer in langem glocken- oder sackartigen Gewand, das ähnlich aussieht wie ein mit Ringen besetztes Lederpanzerhemd; es ist sehr weit und erinnert dadurch an den Panzer des Paris und Hector, der es diesen gestattet, in demselben Geschossen mit dem Körper auszuweichen. Vom unbedeckten Haupt wallen lange vertikale Lockensträhnen herab; über der Rechten trägt er einen langen gespitzten Stecken. Das mandelförmige Auge des im Profil Gesehenen hat die Verzeichnung der archaischen griechischen Kunst. Hinter diesem ἀναξ oder ποιμὴν ἀνδρῶν kommen die Männer in zwei durch die Musik unterbrochenen Fähnlein, vor der Musik vier, hinter ihr sechs Paare, je zwei und zwei in gleichem Schritt, den rechten Arm steif an die Brust gehalten, auf der linken Schulter aber lange Stecken, die in drei Zinken endigen; wo diese ansetzen ist eine Art Beil: also eine Vereinigung von Hellebarde und Gabel. Es wird dies von manchen für ein Schnitterinstrument und danach das Ganze für einen Erntezug oder eine Agrarprozession gehalten. Ich glaube, es ist eine Doppelwaffe, ähnlich den ἔγχεα ἀμφύροα Homers, und wie solche auch auf karischen Münzen sich finden. Ist dem so, dann hat Savignoni recht, der darin eine bei Seevölkern nicht auffallende, nach Art ihrer Fischgeräte gebaute Waffe sieht. Es ist dann auch die Deutung des Ganzen nicht zweifelhaft; es ist ein Beutezug, von dem sie glücklich heimkehren. Dafür spricht auch die Bekleidung der Leute: Brust und Arme sind nackt und lassen die Muskeln stark hervortreten, die Taille ist nicht verschieden von der bei den kretisch-mykenischen Damen so beliebten Wespentaille. Die Weichteile umschließt ein breiter Wulst, den wir von mykenischen Goldringen wohl kennen, entsprechend der homerischen μετρη. Dann folgt das ἑώρα, eine leichte Doppelschürze, die auch die Ägypter tragen. Endlich kommen Lederbänder zum Schutz der Beine und auf dem Kopfe eine Ledermütze κρυβή, verwandt den Mützen asiatischer Völker auf ägyptischen Grabgemälden der 19. und 20. Dynastie. Die Soldaten sind unterbrochen durch die Gruppe der „Militärmusik“, die nebenbei gesagt auf den nächst Vorhermarschierenden so wirkt, daß er auch den Mund aufmacht und mitsingt. Es sind vier Personen, die aus vollem Halse singen oder schreien, voran einer ein Sistrum hocherhebend, wie der Tambour den Stab. Er hat das Haar eingebunden, die anderen sind unbedeckt. Die hochgewölbte Brust läßt es als mög-

lich erscheinen, daß es Frauen sind. Nehmen wir dazu das erotische Aussehen, so erinnern wir uns an die Notiz des Herodot, daß libysche Frauen Meisterinnen seien im Schreien. Es sind also Fremdländer, als Musik eingestellt. Sie gleichen, wie übrigens auch die Soldaten selbst, in der Tat im Rassetypus den Gefangenen, welche König Ramses III. zur Erinnerung an seinen Sieg über die kleinasiatischen Völker, die unter früheren Königen im Solde der Libyer, diesmal aber selbständig zu Wasser und zu Lande von Syrien aus Aegypten bedrohten, auf den Pylonen seines Tempels in Medinet Habu anbringen ließ. In Text und Bild sind diese Völker des Meeres oder des Nordens „gekommen von ihren Inseln“ von den späteren Libyern und den Semiten Mittelsyriens geschieden und sind dem aufmerksamen Betrachter längst aufgefallen als weder ägyptisch noch semitisch aussehend. In den Inschriften werden genannt Nykier, dann Shardinia, d. h. Leute von Sardes? Toursha, d. h. von Tarso? Bousoufati, d. h. Philister, die sich dann in Syrien festsetzten und dem Lande den Namen „Palästina“ gaben; nach der Bibel stammen sie vom Lande K a f t o r, das gleich K r e t a oder das Land der K e f t i l e u t e ist. Leute aus Kreta, Nykien und Karien sind also diese Völker. So kommen wir auch von dieser Seite zum Schluß, daß eine große asiatische Völkergruppe sich auch auf Kreta verbreitete, die nicht semitisch, aber auch nicht indogermanisch ist und die hier auf den Inseln und in Asien eine gegenüber Aegypten selbständige Kultur geschaffen hat. Aber abgesehen von diesem ethnologischen Ausblick beansprucht die Base auch rein künstlerisch ein großes Interesse. Ich mache noch aufmerksam auf die letzte Figur, einen unerbittlich vom Vordermann, der sich umdrehend die anderen zum Weitergehen auffordert, behandelten, am Boden geschleiften Gefangenen mit einer tarbuschartigen Kopfbedeckung, wie sie manche beduinische Nomaden auf Trophäen Sethos I. und Ramses II. tragen. Es ist ein Stück altkretischer Kunst, würdig eines Hephaistos, der den Schild des Achill geschmiedet hat. Im einzelnen viel Unbeholfenheit, aber im ganzen doch viel lebendiger als ägyptische Gleichförmigkeit, ein Reichtum an Modellierung, an naturalistischem Streben, an Abwechslung.

Dieser Kunst steht würdig zur Seite die Skulptur und besonders die Malerei, letztere in dreifacher Form: als keramische, als polychrome Reliefplastik und als Wandmalerei. Für letztere bietet gerade wieder Hagia Triada prächtvolle Proben, die

sich Knosos würdig zur Seite stellen. Spielten sich in Knosos die Meister an gewisse Hoftraditionen, so waren sie hier nicht gebunden und lauschten der sie umgebenden Natur. Lebensgroße Männer und Frauen in feierlicher Prozession nach ägyptisch-babylonischem Vorbild schmückten einen Teil der Gänge von Knosos. Dazu gehört auch jener wundervolle Jüngling, im Profil auf weißen Grund gemalt, mit roter Haut, schwarzem Haar und weißen Nägeln; ein buntfarbiger Lendenschurz und ein Schenkelstück bedecken ihn. Die Bewegung des Körpers mit den zarten Linien des gebogenen Rückens, der Hüfte und der schwellenden Muskeln zeigt einen interessanten Ausgleich zwischen der stolzen aufrechten Haltung des schlanktailligen Jünglings und der tragenden Last, verursacht durch die vorgehaltene blaue, von roten Linien durchzogene Vase. Beides, Gefäß, aber auch Träger, erinnert an die Kestleute, die also identisch sind mit den Kretern: hier und dort dieselben Haare, dieselbe Bartlosigkeit, Stirnlocken und Lendenschurz. Auch hier ist das Auge in Vorderansicht eingefeskt, ein einfacher weiß umrahmter Punkt. Dies, wie auch die unvollkommene Bildung des Ohres, die Verkürzung des rechten Armes u. a. vergißt man gern im Anblick dieser wiederum im Vergleich mit ägyptischen Leistungen hervorragenden selbstbewußten Kunstficherheit, die wirklich an den Höhepunkt attischer Vasenmalerei des strengen rotfigurigen Stils erinnert und ein strahlendes Licht auf die künstlerische Begabung dieser alten Kreter wirft. Dem Jüngling steht wenig nach die Dame mit dem milchweißen Teint, den schwarzen Locken, und den blutroten Lippen; kokett hängen zwei Böckchen über die Stirn, dazu kommt die fest aufgestülpte Nase. Die blau und hellrot gestreifte Bluse mit tiefem Ausschnitt läßt die bei kretischen Künstlern beliebten starken Formen anmutig hervortreten. Diesen monumentalen Menschendarstellungen stehen gegenüber die Reste eines Frieses, das uns in „M i n i a t u r“ eine wogende Volksmenge darstellt: die Männer in roten, die Damen in weißen Fleischtönen, ähnlich wie auf den berühmten Metopen des Selinuntischen Tempels E die nackten Teile der Frauen in weißem Marmor auf den graugelben Luft geseskt oder wie in der attischen Vasenmalerei die Frauen durch Weiß von den Männern geschieden sind. Die Männer erscheinen mit Lendenschürzen und allerlei Anhängseln. Die Frauen haben starke Dekollettierung, die zwischen den weiten Schulternärmeln die weiße Brust erscheinen läßt. Der Unterkörper ist in einen breiten, reich bestickten Bolantrock gefüllt. Interessant

ist hier noch die moderne, fast impressionistisch zu nennende Malweise, die sich, statt schwarz gezeichnete Umrisse farbig auszufüllen, hier mit der summarischen Wiedergabe des Gesamteindrucks begnügt. Auf dem braunen Hintergrund, der also die Männer darstellt, erhebt sich das schwarze Haar der Köpfe, die gereckten Hälse und weißen Brüste der Frauen. Frauen haben hier den Vortritt, wie auch im Kult. Es ist das Bild eines reichen Lebens, wo alles frei von materiellen Sorgen sich des Lebens freut, sich unterhält und durcheinanderwogt. Ein andermal sehen sie vom Balkon aus dem Lieblingspiel zu, dem Stierfang, der ja auch in speziell mykenischer Kunst sich findet, auf den Vechern von Vafio, auf Goldbringen von Mykene, einem längst bekannten Fresko von Tiryns und nun auch in Knosos. Auf einem zu vollem Lauf gestreckten Stier steht auf den Händen volligierend ein Mann, vorn hält sich eine Frau an den Hörnern, eine zweite macht sich bereit, den sich Uberschlagenden aufzufangen. Dem reihe ich das schönste Beispiel eines bemalten Stuckreliefs an, einen mächtigen lebenswahren Stierkopf mit aufgeblähten Rüstern und brüllend geöffnetem Maul, alles rotbraun bemalt, und das Prachtstück der Elfenbeinskulptur, eine unsagbar geschmeidige Figur eines Springers. Den Kopf nach hinten, die Arme nach vorn gestreckt, fliegt er mit wunderfeiner Grazie durch die Luft; das Detail der Muskeln und Adern ist aufs feinste modelliert, das Haar mit Goldfäden durchzogen: also ein Anfang der Chryselephantinen Technik. In solchen Übungen hatten die Leute von Kreta eine Freude. Aber sie freuten sich auch an der Natur. Kein Ziergarten ist es, was die Leute in Hagia Triada sich an die Wände gemalt, etwa wie die Kaiserin Livia in ihrer Villa bei Prima-porta oder wie der Negerkönig Amenophis IV. in Tell-El-Amarna, sondern einheimische Flora, durch einheimische Fauna belebt. Wie die farbenfrohe japanische Kunst die Natur durch Tiere belebt, um das Räumliche zu klarer Anschauung zu bringen, so beleben auf den mykenischen Dolchklingen und ägyptischen Malereien die Künstler die Vegetation, allerdings in ziemlich stereotyper Form. Hier aber sind Crocus, Nelken, Lilien, Asphodelus, Oleander, Epheu usw. meist ziemlich frisch wiedergegeben. Die Hintergründe freilich verletzen die Gesetze der Perspektive stark. Aber es ist doch ein Ringen mit der Natur: hier wächst Epheu aus einem Spalt hervor, dort läuft ein Hase in natürlicher Größe durch ein Feld mit blühenden Blumen, dort wiegt sich ein roter Fasan auf

einem Baum, rechts schleicht eine Kage daher im Typus der heute noch im Mittelmeergebiet verbreiteten *Biverra Genetta*. Ein anderer Rest aus *Hagia Triada*, da man noch die Spuren der quadratischen Vorzeichnung sieht, zeigt eine sitzende weibliche *Figur*, also wohl eine Göttin, in Lebensgröße im reichen Festgewand; auf blauem Grunde sind — ein sanftes polychromes Spiel — rote und weiße Säume und gestickte Kreuze aufgesetzt. Der untere Abschluß ist schwalbenschwanzartig, die Beine treten hervor mit dem weißen Fleischton. Rings um den Thron, der im Freien gedacht ist, sprießen Myrten. Die Göttin erhebt sich ein wenig: es nahen ihr offenbar Adoranten, wie auf vielen Gemmen und Ringen.

Nehmen wir dazu noch den keramischen Reichtum an Dekorationen, die das lineare Ornament mehr und mehr in eine vegetabilische Ranke umbiegen, ferner die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, für Schmuck und Kultus, die Hausmöbelle mit Türmen und Fenstern, die Porzellantafeln, die Mosaiken z. B. den Rest des Deckels einer Holztruhe, wenn es nicht ein Spielbrett ist: höchst interessant aber sind diese Einlagen aus Gold, Silber, Elfenbein, Bergkristall und Glasfluß, am Rande sind Rosetten, wie an der Wand des Schatzhauses des *Utreus* in *Mykene*, innen Sterne, Kreise, Plättchen usw. ähnlich dem *Alabasterfries* in *Tiryns*. Gold freilich, so zahlreich in *Schliemanns* phänomenalen Funden auf *Mykene*, hat der Boden der Paläste von Kreta — die ausgeraubt wurden — nicht viel ergeben, doch haben neueste Gräberfunde auch hier mehr gebracht. Um so schöner liegt die *Steinschneidekunst* in zahllosen Gemmen, Ringen und Siegeln vor unsern Augen. Deren dargestellte Objekte weisen zum Teil stark nach dem Orient: die Löwen und Dattelpalmen, die Mischgestalten, Tierköpfe, Dämonen, Sphinxen, Greifen. Dazu kommen endlich die Kult- und Adorantenszenen.

Die größte Ueberraschung aber ist vielleicht die Schrift. Es ist bekannt, in welcher späten Zeit man Silben- und gar Buchstabenschrift herabgesetzt hat. Zur Zeit freilich wissen wir über diese Schrift sehr wenig zu sagen, sie ist noch — mit Ausnahme des darin vorkommenden Zahlensystems — ein Buch mit sieben Siegeln, noch mehr als die etruskische Schrift, die man wenigstens lesen kann. Gerade, wie dort, müssen wir auch hier von dem Verständnis der Sprache die Lösung der ethnographischen Frage erwarten. Tausende kleiner Tontafelchen mit eingeritzten Zeichen sind gefunden,

zum Teil durch den Brand der Paläste hart geworden und daher trefflich konserviert. Es sind zwei Arten von Schriften, eine Bilderschrift und eine Linearschrift. Auf das Nähere mich einzulassen, ist hier nicht der Ort. Freuen wir uns, hier ein Problem vor uns zu haben, des Schweißes der Edlen wert. Denn der Lohn ist groß: die Aufhellung der griechischen Urgeschichte.

Aber auch ein anderer Weg dazu kann einstweilen beschritten werden. „Es gibt Zeiten,“ lauteten neulich schöne Worte, die Diels in der Berliner Akademie sprach, „da die Menschen schweigen und die Steine reden, (aber auch solche, da die Steine und Vasen und andere Kulturerzeugnisse stumm bleiben, und die Geschichtsforschung vor einem Rätsel steht, solange es nicht gelingt, die Menschen zum Reden zu bringen. So steht es mit der mykenischen Zeit; vielleicht kann man die alten Namen von Hellas zum Reden bringen und dadurch die immer verworrener werdende Geschichte der vorhomerischen Kultur aufhellen.“ Der Anfang dazu, unter dem Bestand der griechischen Ortsnamen alte Sprachreste der Urbevölkerung zu finden und darnach deren Nation zu bestimmen, ist schon gemacht.

Im Mittelpunkt der auf Kreta lokalisierten Mythen steht das von Daidalos in Knosos erbaute Labyrinth, die Behausung des Stierdämons Minotaurus. Dieser Palast ist uns nun als kretisch sicher. Aber auch das Labyrinth ist kein Phantasiegebilde, sondern ist nichts anderes als der Palast von Knosos. Das Resultat mag überraschen. Ich gehe sogar noch weiter. Folgt daraus nicht als zwingender Schluß, daß der Palast von Knosos die Behausung des Minotaurus, den ein Priesterkönig hier verehrte, ist, also eine Tempelanlage ist? „Labyrinth“ bedeutet heute Irrgang. Auf Münzen des späteren Knosos findet sich das Labyrinth als mäandrisch gewundenes Biered, was eine Nachahmung der später noch geübten Tänze zu Ehren des Stiergottes sein soll. Das Urbild dieser Darstellung ist jetzt auch auf einem altknosischen Fresko gefunden: eine Wiedergabe des regelmäßigen Netzwerkes des Palastes. Sogar das angebliche Vorbild des Daidalos, der große Palast am Mörisssee, zeigt, wie richtig hervorgehoben worden ist, in der Art, wie ihn Herodot nach eigener Anschauung beschreibt, Ähnlichkeit mit der knosischen Symmetrie. Dieser Kombination nun kommt auch die Etymologie zu Hilfe und gewinnt eine neue Verbindung des Labyrinths mit Knosos. Der zweite Teil des Wortes, „*labos*“, findet sich vielfach in griechischen Orts- und Personen-

namen, die dem Charakter nach fremdartig sind, und scheint kleinasiatischem, speziell als karisches Ortsuffix vorkommendem $\nu\delta$ zu entsprechen. Der erste Teil ist $\lambda\alpha\beta\rho\upsilon\varsigma$, das karisch-Indische Wort für gemeingriechisch $\pi\lambda\alpha\upsilon\varsigma$: d. h. Art. Das Wort findet sich besonders in dem Epitheton $\lambda\alpha\beta\rho\upsilon\delta\epsilon\iota\varsigma$: des karischen Zeus, der als $\lambda\alpha\beta\rho\alpha\upsilon\delta\omicron\varsigma$ noch in der Kaiserzeit im karischen Mylasa unter dem Symbol der Doppelart verehrt wurde. $\lambda\alpha\beta\rho\upsilon\delta\omicron\varsigma$ heißt daher nichts anderes, als „Haus der Doppelart“ oder „Haus des Gottes der Doppelart.“ Und so hieß eben das Knossos, auf dessen Steinpfeilern, Wänden, Basen und Fresken immer wieder die Doppelart sich findet, so daß eigentlich die ganze Kultur unter dem Zeichen dieses karischen Gottes steht. Diesen Gott verehrten nun die Kreter unter dem Symbol des Stiers. Das ist das andere, gerade so häufige Wappen auf Kreta, als Ornament, als Kultgerät — man denke nur an die Doppelhörner an Altären — oder plastisches Stück, als Fresko immer wieder kehrend. Endlich sind ja auch die meisten kretischen Sagen Stiersagen, von Zeus an, der als Stier die Europa von Phönizien nach Kreta entführt, bis zu Herakles und Theseus, die den Stier von Kreta bändigen.

Daran ist nun die öfters wiederkehrende griechische Ueberlieferung zu reihen, der wir besonders bei Herodot und Thukydides begegnen, welche als älteste Bewohner der ägäischen Inseln Karer nennt, also Angehörige des Volkes, das nach seiner eigenen Tradition auf den Inseln, speziell auf Kreta, und in dem festländischen Kleinasien wohnte und durch jonische und dorische Kolonisten, nach Thukydides aber durch Minos von Kreta vertrieben wurde. Die allerdings geringen karischen Sprachreste weisen auch sie der großen westasiatischen Völkerfamilie zu, die weder semitisch noch indogermanisch ist. Damit stimmen auch die Profile der kretischen Gemälde überein, die nicht direkt griechisch, noch weniger semitisch sind. Dies karische Volk also war im zweiten Jahrtausend v. Chr. nicht bloß Schöpfer, sondern lange Zeit auch Träger der ägäischen Kultur, deren Höhepunkt eben Kreta bildet. Und das unter steter Berührung mit dem Orient! Fallen doch die Beziehungen Kretas zu Aegypten schon ins mittlere Reich (2000—1700). Vermittler waren dabei weder das kleinasiatische Festland noch gar die Phönizier, deren Rolle viel später beginnt, sondern der direkte Seeweg knüpfte die Beziehung. Allein diese altkretische Kultur ist durchaus nicht einheitlich, und wir sollten doch auch endlich von dem Irrtum loskommen, daß

für die älteste Zeit Kultur und Nationalität sich schon decken. Im Verlauf der Darstellung habe ich immer wieder auf die zwei übereinander geschichteten Kulturen im Palastbau, in Dekoration, Schrift usw. hingewiesen. Es hat nun Milchhöfer ganz gewiß recht, wenn er im zweiten Stadium den Einfluß neuer, feinerer Triebkräfte findet, eben den Einfluß der durch Minos' glänzenden Namen repräsentierten Epoche. Minos ist nach Thuthibides der große Herrscher zur See und auf den Inseln, die er von den karischen Seeräubern gesäubert hat, und wird ins 13. Jahrhundert gesetzt. Er stellt aber nicht bloß den Höhepunkt, sondern auch den Endpunkt einer glänzenden Zeit dar. Bis ins 13. Jahrhundert gerade denken wir uns das Bestehen der großen Paläste. Die außerordentliche Schwierigkeit, die der Auffassung dieser ganzen früh- und spätmykenischen Kultur als einer fremden, den Griechen von den karischen Barbaren aufgedrängten entgegensteht, löst sich am ehesten, wenn wir den Eintritt des griechischen Elements durch Minos und seine vom Festland gekommenen Achäer, wenn ich mich des fälschlich aus Homer übernommenen Namens bedienen will, geschehen lassen. Die Griechen fanden, als sie herüberkamen, eine überaus entwickelte Kultur vor, der gegenüber sie Barbaren waren. Was fast anderthalb Jahrtausende später ihre Nachfahren den siegreichen Römern gegenüber taten, daß sie den Siegern ihre Kultur aufdrängten, das erfuhren sie von ihren karischen Gegnern, die sie unterwarfen: sie übernahmen diese kolossalen Leistungen einer im Grunde doch mehr ins Große als ins Feine wirkenden Kultur, aber überwandten und durchdrangen sie — im Gegensatz zu den Römern — mit ihrem Geist und schufen unter erneuter Beziehung zum Orient — gerade vom 16. und 15. Jahrhundert setzte eine neue ägyptische Strömung ein — die mykenische Kunst, eine überfeine Herrenkunst, die sie dann nach der griechischen Heimat zurücktrugen. Dort war es aber nicht die friedliche Art, wie auf Kreta, nachdem sie einmal sich festgesetzt hatten; die Zwingburgen von Mykene und Tiryns reden vernehmlich von mancherlei Kämpfen. Und wie sie alte Bevölkerung auffogon, soweit sie nicht davon ging oder in den Eteokretern selbständig sich halten konnte, so verschmolzen sich auch die religiösen Vorstellungen und Kulte: der alte karische Götz mit der Doppelart, dessen Verehrung in Tiergestalt durchaus nicht nachgewiesen ist, verschmolz mit dem stiergestaltigen Gott der urhellenischen Einwanderer: das ergab den Minotaurus, den

Herrlicher des Labyrinth's, des Hauses mit der Doppelart. Seine Gemahlin ist Ariadne—Ariagne, die hochheilige Göttin von Knosos. Das ist die weibliche Person, die oft auf Gemmen mit der Doppelart vorkommt und der noch in klassischer Zeit auf Delos die von Kreta übertragenen Labyrinthtänze heilig sind. Beiden zusammen gilt das gelegentliche Vorkommen zweier Doppelbeile als Kultgegenstand.

Diese Tatsachen scheinen nach einer Richtung den Ruhm griechischer Originalität herabzudrücken. Die Geschichte ist hart. Es hat die historische Auffassung des Griechentums auf der ganzen Linie die klassisch-romantische eines Winkelmann und eines Schiller — um nur die größten Vertreter zu nennen — geschlagen. Sie hat auch mit der schönen Ansicht aufgeräumt, daß die Griechen aus der indogermanischen Heimat die Vorstellung eines großen Licht- und Himmelsgottes schon mitgebracht haben. Wenn nicht alles trügt, so ist auch ihre älteste Religion auf den Stufen des Fetischismus und Animismus gestanden, und unsere kretischen Protoghellenen mit ihren dämonischen Mischgestalten verehrten das Göttliche im Tier. Aber führte nicht der Dämonenglaube in der höheren Form, die das Tierische überwand, schließlich zum Anthropomorphismus, damit allerdings einerseits zu einer Herabstimmung der idealen Religion, andererseits aber zu den Wundergestalten der Blütezeit griechischer Kunst? Was ist es denn schließlich, was ein Volk über das andere erhebt? Die Keime der Begabung, die in ihm liegen und es zum Herrenvolk bestimmen. Und die waren reichlich lebendig in jenem Volk, welches aus altkretischen Elementen die mykenische Kultur geschaffen hat, die sich turmhoch über der ägäischen Inselkultur erhob. In den Stürmen der Völkerwanderung, als der große Vorstoß von Norden kam, der den griechischen Stämmen ihre historischen Sitze anwies, erlag diese Herrenkultur. Aber sie feierte dann eine glänzende Renaissance. Diese ging aus von den aufgeklärten kleinasiatischen Griechen, die vielleicht darin die fortwährende Berührung mit dem alten begabten Karerwolf oder kleinasiatischen Urvolk erblicken lassen. Die neu einsetzende griechische Kunst und Kultur überwand um die Wende des 7. und 6. Jahrhunderts den geometrischen Stil des Mittelalters dadurch, daß sie eben zu den Gedanken der freieren mykenischen Kunst zurückgriff, und, indem sie sich kraftvoll in den Dienst der geläuterten und gehobenen Religion stellte, kam sie dem ganzen Volk zu Gute und wurde so erst recht ein Glied der Gesamtkultur der hellenischen Nation.

Machiavell und Antimachiavell.

Vortrag, gehalten im Preussischen historischen Institut in Rom am 20. Februar 1904.

Von

Paul Wittichen †.

Ein so jungliches Gebilde, wie es der führende Staat des Deutschen Reiches ist, eine aus kleinen Anfängen so rasch emporgewachsene Großmacht vermag natürlich in ihrer Geschichte keine solche Fülle und Mannigfaltigkeit von politischen und kulturellen Beziehungen internationaler Natur aufzuweisen, wie die älteren Mächte Europas. Sehr bescheiden sind bis in die Anfänge des vorigen Jahrhunderts hinein die Verührungen Preußens mit den Mittelmeerländern gewesen. Auch in dem Leben des größten preussischen Königs, des Helden des siebenjährigen Krieges, haben politische Beziehungen zu Italien keine sehr große Rolle gespielt. Weitauß die wichtigsten unter ihnen, die zur Kurie, gehörten mehr der inneren, als der auswärtigen Politik des Staates an. Ein gemeinsames Interesse der auswärtigen Politik, die Gegnerschaft gegen Oesterreich, verband Friedrich mit dem Hause Savoyen. Er hat zweimal Spezialgesandte nach Turin geschickt, das erste Mal während des ersten schlesischen Krieges, das zweite Mal in den 70er Jahren. Ein Resultat aber hatten die Verhandlungen nicht. Mannigfaltiger sind die literarischen und persönlichen Anknüpfungen Friedrichs mit Italienern gewesen. Ein hervorragendes Mitglied der Berliner Akademie, der Mathematiker Lagrange war Italiener, und an der Tafelrunde von Sanssouci, im intimen Freundeskreis Friedrichs, sehen wir Algarotti einen bevorzugten Platz einnehmen. Vermiffen würden wir unter den literarischen Freunden des Königs gern den Marchese Lucchesini, der später unter seinen Nachfolgern eine unrühmliche Rolle auf dem wichtigsten diplomatischen Posten des Landes gespielt hat. Alle diese literarischen Beziehungen zu

zeitgenössischen Italienern werden aber an Bedeutung überragt durch das Verhältnis Friedrichs zu einem der größten Schriftsteller, die das Italien der Vergangenheit auf dem politischen Gebiet hervorgebracht hat, zu Machiavell. An den Extremen bilden sich die scharfen Geister. Hätte Machiavell außer seiner glänzenden schriftstellerischen Kunst weiter kein Verdienst, als durch seine schroffen Formeln den genialen Kronprinzen zum Widerspruch, zur Festigung und Formulierung seiner eigenen großartigen Anschauungen von den Pflichten eines Königs vermocht zu haben, schon dieses Verdienst allein würde ihn über die Masse der politischen Schriftsteller hoch emporheben. Vergewenwärtigen wir uns in kurzen Zügen die Zeit und Persönlichkeit Machiavells.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war Italien in politischer und moralischer Auflösung begriffen. Während sich England, Spanien und Frankreich zu innerlich gefestigten Großmächten ausbildeten, während auch in Deutschland in einigen größeren Territorien die Zentralisierung Fortschritte machte und während die militärische Gewalt der Osmanen zu kräftigen Stößen gegen das Ausland ausholte, war Italien ganz und gar dem politischen Individualismus verfallen. Seit die eiserne Faust Barbarossas an dem Widerstand der oberitalienischen Städte erlahmt war, war das herrliche Land ganz in inneren Machtkämpfen aufgegangen. Die freien Städte, die Fürsten, der Adel wetteiferten mit den fremden Dynastien, es zu zerreißen; das Territorialprinzip der katholischen Kirche fand in Alexander VI. und Julius II. wieder einmal ernsthafte Vertreter, die das Patrimonium Petri mit militärischer Gewalt erweiterten. Dieser politischen Gährung und Mannigfaltigkeit entsprach der geistig-moralische Zustand der Nation: eine Fülle unvergleichlicher Genies, von schöpferischer Selbstherrlichkeit, und zugleich eine moralische Entartung, wie sie die Welt nicht häufig gesehen hat.

Machiavell selbst war nicht Schriftsteller von Profession. Lange Jahre hindurch hatte er, obwohl nicht in einer Stellung ersten Ranges, an den Geschicken seines Vaterlandes lebhaften Anteil genommen. Er gehörte zu der popularen Partei, die in möglichster Beschränkung des Adels und weitgehender politischer Begünstigung des Volks das Heil sah. Als der Sieg der Medici die Parteien niederwarf, sah er sich verfolgt und zur Untätigkeit und Einflußlosigkeit verdammt. Von glühendem Tätigkeitsdrang erfüllt, suchte er nun in der Vertiefung und weiteren Entwicklung seiner politischen

Ideen einen Teil der Befriedigung, die ihm früher die praktische Arbeit gewährt hatte. So entstanden der *Principe* und die *Discorsi*, Werke halbtheoretischer Art, ohne unmittelbaren politischen Zweck, obwohl stets bezugnehmend auf die zeitgenössischen Verhältnisse, der *Principe* nachträglich mit einer Widmung an Lorenzo Medici versehen, von deren Aufnahme uns nichts bekannt ist. Beide Werke sind zu seinen Lebzeiten nicht im Druck erschienen, der *Principe* ist nur handschriftlich verbreitet worden. Wir wissen nicht, ob Machiavell selbst sie zur Veröffentlichung bestimmt hat, und wenn dies der Fall war, warum sie unterblieben ist. Und beides ist doch zur Beurteilung seiner Persönlichkeit höchst notwendig. Denn zwischen einer politischen Abhandlung, die in der Weise einer Staatschrift in kleinem Kreise von Hand zu Hand geht und einem für die Öffentlichkeit bestimmten Buch ist ein großer Unterschied.

Hat Machiavell den *Principe* nicht für die Öffentlichkeit geschrieben oder hat er nachträglich vor ihr zurückgeschreckt, so verändert sich auch unsere historische Beurteilung des Mannes. Aber freilich, ob es nun Machiavell wollte oder nicht, das Buch vom Fürsten erhielt nach seinem Tode durch den Druck die weiteste Verbreitung. Die generellen Vorschriften, deren Geltung er sich vielleicht nur für einen beschränkten Zeitraum, für sein Jahrhundert, gedacht hatte, wurden noch Jahrhunderte später die Richtschnur oder die Stütze des Handelns für viele Fürsten und Staatsmänner. Schon Carl V. und Cromwell, der Minister Heinrichs VIII. von England, sollen Machiavell gerühmt haben. In Frankreich erlangte der *Principe* gegen Ende des 16. Jahrhunderts fast dogmatische Geltung. Im folgenden Jahrhundert beauftragte Richelieu einen Publizisten, zur Verteidigung seiner eigenen Politik eine Verteidigung der Grundsätze Machiavells abzufassen. Auch Napoleon hat sich mit dem *Principe* durchaus einverstanden erklärt. Was ist nun der Inhalt dieser einflussreichen Schrift?

Machiavell nimmt vorwiegend diejenigen Fürsten zum Gegenstand seiner Betrachtung, die sich durch große Eroberungen hervortun oder deren Dynastie eben erst begründet wurde. Von den erblichen Fürsten, die auf neue Erwerbungen großen Stils verzichteten, bemerkt er zunächst nur, bei durchschnittlichen Fähigkeiten und gewöhnlicher Betriebsamkeit würden sie sich immer in ihrer Stellung behaupten können. Die Möglichkeit, daß auch ein erblicher Fürst durch die Entwicklung der verschiedenen Volksklassen in schwere

Bedrängnis kommen könne, existiert für ihn nicht. Er geht gelegentlich so weit zu behaupten, daß alles von der auswärtigen Politik abhängt. Sei diese in Ordnung, so werde auch im Innern die Ruhe bewahrt bleiben. Eroberungen sind ihm unter allen Umständen, nicht nur da, wo Bedürfnisse vorliegen, lobenswert. *E cosa veramente molto naturale ed ordinaria desiderare di acquistare.* Sobald man erobern kann, darf man es auch. Er erörtert die Mittel, die eroberten Länder zu behaupten. Provinzen oder Städte, die selbständige Verfassungen haben, seien am besten zu ruinieren, nicht etwa nur ihre Verfassungen zu zerstören, sondern materiell zu ruinieren, um sie beherrschen zu können. Die historischen Beispiele, die Machiavelli für diese und ähnliche Thesen beibringt, entnimmt er zum Teil der unmittelbaren Vergangenheit, meistens aber der alten Geschichte und Legende. So stehen Moses, Cyrus, Theseus und Romulus neben Francesco Sforza und Cesare Borgia. Cesare bezeichnet er wiederholt als das eigentliche Ideal eines erobernden Fürsten. Die Ermordung eines seiner Beamten, der nach seiner Instruktion mit grausamer Strenge die Ruhe in einer neu eroberten Provinz hergestellt und dabei den Groll der Einwohner erweckt hatte, und den Ueberfall von Sinigaglia, den Meuchelmord an einer Anzahl Condottieri, die Cesare zu Friedensverhandlungen herbeigelockt hatte, preist Machiavelli als vortrefflich angelegte, nachahmenswerte Maßregeln.

Im allgemeinen muß der Fürst nach Machiavelli die Regierung neuerobelter Länder oder eines neugegründeten Staates in Uebereinstimmung mit dem Volk, d. h. den mittleren und unteren Klassen führen. Das Volk, so formuliert er einmal seine Ansicht, will weiter nichts, als nicht bedrückt werden, es hat nur negative Wünsche, während der Adel im Gegenteil sehr positiv nach Herrschaft und Knechtung des Volkes strebt. *Il fine del popolo è più onesto fine.* Der Adel ist dem Fürsten gefährlicher als das Volk. Machiavelli leugnet das Wort von der *aura popularis*. Ein energischer herzhafter Fürst werde sich faktisch nie in dem Volke täuschen. Machiavelli hat sonst die schlechteste Meinung von den Menschen im allgemeinen; er ist von unergründlichem Pessimismus erfüllt. Die Menschen sind alle von Natur schlecht, undankbar, gewissenlos. Es fällt ihm aber nicht ein, diese schneidenden Urtheile auf das „Volk“ anzuwenden.

Er entwickelt dann ein allgemeines und prinzipielles Ideal eines Staatenlenkers, ein Ideal, das nach dem Zusammenhang

nicht nur für den *principe nuovo* oder den Eroberer, sondern für jeden Fürsten gelten soll. In erster Linie soll der Fürst Soldat sein, wenn er im Besitz bleiben will. Unermüdliche Fürsorge für das Heer ist das erste Gebot seiner Selbsterhaltung. Denn nicht auf den Staat hat es Machiavell abgesehen; er hat nur Interesse an dem Fürsten als Individuum. So ist auch von einer Scheidung zwischen Fürstenmoral und Privatmoral nicht die Rede, wie man wohl, durch den modernen Begriff der Staatsraison verführt, oft geglaubt hat. Er sagt vielmehr ganz allgemein (im 15. Kapitel), daß jeder Mensch, der überall und stets gut bleiben wolle, notwendigerweise zu Grunde gehen müsse unter der Mehrzahl der Schlechten. Er müsse also auch schlecht sein können. Und diesen allgemeingültigen Moralsatz wendet er nun auf den Fürsten und alle, die über dem *vulgus* stehen, an, mit der Pointierung, daß der Fürst durch beständigen Trug nach außen und innen am weitesten komme. Erscheinen aber muß der Fürst als Besitzer aller edlen Eigenschaften; aus seinem Munde dürfen nur Worte der Zuverlässigkeit, der Menschlichkeit, des Edelmutz und der Gottesfurcht hervorgehen. Darf man Kant wegen seiner Schrift „Ueber ein vermeintliches Recht zu lügen“ — Pedanterie in der Wahrhaftigkeit vorwerfen, so kann man Machiavell den Pedanten der Lüge und Heuchelei nennen. Denn welcher Fürst brächte es über sich, sich in jedem Moment seines Lebens als Schauspieler zu gebärden? Dies der ungefähre Inhalt der Schrift.

Das berühmte letzte Kapitel, in dem er als die herrlichste Aufgabe eines Fürsten hinstellt, Italien zu vereinigen und von der Herrschaft der Barbaren zu befreien, ein Gedanke, der damals öfters von Poeten ausgesprochen worden ist, ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Widmung an Lorenzo Medici veranlaßt und hat mit dem übrigen Inhalt des Prinzipe keinen Zusammenhang. Hätte Machiavell ernstlich darauf hinarbeiten wollen, eine Dynastie zu der herrschenden zu machen, hätte er den Gedanken der Einheit propagieren wollen, so hätte er das Idealbild eines mächtigen Monarchen, eines großen Staates entworfen, während er in Wirklichkeit eben die kleinstaatlichen Verhältnisse seines Vaterlandes theoretisiert und in Axiome umsetzt. Eben der Cesare Borgia, den er als Idealgestalt aufstellt, war nur durch die Unterstützung Frankreichs in Italien emporkommen, wie er sich denn stets Borgia di Francia genannt hat — der beste Beweis, daß der angebliche nationale Grundzug Machiavells nichts ist als eine vor-

übergehende traumhafte Idee, aus der er selbst keine Konsequenzen gezogen hat.

Der *Principe* ist die Schrift eines verbitterten, an seinem wie an seines Vaterlandes Geschick verzweifelnden Staatsmannes, der wohl in einzelnen Punkten, namentlich auf dem Gebiet des Heerwesens, das wir hier nicht näher zu erörtern haben, schärfer sieht als seine Zeitgenossen, aber, sobald es sich um allgemeine Anschauungen handelt, die Ketten, mit denen er an seine Zeit gefesselt ist, nicht zu sprengen vermag, weder ein großer Mann der Praxis noch ein großer Theoretiker der Politik.

Wie hatte sich die Welt materiell und moralisch verändert, als das Werk, das — vielleicht ohne die Schuld Machiavells — zu einer Art populärem Handbuch der sogenannten Realpolitik geworden war, dem preussischen Kronprinzen zu Händen kam. Zwei der Großmächte, die Machiavell bewundert hatte, Spanien und die Türkei, waren in unaufhaltbarem Rückgang begriffen. Frankreich, England, Oesterreich hatten sich um so mächtiger entwickelt und in den jungen Mächten Preußen und Rußland kündigten sich neue europäische Gestaltungen an. Italien freilich befand sich in noch größerer politischer Ohnmacht als zur Zeit Machiavells. Aber das Papsttum hatte sich unter dem gewaltigen Stoß der Reformation, durch die es die Alleinherrschaft über die Geister verloren hatte, äußerlich und innerlich verändert. Ein Alexander VI., ein Cesare Borgia waren forthin unmöglich. Ein Benedikt XIV. konnte die gleichzeitige Bewunderung von Katholiken und Protestanten erwecken, während zu Machiavells Zeit das Oberhaupt der gesamten Christenheit oft ein Gegenstand des Hasses gewesen war. An Stelle fortwährenden Kleinkriegs war auch in Italien eine relative Ruhe des Besitzes, die erste Bedingung weiterer Entwicklung, getreten.

Und wie grundverschieden war die persönliche Lage des jugendlichen Lesers des *Principe* von der des Verfassers! An Stelle eines in Untätigkeit und Verbitterung lebenden, mit seiner Person und seinen politischen Ideen gescheiterten Beamten eines kleinen Staates, ein mit ungeduldigem Ehrgeiz der Zukunft entgegensehender Prinz, dem ein glorreicher Thron gewiß war. An Stelle eines verachteten Verächters der Menschen, ein, trotz aller Jugendlichkeit, wahrer Kenner der menschlichen Seele, dem durch frühzeitige erschütternde Lebenserfahrungen der Blick in ihre Abgründe eröffnet war. An Stelle eines einseitigen Politikers ein auf allseitige

Bildung des Verstandes und des Charakters ausgehender, in mehr als einem Sattel gerechter, zum Herrschen geborener Fürst. Und keineswegs mangelte es dem 28jährigen an politischen Erfahrungen, keineswegs sah er die Welt mit den Augen eines harmlosen Idealisten oder eines geistreichen Romantikers an. Allzu enge waren seine persönlichen Erlebnisse, wie vor allem der Streit mit dem Vater, mit der auswärtigen Politik des Staates verknüpft gewesen. Er hatte die Schachzüge der fremden Diplomaten, die ihn im Voraus an das Interesse ihrer Staaten zu fesseln gedachten, durchschaut und war schon zu Anfang der 30er Jahre an verschiedenen Höfen als künftiger Gegner oder doch schwieriger Nachbar gefürchtet. Er verfolgte mit angespanntester Aufmerksamkeit die große Politik, über deren Wandlungen er gut unterrichtet wurde. 1737 verfaßte er eine Flugchrift, die in englischer Uebersetzung erscheinen und die öffentliche Meinung in England und Holland gegen die um sich greifende Politik des Kardinal Fleury aufregen sollte. Nur infolge einer zeitweiligen Annäherung Frankreichs an Preußen unterblieb der Druck. Ein vortreffliches Bild der persönlichen und politischen Stimmungen und Anschauungen des Kronprinzen in diesen Jahren vor der Abfassung des Antimachiavell gibt uns der Briefwechsel mit dem General Grumbkow, einem in allen Künsten der Intrigue geübten Staatsmann. Obwohl vom Wiener Hof pensioniert, hat Grumbkow lange Jahre einen maßgebenden Einfluß auf die Politik Friedrich Wilhelm I. geübt. Er war der Vermittler zwischen Vater und Sohn, ein Vermittler freilich derart, daß ihn Friedrich hier und da der eigennütigen Nahrung des Mißverhältnisses für verdächtig hielt und seinen Tod mit Freuden begrüßt hat. Er teilte dem Kronprinzen, dessen Ueberlegenheit in diesem Briefwechsel sich im hellsten Lichte zeigt, politische Nachrichten, oft auch die Depeschen der preussischen Gesandten mit, ging auf seine Urtheile ein und erörterte philosophische und religiöse Fragen mit ihm, nicht ohne seine eigene Frömmigkeit stark zu betonen, worauf denn der Kronprinz mit treffender Ironie antwortete. Der drängende Ehrgeiz Friedrichs tritt aus allen diesen Briefen hervor, so oft er auch beteuert, daß er die Musen allen Thronen der Welt vorziehe. Auch seine scharfe Kritik nicht nur der väterlichen, sondern der gesamten europäischen Politik, hat einen starken Beigeschmack persönlicher Natur; man hat das Gefühl, er würde — wie die englische Opposition — auch kritisieren, wenn tatsächlich nichts zu kritisieren wäre. Deswegen

bleibt die Kritik aber nicht minder treffend. Wenn er die Erniedrigung Preußens, gegen dessen Rechte auf Jülich-Berg sich die sämtlichen Großmächte zusammentaten, beklagt, wenn er verlangt, daß Preußen die Frage durch einfache militärische Okkupation entscheiden sollte, so konnte selbst sein Korrespondent, der alte Anhänger Oesterreichs, nichts dagegen einwenden. Und wenn er im allgemeinen die ganzen Kunststücke und Intriguen der europäischen Politik, die Masse angeblicher Friedenskongresse in den 30er Jahren als ein unfruchtbares Kinderspiel erklärt, das sich beim Eintreten des geringsten unerwarteten Ereignisses kaleidoskopartig verändere, und die Minderung der Autorität der Souveräne bedauert, deren Tätigkeit sich in so unfruchtbarem Finassieren erschöpfe, so ist sein Urtheil historisch zutreffender, als die bequeme Weisheit Grumbkows, daß die Welt im Grunde immer dieselbe sei. Und was sollte der geniale Prinz auf die Bemerkung des alten Routiniers erwidern, daß große historische Ereignisse nicht nur gelegentlich, sondern gewöhnlich, ordinairement, niedrigen und kindlichen Ursachen entstammten? Sehr empfindlich ist der Kronprinz in bezug auf die öffentliche Meinung. Er tadelt, daß sein Vater sich in Pamphleten beschimpfen lasse, ohne einzuschreiten; einem englischen Libellisten, der über Georg II. herzog, wünscht er energische Bestrafung; eine solche Herabwürdigung des königlichen Namens dürfe nicht geduldet werden. Grumbkow nahm solche Erzeffe nicht so ernst; er meint, wohl mehr als hartgesottener Sünder, denn aus politischen Erwägungen, die Verachtung sei in solchen Dingen immer das Beste, und in England sei von jeher eine kräftige Sprache üblich gewesen. Er würde wohl auch den Antimachiavell als ein unnütziges literarisches Fächterstück betrachtet haben, wenn er die Schrift noch erlebt hätte.

Noch etwas mehr gereift, als er in diesem Briefwechsel erscheint, haben wir uns den Kronprinzen zu denken, als er ein Jahr vor seiner Thronbesteigung die Réfutation du Prince de Machiavell unternahm.

Friedrich hat den Principe nicht im italienischen Original — er verstand das Italienisch nur sehr unvollkommen — sondern in einer französischen Uebersetzung gelesen, in deren Vorwort Machiavell als Politiker verteidigt, gepriesen und anempfohlen wurde. Die übrigen Schriften Machiavells hat er nicht zu Gesicht bekommen. Da aber der Principe alle wesentlichen Ideen des Florentiners, wenigstens im Reime, enthält, so war daran nichts

gelegen. Ob Machiavell seinem Fürstenspiegel jetzt noch Geltung zuerkennen würde, ob er überhaupt die Absicht hatte, die Fürsten späterer Jahrhunderte zu belehren, diese Frage kümmerte Friedrich nicht. Genug, das Buch mit seiner unheilvollen Autorität bestand, es wurde als politischer Leitfaden angepriesen. Wenn Friedrich gegen Machiavell zu Felde zog, so war es nicht, oder doch nicht vorwiegend, der Machiavell des 16., sondern der des 18. Jahrhunderts. Ganz mit Unrecht wird ihm dies von der Höhe vermeintlicher historischer Erkenntnis vorgeworfen, als ob es nicht viele Bücher gäbe, deren Wirkung, ob gewollt oder nicht, in die Jahrhunderte hinausreicht. Nur darin fehlte er allerdings, daß er Machiavell persönlich angriff, und Voltaire, der große Schriftsteller und Kritiker, der das Buch auf Friedrichs Wunsch in die Oeffentlichkeit gebracht hat, hat mit seinem Tadel darüber nicht zurückgehalten.

Friedrich verfolgte aber noch einen anderen Zweck mit seiner Schrift. Er will nicht nur die praktische Geltung Machiavells beseitigen, er will auch der Welt zeigen, daß die Fürsten in Wirklichkeit nicht so schlecht sind, als sie Machiavell schildert und als sie Machiavell haben will. Er will, wie er in seinem rhetorischen Stil sagt „den Verbrechen den Schleier der Tugend abreißen, mit dem Machiavell sie bedeckt“ und er will gleichzeitig mit den Irrthümern aufräumen, in denen viele Personen über die faktische Politik der Fürsten befangen sind, als ob sie nämlich aus nichts als Lug und Trug bestände. Vielleicht dürfen wir mit Grumbkow annehmen, daß Friedrich die Bedeutung der öffentlichen Meinung für die Autorität der Fürsten überschätzt hat. Jedenfalls in Preußen war noch nicht davon die Rede, daß der rocher de bronze durch Schulmeinungen erschüttert werden könnte. Anders war der Stand der Dinge aber in Frankreich, und Friedrich hat, so frei er sich politisch Frankreich gegenüber fühlte, unter dem Einfluß der französischen Philosophie gestanden. In Frankreich begann sich in eben jenen Jahren die literarische Opposition zu entwickeln, die zweifellos, was man auch von dem Einfluß der Schriftstellerei in der jetzigen Zeit halten mag, eine der mächtigen Ursachen gewesen ist, die den Sturz des Königtums herbeigeführt haben. Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf diese Strömungen näher eingehen wollten. Der weittragenden Folgen der Bewegung sind sich bekanntlich weder die Anhänger noch die Gegner der alten Monarchie bewußt gewesen. Aber wir werden nicht fehlgehen,

wenn wir annehmen, daß Friedrich instinktiv gefühlt hat, daß bei der wachsenden Bedeutung der öffentlichen Meinung die Identifizierung eines modernen Herrschers mit dem *principo* des Florentiners der königlichen Würde abträglich sein müsse. Seine Widerlegung Machiavells ist zugleich eine Schutzschrift für die Souveräne, eine Verteidigung seines eigenen Standes, die sich ihm dann sofort in die eigene Programmschrift verwandelt.

Zwei verschiedene Weltanschauungen stoßen im Antimachiavell aufeinander. Der Ueberzeugung Machiavells von der allgemeinen Schlechtigkeit der Menschen stellt Friedrich den freilich sehr nüchternen, weniger pointierten Glauben, den Glauben vieler wahrer Menschenkenner, entgegen, daß die Menschen im allgemeinen weder gut noch böse, sondern nur mittelmäßig seien, daß es aber doch unleugbar eine Menge ehrenwerter Leute in der Welt gebe. Friedrich leugnet also auch den Schluß, den Machiavell aus seiner vermeintlichen Erfahrung gezogen hatte, daß der Einzelne und vor allem der Fürst sich der allgemeinen Schlechtigkeit anpassen müsse, um zu existieren. Friedrich weiß sehr wohl, daß am Spieltisch der Welt manche Falschspieler sitzen; der Fürst muß sich die Mühe nehmen, die Tricks dieser Leute gründlich kennen zu lernen, um nicht selbst dupiert zu werden; aber er wendet sie nicht selbst an. Nicht nur, daß gewisse Moralgesetze über aller Politik stehen; es liegt auch gar nicht im politischen Interesse des Fürsten, die professionellen Betrüger nachzuahmen. Friedrich will Machiavell gar nicht vom moralischen Standpunkt aus bekämpfen, er spricht vielmehr etwas spöttisch von den Moralisten, die bisher auf ihm herumgehacht hätten; er tritt ihm als Politiker entgegen. Er stellt die Frage: wie weit hat es denn Cesare Borgia, der von Machiavell so hoch gepriesene, mit seiner Politik gebracht? Dahin, daß er beim Tod seines Vaters mit einem Schläge wieder in das Nichts zurückfiel, und als Condottiere einen elenden Tod in der Verbannung fand, dahin, daß er den allgemeinen Haß, die allgemeine Verachtung erweckte. Und mit dem Scharfblick des geborenen Politikers, der die großen Zusammenhänge instinktiv erkennt, fügt Friedrich hinzu, daß nach seiner Meinung die ganze Machtstellung Cesares nicht wesentlich auf seinen guten oder schlechten Eigenschaften beruht habe, sondern auf dem Gegensatz der großen Weltmächte, Spaniens und Frankreichs. Er geht auf die historischen Beispiele Machiavells näher ein und stellt den kleinen griechischen Tyrannen, die Machiavell für seine Auffassung von der Politik anführt, große

Herrscher großer Mächte gegenüber, die durch Gerechtigkeit zu ihrem Ansehen in der Welt gelangt seien. Er ist nicht so weltfremd, um nicht zu wissen, daß es Fälle gibt, in denen schlechte Mittel zur Erreichung eines großen Zwecks herhalten müssen, aber er hebt den gewaltigen Unterschied hervor, der zwischen einer allgemeinen Empfehlung des Vertragsbruchs und einer Entschuldigung desselben in einzelnen Fällen besteht. Im allgemeinen, so konstatiert er im Sinne aller praktischen Politiker, wird es im Interesse des Fürsten liegen, seine Verpflichtungen zu erfüllen. Weit entfernt ist er auch von der trivialen Friedensseligkeit, die nur Defensivkriege billigen will. Er erkennt vielmehr Offensivkriege ausdrücklich als gerecht an, wenn sie entweder einen bestrittenen Rechtstitel zum Gegenstand haben oder Präventivkriege sind, d. h. zukünftigen Gefahren vorbeugen sollen. Das hält ihn aber nicht ab, die ungemessene Eroberungsgier, die der Florentiner als natürlich hinstellt, zu verdammen. In seinem Eifer gegen Machiavell geht er hierbei allerdings etwas zu weit, wie wenn er ganz allgemein die Behauptung aufstellt, daß „die neuen Eroberungen eines Souveräns seine alten Provinzen nicht wohlhabender machen“, einen Satz, den er selbst durch die Eroberung Schlesiens widerlegen sollte.

Besonders scharf wendet sich Friedrich gegen die Aufforderung Machiavells an die Fürsten, ihre aus Betrug und Gewalt bestehende Politik durch sorgfältige Heuchelei zu verdecken. Ganz richtig führt er aus, daß eben diese Notwendigkeit einer *stän digen* Doppeltzungigkeit die Schwäche einer allein auf Betrug gebauten Politik beweise. Vor allem aber weist er darauf hin, daß die Verstellung dem Fürsten gar nichts helfen werde. Hierüber wußte er besser Bescheid als der Populare. Bei der großen Anzahl von Beobachtern werde der Charakter der Fürsten trotz aller Anstrengungen binnen der kürzesten Zeit durchschaut sein.

Nicht ganz so schlecht, als die Vorschriften Machiavells für das allgemeine moralische Verhalten der Fürsten, fahren seine speziellen Ratsschlüsse für die innere und auswärtige Politik. Daß der Fürst in erster Linie Soldat sein soll, ist ganz Friedrichs Meinung, nur daß er Machiavells Uebertreibung ablehnt, wonach er sich mit weiter nichts beschäftigen soll. Daß ein nationales Heer fremden Söldnern vorzuziehen ist — einer derjenigen politischen Gedanken Machiavells, die ihn über seine Zeit erheben — ist auch seine Meinung. Und daß Neutralität inmitten kämpfender Mächte oder die Allianz mit

einem übermächtigen Nachbarn gefährlich sei, gesteht er Machiavell aus den Erfahrungen der preußischen Politik heraus als richtig zu. Hiermit endigt aber auch die Uebereinstimmung. Im übrigen leugnet Friedrich, daß sich ein allgemeines System der Politik aufstellen lasse; im Anschluß an Montesquieu, dessen Werke er eifrig studierte, spricht er von den verschiedenen Temperamenten der Staaten. Er wirft Machiavell Befangenheit in kleinstaatlichen Ideen vor, macht ihn lächerlich, weil er den Fürsten die Jagd empfiehlt, damit sie das Terrain ihrer Nachbarn für etwaige Kriegszwecke kennen lernen, und weist auf die Verschiedenheit zwischen der Wirtschaftspolitik eines großen und eines kleinen Staates hin. Ein großer könne des Reichthums nicht entbehren, während ein kleiner ohne ihn oft besser fahre. Es ist zu bedauern, daß Friedrich diesem Unterschied zwischen Großmächts- und Kleinstaatspolitik nicht weiter nachgegangen ist, denn hier hätte eigentlich der Schwerpunkt einer theoretischen Polemik gegen Machiavells politische Anschauungen liegen müssen. Aber die Polemik geht schon zu Beginn der Schrift in das positive Programm über, das Friedrich seinerseits den kleinstaatlichen Ideen des Florentiners gegenüberstellt — ein Programm, durchaus nur für den Fürsten eines mächtigen, eines großen Staats gedacht, der im Innern tun kann, was er will und seine Nachbarn nicht zu fürchten braucht. Für die Principini, die weder leben noch sterben können, Hermaphroditen zwischen Souveräns und Privatiers, wie Friedrich sie nennt, hat er nur Spott und die väterliche Ermahnung, ihren Purpur mit dem Bürgerrock zu vertauschen.

Gleich zu Eingang der Schrift steht das berühmte Wort, daß der Fürst im Grunde nur der erste Diener des Staats sei. Nicht als ob er eine positive Autorität über sich anerkennt. Vielmehr soll seine Autorität schlechthin absolut, er soll die Quelle alles Rechts und aller Tätigkeit im Staate sein. „Er regelt“, so lauten Friedrichs Worte, „die inneren wie die äußeren Angelegenheiten, er füllt gleichzeitig den Posten des ersten Justizbeamten, des Oberstkommandierenden, des Finanzministers aus. Er bedient sich scharfsinniger und arbeitsamer Geister, um seine Pläne auszuführen und das, was er im großen projektiert hat, im Detail zu bewirken; seine Minister sind Instrumente in den Händen eines weisen und geschickten Meisters.“ Aber diese ungeheure Macht soll einzig und allein dem Gemeinwohl dienen. Auch Friedrich fordert, nur in ganz anderem Sinn als Machiavell, das Aufgehen der Individualität

des Fürsten in den Notwendigkeiten der Politik. Er soll — es klingt wie eine Art Selbstkritik und läßt die eigenen Seelenkämpfe ahnen — seinen Ehrgeiz, sein hitziges Temperament zu zügeln verstehen. Er soll nicht, wie Machiavell fordert, sich über die gemeinsten Grundsätze der Moral stellen und heilige und unheilige Mittel nach Belieben verwenden, aber er soll, soweit es die menschliche Natur vermag, je nach den Weltkonjunkturen bald als Fabius Cunctator und bald als der vorwärtstürende Held erscheinen, der mit kurzen Schlägen entscheidet — nicht zur Erhaltung seiner persönlichen Macht nach außen oder innen, sondern zum Wohl des Volkes, das er beherrscht. „Große Fürsten haben stets ihr eigenes Ich vergessen, sie haben sich jeder Voreingenommenheit sorgsam entwöhnt, um ihr wahres Interesse, das Gemeinwohl, umso mehr zu erfassen.“ Und, immer in Gegensatz zu Machiavell und seinem reinmilitärischen und kleinstaatlichen Ideal, entwickelt er seine Gedanken über die Wirtschaftspolitik einer großen Macht, die Grundzüge dessen, was er nach Beendigung des zweiten schlesischen und des siebenjährigen Krieges in Preußen durchgeführt hat. Seinem Fürsten liegt es fern, im Innern absichtlich Zwietracht zu nähren, wie Machiavell anrät; er wird vielmehr die Einheit fördern zur Wirkung nach außen. Und den Adel wird er nicht, wie Machiavell verlangt, nur gerade nicht zur Verzweiflung treiben — weil er gefährlich werden kann — sondern er wird eng mit ihm verbunden bleiben.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die gesamte Regierung des Königs mit dem Programm des Antimachiavell in Vergleich zu bringen. Niemand wird leugnen können, daß in allen wesentlichen Punkten seine Handlungen seinen Worten entsprochen haben. Aber sollte der Florentiner nicht doch in einigen Dingen Recht behalten haben? Verehrer Machiavells behaupten, daß schon der erste schlesische Krieg, der Ueberfall auf Oesterreich bezeuge, daß Friedrich im Grunde ein wahrer Machiavellist gewesen sei. Da es nun nicht wohl glaublich ist, daß Friedrich allein infolge der Thronbesteigung binnen eines Jahres einen vollständigen Wechsel in seiner Ueberzeugung durchgemacht hat, so mußte er, als er den Antimachiavell schrieb, bewußt posiert oder sich in seinem literarischen Ehrgeiz kindlich vergriffen haben. Wer den Briefwechsel des Kronprinzen kennt, kann unmöglich diese Meinung hegen, und wer die wichtigsten politischen Handlungen des Königs prüft, wird einen prinzipiellen Gegensatz zu den Lehren des Antimachiavell nicht entdecken können. Der erste schlesische Krieg sollte Preußen aus

der erniedrigenden Lage der vorhergehenden Jahrzehnte befreien, in denen es durch den Einspruch seiner großen Nachbarn an der Wahrnehmung verbriefteter Rechte verhindert worden war. Die Wendung der preussischen Politik gegen Oesterreich war zudem ja wenig unerwartet, daß vielmehr Friedrich Wilhelm I. selbst sie dem Kaiser mehr als einmal angekündigt hatte. Im siebenjährigen Krieg kam Friedrich einer sich vorbereitenden Offensive zuvor, und die erste polnische Teilung hat nicht nur einen europäischen Krieg verhindert, sondern auch dem weiteren Vordringen Rußlands nach Westen einen Kiegel vorgeschoben. Allerdings hat Friedrich mehrere Verträge gebrochen, und es würde schwer sein, nachzuweisen, daß der Bruch immer absolut notwendig war. Von einer grundsätzlichen Anwendung des Vertragsbruchs, wie sie Machiavell bei seinen Vorbildern rühmt, ist das aber noch weit entfernt. Eine unbefangene Beurteilung, wie sie jetzt nach anderthalb Jahrhunderten möglich ist, wird auch nicht übersehen, daß die ganz eigenartige, zerrissene geographische Lage der kleinsten unter den Großmächten, eingeschlossen von drei kompakten Massen, nicht nur in bestimmten Fällen zu einem Wechsel der Politik nötigte, sondern auch im allgemeinen dazu anreizte. Darin allerdings war der Antimachiavell etwas jugendlich, daß er eine Macht ersten Ranges, eine Großmacht im Auge hatte, daß er eine Grundlage des Rechts und der Gerechtigkeit antizipierte, die erst geschaffen werden mußte. An einer Stelle der Schrift sagt Friedrich ganz richtig: „Die Menschen sind im allgemeinen weder gut noch schlecht; aber gute, schlechte und mittelmäßige werden alle darin übereinkommen, einen m ä c h t i g e n Fürsten, der gerecht und geschickt ist, zu menagieren.“ An anderen Stellen hat Friedrich vergessen, das wichtige Wort m ä c h t i g hinzuzufügen. Aber es ist kein Zweifel, daß ihm immer nur große, mächtige Staaten vor schweben. Friedrich hat also 1739 die Machtmittel Preußens etwas zu hoch eingeschätzt. Was eine Macht, wie es das damalige Frankreich war, konnte, das war dem Zwitterwesen Preußen noch nicht gegeben. Aber welcher Deutsche wird Friedrich diese jugendliche Antizipation zum Vorwurf machen? Eben aus dem Drang, Preußen völlig an die Seite der großen Mächte zu setzen, sind seine größten Taten hervorgegangen.

Eine andere Frage ist, ob nicht Friedrichs Idealbild eines dem Staate dienenden Souveräns in der Zeit befangen ist? Wenn Machiavell nur die kleinstaatlichen Verhältnisse einer gährenden Uebergangszeit — also eine der vergänglichsten Erscheinungen der

Geschichte — theoretisierte, hat Friedrich nicht etwa auch Grundsätze geäußert, die vor den Jahrhunderten nicht bestehen können? Die Antwort lautet: nein und ja. Solange es in Europa große, in sich gefestigte Mächte, regiert von erblichen Monarchen gibt, solange wird auch das Ideal Friedrichs im allgemeinen sein Recht behalten. Aber eins hat Friedrich nicht vorauszusehen vermocht: die Möglichkeit einer inneren Opposition. An mehreren Stellen des Antimachiavell spricht er davon, daß Revolutionen im gegenwärtigen Zeitpunkt ganz ausgeschlossen seien. Er untersucht also auch nicht, wie sich ein Fürst etwa gegenüber drohenden Gefahren im Innern verhalten soll, ob Gerechtigkeit und Fürsorge für das Volk eine Bürgschaft für die Erhaltung seiner Autorität bilden. Die völlige Umkehr der Verhältnisse, die 50 Jahre später eintrat, hat er nicht geahnt. Wenn er sich gegen den barbarischen Ratschlag Machiavells ereifert, die friedliche Dynastie, deren Land der Principe erobert hat, auszurotten, so ahnte er nicht, daß das französische Volk noch vor Ende des Jahrhunderts diesen Ratschlag auf seine eigene Dynastie anwenden würde. Und tatsächlich ist Machiavell damals das Studium der Realpolitiker aus dem Volke geworden. Scheinbar ein gewaltiger Widerspruch. Denn wenn auch die Abneigung des Popularen gegen den Adel in seinen Schriften häufig durchbricht, so mißhandelte sein Principe zur Befestigung seiner persönlichen Herrschaft doch im Grunde alle Individuen. Aber die Erklärung ist nicht schwer. Neu aufkommende Mächte, sei es die öffentliche Meinung, seien es die sich aus ihr entwickelnden Parteien, seien es einzelne, sind oft strupellos in der Wahl der Mittel. Für diese wird Machiavell stets eine wertvolle Autorität sein, wie alles, was nach der politischen Erfahrung schmeckt, die ihnen fehlt, oder was sich über die gewohnten Lebensprinzipien erhebt, zumal wenn es in so glänzender Form erscheint wie bei Machiavell. Solange aber mächtige und gerechte Monarchien bestehen, solange wird nicht zu fürchten sein, daß die Moralanschauungen der Principi des Italiens des 16. Jahrhunderts von neuem eine Waffe in der Hand politischer Machthaber werden.

Das Problem der Reichsfinanzreform.

Von

Ernst von Halle.

Bei der Erörterung zahlreicher großer und für Deutschland wünschenswerter Reformmaßregeln in den letzten Jahren ist die Frage der Notwendigkeit einer vorgängigen Reichsfinanzreform mit immer verstärktem Nachdruck in den Vordergrund gerückt. Finanzielle Bedenken haben ebensowohl bei den politischen Parteien den Grund für eine zurückhaltende oder ablehnende Stellungnahme gegenüber an sich als notwendig erscheinenden Maßregeln geliefert, wie der Regierung Veranlassung gegeben, mit Vorschlägen zurückzuhalten, deren sachlicher Berechtigung sie sich nicht verschloß. Man braucht keine besonders schwarzseherisch oder mißtrauisch veranlagte Natur zu sein, um zu erkennen, daß finanzielle Bedenken auf beiden Seiten heute öfter als wünschenswert die bequemste Form für eine ablehnende Haltung sind, wenn man seine wirklichen sachlichen oder materiellen Gründe nicht gern bekennen will. Schließlich hat auch das Ausland neuerdings sich häufiger mit den Reichsfinanzproblemen in einer Weise beschäftigt, die für die deutschen Interessen nichts weniger als günstig ist. Hier, wo man das eigentliche Wesen der deutschen Staatsfinanzgebarung mit ihrer Verteilung auf Reich, Bundesstaat und örtliche Verwaltungsorgane nicht übersieht, benützt man den derzeitigen Zustand vielfach, die finanzielle Lage Deutschlands als höchst prekär darzustellen. Daraufhin wird dann einmal die Behauptung aufgestellt, es sei bereits durch den Druck militärischer und anderer Lasten auf das äußerste geschwächt, und dies schädigt unsere Einschätzung als politischer Machtfaktor, verbreitet eine gefährliche Ansicht über innere Schwäche, und mangelndes bundesstaatliches Interesse am Reich; sodann erschüttert man dadurch den Kredit der deutschen Volkswirtschaft in nennenswertem Maße, ein Umstand, der in großen und entscheidenden Momenten unliebsame Folgen haben kann.

Die Schuld dafür, daß man sich nicht entschließen konnte, der ungünstigen Reichsfinanzlage mit großen Mitteln zuleibe zu gehen, ist an verschiedenen Stellen zu suchen. Die Regierung hat ebenso wie die Volksvertretung die Unpopularität neuer Steuern vor dem Lande gescheut; daneben hat erstere sich auch bei maßgebenden Parteien der letzteren nicht einer Unpopularität aussetzen wollen, solange die großen Fragen des Zolltarifs, des Kanals, der Handelsverträge ihrer Lösung harrten, und im Parlament fürchten politische Machtfaktoren, durch eine durchgreifende Reform ihren Einfluß zu schwächen, die Regierung allzusehr zu kräftigen. Obgleich seit Mitte der neunziger Jahre kaum irgend ein Fachmann sich der Ueberzeugung von dem formell und materiell wenig glücklich gefügten Ausbau des Reichsfinanzwesens verschloß, hat man seither sich doch stets mit kleinem Flickwerk begnügt. Galt es, besondere Einnahmen zu schaffen, so wurde eine Musterkarte verschiedener, bestenfalls wenig einträglicher Abgaben zusammengefügt, bei denen aber zum Beispiel die erhöhten Umsatzsteuern das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges erreichten. — Einnahmeausfälle und verminderte Einnahmesteigerung. — Und die formelle Reform des vergangenen Jahres hat nur einen kleinen Teil jener rechnungsmäßigen Anomalien fortgeschafft, die im Reichsbudget mehr finanztechnische Kuriosa bedeuten, als daß sie ihm zu Zier und Nutzen gereichen. Die phänomenal günstige volkswirtschaftliche Entwicklung zu Ende der 1890er Jahre gab nebenbei eine gewisse Gnadenfrist; und, um über die ungünstigen Zeiten der letzten Jahre hinwegzukommen, scheint man hier und da noch auf die sonst in Preußen-Deutschland nicht übliche *Micawber*ische Methode vertraut zu haben: Fortwursteln und inzwischen abwarten, ob „something may turn up“.

Bessere Zeiten und erhöhte Einnahmen aus dem Zolltarif können vielleicht in einiger Zeit wiederum eine gewisse Reichseinnahmesteigerung bringen, doch ist es einigermaßen problematisch, wann und in welchem Umfang sich diese zeigen wird, und es ist auf alle Fälle unmöglich, hierauf zu warten und inzwischen wichtige Maßnahmen auf die lange Bank zu schieben, die keinen allzulangen Aufschub mehr erlauben. Es sollen hier keine Details gegeben werden, es handelt sich ebenso um große, wie um zahlreiche kleine Fälle, wo wünschenswerte und nötige Posten dem Budgetentwurf fern bleiben oder aus ihm vor Annahme gestrichen werden — nicht etwa nur die zu steigenden Aufwendungen für Heer und

Flotte, bei welcher letzterer allerdings die Notwendigkeit einer raschen Lösung dieser Vorfrage auf der Hand liegt, sondern ebenso um die Probleme des Ausbaues der sozialen Gesetzgebung in der Richtung der Witwen- und Waisenversicherung und der sonstigen hier im Hintergrund stehenden Bedürfnisse, um die Besoldungs- und Pensionsfrage breiter Kreise von Staatsdienern, zc.

Ein wachsender Teil der öffentlichen Meinung sieht heute nicht mehr der Weisheit letzten Schluß auf dem Gebiet der Staatsfinanzen in der Vermeidung aller größeren, noch so notwendigen Unternehmungen, die etwa den Staat über den augenblicklichen Finanzbedarf hinaus mit großen Aufgaben belasten würden. Von allen Fachleuten in den Behörden, auf akademischen Lehrstühlen, in den Reihen der Politiker wird seit Jahren die Unumgänglichkeit einer reinlichen Auskehr im Reichsfinanzgebäude anerkannt, die Notwendigkeit der Schaffung eines Moments der Elastizität betont, wo nur zu oft die Befürchtung einer Gefährdung des Budgetrechts zu unerwünschten Einschränkungen und Bindungen geleitet hatte. Die nächsten zwölf Monate werden und müssen grundsätzliche Neuerungen bringen. Mit dem Bedauern, daß im Reichschatzsekretariat noch kein *Miquel*scher Geist erschienen sei, ist es nicht getan, und die Anerkennung theoretischer Notwendigkeiten hilft uns nicht weiter. Das Land braucht positive Vorschläge und braucht sie bald. Es hofft auf eine Regierung, die unter tunlichen Konzessionen wo solche möglich sind, mit aller Festigkeit ein großes Programm zu dem ihren macht und dann gegen Angriffe, von welcher Seite sie kommen mögen, durchführt. Nicht wie in überseeischen Republiken wird bei uns das Budget von der Volksvertretung geschaffen, nicht die letztere trifft die Hauptverantwortlichkeit für etwa nicht erreichte Ziele, wie in einigen unserer westlichen und südwestlichen Nachbarstaaten sondern in Deutschland bringt die Regierung ihre Forderungen ein und die Vorschläge, auf welche Weise sie zu decken seien, sind zunächst ihre Sache. Nachdrückliches Eintreten für ein großzügiges, einheitliches und plausibles Programm wird, wie noch stets bisher, auch einem zunächst nicht überzeugten Parlament gegenüber erfolgreich durchdringen. Gewiß liegt die Finanzreform ebenso wie Verlepsi^{ch} hinsichtlich der Fortschritte der Sozialreform sagt: „Die Zeiten sind vorüber, in denen das Eingreifen der Gesetzgebung grundsätzlich für unzulässig erklärt wurde. Jeder Versuch aber, die Grenze weiter auszudehnen, stößt auf starken Widerstand.“ Man

erklärt eine Reichsfinanzreform theoretisch für durchaus notwendig, wendet sich aber gegen jeden praktischen Vorschlag, der Erfolg bringen könnte, mit planvollen Methoden des Einzelkampfes, wobei Reichstagsparteien und Bundesratsstimmen allerdings aus verschiedenen Motiven handeln.

Daß in Deutschland die öffentlichen Lasten heute im Vergleich mit anderen Ländern sowohl hinsichtlich absoluter Leistungen pro Kopf der Bevölkerung als auch hinsichtlich des Verhältnisses der öffentlichen Aufwendungen zum Volkseinkommen außerordentlich niedrig sind, ist in den letzten Jahren mehrfach gezeigt worden. Die Ausführungen von Mahr's im Jahre 1890, („Ueber die deutsche Kriegsbereitschaft im Frieden“, Deutsche Revue 1890, S. 64 ff.; „Flotte und Finanzen“, Beiträge zur Beleuchtung der Flottenfrage, München, 1899), die Denkschrift über die Ausgaben für Flotte und Landheer und ihre Stellung im Staatshaushalt der wichtigsten Großstaaten, mehrfache Untersuchungen von Adolph Wagner (z. B. Handels- und Machtpolitik, Band 2 S. 45 ff.) und anderen mehr stellen diese Tatsache wissenschaftlich außer Zweifel. Nur die eigenartigen bundesstaatlichen Rechtsverhältnisse sind die Ursache, daß die deutsche Finanzkraft nicht mit solcher Leichtigkeit für vorliegende Zwecke mobilisiert werden kann, wie etwa in England, Frankreich oder anderen Einheitsstaaten.

Verfassungsmäßig hat das Reich das Recht, sich seine Einnahmen in beliebiger Weise durch direkte oder indirekte, im Innern oder an der Grenze erhobene Steuern zu beschaffen. Das Vorhandensein des Potpourris von einzelstaatlichen, nach verschiedenen Grundsätzen aufgebauten Lokalbudgets aber hat hier praktisch eine erhebliche Beschränkung als Notwendigkeit erscheinen lassen. Bei der Begründung des Reichs, als man die Entwicklung der Dinge nicht wohl übersehen konnte, erschien es als das Wichtigste, zunächst für die Aufbringung eines nennenswerten Teiles der Reichseinnahmen auf die Bundesstaaten zurückzugreifen. „Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben sollten zunächst die etwaigen Ueberschüsse der Vorjahre, sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen dienen. Insoweit dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen“, sagt der Artikel 70

der Reichsverfassung. Diesen blieb natürlich nach wie vor überlassen, in welcher Weise sie diese „Matrifularbeiträge“ ihrerseits jeweilig aufbringen wollten. Der besagte Artikel 70 sieht aber ausdrücklich vor, daß dies Verfahren nur beibehalten werden soll, „solange Reichssteuern nicht eingeführt sind“. Trotzdem man dank seit 1879 mehrfach große Reformen des Reichszoll- und Steuerwesens vorgenommen hat, ist bisher dem Grundgedanken der Verfassung noch nicht Rechnung getragen, daß die Matrifularbeiträge nur eine transitorische Maßnahme sein sollten, bis man aus der Praxis heraus das Wesen der Reichsfinanzgebarung besser kennen gelernt habe. Vielmehr wurde das Verfahren in der Folgezeit, nach Erschließung großer eigener Einnahmequellen für das Reich mittels Zollerhebung und Ausbau der inneren Besteuerung, durch die Frankenstein'schen Klausel in das Gegenteil der Absicht des Gesetzgebers verkehrt. Statt die Matrifularbeiträge förmlich zu beseitigen, ließ man sie in der Staatsaufmachung stehen, gewöhnte aber die Bundesstaaten daran, nicht nur einen Ausgleich der Matrifularbeiträge durch Ueberweisungen von Reich wegen als das Normale anzusehen, sondern ihren eignen Haushalt auf vom Reich erwartete Ueberschußüberweisungen mit zu basieren. Für eine Stärkung des Reichsgedankens mag die Entwicklung in letzter Hinsicht etwas Verlockendes gehabt haben; denn nichts konnte die Sympathie für das Reich rascher und stärker steigern als offenkundige Vorteile, die sein Bestehen bringt, und die für jeden einzelnen lokalpatriotischen, vor Bewilligungsfragen gestellten Bundesstaatter viel klarer auf der Hand liegen als die indirekten Vorteile des Reichs, deren Wirkungen man nicht jeden Augenblick in bar ersparten Geldern vor den Wählern auszurechnen gewöhnt ist.

Der Reichsgedanke ist heute so stark, daß wohl in keinem der zweideutend und einem Bundesstaaten Betrachtungen über die Folgen eines etwaigen Aufhörens der Reichsfürsorge überhaupt angestellt werden. Unabhängige Zwergstaatengebilde vom Typus der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Einzelstaaten würden sich bei den heutigen Anforderungen an staatliche Leistungen nach innen und außen auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reichs schon seit einer Generation unter keinen Umständen mehr haben halten können. Sie wären unweigerlich materiellem und finanziellem Bankerott anheimgefallen, gleich gewissen exotischen Staaten in ein finanzielles Helotentum gegenüber großen Finanzmächten

herabgesunken. Selbst nachdem ihnen große und schwere Lasten abgenommen sind, stehen einzelne von ihnen finanziell bereits recht ungünstig da, angesichts der gewaltigen Anforderungen an die Leistungen moderner Staatengebilde, für deren Durchführung die Zwergstaatenform nicht geeignet ist. Daß das Reich die einzige Versicherungsanstalt für die Aufrechterhaltung ihres selbständigen Daseins als Bundesstaaten darstellt, ist ein Gesichtspunkt, den man unter allen Umständen vor Augen behalten muß, wenn es sich um die Lösung des Finanzproblems handelt. Was sie für das Reich leisten, sind nicht etwa Opfer, die sie ihm bringen, sondern Aufwendungen für die sonst unmögliche Selbsterhaltung.

Prinzipiell können demgemäß für die Reichsfinanz nur zwei Gesichtspunkte in Frage kommen; einmal, was verfassungsmäßig zulässig ist, und sodann, was für das Reich nötig ist, denn da Reichsrecht Landesrecht bricht, so steht die Reichsfinanzmaßregel über der Landesfinanzmaßregel. Theoretisch wäre nichts verkehrter, als eine Anerkennung des Grundsatzes, daß einmal bestehende Einzelstaats-Finanzmaßnahmen für das Reich einen Hinderungsgrund bilden, aus derselben Quelle zu schöpfen, selbst wenn eine Reichssteuer dem Bundesstaate direkte oder indirekte Veranlassung geben müßte, eine bisherige Quelle seiner Einnahmen seinerseits aufzugeben. Die Verfassung läßt dem Reich absichtlich und bewußt die freie Wahl der Einnahmebeschaffungsform: das ist im Prinzip das allein entscheidende. Im Fall eines Krieges oder sonstiger großer Nöte braucht das Reich sich keinen Augenblick Rechtsstrupel zu machen, ob es sich durch Zölle, Verbrauchs- oder Verkehrsabgaben, oder auf irgend eine andere Weise der direkten oder indirekten Besteuerung seinen Bedarf beschaffen soll. In der Praxis normaler Zeiten werden allerdings andere Erwägungen eine erhebliche Rolle spielen, und für den Gesetzgeber das Bedürfnis nach einer tunlichen Schonung bestehender Bundesinteressen von wesentlichem Einfluß sein, die Politik des Arbeitens längs der Linie des geringsten Widerstandes sich von selbst empfehlen.

Es ist nicht ohne Interesse, daß in Deutschland der Gang der Entwicklung die Reichsfinanzen in dieselben Bahnen geleitet hat, in denen sich schon seit lange die Bundesfinanzgebarung in Amerika bewegt, und daß auch die verfassungsmäßigen Grundlagen nahezu gleiche sind. Auf beiden Seiten beschafft man einen wesentlichen Teil seiner Einnahmen durch indirekte Abgaben, während man in der Lage wäre, sie ganz oder teilweise durch direkte Steuern zu

erheben. In Deutschland entstammten im Etatsjahr 1904 bei einer Einnahme von 1863 Millionen: 844 Millionen den Zöllen und Verbrauchssteuern, 89 Millionen den Reichsstempelabgaben, 480 Millionen der Post- und Telegraphenverwaltung, 96 Millionen der Eisenbahnverwaltung usw.; die Matrikularbeiträge betragen 236 Millionen, denen aber Ueberweisungen an die Bundesstaaten von 196 Millionen gegenüberstanden, so daß rund die Hälfte der wirklichen Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchssteuern gedeckt wurden. Die Zölle lieferten 511 Millionen, die Tabaksteuer 12, die Zuckersteuer 115, die Salzsteuer 50, die Branntweinsteuer 121, die Schaumweinsteuer 5 und die Brausteuer usw. 30 Millionen. In den Vereinigten Staaten entstammten in dem am 30. Juni 1904 endenden Etatsjahr von 542 Millionen Dollars Einnahmen 262 Millionen oder fast die Hälfte allein den Zöllen. Ein volles Drittel lieferten der Alkohol in verschiedenen Formen, ein Dreizehntel der Tabak; anderen Quellen als Zöllen und Verbrauchsabgaben entstammten nicht ganz 10 Proz. Man macht auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans derzeit vom Recht der Erhebung direkter Abgaben keinen Gebrauch, die Vereinigten Staaten sind von dieser Praxis allerdings bereits in früheren Zeiten unter gleich zu erörternden Verhältnissen zeitweilig abgewichen.

Nun stehen sich in Deutschland zwei Richtungen gegenüber. Die eine erklärt, man müsse es bei der bisherigen Methode der Einnahmequellenverteilung sein Bewenden haben lassen, dem Reich die indirekten Besteuerungsgebiete vorbehalten, und den Bundesstaaten nicht in ihre direkte Abgabenerhebung hinübergreifen; auf dem Gebiete des Alkohols und des Tabaks wären noch ganz außerordentlich große Einnahmeerhöhungen zu erzielen, wenn man die Steuern nur bis zu jener Höhe hinaufbrächte, auf welcher sie in zahlreichen anderen Staaten, vor allem auch in Amerika, da stehen. Mannigfache Pläne sind außerdem durch die Luft geschwirrt über Vermehrungen des buntscheckigen Systems von Stempeln und sonstigen Verkehrsabgaben. Diesen Argumenten und Projekten, wie sie zum Beispiel neuerdings *K u r d o r f f* und *M a y r*, wenn auch wohl nicht aus gleichen Motiven, vertreten haben, steht eine andere zunehmende Gruppe gegenüber, welche erklärt, die Einführung weiterer indirekter Abgaben sei zurzeit nach verschiedenen Richtungen hin nichts weniger als erwünscht; gewiß könnten Branntwein, Bier und Tabak erheblich mehr bluten, aber es handelt sich bei Bier und Tabak um wesentliche Genußmittel

der breiten Klassen des Volkes, und letztere seien bereits durch die Zölle, speziell die neuen Zollerhöhungen auf Lebensmittel von Reichswegen gegenüber den wohlhabenderen Schichten ungebührlich stark belastet. Die Reichsfinanzen hätten im Laufe der Jahre eine den Postulaten sozialer Gerechtigkeit nach keiner Richtung entsprechende Gestaltung erhalten, und dies würde auch nicht durch die teilweise reformierte Steuergesetzgebung einzelner Bundesstaaten genügend ausgeglichen. Es sei unangänglich, jetzt den Tabak, das Bier u. heranzuziehen, die zwar im äußersten Falle eines Krieges eine wertvolle Reserve blieben; zurzeit erforderten es sozialpolitische Erwägungen, daß man auf Methoden der Besteuerung sänne, die eine bessere Verteilung der Reichslasten entsprechend der Leistungsfähigkeit der Steuerzahlenden Reichsbürger durchführt.

Dies ist natürlich die wichtige allgemeine Vorfrage: Will man die tatsächlich schon stärker belasteten Minderbemittelten auch in Zukunft die Hauptlasten tragen lassen, oder, wie in der Miquelschen Steuerreform Preußens, der württembergischen Steuerreform u., auch in der Reichsfinanzreform den Erwägungen sozialpolitischer Gerechtigkeit Rechnung tragen? Die maßgebenden Faktoren im Reichstag haben in den letzten Jahren mehrfach zum Ausdruck gebracht, daß sie eine Verstärkung der auf die Massen fallenden indirekten Steuerlasten auf den in Frage stehenden Gebieten nicht wollen, und nachdem im Zolltarif und in den Handelsverträgen die erhöhte Belastung des Nahrungsbedarfs für zwölf Jahre festgelegt ist, würde es wohl kaum eine weniger gerechte oder politische Maßnahme geben, als eine Steigerung der sonstigen Konsumtionsabgaben. Wer eine größere Reform unseres Finanzwesens ernstlich will, muß auf andere Mittel und Wege sinnen. Daß diese derzeit nicht auf dem Gebiete der Verkehrsabgaben oder komplizierten Gebührensystemen liegen können, wird allgemein zugegeben.

So bleibt die Frage der Schaffung annahmesicherer direkter Steuern zu lösen. Unzweifelhaft wird eine Anzahl von Bundesstaaten gegen die Ausschreibung einer allgemeinen direkten Steuer jede Art von Widerstand versuchen; es ist kaum mit Sicherheit zu sagen, ob es ohne weiteres gelingen wird, eine Majorität im Bundesrat für irgend eine direkte Steuermaßnahme zu gewinnen; ja selbst im Reichstag ist die Zahl der versteckten Gegner vielleicht größer als man vermutet. Es wird von vornherein Umschau zu sein, wie man die Widerstände und Bedenken bestmöglichst

auszuschaltet. In den Vereinigten Staaten ist man an Gesetze für direkte Steuererhebungen mehrfach herangegangen, nur in Kriegszeiten sind sie aber zur Ausführung gelangt. Ein anderer Versuch im Jahre 1894, eine Bundeseinkommensteuer zu schaffen, ist dagegen auf merkwürdige Weise gescheitert. Die Vereinigte Staatenverfassung legt, wie oben gesagt, ausdrücklich dem Bund das Recht bei, direkte Abgaben zu erheben. Sie bestimmt aber im Artikel 1 Sektion 2 und 8, daß die Erhebung mittels Repartition auf die Bundesstaaten entsprechend der im Zensus alle zehn Jahre festgestellten Kopfszahl der Bewohner zu geschehen habe, und eine Bevorzugung oder ungleiche Kopfbelastung nicht stattfinden dürfe. Als man im Jahre 1893 vor einem riesigen Defizit stand, ging man zur Bewilligung einer Einkommensteuer über. Diese wurde aber in dem Gesetz nicht in verfassungsmäßiger Weise repartiert, und es war eine höhere Besteuerung der großen Einkommen, Freilassung der kleinen vorgesehen. Aus beiden Gründen erklärte das Oberbundesgericht zu Washington das Gesetz für verfassungswidrig; und da sich inzwischen die Einnahmen aus indirekten Quellen wieder gesteigert hatten, kam man auf das bei den Kapitalisten natürlich höchst unpopuläre Gesetz nicht wieder zurück. In Deutschland bestehen diese Fesseln nicht. Und das ist ein Glück, denn sonst würde das Reich trotz des vorhandenen Rechts die tatsächliche Erhebung einer direkten Steuer in Friedenszeiten kaum zu erringen Aussicht haben.

Wenn wir nämlich auf eine Verwirklichung tatsächlich hoffen, so kann das nur unter der Voraussetzung geschehen, daß die Ausschreibung nach ganz anderen Grundsätzen als in der primitiven, wenig angemessenen Form einer gleichmäßigen Repartition pro Kopf der Reichsbevölkerung, wie bei den Matrikularbeiträgen, vor sich geht. Im Gegenteil wird einerseits ganz selbstverständlich der sozialpolitische Gesichtspunkt einer sogenannten progressiven, d. h. in Wahrheit degressiven Besteuerung in Frage kommen, mag es sich um eine Einkommen-, Vermögens- oder Erbschaftssteuer handeln; man wird nie daran denken, die kleinen Vermögen mit ebenso hohen Sätzen wie die großen heranzuziehen, sondern man wird kleinere Einkommen, Vermögen oder Erbschaften freilassen, größere stärker heranziehen. Die Anschauung, daß die stärkeren Schultern im Reich auch stärkere Lasten tragen müssen, daß die Kapitalisten und Unternehmer, die in Kriegszeiten größere Risiken laufen und in Friedens-

zeiten größere soziale Pflichten haben, auch entsprechend höher beitragen müssen, ist immer allgemeiner geworden. Mögen die großen Grundvermögen einen Weg finden, höherer Belastung zu entgehen; das bewegliche Kapital oder seine Erträge müssen nach der allgemeinen Auffassung heute für das Reich mehr leisten. — Andererseits würde der Widerstand der Einzelstaaten kaum zu überwinden sein, wenn man nicht auf dem Gebiet der Repartierung und Erhebung nennenswerte Konzessionen macht. In letzterer Hinsicht liegt allerdings eine Warnung vor der Gewährung allzugroßer Freiheiten in Amerika vor, wo in den Südstaaten während des Sezessionskrieges eine direkte Steuer für die konföderierte Regierung ausgeschrieben wurde, welche, auf die Einzelstaaten repartiert, von diesen aber zum Teil als Staatsschuld übernommen und anstatt erhoben, durch die Negozierung von Anleihen gedeckt wurde. Soweit könnte man keinesfalls gehen, daß man etwa eine Reichssteuer ausschriebe und sie auf die Bundesstaaten verteilte, ihnen die Erhebungsform überlassend. Das wäre ja schließlich auch nur eine Variation über das Thema: Matrifularbeitrag. Hier würde vielmehr eine Analogie in der Entwicklung des Zollvereins zu suchen sein, wo die Einziehung der Zölle nach vom Zollverein aufgestellten Sätzen und Grundsätzen zu erfolgen hätte, die Einzelstaaten aber die erhebenden Beamten und den administrativen Apparat lieferten, Bestimmungen, die dem Artikel 36 der Reichsverfassung mit zugrunde liegen.

Doch wäre es noch nicht damit getan; die Zölle wurden nach einheitlichen Grundsätzen festgelegt, entgegenstehende Bestimmungen der Einzelstaaten nach außen hin gänzlich und hinsichtlich der inneren Konsumtion und Uebergangsabgaben im wesentlichen beseitigt. Dagegen würde man bei der Erhebung direkter Reichssteuern heutigen Tages das Aufgeben der bundesstaatlichen Besteuerungsgerechtfame in gleicher Richtung kaum durchsetzen. Man muß damit rechnen, daß eine solche Reichsteuererhebung neben der bisherigen Bundesfinanzgebarung in gleicher Weise einhergehen wird, und da würden dann, was immer die Reichssteuer sein mag, die in den einzelnen Staaten verschieden eingerichteten Systeme der Erbschafts-, Vermögens- und Einkommensteuer ungleichmäßig wirken und lokal sehr verschieden große Belastungen herbeiführen, wollte man eine einheitliche Erhebungsmethode für das Reich festlegen. Es mag erwägenswert erscheinen, ob man nicht nach prinzipieller Schlußigmachung zu Gunsten einer

direkten Reichssteuer zu einer Bestimmung übergeht, die es den Bundesstaaten anheimstellt, den auf sie entfallenden Anteil an einer Reichssteuer in einer ihnen geeignet erscheinenden Form als Zuschlag zu einer entsprechenden Einzelstaatssteuer zu erheben; das heißt, es soll ihnen nicht freistehen, wenn das Reich eine direkte Steuer ausschreibt, ihre Quoten etwa mittels einer Schlacht- oder Konsumtionssteuer, oder Anleiheemissionen aufzubringen, wohl aber sollen sie in die Lage versetzt werden, wenn bei ihnen eine bestimmt abgestufte Einkommensteuer besteht, eine Reichssteuer entsprechend den geltenden Sätzen auf die Steuerpflichtigen zu repartieren und ebenso bezüglich einer Vermögens- und Erbschaftssteuer, eventuell auch einer Grundsteuer zu verfahren. Wo eine entsprechende Steuer überhaupt noch nicht bestände, da müßten sie nach vom Reich vorzuschreibenden Normen oder nach einem, dem übrigen Steuersystem entsprechenden, vom Reich aber zu genehmigenden Plan die Summen aufbringen. Dieses Verfahren wird mancherlei Schwierigkeiten und mit der Farbe der Einzelstaaten ladierte Bedenken aus dem Wege räumen, da auf diese Weise die Lokalgerechtfame ja noch erheblich weiter geschützt bleiben wird, als beim Zollverein. Man könnte übrigens auch daran denken, daß gerade Staaten, die schon stark entwickelte Einkommensteuern aufweisen, die Reichsanlage lieber als Vermögens- oder Erbschaftssteuer erheben werden und umgekehrt.

Neben dem formalen wird aber noch ein sachlich erheblicher Einwand zu erledigen sein. Die Bevölkerungszahl sagt in Deutschland notorisch nicht allzuviel. Man ist in verschiedenen Landes- teilen trotz gleicher Bevölkerungsdichte sehr verschieden wohlhabend. Nermere mitteldeutsche Bundesstaaten würden sich mit Nachdruck dagegen verwahren, daß sie entsprechend der Kopfzahl ihrer Bewohner ebenso stark herangezogen werden, wie die Hansestädte oder Hessen oder die preußischen Rheinprovinzen. Zurzeit fehlt uns jede zuverlässige Unterlage für die einheitliche Beurteilung der Finanzkraft der einzelnen deutschen Staaten und Landesteile; wir besitzen auch noch keine zusammenfassende ausreichende Uebersicht über die seitens der einzelnen Bundesstaaten an ihre Bewohner gestellten finanziellen Anforderungen; geschweige denn, daß wir jene Grundlagen hätten, die für eine richtige Festlegung des Problems nötig sind — Vergleiche der wirtschaftlich-finanziellen Kraft der Bundesstaaten und ihrer Bewohner mit ihrem bisherigen Aufwand und ihren Leistungen. Doch können wir die gedachte Verschiedenheit als eine unzweifel-

hafte Tatsache unterstellen und daraufhin den prinzipiellen Gesichtspunkt als berechtigt anerkennen: Auch wenn eine Verteilung von direkten Reichssteuern auf die Bundesstaaten stattfinden wird, darf sie nicht in der formalen Verteilung pro Kopf geschehen, sondern es muß die Leistungsfähigkeit der Bundesstaaten und ihrer Bewohner im einzelnen in Betracht gezogen werden! — Auch hier können wir aus der Geschichte des Zollvereins eine Analogie herausgreifen oder vielmehr ihre Umkehrung. Damals wurde einzelnen wohlhabenden Staaten, die bisher über den Durchschnitt große Mengen Güter eingeführt hatten, und somit größere Beiträge zu dem gesamten aufgebrauchten Zollertrag in Aussicht stellten, aus diesen und anderen Gründen eine präzipuale Beteiligung an den Einnahmen zugestanden, sie erhielten von den gesamten Einnahmen des Zollvereins nicht etwa eine so große Quote, wie sie dem Verhältnis ihrer Einwohnerzahl zur gesamten Bevölkerung des Zollvereins entsprochen hätte, sondern es wurde ihnen ein höherer Prozentsatz der Beteiligung per capita zugesichert. — Im vorliegenden Fall müßte man gewissen ärmeren Staaten, deren Volkseinkommen unter dem Durchschnitt des Reichs steht, präzipuale Entlastung zugestehen, eine verminderte Verpflichtung zur Steuerzahlung für sie festsetzen; ein Gesichtspunkt, der für die Bundesstaaten als Einheiten nur eine Erweiterung des Satzes von der rechtmäßigen Stärkerbelastung der kräftigeren Schultern bedeutet.

Durch diese verschiedenen Qualifikationen glaube ich, würde man den deutschen Partikularisten, oder, amerikaniſch ausgedrückt, Anhängern der Einzelstaatenrechte, die Sache erheblich schwächer machen können und auch ernsthafte Gründe für Bedenken aus dem Wege räumen. Die Geschichte des Zollvereins hat bewiesen, daß eine derartige Teilung der Exekutiven in den Bundesstaaten, sowie Berücksichtigung von gewissen Sonderrechten und eine Präzipualbehandlung keineswegs dem Erfolg großer Maßnahmen im Wege stehen, im Gegenteil oft gerade ermöglichen, da etwas zu erreichen, wo sonst die Widerstände unüberwindlich wären. Ob die richtigste Maßnahme an sich eine Reichserbschafts-, Reichsvermögens- oder Reichseinkommensteuer sein wird, ist vielleicht bis zu einem gewissen Grade Geschmacksache oder eine den einzelnen Bundesstaaten gegenüber verschieden zu beurteilende Opportunitätsfrage. Man wird zu einem endgültigen Urteil auch erst gelangen können, wenn eine vollkommen vergleichbare Uebersicht über den Aufbau der einzelstaatlichen Finanzsysteme vorliegt. Ja, man müßte eben unter Um-

ständen daran denken, daß man es den Bundesstaaten freistellen müßte, ob sie mittels Zuschlag zu einer der bei ihnen etwa bestehenden direkten Steuern oder durch Einführung einer neuen die ihnen zufallende Quote aufbringen wollen.

Hierfür die nötigen materiellen Vorschläge aufzubringen, die zu endgültigen Schlüssen und Beschlüssen führen können, ist Aufgabe der Sachleute im Reichsschatzamt und in den Finanzministerien der Bundesstaatsregierungen. Das, was die öffentliche Meinung dagegen verlangen muß, ist nur, daß der prinzipiellen Anerkennung von der Berechtigung einer direkten Reichssteuer in nächster Zeit durch Einbringung annehmbarer Vorlagen Ausdruck gegeben wird, und daß dadurch das Reich aus der unwürdigen Situation chronischer Defizits herausgerissen wird. Unter die Einnahmequellen muß jenes elastische Element eingeführt werden, das bisher fehlt, ein Titel, der eventuell zur Ausgleichung dienen kann, nicht so wie die bisherigen Matrikularbeiträge, die durch ihr Schwanken plötzlich die Budgets von 25 Einzelstaaten ins Mitschwanken bringen, sondern eine regelmäßige, die Reichsangehörigen entsprechend ihren Leistungsvermögen erfassende Abgabe. Es würde alljährlich nach Feststellung des Reichshaushalts die auf Grund des vorliegenden Bedarfs aufzubringende Summe festgestellt und ihre Repartierung auf die Bundesstaaten entsprechend einem ein für alle Mal und für längere Frist festgestellten Finanzplan beschlossen werden. Das Budgetrecht der Volksvertretung wäre somit formell und materiell gewahrt, die Bundesstaaten aber in ihrem eigenen Budget vollkommen unabhängig vom Reichsbudget, dagegen in der Lage, in der Maschinerie ihrer örtlichen Mittelbeschaffung nach bestimmten Normen die Handhabe für die Aufbringung der Reichsmittel zur Verfügung zu stellen. Dadurch würde man sich auch vor einem Weitermarsch auf der abschüssigen Bahn des Schuldenmachens für Ausgaben des Ordinariums bewahren, welche zu betreten gerade Deutschland mit allen Mitteln vermeiden muß. Denn es muß darauf rechnen, daß im Falle internationaler Konflikte ungeheure Anforderungen an seine Finanzkraft herantreten, für deren Befriedigung es dann wesentlich auf einen über allem Zweifel stehenden und möglichst unbelasteten Kredit zurückgreifen muß.

Prophetische Kaisererwartungen im ausgehenden Mittelalter.*)

Von

A. Rosenkranz.

Unter dieser Ueberschrift erwarte man keine anmutige Schilderung des „alten Barbarossa, des Kaisers Friederich“, der nach dem Rückert'schen Gedicht im Kyffhäuser verborgen sein soll. Ich verzichte auch darauf, zu beweisen, daß mit dem verborgenen Kaiser Friederich ursprünglich nicht Barbarossa, sondern sein Enkel Friedrich II. gemeint war. Es ist mir überhaupt nicht darum zu tun, die Entwicklung der Kaiser s a g e vorzuführen, der lieblichen, herzlichen Sage, die im Volksgemüt wurzelt und einen Selben haben muß, den sie dichterisch verklärt. Unser Blick soll sich auf das Gebiet der W e i s s a g u n g richten — und das ist ein Land, von dem Reich der Sage so verschieden, wie die kahlen Eifelhöhen von der blumigen Rheinau. „Die Sage geht von der Persönlichkeit aus, hält unbewußt an ihr fest und wagt es in ihrem idealsten Anfangsstadium nicht, egoistische Motive in dieselbe hineinzutragen; die Prophetie geht von einem pessimistischen Grundzug der Zeit, von der Sehnsucht nach einer Besserung des geistigen und sozialen Daseins aus und sucht nach einer Persönlichkeit, welche geeignet wäre, die großen Gegensätze im Völkerverleben zu heben. Die Sage bleibt sich und ihrem einmal erkorenen Selben getreu; die Prophetie paßt sich den Zeitverhältnissen an, heftet sich nur vorübergehend an bestimmte Personen und ist, wenn sie nicht überhaupt nur von einem beliebigen Kaiser der Endzeit fabelt, tendenziös auf irgend einen Sprossen einer bestimmten Dynastie gerichtet. Die Töne, welche die Sage hervorzaubert, sind

*) Vortrag, gehalten auf dem 55. Stiftungsfest des Evangelisch-Theologischen Vereins zu Bonn am 15. Juli 1904.

voll und rein; . . . hart und schrill erhebt dagegen die Prophetie in Sturm und Drang, in Angst und Not ihre Stimme.“*)

bleiben wir also bei den etwas herben, bitteren, aufregenden Weissagungen, die einen Kaiser der Zukunft zum Gegenstande haben. Döllinger**) sagt darüber in einem glänzenden Aufsatz: „Bei näherer Ansicht des prophetischen Stoffes in der christlichen Zeit ergibt sich alsbald, daß wir vier Arten der Weissagungen unterscheiden müssen. Wir finden nämlich außer den rein religiösen Prophezeiungen auch dynastische, sodann nationale, und wiederum andere, die ich kosmopolitische nennen will.“ Einen kosmopolitischen Zug haben die Weissagungen des Mittelalters zu allermeist befaßen; darin können wir wohl eine Nachwirkung des Augustinischen Buches über den Gottesstaat erkennen. National sind sie erst langsam geworden, zunächst in Frankreich, wo die herrschende Dynastie sich der Weissagung bemächtigte; erst gegen Ende des Mittelalters auch in Deutschland. Dagegen ist Italien das Land der vorwiegend kirchlichen Zukunftserwartungen; das prägt sich aus durch den „in Italien eingebürgerten Gedanken eines Papa angelico, wie man später sagte; . . . es war das italienische Seitenstück zu dem in Deutschland ersehnten und gehofften Kaiser Friedrich.“***) Die Eigentümlichkeit endlich der deutschen Prophetieen liegt in ihrer sozialen Färbung, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts immer deutlicher zutage trat.†)

Machen wir eine Wanderung durch das Italien des 13., das Frankreich des 14., das Deutschland des 15. Jahrhunderts, zunächst mit großen Schritten, dann länger verweilend.

I.

Der letzte große Staufer, Friedrich II., der geistgewaltige Bekämpfer des Papsttums, ist die Veranlassung geworden, weshalb der erwartete Kaiser der Zukunft den Namen Friedrich erhielt.

*) Kamperß, Franz: Kaiserprophetieen und Kaiserfagen im Mittelalter (in Historische Abhandlungen, herausg. von Heigel und Grauert, VIII. Heft). München 1895. S. 53 f.

**) „Der Weissagungsglaube und das Prophetentum in der christlichen Zeit“ in: Kleinere Schriften, Stuttgart 1890. S. 452.

***) Döllinger S. 512.

†) „Die Richtung der Prophetie in Italien läßt sich wohl zusammenfassend als kirchlich kennzeichnen, die Richtung derselben in Frankreich als national; in Deutschland erhält die Kaiserprophetie durch das leidenschaftliche Drängen der unteren Massen nach einer Umgestaltung der kapitalistischen und politischen Verhältnisse ihr charakteristisches Gepräge.“ Kamperß. S. 160.

Ein Kaiser hat nämlich schon viel früher eine Rolle in den Prophezeiungen gespielt. Die neutestamentliche Offenbarung läßt den Kaiser Nero als antichristlichen Herrscher in ihrer Schilderung des Weltendes auftreten; und im 2. Kapitel des 2. Thessalonicherbriefes wird das römische Reich als die Macht bezeichnet, die das Kommen des Antichrist noch aufhält. Es ist also durchaus biblisch begründet, daß die prophetische Erwartung der letzten Zeit einen Kaiser mit in ihre Weissagungen einschließt. Das tut in eigentlicher Weise der *Joachimismus*, ein prophetisches System, „welches, wie kein anderes vor oder nachher, sich zu einer geistigen Macht ausgebildet hat, tief in die kirchliche Literatur eingedrungen ist und Jahrhunderte hindurch die Geister mit Hoffnungen und Befürchtungen erfüllt, ihre Vorstellungen von den göttlichen Rathschlüssen und von den zu erwartenden oder auch herbeizuführenden Dingen beherrscht hat.“*) Von Joachim, dem Abt von Fiore in Calabrien, ist das System begründet, nach seinem Tode (1202) durch seine Schüler weiter ausgebaut worden; es fand Eingang in den neu gegründeten Franziskanerorden und wurde durch die Strengerer dieses Ordens, die Spiritualen, gepflegt, verbreitet, mit Hartnäckigkeit, teilweise mit keckerischer Schärfe gegen die herrschende Kirche verteidigt. Joachim theilte die Weltzeit ein in das Zeitalter des Vaters, des Sohnes und — vom Jahre 1260 an — des heiligen Geistes. Nur allgemein sprach er von der Hoffahrt und Habsucht des Klerus, die gezüchtigt werden müsse, und vom Antichrist. Aber seine Nachfolger, die sog. Joachimiten, führten die Vorstellungen vom Weltende deutlicher aus. Der Kaiser sollte die Verfolgung über die entartete Kirche hereinführen, und Friedrich II. sollte dieser Kaiser der Verfolgung sein. Die guelfische Kaiserfeindschaft macht also Friedrich II. zum vornehmsten Werkzeug des Antichrist. Und wenn man in Italien und Deutschland den Kaiser auch noch längst nicht allgemein als den Feind der Kirche ansah, in dem einen Punkt hat der Joachimismus doch weithin Schule gemacht, in dem Gedanken, daß der Kaiser die verweltlichte Kirche durch ein Strafgericht läutern soll. Mit den Erwartungen einer Reform der Kirche bleibt nunmehr der Name des Zukunftskaisers verknüpft, sei es daß der prophezeite Herrscher im Dienst des Bösen oder des Guten steht. Der Kaiser der Weissagung hat eine gewaltige kirchliche — man kann auch sagen: religiöse — Aufgabe.

*) Döllinger S. 514.

II.

Es ist bezeichnend, daß die joachimitischen Schriften und Grundgedanken 1254 durch die pariser Universität verurteilt wurden. Frankreich dachte im ganzen anders von den Kaiserweissagungen als das in Guelfen und Ghibellinen gespaltene Italien. Die nationale Seite stand im Vordergrund des französischen Interesses. Namentlich im 14. Jahrhundert, der Zeit der schwachen Päpste und schwachen deutschen Könige, aber der starken französischen Herrscher, namentlich in dieser Zeit des mächtig aufstrebenden französischen Nationalgefühls suchte Frankreich sich stärkere Geltung zu verschaffen im Ansehen der abendländischen Völker. War denn der Kaiserglanz ein alleiniges Anrecht der Deutschen? Zählten nicht auch die Franzosen den großen Erneuerer des abendländischen Kaisertumes, Karl den Großen, zu ihrem Ahnherrn? Alte Sibyllensprüche, die seit der Zeit der römischen Republik bestanden hatten, allen Wandlungen der veränderten Zeitverhältnisse unterworfen gewesen waren, jüdische und christliche Uebearbeitung erfahren mußten, Weissagungen namenloser Verfasser wurden hervorgeholt, besonders ein Spruch, der ursprünglich auf Konstantins des Großen Sohn Konstans als den zukünftigen Herrscher hinvies. Unbedenklich wurde die oströmische Beziehung in dieser sog. tiburtinischen Sibylle ausgemerzt und dafür der sagenhaft verherrlichte Frankenkaiser Karl eingeschoben. Die französische Krone nimmt Karl den Großen als ihr Vorbild und Urbild in Anspruch, Karlprophetieen laufen in Frankreich um, und schon Karl von Anjou, der den letzten Hohenstaufen Konradin überwand, plante die Erwerbung der Kaiserwürde. Je länger die Erfüllung dieser Pläne bei Karl von Anjou und den folgenden Herrschern auf sich warten ließ, umsomehr rückte die Karlprophetie den Gegenstand ihrer Weissagung in die Zukunft.

Auch joachimitische Einflüsse spielten nach Frankreich hinein, und so finden wir um das Jahr 1350 in den Schriften des Franziskaners Johannes de Rupescissa folgende interessante Verbindung der Friedrich- und Karlprophetie. Die verschiedenen Seiten der damaligen französischen Politik treten darin deutlich hervor. „In den Visionen verheißt unser Mönch aus dem Samen Kaiser Friedrichs II. und Peters von Aragon einen Antichristen, Ludwig von Sizilien; dieser wird der kommende kirchenfeindliche Weltmonarch sein und soll zum römischen Kaiser

gewählt werden, wenn das Schisma zwischen einem heiligen und einem falschen Papste eingetreten ist. Rom, das Haupt der Welt, wird dieser Antichrist-Kaiser für immer zu Boden werfen, und darnach wird er zusammen mit dem Herzoge von Aquitanien, dem Könige von England, einigen spanischen Königen und deutschen Fürsten aus dem Stamme Ludwig des Bayern, dem er auch das Prädikat: „Antichrist“ gibt, einer heiligen Liga, bestehend aus dem heiligen Papste, dem Könige von Frankreich und Karl, dem erwählten römischen Kaiser, gegenüberreten. Frankreichs Demütigung bedeutet die Stärkung der antichristlichen Macht; aber schließlich erheben sich „neue Makkabäer“ aus französischem Blute mit siegreichen Waffen gegen den Kaiser der Verfolgungen. Vor dem Ende der Zeiten, zu Beginn des tausendjährigen Reiches wird endlich das Kaisertum und das Papsttum nach Jerusalem überführt werden.“*) Obgleich Johannes de Rupe-sciffa durch den Papst eingekerkert wurde, setzte er seine Weissagungen fort und bestimmte sogar mit gefährlicher Genauigkeit 1365 als das Jahr, da die Tribulationes, die Verfolgungen anheben sollten. „Gedanken aus der italienisch-joachimitischen Friedrichprophetie, aus der italienisch-joachimitischen Verkündigung eines heiligen Papstes, aus der französischen . . . Karlprophetie finden wir hier in merkwürdiger Verquickung.“**)

Hatte der Joachimismus von Italien aus auf den französischen Franziskaner Johannes von Rupe-sciffa befruchtend eingewirkt, so flogen umgekehrt die Samenkörner der französischen Karlprophetie nach Italien und wurzelten in einem gewissen Telesphorus, oder vielmehr in seinem Traktat vom Jahre 1386; denn von dem Verfasser wissen wir nichts Näheres. Die Franzosen schickten sich an, Genua in ihre Gewalt zu bekommen; der damalige Genueser Doge Abornos begünstigte die französischen Bestrebungen. Da fand diese Politik unter der prophetischen Maske einen eifrigen Verteidiger in Telesphorus, der — in Anlehnung an Rupe-sciffa — „den Weltberuf Frankreichs zum Kaisertume und zur Schlichtung des Papst-Schismas betont. Ausgehend von den Ursachen der großen Kirchenspaltung, die er in den Fehlern des Klerus und des ganzen christlichen Volkes sucht, prophezeit Telesphorus einen heiligen Papst, einen Kaiser der Verfolgungen, Friedrich III., und eine große Reformation . . . König Karl von Frankreich, der wie alle

*) Kampers S. 156.

***) Kampers S. 159.

französische Könige auf der Seite der Kirche und des wahren Papstes steht, wird zunächst besiegt und gefangen gesetzt, dann aber wunderbar befreit und vom rechtmäßigen Papste, dem Engelspapste, gekrönt, nachdem die deutschen Kurfürsten ihres Wahlrechtes beraubt sind. Vereint werden der Engelspapst und Kaiser Karl dann an das große Reformationswerk gehen, und vereint werden sie auch das heilige Land endgültig zurückerobern.“*)

Diese Weissagung des Telesphorus hat trotz ihrer engen zeitgeschichtlichen Beziehung eine weite Verbreitung erfahren. Als man sie 1516 in Venedig druckte, wurde sie durch starke Veränderungen der augenblicklichen Weltlage angepaßt: an die Stelle der Stadtrepublik Genua trat die Stadtrepublik Venedig, und der eigentlich prophetische Inhalt der Schrift war gerettet — ein Beleg dafür, daß die Prophetie, wenn auch in der Zeitgeschichte wurzelnd, in ihrer Hauptmasse doch zeitlos ist.

III.

Es muß befremden, daß der Telesphorus trotz seiner franzosenfreundlichen Art gerade in Deutschland viel gelesen, viel und sorgfältig abgeschrieben und oft angeführt worden ist. Das lag wohl in dem Nachdruck begründet, den der Telesphorus auf die Reform der Kirche legte. Denn Reform ist das große Schlagwort Deutschlands im 15. Jahrhundert. Reform war der Punkt, wo streng kirchliche Bestrebungen und ketzerische Kritik sich berührten. Und das letzte mittelalterliche Jahrhundert bietet mehr als ein Schriftstück, in dem schonungsloser Tadel sich unter dem Decknamen Reform an die Schäden der Kirche heranwagt.

Dieses Besserungswerk galt in Deutschland durchaus nicht als ein gottwidriges, kirchenseindliches. Seitdem Hildegart von Bingen († 1179) schon in der Zeit Barbarossas mit unerhörtem Beifall die Schäden der Kirche bloßgedeckt, „eine große und durchgreifende Säkularisation des Kirchenvermögens, eine Zurückführung des durch Reichtum und Habgier verderbten Klerus auf ein mäßiges und mehr gleichheitlich verteiltes Einkommen vorausgesetzt“,**) ist der Haß gegen die Priester immer tiefer ins Volk gedrungen und hat die Reform der Kirche als ein heilsames Werk gegolten. Und wenn Rom im Punkte der Kirchenerneuerung ver-

*) Rämpers S. 169.

**) Döllinger S. 504.

sagte und das deutsche Volk auf einen reformatorischen Zukunftskaiser wartete, so galt dieser kaiserliche Reformator keineswegs als Antichrist, vielmehr als der ersehnte Heilbringer.*) Und so stark war diese Kaiserhoffnung, daß gerade in Deutschland nach Friedrichs II. Tode falsche Friedrichs auftraten und die Weissagung einen 3. Friedrich verlangte, obwohl die Deutschen an Friedrich II. viel weniger gehabt hatten als die Italiener. Die Deutschen sind auch — abgesehen von ganz geringen Schwankungen zur Zeit Karls IV. — dem Friedrich-Namen treu geblieben, obwohl sich die Weissagung nie erfüllte, weder in Friedrich dem Freidigen von Thüringen († 1324), noch in Friedrich dem Schönen von Oesterreich († 1330), noch in Kaiser Friedrich III. (1440—1493), noch endlich in Friedrich dem Weisen († 1525), von dem Luther 1522 halb im Scherz sagte: „Ich hab oft in den Landen, als ich ein Kind war, ein Prophezei gehört: Kaiser Friederich würde das heilige Grab erlösen. Und wie denn der Prophezeien Art und Natur ist, daß sie ehe erfüllet, denn verstanden werden, so sehen sie allzeit anders wohin, denn die Wort fur der Welt lauten. Also deucht mich auch, daß diese Prophezei in diesem unserm Fürsten, Herzog Friedrichen zu Sachsen erfüllet sei. Denn was können wir fur ein ander heilig Grab verstehen, denn die heilige Schrift, darinne die Wahrheit Christi, durch die Papisten getödt, ist begraben gelegen, welchs die Bötel, das ist, die Bettelorden und Ketzermeister, behüt und bewahrt haben, daß kein Jünger Christi käme und stehle sie? Denn nach dem Grab, da der Herr in gelegen hat, welchs die Sarazen inne haben, fragt Gott gleich so viel, als nach allen Rügen der Schweiz.**)

Die Deutschen hielten auch schon deshalb an einem gottgesandten Zukunftskaiser fest, weil sie von ihm eine Beseitigung auch der sozialen Not erhofften, an der die Kirche mitschuldig war. Schon aus der Zeit der Geißlerfahrten und des großen Sterbens in Europa ist uns dies soziale Verlangen des Volkes bezeugt; und Sage und Prophetie gehen in solchem Volksglauben Hand in Hand, wenn Johann von Wintertthur um 1348 berichtet: „In diesen Tagen verbreitete sich bei zahlreichen Leuten jedes

*) „Für die deutsche Kaiserfrage, wie sie schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts bei Johann von Wintertthur charakterisiert wird, sind eben Züchtigung und Reformation der Kirche untrennbar verbunden.“ von Bezold: Zur deutschen Kaiserfrage (in: Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften zu München. 1884 Heft III) S. 575f.

***) Luthers Werke. E. A. 28, 139.

Standes die Meinung, daß Kaiser Friedrich, der zweite dieses Namens, in größter Machtfülle wiederkehren werde, um den völlig verschlechterten Zustand der Kirche zu reformieren. Die Leute, welche diese Meinung vertreten, fügen hinzu, daß er notwendig kommen müsse, auch wenn er in tausend Stücke zerschnitten oder zu Asche verbrannt worden wäre, weil es Gottes unabänderlicher Ratschluß sei, daß es so geschehen müsse. Nach dieser Meinung wird er, sobald er vom Tode auferstanden und auf die Höhe seiner Herrschermacht zurückgekehrt ist, die armen Frauen und Jungfrauen reichen Männern zur Ehe geben, und umgekehrt; die Nonnen und Beginen wird er verheiraten, die Mönche zur Ehe veranlassen, Unmündigen, Waisen und Witwen wird er alles, was ihnen geraubt ist, wiederverschaffen und allermänniglichem sein volles Recht zu Teil werden lassen. Die Geistlichen wird er so heftig verfolgen, daß sie ihre Tonsuren, wenn sie sonst keine Kopfbedeckung haben, lieber mit Kuhmist verdecken werden, um nur nicht die Tonsur zu zeigen^{*)} Mit diesen kaiserfreundlichen, sozial gestimmten Erwartungen traten viele Deutsche in das 15. Jahrhundert ein.

Prophetische Schriften, die von auswärts eingeführt wurden, eigneten sich die Deutschen in ihrer Weise an. Abt Joachim genoß großes Ansehen, die prophetischen Frauen Hildegart und Brigitta führte man oft wörtlich an, alte geheimnisvolle Sibyllensprüche wurden neu ausgelegt und die Schrift des Methodius viel gelesen, eine Schrift, die fälschlich den Namen eines Märtyrers Methodius aus der Zeit Diokletians trägt, in Wahrheit aber unter dem frischen Eindruck des vordringenden Islam zu Ende des 7. Jahrhunderts in Byzanz geschrieben ist, von Erfolgen der Mohammedaner, aber ihrer schließlichen Besiegung durch den römischen, d. h. oströmischen Kaiser zu erzählen weiß, eine Schrift, die man zu Ende des Mittelalters oft und gern hervorholte, auf die Gegenwart umdeutete und den Sieg über der Erbfeind der Christenheit, über den Türken, verheißen ließ. Diese Weissagungen bilden den eisernen Bestand der Schriften, an denen sich die Zukunftserwartung im 15. Jahrhundert immer aufs neue aufbaute. Selbst der franzosenfreundliche Telesphorus war den Deutschen willkommen. Doch nicht allgemein und nicht ohne Widerspruch.

^{*)} Schröder: Die deutsche Kaiserfrage. Heidelberg 1891.

Der berühmte Theologe Heinrich von Langenstein hat sich vom rein theologischen Standpunkt gegen den Telesphorus gewehrt, interessanter ist eine prophetische Gegenschrift, die um das Jahr 1400 entstand, und die Döllinger*) den „prophetischen Antitelesphorus der Deutschen“ nennt. Am Bartholomäustag (24. August) 1439 soll Johann Wünschelburg in einer Predigt zu Amberg folgendes gesagt haben: Gamaleon, ein seliger und besonders frommer Mann, ein Verwandter des heiligen Papstes Bonifatius, hatte eine Erscheinung über den Zustand der Kirche, in den sie in Zukunft geraten wird, vor dem jüngsten Tage. Die Erscheinung war so. Er sah einen prächtigen und sehr schönen Jungen von drei Jahren, der hatte einen Engelleib und war mit einer Krone gekrönt, auf der die Bilder der 7 Planeten und die Bilder der 7 freien Künste dargestellt waren. Auch war auf der Krone geschrieben: „Du bist schrecklich, und wer wird dir widerstehen?“ Der Knabe hatte in der rechten Hand 4 Schwerter, eins hielt er nach Osten, das andere nach Süden, das dritte nach Westen, das vierte faßte er mit der Hand und drohte damit nach Norden. Und der junge Knabe sprach zu Gamaleon: Willkommen, sei begrüßt, leb wohl! auf, höre, schau, sprich, frage, schreib! Drauf sagte Gamaleon: wer bist du, mein junger Knabe? Der antwortete: ich bin der Bote des höchsten Gottes und bin gesandt, dir eine schreckliche und wunderbare Zukunft zu verkünden; und selig sind, die im Hause Gottes wohnen. Gamaleon fragte: wieso bist du der Bote Gottes? was bedeutet das, was du an dir hast, nämlich die Bilder auf der Krone und die Schwerter in der Hand? Antwortete der Knabe: Die 7 Planetenbilder bedeuten 7 Herrschaften, in denen die 7 Planeten regiert haben, von denen jeder 1000 Jahre regieren wird. Und wir sind schon im letzten Planeten, der ebenfalls 1000 Jahre regieren wird, und es sind jetzt schon 600 Jahre davon vergangen und Gottes Gericht steht vor der Thür. Und wir sind schon im letzten Planeten, nämlich im Mond, der viele Wandlungen und Veränderungen hat, wie die Erfahrung lehrt. Wie nämlich der Mond wandelbar ist, so wandeln sich nun auch die Zeiten in wunderbarer Weise; seltsam und wandelbar sind die Zeiten. — Aber die 7 Bilder der 7 freien Künste bedeuten die 7 Zeitalter, und wir stehen schon im 7. Zeitalter. Darum heißt es von uns: wir sind es, zu denen das Ende der Welt gekommen

*) S. 546.

ist. — Aber die 4 Schwerter: 3 von ihnen bedeuten die 3 Reiche der Kirche, die in großer Drangsal sein werden, nämlich das Reich der Griechen, Römer und Deutschen. Das 4. Schwert bedeutet einen schrecklichen König der Römer, der wird in der Kirche Gottes das Uebel anrichten, von dem es Jeremia 6*) heißt: siehe ein Volk wird kommen vom Land des Nordens und ein großer Stamm sich erheben, es wird seinen Pfeil und Schild ergreifen, grausam ist es und kennt kein Erbarmen; seine Stimme wird brausen wie das Meer, und werden zu Pferde steigen, gerüstet wie ein Mann zur Schlacht, gegen dich, Tochter Zion, d. h. gegen die heilige Kirche. — Darauf sah Gamaleon, daß der Knabe seine Krone vom Kopfe nahm und auf die Erde warf; und sie zerbrach in Stücke, die man nun nicht mehr sah. Und der Knabe sprach zu Gamaleon: Sieh nach Süden! Da kam ein gewappneter Mann, der war bekleidet mit roten Kleidern und hatte eine Krone von Rubin, und auf seiner Krone war geschrieben: Unter meinen Füßen sollen alle Reiche sein; komme ich doch vom Lilienfeld. Und der gewappnete Mann hatte in der Linken einen Apfel und in der Rechten ein blutiges Schwert. Und der Knabe sprach: der gewappnete Mann ist ein Kaiser, der von Süden kommen wird, der anfangen wird das Uebel der Kirche und einen üblen Ursprung haben. Der wird von einem Papst gekrönt werden, wird sich den größeren Teil Italiens unterwerfen und nimmt den Deutschen die Macht. — Und hier die Deutschen werden sich einen Kaiser wählen aus Oberdeutschland, d. h. vom Rhein. Der wird in Aachen einen weltlichen Rat abhalten und einen Patriarchen in Mainz einsetzen, der zum Papst gekrönt werden wird. Und der erwählte Kaiser wird den anderen römischen Kaiser angreifen und töten. Und Rom wird nicht mehr geachtet und der apostolische Sitz zugedeckt werden; und alles Geistliche wird ausgehen von Mainz. Die Besitztümer werden der Kirche genommen, die Priester getötet und dann jenes Wort des Johannes**) sich bewahrheiten: wer euch tötet wird meinen, er tue Gott einen Dienst damit.***)

Das sind kräftige nationale Töne: nicht der Kaiser vom Lilienfeld — wie Telesphorus wollte —, sondern der deutsche Kaiser wird das Feld behalten und die Kirche reformieren, ja

*) Jer. 6, 22—23.

**) Joh. 16, 2.

***) Das lateinische Original bei von Bezold S. 604--605.

alles römische Wesen daraus verbannen; Mainz, die deutsche Stadt, soll sogar der kirchliche Mittelpunkt und der Sitz des Papstes werden, so wird schon zur Zeit des Konstanzer Konzils*) verkündigt. Das Wort ist nicht vergessen worden; und hundert Jahre später klingen noch ganze Teile der Amberger Predigt in einem Büchlein an, das Jakob Pflaum aus Ulm als neue Weissagung 1520 erscheinen ließ.

Bis dahin aber war in Deutschland noch oftmals prophezeit und manche Hoffnung enttäuscht worden. Die Zeit der drei großen Reformkonzilien am Anfang des 15. Jahrhunderts trug viel dazu bei, das päpstliche Ansehen zu schwächen und den Kaiser in den Augen des Volkes mit dem Glanz des gottgewollten Reformators zu umkleiden. Es ist rührend, mit welcher Zähigkeit die Deutschen an der reformatorischen Aufgabe Kaiser Sigmunds festgehalten haben. Noch 1496 ruft Wolfgang Aytinger in seinem Kommentar zu Methodius trauernd aus: Ach lebte doch Sigmund heute! Was würde er für die Reform der römischen Kirche tun, die über die Mägen voll Unkraut, Gestrüpp und Dornen ist!**) Warum diese unverdiente Verherrlichung Sigmunds, dessen Regierung so viele Hoffnungen auf Reform enttäuscht hatte? Im Jahre 1438 war eine Reformschrift erschienen, im Jahre 1476 ist sie nachweisbar zum erstenmale gedruckt worden: die sogenannte Reform Kaiser Sigmunds, die unter dem kaiserlichen Decknamen die Schäden der Zeit rügte und bei den kritiklosen Lesern den Ruhm Sigmunds als des großen Heilbringers befestigte.

Diese vielgenannte Schrift, die auf den verschiedensten Gebieten des geistlichen und weltlichen Lebens die bessernde Hand anlegen wollte, schrieb übrigens dem Kaiser Sigmund durchaus nicht die Reformatorenrolle zu.**) Sie erwartete einen geweihten Herrscher, einen Priesterkönig: „Der erst kunig was melchisedech und was ain priester. der kaiser von India ist ain priester und

*) „mag er (der „Gamaleon“) wirklich bald nach dem Telesphorus entstanden sein oder mag ihn die Aufregung der Reformkonzilien hervorgebracht haben.“ von Weizold S. 580.

***) in der Basler Ausgabe von 1498 S. 83.

***) Die Weissagung des „Jung Hester“ — eines apokryphen Verfassers: „Es statt auf ain clainer geweichter, als man zelen wirt vierzehenhundert Jar und darnach im dreissigsten und newnden Jar. der wirt regieren und straffen das volk und wirt reichnen von ainem mer bis an das ander“ sei in Sigmund nicht erfüllt worden: „Nu hatt er nit recht geweihigt, das spurt man; dyffe sach ist ganz uberklagen von unsern herren dem kaiser.“ Böhm: Friedrich Meiser's Reformation des K. Sigmund. Leipzig 1876. S. 239.

mag kain kaiser da sein, er seij dann priester.“*) Die im Mittelalter sehr verbreitete Sage vom Priesterkönig Johannes, der im fernen Osten leben sollte, spielt hier in die deutschen Hoffnungen, so daß der Verfasser bemerkt: „und sind in India noch heut die besten Christen.“ Andererseits hält die Schrift an dem geliebten deutschen Friedrichnamen fest: „er sol heißen Fridrich von lantnaw. das er Fridrich genent ist, ist darumb, das er reichlich alle land zefride sezt mit kresten.“**) Und wenn man auf den Gesamthalt der Reformschrift sieht, so erwartet der Verfasser einen Helfer aus niederem Stande; die armen, kleinen einfältigen Leute sollen durch ihn zu Ehren kommen, die sozialen Schäden soll er bessern, es sind lauter greifbare, praktische Aufgaben, die der gottgesandte Friedrich angreifen soll, von der Wegeverbesserung bis zur Reichsverwaltung und zur Reformation des päpstlichen Hofes. Es war kein Schwärmer, der diese Schrift schrieb, wenn er auch auf einen allmächtigen Zukunftsherrscher hoffte; es war ein klarer Kopf, ein scharfer Beurteiler der Gegenwart, mit gesundem Verstande ausgerüstet. Zwar wird von einem Traum berichtet, den Sigmund am Himmelfahrtsmorgen 1403 zu Preßburg gehabt und in dem er die Zukunft geschaut habe,***) aber das Prophetische nimmt doch nur einen verschwindend kleinen Raum ein im Vergleich etwa zu Telesphorus und seinem deutschen Gegenstück, dem Gamaleon.

Es ist begreiflich, daß die Kaisererwartung neue Kraft und neuen Schwung erhielt, als 1440 wirklich ein Friedrich den deutschen Thron bestieg, sogar ein Friedrich III., der seit den Tagen des zweiten Friedrich der Gegenstand der Weissagung gewesen war. Schon von Sigmund hatte eine Kölner Chronik berichtet, der Papst habe ihm bei der Krönung den Namen Friedrich gegeben.†) Glänzend begrüßte Thomas Ebendorfer den neuen Kaiser Friedrich: „Wenn du mit dem Cäsarentum umkleidet und vor allen deines Standes mit dem glänzenden Titel und Namen eines römischen Kaisers verherrlicht und, was noch größer ist, mit Recht der Christlichste genannt wirst — dann gewährt dir das Kennzeichen alter Tüchtigkeit, gewährt dir der Taufname Friedrich,

*) Böh m S. 239.

**) Böh m S. 246.

***) Da wird Sigmund als Vorkäufer des erwarteten Messias-Kaisers bezeichnet: „du bist wol ain wegberaitter des, der nach dir komen sol. der ist ain priester, dardurch got vil wurten wil.“ Böh m S. 242.

†) „der papsz gaff eme eyn nuwen namen, ind froinde yn kaiser Frederich.“ Ramperß S. 180.

gewährt dir die Herkunft aus dem Hause Oesterreich Glanz und Ruhm.“*) Aber die Hoffnungen trogen, 52 lange Regierungsjahre hindurch, die Prophetieen wandten sich wieder von der Gegenwart ab und der Zukunft zu. Bei Maximilian haben sie noch einmal verweilt; ja hier schienen die beiden feindlichen Prophetieen, die franzosenfreundliche Karl- und die deutschfreundliche Friedrichweisagung, sich vereinigen zu sollen. Aus der politisch bedeutsamen Ehe Maximilians mit Maria von Burgund war ein Sohn Philipp hervorgegangen. Dem wandte sich jetzt die Gunst der Weisagung zu. Am Schluß seiner Methodiuserklärung vom Jahre 1496 geht Wolfgang A n t i n g e r auf die Frage ein: „aus welcher Provinz jener König sein wird, der jetzt lebt und über die Türken triumphieren wird;“ er sagt: „Aus den Worten des seligen Methodius**) ist zu ersehen, daß es ein deutscher König sein soll, da das römische Reich jetzt in Deutschland besteht, dessen König das Haupt der Römer ist. Zweitens ist zu ersehen, daß es ein König von Frankreich sein soll. Darum liest man in der Legende Karls des Großen, des Königs von Frankreich: aus seinem Stamm wird sich Einer in den letzten Zeiten erheben mit Namen P., der der Fürst und Alleinherrscher von ganz Europa sein wird, der das gelobte Land wiedererobern und Kirche und Geistlichkeit reformieren wird. Nach ihm wird keiner mehr Kaiser sein. Drittens ist zu ersehen, daß das gegenwärtige Unterliegen der Türken und die Rückeroberung der östlichen Kirche durch einen Ungarnkönig herbeigeführt werden soll.“***) Welche von diesen drei Möglichkeiten Aussicht auf Verwirklichung hat, wagt Antinger nicht zu entscheiden. „Nach der maßgebenden Aeußerung des seligen Methodius, „Es wird sich erheben ein König der Römer“ ist zu sagen: mit dem König der Römer meint er einen König der Christen nach dem Brauch der abendländischen römischen Kirche, und nicht etwa bloß einen Reichsverwalter — wenn auch alles Lobenswerte vom gegenwärtigen König der Deutschen — er ist ja zugleich der König der Römer — gesagt werden kann. Gleiches Lob für seine Tüchtigkeit kommt seinem Sohne zu, dessen Name mit dem Buchstaben P. anfängt und der mütterlicherseits von den Königen Frankreichs abstammt; und er hat sich in den jüngsten Tagen schon geregt. Drittens spendet man alles Lob dem gegenwärtigen

*) Das lateinische Original bei Kampers S. 182 N. 1.

**) „Es wird sich erheben ein König der Römer.“

***) S. 133.

Ungarnkönig Ladislaus — jedoch liegt das im Schoße des Urteils Gottes begraben.

Aber — fährt Ntinger zuversichtlich fort — er lebt schon, der dies Werk vollenden und die 5. Geißel der Kirche wegräumen wird*) — vielleicht schon bald! — der ärger von den Menschen zurückgewiesen wird, den aber Gott zur Durchführung eines solchen Werkes auserlesen hat. Und die anderen Könige wird er zurückstoßen und verwerfen wegen ihrer Gewalttat und ihres Uebermutes, wo sie Gottes Stimme nicht gehört haben . . . Dieser König der Römer, von dem Methodius spricht, wird die Kirche reformieren, die versprengte Geistlichkeit aus ihrer Not befreien, die verstockten Christen züchtigen, das Land der Ungläubigen sich unterwerfen, neue Prediger des Evangeliums erwählen und eine neue Reformation der Kirche herbeiführen. . . . Auch wird durch ihn mit Hilfe Christi das römische Reich über alle Reiche der Welt erhoben werden. Endlich wird er allgemeinen und großen Frieden in der Welt machen, daß wir durch den Frieden der Gegenwart zum zukünftigen kommen dürfen. Das möge uns in Gnaden gewähren unser Herr Jesus Christus, der den Frieden wahrhaft lieb hat. Amen.“**)

So klingt in diesen Schlußworten Ntingers das Verlangen nach Reform aus dem 15. Jahrhundert ins 16. hinein. Ob unter den gegenwärtigen Herrschern dieser oder jener die Weissagung erfüllen wird, entscheidet der vorsichtige Prophet nicht. Aber kommen wird der Zukunftskaiser, sicher und bald, und reformieren wird er, ob er nun von Frankreich oder von Deutschland oder von Ungarn ausgeht. Denn die Weissagung kann nicht trügen. Mit zähem Vertrauen hielt man an ihr fest, schob ihre Erfüllung lieber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hinaus, als daß man an ihrer Zuverlässigkeit irre geworden wäre. Um diese zuversichtliche prophetische Stimmung zu verstehen, müssen wir die große Verbreitung der Astrologie im damaligen Volke mit berücksichtigen. Wenn selbst Luther im Jahre 1527 die Prophezeiungen *Lichtenbergers* neu herausgab***) und sich zur Astrologie bekannte, dann läßt sich ermessen, welche Macht der Glaube an die Sterne im

*) d. i. die Eroberung Konstantinopels.

**) S. 134 f.

***) um der Meinung entgegenzutreten, als seien sie durch den Bauernkrieg bereits erfüllt. Vgl. die Vorrede in Luthers Werken E. N. 63, 250—258.

Volk hatte.*) Ob diese weit verbreitete Astrologie auch die Kaiserweisfagung volkstümlich gemacht, besonders in die unteren Schichten der Bevölkerung eingeführt hat, vermag ich nicht nachzuweisen. Die Bauernaufstände, die man mit dem Namen Bundschuh zu bezeichnen pflegt, weisen keine astrologischen, aber auch keine kaiserprophetischen Neigungen auf. Die Forderungen der nüchternen Wirklichkeit, die Forderungen eines freien, auskömmlichen, menschenwürdigen Lebens stehen da ganz im Vordergrund.**) Was wir aber in den Bauernaufständen nicht sicher beobachten können, das ist in Reformschriften nachweisbar: man verbindet die Kaiserhoffnung mit der Hochschätzung des niederen Volkes, „des armen Mannes,“ wie man damals sagte. Wir haben schon in der Reformation Kaiser Sigmunds gelesen, daß der Messias-Kaiser aus niederem Stande hervorgehen wird. In ganz eigenartiger Weise wiederholt diese Weisfagung eine Schrift etwa aus dem Jahre 1510, deren Verfasser uns unbekannt ist, übrigens aber im Elsaß gelebt hat.

Des Rheintal zwischen Basel und Mainz galt schon im Gamaleon als die bevorzugte Gegend, aus der Deutschlands zukünftiger Herrscher hervorgehen sollte. Ganz anders noch wird es durchden sogenannten Oberrheinischen Revolutionär***) in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Der erwartete Kaiser Friedrich heißt hier geradezu König auf dem Schwarzwald, „daz ist in dem Schwarzwald des landes Elsaß,†) also im

*) Böllinger weist auf die eigenartige Erscheinung hin, „daß auch die einsichtigsten Männer an einen plötzlichen und vollständigen Gesinnungswechsel ganzer Nationen und Zeitalter glaubten und so wenig Verständnis für die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung besaßen. Es erklärt sich dies aus dem damals herrschenden und auch diese Männer beherrschenden astrologischen Wahne. Die Ansicht war, daß die Stimmung, die ethische Richtung eines Zeitalters bedingt sei durch einen Answung in der wechselseitigen Stellung der Gestirne, daß sie daher reich von einem Neuherten zum andern, von Tugend und Frömmigkeit zur Korruption und Lasterhaftigkeit und umgekehrt überpringe, und dieser Wechsel in fatalistischer Weise mit unabwendbarer Notwendigkeit sich vollziehe, wobei jedoch dem Einzelnen die Willensfreiheit und also auch die Möglichkeit, mitten in dem Strome des Verderbens unerschüttert festzustehen, bewahrt bleibe.“ S. 510. Was Böllinger da vom 13. Jahrhundert sagt, gilt auch vom 15. und 16. Noch in Nyingen haben wir das Beispiel, daß er den Anjang der großen Trübsal astrologisch — in Anlehnung an Lichtenberger — auf das Jahr 1506 festlegt.

**) Der Bundschuh von 1513 nahm allerdings in seine Pläne auf: „wie durch ein Bundschuh sollt das heilig Grab gewonnen werden.“ Schreiber: Der Bundschuh zu Lehen. Freiburg 1824. S. 92.

***) Vgl. Haupt: Ein oberrheinischer Revolutionär aus dem Zeitalter Kaiser Maximilians I. (in: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Ergänzungsheft VIII. Trier 1893. S. 77—228.)

†) Schröder S. 15.

Basgau. Aus der Heimat des Verfassers soll der kommende Herrscher hervorgehen, und alle Machtfülle wird sich in ihm vereinigen. Es gibt überhaupt keinen größeren Namen als den des deutschen Kaisers: „ein kunig in Lutsch ist ein großer nam, als vil, als der allerkunstricheft, in des herzen all rechten verschlossen sind, den sol man billich fur ein irtischen got erkennen;“*) „ein keiser im sine palast, wie got in sine tron.“**) Er steht sogar über dem Papsst und der ganzen Kirche: „sin kaiserliche majestat wirt genant ein hirt uber alle geischlichen. sin kaiserliche majestat het macht, ein babest zu setzen und zu endsetzen.“***) Sa er wird sogar mit den Zügen Christi aus der Offenbarung geschildert: „der kunig wird kummen uff ein wißen pfert und wirt han ein bogen in finer hand, und im ist die kron von got geben, gewalt zu haben, alle welt zu zwingen.“ — „Er wirt 1000 jor regieren, gut geseß machen.“****) Und doch ist seine Macht nicht ganz unumschränkt, das Volk steht über ihm: „Der arm gemein man mag verfluchen beid, keiser und bebst, si umb daz ubel stroffen, wen [denn] daz volk macht ein keiser und der keiser macht nit daz volk.“†) Drum wird der herrliche Träger des Friedrich-Namens aus niederem Stande hervorgehen: „Ich meld, wie mich die geschriftglerten und wißen hand (unterricht), wie ein reformation durch einen nuwen kunig soll beschehen, daz sig ein man von kleinen stammen und sol uberkummen ein großen namen.“††) Friedrich soll die Sache der kleinen Leute führen, und die „Kleinen“ werden aufstehen und sich ihm anschließen und gründlich aufräumen mit den bisherigen Gewalthabern.†††) „Der kunig uff dem Schwarzwald . . wirt mit frummen cristen ein reformation machen, die gotschwerer totten, die zutrinker erwurgen, die wucherer verbrennen, die ebrecher kurzen, den frevelen gewalt abstellen, die gittigen geistlichen des landes verwisen, die daz opfer gottes unnuglich verzeren, lossen fronigen, alle die amptlut, die mer suchen ieren eignen

*) Haupt S. 156.

**) Haupt S. 157. N. 1.

***) Haupt S. 158.

****) Haupt S. 203.

†) Haupt S. 159.

††) Haupt S. 208.

†††) „Ist es nit zit, daz sich der arm man bedenk und einen sins gleichen uffwerf, der die schinderei der geistlichen abstell?“ „So sag ich uch, daz der gemein man in dem Schwarzwald wirt den pflegel oder hoven hinlegen und die issen ruten in die hend nemmen, dem ubermut (zu weren?) und bistand ze tun (dem gemein nutz?) und daz wort got'z zu einen verandwurten geben.“ Haupt S. 210.

muß, lassen henken und ouch die prelaten, die sich mit frundschaft inkoufen.“*) So haben wir hier die verschiedenartigen Züge der Kaiserprophetie vereinigt: die starke Betonung des Nationaldeutschen,**) die hohe Wertschätzung des Sozialen und das Drängen auf kirchliche und weltliche Reform. Manche Gedanken dieser Schrift werden wohl auch im Volke Verbreitung gehabt haben: Lied, Kalender und bildliche Darstellung waren ja neben den eigentlichen Traktaten drei treffliche Mittel, die prophetischen Gedanken zu verbreiten und dem gemeinen Mann mundgerecht zu machen. Mit dem Bauernkrieg und der Reformation war den Prophezeiungen übrigens der breite Boden der Volkstümlichkeit entzogen, die erwartete Umwälzung war eingetreten, das Weis-sagen überflüssig geworden, die milde, freundliche Kaisersage konnte den Platz der herben Kaiserweis-sagung einnehmen.

*) Haupt S. 201.

***) Vgl. „Adam ist ein tuischer (deutscher) man gewesen.“ Haupt S. 141.

Notizen und Besprechungen.

Literatur.

Ivo Bruns, Vorträge und Aufsätze. München 1905, Bef. XXII u. 480 S. Gr. 8. 8,50 Mk., geb. 10 Mk.

Gelehrtenkongresse haben das Gute, daß viele, die einander sonst nur lesen, nun von Angesicht zu Angesicht mit einander verkehren können. Auf der Bremischen Philologenversammlung, im Herbst 1899, machte Ivo Bruns, der ein leidenschaftlicher Persönlichkeitsammler war, sich dies in origineller Weise zu nütze. Beim Festmahl saß er mit seinen näheren Freunden fern von der offiziellen Rhetorik, in der Hand ein Notizbuch von der Größe einer Taschenuhr, darin aus der Präsenzliste eine lange Reihe von Philologenamen verzeichnet standen. Ab und zu ließ er sich von ferne den einen oder anderen zeigen, um dann in aller Stille eine Art Cercle zu halten. Die Meisten standen damals wohl unter dem irischen Eindruck seines eben erschienenen Hauptwerks, „Das literarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert“, und des wertvollen Nachtrags, „Die Persönlichkeit in der Geschichtsschreibung der Alten“, manchen mochte auch sein Bremischer Vortrag über „Attische Liebestheorien“ und die Zeitfolge einiger platonischer Schriften gefesselt haben: die eigentümliche Rolle, die Bruns, ungewollt und unbewußt, im engeren Kreise spielte — so daß man später einander bekennen durfte: die Stunden mit Ivo Bruns bedeuten uns den Reingewinn der Bremer Tage —, ist daraus nicht zu erklären, ist überhaupt weder leicht zu erklären noch auch nur zu beschreiben. In seinem Außern lag nichts, was den ersten Blick bestochen hätte. Auch verfügte er nicht über philologische Ordinariate an deutschen Universitäten. Er führte nicht das Wort, kurzweilte nicht mit amüsanten Seitenhieben auf abwesende oder dabeißende Philologen, ipendete nicht orakelnd philologische Urweisheit, kurz, er gab nicht den Ton an, und übte doch maßgebenden Einfluß auf das Konzert, durch seine bloße Gegenwart, durch seine ganz individuelle Art scheinbar mehr des Fragens und Zuhörens als des Mitteilens. Sollte man den Hauptzug seines Wesens nennen, so müßte man jagen: Feinhörigkeit, eine echte Philologentugend, die aber bei den Meisten an gewissen Einzelheiten der Sprache oder der Kunstform haften bleibt, bei Bruns sich immer auch auf die

weiteren Zusammenhänge erstreckte, und im eigenen Vortrage sich verband mit einem erstaunlichen Sinn, kurz gesagt, für die Nuance. So war er der geborne Interpret literarischer Kunstwerke, und es ist bekannt, wir haben derart wenig in Deutschland.

Ist nun so einer dahingegangen, so gehört schon ein ebenbürtiger Geist dazu, aus den hinterlassenen Schriften allein sich ein Bild des Mannes herzustellen. Die ihn noch gekannt haben, sind besser daran: sie werden in den von Freundes Hand zusammengestellten „Vorträgen und Aufsätzen“ nicht lesen können, ohne überall die Klangfarbe seiner Stimme durchzuhören; doch wer immer dieser Gelehrten- und Schriftstellerpersönlichkeit näher zu kommen sucht, er wird bald inne werden: hier redet kein Rufer im Streit, auch vielleicht kein Hero der Arbeitskraft und Gelehrsamkeit, wohl aber einer, der mutig und besonnen sich und andern neue Wege bahnt.

Die getroffene Auswahl soll hier so wenig kritisiert werden als die vorangeschickte Biographie. Philologische Leser werden mit besonderer Freude die Kaisersgeburtstagsrede vom Jahre 1894 lesen, „Die griechischen Tragödien als religionsgeschichtliche Quelle“; selten sieht man so, wie hier, dem Dichter gegeben, was des Dichters ist. Der Kulturhistoriker wird mit Interesse den Aufsatz lesen über „Frauenemanzipation in Athen“, wobei manchem ein Licht aufgehen mag über „Euripides und die Frauen.“ Viele werden neues und wertvolles über „Marc Aurel“ erfahren, und über „Montaigne“. Genug, ich kann nur sagen: „Nimm und lies!“

⊗.

Wilh. Braune, Ueber die Einigung der deutschen Aussprache. Akademische Festrede. Halle a. S., 1905. Niemeyer. 32 S. 4. M. 1,20.

Die im Apolloaal des königlichen Schauspielhauses zu Berlin 1898 geborne „Deutsche Bühnenaussprache“, über die unsere Leser (1903, Bd. 114) einiges erfahren haben, bildet den Ausgangspunkt der vorliegenden Festrede. Hatten wir eine noch stärkere Abkehr von der konventionellen Orthographie gewünscht, so predigt umgekehrt der Heidelberger Germanist, unter Hinweis auf den unleugbar stark tintenhaften Ursprung unserer heutigen Literatursprache, wieder engeren Anschluß an das Schriftbild. Also, weil die Sprache einmal einen solchen Gang genommen hat, soll sie ihn, genau so schief, auf ewig beibehalten! Ich frage (Vom papiernen Stil⁵ S. 12): Soll, was vor Goethe Gottsched durfte, auch nach Herder und Goethe und Jakob Grimm den Zeitgenossen Bismarcks wohlantstehen? weil es einmal zum Wesen der deutschen Sprache gehörte, nach unsprachlichen Gesichtspunkten sich zustutzen zu lassen? — und Braune antwortet entschlossen: „Ja!“ Die Selbstbefinnung der Sprache auf ihre viel ältere Geschichte, die Freude an einem letzten Rest von Erdgeruch der Laute, an einem leisen Protest ungebrochener Bauerntumsk gegen Schulmeisterel.

im Parlament, in der Kirche, in der Schule, im Festsaal, dünkt ihn im Grunde „romantisch-sentimental“. Er spottet über den Berliner Farde-ton, merkt aber nicht, daß sein Ideal, einer an das Schriftbild angelehnten Sprache, eben auch in Berlin Ereignis geworden ist: die Berliner Gouvernante spricht, wie sie schreibt, kalligraphisch, und von ihr lernt es — das Berliner Tiergartenviertel.

Zum Glück läßt sich Geschichte nicht so leicht „machen“; der Widerstand der stumpfen Welt, manchmal ist er — um einmal recht „romantisch“ zu reden — mehr in Fühlung mit dem Weltengrunde, als die Propheten. Wie leicht ist es gut, es der Nachwelt nicht vorzuenthalten, daß selbst „der Kanon der deutschen Bühnensprache“ nur auf dem Paplere steht: in dem selben Schauspielhause, dessen Apollosaal die Wiege des berühmten Kanons war, ist den Bühnenmitgliedern von jenen Beschlüssen niemals eine Mitteilung, niemals auch nur der Versuch gemacht worden, auf die dort übliche, ziemlich buntschedige Sprechweise im Sinne jener Feststellungen einzuwirken. S.

Reden und Aufsätze. Von Theodor Mommsen. Mit zwei Bildnissen. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

In der schönen Gedächtnisrede, die Otto Hirschfeld in der Akademie der Wissenschaften auf Theodor Mommsen gehalten hat, erzählt er, daß der Verstorbene leztwillig jede Gedächtnisfeier unter sagt und seinen intimsten Freund gebeten habe, auch „die akademische Gedächtnisrede abzumenden“. Ist diese Abneigung gegen eine offizielle persönliche Würdigung für den heimgegangenen großen Historiker charakteristisch, so beweist nichts so sehr die unvergleichliche Bedeutung Mommsens für die Akademie wie der ausdrückliche Beschluß, diesem Wunsche nicht Folge zu leisten, und die Entschließung des wissenschaftlichen Testamentsvollstreckers, nicht stumm zu bleiben, wo geredet werden mußte.

Otto Hirschfeld verdanken wir es auch, daß zugleich mit dem ersten Bande der streng gelehrten Schriften die für ein größeres Publikum berechneten Reden, Vorträge und Aufsätze Mommsens erschienen sind. Wie ein unbeabsichtigtes Monumentum Ancyranum des Geschichtschreibers, des Organizers wissenschaftlichen Großbetriebes und des Politikers muten sie uns an, diese ausgewählten kurzen Zeugnisse zielbewußter Einwirkung auf das geistige Leben seines Volkes während eines Zeitraums von 53 Jahren, von 1848 bis 1901. Das älteste Stück der Sammlung ist eine journalistische Arbeit, die Beschreibung der Schlacht bei Schleswig am Ostermontage 1848, die Mommsen, wie er selber schreibt, als „Schlachtenbummler“ mitmachte; er fand gleich damals für seine Siegesfreude den vorahnenden Ausdruck, daß „die Preußen bei Schleswig die Auferstehung Deutschlands gefeiert haben“. Neben dem Reiz der Frische und Anschaulichkeit dieses nach sechsstündigem Nachtmarsche am Tage nach der Schlacht geschriebenen

Berichtes erfreut uns die ursprüngliche Geschlossenheit der politischen Auffassung, die sich siebenzehn Jahre später in Mommsens bedeutendster politischer Broschüre offenbarte, als er die völlige Annexion Schleswig-Holsteins durch Preußen mit dem allgemeinen Interesse der deutschen Nation rechtfertigte und Deutschland das Recht, Preußen aber die Pflicht vindizierte, die Elbherzogtümer als „Stammkapital der maritimen Zukunft der Nation“ zu einer preußischen Provinz zu machen. Denn die Bedeutung der Seemacht für die politische Entwicklung hat der Geschichtsschreiber der Römer, wie auch Kapitän Mahan rühmend hervorhebt, jederzeit voll in Anschlag gebracht. Von den sonstigen politischen Streitschriften Mommsens ist nur die 1880 gegen Treitschke gerichtete „Auch ein Wort über unser Judentum“ aufgenommen. Warum gerade diese in der Auswahl von Rundgebungen nicht fehlen durfte, werden wir noch näher berühren.

Vollständig sind in den fünf Abteilungen, in welche die Sammlung sich gliedert, nur die beiden ersten: die Universitätsreden (nur 2) und die Akademischen Reden (16). Es sind durchweg Gelegenheitsreden, meist zur Feier des Geburtstages des Kaisers oder Friedrichs des Großen oder des Leibniz-Tages; auch die Rede zur Gedächtnisfeier der Universität für die im deutsch-französischen Kriege gefallenen Dozenten und Studenten fiel in Mommsens Rektorat und wurde von ihm gehalten. Aber ein glänzender Entomiasst, ein durch formvollendete Eloquenz die in der Veranlassung der Feier gegebene Stimmung mit sich fortreisender Herold des Ruhmes seiner Helden wollte Mommsen nicht sein. Es geht immer ein den Jubel einschränkendes, oft pessimistisch klingendes Leitmotiv neben dem eigentlichen Thema her, das der Festredner mehr in entschlossenes Selbstvertrauen als in freudigen Stolz ausklingen läßt. Dieser Ernst der Grundstimmung erklärt sich zum Teil aus der Gewohnheit Mommsens, von der hohen Warte aus, auf die er sich als Sekretär der Akademie gestellt sah, Umschau zu halten über die neueste Entwicklung der Wissenschaften, die er beherrschte. Doch hätte er wohl auch in diesen Momenten der Selbstbesinnung mit den Fortschritten der unternommenen Arbeiten zufrieden sein können, wenn er sie mit dem verglich, was andere Akademien und was vor seiner Amtszeit die Berliner Akademie geleistet hatte. Aber ihm schwebten auf dem ungeheueren Gebiete des römischen Altertums von Romulus bis Justinian immer neue große Aufgaben vor, die sich nicht so schnell lösen ließen, weil sich für sie keine solche Arbeitskraft und Organisationsenergie einspannen ließ wie die seine, die sich für das Inskriptenwerk, für die römischen Rechtsquellen, für das römische Staatsrecht und Strafrecht, für die Rechtsgeschichte, für die Autores antiquissimi des deutschen Mittelalters, für die Prosopographie und die Limesforschung so bewundernswert betätigte. Dazu kam das Gefühl, dem er schon 1874 Ausdruck gab, daß die gelehrte Forschung im Leben der Nation allmählich von der emporgehobenen Stellung zurückank, auf der sie 50 Jahre lang in der kaiserlosen Zeit

gestanden hatte. In der wachsenden Entfremdung der Nationen nach den vielen Kriegen von 1859 bis 1871 sah er eine „Gefahr für die Weltzivilisation“ und in der starken Betonung der wirtschaftlichen Gegensätze in Deutschland ein großes Unheil für die geistige Entwicklung unseres Volkes. Mit der ganzen Wucht seines Freiheits spricht er seine bangen Befürchtungen bei der Geburtstagsfeier des Kaisers im Jahre 1880 aus, als er über die beiden verflossenen Dezennien einen so glänzenden Rückblick auf die Leistungen der Akademie werfen konnte wie keiner seiner Vorgänger. „Feste zu feiern ist ein ernstes Geschäft“ ist ein Diktum Mommsenscher Prägung vom Jahre 1881.

⊗ Aber so war Mommsen nicht, daß er deshalb den Mut sinken ließ und hoffnungslos in die Zukunft sah. Denn über alle Bedenken half ihm die Zuversicht zu der „großen Gesamttätigkeit der Nation“. Ein Volk, das alle Opfer auf sich nehmen will, um seine Einheit und Zusammengehörigkeit zu behaupten, hat nach Mommsens Auffassung in dem gefunden Kreislauf seines Blutes die Gewähr für seine Zukunft trotz aller Wechselfälle und störenden Zeitströmungen. Im Kampf um nationale Interessen sanken ihm daher alle wissenschaftlichen und persönlichen Wünsche in das Nichts. „Was kam im August 1870 auf die Inschriftenarbeit und auf internationale Freundschaft an?“ schrieb er 25 Jahre später. Er rechnete sich zu der Generation, „deren ganzes Wollen und Hoffen eben in dem nationalen Gedanken aufgegangen ist.“ Ja, beredter als irgend ein Zeitgenosse hatte er in seiner römischen Geschichte die Naturkraft der Volksindividualität als den wichtigsten Faktor der geschichtlichen Entwicklung betont. Daß diese Ueberzeugung von der berechtigten Vorherrschaft des Nationalgefühls, die er 1852 bis 1854 in seiner Konstruktion des Emporkommens und Niedergangs der römischen Republik als einen Hauptpfeiler benutzt hatte, ihm ein Vierteljahrhundert später entgegengehalten wurde, als er es für seine Pflicht hielt, den Antijemittismus zu bekämpfen, war die Veranlassung zu seiner Schrift: „Auch ein Wort über unser Judentum“. Ein Sammelband, der vor allem die Individualität des Schriftstellers und Redners Mommsen hervortreten lassen will, mußte deshalb dieses Schriftchen in sich enthalten.

Neben dem Prinzip der Nationalität war für Mommsen ein summum bonum der geschichtlichen Welt nur noch die Genialität des Künstlers, Dichters und darstellenden Schriftstellers. Auch bei seinen eigenen Leistungen unterschied er sehr konsequent zwischen den zünftlerischen Unternehmungen des Fachmannes, der für die Gelehrtenwelt arbeitet, und der schriftstellerischen Gestaltungskraft, wie er sie in seiner römischen Geschichte so glänzend bewiesen hatte. Der Historiker gehört nach ihm mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten; er wird „nicht gebildet, sondern geboren“. In seiner Antrittsrede vor der Akademie der Wissenschaften, in der er nach alter Gepflogenheit über seinen wissenschaftlichen Entwicklungsgang einen Rückblick geben sollte, erwähnt er seine römische

Geschichte gar nicht, die damals (1858) das gelesenste Geschichtswerk Europas war, sondern beschränkte sich auf die Kennzeichnung der Aufgabe, die er in der lateinischen Epigraphik und als Leiter des Inschriftenwerks auf sich genommen hatte. Als Propädeutis für den Historiker wollte er nicht das unmittelbare Studium der historischen Erscheinungen, sondern nur die unentbehrlichen Hilfsmittel, nämlich die Kenntnis der Sprache und die Kenntnis des Rechts der Epoche, gelten lassen. Bei Historikern wie Tacitus und Schloffer hebt er die Beflügelung der Schaffenskraft durch die persönliche politische Willensrichtung und sittliche Empfindung so stark hervor, als seien die dadurch angefachten Gefühle des Hasses und der Liebe die wahren Mufen ihrer Geschichtschreibung. Die innere Erleuchtung, die dem „Quellenforscher und Pragmatiker“ aufgehen muß, um ihn zum Historiker zu machen, „der Blick in die Individualität der Menschen und der Völker (so verkündete er als Rektor der Universität) spotten in ihrer hohen Genialität alles Lehrens und Lernens“. Gerade weil Mommsen sich dieser von ihm so gepriesenen Genialität des eminenten Historikers bewußt war, ist die Aufopferung, die er in mehr als fünfzigjähriger Arbeit dem „Ordnen der Archive“ des Altertums zuwandte, eine unvergleichliche Charakterprobe. Allerdings, indem er dadurch eine Leistung zu stande brachte, wie sie kaum ein Leibniz bei uns, ein Montfaucon in Frankreich, ein Muratori in Italien, ein Rymer in England geplant hatte, wurde er für unsere Zeit der Prototyp eines autoritativen Gelehrten für die gesamte *res publica litteraria*. Was Mommsen daran freute, war der Glanz, der dadurch auf unser Vaterland fiel; an vielen Stellen der akademischen Reden wird der anerkannten hervorragenden Stellung der deutschen organisierten Gelehrtenarbeit Erwähnung getan.

Aus der Reihe der populären Vorträge erwähnen wir zwei 1870 und 1871 in der Sing-Akademie und im Berliner Unionsverein gehaltene über die römischen Ackerbrüder und über die Katakomben Roms. Sie leiten von der anschaulichen Darbietung des konkreten Forschungsmaterials leicht und anmutig hinüber zu den lebendigen Bildungen der Vergangenheit und berühren die großen Zusammenhänge in der Geschichte, durch die auch unter völlig geänderten Verhältnissen die alten Formen konserviert bleiben und aus Ruinen neues Leben hervorgetrieben wird. Diese Vorträge bilden, indem sie von der Einführung des Brotbackens und der sich aufeinander folgenden Gebräuche zur Beisetzung der Toten erzählen, eine wertvolle Ergänzung der Schilderungen des täglichen Lebens und kulturhistorischen Beschreibungen der römischen Geschichte. Durch den behaglichen Fluß der Diktion mit nur gelegentlich leichter Beimischung von anmutigem Humor und sittlicher Entrüstung erscheinen sie besonders ausgeglichen. Dadurch, daß in diesem Bande 46 notgedrungen auf den kürzesten Ausdruck gebrachte Produktionen Mommsens vorliegen, erklärt es sich von selbst, daß von den glänzenden Eigenheiten seines Stils, den ganze Gedankensfelder ausbreitenden Antithesen, den originellen vollstümlichen

Wendungen, den überraschenden Geistesblitzen und den ernstern und heiteren Bonmots sich auf diesen 477 Seiten besonders viele Proben zusammenstellen ließen.

Schon 28 Jahre vor seinem Tode hat Mommsen in einer akademischen Festrede Betrachtungen angestellt über das hohe Alter, seine Leiden und Freuden. Er wies auf Jakob Grimms gesegnetes Greisenalter hin, „auf diejenige Liebenswürdigkeit und diejenige Anmut, die eben nur das hohe Alter zeitigt“. Damals dachte er sich, daß der Greis „im Frieden des Abends den frischen Morgen und den heißen Mittag rückschauend noch einmal lebt“. Eine solche abschließende Periode „stillen Sonnenscheins“, der „Abrechnung mit sich“ und der „liebvollen Nacharbeit“ ist Mommsen trotz seiner 86 Jahre nicht beschieden gewesen, wie die fünf Dokumente unserer Sammlung aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens erweisen. Durch seine letzte akademische Rede vom Jahre 1895 geht die tiefempfundene Klage über die Zerplitterung der Wissenschaft und das Hinschwinden „des innigen Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Staat, auf dem Preußens Größe und Deutschlands Weltstellung mit beruht“. Als die Pariser Akademie 1895 durch Mommsens Ernennung zu ihrem auswärtigen Mitgliede sich selber ehrte, erging sich die französische Presse in so unwürdigen chauvinistischen und persönlichen Schmähungen, daß ein Aufsatz Mommsens „In eigener Sache“ die Tatsachen richtig stellen mußte. Bitter und sarkastisch klingt auch der Beitrag zur Geschichte der Todesstrafe, mit dem Mommsen 1896 die neue Zeitschrift *Cosmopolis* schmückte; der so scharf pointierte Ausdruck darin: „Rom ist ein Sklavenstaat gewesen und geblieben“ erklärt sich aus Mommsens leidenschaftlichem Verlangen nach gleichem Recht für Alle. Von köstlichem Humor und zugleich heftigem Zorn sprudelt die Begrüßung zu Bambergers 70. Geburtstag. So ist auch der späteste Beitrag der Sammlung Mommsens energischer Protest im Namen der Freiheit der Wissenschaft aus dem Jahre 1901. Mommsen erscheint hier also bis zuletzt als ein rücksichtsloser Kämpfer für seine Ideale. Als „Restor der Wissenschaft“ dürfte man ihn auch in seinen letzten Jahren nicht bezeichnen; denn er erhielt sich bis zuletzt den jugendlichen Schwung, „ein frisches Leben und ein volles Streben“; er ist sich selbst nicht „historisch“ geworden wie etwa „der alte Goethe“. Für dieses bewundernswerte Nichtnachlassen der Arbeitskraft und Nichterlalten der Teilnahme an der gährungsvollen Gegenwart ist dieser Band ebenfalls ein Monument.

Die als Titelbild beigegebene Photographie des idealen Gelehrtenkopfes aus dem Jahre 1896, so ganz durchgeistigt, energiestrühend und in Gedanken versunken, hat auch neben den vielbewunderten Porträts von Anauß und Lenbach in unserer Nationalgalerie ihren unvergänglichen Reiz.

Ludwig Niefß.

Agave. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. Preis 7 Mk.

Die Verfasserin, der wir so viele köstliche Stunden verdanken, versetzt uns in diesem Roman in eine Zeit und auf einen Schauplatz, mit dem sie weniger vertraut ist als mit der Gegenwart und ihrem geliebten Oesterreich, und so hat sie diesmal leider nicht den Erfolg, an den sie und wir gewöhnt sind. Sie versetzt uns nach Rom und Florenz „zu Beginn des goldenen Zeitalters Italiens“ und erzählt uns die Geschichte eines jungen Künstlers, der zu den größten Hoffnungen berechtigte, aber, nachdem er ein unsterbliches Bild gemalt hatte, nichts mehr leistete, sondern flügelahm in das Haus seines harten und selbstsüchtigen Pflegevaters, eines ehrsamem Töpfers in Aricia zurückkehrte und sich damit begnügte, fortan dessen Tonwaren künstlerischen Schmuck zu verleihen. Ihren jungen österreichischen Komtesse'n sieht Marie v. Ebner-Eschenbach ins tiefste Herz hinein, und wie sie sie fühlen und denken, sprechen und handeln läßt, erscheint uns so natürlich und lebenswahr, daß wir keinen Augenblick zweifeln, so und nicht anders sind diese vermöhten Kinder des Glücks; aber Cencetta Vinutelli und Margherita Guidi muten uns nicht an wie echte Gestalten des italienischen Volkes aus dem ersten Jahrhundert der Renaissance und die Patrizierin Isotta Montanini und die alte und doch ewig junge Künstlerfreundin Pulcheria könnten auch wohl überall und zu jeder anderen Zeit gelebt haben. Unter den Künstlern des Quattrocento stellen wir uns auch Vollnaturen vor, deren Leidenschaften ebenso groß sind wie ihr Genie, aber der große Masaccio, der Lehrmeister des jungen Felden, kann außer malen nur dulden und arbeitet sich zu Tode, um die unverschämten Geldforderungen seiner habgierigen und herzlosen Familie beizubringen zu können. Ist das historisch? Wenn nicht, ist es nicht glücklich erfunden. Nur der lebenslustige Filippo Lippi entspricht dem Bilde, das wir uns von den Söhnen jener Zeit machen. Daß der Roman auch manche Vorzüge hat, z. B. eine edle Sprache, ist bei einer Dichterin wie Marie v. Ebner-Eschenbach so selbstverständlich, daß es kaum der Erwähnung bedarf. Den Titel „Agave“ hat sie ihm gegeben, weil, wie diese nur einmal blüht und dann vergeht, der Held Antonio nichts mehr leistet, nachdem er ein einziges großes Werk geschaffen hat.

Die Braven und die Schlimmen. Geschichten aus Baiern und Tirol von Helene Raff. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.

Die landschaftlichen Schilderungen in diesen Geschichten zeugen von Deutlichkeit und Treue der sinnlichen Vorstellungen, und da die Verfasserin die Gabe besitzt, sich in die verschiedensten Menschen, auch in durchaus urwüchsige, hineinzufühlen und sie uns glaubwürdig vorzuführen, so zeichnen sich ihre Dorfgeschichten vor vielen anderen aus, deren Bauern nur allzuoft die reinen Salontrotter sind. Wenn ihre Erzählkunst auch mehr auf den Ton lebhafter und anregender Unterhaltung gestimmt ist,

als auf die tiefen Klänge großer seelischer Erlebnisse, so fehlt es doch auch manchen von ihnen, z. B. „Streitende Mächte“ und „Franz Brugger“ durchaus nicht ganz an psychologischer Vertiefung. Ihr Hochdeutsch ist frei von aller Phrasenhaftigkeit und erfreut durch manche sinnige, reizvolle Wendung; ob sie die bairisch-tiroler Mundart beherrscht, kann nur ein Sachkenner beurteilen. Jedenfalls gewinnt man von ihrer Persönlichkeit den Eindruck, daß sie mit einer feinen Kultur ein frisches und anmutiges Talent verbindet.

August Strindberg. Die Gotischen Zimmer. Familienschicksale vom
Jahrhundertende. Berlin und Leipzig. 1905. Hermann Seemann
Nachfolger.

„Die Gotischen Zimmer“ sind ein Zeitroman. Ein solcher soll uns ein anschauliches Gemälde der gesamten Kultur einer Epoche mit allen ihren geistigen Strömungen und sozialen Problemen geben, doch soll diese Absicht nicht aufdringlich in den Vordergrund treten, sondern das Kulturbild soll sich ungezwungen aus den Ereignissen ergeben, die sich um die Persönlichkeit eines Helden gruppieren, dessen Charakterentwicklung durch sie bedingt wird. Das Vorbild eines solchen Romans besitzen wir in Gutzkows „Ritter vom Geist“. Die Handlung in Strindbergs Roman knüpft sich an die Schicksale der Familie Borg und diese Schicksale geben Veranlassung zu oft stark satirischen Betrachtungen über Ehe und Familie, Geschlechtsleben und Prostitution, Christentum und Darwinismus, Kunst und Presse, Viehzucht und Landwirtschaft, Irrenhäuser und Sommerfrischen, Krieg und Frieden, Frankreich und Dreyfus, Norwegen und Finnland, und vieles andre, und die Strindbergswärmer sind der Ansicht, daß dies Werk eine großartige Kraftleistung sei und eine ungeheure Wirkung haben werde. Aber diese wird sicher ausbleiben, denn es ist ein Werk des Hasses. Strindberg haßt Ibsen und Björnson und ganz Norwegen, er haßt „das Weib“ und die Tiere, besonders die Hunde, er haßt eigentlich alles, und da der Haß blind und ungerecht macht, so sieht er die Menschen und Dinge nicht, wie sie wirklich sind, sondern erblickt überall nur abgrundtiefe Gemeinheit, in deren Schilderung er sich garnicht genug tun kann. Hätte er sich „Menschenhaß aus der Fülle der Liebe getrunken,“ müßte man ihn mehr beklagen als verdammen, aber dann hätte er sich in die Einsamkeit geflüchtet und bewürfe sein eignes Volk nicht öffentlich mit Schmutz. Wehe Schweden, wenn es dort wirklich so trostlos aussähe, wie er es schildert, wenn das Land verödete, weil die Bauern, von Not und Elend dazu getrieben, auswandern, wenn die Männer sämtlich entartet wären und vielfach dem widerlichstesten Laster fröhnten, wenn die Frauen im Grunde alle nur Dirnen wären, und die männliche und die weibliche Jugend gleich zuchtlos und gemein. Aber es sieht dort nicht so aus. Aus anderen schwedischen Schriftstellern, z. B. aus Ellen Key, gewinnen wir ein sehr verschiedenes Bild von der schwedischen Kultur, und das Gothen-

burger System, der Handfertigkeitunterricht für Erwachsene, Sloyd genannt, zu dem in den Sommermonaten Lernbegierige aus aller Herren Länder, sogar aus Australien und Neuseeland herbeieilen, der aus gezeichnete Turnunterricht in der Volksschule und zahllose andere soziale Bestrebungen legen Zeugnis davon ab, daß das schwedische Volk noch immer gesund ist an Leib und Seele und nicht mehr kranke Glieder hat als andere Völker auch. Wenn hiernach gegen das Werk Einspruch erhoben werden muß, weil sein Inhalt gegen die objektive Wahrheit verstößt und uns ein falsches Bild von den schwedischen Kulturverhältnissen gibt, so ist gegen die Form einzuwenden, daß sie den ästhetischen Forderungen in keiner Weise entspricht. Die Schicksale der Familie Borg sind vielfach zusammenhanglos und unmotiviert an einander gereiht, und die Betrachtungen über die oben angeführten Themata sind oft gewaltsam herbeigezogen und fügen sich dem Ganzen nicht mit Notwendigkeit ein. So ist es in jeder Beziehung ein sehr unerfreuliches Buch und wenn buchhändlerische Kellame es mit wahren Trompetenstößen empfiehlt und es ganz besonders der Jugend anpreist, so halte ich das für ein eben solches Verbrechen, wie Brummenvergiftung.

Gustave Flaubert. Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Deutsch von Louise Wolf. J. Bruns Verlag, Minden i. W.

Die Uebersetzungsliteratur wächst nachgerade ins Ungeheuerliche; alljährlich wird der Büchermarkt nicht nur mit Uebersetzungen neuer, sondern auch schon längst erschienener Romane überschwemmt. Obgleich die Kenntnis des Englischen und Französischen sich immer mehr verbreitet, und man wohl annehmen darf, daß die meisten Gebildeten im Stande sind, darin geschriebene Romane mit Genuß zu lesen, daß es also überflüssig ist, sie zu übersetzen, mühen sich so und so viele fleißige Federn damit ab. Und welche undankbare Aufgabe ist es meist, besonders wenn es sich um eine Uebersetzung aus dem Französischen handelt! Bei Gustave Flaubert z. B. ist es verlorene Liebesmühe, ihn in unser geliebtes Deutsch zu übertragen. Er brütete bekanntlich manchmal tagelang über einen einzigen Satz, ehe er ihn niederschrieb, las ihn dann sich und anderen wiederholt vor und tat sich nie genug mit Feilen, denn er verlangte nicht nur, daß sich Idee und Wort ganz genau deckten, sondern auch daß jedes Wort eine ganz bestimmte Klangfarbe habe und sich in den Rhythmus des Satzes füge. Jeder Satz sollte so gebildet sein, daß man ihn laut rezitieren könne, und daß er musikalisch wirke; ein Satz, der diese Probe nicht vertrug, „bedrückte ihm die Brust, hinderte das Schlagen seines Herzens“. Wie will man so etwas in einer Sprache nachdichten, — übersetzen ist hier gar nicht mehr das richtige Wort, — die so verschieden vom Französischen ist, wie die deutsche? „Die Schule der Empfindsamkeit“ ist so gut übersetzt, wie es nur irgend möglich ist, und doch, wer nicht nur den Inhalt des

Romans kennen lernen, sondern Flaubert auch als Stilisten würdigen will, muß zum Original greifen. Ueber den Wert des Buches zu sprechen, lohnt sich nicht mehr; denn es ist seit Jahrzehnten bekannt und das allgemeine Urtheil darüber steht längst fest. Diejenigen, die einen rein künstlerischen Maßstab anlegen und nicht darnach fragen, auf was für einen Gegenstand die Kunst des Dichters verwandt ist, rühmen es in allen Tonarten, und diejenigen, die bei einem Kunstwerk auch das ethische Moment nicht ganz vermissen mögen, beklagen, daß ein so hoch begabter Schriftsteller wegen seines unglücklichen Pessimismus die Höhen nicht zu erreichen vermocht hat, nach denen er sich im Grunde seines Herzens sehnte, und daß wir uns für die Gestalten, die er geschaffen hat, nicht erwärmen können, sondern sie verachten müssen.

Gottfried Kämpfer. Ein herrnhutischer Bubenroman in zwei Büchern von Herrn. Anders Krüger. Den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern gewidmet von einem, der beides war. — Hamburg.

Dieses Buch versteht uns zuerst in das herrnhutische Dorf Herrenfeld und nachher in das herrnhutische Pädagogium zu Girdein, in dem Schleiermacher seine Gymnasialbildung erwarb; wer aber meint, es herrsche darin ein süßlich frömmelnder Geist, der irrt sich. Es ist ein durch und durch gesundes Buch, von wohlthuender Frische, voll feiner Beobachtung und von so lebenswahrer Auffassung für Menschen und Dinge, daß man seine Freude daran haben muß. Die, denen es gewidmet ist, auch Väter, können außerdem manches daraus lernen. Der einzige Fehler, den es hat, ist, daß es die Vorgänge auf den Turn- und Spielplätzen und den Ausflügen in die Weite mit gar zu epischer Breite erzählt, wenigstens für solche Leser, die nicht das Glück eines ähnlichen Jugendlebens gehabt haben. Das einst viel gelesene und mit Recht gerühmte englische Buch „Tom Brown's schooldays,“ dem es sich durchaus würdig anreihet, ist kaum halb so lang. Nach den vielen in den letzten Jahren erschienenen Büchern, die uns die Entwicklungsgeichte von Knaben vortführen und uns glauben machen möchten, daß sich bei diesen schon lange vor der Zeit des Stimmbruchs die Sinnlichkeit in erschreckender Weise regt, daß sie alle lügen und schwindeln, alle ungern zur Schule gehen und sich später ihrer mit Haß und Grauen erinnern, ist es eine wahre Erquickung, endlich einmal ein Buch zu lesen, das uns Knaben vorführt, die spiel- und langesfroß, übermüthig und rauflustig, allzeit zu dummen Streichen aufgelegt, wohl auch jähzornig und rachfüchtig, aber niemals gemein und immer Verächter der Lüge sind, die sie für feig und ehrlos halten. Wenn in Girdein noch jetzt ein solcher Geist herrscht, wenn es dort noch jetzt so vorzügliche Lehrer und Erzieher gibt, wie H. A. Krüger schildert, möchte man allen Vätern der Großstadt, die nicht im Stande sind, ihre Söhne vor schlimmen Einflüssen zu bewahren, raten sie dahin zu schicken. Es wird dort nicht freudlos gearbeitet, und für körperliche Uebungen aller Art wird in her-

vorragender Weise gesorgt. Außerdem wird auf häufigen weiten Wanderungen ein inniges Verhältnis zur Natur angebahnt, das in späteren Jahren neben einer kräftigen religiös-sittlichen Weltanschauung der beste Schutz gegen Versuchungen aller Art ist.

Der verlorene Sohn. Roman von Th. H. Hall Caine. Deutsche Uebersetzung. Mit einem biographisch-bibliographischen Anhang. Leipzig. H. A. Ludwig Degener.

Thomas Henry Hall Caine ist ein Sohn der Insel Man in der Irischen See und von bescheidener Herkunft. Seine Schulbildung hat er sich von seinem 10. bis zum 14. Jahre in Liverpool angeeignet, wohin seine Eltern übergesiedelt waren, und ist dann bei einem Landmesser in die Lehre gekommen. Jetzt ist er einer der beliebtesten englischen Romanschriftsteller und bewohnt auf seiner heimatlichen Insel, deren Stolz er ist, einen wundervollen Herrnsitz: Creeba Castle. Daß er so viel gelesen wird, ist mehr ein Beweis für den augenblicklichen Tiefstand der englischen Romanliteratur als für den Wert seiner Werke, die sich nicht über das Niveau der besseren Unterhaltungslektüre erheben und weder unsere Kenntnis der menschlichen Seele bereichern, noch unsere Weltanschauung vertiefen. „Der verlorene Sohn“ enthält eine alte Geschichte im neuen Gewande, und das neue Gewand ist das Interessanteste dar. Ein älterer Bruder verzichtet zu Gunsten eines liebenswürdigen, aber leichtsinnigen jüngeren edelmütig auf seine heißgeliebte Braut, weil ihr Glück ihm höher steht als das eigene, (—) als er die Gewißheit erlangt, daß sie diesen mehr liebt als ihn, und muß dann erleben, daß er sich umsonst geopfert hat; denn der leichtsinnige Bruder gerät in die Netze einer Circe und muß schließlich, mit Schimpf und Schande bedeckt, ins Ausland fliehen. Der Hintergrund dieser Geschichte aber ist Island, dessen eigenartige Natur und Menschen Hall Caine während eines längeren Aufenthaltes gründlich studiert hat und die er uns anschaulich und glaubwürdig schildert. So wie der Schauplatz in ein anderes Land verlegt wird, verliert sie ihren Hauptreiz. Der verlorene Sohn, der es in London zu Ruhm und Reichtum bringt, kehrt nach vielen Jahren reumütig in die Heimat zurück, sein Unrecht zu sühnen, und findet bei einem vulkanischen Ausbruch inmitten von Gletschern und Geysern seinen Tod. Die moralische Tendenz, daß die Aufgabe des Lebens die Pflichterfüllung ist, daß keine noch so harte Buße Geschehenes ungeschehen machen kann, daß die reuige Seele aber im Tode Vergebung findet, wird uns zuletzt gar zu gewaltjam aufgedrängt und verliert dadurch sehr an Wirkung. Die Uebersetzung ist gut.

Der gestiefelte Kater von Gustav Falke. Hamburg 1904. Alfred Jansen.

Dieses Gedicht ist trotz seiner epischen Form, d. h. seiner Hexameter, nur ein lustiges Märchen, das als solches dem freien Fluge der Phantasie

folgt, die Schranken der Realität nicht achtet und alles Lehrhafte ausschlekt. Der übernatürlich klug redende Vater verhilft seinem Herrn, einem Müllerssohn, zu einer Königstochter und zu einem Königreich. Seine Reden sind oft etwas satirisch angehaucht, was zum Märchenton nicht stimmt, wie auch die realistische Schilderung ganz alltäglicher Vorgänge mit den phantastischen Wundern und Zaubereien nicht immer geschickt verschmolzen ist. Hoffentlich ist unsere erwachsene Jugend nicht zu blasiert, um an der vergnüglichen Geschichte Vergnügen zu finden; Kindern wird die Freude durch die Hexameter verdorben werden.

Marie Fuhrmann.

Staatswissenschaften.

Münchener Volkswirtschaftliche Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Loh. Fünfundsechzigstes Stück. Die gemischten Werke im deutschen Grobeisengewerbe. Ein Beitrag zur Frage der Konzentration der Industrie von Hans Gideon Heymann. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Das Buch ist einer der wertvollsten Beiträge der letzten Jahre zu der großen Frage der Organisation der deutschen Industrie. Im ersten Kapitel gibt der Verfasser einen knappen Ueberblick über die Technik des Bergbaues, der Hütten- und Eisenindustrie, um danach in sorgfältiger und auf zahlreiches Material gestützter Darstellung die Entwicklung der gemischten (kombinierten) Werke in den einzelnen Montanrevieren des Zollgebietes zu untersuchen. Nacheinander geht der Verfasser das Moselrevier, das Saarrevier, das Siegerland, das Dill- und Lahrevier, das Rächener Revier, das Ruhrrevier, die verstreut liegenden Werke und Oberschlesien durch.

In den letzten Teilen des Buches geht der Verfasser auf die gemischten Werke hinsichtlich ihrer Organisation und ihres Verhältnisses zu den Kartellen ein. Diese letzte Frage erscheint mir als die bedeutsamste an der ganzen Unterjuchung. Ist es doch dem Verfasser in zahlreichen Fällen gelungen, eine direkte Einwirkung auf die Förderung des kombinierten Betriebes von Seiten der Kartelle nachzuweisen. Freilich hat die Kombination von Betrieben ihre Ursachen in mancherlei Umständen. Die Moselhochöfen erklärten sich durch die Tarifermäßigungen für Erze und Koks nach dem Ruhrrevier, die am 1. Mai 1893 eintrat, für geschädigt, erklärten ihren Roheisenabsatz für gefährdet, weil nun das Ruhrrevier aus den Moselzerzen sich selbst das Roheisen herstellen würde, und sie begannen Stahlwerke zu bauen, um ihr Rohmaterial in Form von Fabrikaten leichter absetzen zu können. „Bestärkt wurden sie in ihrem Vorhaben durch die seit 1895 in Deutschland und besonders auch an der

Mosel immer scharfer einsehende Eisenhäufte, sowie durch die weitere Ausbildung der Brennmaterial sparenden Verfahren in der Roheisenverarbeitung, welche die örtliche Trennung von Hochofen- und Stahlbleibenbetrieb unwirtschaftlich machte und die Stahl- und Walzwerke von den Kohlenrevieren emanzipierte. War früher die Lage derart gewesen, daß reine Hochofenwerke im Minetterevier (an der Mosel) reine Stahl- und Walzwerke im Ruhrrevier bedienten, so wuchsen sich jetzt die Werke beider Gruppen zu großen gemischten Unternehmungen aus. An der Ruhr baute man Hochofen, an der Mosel Stahl- und Walzwerke.

Im Ruhrgebiet gehen die ersten großen gemischten Werke schon auf die fünfziger Jahre zurück, in denen einmal die neugebauten Eisenbahnen den Bezug von Eisenerzen aus größerer Entfernung ermöglichten, zweitens aber reiche Kohleneisensteinflöze mitten im Kohlenrevier entdeckt wurden, wo nun eine große Zahl von Hochofen entstand. Im Jahre 1861 betrug nach Heymann der Anteil der fünf gemischten Werke Heinrichshütte, Neuschottland, Förder Bergwerks- und Hüttenverein, Gutehoffnungshütte und Phönix an der gesamten Hochofenproduktion des Ruhrreviers schon nicht weniger als 82,81 Prozent, an der Kohlenförderung dagegen nur 8,38 Prozent.

Führen so einzelne äußere Anlässe zur Kombination der Betriebe, so ist ein anderer Antrieb in den natürlichen technischen und wirtschaftlichen Vorzügen der gemischten Werke gegeben. Ist neben der finanziellen eine lokale Betriebskombination der einzelnen Werke möglich, so fallen hauptsächlich ins Gewicht die Brennstoffersparnis, das Wegfallen jeglicher Zwischenfrachten, die billigeren Anlage- und Betriebskosten für Anstalten, die allen vereinigten Betrieben gemeinsam dienen, wie Gas- und Wasserwerke, Eisenbahnen, Eisenbahnanschlüsse. Aber auch die bloße Unternehmungskombination, d. h. die Vereinigung von räumlich getrennten Werken, die örtlich einheitlich nicht betrieben werden können, hat ihre großen Vorteile. So kann beispielsweise auch bei getrennter Fabrikation das Walzwerk den Betrieb der Vorstufen der Produktion auf die Qualität hin kontrollieren und ein Hand- in Hand-Arbeiten herbeiführen. „Heute sollen Träger gewalzt werden, — man erbläst weichen Stahl, morgen zur Schienenfabrikation wird harter Stahl gemacht.“ Selbstverständlich kann ein fremdes Werk beim besten Willen auf die Intentionen und Bedürfnisse des Verbrauches nicht so eingehen wie das eigene. Ebenso kann die kombinierte Unternehmung schlechtes Material oder Abfälle, die für den Markt nicht verkäuflich sind, im eigenen Betrieb leichter verwerten. Auch die bloße wirtschaftliche Organisation führt zu Ersparnissen. „Statt einer Reihe von Zwischenprodukten, die von reinen Unternehmungen an den Markt gebracht und von anderen reinen Unternehmungen (rein als Gegensatz zu gemischt bzw. kombiniert) aus dem Markte genommen werden, wird vom gemischten Werk nur das eine Endprodukt verkauft.“ Eine Unmenge kaufmännischer Arbeit fällt weg. Soweit das selbst erzeugte Produkt

innerhalb der eigenen Werke verarbeitet wird, fällt auch das Deltrederie im Verkauf und das Risiko für Konjunkturverluste weg.

Der wesentliche Anstoß aber zu der rapiden Entwicklung zum kombinierten Betrieb, die wir in neuester Zeit gesehen haben, geht von der Wirksamkeit der Kartellorganisationen aus. Wie sich die Luxemburger und Lothringer Hochofen gegen Ende der 90er Jahre vor den Preissteigerungen des Kohlen- und Koks syndikats zu schützen suchten, schildert Heymann sehr anschaulich. „Drei Werke kauften Syndikatszechen, die „Koselhüttenwerke“ bauten 100 Koksöfen in Zeebrügge durch die Firma Solway, die erst 1903 in Betrieb kommen konnten; sie hatten keine passende Grube finden können und mußten für ihren Koksbedarf für alle Fälle nach Deckung suchen.“ Die Maßnahmen dieser Werke erwiesen sich nun freilich fürs erste erfolglos. „Behutsamer gingen die älteren Werke vor, um sich vom Syndikat in Preisen und Mengen ihres Koksbedarfs unabhängig zu machen. Kombach, das sich andauernd über das Koks syndikat beklagte und 1899/1900 nur den kleinsten Teil seines Brennmaterialbedarfs im Inland decken konnte, lehnte alle Fusionsverträge ab und mutete Kohlenfelder. De Wendel, der schon bisher über Kokereien und Zechen verfügte, teuft jetzt bei Hamm eine neue Zechen ab. Rümelingen schloß mit einigen syndikatsfreien Ruhrzechen langfristige Koksverträge ab, die am 1. Januar 1904 in Kraft traten. Hierher gehören auch Schritte, die von auswärtigen Stahlwerken unternommen wurden, um ihre Hochofen im Revier unabhängig zu machen. Stumm kaufte 1901 die halbvollendete Zechen Minister Achenbach auf und Röckling schloß mit dem Eisweiler B. B. auf 10 Jahre einen Stalenvertrag über Kokslieferung ab, und soll auch eigene Kohlenfelder von der Internationalen Bohrergesellschaft erworben haben. Die „Nachener Hütten“ verhandelten ohne Resultat mit dem Eisweiler B. B. wegen Fusion und erwarteten dann eigene Kohlenfelder bei Walsrop in Weisfalen“.

Auch die Tätigkeit des lothringisch-luxemburgischen Hoheisensyndikats hat ähnliche Wirkungen. Die Nachener Rote Erde fusionierte sich mit der luxemburgischen Hochofengesellschaft in Eich, um unabhängig vom Hoheisensyndikat zu sein. Stahlwerke in auswärtigen Kohlenrevieren erwarteten Koselhochofen. Die Hauptwerke an der Saar gliederten sich Koselhochofen an.

Sehr ausführlich ist der Nachweis, wie das Kohlen syndikat zur Förderung der Kombination von Hochofen und Kohlengruben in den sogenannten Hüttenzechen beigetragen hat, durch das Hochhalten der Kohlenpreise. „Zuerst wurden 1896 die syndikatsfreien Zechen Westende und Adolf von Hausmann vom Phoenix und der Dortmunder Union aufgekauft. Westhausen und Roland, die letzten syndikatsfreien Zettkohlenzechen, die für Fusionen mit Hüttenwerken noch in Betracht gekommen wären, wurden im nächsten Jahre vorjorglich von Gelsenkirchen, dem Hort und Turm des Syndikats, und von der A.-G. Mannengieser weggekauft.“

Als dann später Hösch und Krupp Syndikatszweigen kauften und die Kohlen derselben vom Syndikat freimachen wollten, weil sie die Kohlen selbst verbrauchten, kam es zu Prozessen, in denen das Syndikat siegte. Aber bei der Erneuerung des Syndikats in 1903 siegten die Hüttenzweige, weil sie nur unter der Bedingung dem Syndikat wieder beitraten, daß der Eigenverbrauch an Kohlen syndikatsfrei blieb.

In gleicher Weise förderte das rheinische Roheisensyndikat die Kombination der Betriebe.

Aber auch die Syndikate der Fertigfabrikation haben zur Ausdehnung der kombinierten Betriebe beigetragen, soweit sie nämlich nicht imstande waren, den Mitgliedern einen ausreichenden und gewinnbringenden Absatz zu gewährleisten. So gingen die ober-schlesischen Walzwerke aus diesem Grunde immer mehr zur Verfeinerung ihrer Walzisenproduktion in Maschinenfabriken, Röhrenwerken, Konstruktionsanstalten usw. über.

Die Ueberlegenheit des kombinierten Werkes gegenüber dem „reinen“ Betrieb, selbst wenn dieser kartelliert ist, ist evident. Der kombinierte Betrieb nimmt an der Produktion in vielen verschiedenen Stufen teil und kann die Konjunktur, wenn sie günstig ist, besser ausnutzen, wenn sie ungünstig ist, leichter ertragen, indem er in den verschiedenen Stufen der Produktion je nachdem als Käufer oder Verkäufer auftritt.

Dazu kommt, daß der kombinierte Betrieb mit dem Großbetrieb schlechterdings identisch ist, was seine Ueberlegenheit erhöht. Einmal ist der Großbetrieb wegen des großen investierten immobilien Kapitals eher zur Kombination gezwungen, andererseits kann er auch wegen seiner Kapitalkraft leichter kombinieren.

Mit den Kartellen aber liegt der kombinierte Betrieb in dauernder Reibung. „Voraussetzung jedes haltbaren Kartells ist, daß seine Mitglieder unter gleichen wirtschaftlichen Bedingungen produzieren und infolgedessen gleiche wirtschaftliche Interessen haben. Reine und gemischte Werke im gleichen Kartell sind aber ein gar zu ungleiches Geßpann.“ So haben die Kartelle gleichsam an ihrer eigenen Vernichtung gearbeitet. „Mittelstandspolitik haben die Kartelle treiben wollen; die Früchte waren großkapitalistische Konzentration, Expansion und Expropriation, wie sie im gleichen Umfange ohne Kartelle nie erfolgt wäre, selbst wenn sich verstärkte Ansätze zur Trustbildung gezeigt hätten.“

Es wird unseren Lesern nicht unwillkommen gewesen sein, in dieser Besprechung eine größere Reihe wörtlicher Zitate gefunden zu haben, als es sonst wohl üblich ist. Denn es ist doch wohl von Interesse in einer so ausführlichen Monographie die Bestätigung für die Richtigkeit jener Anschauungen zu finden, die seit einer Reihe von Jahren in diesen Jahrbüchern zu Worte gekommen sind.

Hjalmar Schacht.

Die Organisation des Exports. Sonderabdruck einer Artikelserie der Deutschen Export-Revue. Stuttgart, Leipzig, Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 78 S. Preis 1 M.

Die führenden National-Exportämter. Ein Beitrag zur Frage der Errichtung einer Reichshandelsstelle. Von Dr. A. Neufeld. Berlin 1905. Franz Siemenroth. VIII und 244 S.

Die Zukunft unseres Ueberseehandels. Eine volkswirtschaftliche Studie von Dr. Walther Runtz. Berlin 1904. Franz Siemenroth. VII und 148 S.

Wenige Jahre nur ist es her, als Deutschland mitten in den Vorbereitungen zu den neuen Handelsverträgen stand, da spielte die Frage nach der Förderung des deutschen Außenhandels eine gewaltige Rolle in den wirtschaftspolitischen Erörterungen des Tages. Heute, wo die neuen Handelsverträge fertig vorliegen, ist das Interesse für sie sowohl wie für jene Frage kaum zu spüren. Die ganze handelspolitische Aktion, die allein in der Agitation Millionen von Mark verschlang, ist in sumpfigem Terrain verloren, auf dem sich zu ergehen, niemandem gelüftet. An die Stelle der nationalwirtschaftlichen Handelspolitik ist die privatwirtschaftliche getreten. Die Exportpolitik der Kartelle beispielsweise findet heute weit größere Beachtung als die Frage der Errichtung einer Reichshandelsstelle, für die man noch vor wenigen Jahren schwärmte. Und während vordem das Problem beschäftigte: Was muß der Staat tun, um den deutschen Außenhandel zu fördern? so lautet heute die Frage: Wie muß sich der Export organisieren, um im Ausland Geschäfte machen zu können?

Ist es nicht überhaupt ein Zeichen unserer ganzen wirtschaftlichen Entwicklung der Gegenwart, daß der einzelne Privatbetrieb immer stärkere nationalwirtschaftliche Beziehungen knüpft, daß er bei seiner Tätigkeit immer größere allgemeine volkswirtschaftliche Wirkungen auslöst?

Eine Illustration zu dieser Erscheinung bilden die vorstehend zusammengestellten drei Bücher. Das eine von ihnen über die National-exportämter behandelt noch die rein volkswirtschaftliche Frage der staatlichen Exportpolitik, die beiden anderen befassen sich mit der privatwirtschaftlichen Organisation des Exports, wenn auch die Grenzlinien sich naturgemäß oft verwiischen.

Das Buch von Neufeld ist eine compilatorische Arbeit, die mit einiger Breite und Nüchternheit die Einrichtungen und Wirksamkeit der Exportförderungsämter des Auslandes, soweit sie zentraler Natur, d. h. für das ganze Land tätig sind, schildert. Die wichtigsten dieser Exportämter sind das k. k. österreichische Handelsmuseum in Wien, das Musée commercial in Brüssel, das Handelsmuseum in Budapest, The commercial Intelligence Branch of the Board of Trade in London, das Philadelphia Commercial Museum in Nordamerika und das Office National du Commerce extérieur in Paris. Die Wirksamkeit dieser Ämter in Auskunfterteilung, Propagierung heimischer Waren, allgemeiner wirtschaftspolitischer Orientierung

über das Ausland, Entsendung von Handelsexpeditionen, Unterhaltung permanenter und Veranftaltung gelegentlicher Ausstellungen zc. wird in ausführlicher Weise geschildert. Schließlich entwickelt der Verfasser einen Organisationsplan für eine deutsche Reichshandelsstelle, den zu besprechen wir ebenso unterlassen, wie sich ein näheres Eingehen auf den sonstigen, nicht bloß informatorischen, Inhalt des Buches erübrigt. In all den Fragen, die der Verfasser dort anschneidet, kommt das Buch mehr als ein Lustrum zu spät, lediglich der referierende Teil ist von Interesse.

Anderß die beiden anderen Schriften. Sie berühren die zunächst für den einzelnen Kaufmann und Fabrikanten, danach für die Allgemeinheit wichtige Frage, wie die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu stärken, wie der Absatz des einzelnen Betriebes ins Ausland zu erweitern ist.

Klar und energisch wird diese Frage in der Schrift „Die Organisation des Exports“ aufgeschnitten und beantwortet. Der Gedankengang ist kurz folgender: Was kann zur Hebung des deutschen Exports geschehen? Von den großen wirtschaftspolitischen Maßnahmen des Staates, als da sind Handelsverträge, Verkehrspolitik, Veredelungsverkehr, Zollrückvergütung zc. ist nicht übermäßig viel zu erwarten. Das Problem steht in der Verbilligung der Ware. Nicht die Verbilligung der Produktion aber soll behandelt werden, die in der Hauptsache ein technisches Problem ist, sondern die Organisation des Absatzes. Bisher lag der Export zumeist in den Händen des Zwischenhandels. Die vermehrte Kenntnis vom Auslande, die Zunahme des Großbetriebes in der Fabrikation und andere Faktoren drängen dazu, von der früher beschränkten Möglichkeit des direkten Exports einen energischen Gebrauch zu machen. Auch dem kleineren Fabrikanten muß der direkte Export ermöglicht werden. Um dieses zu erreichen, soll der Fabrikant im In- und Auslande inserieren in Export-Zeitschriften, Adressbüchern zc., um sowohl die nach Deutschland kommenden Einkäufer, als auch die Firmen im Auslande auf sich aufmerksam zu machen; er soll Musterausstellungen im In- und Auslande veranstalten, Kataloge, Offerten und Preislisten versenden, Handlungsreisende im Auslande unterhalten oder eigene Vertreter dort bestellen. Für den Fall, daß diese Rezepte für den Einzelnen zu kostspielig sind, sollen sie genossenschaftlich ausgeführt werden.

Es darf wohl kaum bezweifelt werden, daß dieser Gedankengang zur Zeit in weiten Kreisen geteilt wird. Nicht nur fühlt sich der Fabrikant, der gern soviel Ware wie nur irgend möglich absetzen möchte, häufig in einer gewissen Abhängigkeit vom Exportzwischenhändler, der ihm Aufträge bringt — oder nicht bringt, vielmehr scheint auch, theoretisch betrachtet, der Gedankengang der Broschüre bei oberflächlicher Prüfung bestechend. Das Bestreben, unnötige Zwischenglieder auszuschalten, den Betrieb in Rohstoffbezug, Verarbeitung und Absatz möglichst auf sich selbst zu stellen, ist ja en vogue, seitdem die Kartelle das Prinzip des verbilligenden Wettbewerbs vielfach ausgeschaltet haben. Und so kann man insbesondere in

den zahlreichen öffentlichen und vertraulichen Publikationen der Reichsbehörden, welche sich mit Exportangelegenheiten befassen, das teils offene, teils latente Bemühen bemerken, den direkten Export von Fabrikanten auf Kosten des Zwischenhandels zu fördern. Ratschläge und „Winkel“ für den Export von Fabrikanten werden hier in den Berichten einzelner Handelsfachverständiger und Konsulate im Auslande mit viel Behagen ausgeteilt.

Gewiß tritt mit der Entwicklung des deutschen Exportes der Zwischenhandel teils in eine relativ weniger bedeutsame Rolle ein, teils verändert er mit dieser fortschreitenden Entwicklung seine Stellung und Aufgabe. Zunächst darf nicht vergessen werden, daß zum direkten Export ein großer kaufmännischer Apparat gehört, den sich nur verhältnismäßig wenige große Fabrikanten leisten können. Es sind aber am Export nicht nur wenige große Fabrikanten beteiligt, sondern auch zahlreiche kleinere. Man denke nur an die Kleineisenindustrie Westfalens, an die Porzellan- und Spielwarenindustrie Thüringens, an die Porzellanwarenfabrikation Berlins und Offenbachs, und viele andere mehr. Von den Fabrikanten dieser Branchen, die am Export durch die Vermittlung des Exporthändlers nichtsbewogener lebhaften Anteil haben, darf größtenteils angenommen werden, daß sie auf einen direkten Export nicht im mindesten eingerichtet sind. Sind doch die Gefahren, welche mit dem direkten Export verbunden sind, durchaus nicht klein. Unfähige oder unreele Vertreter im Auslande, unverkäufliche Konfigurationsendungen, Verluste durch Kreditgewährung u. sind einige von den Klippen, die demjenigen drohen, der nicht über eine genaue Kenntnis des Auslandsmarktes und eine sicher funktionierende, auf das Exportgeschäft eingerichtete Organisation verfügt. Darum wird es immer ein schwer verantwortliches Unterfangen sein, ungeeignete Fabrikanten zum direkten Export zu ermuntern. Die Folgen solchen Unterfangens zeigen sich in den gerade in jüngster Zeit sich häufenden Klagen aus dem Auslande über ungeeignete Lieferungen deutscher Fabrikanten, Sendung veralteter Muster, zu lange Lieferfristen, unklare Korrespondenzen, ungenaue Fakturen, ungenaue Ordreausführungen, schlechte Verpackungen u., die das Renommee des deutschen Exports auf die Dauer notwendigerweise herabsetzen müssen.

Selbstverständlich gibt es in der deutschen Industrie auch eine größere Anzahl von Betrieben, die auf den direkten Export vollkommen eingerichtet sind, und es liegt ferner in der Natur der Sache, daß stets ans neue mit fortschreitender Entwicklung der Volkswirtschaft und des internationalen Güterausstausches Fabrikanten für den direkten Export reif werden. Aber in demselben Maße wächst auch quantitativ und qualitativ das Auslandsgebiet, welches dem deutschen Handel erschlossen ist und wird. Dieses Erschließen ist die Aufgabe des Exporthandels, während ein Teil des bis dahin vom Zwischenhandel bedienten Auslandsmarktes dem Fabrikanten direkt zufällt. Dieses Neuererschließen in die Tiefe und Breite führt aber notwendigerweise zu einem Handinhandarbeiten des Zwischenhändlers mit

dem Fabrikanten, welches von keiner der beiden Seiten verkannt werden kann. Die Interessen sind keine entgegengesetzten, sondern führen zu dem gleichen Ziel, der Förderung des deutschen Exports überhaupt.

Soweit daher die genannte Broschüre den direkten Export des Fabrikanten quand même versteht, ist sie zweifellos auf völlig falscher Fährte. So wenig jemals der Detailhandel ausgeschaltet werden kann, so wenig ist die Zwischenhand im Export, die alle Risiken trägt, zu entbehren. Immerhin gebührt der Broschüre das Verdienst, eine Frage angechnitten zu haben, die in der nächsten Zeit voraussichtlich umso mehr erörtert werden wird, als die staatliche Handelspolitik in der Förderung des Exports zweifellos durch die neuen Handelsverträge einen Rückschritt eingeleitet hat. Um so energischer nur, daran darf nicht gezweifelt werden, wird jene Bewegung der Privatbetriebe an Initiative gewinnen, welche eine in allen Teilen zweckmäßige Organisation der Produktion und des Absatzes erstrebt. Daß hierbei wirtschaftlicher Effekt und Aufwand sorgfältig abgewogen wird, darf nicht bezweifelt werden, und das Schlagwort von der Ausschaltung der Zwischenhand wird nicht etwa durch den bloßen, oft gehörten Klang siegen, sondern nur wenn es innerlich berechtigt ist.

Faßt die besprochene Broschüre die Frage nach der Organisation des deutschen Exports ernst und würdig an, so ist das Buch von Kundt nicht anders als burlesk zu bezeichnen. Eine Erwähnung des Buches würde sich auch erübrigen, wenn es nicht Pflicht wäre, gelegentlich derartige „wissenschaftliche“ Elaborate zurückzuweisen. Der Verfasser dieses Buches hat nämlich in konsequenter Verfolgung der Idee vom direkten Export das Perpetuum mobile der Volkswirtschaft, den Markt, zum Stillstand gebracht. Sein Plan von der Ausschaltung des Weltmarktes läßt sich wie eine jener wissenschaftlichen Ungereimheiten, die zuwellen gelegentlich des 1. April veröffentlicht werden. Herr Kundt wünscht nämlich, daß die Hersteller von wirtschaftlichem Kapital als z. B. Schienen, Lokomotiven, Flugdampfer, Kräne, Tropenzelte und Lebensmittel, kurz von allem was für eine tropenwirtschaftliche Unternehmung erforderlich ist, gemeinsam, d. h. in einer Art Syndikat, dieses Kapital selbst anlegen, also selbst die Bahn bauen u. „Posten“, so bemerkt Herr Kundt wörtlich, „sind hiermit nicht verbunden, da die Nahrungsmittel und alles, was zum Unterhalt der Arbeiter nötig ist, gleichfalls von Syndikatsmitgliedern hinübergeschickt wird; denn diese Unterhaltungsmittel gehören ja auch zum Kapital.“ Herr Kundt denkt anscheinend: Was ich habe, kostet nichts, nur was ich noch nicht habe, muß ich bezahlen. Herr Kundt verfolgt dann den Plan weiter, die Eisenproduktion auf obigem Wege vom Weltmarkt unabhängig zu machen. Heute ist nach Herrn Kundt der Weltmarkt in Eisen „kein in ewiger Bewegung begriffenes, der menschlichen Einwirkung entrücktes Ding“. Das war nur früher so. „In der alten nationalökonomischen Theorie heißt es: je nach der Marktlage muß sich die Produktion richten“. Daß aber doch etwas Geld zu diesen Unternehmungen gehört, scheint Herr

kundt doch zu ahnen, denn er verlangt die Mitwirkung der deutschen Großbanken für den Bau jener tropischen oder subtropischen Bahnen. „Nachdem festgestellt ist, wieviel Eisen der verschiedensten Art, Schienen, Lokomotiven usw. für dieses und jenes Projekt vonnöten sind, muß die Bank nun von der organisierten Eisenindustrie Angaben darüber einfordern, wie groß innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, sagen wir innerhalb des nächsten Vierteljahres, die Produktion an Schienen usw. sein wird. Nach der Leistungsfähigkeit der industriellen Werke müßte dann das Tempo, in dem die Kapitalanlage drüben vor sich gehen soll, bemessen werden.“ Man sieht, bis zu welcher Leppigkeit die Idee vom direkten Export auf dem Boden dieser tropischen Nationalökonomie gedeiht.

Ueber das Thema selbst wäre natürlich noch vieles zu sagen; indeß ist es mehr als im Rahmen einer Bücherbesprechung möglich ist.

Sjalmar Schacht.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

18. Februar 1905.

Minister- und Systemwechsel. — Das Erbe Körbers. — Günstige Situation des neuen österreichischen Ministerpräsidenten v. Gautsch. — Der Umschwung in Ungarn. — Die Unabhängigkeitspartei. — Antrag der deutschen Volkspartei. — Waffenstillstand.

Diesseits und jenseits der Leittha Ministerwechsel, diesseits mit der Bedeutung einer sehr bescheiden instrumentierten Variation des altösterreichischen Themas „Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß“, jenseits mit dem Ausblick auf tiefgreifende Veränderungen in den staatsrechtlichen Grundbauten der Monarchie, diesseits die Ablösung zweier t. t. Regierungsposten, die sich vorschrittmäßig durch die verschiedenen Farben der Aufschläge und Achselklappen unterscheiden, jenseits die souveräne Willensäußerung einer regierungsfähigen und regierungsgewohnten Nation, diesseits als erste Wirkung ein kurzes Aufathmen von der gedankenhemmenden Obstruktionsarbeit, mit der die verfassungsmäßige Teilnahme der Bevölkerung an der Gesetzgebung verhindert werden soll, jenseits die freudige, selbstbewußte Zustimmung zu der durch die Wahlen gegebenen Entscheidung, selbst auf Seite der unterliegenden Partei!

Daß Herr v. Körbers Stunde bald schlagen werde, haben wir vorauslagen können. Bei dem Reichtum an Kenntnissen, über die dieser eifrige Beamte verfügte, hat er sich doch nicht bis zur Anerkennung des Befehls der Politik zu erheben vermocht, das in zweckmäßigen Handlungen besteht. Er hielt Belehrung, Aufzählung patriotischer Wünsche, Ermahnung zu Fleiß und sittsamem Betragen im Parlament für politische Handlungen, ebenso wie er in der Anwendung eines „wohlthortigen“ Ministerialstils bei Erledigungen, in denen womöglich nichts als die Gedankenarmut des Verfassers klargemacht wurde, die rühmenswerte Leistung eines Verwaltungsbeamten sah.

Herr v. Gautsch hat eine Erbschaft angetreten, die nicht zu unterschätzen ist: die Sehnsucht nach Tätigkeit, nach geistigem Leben, nach ein-

greifender Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten, die in allen Parteilagern und außerhalb derselben in allen Schichten der Bevölkerung so stark geworden ist, daß sich die Abgeordneten, auch wenn sie wollten, nicht mehr mit der Vorführung des Obstruktions-Zirkusshimmels begnügen dürfen, die etwa von bewährten Parteiklownn oder freiwilligen dummen Augusten unterbrochen werden. Freilich! das namentliche Abstimmen, das wörtliche Verlesen des Einlaufs, das Schimpfen und Brüllen war so bequem, so schön den persönlichen Neigungen anzupassen gewesen, es bot so gute Gelegenheiten, den Befähigungsnachweis zu erbringen, nationalen „Hochmut“ und Heroismus zu bewähren, daß die Veränderung der Situation recht schmerzlich empfunden wird. Die seit der Wiedereröffnung des Reichsrates im Abgeordnetenhause durchgeführten Verhandlungen über die Notstandsvorlage, die Ergänzung der Paffenbestände, die Rekrutenvorlage und die erste Lesung des Budgets haben gezeigt, daß die Führer noch nicht für die Geistes-schlachten geübt sind; die Reden ihrer Adjutanten, die bis jetzt in das mühsam unterhaltene Feuergefecht der Debatte einzugreifen hatten, waren noch dem alten Kurse angepaßt und erhoben sich nicht über die landläufigen Klagen, Beschwerden, Forderungen. Es wurde zwar auch der Versöhnungs-ton angeschlagen; Tschechen und Deutsche erklärten, wie üblich, daß sie zum Ausgleich bereit seien, wenn in Böhmen alles so eingerichtet würde, wie sie es längst für notwendig erklärt hätten, sie unterließen es nur, dabei zu erwähnen, daß die Einrichtungen, die jede der beiden Nationen für sich als ein unverletzliches Recht in Anspruch nimmt, neben einander nicht bestehen können. Weiter kam man nicht. Auch der neue Ministerpräsident hütet das Geheimnis seines Ausgleichsplanes sorgsam und nimmt im Bewußtsein der Stichhaltigkeit seines noch nicht genau bekannt gegebenen Programms die Drohungen der Slaven, daß sie nicht lange den parlamentarischen Frieden dulden werden, ruhig hin.

Herr Dr. Kramarz, der tschechische Staatsmann modernsten Stils, hat ausdrücklich hervorgehoben, daß seine Partei zwar eine zuwartende Stellung eingenommen habe, daß aber nichts geschehen sei, was ihre Stellung zu der Staatsverwaltung überhaupt ändern könnte. Sollte seine Partei für die Staatszwecke und Staatsverfordernisse stimmen, so müssen auch vom Staate die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, d. h. die Regierung müsse die Forderungen der Tschechen um jeden Preis, wenn nötig auch mit äußerster Gewaltanwendung gegen die Deutschen durchsetzen. Und der Südslave Dr. Plaj tat mit einem Rückblick auf die Politik Körbers den Auspruch: Der schönen Worte sind wir nun satt, wir wünschen endlich einmal auch Taten. Worin diese Taten bestehen sollen, deutete der Krainer Dr. Tavcar unverblümt an: Der Justizminister solle in die Befugnisse des Oberlandesgerichtspräsidenten von Innerösterreich eingreifen und jene Verwendung richterlicher Beamten erzwingen, die den Slovenen nützlich ist. Denn das allgemeine slavische Staatsrecht,

daß sich die slavischen Stämme — als Völker oder Nationen können sie nach ihrer bisher zu beobachtenden historischen Entwicklung nicht aufgefaßt werden — zurecht gelegt haben, erklärt es zwar für das nationale (!) Recht eines tschechischen Jünglings, daß er in einer reindeutschen Stadt, wie z. B. Gablonz, als Richter angestellt werde, findet aber Rechtsbruch und Parteilichkeit darin, wenn ein deutscher Jurist, trotzdem er sich über die Kenntnis der slovenischen Sprache auszuweisen vermag, in gemischten slovenisch-deutschen Bezirken in Untersteiermark Recht spreche, oder wenn das Obergericht einen Prozeß, der zwischen deutschen und slovenischen Journalisten geführt wird, nicht einem Gerichtshofe zuwendet, der überwiegend mit Slovenen besetzt ist. Gerechtigkeit heißt nach slovenischer Auslegung Beförderung der in ihren Gebieten nicht verwendbaren, überschüssigen Beamten an die gutdotierten Stellen in deutschen Gegenden; Unparteilichkeit die Bestrafung aller Ausschreitungen auf deutscher Seite und die Entschuldigung slavischer Exzesse und roher Angriffe mit Wort und Faust durch die begreifliche nationale Erregung. Der gegenwärtige Leiter des Justizministeriums Dr. Klein, eine europäische Kapazität, der Organisator einer modernen Gerichtsordnung in Oesterreich, hat einen Beweis großer Enthaltjamkeit gegeben, als er es unterließ, dem Hause eine Vorlesung über die Eigenart slavischer Rechtsprechung zu halten. Es wäre gar nicht notwendig gewesen, auf russische Zustände hinzuweisen. Die Registraturen österreichischer Justizämter hätten sehr brauchbares Material dafür geboten. Wenn es einmal dahin kommen sollte, was der gute Geist Oesterreichs verhüten möge, daß die deutschen oder deutschgesinnten, auf deutschen Hochschulen gebildeten Richter nicht mehr die Stützen des österreichischen Gerichtswesens sind, daß sie in den obersten Senaten überstimmt werden können, dann sollen sich die Slaven einmal die Rechtsicherheit bei sich zu Hause ansehen.

Gegenüber den unzweideutigen Versicherungen nord- und südslavischer Politiker, daß sie an die gegenwärtige Regierung genau dieselben Ansprüche richten müssen, die noch keine frühere und auch die Herrn v. Körbers nicht erfüllen konnte, glaubte Herr v. Gautsch doch an der Ueberzeugung festhalten zu sollen, daß im deutschen und „böhmischen“ (soll heißen „tschechischen“) Volksstamme eine Sinnesveränderung platzgreifen „könne“. Er habe schon im Jahre 1879 über diese Frage am Konferenztische debattiert und trotz allem, was selbster geschahen sei, seinen Optimismus nicht verloren, der sich auf die gute Meinung stütze, die er vom deutschen und vom „böhmischen“ Volksstamme habe. Nun ist es klar, was den Sturz Körbers verurjacht hat: der Mangel an Optimismus. Es gibt freilich auch andere Versionen und diese nennen als Veranlassung seines Rücktrittes unter anderem auch ultramontane Hesperereien, Unzufriedenheit des Generalstabschefs mit Körbers Geschäftsführung, weil er die finanziellen Bedürfnisse der Heeresadministration nicht zu befriedigen imstande war, endlich auch seine eigene

Vorausicht eines nicht mehr aufzuhaltenden Konfliktes mit Ungarn, der schon drohend war, als die vom Grafen Tisza veranstalteten Wahlen noch nicht stattgefunden hatten.

Diese ungarischen Neuwahlen haben die Lage der Dinge im Reiche der Stefanskronen wesentlich aufgeklärt. Ihr Ergebnis ist die Herrschaft der Unabhängigkeitspartei. Wenn sie heute auch noch nicht über die Mehrheit der Abgeordnetenitze verfügt, so tritt sie doch mit solcher Stärke auf, daß die kleineren Gruppen („Dissidenten“, „Volkspartei“ u. a.) es nicht wagen können, ihr entgegenzuhandeln. Die Niederlage der Liberalen ist aber eine so beschämende, moralisch niederdrückende, daß ihre Vereinigung auf niemanden mehr eine Anziehung ausüben kann und daß deren Auflösung mit Bestimmtheit vorausgesehen werden muß. Das Ziel der Unabhängigkeitspartei besteht aber in der völligen Loslösung des Königreichs Ungarn von den „im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern“, denen die deutsch-liberalen Gesetzgeber von 1861 und 1867 nicht einmal den Namen Oesterreich und den Charakter eines Kaisertums zu geben gewagt haben. Dieselben unglücklichen Politiker, die den alt-österreichischen Patriotismus im Munde geführt, aber die Deutsche Erfindung der neu-österreichisch-ungarischen Monarchie an die Stelle des bewährten Habsburgischen Staatswesens gesetzt haben, sind die Protoktoren jener magyarischen Sonderbestrebungen geworden, gegen die alle Habsburgischen Herrscher seit Leopold I. mit Erfolg gekämpft haben. Sie haben die in Ungarn lebenden Nationen insgesammt den Magyaren preisgegeben, sie haben zugegeben, daß das Staatsrecht von Siebenbürgen und damit die politischen Rechte der sächsischen Nationen-Universität kassiert wurden, sie haben keine Hand gerührt, um die Autonomie der Kroaten, der alten Bundesgenossen Innerösterreichs in den Türkenkriegen, die nicht mit sondern gegen die Magyaren geführt werden mußten, zur Erhaltung des Gleichgewichtes unter den österreichischen Nationen zu kräftigen, sie sind den magyarischen Freunden in die Falle gegangen, die ihnen vorpiegelten, der Dualismus begründe die Herrschaft der Deutschen in der einen, wie die der Magyaren in der anderen Reichshälfte.

Die Einheit der Länder der Stefanskronen und die Vereinigung aller ihrer Vertreter im Reichstage ist kein integrierender Bestandteil der ungarischen Verfassung, weder Maria Theresia noch Leopold II., die auf Grund von verfassungsmäßig zustande gebrachten Gesetzartikeln regiert haben, ließen sich die Zustimmung zu ähnlichen Forderungen, die ja auf jedem Landtage erhoben worden sind, entziehen. Deshalb bestand für die erbländische Vertretung auch keine Nötigung, den 1867er Ausgleich in einer Form zu schließen, in der die Alleinherrschaft der Magyaren von der Adria bis an die Karpaten, entgegen aller historischen Entwicklung, eingesetzt und eine Situation geschaffen wurde, in der die Magyaren eine noch größere Unabhängigkeit anstreben können, als der Landtag von 1848 verlangt hat. Franz Deák hat sehr gut vorausgesehen, welchen Weg die

Nation auf dem parlamentarischen Kriegspfade einschlagen werde, und hat seine Freunde, denen der Ausgleich ungünstig erschien, auf die Zukunft vertröstet; die deutschen Autonomisten aber, die ihm den modernen ungarischen Großstaat zimmern geholfen haben, konnte er bei dem frommen Glauben lassen, daß die Delegationen was Wunder für eine geniale Schöpfung von politischem Wert und langer Dauer sein werden.

Von den Deutschen unserer Tage, die doch schon einige ausgiebige Lektionen in praktischer Politik erhalten haben, dürfen wir erwarten, daß sie sich nicht noch einmal dazu hergeben, von den magyarischen Parlamentsdiplomaten düpiert zu werden. Wir verlangen von ihnen, daß sie der Schlaueit Klugheit, der nationalen Hoffart nationalen Stolz entgegensetzen. Diejer Stolz schließt es völlig aus, daß an dem 1867er Ausgleiche ferner herumgeleimt werde. Ungarn braucht ihn nicht; Oesterreich, das Kaisertum Oesterreich, das auch ohne Ungarn auf eigenen Füßen stehen kann, braucht ihn noch viel weniger. Niemand innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle hat es nötig, von magyarischen Gnaden zu bestehen. Wir wollen zum mindesten gleichgewertet nebeneinander stehen, bereit zur Allianz, zu Handelsbündnissen, auch zu bundesstaatlicher Verbindung, aber immer mit getrennten Budgets, mit Matrifikularbeiträgen für gemeinsame Einrichtungen, die sich etwa doch im beiderseitigen Interesse für wünschenswert erweisen sollten, vor allem mit getrennten Armeeverwaltungen. Für Regimenter mit magyarischer und kroatischer Kommando- und Dienstsprache kann nur magyarisches und kroatisches Geld verwendet werden.

Der Stolz, den die Deutschen, wenn sie im österreichischen Parlamente eine führende Rolle behalten wollen, nötigen muß, die volle Unabhängigkeit von Ungarn zu verlangen, wird nicht darunter leiden, daß sie sich freie Bahn für die unerläßlichen Verhandlungen mit Ungarn schaffen, indem sie den anderen Nationen Oesterreichs bis zur Austragung des gemeinsamen Handels einen ehrlichen Waffenstillstand anbieten. Ehrlich, mit Wahrung der bestehenden Besitzverhältnisse, mit Anerkennung der faktischen Zustände, also auch der tschechischen Amtssprache in rein tschechischen Gerichtsbezirken, sowie es längst eine italienische und eine polnische innere Amtssprache giebt. Der Antrag, den Dr. v. Derſchatta namens der deutschen Volkspartei im Abgeordnetenhanse eingebracht hat, könnte den Anlaß zu diesem Waffenstillstand geben. Nur unter Voraussetzung einer wenigstens vorübergehenden Verständigung zwischen Tschechen und Deutschen, der sich die Südslaven und Polen fügen müssen, ist eine erfolgreiche Tätigkeit des 48 gliedrigen Ausschusses denkbar, dessen Einsetzung der Antrag Derſchatta bezweckt. Er soll 1. die Voraussetzungen und Bedingungen der wirtschaftlichen Selbständigkeit beider Reichshälften von dem Gesichtspunkte der Wahrung der Rechte und Interessen der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder feststellen, und 2. die Rückwirkungen einer Lösung des Zoll- und Handelsbündnisses und der

auf dem Gebiete des gemeinsamen Seerwesens von Seiten der Unabhängigkeitspartei in Ungarn aufgestellten Forderungen auf die grundsätzliche Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten, insbesondere auf die Tragung der Kosten derselben und auf das Gesetzgebungsrecht über diese Angelegenheiten prüfen.

Der Ministerpräsident ist in einer Programmrede auf diesen Antrag eingegangen, indem er für den Fall, als die durch den 1867er Ausgleich eingeführten gemeinsamen Institutionen ungarischerseits „tangiert“ würden, oder die Frage der Gemeinsamkeit selbst aufgerollt würde, in Aussicht stellte, daß dann die österreichische Regierung im vollen Einvernehmen mit dem Parlament und der gesamten öffentlichen Meinung die österreichischen Interessen energisch wahren würde. Herr Krmarz aber hat im Anschlusse an diese Aeußerung seine Ueberszeugung ausgesprochen, daß der Wille zum Frieden von den Verhältnissen diktiert werde, und daß die Parteien endlich einmal erträglichere Verhältnisse schaffen müssen.

Die Deutschen können das ihrige dazu beitragen, wenn sie einig und geschlossen auftreten. Die Frage, ob Dr. v. Derffhata berechtigt war, ohne Zustimmung der übrigen deutschen Fraktionen den Antrag einzubringen, darf nicht den Anlaß dazu bieten, sich von der gemeinsamen Aktion auszuschließen. Wer im Augenblicke der wichtigsten politischen Entschlüsse solche Couleurpolitik treibt, der soll sich nicht mehr unterstehen, mit dem patriotischen Mäntelchen unter ehrliche Leute zu gehen! Einig und geschlossen können die Deutschen Waffenstillstandsanträge machen, um ebenso stark ins Feld zu ziehen, auf dem um das „Reich“ gestritten wird, wie die ungarische Unabhängigkeitspartei. *

Russische Briefe II.

Daß heute die Kriegs- und Friedensschickale Rußlands in innigstem Zusammenhange mit einander stehen, kann nicht geleugnet werden. Jedoch ist die Art dieser eng verquickten Wechselwirkungen keineswegs diejenige des harmonischen Zueinandergreifens aller physischen und moralischen Kräfte eines in gesunder Entwicklung befindlichen Volkes, dessen Kulturweg von einem äußeren Hindernis durchquert wird und wo dann, hingeworfen von der Ulgewalt eines mächtig sich aufbäumenden Gesamtwillens, in natürlicher Weise alle Kräfte der Nation zu der Gesamtpotenz zusammengerafft werden, die ein Volk einzusetzen vermag. Selbstverständlich wird da das ganze Friedensdasein affiziert durch die gewaltige Schwungkraft, welche aus dem innersten Kern des Staates die Kräfte herauszuholen versteht. Man denke an Preußen 1813 oder Deutschland 1870! Nichts dergleichen sehen wir gegenwärtig in Rußland. Kriegsführung und Friedensleben laufen träge, beinahe apathisch nebeneinander her; selbst

die wirtschaftliche Verkettung, die für die Zukunft dem Lande würgende Fesseln bringen wird, macht sich vorerst relativ noch wenig fühlbar. Und dennoch besteht schon jetzt eine enge und verhängnisvolle Wechselbeziehung zwischen der friedlichen Gestaltung und dem Kriegsschicksal Rußlands; so sehr, daß man mit derselben Berechtigung wird sagen dürfen, der Ausgang des Krieges hänge von der Entwicklung der Dinge im Innern ab, wie man die Entscheidung der inneren Wirren auf den mandschurischen Schlachtfeldern kommen sieht. Soviel ist gewiß, daß die Regierung nur dann ohne entscheidenden Sieg Frieden schließt, wenn sie um ihre eigene Existenz bangte, d. h. wenn sie daran verzweifelte, der inneren Lage Herr zu bleiben. Nach außen wie nach innen fühlt die Regierung ihre Autorität ins Wanken geraten; nach beiden Richtungen hin ist sie unfrei, und dies bestimmt auch die Art der gegenseitigen Abhängigkeit von innerer Verwaltung und Kriegsführung. Unter einer Regierung, die ihren Einfluß außß schwerste gefährdet und ihre Handlanger völlig kompromittiert fühlt und sich deshalb zu vorsichtigem Lavieren auf allen Gebieten verurteilt sieht, muß der Feldherr aus Rücksichten nicht strategischer Natur auf Kommando Schlachten schlagen, — bei jedem seiner Schritte nach der Heimat schielend, — und die Leitung der inneren Politik sieht die Dinge in dem Augenblick zu offener Auflehnung sich zuspitzen, wo ihr die Hände gefesselt sind und dringende Bedürfnisse ins maßlose vor ihr emporsprossen. Keine Spur von Wechselwirkung also im Sinne gegenseitiger Belebung oder Kräftigung; wohl aber wechselseitige Verwirrung und Lähmung in den wichtigsten Funktionen!

Es ist wenig wahrscheinlich, trotz der bestimmt auftretenden Gerüchte, daß ein Friedensschluß vor Beginn des nächsten Sommers zustande kommt. Wenn es doch geschähe, so wäre es ein Zeichen dafür, daß die Regierung mit ganzer Kraft dem „Aufruhr“ entgegentreten zu müssen glaubt. Sie wird es dann nur um den Preis tiefster Selbsterniedrigung tun können, und es fragt sich, ob eine unter das caudinische — — wollte sagen japanische — — Joch gebeugte Staatsgewalt nicht doppelt schweres Spiel in jeder Hinsicht haben wird. — So spitzt sich alles immer schärfer auf die innere Krise zu. Den Krieg könnte die Regierung abbrechen, — die innere Lage aber muß sie lösen. Diese erheißt gebieterisch die Abstellung der seit 30 Jahren aufgetürmten Mißstände, die das Volk zu erdrücken drohen.

* * *

Um begreifen zu können, was dem Reiche Not tut, müssen wir klare Einsicht gewinnen, welche Entwicklung die Dinge im letzten Menschenalter in Rußland genommen haben. Seit dem großen Aufschwung des öffentlichen Lebens in den 60er Jahren, der die Erneuerung aller Verwaltungszweige und des gesamten Geisteslebens brachte, hat eine brüske Umkehr stattgefunden. Heute ist wenig mehr aus jener großen Zeit herüber-

gerettet, als eine große Errungenschaft: eine gute, von hohen Gesichtspunkten geleitete Gerichtsverfassung. Zwar ist auch sie in den allerletzten Jahren von dem Giftzahn derjenigen Zeit, welche prinzipiell die Haltbarkeit des Regimes durch immer weitergreifende Substituierung der Gesetzlichkeit durch Willkür retten zu können glaubte, an manchen ihrer Abschnitte bereits angenagt. Allein im ganzen ist sie uns erhalten geblieben, und daher bietet sie den einzigen festen Ausgangspunkt für alle Reformen. Alles andere aus jener Zeit ist entweder zur Parikatur verdreht worden, wie die Selbstverwaltungsorgane, oder wegen absichtlicher Unterbrechung jeder Fortentwicklung im Verein mit maßloser Ausbeutung der Steuerkraft zur Bestreitung einer übertriebenen Machtpolitik der völligen geistigen und wirtschaftlichen Verwahrlosung anheim gefallen, wie das Fundament des Staatsaufbaues, die Bauernschaft. Das Schlimmste aber ist: die Menschen, welche die Institutionen tragen und die Gesetze handhaben, sind andere geworden. Das Regime Alexander III. konnte unabhängig gestellte und unabhängig denkende Leute nicht gebrauchen: noch heute gelten „Männer der 60er Jahre“ als der Inbegriff bürgerlicher Tugend, strenger Pflicht und Loyalität, — sie sind aus dem öffentlichen Leben beinahe verschwunden! Es waren Leute, die von hohem Gemeinsinn geleitet waren, oft reiche Grundbesitzer, denen der Dienst keine nennenswerten materiellen Vorteile bieten konnte. Unter ihren Epigonen hat „Zuverlässigkeit“ einen üblen Beiklang erhalten; heute bedeutet es so viel wie unbedingte Unterwürfigkeit, im Bedarfsfall Strupellosigkeit. Materielle Dürftigkeit erscheint den Leitern bei ihren Untergebenen erwünscht, weil sie die Menschen gefügig macht. Nehulich gilt das Strebertum als beste Garantie für Verlässlichkeit der Beamten.

Was Rußland heute Not tut, Not tut wie Brot dem Verhungerten? Wahrhaftig keine Verfassung, als Nachäfferei einer westlichen Institution, für die sich selbst weit ältere Kulturstaaten als unreif erweisen. Eine Verfassung in einem Reich, wo die Masse der Bevölkerung in wüster und absichtlicher Verwahrlosung auch den leisesten Anflug von Pflichtbewußtsein und Rechtsinn eingebüßt hat, den die kaum gefallene Leibeigenschaft hätte aufkommen lassen können; wo überdies eine schwere wirtschaftliche Abhängigkeit diese misera plebs den Gutsherren bedingungslos zu Willen sein läßt, wo die Beamten ohne inneren Halt in ein Prinzip der zuchtloosesten Willkür gewöhnt sind, Willkür tadelnd und Willkür ühend —, eine zu virtuosen Wahlfälschungen wie prädestinierte Organisation! Der Weg der in der Geschichte landläufig gewordenen Konstitutionen müßte Rußland unbedingt zu rohester Demagogie, Nationalitätenkämpfen und Bürgerkrieg führen. Wozu jedoch Rußland reif ist, reif in dem Sinne, daß es, falls Abhilfe ausbliebe, ähnlichen Schrecknissen entgegen ginge, das ist eine Verwaltungsreform.

Die Frage führt in die Tiefen des politischen Lebens eines Volkes und kann daher im Rahmen eines aktuellen Briefes nicht behandelt

werden. Nur soviel sei gesagt, daß ohne eine Agrar- und Steuerreform keine dauernde Besserung erreicht werden kann, und mittelbar dringt hier das beregte Thema bis in die Tendenzen der auswärtigen Politik. Der Grundstock der Reformen — und die Grundbedingung dafür, daß Rußlands inneres Leben wieder in ruhige Bahnen kommt — bleibt eine Revision der Verwaltungstechnik. Auf zwei Punkte laufen die Bedürfnisse hinaus; eine integre und streng geistliche Verwaltung, und eine naturgemäße Entwicklung bei ruhigem Ausbau des inneren Lebens, anstatt der bisherigen gewaltigen Unterbindung. In letzterer Hinsicht ist das Reformwerk überraschend einfach: man hebe alle jene Gesetze, die nach den 80er Jahren die Semstwoos und die Stadtverwaltungsrechte bis zur Unkenntlichkeit entstellten, einfach auf und knüpfe dort an die Gesetzgebung der 60er Jahre wieder an, wo später die Strangulierung eingesezt hat. Dasselbe kann bezüglich des Gerichtswesens gelten. Die Sanierung der Staatsverwaltung aber ist um vieles schwieriger.

Es werden diejenigen Momente zu eliminieren sein, welche den Tschin auf das niedrige moralische Niveau gedrückt haben. Da hat zunächst eine fortschreitende Vermengung der administrativen und der richterlichen Gewalten stattgefunden, und zwar sowohl von unten, durch das Zwitterinstitut der Landhauptleute, die halb Richter, halb Bauernvögte und Kreischefs sind, als von oben her, was sich in der sich steigenden Abhängigkeit des Senats, des höchsten Gerichtshofes, vom Justizminister ausdrückt. Ferner wird strikteste Innehaltung der Gesetze als Richtschnur dienen müssen. „Strenge Gesetzmäßigkeit“ ist das erste Postulat auch im kaiserlichen Reformerklaß, und das Hervorheben einer solchen Selbstverständlichkeit mag manchem befremdlich erscheinen. Bei Kenntnis der russischen Verhältnisse ist es dies keineswegs. Die administrative Gewalt, die immer hypertrophischere Formen annahm, modifizierte nach Belieben die formgerecht verkündeten Gesetze, oder dekretierte neue Bestimmungen, denen sie, die allmächtige, einfach gleichbindende Kraft beimaß. Infolge der unzähligen Abänderungen, Zusätze, Außerkraftsetzungen usw. weiß schließlich niemand mehr, was bestehendes Recht ist; und zwar unjoweniger, als viele Modifikationen gar nicht ordnungsmäßig veröffentlicht werden, sondern als Geheimklasse von den Regierungsorganen in pectore gehalten werden.

Diese schöpferische Kraft soll nun nach Absicht des Zaren der Verwaltung entwunden und ihr das Handwerk gelegt werden. Damit würde wieder Ordnung, Klarheit und Gesetzmäßigkeit in die Staatsmaschinerie kommen. Allein gewährleistet wäre dies erst, wenn eine unabhängige Kontrolle geschaffen wird; denn der Tschin hat stets eine zu zähe Solidität bewiesen, um auf sich selbst für seine Ehrlichkeit ausgewiesen bleiben zu können! Zu dieser Kontrolle sind durch den Erlaß vom 25. Dezember Anstalten berufen: die Vigilantendienste sind der Presse zugewiesen, Lebensbedingungen verpflanzt werden soll; und für die im

Streitverfahren anhängig gemachten Fälle sollen die Gerichte — (man spricht von besonderen Verwaltungsgerichten, was eine gänzliche Neuerung wäre!) — und als oberste Instanz der aus der Verwaltung als ganz unabhängiges Gebilde herausgelöste Senat zuständig werden.

Hier wird aber noch ein höheres Organ der breiten Oeffentlichkeit als Wächter einsetzen müssen. Der Zarenverlaß tut seiner nicht Erwähnung, aber die nach den bittersten Erfahrungen die ganze Bevölkerung durchsäuernde Skepsis drängt mit elementarer Notwendigkeit dazu: ein Podium für auserwählte Männer von Nichtbeamten, die einfach anständige Menschen sind, und von wo aus diese Vertrauensleute des Landes frei und offen, laut und vernehmlich reden können. — Wohlverstanden, keine Körperschaft mit legislativischer Befugniß, oder der gar die politischen Leiter der Geschicke des Landes entnommen werden sollen; also keine mehr oder minder vollkommene Durchsetzung des parlamentarischen Prinzips. Als höchste, vornehmste und unantastbare Kontrollinstanz und als warnendes Sprachrohr der Stimmung des Landes malt sich, nach fast schon verwischten Traditionen eines altrussischen Semski Sobor, dieses Zentralorgan der russischen Oeffentlichkeit in den Absichten derjenigen, welche durch die traurigen Ereignisse der letzten Zeit nicht die ruhige Auffassung der Dinge verloren haben und sich nicht, den Boden der realen Verhältnisse in ihrer Erbitterung verlassend, zu extremen Forderungen hingerissen fühlen.

Leider beschwört die anormale Lage gegenwärtig diese Gefahr immer mehr herauf. Mehr und mehr trübt Wut und Erbitterung die klare Einsicht auch der besonneneren Klassen. Bei den unteren gewinnt tückische Verheßung immer leichteres Spiel, nachdem das Ungeheiß der Regierung große Blößen gegeben hat. Bei der Schwäche der obersten Instanzen ist es nicht gänzlich ausgeschlossen, daß man durch längeres Zaudern unhaltbare Zustände aufzugeben, die Bewegung noch mehr anschwellen läßt, dann aber sich zu weitergehenden Zugeständnissen wird drängen lassen; jede Aufgabe der absoluten und einzigen Quelle des Gesetzes bedeutet heute noch für Rußland den Bürgerkrieg und die Auflösung des Reiches. Jedoch zur Wahrung der Gesetzmäßigkeit und zur wirksamen Ueberwachung aller Instanzen der Staatsverwaltung, d. h. des Einklanges der Verwaltung mit dem jener Quelle entspringenden Recht, sowie zur Darlegung der Bedürfnisse des Landes muß eine Volksvertretung berufen werden, weil ohne dieses Korrektiv die Bureaucratie nicht mehr zu arbeiten im Stande ist.

* * *

Ganz Rußland gährt in ungeduldiger Erwartung dieser Lösung. Das Fehlen jeder Andeutung der Heranziehung des Volks zur Mitarbeit in irgend einer Form hat allgemein bei Bekanntmachung des Reformerlasses des Zaren beunruhigt und die sonst gute Wirkung desselben stark

beeinträchtigt. Das Blutbad in St. Petersburg schlug dem Faß den Boden aus. Das Verhalten der Regierung in jenen kritischen Tagen war eben in hohem Maße ungeschickt. Sie ermangelte der Entschlußfähigkeit und des einfachsten Verständnisses für die Denkungsart des Volkes. Zwar hatten bei der Organisation der Pilgerfahrt des Volkes zum Zaren auch sozialistische Elemente einigen Einfluß als gewandte Mitläufer insofern gewonnen, als sie den Forderungen der Massen ihre eigene profession de foi beizumischen verstanden hatten. Nichtsdestoweniger war die treibende Kraft eine urredliche Tradition, ein Grundpfeiler der Ruhe im Lande unbeschadet der fürchterlichsten Mißwirtschaft: der Glaube an den Zaren. Tatsächlich enthielt die sehnsuchtsvolle Zuversicht, ihren Zaren endlich zu schauen und bei ihm Hilfe und Erlösung von allen Gebrechen zu finden, in fast kindlich naiver Fassung doch die Gefühle, die ganz Rußland befeelen; auch die einsichtigen Klassen! Es ist der Gedanke, Bresche legen zu müssen in den Wall von Korruption und Selbstsucht, mit dem die Kaste der Beamten den Herrscher vom Volk abgetrennt hat.

Als der Zug dem Palais nahte, war die Regierung tagelang vorher unterrichtet; dennoch war sie bis zuletzt unentschlossen. Daß man einen Haufen von 30 000 Menschen nicht vor das Schloß dringen lassen durfte, darüber konnte sie nicht im Zweifel sein. Auch die ernste Entschlossenheit der Manifestanten war ihr bekannt. Trotzdem ließ sie die Dinge gehen, ohne sie in handlichere Bahnen zu lenken. Hätte sie damals getan, was nachher geschah, als es wie klägliches Nachgeben aussehen und darum ein-drucklos verpuffen mußte, nämlich eine große, einige Hunderte umfassende Abordnung wählen lassen und sie vor den Kaiser gebracht so wäre das Massaker vermieden gewesen. Unter der Arbeiterschaft, deren Gros dem platten Lande entstammt und in Denken und Fühlen, ungeachtet der politischen Einflüsse der Großstadt, noch in ländlich-patriarchalischen Ideenkreisen fußt, hätte es sich wie ein Lauffeuer verbreitet: die unruhigen haben unseren Batiushka, den Zaren gesehen, ihm alles gesagt; und so und so lautete seine verbürgte Antwort! Damit wäre ja natürlich die Lage noch nicht geklärt gewesen. Aber der ernstlich mit Ausarbeitung der Reformen beschäftigten Regierung mußte es vor allem darauf ankommen, Zeit zu gewinnen und nicht gerade jetzt im Rettungswerk gesüßt zu werden. Solche zeitweilige Beschwichtigung wäre auch durch die tiefe Wirkung eines Empfanges beim Zaren erreicht worden. Statt dessen tat man, was nur zu neuer Erregung führen konnte und die energischsten Proteste hervorgehen ließ: man stellte durch polizeiliche Taschenpielerkunststücke eine „Deputation“ auf, von der kein Arbeiter jemals etwas wußte und die auch später alle, sich bekreuzigend, verleugneten.

Wie um vollends jeden beabsichtigten Erfolg in sein Gegenteil umschlagen zu lassen, ließ der Zar diese Leute, welche doch ihm, dem Retter, ihre Bedrängnis und ihr Leid gekommen waren, nicht ein

Sterbenswörtchen sagen, sondern fuhr sie ziemlich hart an und gewährte ihnen eine Verzeihung, um die niemand, so wie die Stimmung nach der blutigen Katastrophe war, bitten zu müssen glaubte! Die Salven in den Tagen zuvor hatten einen uralten, bisher unerschütterlichen Glaubenssatz in der Volksseele ins Herz getroffen. Hatte das System geglaubt, nun es vor den Stufen des Thrones sich abspielte, hundertmal gezeigte Nachgiebigkeit und Schwäche durch Schroffheit aufwiegen zu müssen? Der Anlaß konnte unglücklicher nicht gewählt werden; denn während man früher in unzähligen Fällen von rohen Erzessen und offenen Rechtsbrüchen hätte schießen müssen und es nicht getan hatte aus kläglichem Opportunismus, und weil die Gewalttätigkeiten sich nicht gegen die geheiligte Beamtenerschaft, sondern gegen die in Rußland der letzten Jahre nicht mehr geheiligte Rechtsordnung und gegen Privatinteressen richteten, hatte man es am 22. Januar gerade einmal mit einer friedfertigen, waffenlosen und gutgläubigen Menge zu tun. In allen Gauen des weiten Reiches frist nun an dem alten Zarenglauben des Volks, der der festeste Anker des Vertrauens und der Geduld in all der Trübsal geblieben war, die böse Kunde: „und das rechtgläubige Volk zog zu seinem Herrn mit Kirchenbannern in großem Wittgang; der Zar aber blieb unsichtbar, und ließ seine Diener auf das Volk schießen“.

* * *

Nächst dieser Vorgänge ist das bedeutamste Ereignis der inner-russischen Politik die Entlassung des Ministers des Innern. Eine höchst interessante Episode! Ein Mann, der in der kurzen Zeit seines Amtes nichts getan hat, nichts tun konnte, und dessen Wirken doch unauslöschliche Folgen hinterlassen hat. Er kam gleichsam als Maschinist, der im letzten Augenblick den Dampf aus einem der Explosion nahen Kessel abließ. Nun ist er gegangen.

Daß Swiatopolk Mirski seinen Abschied einreichte, das ist trotz der düsteren Ereignisse der letzten Zeit wohl das für die nächste Zukunft bedauerlichste. Dennoch war sein Weggang eine Notwendigkeit geworden, für ihn wie für die Gestaltung der öffentlichen Dinge. Aber gerade darin, daß es für einen Mirski keinen Platz mehr gab in der Regierung des Reiches, liegt das Niederdrückende, das Verzweiflungsvolle der augenblicklichen Lage. Auf der anderen Seite aber bedeutet der Umstand, daß dies jetzt offen zu Tage tritt, ja daß man dies so ganz unverhohlen und drastisch auszudrücken wagt, eine noch kaum übersehbare Verschärfung der ohnehin bedrohlichen Lage. Denn mit Mirski wird in den Augen der russischen Öffentlichkeit ein Programm bei Seite geschoben, ein Programm, an das sich die Hoffnungen der gesamten Gesellschaft klammerten! Dies ist in Rußland, dem Lande des stumm dienenden Bureaukratismus, eine Ausnahmeerscheinung. Und da kann es manchmal von unschätzbarem Werte sein, daß ein solcher Mann überhaupt existiert,

der mehr bedeutet als nur die Erfüllung bestimmter Funktionen. Mirski war rein als Werkzeug nicht von überwältigender Kraft und Prägnanz. Er war jedoch mehr als ein Werkzeug: er war eine *Gesinnung*; er bedeutete mehr als eine Funktion: in seiner Person erstand eine *Mission*. Derartiger Persönlichkeiten gibt es im heiligen Rußland heutzutage kein halbes Duzend in jenen Sphären, welche an der Staatsgewalt theilhaftig sind. Und einen solchen, der zugleich des lebendigsten Vertrauens der weitesten Volksschichten sich erfreute und deshalb allein Lebendiges hätte schaffen können, gibt es kaum einen anderen. Von diesem Grand Seigneur pur sang wußte jeder, daß er sich nicht mühsam und strebsam von Stufe zu Stufe seiner Karriere emporzwängte, wie all das zariſche Gefinde um ihn herum, und daß ihm der hohe Posten nicht als eine endlich errastete Beute, sondern ein hehres Amt galt. — Schade, daß dieser Mann von wahrhaftigem Adel nicht etwas von der brutalen Energie eines Plehwe befaß im Kampf gegen seine glütigen Widerjacher und im Verfolgen seiner Pläne; schade — möchte man beinahe sagen —, daß diese vornehme Natur jenen Mitteln abhold sein mußte, mit denen die Plehwe, Bobjedonosszeff und manche Großfürsten den zaghaften Zaren ihren Absichten gefügig zu machen wissen, wie plumpe Verängstigung usw. So mußte diese feinere Natur vor den gröberen und strupelloseren weichen, um so eher, als über Mirski das seit langem mühsam von seinen Vorgängern zurückgedämmte Unheil hereinbrach und er sich ungleich schwereren Aufgaben gegenüber sah, als nur eine äußere Ruhe aufrecht zu erhalten.

Gewiß hat er sich diesen eminent schwierigen Aufgaben nicht gewachsen gezeigt, hat zuletzt regelrecht verjagt, da er nicht wagte, seinen kaiserlichen Herrn an seine Pflicht zu mahnen und zu heischen, daß er die Arbeiter empfanqe. Zu diesem Sinne ist es gut, daß er geht. Denn so schwer sein Weggang die Lage verwirrt und Leute, die sich bisher voll Vertrauen abwartend verhielten, zu Verzweiflungskakten treiben mag, ein Verbleiben des Fürsten wäre nur geeignet, seine wie ein Friedensantlitz leuchtende und sympathische Physiognomie zu verzerren und zu verdunkeln. Es ist bereits hervorgehoben, was für ein Schatz die Existenz einer Persönlichkeit wie Mirski für Rußland unter Umständen sein kann, und darum ist es gut, daß er nicht in demütigendem und fruchtlosem Leben einen falschen Schein auf seinen Charakter hat fallen lassen. Dies war er sich selber schuldig und, indem er sich als Person und als Programm vor dem Lande intakt erhielt, auch dem Vaterlande.

Ob er noch berufen werden wird, eine hervorragende Rolle späterhin zu spielen, vermag natürlich heute kein Mensch zu jagen. Aber das ist gewiß, daß wenn das Land einmal zu wichtiger Tätigkeit seine Vertrauensleute wird erwählen dürfen, oder wenn die Regierung in die Lage käme, einen Mann zu ernennen, dessen Name entschwindenes Vertrauen ersetzen soll, dann wird man Mirski's bestimmt gedenken! Wenn dereinst

Platz sein wird in der russischen Regierung für laudere, selbständige Männer, dann wird man sich auf Mirski besinnen; denn dieser Artikel ist rar geworden im Russenreich. Und es wird doch — — dies ist das Sinnen aller Russen — — eine Zeit kommen, wo es weniger auf die Festigkeit des Griffes als auf die des Charakters bei den Machthabern ankommen wird! Spectator.

Handelsverträge. Kanalbau. Bergarbeiterstreik. Rußland.

Drei Ereignisse hat die innere Politik Deutschlands im letzten Monat gezeitigt, die ich alle drei als große Erfolge des Reichskanzlers Grafen Bülow ansehe: den Abschluß der Handelsverträge, die Einigung über die Kanalvorlage und die Beilegung des großen Bergarbeiterstreiks. Als die Erwägungen über den Abschluß neuer Handelsverträge unter Heraussetzung unserer Agrarzölle begannen, haben wir den Plan ziemlich pessimistisch beurteilt: es schien uns schwer glaublich, daß Rußland sich auf eine Erhöhung unserer Getreidezölle, die auf den schon so ausgepreßten russischen Bauern einen verstärkten Druck ausüben muß, einlassen könne. Erst als der Gedanke austauchte, durch Gewährung einer großen Anleihe Rußland gefügig zu machen, und als der japanische Krieg die Anleihe für Rußland unentbehrlich machte, begann der Abschluß eines Vertrages uns möglich zu erscheinen. So ist es nun auch gekommen; durch eine kleine Differenzierung zwischen Roggen und Weizen wurde Rußland, das vorwiegend Roggen bei uns einführt, gegen die transozeanischen Länder, die vorwiegend Weizen einführen, ein gewisser Vorteil gewährt; dazu die Anleihe von 500 Millionen Mark, und so haben die russischen Staatsmänner, gewiß sehr schweren Herzens, unsere Bedingungen akzeptiert. Die zweite große Schwierigkeit war in dem Vertrage mit Oesterreich die Viehseuchen-Konvention; unsere Agrarier wollten sie nicht, teils weil die österreichisch-ungarische Verwaltung zu unzuverlässig sei, um die Viehkrankheiten wirklich zu kontrollieren, teils um die Möglichkeit zu haben, unter dem Vorwand einer Veterinär-Maßregel die Vieheinfuhr ganz auszuschließen. Bei dem Druck, den sie auf unsere Regierung ausübten, ließ sich auf diesem Wege viel erhoffen, und ist ja auch früher schon manches gemacht worden. Aber so großes Gewicht die Agrarier auf diesen Punkt legten, auch die österreichisch-ungarische Regierung durchschaute natürlich den Zusammenhang und gab nicht nach, so daß man sich deutscherseits schließlich zu einem Abkommen mit allerhand künstlichen Klauseln für eine objektive Handhabung verstand. Die Annahme der im ganzen sieben Verträge mit Rußland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Italien, Belgien, Serbien und Rumänien im Reichstage unterliegt keinem Zweifel.

Von rein wirtschaftlichem, ich möchte sagen materialistischem Standpunkt sind die Verträge ganz gewiß nicht günstig zu beurteilen. Die Industrie, der hier und da erhöhte Zölle gegeben werden, hatte diese nicht nötig. Die deutsche Industrie ist technisch, kapitalistisch und merkantil auf einer solchen Höhe, daß sie keine Konkurrenz mehr zu scheuen braucht; von ihr aus würde es sicher das geratenste sein, jetzt allmählich wieder zu den Prinzipien des Freihandels hinüberzulenken und durch Beispiel und Verträge bei den andern Völkern in demselben Sinne zu wirken. Der Reichtum Deutschlands könnte heute durch Produktion von Exportwaren gegen Einfuhr von Agrarprodukten am sichersten und schnellsten gesteigert werden, der Export aber wird durch die neuen Verträge nicht nur nicht gefördert, sondern an nicht wenigen Stellen recht empfindlich beschränkt und geschädigt.

Trotzdem heiße ich die neuen Verträge willkommen, denn das Wirtschaftliche ist eben im Leben der Völker nicht das Führende, nicht das Maßgebende, sondern nur ein Dienendes, etwas freilich sehr Wichtiges, aber schließlich doch nur Sekundäres. Das Entscheidende an den Verträgen ist der verstärkte Schutz der Landwirtschaft auf Kosten der Industrie und des Handels und der Konsumenten. Dadurch wird die natürliche Entwicklung jedes Kulturstaats, und besonders heute Deutschlands, in der Richtung vom Agrarstaat auf den Industriestaat verlangsamt, und das ist wirtschaftlich ein Nachteil; sozial aber ist es ein Vorteil, daß die ländlichen besitzenden Familien, die einen so wesentlichen Teil des historisch-ethischen Kapitals unseres Volkes repräsentieren, in ihrem Besitz und ihrem sozialen Status erhalten und nicht durch den schnell ausblühenden neuen industriellen Besitz und die Industrie-Familien mit einer Art von Plöblichkeit enteignet werden. Unser Gutsbesitzer- und Großbauernstand, der so lange die politische und soziale Führung im deutschen Volk hatte, kann schon längst nicht mehr Schritt halten mit den städtischen und gewerblichen Kapitalisten; das ist ein natürlicher und auf keine Weise abzuwendender Vorgang. Man darf auch garnicht wünschen, daß es anders sei, denn nur durch eine blühende Industrie kann Deutschland den Wohlstand erwerben, den es gebraucht, um im Ringen der Völker miteinander seine Stellung zu behaupten. Wohl aber kann man sich damit einverstanden erklären, daß dieser Prozeß nicht nur nicht forciert, sondern sogar etwas gebremst werde, damit die neu aufkommende Aristokratie sich einlebe in die wertvollen historischen Traditionen der alten, indem sie sich mit ihr vermischt und vereinigt. Es ist ja keine geringe Last, die die hohen Lebensmittelzölle der Gesamtheit des deutschen Volkes auferlegen, aber der Fortschritt, den unsere Volkswirtschaft im ganzen gemacht hat und macht, ist so bedeutend, daß diese Last, um des wertvollen Gleichgewichts zwischen Landwirtschaft und Industrie willen, ertragen werden kann. Die Industrie selbst läßt sich dieses System gefallen, teils weil sie sich vermüge der neuen Geschäftsform der Kartelle und Trusts von der Zoll-

gesetzgebung in hohem Grade unabhängig gemacht hat, teils weil sie zu kurzfristig, teils weil sie, in sozialem Zwiespalt mit ihrer Arbeiterschaft, zu machtlos ist.

Ein zweites politisches Moment kommt für die neuen Verträge hinzu. Wie die Dinge in Deutschland einmal liegen, das heißt bei der Stärke und Intransigenz der Sozialdemokratie, ist eine Regierung ohne ein *do ut des* mit den Agrariern ebenso wie mit dem Zentrum nicht denkbar. Das ist einmal die Folge der konstitutionellen Verfassung, daß die Regierung eine Majorität haben muß. Ohne Zweifel hatte die Handelspolitik des Grafen Caprivi im Jahre 1892 in jeder Beziehung einen größeren und kühneren Zug als die heutige; sie hat auch unendlich segensreich gewirkt: ihr verdanken wir die große Steigerung unseres Reichturns, die jetzt wieder die starken Zuwendungen, die die Landwirtschaft empfängt, ermöglicht. Aber der tapfere Soldat, der erkannt hatte, daß Deutschland in der Enge des Agrarstaats nicht verharren dürfe, hatte die politische Reise unseres Volkes überschätzt. Als er die zweite durchgreifende Reform, die zweijährige Dienstzeit einführen wollte, versagte sich ihm das liberale Philistertum unter Führung des Herrn Richter, und er mußte den Anschluß wieder nach rechts nehmen. Die liberale Partei ist an dieser ungeheuerlichsten aller Dummheiten zu grunde gegangen, aber wenn heute ein Staatsmann etwas ähnliches versuchen wollte, so würde er bei der Sozialdemokratie zweifellos dieselbe Erfahrung machen wie der Reichskanzler Caprivi damals bei den Freisinnigen. Die heutigen Handelsverträge sind in gewissem Sinne die Antwort auf jenes Verhalten der Liberalen bei der Armee reform im Jahre 1893.

Ohne den russisch-japanischen Krieg freilich und ohne die Gewährung der großen Anleihe an Rußland würde wohl alle Arbeit an den neuen Handelsverträgen vergeblich gewesen sein; daß diese zufällige Welt-Kombination und dieser Preis mit darin steckt, darf man keinen Augenblick vergessen. Wricht die russische Finanzwirtschaft einmal zusammen, so wird Graf Bülow noch böse Worte zu hören bekommen, daß er die Auflegung der Anleihe in Deutschland zugegeben hat; aber zuletzt hat der Reichskanzler sie ja nicht empfohlen, sondern nur nicht verhindert, und den Hauptteil der Verantwortung tragen, das muß schon jetzt festgestellt werden, immer die Leute selber, die ihr Geld hergeben und neben ihnen die Bankiers, die solche Anlagen empfehlen. Die Regierung mag sich dessen wohl bewußt gewesen sein, wie teuer uns die Sache zu stehen kommen kann, aber neben der Rücksicht auf die Handelsvertrags-Verhandlungen, ist es auch heute zu offenbar das Interesse Deutschlands, Rußland nicht zu grunde gehen zu lassen, als daß ein deutscher Reichskanzler die Fürsorge für die deutschen Kapitalisten hätte so weit treiben sollen, die Auflegung der Anleihe in Deutschland zu verbieten.

Im engsten Zusammenhang mit den Handelsverträgen steht die Annahme der Kanalvorlage. Auch hier bekenne ich mich zu der Ansicht,

daß vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus das große Unternehmen verwerflich ist. Im Verhältnis zu den neuen Eisenstraßen hat die alte Methode der Wasserstraßen so außerordentliche Nachteile, daß keineswegs bloß rückständige Agrarier, sondern auch ganz unbefangene wissenschaftliche Nationalökonomien künstliche Wasserstraßen für antiquiert und ihren Bau für Verschwendung halten. Besonders gefährlich aber wird er in der Hand des Staates durch seine Rückwirkung auf die Eisenbahnen, indem er hier die Herabziehung der Tarife verhindert, die für das ganze Land ein Segen wäre. In Amerila hat man mehr als die Hälfte aller Kanäle einfach als unrentabel wieder eingehen lassen; der große Dortmund-Emskanal bringt, ganz zu schweigen von aller Verzinsung, jährlich noch nicht ein Drittel seiner Betriebskosten ein; selbst der Nord-Ditsee-Kanal hat erst ein einziges Mal seine Betriebskosten eingebracht.

Durch die Beschränkung auf die beiden Stücke von Dortmund zum Rhein und von der Ems bis zur Leine, unter Ausschließung des unter allen Umständen unfruchtbaren und überflüssigen Stückes von Hannover zur Elbe hat nun der Kanal eine Gestalt gewonnen, die ihn als Experiment erträglich und nicht gar zu kostspielig erscheinen läßt. Die Wasser-Verbindung eines so großen Industrie-Plazes wie Hannover und einer Seestadt wie Bremen mit dem westfälischen Kohlenbecken wird nicht so ganz unergiebig bleiben. Durch die Einführung des Schlepptomopols ist die Anpassung an die gesamte Tarifpolitik des Staates erleichtert; durch die Einführung von Schiffsabgaben auf den Strömen wird die finanzielle Aufwendung aus den Taschen der Gesamtheit der Steuerzahler etwas verringert; durch die Anlegung von Staubecken in einigen zeitweilig sehr wasserreichen Nebenflüssen der Weser, Eder und Diemel, ist der ehemalige Plan technisch in hohem Maße verbessert. Alle diese Momente, zusammen mit dem politischen, daß Anhängererschaft und Feindschaft gegenüber den Wasserstraßen eine gefährliche Spaltung innerhalb der regierenden Potenzen erzeugt, lassen das schließliche Ergebnis als ein annehmbares und jedenfalls als einen Erfolg der Regierung erscheinen. Die Wasserstraßenfreunde mögen hoffen, daß das Ergebnis des jetzigen Werkes so gut sein werde, daß endlich auch das Stück Hannover-Elbe noch einmal hinzugefügt wird; die Zweifler mögen sagen, nun gut, wenn das eintrifft, so wollen wir zugeben widerlegt zu sein; wenn es aber nicht eintrifft und die Ergebnisse des jetzigen Kanals schlecht bleiben, so haben wir das Opfer wenigstens nach Möglichkeit beschränkt.

Ein nicht zu vergessender Punkt ist übrigens noch, daß nicht den Konservativen, sondern in erster Linie dem Zentrum der jetzige Erfolg zu verdanken ist. Auch hierfür wird die Rechnung noch präsentiert werden.

Ob durch die Hinzufügung mehrerer anderer großer Wasserbauten, im Oder-Weichselgebiet, in Schlessien und namentlich eines großen Kanals

Berlin—Stettin das Werk mehr verbessert ist, insofern nicht alles einer bestimmten Gegend zukommt, oder mehr verschlechtert, indem das finanzielle Risiko um so viel erhöht worden ist, lasse ich dahingestellt.

Ich habe mich zu Gunsten der neuen Handelsverträge erklärt, obgleich ich anerkenne, daß der Konsum der großen Massen dadurch neu belastet wird. Die neue Belastung ist nur gering; ein Teil der Zollerhöhungen wird sicher auf das Ausland, namentlich auf die russischen Bauern abgewälzt werden; aber immerhin, ich gestehe zu, daß eine gewisse neue Belastung des inneren Konsums bleibt. Es ist ferner nicht wohl zu bestreiten, daß die Gründe, die trotzdem für die Erhöhung der Agrarzölle sprechen, der großen Masse schwer eingehen können. Was auch ihr mittelbar dadurch geschaffen wird, erkennt sie nicht, wohl aber empfindet sie die unmittelbare Belastung, die ihr von den Agitatoren rechnungsmäßig dargelegt wird. Daß dadurch die Spannung, in der unsere Arbeitermassen ohnehin heute zur Regierung stehen, noch verschärft wird, ist nur zu natürlich. Es ist daher als ein recht glücklicher Zufall anzusehen, daß gerade in diesem Augenblick der Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet der Regierung eine Gelegenheit gegeben hat, sich den Massen zu nähern und in dem wirtschaftlichen Streit zwischen ihren Interessen und denen des Kapitals der Partei der Arbeit zu Hilfe zu kommen. Während in den letzten Jahren die Arbeiter es sich gefallen lassen mußten, daß in ihren Lohnkämpfen Regierung, Polizei, Staatsanwälte, Gerichte mit schärfster Anspannung aller Mittel zu Gunsten der Unternehmer wirkten, so ist endlich eine Kombination eingetreten, die die Regierung veranlaßt hat, die Partei der Arbeiter zu ergreifen. Nur halb freiwillig ist es geschehen, halb wurde sie gezwungen durch den Starrsinn und Hochmut der Bergherren, die eben wegen der „Hibernia“ im Trotz-Trutz gegen die Staatsgewalt, sich auf keinerlei Verhandlung mit ihren Arbeitern einlassen wollten. Ein eigenes Berg-Notgesetz soll nun eingebracht werden und den Beschwerden der Arbeiter, auf die die Bergwerksbesitzer nicht eingehen wollten, von Staatswegen abhelfen. Die öffentliche Meinung forderte ein solches Einschreiten so unzweideutig, daß selbst die nationalliberale und konservative Partei, die anfänglich Redner des reinsten Scharfmachtentums ins Feld gesandt hatten, noch während der Debatten im Reichstag einlenkten und schließlich, namentlich die Nationalliberalen in der Person des Herrn von Heyl sozialpolitische Ideen zum Ausdruck bringen ließen, die sich von denen der vielangegriffenen sozialpolitischen Professoren in nichts mehr unterschieden.

Gestützt auf die Zusage der Regierung haben nun die Arbeiter, indem sie aus Mangel an Mitteln den Streik aufgaben, doch mit einem Gefühl des Sieges an die Arbeit zurückkehren können.

Dieser Vorgang muß von großer Tragweite auf lange Jahre hinaus werden. Freilich nicht in dem Sinne, daß nun Regierung und maßgebende Parteien endlich die richtige Stellungnahme zu den großen sozialen Problemen der Gegenwart gefunden und damit alles gewonnen sei und Freude, Frieden und Wohlgefallen einkehren werde. Im Gegenteil, die Kämpfe werden jetzt erst recht beginnen und bald genug werden Stimmen ertönen, die die heutige Konnivenz gegen die streikenden Arbeiter, ihnen zu Liebe die Gesetzgebungsmaschinerie in Bewegung zu setzen, aufs schärfste und anscheinend mit Recht tadeln werden. Zunächst wird die in Aussicht gestellte Bergnovelle die Erwartungen nicht befriedigen. Die eigentlichen konkreten Beschwerden der Arbeiter allgemeiner Natur (abgesehen von Einzelfällen) sind gar nicht so sehr erheblich, und was das Gesetz daran ändern kann, ist nicht sehr viel oder sogar zweischneidig, wie z. B. das absolute Verbot des Wagnemüllens. Mit einem nicht üblen Humor hat einer der Bergwerksbesitzer, Herr Stinnes, sich erboten, denjenigen Arbeitern den verlorenen Lohn nachzuzahlen, die zu ihm kämen und angeben könnten, wegen welcher Beschwerde sie gestreikt hätten. Der wahre Streitpunkt ist eben der prinzipielle: das Machtverhältnis zwischen den Arbeitern und Unternehmern. Unter den Forderungen der Arbeiter findet sich auch „humane Behandlung“. In dieser steckt das eigentliche Problem und wie soll ein Gesetz diese erzwingen? Die Antwort ist um so schwieriger, als es sich nicht etwa um die Unterdrückung brutaler Mißhandlungen handelt, sondern um den Begriff des Arbeitsverhältnisses als Dienst. Der einzelne Arbeiter ist ja dem Unternehmer gegenüber nur ein Tropfen am Eimer: will er das Selbstgefühl, das ihm innewohnt, zur Geltung bringen und dadurch die Behandlung erlangen, die er in Anspruch nimmt, so kann er es nur in Form einer Organisation, die auch den Unternehmern gegenüber eine Macht ist. Ist eine solche Macht aber erst da, so wird sie auch gebraucht, und die Streitgefahr, der wir entrinnen wollten, tritt zehnfach vergrößert vor unsere Augen. Ich habe es schon in unserem vorigen Heft ausgesprochen: es ist ein Irrtum zu glauben, daß das Arbeiterproblem gelöst sei mit der Koalitionsfreiheit. Zudem der Bergmannsstreik im Zusammenhang mit der verstockt kapitalistischen Haltung der Bergherren die Regierung gezwungen hat, den alten Standpunkt des industriellen Patriarchalismus zu verlassen, ist erst der negative Sieg gewonnen; die positive Arbeit hat jetzt erst zu beginnen und sie wird sehr schwer sein. Ganz neue Formen des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit werden gefunden werden müssen, um zu einem befriedigenden Zustand zu gelangen und noch manchen Rückschlag werden wir dabei erleben. Denn es gilt, der Arbeiterschaft eine organisierte Macht zu geben und diese Macht doch wieder so weit einzuschränken, daß die Unternehmer die Leitung in der Hand behalten, und die Unvernunft, Leidenschaft und Begehrlichkeit der Menge nicht das eigene Gewerbe schädigt. Ohne eine durchaus selbständige Organisation werden die Arbeiter

nie zufriedengestellt sein — ohne Einschränkungen aber wird sie etwas höchst Gefährliches. Dies große Werk, das längst hätte in Angriff genommen werden sollen, ist uns von Stund an als Aufgabe gestellt und wir täuschen uns über die Schwierigkeit der Lösung nicht.

Auf jeden Fall aber ist es erfreulich, daß es jetzt so weit ist und daß die Regierung den Mut gehabt hat, die Arbeiterschaft nicht untätig in diesem Streik der Uebermacht des Kapitals zu überlassen, sondern ihr durch die feierliche Zujage des Gesetzes den Siegespreis zuerkennen. Notwendig muß sich jetzt Schritt für Schritt eine Annäherung zwischen der Arbeiterschaft und der Regierung vollziehen, die bald veränderte Stimmungen und damit weitere Möglichkeiten erzeugen wird. Denn zwei Dinge hat dieser Streik und sein Ende jetzt auch den blödesten Augen offenbart: erstens daß die Arbeiterschaft aus eigener Kraft, als organisierte Klasse, wie die Sozialdemokratie es predigt, nicht im Stande ist, sich zu helfen; sie ihrerseits hat den Streik glatt verloren und kann gegenüber der geschlossenen, einheitlichen Macht des Kohlen-Syndikats nie einen gewinnen. Wenn der Streik dennoch als gewonnen angesehen werden kann, so verdankt die Arbeiterschaft das der öffentlichen Meinung in den bürgerlichen Kreisen und der Regierung. Diese Erkenntnis aber ist ein tödliches Gift für jedes sozialdemokratische Programm. Auf der andern Seite hat die Regierung erlaunt, daß es mit der bisherigen Methode der Behandlung der sozialen Frage nicht weiter geht und daß man der Sozialdemokratie Abbruch tun muß, nicht bloß durch Repression, sondern auch durch Reform.

Bei der Zusammensetzung unseres Landtags, aus dem durch das Klassenwahlsystem der ganze Arbeiterstand ausgeschlossen ist, wird es sehr schwer sein, hier ein brauchbares Gesetz durchzubringen. Aber der Druck der öffentlichen Meinung auf der einen und die Annäherung der Vergabarone auf der anderen Seite, die schon glauben, die Minister persönlich grob behandeln zu dürfen, weil sie ihren Winken nicht mehr gehorchen wollen, werden helfen und lassen uns auf ein schließliches gutes Ergebnis hoffen.

Vor zehn Jahren wurde der Bund der Landwirte gegründet mit dem Motto, man solle sich die Sozialdemokraten zum Muster nehmen. Dieses Wort könnte man heute umkehren: die Arbeiterschaft solle sich den Bund der Landwirte zum Muster nehmen, denn dieser hat gezeigt, wie eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft es anfangen muß, wenn sie auf dem Wege der Politik etwas erreichen will. Der Bund der Landwirte wäre ebenso unfruchtbar geblieben und hätte sich ebenso sehr wie die Sozialdemokratie in Agitation und Theoretisieren verlaufen, wenn er eine eigene politische Partei gebildet hätte. In diesem Punkt aber hat er klugerweise die Sozialdemokratie nicht nachgeahmt, sondern sich darauf beschränkt, auf das Zentrum, auf die Nationalliberalen, namentlich aber auf die Konservativen einen unausgesetzten Druck auszuüben, sich niemals für befriedigt

zu erklären und selbst die größten Zugeständnisse immer nur als kleine Abschlagszahlungen einzuheimen. Wo man über diese Linie hinausging und mit der direkten Interessen- und Ständevertretung in den Reichstag einzuziehen wollte, kamen selbst die talentvollsten und rührigsten Bundesvertreter zu Falle: mit einer einzigen Ausnahme sind ja die sämtlichen Bundesführer bei den letzten Reichstagswahlen durchgefallen. Trotz dieser zerschmetternden Niederlage heute der glänzende Triumph in den Handelsverträgen, und bei den Sozialdemokraten trotz des großartigen Wahlerfolges praktisch völlige Ohnmacht! Der Grund ist die verschiedene politische Konstruktion: daß keine Klassenpartei, sondern politische Parteien sich der Wünsche der Landwirte annehmen und sie zum Ziele führen. Stellen wir uns vor, daß die Sozialdemokratie morgen ihren politischen Charakter abstreifte und sich als einen bloßen Arbeiterbund konstituierte, der denjenigen politischen Parteien, die ihm zu Willen wären, seine Stimmen verspräche, wie bald würde ein solcher Bund mit seinen Massen den Bund der Landwirte an die Wand drücken!

Aussichten auf eine solche Wandlung sind nicht vorhanden, aber es ist nützlich das auszusprechen, für alle diejenigen, die sich der Vorstellung hingeben, als ob Interessenvertretungen prinzipiell das richtige parlamentarische Vertretungssystem geben müßten. Selbst Fürst Bismarck ist zuweilen von Umwandlungen dieses falschen Gedankens nicht ganz freigeblichen.

* * *

Wir bringen wiederum, wie im vorigen Heft, einen Brief aus Rußland, der die dortigen Stimmungen anschaulich und lebendig wiedergibt, sich aber zugleich in der ungeheueren Erregung den unbefangenen, politischen Blick zu bewahren sucht. Wir aber, die wir draußen stehen, glaube ich, sehen die Dinge doch noch um einen Grad objektiver an, und es läßt sich der russischen Betrachtung deshalb von hier aus wohl noch einiges hinzufügen.

Spektator gibt sich keiner Täuschung darüber hin, daß in Rußland, wenigstens in dem heutigen Rußland, eine konstitutionelle Verfassung nach der Art Westeuropas unmöglich ist, aber er glaubt doch, daß sich eine Körperschaft konstituieren lasse, die das öffentliche Vertrauen genieße und in den Verwaltungsorganismus eingefügt, hier die Willkür, Korruption und Unfähigkeit, die unerträglich geworden sei, auslegen könne. Die Vorstellung ist nicht ohne eine historische Analogie, die umsomehr hervorgehoben zu werden verdient, als sie wenig bekannt ist. Die neueren Forschungen, namentlich von Nieß, haben dargetan, daß das englische Unterhaus im Mittelalter nicht viel anders gewesen ist und jedenfalls von dieser Idee, nicht von der eigentlich parlamentarischen, von der Steuerbewilligung und dergleichen seinen Ausgang genommen hat.

Ob aber eine solche Konstruktion im heutigen Rußland erfolgreich

funktionieren und ob auf der anderen Seite die erregte öffentliche Meinung sich damit zufrieden geben würde, das ist doch wohl sehr die Frage, denn der letzte Grund, weshalb das russische Reich nicht zu europäischen Lebensformen zu gelangen vermag, ist doch nicht der mangelnde gute Wille des Zaren, an dessen wohlwollendem Gemüt kein Zweifel ist, sondern die Tatsache, daß in diesem Reiche Gegensätze vereinigt sind, die schlechterdings nur durch Gewalt zusammengehalten werden können und in dem Augenblick zu einem gegenseitigen Vernichtungskampf aufstehen werden, wo ihnen eine freie Bewegung vergönnt wird. Das überlieferte, historische Rußland beruht auf der ideellen Identität von Staat, Volk und Kirche. Die Kirche, die als völlig fertige Institution von Byzanz übernommen, seit dem Jahre 600 keinerlei Veränderungen erlitten hat und in dreizehn Jahrhunderten unbewegt dieselbe geblieben ist, die jeden Zweifel, jede Nachprüfung, jeden Fortschritt unbedingt ausschließt, da sie die göttliche Wahrheit ein für allemal besitzt und lehrt, diese Kirche erzieht mit der ganzen Kraft ihres eigenen Autoritätsprinzips das Volk zur Unterwerfung unter den im Zaren verkörperten Staatswillen. Der Stolz auf den Besitz des allein rechten Glaubens, mit dem das Volk der Russen begnadet worden ist, ist der Inhalt des wahren russischen Denkens und macht den Begriff des heiligen Rußland. Alles europäische Denken beruht im Gegensatz dazu, im Protestantismus auf der Selbsttätigkeit des Individuums, auf Wissenschaft, Bildung, Selbstverantwortung; im Katholizismus wenigstens auf dem Gedanken einer vom Staat und dem Einzelvolk unabhängigen, selbständigen Kirche, wodurch Gegensatz, Leben und Bewegung in die Geister kommt. Von diesem europäischen Leben und Denken ist nun ein gut Teil auch nach Rußland übertragen worden, teils weil man der Früchte dieser geistigen Kräfte auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet nicht entbehren konnte, teils weil Rußland eine große politische Macht entwickelte und europäisch erzogene Völker, Polen, Livländer, Finnländer in seinen Reichskörper hineinzwang. In dem Gegensatz dieser beiden Welten, der national-russischen und der europäischen bewegt sich die russische Geschichte seit zwei Jahrhunderten; immer wieder hat das Russentum versucht, Schranken gegen das Eindringen des europäischen Geistes aufzurichten und immer wieder sind sie überflutet und weggerissen worden. Die Russen haben eine eigene Schrift, die kein Ausländer lesen kann; die Eisenbahnen haben eine andere Spurweite, auf denen europäische Wagen nicht fahren können; sie haben einen anderen Kalender; die Zensur überwacht jedes Buch und jede Zeitung, die über die Grenze kommen, ob sie unzulässigen Inhalt haben; kein Russe, der der orthodoxen Kirche angehört, darf aus ihr austreten und sich einer anderen Religionsgemeinschaft anschließen. Aber das Leben unter diesem Zwange ist allmählich immer unerträglicher geworden; wäre es nur die dünne Oberschicht, die europäisch zu denken, zu fühlen und zu fordern gelernt hat, so würde die kalte Macht des Riesenstaates schon mit ihr fertig werden. Aber der

Gegensatz macht sich viel tiefer herab empfindlich. Um wirtschaftlich vorwärts zu kommen, hat man eine europäische Industrie heranbilden müssen: mit dieser Industrie ist aber auch das europäische Arbeiterwesen und mit ihm sind die sozialdemokratischen Ideen eingezogen. Das alte heilige Rußland kennt keine Volksschule und will keine, denn wenn die Massen anfangen zu lesen, fangen sie auch an zu denken, und wenn sie anfangen zu denken, so fangen sie an zu zweifeln, und der Zweifel ist nicht nur die Sünde aller Sünden, sondern er ist auch sofort der Abfall, weil die russische Geistlichkeit, anders als die katholische, selber keinerlei Bildung hat, um ihn etwa intellektuell zu bekämpfen und wieder zum Gehorjam zurückzuziehen. Die Folge des Mangels der Volksschule ist aber das wirtschaftliche Elend, denn ehemals konnte wohl der russische Bauer, der nur nach Art der Väter weiterwirtschaftete, auskommen, als noch Land genug vorhanden war und die Ansprüche des Staates gering. Heute aber ist durch die Volksvermehrung alles Land besetzt; nur durch intelligentere, intensivere Bewirtschaftung könnte den Bedürfnissen genügt werden, dazu gehört Bildung und Schulen und diese den Bauern zu geben, hat man unterlassen, weil die Kirche es nicht wollte und nicht wollen konnte. Aber auch der Bauer hat bereits eine Vorstellung davon, daß ihm etwas vorenthalten wird; geheime Sekten sind weit verbreitet. Die ungeheure Masse lebt gewiß noch immer dumpf fort in den einfachen, widerspruchsfloßen Vorstellungen des heiligen Rußland unter der Regierung des Väterchen Zar. Aber die Not hat auch hier ihre Triebkraft und sucht den Ausweg, wenn nicht nach der einen, so nach der anderen Seite, daß nach der Väter Weise, nämlich durch neue Landverteilung, geholfen werde. Kann die beste, integerste, intelligenteste Verwaltung aus solcher Not helfen, aus solcher Zwiespältigkeit erretten?

Die Frage ist im Grunde dieselbe, die in diesen Wochen so oft gestellt ist, weshalb der Zar die große Arbeiterdeputation am 22. Januar nicht empfangen und ihre Wünsche wenigstens angehört habe. Sehen wir uns doch einmal diese Wünsche etwas näher an. „Befehl, daß die Wahlen zu der konstituierenden Versammlung auf Grund des allgemeinen geheimen Stimmrechts erfolgen.“ „Sofortige Proklamierung der Freiheit und Unantastbarkeit der Person, Freiheit der Rede, der Presse, der Versammlungen und Gewissensfreiheit.“ „Allgemeine und obligatorische Volkserziehung auf Staatskosten.“ „Abkündigung der indirekten Steuern und Erziehung durch eine progressive Einkommensteuer.“ „Billigen Kredit und allmähliche Uebergabe des Grund und Bodens an das Volk.“ „Achtstundentag. Sofortige Einführung eines Normallohnes.“

Was hätte der Zar, wenn er diese Adresse in Empfang nahm, wohl erwidern sollen? Wohlwollende Prüfung zuzagen? Das wäre nicht nur die offenbarste Heuchelei gewesen, sondern hätte auch die Wittsteller schwerlich befriedigt. Spektator meint, der Zar hätte nach altrussischer Sitte eine

große Deputation wohl empfangen können und dadurch wenigstens Zeit gewonnen. Zeit — wozu? Will man es wagen, eine Notabeln-Versammlung, das allein hält ja auch Spektator für möglich, zu berufen, so bedarf es dazu keiner langen Ueberlegung. Man würde dadurch einen Teil der Intelligenz wohl befriedigen, schwerlich jedoch die Massen, die heute in den großen Städten die Straßen füllen, und die geheimen Vereine, von denen die Attentate ausgehen, denen seit Jahren ein Minister nach dem andern zum Opfer gefallen ist und die eben wieder in so grauenhafter Weise den Großfürsten Sergius dahingerafft haben.

Das wenigste, was neben der Notabeln-Versammlung gegeben werden müßte, wäre doch wohl Religionsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit. Diese drei Freiheiten aber lösen das alte Rußland auf. In den Städten und in der Intelligenz würde der Wunsch nach vollständig europäischen Lebensformen bald die Oberhand gewinnen, bei den Bauern würde die Agitation umgekehrt auf der einen Seite dem Sektenwesen zu gute kommen, auf der anderen alte moskowitische Ideale vom Boden — Kommunismus und dergleichen erzeugen. So würde die Bewegung die ganz entgegengesetzten Tendenzen entfesseln und diese Gegensätze würden wieder gekreuzt werden durch die Belebung und Erhebung all der unterworfenen Völkerschaften. Der unausbleibliche Staatsbankrott würde die Verwirrung zum Außersten steigern.

Man wagt es vielleicht dennoch in der Berechnung, daß binnen kurzem die moskowitische Reaktion einsetzen und dann sehr stark sein wird, besonders dann, wenn man endlich den erhofften Sieg über die Japaner davongetragen hat.

Wie stark der Zaren-Staat tatsächlich noch ist, liegt nicht nur vor Augen, wenn man seine Armee ansieht, sondern wird fast am meisten bewiesen durch die Kampfes-Methode selber, welche die Opposition befolgt. Die Engländer, Franzosen und Deutschen haben einst, von analogen Ideen erfüllt, zum Schwerte gegriffen, die Barrikaden bestiegen und ehrlich gefochten. Die russischen Revolutionäre wissen, daß sie dazu zu schwach sind, und suchen durch den entsetzlichen Meuchelmord die Tyrannei zu überwinden. Hier liegt auch die Erklärung für den einzigartigen Aufzug in Petersburg am 22. Januar. Wie zu einer Wallfahrt, betend und singend, Priester und Heiligenbilder voran, bewegten sich an dem hellen schönen Sonntag die Massen zum Palaß, um dem Zaren ihre Bitten vorzutragen. Wir haben uns einiges aus dem Inhalt dieser Bitten vorgeführt und fragen nun: sollten die Führer wirklich geglaubt haben, daß der Zar solche Bitten persönlich entgegennehmen werde? Oder daß man Massen von Zehntausenden, die solche Bitten vortragen, ins Palaß eindringen lassen werde? Wenn man aber wußte, daß es zum Konflikt kommen werde, warum hat man nicht für Waffen vorgesorgt?

Ich denke, es ist völlig klar, daß die Führer das Ereignis genau so vorausgesehen und gewollt haben, wie es wirklich gekommen ist. Sie

wollten das Entsetzliche um des Entsetzlichen willen, genau aus denselben Grunde, weshalb sie die Attentate gutheißen und anstiften. Hätte die Menge am 22. Januar Waffen getragen und schließlich gekämpft, so wäre sie dennoch den Truppen unterlegen und der Eindruck in Rußland wie in Europa wäre der einer Niederlage gewesen, einer Niederlage in einem Kampfe, der der Regierung aufgezwungen wär. Jetzt sind alle die blutigen Opfer nicht Gefallene, sondern Märtyrer. Man hörte auf keine Aufforderung auseinanderzugehen; man drängte so lange, bis endlich geschossen wurde, und nun steht der Zar da, als ein Mann, der auf sein Volk, das bittend, betend, wallfahrtend zu ihm kommt, auf die wehrlosen mit Frauen und Kindern untermischte Menge schießen läßt, und auf dieses Massen-Opfer folgen nun wieder die Attentate der Rache.

Auch England hat ja noch vor dreißig Jahren die Fenler-Morde erlebt und die wahnwitzigsten anarchistischen Verbrechen in langer Reihe sind West-Europa nicht erspart geblieben. Aber alles verschwindet gegen die blutigen Greuel, die wir heute in Rußland ansehen müssen. Man muß bis in die Schrecknisse der Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts zurückkehren, zur Bartholomäusnacht, Herzog Alba, den Geusen, um Aehnliches zu finden. Wer will wissen, ob aus den gräßlichen Konvulsionen in Rußland ein neuer haltbarer Zustand hervorgehen oder zeitweilig die allgemeine Auflösung und Anarchie die Oberhand gewinnen wird?

19. 2. 05.

D.

Aufruf.

Der evangelisch-soziale Kongreß hat für die Bergleute im Ruhrrevier einen Aufruf erlassen, der auch heute noch nicht gegenstandslos ist, da erhebliche Nachwehen zu überwinden sind. Der Ertrag wird in der Hauptsache Vertrauensmännern in den verschiedenen Bezirken überwiesen, die nach persönlicher Ueberzeugung in wirklichen Notfällen helfen.

An unsere Mitglieder und Freunde.

Der große im Ruhrgebiet ausgebrochene Streik ist an sich und in seinen Folgen ein nationales Unglück und muß in kürzester Frist über Hunderttausende von Arbeiterfamilien Not und Elend bringen. Wir maßen uns nicht an, über die einzelnen Streitpunkte zwischen den Grubenbesitzern und den Bergarbeitern ein Urteil abzugeben. Aber wir empfinden es als eine Herausforderung nicht nur des Arbeiterstandes, sondern des gesamten deutschen Volkes, daß die Grubenbesitzer das von der Regierung an sie gerichtete Ersuchen, mit den gewählten Vertrauensleuten der Bergarbeiterschaft über ihre Beschwerden und Ansprüche zu verhandeln, rundweg abgelehnt haben.

Die Arbeitgeber sind fest organisiert; den Arbeitern aber verweigert man das gleiche Recht.

Da eben deshalb ein Ende des Streiks in der nächsten Zeit nicht zu erwarten ist, so richten wir an alle Mitglieder und Freunde unseres Kongresses die Bitte, durch Einsendung von Gaben an ihrem Teile die Not lindern zu helfen.

Der Generalsekretär des Kongresses (Pfarrer Lic. Schneemelcher, Rummelsburg bei Berlin, Hauptstraße 7) ist ermächtigt, solche Gaben entgegen zu nehmen. Quittung erfolgt in der Zeitschrift des Kongresses „Evangelisch-Sozial“.

Das Aktionskomitee
des Evangelisch-sozialen Kongresses

Frau Geheimrat Broicher. Professor Dr. Hans Delbrück.
Geh. Justizrat Professor Dr. Gierke. Professor D. Gregory.
Professor D. Harnack. Ober-Konsistorialrat Prof. D. Kastan.
Pfarrer D. Kirmß. Geh. Archivrat Dr. Keller. Landes-
ökonomierat Robbe. D. Friedrich Raumann. Pfarrer
Prof. D. Freiherr von Soden. Frau Professor Scholler.
Pfarrer Lic. Schneemelcher. Geh. Regierungsrat Professor
Dr. Adolf Wagner.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik**, herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. 20. Band, 2. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Barschall, Max.** — Kaufmännischer Beitrag zur Lösung der Schienenstossfrage, 1902—1904.
- Behrens, H. O.** — Grundlagen und Entwicklung der regelmässigen deutschen Schifffahrt nach Südamerika. Heft 4. M. 3,60. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
- Bode, Dr. Wilhelm.** — Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. I. Bd. 2. Heft. M. 1,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Brassch, Dr. A. H.** — Die religiösen Strömungen der Gegenwart. („Aus Natur und Geisterwelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 66. Bändchen.) Geh. M. 1,—, geschmackvoll geb. M. 1,20. Leipzig, B. G. Teubner.
- v. Bülow, H.** — Hull. Der englisch-russische Zwischenfall. 81 S. Dresden-Blasewitz, Hof-Verlag R. v. Grumbkow.
- Cohn, Gustav.** — Ueber Fakultäten, deren Vereinigung und Trennung. 80 Pf. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Der Kampf des kirchlichen Liberalismus um seine Berechtigung in der evangelischen Kirche.** 40 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
- Deutsche Arbeit**, Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang IV. Heft 5. M. 1,—. Prag, Karl Bellmann.
- Engel, Bergmeister.** — Zum Ausstände der Bergarbeiter im Ruhrbezirk. 87 S. Berlin, Julius Springer.
- Fuchs, Carl Joh.** — Flugschriften des Bundes Heimatschutz. 40 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
- Gaeders, Karl Theodor.** — Im Reiche Reuters. Neues von und über Fritz Reuter in Wort und Bild. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Georg Wigand.
- , — Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben. Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften usw. im Text und auf Tafeln. Neue Folge. Brosch. M. 6,—, geb. M. 7,—. Leipzig, Georg Wigand.
- Gaeder, P. Martin.** — Die Tierseele. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Bd. 24, Heft 4.) 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.
- Gehe-Stiftung.** Jahrbuch der Gehe-Stiftung zu Dresden. Bd. 10. Neue Zeit- und Streitfragen. herausgegeben von der Gehe-Stiftung zu Dresden. 1. Jahrgang. Oktober 1903 bis Juni 1904. Dresden, v. Zahn & Jaensch.
- Grabisch.** — Unterredungen mit Epiktet. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Joseph Grabisch. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,50. Jena, Eugen Diederichs.
- Goethes sämtliche Werke.** Jubiläums-Ausgabe. Bd. 9. M. 1,20. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta.
- Hackmann, H.** — An den Grenzen von China und Tibet. Wanderungen vom Omi bis Bhamo. Illustr. von A. Wessner. Ueber 200 Federzeichnungen, 2 Karten und 3 Mehrfarbentafeln. M. 8,—, kart. M. 8,40, geb. M. 9,—. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
- Hanotaux, Gabriel.** — Geschichte des Zeitgenössischen Frankreich. II. Band, 1. Teil. Berlin. G. Grote.
- Heinrichs, Etichard.** — Die Lohengrin-Dichtung und ihre Deutung. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Band 24, Heft 5 und 6.) M. 1,—. Hamm i. W., Breer & Thiemann.
- Lucks, Emil.** — Otto Meininger sein Werk und seine Persönlichkeit. M. 2,50. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
- Luthers Werke**, herausgegeben von Pfarrer D. Dr. Buchwald, Professor Dr. Kawerau, Professor D. Julius Köstlin, Professor D. Rade, Pfarrer Schneider u. a. Dritte Auflage, vollständig in 8 Bänden. à M. 2,50, eleg. geb. M. 3,25. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
- MacLeod, Firma.** — Wind und Woge. Keitische Sagen. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Jena, Eugen Diederichs.
- Menrer, Julius.** — Der russisch-japanische Krieg in seinen Rückwirkungen auf den Weltfrieden. M. 2,—. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
- Nombert, Alfred.** — Die Blüte des Chaos. Brosch. M. 3,—, geb. M. 3,75. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
- Passyron über Deutschland.** Beobachtungen und Kritiken eines Marsbewohners. Aus dem Marsischen übersetzt von Intrus. M. 2,50. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann.
- Pador, Dr. H.** — Fideikommisschutz in Deutschland versus Landarbeiterohmschutz in Dänemark. Zur Agrarpolitik in Deutschland und Dänemark. M. 1,50. Leipzig, Felix Dietrich.
- Radriwill, Catherine Prinzessin.** — Meine Erinnerungen. Aus dem Englischen übertragen von Boppina, Frei-frau von Weinbach, geb. Kaubach (München). Mit Portrait. Autorisierte Ausgabe. Brosch. M. 7,50, hohelegant geb. M. 10,—. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.
- Ruland, Wilhelm.** „Aennchen von Godesberg“. Ein Rheinlandsang aus unsoren Tagen. Vierte illustr. Auflage mit Buchschmuck von Gertrud Schubring. Gebunden M. 3,—. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.



Inhalt:

	S. 209
Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Charlottenburg: Wort und die symbolische Mathematik.	370
Dr. H. Bänge, Götting: Die Zukunft unserer Abiturienten.	401
Französische Stimmen über den Krieg von 1870 und dessen unmittelbare Folgen.	429
Dr. Peter Görgler, Götting: Die Ausgrabungen auf Krete.	452
Paul Wittichen †: Kochsalz und Natriumsulfid.	480
Dr. Ernst von Halle, Professor an der Universität Breslau: Das Problem der Wehrreform.	495
H. Rosenkranz, Plauer in Korne: Prophezie der Kaisererwartungen im ausgehenden Mittelalter.	508

Notizen und Besprechungen.

Literatur. Victoror Dr. Otto Schröder, Berlin: Jvo Band,
Vorlesung und Aufsatz. (S. 525) — Dr. Wimm, Ueber die
Ausprägung der deutschen Aussprache. (S. 526.) — Dr. Ludw. v. Mitzl,
Berlin: Theodor Kommissar, Keden und Wollage. (S. 527.)

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

52

Erscheint jeden Monat.

zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

53

Berlin

Verlag von Georg Stilke

1905.

Marie Fuhrmann, Greifswald: M. v. Ebner-Eichenbach, Hgave. (S. 532.) —
H. Naff, Die Braven und die Schlimmen. (S. 532.) — A. Strindberg, Die Gotischen
Zimmer. (S. 533.) — G. Flaubert, Die Schule der Empfindsamkeit. (S. 534.) —
H. N. Krüger, Gottfried Kämpfer. (S. 535.) — Hall Gaine, Der verlorene Sohn.
(S. 536.) — G. Falke, Der gestiefelte Kater. (S. 536.)

Staatwissenschaften. Dr. Hjalmar Schacht, Berlin: H. G. Henmann, Die gemischten
Werke im deutschen Großhandelsgewerbe. (S. 537.) — Die Organisation des Exports.
(S. 541.) — A. Neufeld, Die führenden National-Exportämter. (S. 541.) — W. Kundt,
Die Zukunft unseres Ueberseehandels. (S. 541.)

Politische Korrespondenz.

* Aus Oesterreich. (S. 546.)

Spectator: Russische Briefe II. (S. 551.)

D.: Handelsverträge. Kanalbau. Bergarbeiterstreik. Rußland. (559.)

Aufruf. (S. 571.)



Verlag von Georg Stilke, Berlin—Hamburg.



= Soeben erschienen: =

„Bunte Briefe aus Amerika“

von

Eugen Zabel.

Geheftet 3 Mark.  18 Bogen.  Gebunden 4 Mark.

Als besonders interessant ist aus dem reichen Inhalt des Werkes hervorzuheben:

„An Bord Kaiser Wilhelm II.“

„Amerikanische Wolkenkratzer.“

„New Yorker Hotels.“

„Beim Präsidenten der Vereinigten Staaten.“

„Die Weltausstellung in St. Louis in zwölf Kapiteln.“

„Heine in Amerika.“

„Deutsch-Amerikanertum.“



Durch jede Buchhandlung zu beziehen.





S. Adam

BERLIN W., Leipzigerstr. 27—28.
HAMBURG, Neuer Wall 76—80.

**Feine Bekleidung
und Ausrüstung
aller Art:**

Für häusliche Zwecke, Gesell-
schaft, Jagd, Reise, Touristik,
Sport und Spiel.

**Knabenbekleidung,
Amtsroben u. Livréen**

Haupt-Katalog und Spezial-
Preis-Listen kostenfrei.



Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden

von

Hans Delbrück.

40 Bogen gr. 8°, eleg. brosch. Mk. 3.—, in Leinwand gebd. Mk. 4.—.

Verlag von Georg Stilke in Berlin—Hamburg.

Zur Verstaatlichung des Kohlenbergbaues

von

Regierungsrat von Kienitz

50 Pfg.

Bei dem für unsere Volkswirtschaft entscheidenden Werte unserer Kohlen und bei der Gefahr, die gerade hier das heranwachsende Privatmonopol bedingt, erscheint die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues geboten. Zur Erreichung dieses Zieles wird vom Verfasser empfohlen: 1) die Kohलगewinnung für die Zukunft zum Regal zu machen, 2) das bestehende Bergwerkseigentum, soweit es nicht betrieblich genutzt wird, in 30 Jahren erlöschen zu lassen, 3) die bestehenden und die inzwischen noch entstehenden Kohlengruben durch allmählichen Ankauf der Aktien oder Kuxe für den Staat zu erwerben; zu diesem Behufe würde der Staatsregierung ein jährlicher Kredit von 50 bis 100 Millionen Mark zur gelegentlichen Verwendung nach ihrem Ermessen zu bewilligen sein.

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundzwanzigster Band.

April bis Juni 1905.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1905.

Inhaltsverzeichnis

des

120. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Beder, W., Besprechung von A. Stifter, Studien	544
Böcker, G., Wahre und falsche Reform des bürgerlichen Strafprozesses. I.	424
Bolin, W., Die Jubiläums-Ausgabe von Goethes Werken	536
Bonus, A., Besprechung von J. C. Poestion, Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens	134
— „ — Tanzkunst. Magdeleine G. im Dresdener Hoftheaterhaus	350
— „ — Menzel und Meunier	469
Bozi, A., Formalismus in der Rechtspflege	94
Conrad, H., Schafpore-Literatur, I	451
Daniels, E., Die Behandlung der französischen Kriegsgefangenen von 1870	34
— „ — Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn v. Schleinitz	528
— „ — Besprechung von M. Lenz, Ausgewählte Vorträge und Aufsätze	534
Delbrück, H., Lebenserinnerungen von Rudolph von Delbrück	146
— „ — Besprechung von F. v. Wrangell, Abweichende Ansichten	338
Dessoir, M., Besprechung von Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens Ein Wort zum Frieden	129 315
Fuhrmann, M., Besprechung von St. Jeroniski, In Schutt und Asche	132
— „ — Besprechung von Th. Duimchen, Bruch	339
— „ — Besprechung von M. Kremnitz, Marie, Fürstin-Mutter zu Wied	340
— „ — Besprechung von E. Rod, Ein Steger	341
— „ — Besprechung von S. Lagerlöf, Unsichtbare Bande	342
— „ — Besprechung von A. Kielland, Novellen und Novelletten	343
— „ — Besprechung von P. Cornelius, Gedichte	546
— „ — Besprechung von W. Nuland, Nennchen von Godesberg	547
— „ — Besprechung von R. Schmidt, Vor Tagesanbruch	547
— „ — Spiegel neudeutscher Dichtung	547
— „ — Besprechung von R. Bré, Ecce Mater!	548
— „ — Besprechung von A. Gide, Der Immoralist	549
— „ — Besprechung von G. Meredith, Diana vom Kreuzweg	550
Goldberger, L., Die amerikanische Gefahr	1
v. Hartmann, A., Schiller als Denker	191
Meusel, Fr., Friedrich der Große als historisch-politischer Schriftsteller	482
Müller, E., Ueber Rationalcharakter und nationale Anlagen	215
Neumann, C., Besprechung von J. Burckhardt, Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien	330
— „ — Besprechung von A. Warburg, Bildniskunst und florentinisches Bürgertum	333
— „ — Besprechung von H. Rutherfuss, Kultur und Kunst	334
Poenzgen, O., Besprechung von R. Wuttke, Die deutschen Städte	135

	Seite
Brellwig, G., Theater-Korrespondenz	149,
Kang, F., Don Quijote, Politik und Seele	387
Sachse, A., Die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung	447
Salinger, R., Leben und Tod in der Auffassung der Alten	105
Schacht, H., Besprechung von F. Bendt, Die Grundübel im deutschen Wirtschaftsleben und ihre Hebung	144
— „ — Besprechung von F. Hecht, Die Mannheimer Banken	336
— „ — Besprechung von P. Dehn, Weltwirtschaftliche Umbildungen	337
Schmidt, F. J., Besprechung von P. Graue, Unabhängiges Christentum	124
— „ — Besprechung von B. Waepoldt, Das Kunstwerk als Organismus	526
Schneegans, H., Besprechung von Ph. A. Becker, Geschichte der spanischen Literatur	344
Schubring, P., Die „Verkündigung“ in der romanischen Kunst	458
Schwarz, C., Zur Reichsfinanzreform	79
Zendrini, P. E., Die religiöse Frage in Italien	296
Zimmermann, W., Streitverhütung	256

Besprochene Werke.

	Seite
Bahr, H., Emma	150
Becker, Ph. A., Geschichte der spanischen Literatur	344
Bendt, F., Die Grundübel im deutschen Wirtschaftsleben und ihre Hebung	144
Bismarck's Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn v. Schleinitz	528
Bré, H., Ecce Mater!	548
Burckhardt, J., Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien	330
Cornelius, P., Gedichte	546
Dehn, P., Weltwirtschaftliche Umbildungen	337
v. Delbrück, H., Lebenserinnerungen	146
Deutsche Büchererei	147
Dresdner, A., Der Weg zur Kunst	469
Duimchen, Th., Bruch	339
Gide, A., Der Immoralist	549
Ginestet, H. de, Souvenirs d'un prisonnier de guerre en Allemagne	34
Graue, P., Unabhängiges Christentum	124
Grillparzer, F., Weh' dem, der lügt	356
Hauptmann, G., Elga	153
Hecht, F., Die Mannheimer Banken	336
Jubiläums-Ausgabe von Goethes Werken	536
Keller, H., Die Geschichte meines Lebens	129
Kiehlund, A., Novellen und Novellenkette	343
v. Kleist, H., Der Prinz von Homburg	356
Koppel, H., Der archaische Stil	451
Kremnitz, M., Marie, Fürstin-Mutter zu Wied	340
Lagerlöf, S., Unsichtbare Bande	332
Lenz, M., Ausgewählte Vorträge und Aufsätze	534
Leuß, H., Wilhelm Freiherr von Hammerstein	568
Menzel, Das Werk Adolf v. Menzels	477
Meredith, G., Diana vom Kreuzweg	550
Molière, Der Misanthrop	356
Muthesius, H., Kultur und Kunst	334
Poestion, J. C., Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens	134
v. Reusner, M., Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit	564
Rod, C., Ein Sieger	341
Ruland, W., Remmen von Godesberg	547
v. Schiller, Fr., Die Räuber	352
Schmidt, H., Vor Tagesanbruch	547
v. Schreid-Nowing, Die Traumtänzerin Magdeleine G.	351

	Seite
Shakespeare, W., Ein Sommernachtstraum	149
— „ — König Richard der Zweite	354
Spiegel neudeutscher Dichtung	547
Stifter, A., Studien	544
Waechholdt, W., Das Kunstwerk als Organismus	526
Warburg, A., Bildniskunst und florentinisches Bürgertum	333
Welisch, E., Das Fest des Sancti Materni	354
Wolff, M. J., William Shakespeare	453
v. Wrangell, F., Abweichende Ansichten	338
Wuttke, A., Die deutschen Städte	135
Zeromski, St., In Schutt und Asche	132
Zilliacus, R., Das revolutionäre Rußland	564

Politische Korrespondenz.

	Seite
R. v. Kienig, Ein Nachwort zum Kohlensteif	156
Spectator, Russische Briefe. III.	166
Delbrück, Die Schlacht bei Muden	175
* Die ungarische Frage	182
§ Die Parteien in Holland	363
Delbrück, Das Bergarbeiter-Gezetz. Die Zukunft des Katholizismus	372
— „ — Marokko	381
Delbrück, Der Krieg. Die Verkündigung der Religionsfreiheit in Rußland	558
— „ — Das Berggesetz und die Parteien	565

Die amerikanische Gefahr.

Von

Ludwig Max Goldberger.

Beinahe allen, die seit etwa zwei Jahren berufsmäßig oder gelegentlich die ökonomischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Amerika zum Gegenstand ihrer Betrachtungen gemacht haben, bin ich zu Dank dafür verpflichtet, daß sie meinem Buch „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ Beachtung geschenkt haben. Allerdings habe ich hierbei zuweilen zwei einander entgegengesetzte Tatsachen feststellen müssen: Entweder hat man aus meinen objektiven Darlegungen über die Reichthumsquellen Amerikas und ihre Unererschöpflichkeit auf das Vorhandensein einer bedrohlichen amerikanischen Gefahr geschlossen, oder aber meinen Arbeiten die Tendenz der Leugnung einer amerikanischen Gefahr zugeschrieben. Beides ist irrig; das eine, weil es meiner subjektiven Folgerung widerspricht, das andere, weil mein Buch überhaupt keine Tendenz hat. Mich beselte bei allen meinen Veröffentlichungen über die Vereinigten Staaten einzig der Wunsch, dazu beizutragen, daß sich das Verständniß der Völker Deutschlands und Amerikas für einander mehre. Meine Ausführungen bildeten eine getreue Zusammenfassung dessen, was ich drüben gesehen, gehört, beobachtet und nach meiner Rückkehr mit aufmerksamer Prüfung weiter verfolgt habe. An unbefangene Wahrnehmungen habe ich ein von keiner Voreingenommenheit beeinflusstes Urtheil geknüpft. Ich habe gewissermaßen die Inventur aller starken und schwachen Stellen in der wirtschaftlichen Rüstung Amerikas aufgemacht, und in der Abschlußrechnung fand sich — bei aller Anerkennung der unvergleichlichen natürlichen Schätze der Neuen Welt, der hohen Intelligenz und Zielsicherheit ihrer Bewohner, sowie der Vorteile, die ihnen die Loslösung von lastender Ueberlieferung in manchem Betracht gibt — das Fazit: es ist unser unwürdig, von einer „amerikanischen

Gefahr“ so überängstlich laut zu sprechen; es ist unflug, durch solche Zaghaftigkeit das Selbstbewußtsein des ohnehin nicht an Selbstunterschätzung leidenden Wettbewerbers noch zu stärken; es ist ungerechtfertigt, wie dies häufig genug und in zahllosen Variationen verkündet worden ist, überhaupt an eine „amerikanische Gefahr“ im Sinn einer baldigen wirtschaftlichen Unterjochung der Alten Welt durch die Union zu glauben — wofern wir nur nicht müde werden, unsere kaufmännischen und gewerblichen Gaben wie bisher auszubilden und wofern wir uns nicht scheuen, unter Umständen auch von dem Konkurrenten zu lernen.

Daß uns die Amerikaner in der Organisierung der Betriebsführung, in kaufmännischer Findigkeit, die sich mit opferbarem Wagemut und mit Entschlußschnelligkeit paart, zuweilen über sind, gibt noch keinen Grund zu der Besorgnis, wir könnten von den Vereinigten Staaten einfach überrannt werden.

Die amerikanischen Trusts sind gewaltige Kapital- und Gewerbe-Assoziationen. Sie leiden aber oft an der eigenen Größe. Ihre stellenweise recht brüchige Finanzierung kann mit der Zeit geheilt werden — wenn auch der Heilungsprozeß beträchtliche Frist in Anspruch nehmen wird —, und unzweifelhaft ist es das ausgesprochene, vielfach mit Glück angestrebte Ziel der großen wie der kleinen Trusts, durch Konzentration die Produktion zu vermehren und Erzeugung wie Vertrieb zu verbilligen. Doch nicht alle vertrauteten Unternehmungen, das habe ich in meinen Schriften dargelegt, waren zur Vertrustung geeignet, und neben der Verbilligung der Produktion steht die Verteuerung des Konsums, die einen höheren Lohn erzwingt. In Amerika sind die modernen Trusts zumeist als Früchte am Baum des prohibitiven Schutzzolls gewachsen. Freilich ist in der Theorie der Versuch denkbar, die aus dem absolut geschützten Inlandsmarkt gezogenen beträchtlichen Gewinne ganz oder teilweise zur Eroberung des Auslandsmarktes durch Unterbietung mit Schadenpreisen zu verwenden. In der Praxis jedoch ist solches Beginnen auf die Dauer nicht haltbar; als Geschäftsprinzip wäre es einfach destruktiv. Ich habe nachgewiesen, daß und weshalb die wirtschaftliche Welteroberung eine Unmöglichkeit, eine Chimäre ist; sie steht in Widerspruch mit wirtschaftlichen Gesetzen, die die Geltung von Naturgesetzen haben. Ich habe gezeigt, daß diese phantastische Welteroberung, die ganze Völker durch Ueberhäutung mit Waren unter dem Herstellungspreis ökonomisch unterjochen will, auf der gleichen Höhe der Vernunft

steht, wie etwa der Plan, durch Geschenke oder Tributzahlungen Länder zur Verarmung zu bringen.

Jede Ueberspannung des Trustwesens und des Trustvorteils auf der andern Seite des Ozeans schließt eine Bedrohung der ganzen gegenwärtigen Trustunterlage ein: des prohibitiven Schutzzolls. Im Zusammenhang hiermit habe ich auf die Arbeiterbewegung in Amerika hingewiesen. Der amerikanische Arbeiter läßt sich die durch die Zölle gesteigerten Preise der Bedarfsartikel nur solange gefallen, als sein Lohn im Verhältnis noch höher ist. Schwindet die Marge, die zu seinen Gunsten besteht, so wird er nicht zögern, sich ohne jede Sentimentalität mit aller Kraft und mit allen Mitteln gegen die Trusts zu wenden, die ihm seinen Anteil versagen wollen. Daß sich den Arbeiterverbänden Verbände von Arbeitgebern entgegenstellen, ist bekannt. Ich hebe aber auch an dieser Stelle hervor, daß die Arbeiterverbände an Zahl und Gewicht immer mehr vorankommen, daß die Organisation der Arbeiter-Unions von Tag zu Tag weitere und erhebliche Fortschritte macht und sich jetzt über alle Staatengebilde festgefügt dehnt, daß sich dagegen die Arbeitgeber in der Hauptsache auf den Versuch beschränkt haben, der ihnen der einzige Ausweg schien: die Arbeiter dem schiedsgerichtlichen Verfahren gemeinhin geneigt zu stimmen. Allerdings ist vor mehr als Jahresfrist in Chicago ein Arbeitgeberbund (industrial association of America) ins Leben gerufen worden, der bei seiner Begründung 120 Arbeitgeberverbände und 57 Städte umfaßte. Aber schon Ende des Jahres 1901 betrug die Zahl der koalitierten Arbeiter in Amerika $1\frac{1}{2}$ Millionen, Ende 1902 überstieg sie 2 Millionen, zur Zeit wird ihre Zahl auf 3 400 000 angegeben. Hiergegen fällt die kleine Zahl der Arbeitgeberverbände nicht ins Gewicht, zumal wenn man bedenkt, daß die koalitierten Arbeiter durch Tausende von Verbänden, hauptsächlich in der American federation of labor, vertreten sind. Und das in einem Land, in dem, wie jüngst zutreffend gesagt wurde, der Volkswille eine bei uns nicht gebührend eingewertete, hinwegsegende Macht besitzt, und in dem amtliches Wohlwollen und offizielle Begeisterung niemals überschätzt werden dürfen, in einem Land, das in Gesetzgebung und Verwaltung keine von dem Willen der Volksmassen unabhängige Regierungsgewalt kennt, bei dem der Stimmzettel der Mehrheit über Ziel und Richtung von Gesetzgebung und Verwaltung, ja über die Besetzung fast aller Beamtenstellen unumschränkt entscheidet.

Die Wandlung der wirtschaftlichen Arbeiter-Organisationen zu politischen Organisationen hat beachtenswerte Fortschritte gemacht: die bei der jüngsten Präsidentenwahl aufgebrachten Stimmen haben im Vergleich zur vorigen Wahl, bei der sie überhaupt zum erstenmal bemerkbar wurden, eine Vermehrung fast auf das Fünffache (von 80 000 auf 393 000) erfahren. Eine weitere Vermehrung in demselben Verhältnis, und schon bei der nächsten Präsidentenwahl dürften die Arbeiterstimmen die Entscheidung wesentlich beeinflussen. Es ist aber keineswegs außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit, daß solche Vermehrung eintritt. Die organisierten Arbeiter haben bis vor ganz wenigen Jahren Politik überhaupt nicht getrieben und die Beteiligung an irgend einer politischen Propaganda völlig von der Hand gewiesen. Alle ihre Bemühungen waren ausschließlich den spezifischen Arbeiterfragen zugewendet, den Lohnfragen, den Arbeiterverhältnissen im engsten Wortsinne, der Arbeitszeit, der Unterstützung und Durchführung von Streiks, Aussperrungen usw., der Frage des Wettbewerbs fremder billiger Arbeitskräfte und ihrer Ausschließung. Beinahe unbewußt und zufällig kamen vor einigen Jahren die Anhänger der American federation of labor dazu, in einem städtischen Gemeinwesen ihre Kraft zu erproben, und sie hatten einen Erfolg, der am meisten wohl sie selbst überrascht hat. Ein Streik der Straßenbahnangestellten in San Francisco bot der Arbeiterpartei den Anlaß zu erster kommunalpolitischer Betätigung, der sich die staatspolitische bald anschloß. Es ist hervorzuheben, daß der Erfolg die Arbeiter und ihre Führer nicht zu bramarbasierenden großen Worten verleitete. In der Organisation blieb alles beim alten, sogar die — allerdings nicht mehr grundsätzliche — Abweisung der Politik blieb wenigstens äußerlich vorherrschend, das Programm hielt sich nach wie vor in den wirtschaftlichen Grenzen. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß diese Zurückhaltung nicht von mangelndem Selbstvertrauen vorgeschrieben, auch nicht von einer fortdauernden Abneigung gegen das Verlassen der alten Bahnen eingegeben, sondern wesentlich durch die Erwägung bedingt war: die Arbeiterschaft dürfe ihre Geschlossenheit in den sie angehenden Wirtschaftsfragen nicht aus dem Spiel setzen, indem sie ein Gebiet beschritte, das politische Gebiet, auf dem ihre Mitglieder eine einheitliche oder doch fast einheitliche Richtung noch nicht gewonnen hätten. Die Arbeiter-Federation habe kein Recht, ihre Mitglieder ohne voraufgegangene Schulung ein Terrain be-

treten zu lassen, das die Möglichkeit einer gegenseitigen Bekämpfung der sonst miteinander eng Verbundenen bot. Die amerikanischen Arbeiterführer haben deshalb, so oft sie befragt wurden, ob sie für ihre Anhänger nach direktem politischen Einfluß strebten, ausweichend geantwortet. Die Schulung aber, davon bin ich überzeugt, haben sie in aller Stille vorgenommen und sie werden sie in aller Stille fortsetzen, bis sie sich stark genug zu einer Kraftprobe fühlen, die so günstig für sie in den Staategilden der Union ausfallen soll, wie sie s. B. in San Francisco und späterhin in anderen Kommunen ausgefallen ist. Einstweilen verfolgen die amerikanischen Arbeiter in der Hauptsache noch das nähere Ziel: sich selbst immer straffer zu organisieren. Die neueren Streiks haben in der Mehrzahl nicht die Lohnfrage zum Ausgangspunkt, sondern die Erzwingung einer Art Monopolstellung für die organisierten Arbeiter. Diese versuchen die Sperrung der Werkstätten, die auch Nichtmitglieder der Arbeiter-Unions einstellen, und wollen auf solche Weise durchsetzen, daß sich alle Arbeiter den Unions, den Gewerkschaften, anschließen. Das ist natürlich nicht Selbstzweck, sondern bloß Vorbereitung für die Inangriffnahme weiterer Ziele, zu denen am letzten Ende die politischen gehören. Wenn kürzlich die Appellationsabteilung des New Yorker Obergerichts in Brooklyn in einem konkreten Fall ausgesprochen hat, daß die Verpflichtung einer Firma, nicht zur Lokal-Union gehörige oder von dieser ausgeschlossene Mitglieder ohne Erlaubnischein des Geschäftsführers der Lokal-Union nicht einzustellen, unverbindlich sei, weil sie gegen die öffentliche Wohlfahrt verstoße, so ist das nur ein vorübergehender Erfolg der Union-Gegner. Auch die Trust-Verträge sind mit der gleichen allgemeinen Begründung von einzelnen Gerichten für ungültig und gesetzwidrig erklärt worden, und ihre Fortdauer hat dadurch keine Unterbrechung erlitten. — Die gegenwärtige kluge Selbstbeschränkung der amerikanischen Arbeiterschaft spricht sich auch in ihrer abweisenden Haltung gegenüber den Wohlfahrts-einrichtungen aus, die sich bei uns bewährt haben und zum Teil unter staatliche Aufsicht und Leitung genommen worden sind, und die amerikanische Unternehmer, wenigstens vereinzelt, geschaffen haben. In der abweisenden Haltung darf man nicht ein Zeichen unentwickelter sozialer Gesinnung sehen, vielmehr muß man darin das Ueberwiegen des Dranges nach unabhängiger Selbstbetätigung erblicken, der bei der amerikanischen Arbeiterbevölkerung ungewöhnlich stark und beinahe ein Naturtrieb ist. Ich will dafür zwei

Charakteristische Beispiele anführen, die ich der Mitteilung eines amerikanischen Großkaufmanns verdanke: Als Herr Henry Lomb, Mitbegründer der in einem Zeitraum von fünfzig Jahren zu großer Ausdehnung gelangten Bausch and Lomb Optical Co. in Rochester N. Y., ein besonderes Familienfest feierte, wurde ihm von seinen Kompagnons eine namhafte Summe zur Verfügung gestellt. Herr Lomb ordnete die Verwendung zu Gunsten des 1200—1300 Köpfe starken Personals der Fabrik an. Den Arbeitern blieb die Wahl zwischen der Annahme baren Geldes und einer ersten Anzahlung auf eine Lebensversicherungspolice. Die Mehrzahl der Arbeiter entschied sich für die Annahme des baren Geldes, da sie über die ihnen zugedachten Beträge nur selbst disponieren wollten. Die gleiche Kraft des Unabhängigkeitsgefühls kommt auch in dem zweiten Beispiel zum Ausdruck, über das mein Gewährsmann aus eigener Wahrnehmung berichtet: Ein fünfzehnjähriger Knabe hatte sich beim Spielen während der Freistunden, fern vom Geschäft, verletzt und starb. Das Personal veranstaltete eine Sammlung, um der Mutter bei den Begräbniskosten behilflich zu sein. Es stellte sich heraus, daß der Kleine sich in einer Versicherungsgesellschaft mit 125 Dollars eingekauft hatte. — Solcher bereits in so jungen Jahren betätigten fürsorglichen Selbsthilfe dürfte man anderwärts kaum begegnen. Daß aber die Neigung zur Selbsthilfe überhaupt nicht die Erkenntnis von Gemeinsamkeitsinteressen und ihre gemeinsame Förderung hindert, das eben beweisen die Unions und die American federation of labor. Die National civic federation wird dagegen nichts auszurichten vermögen, so anerkennenswert auch ihre Bemühungen sind, Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter und Angestellten weiterhin anzuregen und zu fördern. Was neben einigen Eisenbahngesellschaften, vornehmlich der Pennsylvania Railroad Comp., z. B. auch innerhalb der Industrie-Gesellschaften die Colorado fuel and iron Co. in Denver auf diesem Gebiet geschaffen hat, kommt den besten deutschen Mustern (in den Kruppschen Werken) einigermaßen nahe, verdient vielleicht noch größeres Lob, weil die entgegenstehenden Schwierigkeiten mannigfaltiger waren, und weil immer der Grundsatz festgehalten werden mußte, die Arbeiter selbst gerade das wünschen zu lassen, was man in ihrem Interesse ferner einrichten wollte. Doch das Anwachsen des Klassenbewußtseins unter der amerikanischen Arbeiterschaft wird dadurch nicht aufgehalten.

Das wissen natürlich auch die Trust-Magnaten und ihre Affiliirten. Ihre Macht hat sich immer mehr verdichtet, sie ist schon längst zu einer politischen Macht geworden, die in allen Dingen und in allen Kreisen zur Wahrung von Eigeninteressen Einfluß übt. In solch einseitigem Beharren werden sich die großen Korporationen nicht verleiten lassen, die derzeitige Unterlage der Trusts zu gefährden. Ihr hauptsächlichstes Bemühen ist und bleibt darauf gerichtet, in dem stimmberechtigten Arbeiter nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, er habe nicht bloß die Macht, sondern auch ein Interesse, die Nährquellen des Trustsystems zu verschütten, die prohibitiven Schutzzölle zu beseitigen. Nur bis an die Grenzen, an denen den Arbeitern solche Erwägungen kommen könnten, werden die Trust-Anhänger den Streit mit den Arbeitern führen, in der Nähe dieser Grenzen aber kluge Nachgiebigkeit zeigen. Auf einen Kampf mit zwei Fronten gehen sie sicher nicht ein. Die Gefahr eines solchen ist ihnen übrigens einstweilen nicht nahe gerückt. Präsident Roosevelt wird zwar auch fernerhin noch bei manchen gesetzgeberischen Ansätzen gegen die Trusts diligentiam prästieren, hat aber, wie es alle früheren Präsidenten auch getan haben, längst in der Tiefe seines Gemüths seine eigene Art von Frieden mit den Trusts gemacht. Aber selbst wenn, wie jetzt bei der angekündigten Tarifreform der Eisenbahnen, der Vorschlag des Präsidenten, der zwischenstaatlichen Handelskommission die Befugnis zu erteilen, in Fällen ungesetzlicher Rabatte selbst die maßgebenden Raten für die Eisenbahnen zu bestimmen, völlig ernst gemeint ist, so bleibt es doch sehr zweifelhaft, ob der Kongreß hierfür zu gewinnen sein wird. Die Männer jenseits des Ozeans sind mit Theorien und Vehrmeinungen nicht überladen, sie fassen grundstürzende Aenderungen nicht früher ins Auge, als bis diese Aenderungen im amerikanischen Interesse zur Notwendigkeit geworden sind. Was Präsident Roosevelt hinsichtlich der Trusts an Reformen je beabsichtigt hat, ist in seinen wagemutigsten Stunden sicher nicht mehr gewesen, als die Herstellung einer gesetzgeberischen Ordnung, damit der Zustand aufhöre, daß die Einzelstaaten in einer Art unlauteren Wettbewerbs Sonderbestimmungen treffen zur Ermöglichung einer Umgehung allgemeiner Gesetznormen. Ich glaube nicht, daß bei allen Einwänden gegen die Gründungsmethode die Reform selbst nur so weit gehen wird, den Trusts etwa nach

deutschem Muster Vorschriften zu machen, die das Vorhandensein wirklicher Einlagen bedingen und die Common Shares-Emissionen begrenzen. Präsident Roosevelt mag auch das wünschen; die Abneigung der Amerikaner aber gegen jede Art staatlicher Bevormundung und mehr noch das Interesse der vorhandenen Trusts und ihres zahllosen Anhangs widerstreiten der strikten Erfüllung dieses Wunsches. Anläufe auch gegen die ungesunde Preispolitik einzelner Trusts und gegen ihr Produktionsmonopol treten oft genug und ziemlich wuchtig in die Erscheinung. So zur Zeit in Kansas, Missouri und Oklahoma gegen die Standard Oil Co.; doch ist es mehr als zweifelhaft, ob der dort begonnene Feldzug auch nur den geringsten Erfolg haben wird. Vor kurzem wurde ferner vor dem Bundesdistriktsgericht in St. Paul (Minnesota) ein Auflösungsverfahren gegen einige trustierte Zeitungs-Druckpapier-Fabriken anhängig gemacht, die eine nahezu fünfzigprozentige Erhöhung der Preise eintreten ließen. Die Zeitungsverleger sollen sich aber mit den Fabriken geeinigt haben und — alles bleibt beim alten!

Wenn man bei uns von gesetzgeberischen Reformabsichten in den Vereinigten Staaten von Amerika hört, so überfieht man gewöhnlich den eigentlichen Streitgegenstand, der in der Regel nicht in der Materie selbst liegt, sondern in dem großen Parteigegensatz der Republikaner und Demokraten. Jene sind, um Bezeichnungen nach Analogie unserer deutschen Parteiverhältnisse zu gebrauchen, unionistisch, diese sind partikularistisch gesinnt, jene wollen die Zentralgewalt der Union stärken, diese wachen eifrig darüber, daß die Autonomie der Einzelstaaten keine Schmälerung erfahre. Nun haben freilich die Republikaner im Repräsentantenhaus eine große Mehrheit, doch im Senat überwiegt selbst bei den Republikanern die demokratische, d. i. die partikularistische Rücksichtnahme. Gleichwohl glaube ich, daß schließlich die Republikaner in beiden Körperschaften ihren Anschauungen und Wünschen Geltung verschaffen werden. Es wäre aber ganz verkehrt, anzunehmen, daß dieser Sieg der amerikanisch-republikanischen Idee den Trusts abträglich sein würde. Das Gegenteil ist der Fall. Eine Union-Gesetzgebung, eine sogenannte Bundeskontrolle über die Trusts würde eine Emanzipation der Trusts von der manchmal etwas veratorischen Gesetzgebung der amerikanischen Einzelstaaten sein.

Ich halte aufrecht, daß man von einer „amerikanischen Gefahr“ nicht gar so laut und ängstlich sprechen dürfte, selbst wenn sie vorhanden wäre, daß sie aber gar nicht vorhanden ist. Daß uns ein Konkurrent Unbequemlichkeiten und Unbehagen bereitet, daß er uns zuweilen Abbruch tut, das schafft noch lange keine „Gefahr“, die wir fürchten, gegen die wir um Hilfe rufen müßten. **Selbst** sollen wir uns helfen, indem wir unsere Kraft gebrauchen, die groß genug ist, um uns durch keinen Mitbewerber in Bestürzung und Angst jagen zu lassen.

Wie man Kinder mit dem Ruf schreckt: „der schwarze Mann kommt!“, so schreit man hier: „der Amerikaner kommt!“ und spricht von einem „Lobestampf“ der deutschen Industrie, weil z. B. in Berlin einige amerikanische Schuhwarenläden aufgetan worden sind. Wenn die Amerikaner gutes Schuhzeug machen, so steht nichts im Weg, daß wir es ebenso gut machen, was auch tatsächlich geschieht. Der gesamte amerikanische Schuhwarenxport ist gestiegen, er hat sich im Fiskaljahr 1901/2 auf 3 966 766 Paar Schuhe belaufen. Davon sind aber nur 122 689 nach Deutschland gekommen, d. i. 3,1 %. Und wenn im Jahre 1902/3 die Zahl der nach Deutschland importierten amerikanischen Schuhe auf 189 189 von 4 197 566 Paar gestiegen ist, so ist sie im Jahr 1903/4 wieder auf 166 606 von 4 642 531 gefallen und hat im Kalenderjahr 1904 nur 124 591 Paar betragen, deren Wert sich auf 291 177 Dollars belief, gegen 388 986 Dollars, die der Wert des Schuhexports nach Deutschland im Kalenderjahr 1903 ausmachte. Für den Bedarf einer Bevölkerung von nahezu 60 Millionen Seelen ist das noch immer kein — drückender Prozentsatz.

Daß das amerikanische Kapital nach Deutschland kommt, kann ich gleichfalls nicht als Grund für wirtschaftliches Gruseln anerkennen. Vor einem halben Jahrhundert kam englisches Kapital zu uns, und wir haben davon großen Vorteil gehabt, größeren als die Engländer, denen wir übrigens ihren Anteil gern gönnen. Heute hat es fremdes Kapital weit schwerer, sich bei uns nützlich zu machen, weil wir selbst wohlhabender geworden sind. Aber fremdes Kapital abzuwehren, liegt in der Regel keine Ursache vor. Haben etwa die Amerikaner gejammert, als vor nicht allzu langer Zeit unternehmungslustige deutsche Firmen die großen Botany Worsted Mills in Passaic N. J. gegründet haben, die zu den erfolgreichsten Betrieben der Dress goods-Branche gehören? Auch.

hat drüben Niemand einen Waruruf ertönen lassen, als bekannt wurde, daß ein weitsichtig geleitetes Berliner Bank-Institut sich indirekt bei einer Newyorker Bankfirma ansehnlich kommanditarisch beteiligt hatte. Man hat es im Gegenteil mit Freuden begrüßt. Wir sollten überhaupt mehr, als wir es tun, uns im Ausland industriell — nicht spekulativ — betätigen, wir hätten es namentlich in Amerika in weit größerem Umfang und schon viel früher versuchen sollen.

Als besonderes Beispiel amerikanischer Gefahr ist bei uns öfters auch die deutsche Werkzeug-Industrie erwähnt worden. Es ist zutreffend, daß die deutsche Werkzeug-Industrie vor nicht gar langer Frist sehr empfindlich unter dem amerikanischen Wettbewerb zu leiden hatte. Der drüben herrschende Arbeitermangel und eine sich immer mehr differenzierende spezifische Begabung ließen den Amerikaner besonders befähigt zur Erfindung solcher Vorrichtungen werden, die Arbeits- und Arbeiter-Ersparnismaschinen wurden. In diesen besonderen Konstruktionen war man in der Union damals anderen Völkern und auch uns voraus. Aber unbekümmert um alle Unglückspropheten im eigenen Vaterland, die in schwerer Zeit nicht müde wurden, den baldigen Untergang der heimischen Industrie vorauszusagen und die Unbesiegbarkeit des Gegners zu verkünden, ist die deutsche Werkzeug-Industrie daran gegangen, vom Gegner zu lernen. Und der Erfolg ist nicht ausgeblieben. An Fabrikationsmaschinen wurden aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland eingeführt:

im Jahr	1900	für	31,8	Millionen	Mark
"	"	1901	"	19,2	" "
"	"	1902	"	11,9	" "
"	"	1903	"	10,1	" "

und speziell in Werkzeugmaschinen wurden aus der Union in Deutschland eingeführt:

im Jahr	1900	für	4 995 000	Mark
"	"	1901	"	991 000 "
"	"	1902	"	559 000 "
"	"	1903	"	856 000 "

Die Zunahme der Einfuhr hat auch im Jahr 1904, für das mir abschließende Zahlen noch nicht vorliegen, angehalten. Die Zunahme bildet aber, wie auch der Bericht des amerikanischen General-Konsuls in Berlin zutreffend hervorhebt, lediglich einen

„Beweis für die Lebenskraft des deutschen Marktes“, und es ist nur natürlich, daß sich der erfreuliche Aufschwung der deutschen Allgemein-Konjunktur u. a. auch in stärkerem Bezug einzelner, übrigens durch Patente geschützter Werkzeugmaschinen äußert.

Das alles sieht kaum nach „Lobekampf“ aus, und wenn gerade diese Entwicklung als Beispiel dafür angeführt wird, wie es den Spezialitäten der deutschen Industrie der Reihe nach im Kampfe gegen die amerikanische Einfuhr gehen wird, so zeigen die ziffernmäßig belegten Vorgänge lediglich, mit welcher Sorglosigkeit auch die auffälligsten Unstimmigkeiten in dem Bestreben, eine „amerikanische Gefahr“ zu konstruieren, in die Welt gesetzt werden. Daß übrigens auch wir Deutsche auf recht bedeutsamen Spezial- und Konstruktionsgebieten, dank der uns in Fleisch und Blut übergegangenen wissenschaftlichen Schulung, eine besondere Eigenart der Begabung besitzen, ist allgemein bekannt und gewürdigt. Andere Völker, und nicht zum mindesten die Amerikaner, wissen zur Genüge, daß z. B. die schnellsten Ozeandampfer seit vielen Jahren nur in Deutschland gebaut werden können, und daß es Deutschlands Technik war, der es in unermüdlicher Arbeit zuerst gelang, die Geschwindigkeit von 200 km in der Stunde auf elektrischen Vollbahnen zu erreichen und zu überschreiten.

Wer amerikanische und europäische, namentlich deutsche, wirtschaftliche Verhältnisse mit einander vergleichen will, muß im übrigen große und für die nationale Gesamtproduktion maßgebliche Gruppen ins Auge fassen, nicht Spezialien, die zufälligen Schwankungen unterliegen und kein zuverlässiges Gesamtbild zu geben vermögen. Ich will einige belehrende Beispiele anführen, zunächst eines, das den gewaltigen Aufschwung der Eisenindustrie der Vereinigten Staaten zeigt und gleichzeitig von dem Stand der nämlichen Industrie in England und in Deutschland Kunde gibt.

An Eisenerz produzierten:

	Die Vereinigten Staaten	England	Deutschland
im Jahr 1890	16 036 043	13 780 767	11 226 500 longtons
„ 1891	14 591 178	12 777 689	10 489 700 „
„ 1892	16 296 666	11 312 675	11 357 400 „
„ 1893	11 587 629	11 203 476	11 279 000 „
„ 1894	11 879 679	12 367 308	12 197 000 „
„ 1895	15 957 614	12 615 414	12 155 100 „
„ 1896	16 005 449	13 700 764	13 939 300 „

	Die Vereinigten Staaten		England	Deutschland	
im Jahr	1897	17 518 046	13 787 878	15 222 400	longtons
"	1898	19 433 716	14 176 938	15 650 900	"
"	1899	24 683 173	14 461 330	17 706 300	"
"	1900	27 553 161	14 028 208	18 665 600	"
"	1901	28 887 479	12 275 198	16 309 300	"
"	1902	35 554 135	13 426 004	17 688 700	"
"	1903	32 471 550	13 715 645	20 896 300	"

An Roheisen produzierten:

	Die Vereinigten Staaten		England	Deutschland	
im Jahr	1890	9 202 703	7 904 214	4 585 100	longtons
"	1891	8 279 870	7 406 064	4 568 100	"
"	1892	9 157 000	6 709 255	4 859 700	"
"	1893	7 124 502	6 976 990	4 907 500	"
"	1894	6 657 888	7 427 342	5 295 300	"
"	1895	9 446 308	7 703 459	5 378 400	"
"	1896	8 623 127	8 659 681	6 272 200	"
"	1897	9 652 680	8 796 465	6 773 100	"
"	1898	11 773 934	8 609 719	7 197 600	"
"	1899	13 620 703	9 421 435	8 014 900	"
"	1900	13 789 242	8 959 691	8 386 300	"
"	1901	15 878 354	7 928 647	7 756 000	"
"	1902	17 821 307	8 679 535	8 395 600	"
"	1903	18 009 252	8 935 063	9 860 100	"

Diese Zahlen verdienen eine genauere Betrachtung. Englands Produktion ist in Eisenerz wie in Roheisen während des vierzehnjährigen Zeitraums beinahe stabil geblieben, die amerikanische Produktion hat sich in derselben Zeit verdoppelt, wobei die Fortschritte zuweilen sprunghaft waren. Aber auch die deutsche Produktion hat sich verdoppelt, und die Entwicklung ist durchweg stetig gewesen.

Ferner: Der Verbrauch an Baumwolle betrug:

	1880	1903
in den Ver. Staaten	953 Mill. engl. Pfd.,	1980 Mill. engl. Pfd.
" England . . .	1404 " " "	1488 " " "
" Frankreich . . .	196 " " "	481 " " "
" Deutschland . . .	301 " " "	815 " " "

Die Zunahme in dem angegebenen Zeitraum hat also in England 6, in den Vereinigten Staaten 107,7, in Frankreich 146, in Deutschland 170,7 Prozent betragen.

Schließlich ist in dem Jahresbericht des Comptroller of the Currency in Washington eine interessante Statistik aufgemacht, die für das Jahr 1904 die Höhe der Post- und sonstigen Spar-

kassen-Depositen in den Vereinigten Staaten und allen Ländern mit ähnlichen Einrichtungen darstellt. In Frage kommen also Institutionen, die hauptsächlich die Ersparnisse des Mittelstandes und der kleinen Leute aufnehmen, während die größeren Depositen in Banken, Versicherungs-Gesellschaften, Genossenschafts-Kassen u. nicht einbegriffen sind. An Hinterlegungen in Sparkassen u. kommen auf den hierbei berücksichtigten, von 773 Millionen Menschen bewohnten Bezirk der Erde 10,7 Milliarden Dollars, d. i. 13,8 Dollars auf den Kopf. Die 82 Millionen Einwohner der Vereinigten Staaten haben hiervon insgesamt 3 Milliarden, gleich 37,38 Dollars pro Kopf der Bevölkerung in derartigen Guthaben deponiert. Sie übertreffen damit freilich den Durchschnitt und insbesondere alle Länder mit unvollkommenen Spareinrichtungen, stehen aber innerhalb der Kulturländer erst an achter Stelle, zwei Plätze hinter Deutschland und drei Plätze hinter Preußen, wo die Sparkassenguthaben 39,38 bezw. 43,10 Dollars pro Kopf der Bevölkerung ausmachen. Also auch auf diesem Gebiete, so wenig die Höhe der Sparkassenguthaben allein einen sicheren Rückschluß auf den wirtschaftlichen Stand eines Landes zuläßt, hat Deutschland keineswegs einen Vergleich mit den Vereinigten Staaten zu scheuen.

Geradezu unglaublich töricht sind die Argumente, mit denen man das Vorhandensein einer amerikanischen Gefahr und ihrer angeblich verwüstenden Stärke an manchen Stellen zu erhalten versucht. Das zeigte sich erst neulich wieder in einem Aufsatz, den eine Berliner Monatschrift aus der Feder eines Deutsch-Amerikaners veröffentlichte. Dort hieß es: Ein sehr beträchtlicher Teil der deutschen Tabakindustrie und des deutschen Tabakhandels stehe unter der Kontrolle amerikanischen Kapitals. Die deutsche Kali-Industrie befinde sich in den Händen von Amerikanern. „Die führenden deutschen Elektrizitäts-Gesellschaften“ — so lautete es weiter — „haben vor dem amerikanischen Mammon die Segel gestrichen.“ Und endlich: die besten Industripapiere Deutschlands seien im Besitz der Vereinigten Staaten. — Es verlohnt wirklich einmal, diesen Ausstreungen zu Leibe zu rücken. Denn was ist die Wahrheit? Mit amerikanischem Geld ist tatsächlich vor mehr als zwei Jahren eine alte und guteingeführte Dresdener Zigarettenfabrik angekauft worden, die alsdann für den Absatz ihrer Fabrikate eine so umfangreiche Reklame machte, daß seitdem eine Dividende nicht gezahlt werden konnte. Das Aktienkapital ist vor Jahres-

frist von 1½ auf 5 Millionen Mark erhöht worden. Für verständige Leute lag von vornherein das Charakteristische des Vorganges darin, daß sich das Großkapital der Zigarettenindustrie zuwandte, in der bisher ganz vorwiegend mittlere und Kleinbetriebe bestanden hatten. Das mag man bejubeln oder beklagen, mit amerikanischer Gefahr steht es in keinem Zusammenhang. Allerdings hatten sündige Dresdener Zigarettenfabrikanten eine Bewegung gegen die Zigaretten jener von Amerikanern angekauften Fabrik unter den Detailhändlern zu entfachen gesucht; einer der Produzenten hatte sogar eine „Antitrust-Zigarette“ auf den Markt gebracht und von seiner Fabrik solange behauptet, sie sei „frei von amerikanischem Gelde,“ bis die Entrüstung der übrigen deutschen Fabrikanten eine weitere derartige Ausnutzung der amerikanischen Gefahr für die eigene Tasche nicht mehr ratsam erscheinen ließ. In Wahrheit hat man mit derartigen albernen Mahnrufen eine gewaltige Reklame für den „Trust“ gemacht, was einer der letzten Geschäftsberichte der Trustgesellschaft ausdrücklich und dankbar anerkennt. Aber trotzdem geht es der deutschen Zigarettenfabrikation nicht schlecht. Der soeben (Februar 1905) erschienene Jahresbericht des fast alle einschlägigen Betriebe umfassenden „Vereins Deutscher Zigarettenfabrikanten zu Berlin“ spricht überhaupt nur von der „sogenannten Trustgefahr“ und stellt fest, die Entwicklung der Dinge habe den von Anfang an von weit-sichtigen Mitgliedern der Branche eingenommenen Standpunkt bestätigt, „daß die in Rede stehende Fabrik keine andere Gefahr bedeute, als jedes andere mit größeren Mitteln arbeitende Unternehmen, daß insbesondere die eigenartigen und exotischen Reklame-Mühen der betr. Firma bei der Solidität und Leistungsfähigkeit der deutschen Zigarettenindustrie keineswegs zu fürchten seien, und daß man es lediglich vermeiden müsse, durch allzugroße Betonung der angeblichen Gefährlichkeit des Trustes in Wahrheit vor der Öffentlichkeit für diese neue Gründung Reklame zu machen“.

Und was ist an der Angabe wahr, die deutsche Kali-Industrie befinde sich in den Händen von Amerikanern? Gewiß, es hat eine Zeit gegeben, in der die Amerikaner den Versuch gemacht haben, erhebliche Betriebe der Kali-Industrie an sich zu reißen. Ich selbst habe im August 1902 warnend darauf aufmerksam gemacht. Mit Genugtuung ist aber festzustellen, daß der Versuch der Amerikaner durch die selbstbewußte Zurückhaltung der deutschen Gesellschaften abgeschlagen wurde, und daß lediglich ein einziges

kleineres Kaliwerk in den Besitz eines amerikanischen Syndikats übergegangen ist.

Die Behauptung des Deutsch-Amerikaners, daß die führenden deutschen Elektrizitäts-Gesellschaften „vor dem amerikanischen Mammon die Segel gestrichen“ haben, ist geradezu absurd. Es kann nicht bestritten werden, daß die amerikanische elektrotechnische Industrie unter weit günstigeren Verhältnissen arbeitet als die unsrige. In einer jüngst veröffentlichten Statistik wurde darauf hingewiesen, daß in deutschen Elektrizitäts-Werken im ersten Halbjahr 1902 eine Maschinenarbeit von 487 000 HP in Elektrizität umgewandelt sei, wovon 87 Proz. von Dampf- und 13 Proz. von Wasserkräften geliefert wurden. In den Vereinigten Staaten wurden in dem gleichen Zeitraum 1 758 200 HP, worunter 78 Proz. Dampf- und 22 Proz. Wasserkräfte in Elektrizität umgesetzt. Auf der andern Seite des Ozeans hätte sich also um 9 Proz. häufiger als bei uns in Deutschland die Gelegenheit geboten, die weit billigere Wasserkraft zur Lieferung des Kraftbedarfs heranzuziehen, wobei überdies noch zu berücksichtigen wäre, daß die amerikanischen Durchschnitts-Kohlenpreise um über 35 Proz. niedriger gewesen seien als in Deutschland. Dazu komme noch, daß die Amerikaner infolge der Konkurrenz der privaten Eisenbahn-Gesellschaften den Vorzug um die Hälfte billigerer Kohlenfrachten genießen. Wenn aber auch hieraus ersichtlich ist, wie gewaltig die Konkurrenz der amerikanischen Industrie auf diesem Spezialgebiet ist — in der Hauptsache infolge des immensen Reichthums des Landes an Erz- und Kohlenlagerstätten und an größtenteils noch unerschlossenen Wasserkräften — so ist es doch bis jetzt keiner der amerikanischen Elektrizitäts-Gesellschaften gelungen, in Deutschland festen Fuß zu fassen. Seit dem mächtigen Aufschwung der Elektrotechnik in den ersten Jahren des vorigen Jahrzehnts waren anerkannt die Elektrizitäts-Gesellschaften Deutschlands und der Vereinigten Staaten nebeneinander und mit gleichem Erfolg leitend auf dem Weltmarkt, und das ist bis auf den heutigen Tag so geblieben. Die gegenseitige Erkenntnis der Leistungsfähigkeit hat sogar dazu geführt, daß man, anstatt die Kräfte im Interessenkampf zu vergeuden, dazu übergegangen ist, sich durch Austausch der Erfahrungen und neuen wissenschaftlichen Errungenschaften gegenseitig zu stärken, wie dies in den Vereinbarungen zwischen den beiden mächtigen Elektrizitätsgruppen der „Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft“ in Deutschland und der

General Electric Company in den Vereinigten Staaten zum Ausdruck gekommen ist. Davon also, daß wir hier vor drüben „die Segel gestrichen“ hätten, kann ebensowenig die Rede sein, wie von der weiteren angeblichen Tatsache, daß sich die besten Industriepapiere Deutschlands im Besitz der Vereinigten Staaten befänden. Mir ist nie eine derartig unsubstanzierte Behauptung zu Gesicht gekommen wie diese, die in ihrer Haltlosigkeit den einzigen Zweck verfolgt, uns graulen zu machen. Von den auf dem Berliner Kurszettel notierten deutschen Dividendenpapieren (Industrie- und Bankpapieren) im Gesamt-Nennbetrag von ungefähr $3\frac{1}{4}$ und im Kurswert von 5 Milliarden, befinden sich noch nicht zwei Prozent im Besitz amerikanischer Kapitalisten oder Banken. Daß hie und da auf deutsche Empfehlung hin eine vorübergehende und mehr spekulative Anlage in solchen Industriepapieren erfolgt, will ich nicht in Abrede stellen. Aber es verhält sich hiermit gerade so wie mit der im Jahr 1900 erfolgten Platzierung der Anleihe der im Jahr 1904 und 1905 fällig gewordenen bzw. fälligen 80 Millionen Mark Schatzanweisungen, die durch die Reichsbank und die Disconto-Gesellschaft an ein amerikanisches Bankenkonsortium begeben wurden. Auch damals wurde gesagt, daß die Amerikaner allein das Geld hätten, und daß sich die Reichs-Finanz-Verwaltung entschlossen habe, dem deutschen Geldmarkt gerade zur Zeit des großen Herbstbedarfs an flüssigen Mitteln eine neue Belastung zu ersparen und die Goldbilanz zwischen Amerika und Deutschland für uns günstiger zu gestalten. Einmal ist nach der Begebung der Anleihe nicht für den Betrag von 80 Millionen Mark Gold aus Amerika nach Deutschland versandt worden, wie man vielfach erwartet hatte. Es haben im Gegenteil zu jener Zeit die Berliner Wechselkurse auf New York auch nach der Begebung einen Stand eingenommen, der zeitweise die Goldversendung von Deutschland nach Amerika als möglich erscheinen ließ. Aber abgesehen hiervon, ist die ganze Anleihe binnen kurzem wieder nach Deutschland zurückgeflossen. Eine große New Yorker Versicherungs-Gesellschaft hatte 20 Millionen Mark dieser Schatzanweisungen übernommen. Das war aus ihrem Jahresbericht ersichtlich. Aber schon der nächstfolgende Jahresbericht zeigte diesen Betrag aus den Beständen eliminiert; der deutsche Geldmarkt hatte ihn bereitwillig wieder zurückgenommen. In der Hauptsache denkt der Amerikaner gar nicht daran, unsere Papiere zu erwerben, weder Industriepapiere, noch Anleihen. Er

braucht sein Geld für die Anlage im eigenen Land. Vielmehr ist es auch noch in letzter Zeit wiederholt vorgekommen, daß sich z. B. große finanzielle amerikanische Eisenbahn-Transaktionen unter Mitwirkung hervorragender deutscher Banken vollzogen haben.

Ich habe in meinem Buch nachgewiesen, daß eine „Uberschwemmung mit amerikanischen Fabrikaten“ weder eingetreten ist, noch uns bedroht, und kam dabei — inzwischen sind fast zwei Jahre verstrichen — zu dem Schluß:

„Die Möglichkeit einer die Weltwirtschaft in Mitleidenschaft ziehenden, gewissermaßen in Treibhauswärme gezüchteten Exportpolitik der amerikanischen Industrie ist vorhanden; doch eine solche künstliche Politik wird allenfalls nur vorübergehend sein, da sie in ihrer Kostspieligkeit auf die Dauer der praktischen Auffassung der Amerikaner widerstreiten und an der Zugknöpftheit ihrer Taschen zersplittern wird. Auch bin ich überzeugt, daß man vielmehr, wenn erforderlich, zu einer allgemeinen Einschränkung der Produktion übergehen würde, wie man solches in mäßigen Grenzen schon in Bezug auf Kohle und Eisen — hauptsächlich wohl infolge übertriebener Forderungen der Arbeiter — während der zweiten Hälfte des Jahres 1903 getan hat. Allerdings bleibt die amerikanische Industrie ins Große gerichtet und strebt nach Leistung gewaltiger Arbeit. Es zeigen sich aber, selbst wenn die nach dem seitherigen beispiellosen Anwachsen eingetretene Verminderung des Konsums eine Zeit lang anhalten oder gar mit Nachdruck zunehmen sollte, für eine nicht ferne Zukunft Aufgaben von solchem Belang, daß an ihrer Durchführung sogar die Betriebsstätten anderer Nationen teilnehmen könnten: Das transpazifische Kabel, das das Festland der Union über Honolulu mit China und den Philippinen verknüpfen soll, ist im Werk. Die panamerikanische Eisenbahngesellschaft, die einen Schienenweg von New York nach Buenos Ayres legen will, ist begründet. Das Marineamt in Washington hat 100 Millionen Dollars, teilweise zum Bau von Turbinen-Spähschiffen, verlangt. Der Isthmus-Kanal wird auf der einen oder anderen Trace in Angriff genommen werden. Amerikanische Regsamkeit kann auf die Ausgestaltung amerikanischer Verhältnisse gerichtet bleiben und darin auf absehbare Zeit hinaus volles Genüge finden.“

Freilich darf man auch nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, die großen Fortschritte der wirtschaftlichen Entwicklung drüben zu übersehen, bei der Schilderung der amerikanischen Ver-

Preussische Jahrbücher. Bd. CXX. Heft 1.

hältnisse nur grau in grau zu malen, den Schwindel als das Kennzeichen und den Grundton amerikanischen Wesens hinzustellen. Das ist eine Verkennung der Wahrheit. Wie oft haben wir auch gehört, daß in Amerika der „Krach“ vor der Tür stehe, daß sich ein Zusammenbruch des scheinbar so stolzen wirtschaftlichen Gebäudes vorbereite, daß drüben alles krank und faul sei und die Auflösung über Nacht kommen müsse. Selbstverständlich ist das amerikanische Wirtschaftsleben so wenig wie das unsere gegen Erschütterungen gefeit. Es kommen Rückschläge mehr oder minder empfindlicher Art vor. Aber jene Unheilsspropheten haben sich noch immer als falsche Propheten erwiesen; noch immer haben die unerschöpflichen natürlichen Hilfsquellen dem Handel und der Produktion Amerikas mit erstaunlicher Schnelligkeit über jede Krise hinweggeholfen. Erst jüngst wieder hatte man einen nahen Niedergang Amerikas verkündigt, und schon darf als sehr wahrscheinlich gelten, daß das begonnene Jahr insbesondere bei weisem Maßhalten der Börse ein neues kommerzielles Blütejahr Amerikas sein wird. Die Monatsstatistiken über Roheisen, meldete vor kurzem der Iron Age, bekunden gegenwärtig einen außergewöhnlichen Verbrauch. Schon im Dezember des Vorjahrs betrug die Erzeugung von Anthrazitkokseseisen allein über 1 600 000 t, und die Stahlgesellschaften produzierten während des gleichen Zeitraums 1 019 841 t Roheisen. Auch das definitive Ergebnis der letzten Ernte, das während der Niederschrift dieser Zeilen amtlich bekannt gegeben worden ist, bietet den Getreideverfrachtenden Bahnen die günstigsten Ausichten. Ebenso hat die Industrie für ihre Werke bereits so viele Aufträge gebucht, daß eine gewinnbringende Tätigkeit auf lange hinaus gesichert erscheint. Weitere Fortschritte sind also überall, nicht zuletzt in der allgemeinen Unternehmungsfreudigkeit, zu erwarten.

Sind aber im Uebrigen die Vereinigten Staaten von Amerika wirtschaftlich stark — wir sind es auch und brauchen uns vor einem kräftigen Mitbewerber nicht zu fürchten. Amerika ist unser guter Kunde — nur sein Rückgang, der seine Kaufkraft minderte, nicht sein Fortschritt, der seine Kaufkraft hebt, dürfte uns mit Besorgnis erfüllen. Hat man je gehört, daß ein Kaufmann über die wachsende Bonität seines Abnehmers klagte? Und genau so sieht man in Amerika unsern wirtschaftlichen Aufschwung mit neidloser Befriedigung an, weil wir die guten Kunden Amerikas sind.

Nur eine wirkliche „amerikanische Gefahr“ gibt es. Sie

besteht darin, daß, sei es zur Erreichung von Sonderzwecken, sei es aus völliger Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse heraus, die angebliche Schwäche der deutschen Arbeit und die vermeintliche Unüberwindlichkeit der Amerikaner so lange im Kassandraton gepredigt wird, bis der ohnehin fremden Erzeugnissen mehr als wünschenswert zugetane deutsche Konsument die feste Meinung gewinnt, daß das fremdländische Produkt dem heimischen unbedingt überlegen ist, und bis der deutsche Produzent schließlich seine beste Waffe im wirtschaftlichen Wettkampf verlieren muß: den Glauben an die eigene Stärke und an die eigene Leistungsfähigkeit. Gegenüber all der Schwarzmalerei aus dem eigenen Lager erachte ich es für nötig, immer wieder hervorzuheben, wie günstig bei uns die von den deutschen Verkündern der „amerikanischen Gefahr“ so ungünstig beurteilten ursprünglichen allgemeinen Voraussetzungen für den wirtschaftlichen Kampf auf dem Weltmarkt sind. Ich schrieb in dieser Beziehung wörtlich:

„Langsam, stetig und zielbewußt, niemals sprunghaft, zuweilen intermittierend — wenn auch wir uns einmal übernommen hatten —, haben wir uns aus Kleinem heraus fortentwickelt, ohne daß ein krasser Hochschutzzolltarif das plötzliche Wachstum der Kombinationen und der Industrien gefördert hat, allerdings ohne den gleichen Reichtum an Bodenschätzen, den ‚das Land der unbegrenzten Möglichkeiten‘ in sich schließt. Auch hat gerade infolge der Stetigkeit dieser Entwicklung sich bei uns ein breiter und kräftiger Mittelstand gebildet, der unserm Wirtschaftsleben eine festere Stütze bietet als übergroße Kapitalmacht in wenigen Händen.“

So mancher erblickt eine amerikanische Gefahr überall und unter allen Umständen. Hat Amerika so reiche Ernten, daß wir die unbedingt für uns nötigen Rohstoffe preiswert beziehen können, so werden wir Amerika verschuldet — Gefahr! Sind die Ernten drüben knapp, so daß die Preise steigen, so werden uns durch amerikanische Machenschaften Rohstoffe und Lebensmittel künstlich ferngehalten oder verteuert — Gefahr! Blüht Amerikas Industrie, so droht Amerika uns zu verschlingen — Gefahr! Ist Amerikas eigener Bedarf an industriellen Erzeugnissen so groß, daß wir sie ihm zu einem erheblichen Teil liefern müssen, so wächst der Riese noch weiter — Gefahr! Bleiben die amerikanischen Bestellungen aus, so leiden wir Not — Gefahr! Sogar die eine Zeitlang befürchtete, durch gesteigerten eigenen Verbrauch eintretende Verringerung der Abgabefähigkeit Amerikas an Baumwolle ist Anlaß

zu einem Warnruf geworden und zu einer allerdings an sich durchaus gerechtfertigten Aufforderung an die Regierung wie an die Interessentenkreise, für ausgedehnte Baumwollenanpflanzungen in Argentinien und in unsern Kolonien zu sorgen. Das alles sind Widersprüche in sich und maßlose Uebertreibungen. Im kommerziellen und industriellen Leben gibt es ein ewiges auf und ab. Hierbei soll der Kaufmann fürsorglich sein und vorsichtig — aber nicht furchtsam. Wessen Nerven Schwankungen nicht vertragen können, der muß sich einem ruhigeren Gewerbe widmen. Wir haben Landsleute, die an Kleinheitswahn leiden, ganz im Gegensatz zu manchen Amerikanern, die sich im Größenwahn gefallen, zum mindesten sich durch große Worte zu berauschen lieben. Auch beamtete Personen in hervorragender Stellung sind drüben von solcher Neigung nicht immer frei. Der Bericht, den der Ackerbau-Sekretär im Dezember 1904 dem Kongreß in Washington vorgelegt hat, bewertet die amerikanischen Farnprodukte im Fiskalsjahr 1904 auf nahezu fünf Milliarden Dollars und nennt diesen Betrag unthinkable aggregates, „dem menschlichen Begriffsvermögen sich entziehend“ und nur dadurch der Vorstellung näher zu rücken, daß man sich vergegenwärtigt, „die Erzeugnisse amerikanischen Bodens in einem einzigen Jahr machten den sechsfachen Betrag des Grundkapitals aller amerikanischen Banken aus“. Deutsche Zeitungen haben das ohne Kommentar nachgedruckt. Hätten Sie sich die Mühe gegeben, die entsprechenden deutschen Zahlen nachzusehen, so würden sie von den unthinkable aggregates nicht erschreckt worden sein. Im Jahr 1902 — spätere Vergleichszahlen, die übrigens das Bild kaum ändern würden, liegen mir nicht vor — bewertete sich nach einer Darlegung des Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Traugott Müller die deutsche Ernte an Brotgetreide, Braugerste, Kartoffeln zu menschlicher Nahrung, Handelsgewächsen, Garten- und Obstbau-Erzeugnissen auf 2421 Millionen Mark, die Erzeugung an Pferden, Rindfleisch, Schweinefleisch, Hammelfleisch, Geflügel auf 2678 Millionen Mark, belief sich der Wert der Wollerei-Erzeugnisse auf 1625 Millionen Mark, der Wert der Erzeugnisse an Wolle, Zucker, Spiritus, Stärke, Wein und Holz auf 1288 Millionen Mark. Das gibt einen Gesamtwert von über 8 Milliarden Mark. Andere Schätzungen, die Geheimrat Dr. Müller auch anführt, beziffern den Gesamtwert auf 9 Milliarden. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben mehr denn siebenmal die Ausdehnung Deutschlands. Die amerikanische landwirt-

schaftliche Produktion hat aber zu der deutschen nicht annähernd dieses Ueberlegenheitsverhältnis. Ein weiterer Faktor der vermeintlichen amerikanischen Ueberlegenheit — die Geringfügigkeit der Ausgaben für militärische Zwecke —, schon früher überschätzt, ist gegenwärtig vollends im Schwinden begriffen. Die Ausrüstung einer großen Kriegsflotte bringt mit ihren gewaltigen einmaligen und dauernden Ausgaben neben den anhaltenden Pensionszahlungen die amerikanische und die deutsche Budgetbelastung für militärische Zwecke ins Gleichgewicht. Die regelmäßigen Marineausgaben der Union überstiegen nach einer jüngst veröffentlichten englischen Statistik seither schon die deutschen um fast zwei Drittel und werden bei dem allgemeinen Drängen der Amerikaner nach einer raschen Verstärkung der Kriegsflotten bald das Doppelte und Vielfache unseres Marinebudgets ausmachen.

Allerdings ist die amerikanische Gesamt-Einfuhr nach Deutschland, wenn sie auch seit einigen Jahren Schwankungen aufweist, doch im Durchschnitt des letzten Jahrzehnts außerordentlich gewachsen. Aber dies war nur möglich infolge der erhöhten Aufnahmefähigkeit unseres Vaterlandes für solche Rohstoffe und Agrar-Erzeugnisse, die Deutschland entweder gar nicht oder nicht in ausreichendem Maß zu erzeugen vermag. Darin liegt ein Beweis für unsere wirtschaftliche Stärke und Amerika gegenüber ein Moment, das sehr bedeutsam für die Beurteilung der „amerikanischen Gefahr“ ist.

Ich weiß recht gut, daß aus statistischen Zahlen nur mit großer Vorsicht Schlüsse zu ziehen sind, weil man in den seltensten Fällen alle Faktoren, deren Summe jene Zahlen sind, zugleich überblicken kann, und weil jeder einzelne Faktor wieder das Ergebnis einer ganzen Reihe von Sonderursachen ist. Doch selbst die weitestgehende Vorsicht wird nicht davor zurückschrecken, aus einem vieljährigen Ueberblick über die Entwicklung des Umfangs der wirtschaftlichen Beziehungen ein Gesamtbild der wirtschaftlichen Lage herzuleiten

Deutschlands Gesamt e i n f u h r im Spezialhandel betrug

im Jahr	1897	40 161 313 t	im Wert von	4681 Mill. Mark
"	1898	42 728 744 t	" "	5081 " "
"	1899	44 651 256 t	" "	5483 " "
"	1900	45 910 595 t	" "	5766 " "
"	1901	44 303 298 t	" "	5421 " "
"	1902	43 334 454 t	" "	5631 " "
"	1903	47 032 584 t	" "	6003 " "
"	1904	48 885 403 t	" "	6291 " "

(Für 1904 sind in dieser und den beiden folgenden Tabellen nur die seither bekannt gewordenen vorläufigen Zahlen eingesetzt.)

Deutschlands Gesamt a u s f u h r im Spezialhandel betrug

im Jahr 1897	28 019 490 t	im Wert von 3635 Mill. Mark
" 1898	30 092 817 t	" " " 3757 " "
" 1899	30 402 863 t	" " " 4207 " "
" 1900	32 681 384 t	" " " 4611 " "
" 1901	32 362 208 t	" " " 4431 " "
" 1902	35 029 122 t	" " " 4678 " "
" 1903	38 280 461 t	" " " 5015 " "
" 1904	38 853 693 t	" " " 5172 " "

Ich füge hinzu, daß hierbei die Einfuhr und Ausfuhr von Edelmetallen ausgeschaltet sind, weil der in ihnen statistisch zutage tretende Außenhandel eine völlig andere Bedeutung hat, als der internationale Warenaustausch, und ferner weil ihr durch besondere Umstände bedingtes größeres Schwanken den Durchschnittswert der Einfuhr- und Ausfuhrtonne der übrigen Produkte und Fabrikate verschieben würde. Die Durchschnittswerte der Einfuhr- und Ausfuhrtonnen waren, unter Ausschluß der Edelmetalle, die folgenden:

im Jahr	Durchschnittswert der Einfuhrtonne	Durchschnittswert der Ausfuhrtonne
1897	116,5 Mark	129,8 Mark
" 1898	118,9 "	124,8 "
" 1899	122,8 "	138,4 "
" 1900	125,6 "	141,1 "
" 1901	122,4 "	137,0 "
" 1902	129,9 "	133,5 "
" 1903	127,6 "	131,0 "
" 1904	129,1 "	133,1 "

Diese Zahlen können im Einzelnen für die letzten beiden Jahre noch eine kleine Korrektur erfahren, können hier oder da durch besondere Ursachen vorübergehender Art bestimmt sein — es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands nach obigen Daten einen hippokratrischen Zug nicht zeigt. In dem Zeitraum von 1897 bis 1904 hat die Gesamteinfuhr Deutschlands um 21,7 % an Menge, um 34,4 % an Wert, die Gesamtausfuhr Deutschlands um 38,6 % an Menge, um 42,3 % an Wert zugenommen. Das ist eine geradezu paradigmatisch gute Entwicklung.

Der Vollständigkeit wegen mag noch angefügt werden, mit welchen Mengen und Werten die Vereinigten Staaten von Amerika an Deutschlands Gesamt-Einfuhr und -Ausfuhr in denselben Jahren (wiederum mit Ausschluß des Verkehrs in Edelmetallen) beteiligt gewesen sind.

Aus den Vereinigten Staaten von Amerika wurden nach Deutschland eingeführt

im Jahr	1897	3 879 054 t	im Wert von	652 Mill. Mark
"	1898	4 891 823 t	" " "	876 " "
"	1899	4 966 425 t	" " "	894 " "
"	1900	4 365 214 t	" " "	1004 " "
"	1901	4 750 079 t	" " "	986 " "
"	1902	3 706 199 t	" " "	893 " "
"	1903	3 750 213 t	" " "	985 " "

Nach den Vereinigten Staaten von Amerika wurden aus Deutschland ausgeführt

im Jahr	1897	1 013 434 t	im Wert von	397 Mill. Mark
"	1898	888 141 t	" " "	333 " "
"	1899	880 958 t	" " "	377 " "
"	1900	1 130 053 t	" " "	440 " "
"	1901	892 394 t	" " "	385 " "
"	1902	1 321 323 t	" " "	449 " "
"	1903	1 258 830 t	" " "	469 " "

Für 1904 liegen noch keine Wertziffern vor. Der Menge nach haben sowohl die amerikanische Einfuhr nach Deutschland, als auch der deutsche Export nach Amerika abgenommen — jene in der Hauptsache, weil infolge der beiderseitigen Ernteverhältnisse der Verkehr in Getreide stark zurückging, dieser vornehmlich wegen des beinahe völligen Aufhörens der deutschen Ausfuhr in Eisen und Eisenfabrikaten, das wiederum aus der Verbesserung der Konjunktur in Deutschland resultierte.

Auch hier ist ein Vergleich der durchschnittlichen Tonnenwerte bei Einfuhr und Ausfuhr beachtenswert und belehrend:

Im Jahr	1897	} war der Wert der Einfuhr- tonne aus den Vereinigten Staaten von Amerika nach Deutschland	168,1 Mark
"	1898		179,1 "
"	1899		180,0 "
"	1900		230,0 "
"	1901		207,6 "
"	1902		241,0 "
"	1903		249,3 "
Im Jahr	1897	} war der Wert der Ausfuhr- tonne aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten	391,9 Mark
"	1898		375,0 "
"	1899		427,9 "
"	1900		389,4 "
"	1901		431,6 "
"	1902		339,9 "
"	1903		372,5 "

Die Vergleichsziffern zwischen unserer Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Amerika und unserer Einfuhr von dort sind übrigenſ nicht gleichwertig. Die amerikaniſche Geſetzgebung fordert, was bei uns nicht der Fall iſt, die Angabe des Verkaufſwerts bei der Verzollung, während bei unserer Einfuhr der Einkaufspreis in Rechnung erſcheint. Das bedingt eine Verſchiebung, die manchmal nicht ganz unweſentlich iſt; auf der andern Seite kommen die aus den Ozeanfrachten reſultierenden Gewinne für Export wie für Import zu mehr als 90 Proz. dem deutſchen Nationalwohlſtand zu gute.

Der Laie ſteht, trotz aller Belehrungen noch immer leicht unter dem Bann der Vorſtellung, daß bei einer ſtarken Ungleichheit der Ausfuhr und Einfuhr zwischen zwei Ländern der Vorteil unter allen Umſtänden auf Seiten des Landes mit der größeren Ausfuhr liege. Den Irrtum dieſer Auffaſſung zu bekämpfen, kann hier nicht meine Aufgabe ſein. Ich muß mich begnügen, daran zu erinnern, daß die nationalökonomiſche Wiſſenſchaft ſchon lange gelehrt hat, die Handelsbilanzen richtiger zu bewerten. Nur des einleuchtenden und ſinnfälligen Beiſpiels halber will ich erwähnen, daß in den ſieben Jahren von 1897 bis 1903 Deutſchland aus Argentinien 4,9 Millionen Tonnen Waren im Wert von 1357 Millionen Mark bezogen und nur eine halbe Million Tonnen im Wert von 369 Millionen Mark an Argentinien geliefert hat. Die Ueberlegenheit der Einfuhr aus Argentinien bewertet ſich alſo auf faſt eine Milliarde. Aus Chile haben wir in dem gleichen Zeitraum an $3\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Ware im Wert von 657 Millionen eingeführt, nach Chile nur 359 000 Tonnen Ware im Wert von 225 Millionen Mark ausgeführt. Es iſt noch keinem eingefallen, zu ſagen, daß wir Argentinien um eine Milliarde, Chile um 432 Millionen Mark bereichert hätten. Uns haben wir bereichert, wir haben an der Einfuhr wie an der Ausfuhr verdient. Unſere Einfuhr aus Amerika mit Ausſchluß der Vereinigten Staaten hat in dem in Rede ſtehenden Zeitraum $11\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen im Wert von 3716 Millionen Mark, unſere Ausfuhr dorthin $3\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen im Wert von 1670 Millionen Mark betragen. Haben wir deſwegen etwa zwei Milliarden an Amerika mit Ausſchluß der Union abgegeben? Wir haben im Gegenteile an der überwiegenden Einfuhr, ſoweit ſie ſich nicht als Kompensation für Zinszahlungen darſtellte, verdient, denn wir haben entweder die eingeführten Produkte durch

unsere Veredlungsarbeit im Wert vermehrt, oder wir haben die eingeführten Erzeugnisse — Korn usw. — verzehrt und den Boden, den wir sonst — zum Körnerbau, zu Weide usw. — hätten verwenden müssen, anderweit besser und ersprieglischer genützt.

Bei einem Vergleich des wirtschaftlichen Tätigkeitsumfangs der Vereinigten Staaten und Deutschlands muß man auch, wie schon oben gestreift ist, das Verhältnis der Ausdehnung der beiden Landgebiete und sodann das ihrer Bevölkerungszahl in Betracht ziehen. Das ist nicht auf eine einfache Formel zu bringen; es wirken überdies Faktoren mit, die sich der ziffernmäßigen Darstellung entziehen. Immerhin wird es von Interesse und Bedeutung sein, die Relation zwischen Kopfszahl einerseits, Einfuhr und Ausfuhr andererseits nebeneinander zu stellen.

Im Deutschen Reich betrug auf den Kopf der Bevölkerung:

im Jahr 1897 die Einfuhr	88,3	Mark,	die Ausfuhr	68,6	Mark
" " 1898 " "	95,5	" "	" "	70,9	" "
" " 1899 " "	101,5	" "	" "	77,9	" "
" " 1900 " "	106,8	" "	" "	85,8	" "
" " 1901 " "	98,6	" "	" "	80,6	" "
" " 1902 " "	102,4	" "	" "	85,1	" "
" " 1903 " "	107,2	" "	" "	89,6	" "
" " 1904 " "	112,4	" "	" "	92,4	" "

Im Jahr 1900 betrug die Ausfuhr der Vereinigten Staaten auf den Kopf der Bevölkerung 17,96 Dollar oder 76,33 Mark, die Einfuhr 10,88 Dollar oder 46,24 Mark, im Jahr 1903 die Ausfuhr 17,32 Dollar oder 73,61 Mark, die Einfuhr 12,54 Dollar oder 53,30 Mark. Der kopfanteilige Wert der Ausfuhr ist somit in den Vereinigten Staaten während der angegebenen dreijährigen Frist gesunken — um 2,72 Mark —, der der Einfuhr um 7,06 Mark gestiegen. In Deutschland aber steht der Erhöhung der Einfuhr-Kopfrate von 0,4 Mark eine Erhöhung der Ausfuhr-Kopfrate von 3,8 Mark gegenüber. In dem achtjährigen Zeitraum von 1897 bis 1904 ist die Kopfrate der deutschen Einfuhr um 27,3, die Kopfrate der deutschen Ausfuhr um 34,7 Proz. gestiegen.

Bei dieser Berechnung ist für 1900 eine Bevölkerungsziffer Amerikas von 76 Millionen, für 1903 von 80 Millionen zugrunde gelegt. Für Deutschland habe ich die Ergebnisse der amtlichen Zählungen von 1895 und 1900 (52 und 56 Millionen Einwohner) zugrunde gelegt und von Jahr zu Jahr in dem Zeitraum

1897—1904 eine Bevölkerungszunahme von 500 000 Seelen vorausgesetzt.

Als ein wichtiges Moment im Wettbewerb der beiden Nationen wird die stete Bereitschaft der amerikanischen Regierung bezeichnet, das Interesse der heimischen Industrie auf jeden Fall und ohne Rücksicht auf die übrigen Staaten zu fördern. Was aber soll denn die deutsche Regierung tun? Was kann sie tun? Sind etwa die Zölle im neuen autonomen und selbst im neuen Vertrags-Tarif noch nicht hoch genug? Welchen Zoll möchte man wohl noch höher schrauben? In dieser Richtung ist sicher das Mögliche geschehen, manchmal sogar mehr als gut. Und doch kann die Regierung manche Hilfe bringen, erst durch Abwehr- und dann durch positive Maßnahmen. Die Regierung kann den heimischen Gewerbesleiß fördern, indem sie energischer als bisher verhindern hilft, daß Handel und Industrie seitens der Mehrheit unserer gesetzgebenden Körperschaften drangsalirt, gehemmt, mit zweckwidrigen Steuern belastet und namentlich auf Schritt und Tritt bevormundet werden. Bureaufkratisches Wesen, bei uns aus der Ueberlieferung erwachsen und teilweise in ihr begründet, ist aber in Handel und Verkehr durchaus nicht am Platz und unter allen Umständen störend. Ein Eingriff in die natürliche Entwicklung zum Großbetrieb, wie er in der Warenhaussteuer — ein Eingriff in die Bewegungsfreiheit des Handels, wie er unter Antastung selbst des Grundgesetzes von Treue und Glauben in dem Börsengesetz unternommen und von der Regierung nach einigem Widerstreben schließlich geduldet worden ist, — eine steuerliche Erdrückung, wie man sie der Börse gegenüber in Szene gesetzt hat — die wären allerdings in Amerika unmöglich, und bei uns sollten sie auch unmöglich sein. Hier könnte sich der Staat verdient machen, indem er beseitigt, was irrige Voraussetzungen, Unkenntnis, Neid und Haß wetteifernd geschaffen haben. Daß auf der anderen Seite der Staat Handel und Industrie da im Stich ließe, wo es etwa gilt, Unbilligkeiten des Auslandes mit gleicher Münze heimzuzahlen, darum ist keine Not. Deutschland hat immer Wert darauf gelegt, Vertragstreue nicht bloß dem Buchstaben nach, sondern im loyalen Sinn zu üben. Doch das hat Gegenseitigkeit zur unentbehrlichen Voraussetzung; und wer diese Gegenseitigkeit vermissen läßt, darf sicher sein, daß er sie da findet, wo sie ihm nicht gefällt. Eben deshalb ist zu hoffen, daß sich auch in den Vereinigten Staaten die Ueberzeugung durchringen muß, man habe bei der Regelung der internationalen

wirtschaftlichen Beziehungen wohl überall das eigene wohlverstandene Interesse wahrzunehmen, zugleich aber auch das Interesse des andern Teils als berechtigt anzusehen und nicht als feindlich zu behandeln. Wenn früher Handelsverträge abgeschlossen wurden, war es eine beinahe selbstverständliche Frage: qui trompe-t-on ici? „wen betrügt man hier?“ Das muß nicht sein. Wie im privaten Leben, so kann auch im Verkehr der Staaten miteinander das aufrichtige Bekenntnis zu Treue und Glauben für alle Teile nur von Nutzen sein. Die Fertigkeit der Chitane, der groben wie der kleinlichen, ist leicht erlernt. Würdig ist sie unter keinen Umständen und förderlich, wenigstens auf die Dauer, auch nicht.

Ich habe empfohlen, man möchte unter diesen Voraussetzungen versuchen, mit den Vereinigten Staaten von Amerika zu langfristigen Tarifverträgen mit festen und gebundenen Zollsätzen zu kommen. Es ist selbstverständlich, daß das Reich diesen Versuch machen wird. Ganz abgesehen davon — was ja nur eine Doktorfrage ist —, ob die alten, etwa noch zwischen der Union und den deutschen Bundesstaaten bestehenden handelspolitischen Abmachungen besonders zu lösen sein würden, wird es einzig und allein darauf ankommen, den am 10. Juli 1900 geschlossenen, erstmalig eine Art Reziprozität darstellenden Vertrag mit der in diesem Vertrag festgesetzten Frist zur Kündigung zu bringen. Und vollständig zutreffend steht der „Mitteleuropäische Wirtschaftsverein“ zu Berlin auf dem Boden, daß bei der alsdann erfolgenden Neuregelung unserer handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten in erster Reihe ein auf der Grundlage der Reziprozität beruhender Tarifvertrag zu erstreben ist, nach welchem die gegenseitig gewährten Zollbegünstigungen annähernd gleichwertig sind. Die Erkenntnis für die Notwendigkeit dieser Umgestaltung durchdringt immer weitere Kreise auf beiden Seiten des Ozeans. So hat auch die American Chamber of Commerce in Berlin, die statutenmäßig nur zu einem Drittel aus Deutschen bestehen darf, jüngsthin dem Präsidenten Roosevelt das Ersuchen nahegelegt, eine schnelle Aktion zum Abschluß eines Gegenseitigkeitsvertrages mit Deutschland einzuleiten; vor allem wird ein Ersatz des derzeitigen Systems der Warentarifierung durch neue Gesetze und Bestimmungen gefordert. Staatssekretär Hay hat darauf mit diplomatischer Höflichkeit eröffnet: When existing conditions shall afford a prospect of its adoption und hat in einem zweiten Schreiben mit Bezugnahme auf die von der Kammer aufgestellte Forderung einer ge-

rechteren Regulierung des appraisement mit leiser Ironie die Beantwortung der Frage erheischt, inwiefern denn die amerikanischen Gesetze are faulty and unjust. Derartige retardierende Rundgebungen dürfen aber nicht abschrecken; neben der unschwer beizubringenden Beweisführung für die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes muß man, fortiter in re, suaviter in modo, unbedingt darauf Bedacht nehmen, für die Zukunft Sonne und Wind gleichmäßig zu verteilen. Auf diesem Gebiet ist bisher viel versäumt worden, und die Ziele einer nachholenden Arbeit sind klar vorgezeichnet. In deutschen parlamentarischen Kreisen ist man, soviel ich weiß, durchaus gewillt, eine sich in diesen Richtungen bewegende Wirtschaftspolitik kräftigst zu unterstützen.

Allerdings dürfen wir uns nicht der Täuschung hingeben, als ob man in der Union gesonnen wäre, die prohibitiven Schutzzölle abzuschaffen. Das wird in absehbarer Zeit kaum geschehen. Wenn selbst Präsident Roosevelt solche Absicht hätte — der Kongreß hat sie nicht, weder der Senat noch das Repräsentantenhaus in Washington. Die Tarifrevision, die von der republikanischen Partei versprochen worden ist, wird nur eine Dekorationsveränderung, keine Wesenswandlung bringen, sie wird am Schutz Zoll nicht rütteln. Es ist bezeichnend, daß der erste praktische Schritt auf dem Weg der Reform die Einführung eines neuen und zweifachen Schutzzolls sein soll: Dem Repräsentantenhaus in Washington ist wiederum, aber diesmal mit größerer Chance der Annahme, vorgeschlagen worden, den auf amerikanischen Werften gebauten amerikanischen Schiffen eine Jahressubvention von 5 Dollar für die Tonne zu gewähren, außerdem Postdienstsubventionen zu bewilligen, und endlich ausländische Schiffe mit einer Tonnagebesteuerung zu belasten. Die Vereinigten Staaten fühlen sich ganz wohl bei dem Prinzip, ihre Wirtschaftspolitik ausschließlich nach dem eigenen Interesse einzurichten. Sie werden aber auch volles Verständnis dafür haben, wenn andere Staaten den gleichen Grundsatz ihnen gegenüber befolgen.

Die Freihändler in Amerika sind gewiß sehr rührig, und ihre klugen, feinsinnigen Reden — ich erinnere nur an die Rede, die Herr Louis R. Ehrlich-New York im Juli 1904 in Boston vor der Freihandels-Liga gehalten hat — verdienen aufmerksame Beachtung. Praktische Bedeutung aber haben sie weder jetzt noch für absehbare Zeit, weder für Amerika noch für uns. Sie legen nur Zeugnis

dafür ab, daß auch eine dormalen aussichtslose Sache in Amerika selbstlose und geistvolle Vertreter findet.

Jedenfalls liegt es in unserem dringendsten Interesse, daß wir alle wirtschaftlichen Strömungen und alle wirtschaftlichen Ereignisse drüben mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen. Bisher ist es oft nur der Zufall gewesen, der dem Einzelnen bei uns die Kenntnis bedeutsamer ökonomischer Vorgänge in Amerika vermittelt hat. Keine deutsche Zeitung und keine deutsche Zeitschrift, soweit ich es habe nachprüfen können, hat beispielsweise davon Notiz genommen, daß durch eine im Sommer 1900 von dem Farmer James Buttler gemachte Entdeckung das Silberland Nevada allmählich zu einem Goldland werden wird; die veröffentlichten amtlichen Berichte enthalten nichts Ausführliches darüber, daß seit jener Zeit in bis dahin wüsten Bezirken Städte mit Tausenden von Einwohnern entstanden sind, daß in Tonopah Goldminen aufgeschlossen wurden, deren Reichthum märchenhaft wäre, auch wenn, trotz aller Beglaubigungen durch beamtete Geologen, von den mittlerweile in die Oeffentlichkeit gelangten Schilderungen ein sehr großer Abzug gemacht werden müßte. Solche Gleichgültigkeit gegenüber Entwicklungen von starker Tragweite sollte nicht andauern. Von den amerikanischen Interessenvertretungen wäre im umgekehrten Fall dergleichen kaum übersehen worden. Dies, obwohl die Vereinigten Staaten besondere Handelsattachés noch nicht haben, vielmehr deren erst eine größere Anzahl anstellen wollen, die in fremden Ländern die Lage des Handels studieren, mit dem Staats- und Handelsdepartement in Verbindung bleiben, die Konsulate inspizieren und Auskünfte sammeln sollen, auf Grund deren der amerikanische Handel mit dem Ausland gefördert und erweitert werden könnte. Allerdings sind die Konsuln der Union schon jetzt selbst Handelsattachés. Sie werden vielleicht sogar die besten Ratgeber des amerikanischen Gewerbesteißes bleiben, schon weil den neuen Attachés allzu große Bezirke zugeteilt sind. Was auf dem Gebiet der deutschen wirtschaftlichen Interessenvertretung im Ausland positiv zu Nutz und Frommen von Handel und Industrie geschehen könnte und sollte, wie bei aller Anerkennung mancher Fortschritte die ganze Gesticion zu dem Zweck immer mehr auf eine gewissermaßen kaufmännische Grundlage gestellt werden müßte, das mag der, den es interessiert, in meinem Buch nachlesen. Bis ins Einzelne habe

ich dargetan, wie alsdann die so gewonnenen Fingerzeige und Belehrungen für die heimische Industrie praktisch nutzbar zu machen wären. Hierbei betone ich immer wieder, daß das alles seinen vollen Wert erst dann erhalten wird, wenn im Sinn der wirtschaftlichen Weltpolitik unseres Kaisers der freien Entfaltung ökonomisch gesunder Kräfte nirgends hemmender oder bevormundender Zwang angelegt wird, wenn, wie in den Vereinigten Staaten, das Neue nicht mit Mißtrauen betrachtet wird, bloß weil es neu und ohne „Vorgang“ ist, wenn man bei der Behandlung auch kommerzieller Angelegenheiten — um in der Sprache der Beamten-Bureaucratie zu reden — nicht immer nach „Similia“ sucht. Die Idee des Austauschbes von Vorlesungen amerikanischer Gelehrten in Deutschland und deutscher Gelehrten in Amerika, wie sie der Kaiser jüngsthin in Anregung gebracht hat, könnte in einer sinngemäßen Uebertragung auf das geschäftliche und technisch-industrielle Gebiet überaus fruchtbar werden. Die von dem früheren französischen Minister Yves Guhot in Paris geplante Zentralstelle für den Handel der Vereinigten Staaten in Europa sollte Anlaß zu analogen deutschen Einrichtungen in New York und anderen amerikanischen Handelsstädten bieten. Ist das Guhotsche Unternehmen gut für den amerikanischen Absatz in Europa, so würde eine gleiche Veranstaltung gut sein für den deutschen Absatz in Amerika. Ich habe auf die Natsamkeit solcher Veranstaltungen, namentlich unter Hinweis auf die Förderung des Absatzes deutscher Kunstwerke nach Amerika, schon vor Jahren nachdrücklichst aufmerksam gemacht. Mit besonderer Befriedigung wird man übrigens bei uns vernommen haben, daß bedeutende Teile der Deutschen Kunstgewerblichen Ausstellung in St. Louis zur Errichtung eines museumartigen Aufbaus von einem der vornehmsten New Yorker Warenhäuser, von John Wanamaker, erworben sind. Diese und andere glänzenden Verkäufe haben, wie ich beiläufig bemerken will, gezeigt, wie sehr das Vertrauen auf die Wirkung der sogenannten neueren Kunst in Amerika, von dem der Reichskommissar mit trefflicherem Blicke ausgegangen war, sich als begründet erwiesen hat.

Von befreundeter Seite ist mir gelegentlich einer Erörterung über das wirtschaftliche Stärkeverhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten eine in ihrem Aufbau besonders bemerkenswerte Anregung gegeben worden: die Statistik der wirtschaftlichen Erfahrungen auf eine andere Grundlage zu stellen, eine

„Vergleichsstatistik über die Konzentration nationaler Nutzkräfte“ zu schaffen. Es müßte zunächst eine Einheit für die Bemessung ökonomischer Nutzleistungen festgestellt werden. Kapital, Anlagewerte, Betriebs- und mechanische Hilfsmittel, Arbeitslöhne, Arbeitsmöglichkeit, Herstellungswerte, Weltmarktpreise sind oder werden Konstanten. Die Regie-Zuschläge für die Herstellung der Werte (Produktion) und für ihre Verteilung (Kauf und Verkauf) sind die Faktoren nationaler Leistungsfähigkeit, sie sind veränderlich und bedeuten Gewinn oder Verlust. Aus Geschäftsberichten ähnlicher Werke in den beiden Ländern, aus der Zahl der Arbeiter, der Lohnsummen, aus den Fabrikatwerten (Rohmaterial, Halbfabrikat und Verkaufspreisen) und aus den besonderen und allgemeinen Unkosten für die Herstellung ließe sich ermitteln, welche Nutzleistung auf den Kopf, auf die Jahresleistung eines Arbeiters, auf Fabrikatsumme und Zuschläge in jedem Land zu rechnen wäre. Nicht bloß die Produktion an sich, sondern auch die Intensität der Produktion müßte ermittelt und in Zahlen festgehalten werden. Die Zahlen für den Aufwand von Nutzkraft und das Ergebnis an Netto-Nutzleistung blieben interessant und lehrreich, auch wenn sich erwiese, daß ein Wert der Produktion, der Verwaltungskünste und der Schulmeisterei an den nationalen Erwerbsfähigkeiten direkt gar nicht meßbar und darum in einen wirtschaftspolitischen Vergleich gar nicht zu stellen wäre. Selbst dann würde die Statistik über die Rentabilitätsverhältnisse großer gleichartiger Betriebe unter dem Einfluß der verschiedenen Wirtschaftspolitik der einzelnen Länder von Bedeutung sein und manche Irrtümer in populären Auffassungen beseitigen. — Ich gebe diese Anregung weiter in der Absicht, das Reichsamt des Innern möge erwägen, ob und inwieweit das, was über die Aus- und Umgestaltung des Wertbegriffes von Wissenschaft und Praxis vorgeschlagen ist, in der deutschen Handels- und Gewerbe-Statistik erhöhten Ausdruck finden kann. Der amtlichen Stelle steht das Material, ihr stehen die ausgezeichneten geschulten Kräfte zur Verfügung. Das Reichsamt des Innern wäre vorzüglich geeignet, der Statistik die hier in Umrissen gezeichnete neue Unterlage zu geben und schwankenden Wirtschaftsauffassungen die unerbittliche Wahrheit realer Größenmessung gegenüberzustellen.

Natürlich dürfen sich Handel und Industrie in Deutschland nicht einzig auf Regierungsmaßnahmen verlassen, sondern müssen in erster Linie selbsttätig bemüht sein, aus fremden, nicht zuletzt amerikanischen Einrichtungen das für sich zu lernen, was dort

Vorbildliches geleistet wird. Nicht um slavische Nachahmung handelt es sich dabei, sondern um verständige Anpassung an unsere Verhältnisse. Tatsächlich haben auf diesem Gebiet die letzten Jahre erhebliche Fortschritte gezeitigt. Die Organisation der Syndikate und Kartelle hat sich bei uns fast für alle Produktionsgebiete des industriellen Lebens immer mehr verdichtet; vielfach sind, wie in der Eisenindustrie durch das internationale Schienenkartell und das internationale Röhrenkartell, sogar konzentrierte Verständigungen geschaffen oder eingeleitet; zu einer Vereinbarung über die Halbfabrikate ist die Anregung gegeben; auf finanziellem Gebiet haben sich Banken und Bankengruppen zu Interessengemeinschaften zusammengeschlossen. Die Form der amerikanischen Trusts, die das ganze Fabrikationswesen eines Zweiges und seiner Hilfsmittel umfaßt, war in jüngster Zeit in Schlesien die *causa movens* für die Vereinigung von zwei mächtigen Industrie-Gesellschaften. Auf diesem Weg muß — ohne Prinzipienreiterei und unter Erhaltung des auf vielen Gebieten in seiner Eigenart und Spezialisierung bei uns gar nicht entbehrlichen kleinen und mittleren Gewerbes, dem die Hilfskräfte moderner technischer Errungenschaften soweit als irgend möglich zuzuführen sind — fortgeschritten werden zu dem von mir in Wort und Schrift als erforderlich bezeichneten Ziel: Uebersichtliche Führung gleichartiger oder verwandter Großbetriebe für gemeinsame Rechnung, Anwendung und vollste Ausnützung der besten Spezial-Maschinen, sparsamste Produktions- und Fabrikationsmethoden, Ausschaltung der minder geeigneten Produktions- und Fabrikationsstellen, bei richtiger und zweckentsprechender Beschäftigung und Individualisierung der arbeitenden Werke und zugleich tunlichster Sicherung der Rohprodukte. Und das alles solide und durchsichtig finanziert, mit ausreichenden Betriebsmitteln — unter gleichzeitiger sorgsamster Erwägung, inwieweit eine vermehrte Zufriedenheit der Arbeiterschaften herbeigeführt werden könnte. Daß es möglich sein würde, durch derart ausgeweitete und verdichtete Organisationen die Kraft unseres Wettbewerbes zu erhöhen, unterliegt keinem Zweifel mehr, hat sich tatsächlich erwiesen. Entwickelt sich unsere gewerbliche Betätigung in solcher Richtung weiter, so ist Amerikas Wettbewerb genⁱ; nicht zu fürchten. Wohl aber haben wir ihn zu respektieren, indem wir alle Kraft einsetzen, ihn gut zu bestehen. Neben der für die Vereinigten Staaten eigentümlichen, uns jedoch keineswegs fremden Methode der Massenproduktion müssen wir die uns auszeichnende Kunst, uns den Wünschen und Bedürfnissen der

Konsumenten in allen Ländern anzupassen, zu immer stärkerer Entfaltung bringen. Uns indeß zu bangen und uns ängstlich zu verfrischen und das Schlagwort der „amerikanischen Gefahr“ in alle Welt hinauszuposaunen, das halte ich für einen Mangel an nationaler Selbstbewertung, das halte ich für verderbendrohend. Mit hoher Genugtuung kann Deutschland auf die Erfolge blicken, die es auf der St. Louiser Weltausstellung errungen hat, obwohl dort nur ein kleiner Teil seines industriellen und künstlerischen Könnens zur Anschauung gebracht war. Der tiefe Eindruck, den die deutsche Abteilung überall in den Vereinigten Staaten hervorgerufen hat, wird von Freund und Feind gleichmäßig zugestanden. Achtunggebietend und stolz sind unsere Leistungen gewesen; aufrecht und stolz muß unsere Haltung in dem friedlichen Wettstreit der Völker bleiben.

Im Februar 1905.

Die Behandlung der französischen Kriegsgefangenen von 1870.

Nach unveröffentlichten Dokumenten.

Von

Emil Daniels.

Erlebnisse eines Franzosen als Kriegsgefangener in Deutschland 1870/71. Aus dem Französischen des Mr. Habert de Ginetet, ins Deutsche übertragen von Otto Köhler. Zweite Auflage. Naumburg a. E. M. Köhler's Verlag. 1904.

Habert de Ginetet. Souvenirs d'un prisonnier de guerre en Allemagne. Paris. Ernest Flammarion.

Das Buch von Habert de Ginetet ist in ganz Frankreich in unzähligen Exemplaren verbreitet und erlebt immer noch neue Auflagen. So belehrt uns Otto Köhler in der Vorrede zu der zweiten Auflage seiner dankenswerten Uebersetzung. Die Tendenz des Verfassers geht auf die Anstachelung der Revanchegefühle in Frankreich. Indessen damit wird die Wirkung der vorzüglich geschriebenen Schmähschrift wohl leider nicht erschöpft sein. Ranke spricht in der „Englischen Geschichte“, das Verhältnis zwischen Ludwig XIV. von Frankreich und Jakob II. von England auseinandersetzend, von: „der Verbindung der beiden großen westlichen Mächte, welche Europa noch immer beherrscht hat, so oft sie zu Stande gekommen ist.“ Heute steht der Weltteil wiederum vor der vollendeten Tatsache zwar nicht einer Verbindung, wohl aber einer starken Annäherung zwischen den Westmächten. Das „Cément“ zwischen ihnen, um noch einmal einen Ausdruck aus Rantes Englischer Geschichte zu gebrauchen, bildet der Haß der Engländer wie der Franzosen gegen Deutschland. Dieses Gefühl in Westeuropa zu nähren und es der ganzen übrigen der französischen Literatur zugänglichen Welt mitzuteilen, ist selten ein bedenkenfreierer, niemals ein geschickterer Schriftsteller aufgetreten als Habert de Ginetet.

Er trat, wie er erzählt, nach dem Ausbruch des Krieges mit Deutschland als Freiwilliger ein und wurde bei Metz mitgefangen. In der Ebene von Courcelles, wo die der Großmut der Teutonen anheimgefallenen Truppen Bazaines bei unaufhörlichem Regen, ohne Tornister, Decken und größtenteils ohne Zelte, vor Fieber und Hunger zitternd, kampieren mußten, machte Habert de Gineftet drei der schrecklichsten Tage seines Lebens durch. Während die Franzosen im Not verkamen, konnten sie rings um ihr Lager die preukßischen Posten beobachten, wie sie, geborgen unter den den Franzosen gehörenden Zelten, mit trockenem Holze Feuer machten und unter Gesang sich gütlich taten. Erst am zweiten Tage dieser Qual, von den Siegern Gegnern aufgelegt, die sechs Wochen lang tapfer und fast immer mit Glück gefochten hatten, und deren Hände und Füße nur durch einen ungeheuerlichen Verrat zu fesseln gewesen waren, erhielten die Franzosen Lebensmittel. Sie waren aber viel zu schwer verdaulich, und nachher kam der schreckliche Augenblick der Abführung nach Deutschland, die in Waggonen dritter und vierter Klasse, in Gepäck- und Viehwagen vor sich ging, begleitet von dem schauerlichen Ton der abscheulichen preukßischen Trompeten, den förmlich herausgehackten Kehllauten des verwünschten Klauerwälsch.

Zunächst ging die Reise nach Frankfurt am Main, wo die Gefangenen vierzehn Tage blieben und sich ganz und gar nicht zu beklagen hatten, denn das Volk der Teutonen ist zwar falsch, aber die Frankfurter empfanden als Annektierte mit den Franzosen ein ehrliches Mitgefühl. Von Frankfurt wurde Habert de Gineftet mit vielen anderen Gefangenen nach Stettin transportiert. Auf den Stationen unterwegs gab es oft einen mehrstündigen Aufenthalt, weil ein Offizier mit aufgeblasenem Aussehen erschien, um die Gefangenen zu inspizieren. Warm eingehüllt in ihre großen Mäntel, die Hände in Pelzhandschuhen geborgen, stolzierten jene Offiziere wie radschlagende Truthähne umher, nahmen eine gering-schätzig, verächtliche Miene an und schleppten ihren ver-teufelt großen Säbel hinter sich her, in den sie sich mitunter verwickelten, wenn sie die Tritts-tufen der Waggonen bestiegen oder verließen. Welchen Reiz mögen sie wohl darin finden, die Säbel nachschleppen zu lassen, sodaß sie auf dem Pflaster ein unausstehliches Geräusch wie alter Eisenkram verursachen? Wollen sie sich ein furcht-erweckendes Aussehen geben? Wollen sie vor den Frauen den Stutzer spielen? Wollen sie die Zivilisten verspotten?

Beim ersten Blick erkannten die in Stettin angekommenen Franzosen, daß die Bevölkerung in einer höchst feindseligen Stimmung ihnen gegenüber war. Man hörte Worte an sein Ohr tönen, deren beleidigenden Sinn man instinktmäßig begriff. Die Stettiner Gassenjungen sammelten sich an — Weiß Gott! es ist eine schöne Gesellschaft dieser deutsche Nachwuchs — und überschütteten die Gefangenen mit Injurien und Schneebällen. Die Männer grinsten und rauchten ihre langen Pfeifen. Im Fort Wilhelm wurden die Gefangenen in gemauerten Baracken untergebracht, wo von Ungeziefer starrende Strohfäcke die Lagerstätten bildeten. Was die Nahrung betrifft, so war sie abscheulich, unzureichend und sehr grob. Von Fleisch war nie die Rede während der ganzen achtmonatlichen Gefangenschaft und trotz strengster Winterkälte. Es gab eine Art mit Wasser gekochten Mehlbreis, Kleister, wie man ihn zum Tapezieren der Wände gebraucht. Diese scheußliche schwarze Brühe war zweifellos von verdorbenem oder auf Speichern zusammengekehrten Mehl bereitet. Hin und wieder zeigte sie sich von Fettagungen durchdrungen, der Fettkörper, von dem sie herrühren mochten, war sicher kaum zu bezeichnen. Zur Abwechslung gab es mittags gelbe, bloß in Wasser gekochte Erbsen. Man nehme dazu einige Schnitten scheußlichen, schwarzen Brotes, und man hat unser beständiges Mittag- und Abendessen. Kein Hofhund in einem besseren Haushalt hätte es angerührt! Uns aber wurde es nur spärlich ausgeteilt, und das bei 18—20 Grad Kälte, wo wir zur Bekleidung nur unsere im Feldzuge verbrauchten Lumpen hatten. Eine Schande ist es für ein Volk, ehrenvoll im Kampfe unterlegenen Gegnern nicht einmal ausreichende Kost zu geben. Wie viele Abscheulichkeiten, wie vielerlei kleinliche Gefinnung habe ich außerdem damals erlebt! Wie fühlten wir unser Blut vor Wut heiß aufwallen angesichts der Härte und Grausamkeit unserer Gefangenwärter. Die Großmut ist wenig bekannt und noch weniger wird sie angewendet beim Volke der Teutonen. Der größte Teil dieser steifen, pedantischen Menschen trägt, behelmt, gestiefelt und gepornt, wie sie sind, einen unerträglich beleidigenden Dünkel zur Schau nebst einer Art von lächerlicher Selbstgefälligkeit. Zur Schande gereicht es dem Sieger, wenn er den Besiegten nicht ehrenvoll zu behandeln versteht! Wutanfälle steigen mir zu Kopfe, und ich frage mich, wann die Stunde der Vergeltung schlagen wird, wenn ich diese schon weit zurückliegenden Erinnerungen hier wieder erstehen lasse.

Von Stettin wurde Habert de Gineftet mit anderen Kriegsgefangenen nach Swinemünde gebracht, wo trotz furchtbarer Kälte von 20—25 Grad Reaumur so wenig Heizmaterial gegeben wurde, daß es nur für zwei Stunden täglich ausreichte. Man muß dabei wissen, daß dem traurigen, sonnenlosen Pommern ein eisiger Nordwind in gerader Richtung von den Polarregionen zugeführt wird, ohne sich vorher in einem gemäßigten Klima mildern zu können. Da viele Gefangene nur das Hemd besaßen, das sie auf dem Leibe trugen, so mußte jenes nach der Wäsche halb naß wieder angezogen werden, denn zur Bewerkstelligung eines vollständigen Trocknens war nicht Kohle genug vorhanden. Die Folgen für die Gesundheit waren um so schlimmer, als man sich jener Operation häufig unterziehen mußte, um wenigstens zum Teil das Ungeziefer loszuwerden. Es fraß die Gefangenen geradezu auf, und außerdem wimmelte der als Nahrung verabreichte Tapeziererkleister noch von Schwaben und kleinen schwarzen Tierchen. Der einzige Trost bestand in den ersten jetzt anlangenden Briefen aus der Heimat, denn wir hatten niemals geglaubt, daß unsere unfrankierten Briefe, die unseren Verwandten anzeigten, wo wir interniert waren, ihren Bestimmungsort erreichen würden. Dagegen hatten die Preußen die Engherzigkeit, den größeren Teil der Geldsendungen unausgefolgert zu lassen. O! Dieses Zeichen kleinlicher Gesinnung kommt noch zu all den anderen hinzu, deren sich Preußen während der Dauer des Krieges schuldig gemacht hat; erbärmlich kleine Geldbeträge zu unterschlagen, die liebende Eltern ihren Kindern schickten, um sie bei den andauernden Entbehrungen mit dem Allernotwendigsten zu unterstützen! Die Sauertrautfresser wissen sehr wohl, daß sie sich mit den Absichten des Schöpfers in offenem Widerspruch befinden, trotzdem schreien sie bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit viel lauter als alle anderen, daß sie ihn anbeten, verehren und fürchten, daß sie alles zu seiner Ehre und zu seinem größeren Ruhm tun usw. In gutem Französisch bezeichnet man solche Wesen mit scheinheilig und heuchlerisch. Ich habe die Arrestzellen noch nicht geschildert. Das waren Kerker unter dem Meerespiegel, feuchte Räume ohne Luft und Licht, in denen man nicht einmal aufrecht stehen konnte, und an deren Wänden das Wasser herabsickerte. Vierzehn Tage Arrest machten einen zum bleichen, mageren Menschen, der sich vor Fieber schüttelte, und viele verließen die Kasematten nur, um sie mit

dem Hospital oder dem Friedhof zu verkaufen. Ach! wie vieler Gebeine ruhen in diesem falschen, abstoßenden Lande! Wer nennt die Klagen und Seufzer unsäglichen Jammers, die ungehört in diesen Räumen verhallten! Nie wird man die Zahl der zu hunderten Gestorbenen erfahren. Bei der Erinnerung hieran wird der schlummernde Haß wieder lebhafter, und man fragt sich, wann der Tag der Rache kommen wird.

Nach dem Friedensschlusse wurden die Gefangenen aus Ewinemünde weggeführt und nach Stettin zurückgebracht, aber von 1100 waren nur noch 800 da, die Uebrigen hatte die schlechte Behandlung hinweggerafft. Die Auslieferung geschah nur allmählich, in einzelnen Detachements. Inzwischen bekam Habert de Gineftet die Pocken, von denen aber nicht eine einzige Narbe zurückgeblieben ist. Im Pockenlazarett war von der sonstigen Grausamkeit und Scheinheiligkeit der Teutonen wenig zu spüren. Vielmehr war das Betragen des Pflegepersonals durchaus gut, wie dem Verfasser auch sonst verschiedene anständige Deutsche begegnet sind; hier und da ein Offizier und dann ganz besonders ein fortschrittlicher Schulmeister in Misdroy und ein sozialdemokratischer Arbeiter in der gleichen Stadt. Bei weitem aber überwogen unter diesem Volke mit den roten trunksüchtigen Gesichtern, dem roten Haupt- und Barthaar und dem scheußlichen löwenartigen Aussehen die Beispiele von Barbarei. Von tausenden sei nur eins angeführt. In Stettin wurden die Gefangenen jeden Sonntag in den protestantischen Gottesdienst geführt. Katholiken, Protestanten aller Richtungen, Freidenker, Juden, Befenner des Islams in Gestalt von Turkos marschierten an jedem Tage des Herrn in Reih und Glied auf, um in buntem Gemisch andächtig eine in deutscher Sprache gehaltene Predigt anzuhören. Die Welt, die ihre Augen auf Preußen richtete, sollte nicht sagen können, daß Bismarck, der fromme Mann, nicht mit allen zu Gebote stehenden Mitteln das Rettungs- und Erlösungswerk an diesem verderbten Frankreich betrieb, das er nur deshalb gezüchtigt hatte, um es für seine Verbrechen und für seine Gottlosigkeit zu strafen, wie die Juden die Amalekiter züchtigten; (siehe Genesis; ich weiß nicht welches Kapitel). Also eines Sonntags nun, als man uns zur Anbetung Gottes, des Herrn der Heerschaaren, führte, hatte einer unserer armen Kameraden das Unglück, ein wenig aus dem Gliede zu kommen. Ein Soldat der Bedeckungsmannschaft lief auf ihn zu und stieß ihn in roher Weise mit dem Kolben. Der

Unglückliche, der sich unversehens angegriffen sah, tat einen Fehltritt und stürzte. Der Preuße stieß ihn fortwährend mit dem Kolben, trat ihn mit den Absätzen und warf ihn bei jeder Anstrengung, sich zu erheben, wieder auf die Erde nieder. Drei oder vier seiner Kameraden leisteten ihm, bewaffnet und behelmt, bei dieser schönen Berrichtung Hilfe, entfernten ungestüm diejenigen Kriegsgefangenen, die dem armen Jungen aufhelfen wollten und schlugen fortwährend auf ihn ein, so daß er bald nur noch eine unförmliche Masse von Blut und Schmutz bildete. Leblos wurde er fortgeschafft, und nie hörte man mehr von ihm sprechen.

Und während man so einen unbewehrten, nicht verteidigungsfähigen Menschen totschlug, richtete nicht einer der preussischen Offiziere, die dabei waren, sein Augenmerk auf die Tölpel, die sich dieser Freveltat schuldig gemacht hatten; nicht einer der vielen Zivilisten, die Zeugen dieser Grausamkeit waren und, ihre Frau am Arm, ihre zahlreiche Nachkommenschaft um sich herum, im Sonntagsstaat unseren Vorbeimarsch ansahen, legte mit einer Geste oder mit einem Murren Bewahrung ein. Trotzdem war der Friede schon geschlossen, und wir harrten in Preußen nur noch der Auswechslung, bereit, beim ersten Zeichen abzugehen. Bei den Rufen des Schreckens und der Entrüstung, die wir ausstießen, als wir sahen, wie einer der Unsrigen vor unseren Augen wie ein toller Hund totgeschlagen wurde, richteten sich alle Gewehre der Bedeckungsmannschaft auf uns, und mit Gewalt wurden wir an die Stufen der Kirche gedrängt, in deren Nähe die Gewalttat stattgefunden hatte. Die Türen schlossen sich hinter uns und wir befanden uns im Angesicht eines Dieners Gottes, des Gottes der Liebe und des Erbarmens: Welch' schrecklicher Spott! Mit welchem Andachtsgefühl hätten wir seine Ermahnungen anhören müssen, wenn wir sie verstanden hätten!

Neben der Scheinheiligkeit, fährt der Autor fort, gehört zu den widerwärtigsten Eigenschaften der Deutschen die weit verbreitete geschäftliche Unredlichkeit. Um seine Blöße zu decken, mußte Habert de Gineset einige Einkäufe machen. Zwar verteilten englische evangelische Gesellschaften unter die Kriegsgefangenen in Stralsund, Königsberg, Danzig usw. Wollenzug, Strümpfe, Handschuhe, Halstücher, Socken und Filzschuhe, aber in Stettin und Swinemünde bekam man von solchen Liebesgaben nicht das Geringste zu sehen. Also mußte Habert de Gineset in seine Börse greifen und ein paar von den wenigen Groschen her-

ausholen, welche von der preußischen Post nicht unterschlagen worden waren. Er verwendete sie zum Ankauf von Schuhen und wurde dabei in der unverschämtesten Weise über das Ohr gehauen. Sie waren von Pappe, so daß sie beim ersten Schmutz verzweifelt zu schnappen anfangen wie ein Karpfen auf dem Stroh und überall in beunruhigender Weise die Lösung des Zusammenhanges anzeigten. Der Schuster aber, bei dem sie gekauft waren, hatte beim Abschlusse des Handels ein honigsüßes Lächeln zur Schau getragen. Ebenso schände betrog ein Trödler den armen Kriegsgefangenen mit Samaschen. Als der heiß ersehnte Tag der Auslieferung endlich für Habert de Ginetet herankam, bildete auf dem Rücktransport, wo in Berlin ein mehrstündiger Aufenthalt gemacht wurde, die deutlich zur Schau getragene Feindseligkeit der Bevölkerung keinen Hinderungsgrund, die Gefangenen beim Einkauf der ihren traurigen Verhältnissen entsprechenden ordinären Lebensmittel zu überteuern. Vor ihrem Antritt zur Rückbeförderung waren die Franzosen von Lazarettgehilfen mit großen Pinseln gelb wie Kanarienvögel angestrichen worden. Wahrscheinlich diente diese merkwürdige Prozedur zur Zerstörung von kräckerartigen Keimen oder zur Tötung von Ungeziefer. Denn dank der Sorgfalt und Reinlichkeit, die man den Gefangenen hatte angedeihen lassen, waren sie überfät damit. Preußen sah es, seinem System getreu, nicht ungern, wenn uns das Ungeziefer, so lange wir dort waren, und solange niemand etwas davon sehen konnte, auffrag; es wollte aber vermeiden, daß man allzureichliche Spuren davon mitnahm.

Es täuschte sich. Diese Spuren, vielleicht weniger stark, wie zugegeben werden mag, zeigten sich noch, als Habert de Ginetet das Gut seines Vaters in der Umgegend von Blois erreichte. Dessen vornehmste Sorge war es nach der ersten Umarmung, die Lumpen des Sohnes in ein volles Wasserfaß zu stecken, während sich Habert selber zur Ertränkung der Läuse Pommerns in die Badewanne stürzte.

Diese krasse Schilderung der deutschen Brutalität gegenüber den französischen Kriegsgefangenen hat, wie ich überzeugt bin, bei allen meinen Lesern das stärkste und ungläubigste Erstaunen hervorgerufen. Von dem gleichen Gefühl beherrscht, beschloß ich auf eine Anregung des Herausgebers dieser Jahrbücher hin, der Sache durch aktenmäßige Nachforschung auf den Grund zu gehen. Das Königl. Preussische Kriegsministerium stellte mir mit der bereit-

willigsten Liberalität die Akten sämtlicher Gefangenen-Depots zur Verfügung, insbesondere die von Stettin und Swinemünde; alles in allem ein Akten-Material im Gewichte von 70 Kilo, bei dessen Benutzung ich von den Beamten des Kgl. Kriegsministeriums auf das Liebenswertigste und Wirksamste unterstützt worden bin. Mancher wird vielleicht sagen, die gegen die preußische Militärverwaltung erhobenen Beschuldigungen Haberts de Gineftet seien so abgeschmackt, daß sie keiner Widerlegung bedürften, aber bei der heutigen Stimmung der Völker gegen Deutschland dürfte die Betätigung eines solchen an sich wohl berechtigten Selbstgefühls inopportun sein, denn im Auslande wird gegenwärtig fast alles kritiklos geglaubt, was ein Feind des deutschen Namens zu unserer Unehre verbreitet. Außerdem ergab sich für mich durch die Kenntnisaufnahme von den bezüglichen Urkunden noch ein zweites Motiv, die archivalische Beleuchtung des Problems der Behandlung der französischen Kriegsgefangenen auszuführen. Man lernt nämlich dadurch, wie der Apparat der preußischen Militärverwaltung von 1870 im einzelnen funktionierte, als inmitten des Dranges der Kriegsgeschäfte eine neue und unerwartete Aufgabe von kolossalen Dimensionen an unsere Administration herantrat. Aus den staubigen Aktenbündeln, die scheinbar nur von Menage und Montierung, von Arreststrafen und anderen längst erledigten Kommiss-Geschichten handeln, erhebt sich der Geist der preußischen Verwaltungspraxis mit ihren großen Vorzügen, nicht unbedeutenden Schwächen und einer alle anderen Administrationen der Welt in die Schranken fordernden Gewissenhaftigkeit.

Wenn wir die von Habert de Gineftet vorgebrachten Anschuldigungen der Reihe nach durchgehen, so stoßen wir zunächst auf den Vorwurf, vor Ungeziefer starrende Strohsäcke hätten die Lagerstätte der Gefangenen gebildet. Die Unreinlichkeit eines Teils der französischen Gefangenen ist Tatsache, aber nicht Preußen trifft die Schuld an dieser Erscheinung, die auch für die Gefangenenerwärter höchst unliebsam war. Bei der Aufnahme der Diebung der Baracke 3 in Alt-Damm stellte es sich heraus, daß die Gefangenen in die Diebung Oeffnungen gemacht und die Hohlräume unter den bewohnten Stuben als Latrinen benutzt hatten.*) „Da diese unerhörte Unreinlichkeit,“ schreibt der die Aufsicht führende Offizier, „bei wärmerer Witterung mit Sicherheit

*) Meldung des 1. Gefangenen-Bataillons an die Stettiner Kommandantur vom 27. April 1871.

Epidemien hervorrufen muß," so sei die Ergreifung strenger Abwehrmaßregeln nötig. Der Kommandant von Stettin verfügte auch demgemäß, und ohne Zweifel zog jene widerwärtige Entdeckung mehr als eine der Arreststrafen nach sich, von denen Habert de Ginetet soviel Aufhebens macht. Der bezeichnete Erzeß stand übrigens nicht vereinzelt da. In der 6. und 7. Kriegsgefangenen-Kompagnie brachen die Pocken aus, die Seuche, an der auch Habert de Ginetet schließlich erkrankt ist. Ueber die Genesis der Epidemie in einem der genannten beiden Truppenteile findet sich folgende Bemerkung bei den Akten: „In dieser Kompagnie herrscht auch furchtbare Unreinlichkeit. Die Gefangenen urinieren in den oberen Räumlichkeiten in ihren Strohsäcken, sodas das Wasser in die unteren Räumlichkeiten hinabläuft.“*)

Da manche Gefangene so wenig zur Sauberkeit erzogen waren, fiel es der preussischen Verwaltung schwer, die reinlichen und unreinlichen Leute in den Gefangenen-Depots von dem französischerseits eingeschleppten, nicht etwa vorgefundenen Ungeziefer frei zu machen. Wie verfahren wurde, um die Gefangenen und ihre Kleidungsstücke von Ungeziefer zu reinigen, ersehen wir aus den Akten des Gefangenen-Depots zu Magdeburg.***) Man errichtete Backöfen, in denen die Kleidungsstücke gebacken wurden. Ununterbrochen den ganzen Tag konnten die von der biblischen Landplage Befallenen Seifenbäder erhalten. So wurde man in Magdeburg des argen Uebelstandes Herr, und auch in Stettin bekämpfte man ihn mit großem Ernst. Speziell richtete die Kommandantur ihr Augenmerk auf die Arrestlokale, in die man kriegsgefangene Uebeltäter zu stecken pflegte. Hier war besonders viel Ungeziefer eingeschleppt worden. Die Kriegsgefangenen-Bataillone wurden darauf mit dem Befehl aufmerksam gemacht, für die Reinhaltung der Gefangenen, die aus dem Arrest entlassen waren, soviel wie möglich Sorge zu tragen.***) So verhütete man wenigstens, das die Plage weitere Kreise innerhalb der Gefangenen-Depots ergriff.

Das die bezeichneten Bemühungen befriedigende Resultate zeitigten, ergibt sich u. a. aus der Nachfrage, welche bei den

*) Meldung des Oberstabsarztes Dr. Steinrück an die Intendantur des II. Armeekorps vom 17. Januar 1871.

**) Bericht an das kgl. Kriegsministerium über die Verpflegung der in Magdeburg 1870 und 71 interniert gewesenen französischen Kriegsgefangenen von Dieß, Premierleutnant der Landwehr, Magdeburg, Juli 1871.

***) Die Kommandantur an die Kriegsgefangenen-Bataillone. 13. April 1871.

Stettiner Bürgern nach Franzosen als Hausgenossen herrschte. Angesehene Leute wie Militärpfarrer, Stabsärzte u. dgl. nahmen Kriegsgefangene in ihre Dienste, gelegentlich auch als Sprachlehrer für die Kinder. Im Uebrigen wurden Kriegsgefangene in großer Zahl in Privatwohnungen zu gewerblicher Arbeit abgegeben, wenn die Arbeitgeber Verpflegung, Unterbringung und eine kleine Lohnzahlung leisteten, sowie hinsichtlich der Bewachung der Gefangenen gewisse Bürgschaften übernahmen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß manche der gemieteten Gefangenen von den Arbeitgebern der Kommandantur wieder zur Verfügung gestellt wurden, weil sie aus dem einen oder anderen Grunde für die betreffende Stellung nicht geeignet waren. Aber gemäß dem Ausweis durch die Akten wurde nur ein einziger Gefangener wegen Unreinlichkeit aus dem bezeichneten Arbeitsverhältnis entlassen. Der Betreffende war seinem bürgerlichen Berufe nach Tischler. Der Meister, dem man ihn übergeben hatte, ersuchte die Kommandantur um Stellung eines anderen Franzosen, da mit jenem die deutschen Gesellen nicht zusammen arbeiten wollten, seines Ungezieters wegen. Dieses ist jedoch der einzige Fall der Art. Beiläufig sei bemerkt, daß von seiten der städtischen und ländlichen Gewerbe eine sehr lebhafte Nachfrage nach den Händen der Kriegsgefangenen stattfand. Um die Ueberweisung von Franzosen bemühten sich durch Eingaben an die Kommandantur Schlosser, Schuster, Restaurateure, Tapezierer, Holzhändler und Vertreter vieler anderer Erwerbszweige. Ein Schneider motiviert seinen Antrag auf Ueberlassung zweier gelernter Schneider damit, daß der durch den Krieg verursachte Mangel an Arbeitskraft seinem Geschäft bedeutenden Schaden tue. Das bezeichnete Motiv kehrt vielfach wieder. Ein Zementfabrikant aus der Umgegend von Stettin, von dem 100 Arbeiter bei der Reserve und Landwehr eingezogen waren, hat um 75 Kriegsgefangene, die 2—3 Franken täglich bei ihm verdienen sollten gegen Abzug von 1 Sgr. für das Mittagessen. Wurde auch nicht überall ein so hoher Lohn gezahlt, so standen sich bei der Verdingung der Gefangenen zur Privatarbeit doch beide Teile gut; der Gefangene, indem er es im allgemeinen besser bekam, als er es im Depot hatte, und bar verdiente, der Arbeitgeber, indem er den durch den Krieg verursachten Mangel an Arbeitskraft auf eine wohlfeile Art und Weise ausglich. Daß diese Verhältnisse nicht bloß in Pommern, sondern ganz allgemein obwalteten, geht hervor aus einem Erlaß des Kriegs-

ministeriums, in dem es heißt: „Die Ueberweisung von Kriegsgefangenen zu ländlichen Arbeiten wird fast überall als eine für das Land wohlthätige Einrichtung bezeichnet.“*)

Habert de Ginstet beklagt sich darüber, daß die Gefangenen ihre Nachtruhe haben auf Strohsäcken halten müssen. Er hat sich wohl nicht klar gemacht, welche Schwierigkeiten es geboten haben würde, die 370 000 Kriegsgefangenen mit Bettstellen zu versehen. Uebrigens konnten die deutschen und französischen Soldaten im Felde, welche sich den Unbilden eines außergewöhnlich strengen Winters ausgesetzt sahen, auch nicht jede Nacht auf Bettstellen rechnen, vielmehr befanden sich die französischen Kriegsgefangenen im Vergleich zu ihnen in mehr als einer Beziehung wie im Paradies. Gleichwohl ist innerhalb der preußischen Militärverwaltung die Frage erwogen worden, ob den Gefangenen nicht Bettstellen zu liefern seien: „Es ist hier zur Sprache gekommen“, schreibt das Kriegsministerium, „daß es für die in Barackenlagern untergebrachten Kriegsgefangenen an Tischen, Schemeln und Bettstellen fehle, welche in mancher Beziehung unentbehrlich seien.“**) Indem das Kriegsministerium die Anschaffung von Tischen und Schemeln in reichlicher Menge anordnet, verneint es das Bedürfnis bezüglich der Bettstellen und verfügt dagegen, daß alle in gebielten Räumen untergebrachten Gefangenen Stroh- und Kopfpolsterfäcke zu erhalten haben. Keim unbefangenen Urteilender wird die betreffenden kriegsministeriellen Erlasse zu tadeln vermögen.

Die zweite Anklage Habert de Ginstets richtet sich gegen die Kost. Er bemängelt ihre Quantität und Qualität in der schärfsten und geringschätzigsten Weise. Daß den an Weißbrot gewöhnten französischen Soldaten das preußische Kommissbrot nicht schmecken konnte, liegt auf der Hand und bald genug stellte sich auch heraus, daß sie es nicht vertrugen. Darum verfügte das Kriegsministerium noch vor der Schlacht von Sedan, also bevor die großen Massen von Gefangenen in deutsche Hand gefallen waren, daß den kriegsgefangenen Franzosen ein feineres Brot zu verabreichen sei. Allerdings enthielt die bezeichnete Verordnung den Zusatz, daß das den Franzosen zu liefernde feinere Brot nicht mehr kosten dürfe als das an preußische Soldaten ausgegebene gröbere Brot, daß demgemäß die Brotportion zu verringern sei. Aber bald wurde diese einschränkende Bestimmung zu Gunsten der Gefangenen abgeändert.

*) Allg. Kriegsdep. an Kommandantur zu Stettin, 14. Nov. 1870.

**) Kriegsministerium an Kommandantur von Stettin, 14. Oktober 1870.

indem die auf 1 Pfund 6 Lot herabgesetzte tägliche Brotportion auf 1 Pfund 9 Lot erhöht wurde: „Da ärztlicherseits besondere Rücksichten für die Brotverpflegung des französischen Kriegsgefangenen als unbedingt notwendig erachtet worden sind . . . , (um) den Gefangenen Widerstandskraft gegen die nicht zu vermeidenden mannigfaltigen schädlichen Einwirkungen auf ihren Gesundheitszustand zu geben.“ In dem gleichen Sinne verfügte die kriegsministerielle Instanz ferner: „daß zur Erzielung eines milderer Geschmacks dieses Brotes als Gährungsmitel nicht Sauerteig, sondern Hefe zur Anwendung kommt.“*) Seit diesem Erlasse erhielten die Gefangenen in sämtlichen Depots ein kostspieliger herzustellendes Brot als die eigenen Soldaten. Was diejenigen Franzosen betraf, welche auch das feinere Roggenbrot nicht vertragen konnten, so war schon früher angeordnet worden, daß solche empfindliche Naturen von Privatbäckern zu beziehendes Weißbrot zu erhalten hätten.***) Auch wies die zuständige Instanz die untergeordneten Behörden darauf hin, daß Zwieback lediglich als Surrogat der Brotverpflegung angesehen werden dürfe.***) Es ist also ganz unrichtig, daß die Gefangenen bloß „einige Schnitten scheußlichen schwarzen Brotes“ bekommen hätten.

Bei der Regelung dieser Dinge kam es zu einem Schriftwechsel zwischen dem Kommandanten von Stettin und der königlichen Provinzialintendantur des II. Armeekorps, der überaus charakteristisch für die preußische Verwaltung ist. Vertikale Verhältnisse hatten es gestattet, den in Stettin internierten Kriegsgefangenen zu der Zeit, wo die tägliche Brotportion auf 1 Pfund 6 Lot herabgesetzt war ein feineres Roggenbrot in der täglichen Ration von 1 Pfund $8\frac{3}{4}$ Lot zu verabreichen. Nun kam die Verfügung des Allgemeinen Kriegsdepartements, laut der die Franzosen pro Tag 1 Pfund 9 Lot feineren Roggenbrotes zu beanspruchen hatten. Die pommerische Intendantur fragte daraufhin den Kommandanten von Stettin an, ob man nicht lieber bei der bisherigen Gewohnheit bleiben solle, als um eines viertel Lotes willen Neuerungen herbeizuführen. Aber der Kommandant von Stettin, General v. Frenhold, erwiderte, es stände ihm nicht das Recht zu, die Verfügungen des Allgemeinen Kriegsdepartements zu ändern, wenn er auch nicht glaube, daß die Kriegsgefangenen durch Ent-

*) Kriegsministerium an Stellvertretendes Generalkommando des II. Armeekorps. Berlin, 2. November 1870.

***) Kriegsmin. an Provinz. Intend. v. Pommern. 24. Sept. 1870.

***) Pommerische Provinzialintendantur an Proviantamt zu Stettin. 7. März 1871.

ziehung eines viertel Lots an ihrer Gesundheit Schaden leiden würden. Dieser Entscheidung gemäß reichte man fortan bei der Brotausteilung den Franzosen für den Mann und den Tag gewissenhaft ein Quentchen mehr.

Was die übrige Beköstigung betrifft, so besitzen wir einen ausführlichen und systematischen Bericht über die Lösung dieses Problems durch preußische Verwaltungsorgane. Zwar bezieht er sich nicht auf Stettin und Swinemünde, sondern auf Magdeburg, aber der Geist, in welchem die gefangenen Gegner vom Sieger mit Nahrung versorgt wurden, war ein einheitlicher, von obenher inspirierter. Eine Schande ist es für ein Volk, sagt Habert de Gineftet, ehrenvoll im Kampfe unterlegenen Gegnern nicht einmal ausreichende Kost zu geben. Wir sahen, daß den Franzosen besseres Brot bewilligt worden war, als die preußischen Mannschaften erhielten. Im übrigen hatte das Kriegsministerium, schon ehe Gefangene gemacht worden waren, angeordnet, daß die Verpflegung von Kriegsgefangenen gleich der von preußischen Soldaten gehandhabt werden solle.*) Sehen wir nun zu, wie diese Prinzipien in Magdeburg angewendet worden sind, wo sich mit 25 000 Franzosen das größte Gefangenendepot Deutschlands befand. (In Stettin lagen etwa 20 000.) Die Kriegsgefangenen, führt der Bericht der Magdeburger Kommandantur an das Kriegsministerium aus, wurden ganz nach französischer Sitte verpflegt, indem vier französische Köche für jede Kriegsgefangenen-Kompagnie unter Aufsicht eines preußischen Unteroffiziers die Mahlzeiten bereiteten. Es gab morgens zwischen 5 und 6 Uhr Kaffee mit Zucker, zwischen 10 und 11 Uhr Mehlsuppe mit Butter oder Kartoffeln mit Hering, nachmittags gegen 5 Uhr das Mittagessen und abends ein Zubrot. Dieses bestand aus 4 Lot Butter, respektive der gleichen Quantität Speck, Wurst oder Schinken, oder 1 Hering, 1 Kieler Fettbüding oder 1 Landkäse.

Was das Mittagessen betraf, so setzte es sich zusammen aus Hülsenfrüchten, Reis, Graupen, Mohrrüben und den 10 Lot Rindfleisch auf den Mann, welche der preußische Soldat täglich zu verlangen hatte. Auf Wunsch der Aerzte wurde mitunter auch Hammelfleisch mit verausgabt, ebenso der Abwechslung halber auf Wunsch der Gefangenen auch Schweinefleisch. Das zu schlachtende Vieh und das zur Ausgabe gelangende Fleisch wurde täglich durch

*) Kriegsministerielles Regulativ über die Behandlung, Verpflegung u. d. der Kriegsgefangenen. Vom 30. Juli 1870. §§ 16—18.

einen Arzt revidiert. Von dem fertig gestellten Essen fiel die Quantität so reichlich aus, daß ein Teil des Aufsichtspersonals noch mitessen konnte, und daß auch die Gefangenen auf ihren Wunsch oft noch eine zweite Portion erhielten. In beliebiger Menge bekamen sie Gewürz, Borree, Petersilie, Sellerie und Zwiebeln: „die die Franzosen ganz besonders lieben und in großen Mengen verzehrt haben.“ Ein Dr. Mercier, der Vorsteher einer zu Brüssel gebildeten internationalen Gesellschaft für Verbesserung der Lage der Kriegsgefangenen, prüfte die Verpflegung der Magdeburger Gefangenen sehr eingehend und vermochte weiter keinen Mangel zu finden als die Kleinheit der Fleischportionen, die beim französischen Militär doppelt so groß wie beim preussischen waren. Die bezeichnete Veränderung ihrer Speisegewohnheiten schadete jedoch den Kriegsgefangenen zu Magdeburg nichts, indem sie sich bei der etwas weniger karnivorischen Lebensweise wohl befanden, gut genährt aussahen und selbst stets die größte Zufriedenheit über die Beköstigung äußerten.

Was konnten sie auch mehr verlangen, als daß ihnen von der Menagekommission alle 5 Tage 3 Zigaretten geliefert wurden? War ein Kriegsgefangener mehr für Pfeiferauchen eingenommen, so erhielt er nicht bloß das entsprechende Quantum Pfeifentabak, sondern auch unentgeltlich eine Pfeife mit Deckel. Die Kommandantur der Festung Magdeburg verbirgt dem Kriegsministerium nicht, daß sich die Verpflegung der Kriegsgefangenen wesentlich billiger hätte einrichten lassen: „Wenn es bloß darauf angekommen wäre, die Gefangenen zu erhalten. Es mußte aber als die gestellte Aufgabe betrachtet werden, die Gefangenen auf das allerbeste zu verpflegen und ihnen jede Annehmlichkeit zu verschaffen, um ihnen die Gefangenschaft möglichst ertragbar zu machen, und um einen möglichst guten Gesundheitszustand bei den herrschenden Epidemien und einem so engen Zusammenwohnen einer so großen Anzahl Menschen in unmittelbarer Nähe der Stadt zu erhalten.“

Eine so umfassende und gründliche Darstellung der Menageverhältnisse wie für Magdeburg steht uns hinsichtlich Stettins nicht zu Gebote, aber soviel geht aus den Akten klar hervor, daß die Kriegsgefangenen in der Hauptstadt Pommerns weniger gut verpflegt worden sind als in dem großen Depot an der mittleren Elbe. In dem Magdeburger Bericht wird ausdrücklich hervorgehoben, von der Verdingung der Menage an Private sei abgesehen worden, weil die Unternehmer sehr häufig mangelhafte Lebens-

mittel mit anzubringen suchten. Eben dieses System der Verbindung wurde in Stettin gewählt. Es bewährte sich am schlechtesten nicht an dem Internierungsort von Habert de Gineset, in Fort Wilhelm, sondern in Fort Preußen, wo die Beköstigung an einen Volksanwalt P. vergeben war. P. war schriftliche Bedingungen eingegangen, die den Gefangenen ein angemessenes Essen zu sichern schienen,*) aber die Menagekommission in Fort Preußen, die das den Franzosen gereichte Essen mit der gewissenhaftesten Regelmäßigkeit zu kontrollieren pflegte, gelangte zu der Ueberzeugung, daß der Unternehmer P. seinen Verpflichtungen in keiner Weise nachkam. Sowohl die Quantität als auch die Qualität der gelieferten Verpflegung erklärten die kostenden preußischen Offiziere für durchaus mangelhaft. Besonderen Anstoß nahmen sie daran, daß das Rindfleisch in gekochtem Zustande nur 3 Lot wog, während nach ihrer Ansicht 9 Lot rohes Rindfleisch durch Einkochen auf nicht weniger als 4 $\frac{1}{2}$ Lot reduziert werden dürften. P. bestritt diese Auffassung, und als die Menagekommission hm einen Straf- abzug an seinen Kompetenzen machte und ihn noch obendrein durch Nachwiegen der Fleischportionen in Gegenwart der Gefangenen in seinem Selbstgefühl verletzte, wendete er sich beschwerdeführend an die Kommandantur. Hier kam er aber übel an: „Ganz in der Ordnung war“, hieß es in der ihm erteilten Antwort, „daß die Menagekommission die Fleischportionen in Gegenwart der Kriegsgefangenen nachgewogen hat, da dieselben dadurch keineswegs in Aufregung versetzt worden, sondern Gelegenheit erhalten haben, sich zu überzeugen, daß ihr Interesse wahrgenommen und gefördert wird.“ Der Kommandant von Stettin schützte mithin nachdrücklich das Recht der Kriegsgefangenen auf jedes ihnen zukommende Lot Fleisch und Quentchen Brot. Dem P. drohte er, daß er ihm die Speisung der Gefangenen entziehen würde, wenn die gerügten Unregelmäßigkeiten sich wiederholten, und als die Leistungen jenes Unternehmers nach wie vor hinter den Ansprüchen der Menagekommission in Fort Preußen zurückblieben, wurde von Seiten der Kommandantur die Kündigung des Kontraktes in der Tat ausgesprochen.

Die anderen Menageunternehmer scheinen sich besser bewährt zu haben; auch der für Fort Wilhelm, gegen dessen Kost Habert de Gineset im speziellen seine Vorwürfe richtet. Zur Zufrieden-

*) Kontrakt zwischen der Ersatzkompagnie Pommerischen Pionier-Bataillons Nr. 2 und Herrn L. P.

heit der Kommandantur aber funktionierte das Verdingungssystem nach dem Eindruck, den die Akten machen, in allen seinen Teilen nicht. Die Behauptungen Habert de Gineftets über die Beschaffenheit des den Kriegsgefangenen vorgesezten Essens sind nichtsdestoweniger vollständig haltlos. Er sagt, von Fleisch sei während der ganzen achtmonatlichen Gefangenschaft nie die Rede gewesen. Wir haben aber gesehen, daß selbst im Fort Preußen, wo die Verpflegung am schlechtesten war, täglich Fleisch gegeben wurde. Der Konflikt zwischen P. und der Menagekommission erreichte seinen Höhepunkt an dem Tage, wo ein Teil der Gefangenen nicht Rindfleisch, sondern Speck erhielt, obgleich nach den Vereinbarungen das Menü an jenem Tage aus Rindfleisch und Reis hätte bestehen müssen. Der Reis war richtig geliefert worden, aber nicht gar gewesen. Immerhin ist die Anklage Habert de Gineftets, die Franzosen hätten acht Monate nichts als Mehlbrei und Erbsen zu essen bekommen, wie man sieht, unbegründet. Auch die Beschuldigung, das Essen sei mit abscheulicher Unreinlichkeit serviert worden, steht auf schwachen Füßen. Ebenso wenig wie in Magdeburg hat es zu Stettin im Fort Preußen das Aufsichtspersonal verschmäht, aus den Töpfen der Gefangenenküche mitzuessen. Es ist ein Punkt in der Anklageschrift der Menagekommission wider P., daß dessen Koch die Aufsicht führenden preußischen Unteroffiziere und Soldaten zur Teilnahme am Mittagssmahl eingeladen habe, um die Leute dann höhnisch zurückzuweisen, als sie zulangen wollten.*) Die Fleischportionen in der Küche des P. waren liliputanisch, der Reis oft ungar, aber von der Behauptung einer ekelhaft-schmutzigen Beschaffenheit des Essens ist kein Wort begründet. In dem ausführlichen Schriftwechsel zwischen der Menagekommission in Fort Preußen und der Kommandantur, welcher beide korrespondierenden Teile durchaus einig zeigt in dem abschließenden Urteil über die Kost des P., ist von allen möglichen Mängeln die Rede, aber nicht von Unsauberkeit. Und doch war der Kommandant ein im Punkte der Propertee sehr eigener Herr, der selber nach dem Rechten sah: „Der Herr Kommandant hat mir befohlen, dem Bataillon zu melden,“ so lautet ein bei den Akten befindlicher Zettel, „er habe moniert, daß in und um die Küche es schmutzig gewesen sei.“ An pflichtgemäßer persönlicher Fürsorge für die seiner Obhut übergebenen französischen Mann-

*) Bericht der Menagekommission in Fort Preußen. Stettin, 28. Januar 1871.

schaften ließ es also der Kommandant von Stettin nicht fehlen, und wenn an der Ober einige organisatorische Mißgriffe vorgekommen sein sollten, die an der Elbe vermieden worden sind, so dürften derartige administrative Ungleichmäßigkeiten auch in Frankreich möglich sein.

Ueber die Ernährung der Kriegsgefangenen in Swinemünde, wo Habert de Gineftet bloß Tapezierer-Kleister mit Schwaben als Nahrung empfangen haben will, liegen in den archivalischen Urkunden keine Details vor. Indessen genügt wohl, wenigstens für deutsche Leser, zur Widerlegung des Pasquills, daß der Kommandant bezüglich der Verpflegung der ihm anvertrauten Gefangenen seiner vorgelegten Stelle dienstlich berichtet: „Dieselben erhalten morgens und abends eine warme Suppe resp. Kaffee und Mittagskost nach den für die preussischen Soldaten im Frieden üblichen Grundsätzen.“*) Auch der Vorwurf, daß den Swinemünder Kriegsgefangenen zu wenig Heizmaterial bewilligt sein soll, verträgt keine dokumentarische Kontrolle. Als das Eintreffen französischer Kriegsgefangener in Swinemünde bevorstand, wies das Kriegsministerium diese Festung bezüglich der Heizungsfrage an, die mit Franzosen belegten Baracken „nach Bedarf in Grenzen des doppelten Portionssatzes heizen zu lassen“. Die Kommandantur von Swinemünde gab die angeführte Instruktion an die Garnison-Verwaltung der Festung weiter behufs Ausführung und trug der zuletzt genannten Behörde außerdem auf, das Arrestlokal heizbar zu machen, eventuell durch Aufstellung zweier eiserner Defen. Nach der Belegung der Baracken und dem Eintritt strengen Frostes meldete der mit der Ueberwachung der Kriegsgefangenen beauftragte Offizier, daß Kohlen und Holz nicht ausreichten, um eine wohnliche Temperatur in den Aufenthaltsräumen zu erzielen und zugleich drei warme Mahlzeiten täglich in der Küche zu bereiten. Aus den angegebenen Gründen bat er „so dringend wie gehorsamst“ um mehr Feuerung. Der Kommandant von Swinemünde befürwortete dieses Gesuch bei der Provinzial-Intendantur und legte ihr einen „recht baldigen Entscheid“ ans Herz: „da ich sonst die warme Abendmahlzeit ausfallen lassen müßte“. Daraufhin bewilligte die Intendantur in einer „Sofort“ überschriebenen Antwort $\frac{2}{3}$ Klafter Holz „zum Kochen der warmen Morgen- und Abendsuppen“.

370 000 Kriegsgefangene angemessen und sicher unterzubringen

*) v. Brauchitsch, Oberst und Kommandant von Swinemünde, a. d. Allg. Kriegsdep. 19. Dezember 1870.

war keine leichte Aufgabe, und es mußten hier und da Lokalitäten herhalten, die für ihren Zweck nur halbwegs geeignet waren. Demgemäß ist es kein Vorwurf für die preussische Verwaltung, wenn wir hören, daß zwar nicht in Swinemünde, wohl aber in dem Depot zu Krefow die Temperaturverhältnisse zu wünschen übrig ließen. Der dortige Vorsteher erklärte bei der ungewöhnlich scharfen Kälte mehr Heizmaterial für erforderlich: „daß mindestens die Oefen ununterbrochen geheizt werden können, damit die Leute sich an den warmen Oefen erwärmen, indem die weiten Räumlichkeiten der Baracken nicht zu erheizen sind.“*) Die in nicht zu erheizenden Lokalen untergebrachten Franzosen waren gewiß zu bedauern, aber der Kommandant von Stettin tat zu ihrer Bequemlichkeit, was er vermochte, indem er außerordentliche Mengen Heizmaterial anwies und die Verantwortung für die Statsüberschreitung auf sich nahm.

Zur Schande gereicht es dem Sieger, äußert sich Habert de Binestet, wenn er den Besiegten nicht ehrenvoll zu behandeln versteht, und er steigert die Anklage der brutalen Behandlung bis zu der furchtbaren Beschuldigung, beim Kirchgange zu Stettin sei ein Kriegsgefangener durch Kolbenstöße umgebracht worden, und kein Hahn habe danach gekräht. Ueber diese angebliche Schandtat habe ich in den Akten nichts gefunden, dagegen läßt sich an der Hand der Urkunden ohne Schwierigkeit beweisen, daß Ausschreitungen des Aufsichtspersonals gegen die Gefangenen von den vorgefekten Offizieren ebenso ernst aufgefaßt worden sind wie andere Militärmißhandlungen. Natürlich verlief die Untersuchung oft genug ergebnislos, weil sich die Aussagen der preussischen und französischen Soldaten schroff gegenüberstanden. Bei einem Streit zwischen Aufsichtspersonal und Gefangenen schlug der Kürassier M. einen Franzosen mit dem Karabiner nieder. Der Kriegsgefangene war betrunken gewesen. Der Kürassier aber erschien hierdurch dem Führer der Kriegsgefangenen-Kompagnie keineswegs als gerechtfertigt, wurde vielmehr von der bezeichneten Stelle der strengsten Strafe würdig genannt, weil er: „in der brutalsten Weise“ verfahren sei und sich „eine solch rohe Handlung wie die vorliegende zu Schulden kommen ließ“. Zu einer Bestrafung des M. ist es gleichwohl nicht gekommen, denn der Widerspruch zwischen den preussischen und den französischen Zeugenaussagen ließ sich nicht

*) Der Bataillonskommandeur des Kriegsgefangenen-Bataillons in Krefow an die Kommandantur von Stettin. 9. Februar 1871.

lösen, indessen verfezte man den Kürassier vom Depot weg, sodaß die Kriegsgefangenen auf jeden Fall den unangenehmen Wärter los wurden.

Im allgemeinen gehörten solche beklagenswerten Vorkommnisse zu den Seltenheiten, wie auch umgekehrt die Disziplin der Franzosen sowohl in Stettin als auch in Swinemünde und in Magdeburg eine im großen und ganzen befriedigende genannt werden konnte, sodaß die Zahl der Bestrafungen gering blieb.*) Nur tadelte der Kommandant von Stettin, daß die Kriegsgefangenen sich träge bei den Schanzarbeiten zeigten, mit welchen die nicht an private Arbeitgeber vermieteten Franzosen beschäftigt wurden. Es ließ sich jedoch nicht immer unterscheiden, ob wirklich Trägheit die Ursache war, wenn die Gefangenen den Aufforderungen zur Arbeit keine Folge leisteten. Die höheren Vorgesetzten hatten manchmal den Eindruck, daß bloß sprachliche Mißverständnisse die friedliche Einigung zwischen den Gefangenen und ihren Wärtern verhindert hatten. In solchen zweifelhaften Fällen zeigten sich die preußischen Offiziere sehr geneigt zur Milde. So liegt z. B. die Meldung eines Pioniers vor, der sich der Vermittlung eines zweisprachigen Essäfers bediente, um mehrere säumige Franzosen zur Arbeit anzuhalten, der aber nach wie vor auf Renitenz und Frechheit gestoßen sein wollte. Nach gründlicher Prüfung aller in Betracht kommender Aussagen, sah der Führer der betreffenden Kriegsgefangenen-Kompagnie, Premierleutnant Below, von einer Bestrafung der angezeigten Franzosen ab, weil ihr Verhalten ihm nicht den Eindruck der böswilligen Arbeitsverweigerung machte und die vorherige Führung tadellos gewesen war.

Wie wir eben gesehen haben, waren die elsass-lothringischen Gefangenen mit ihrer Kenntnis beider Sprachen ein administrativ wichtiges Element der Depots. Zum Schaden dieser Institute schmolz ihre Zahl bald sehr stark zusammen, indem das Kriegsministerium aus politischen Gründen die Elsass-Lothringer aus der Kriegsgefangenschaft entließ, soweit es irgend anging, die übrigen jedoch aus den Depots wegnahm und in bevorzugender Weise anderswo unterbrachte. Das allmähliche Verschwinden der meisten Elsass-Lothringer schwächte ein Element der Vermittlung zwischen

*) Der Kommandant von Stettin an das Kriegsministerium am 19. November 1870. Der Kommandant von Swinemünde an das Kriegsministerium, 19. Dezember 1870. Bericht des Magdeburger Generalkommandos an die gleiche Stelle. Juli 1871.

dem Wächterpersonal und den Franzosen zum großen Nachteil der Ordnung auf den Arbeitsplätzen. Bei Gelegenheit einer Beschwerde, die ein Gefangener wegen Mißhandlung bei der Arbeit erhob, meldeten die Kompagnieführer des 1. Kriegsgefangenen-Bataillons dem Bataillonsführer, die Beschwerde sei teilweise begründet. Die Arbeitsaufseher seien der französischen Sprache nicht mächtig und müßten durch Zeichen kommandieren. Bei unrichtigem Anfassen der Arbeit würden die Gefangenen: „statt belehrt zu werden, von dem Personal hin- und hergestoßen, wodurch leicht Ausschreitungen von Seiten der Kriegsgefangenen vorkommen.“ Die Quelle des Uebels zu verstopfen, erschien nicht als ausführbar, um es jedoch in möglichst enge Grenzen zu bannen, sah man fortan strikte darauf, daß die noch vorhandenen deutschsprechenden Franzosen in einem angemessenen Verhältnis auf die einzelnen Arbeitsplätze verteilt wurden.

Im Gegensatz zu dem gehässigen Tadel Habert de Gineflets kann mit voller Zuversicht behauptet werden, daß die preußischen Behörden ihrer Pflicht, ehrenvoll im Kampfe unterlegene Gegner anständig zu behandeln, im vollen Umfange gerecht geworden sind. Schon zu Anfang des Krieges machte die oberste administrative Spitze in der preußischen Hauptstadt die Vorsteher der Depots darauf aufmerksam, daß in den Baracken und sonstigen Aufenthaltsräumen von Franzosen den leicht verwundeten Gefangenen die besten Plätze überwiesen werden müßten.*) Neben der Menschlichkeit betätigte das preußische Kriegsministerium auch seine Ritterlichkeit, indem es verfügte: „daß die Kriegsgefangenen nicht mit Arbeiten beschäftigt werden dürfen, welche einen Soldaten herabwürdigen würden.“**) An der anständigen Behandlung der großen Mehrzahl der französischen Gefangenen kann umsoweniger gezweifelt werden, als die maßgebende Stelle zu Berlin in der humanen Fürsorge für die Kriegsgefangenen geradezu ein militärisches Interesse Preußens erblickte. In einem Erlaß des Kriegsministeriums an die Vorsteher der Gefangenendepots heißt es, wiederholte Desertionen von Kriegsgefangenen seien vorgekommen, hervorgerufen durch Emissäre von Gesellschaften in den angrenzenden Ländern, vornehmlich in Oesterreich und Belgien. Auch Geistliche des Bischofs Mermilod in Genf, des bekannten ultramontanen Eiferers, glaubte das Kriegs-

*) Allgemeines Kriegsdep. an Kommandantur von Stettin. 28. August 1870.

**) Das Kriegsministerium an den Kommandanten zu Posen und an die übrigen Kommandanten zur Kenntnisnahme am 9. September 1870.

ministerium zum Zwecke gleichartiger Wühlereien unterwegs. Die bezeichneten Sendboten, so führt der Erlaß aus, wußten sich Eintritt in die Gefangenenlager zu verschaffen, bewirkten dort durch falsche Nachrichten über den Erfolg der französischen Waffen-Erregung, verleiteten die geeignet erscheinenden Persönlichkeiten zur Desertion, würben ihnen Führer an und ließen sie sicher über die Grenze bringen . . . Die Folgen hiervon zeigten sich in neuester Zeit durch stärkeres Hervortreten von Renitenz und Insubordination in den Gefangenenlagern.

Beiden Verfehlungen, ordnet das Kriegsministerium an, müßte mit der größten Entschiedenheit und Strenge sofort entgegengetreten werden: „damit durch die bedeutende Anzahl von Kriegsgefangenen die Schwierigkeiten nicht ohne Not vermehrt werden“. Aber das bloß negative Mittel der gewaltsamen Repression genügt dem preussischen Kriegsministerium nicht, vielmehr schärft es den Kommandanturen ein, bei den Kriegsgefangenen auch auf die Erzielung einer verhältnismäßigen Zufriedenheit mit ihrem Zustande hinzuwirken: „Es müssen sich die Kommandanturen angelegen sein lassen“, bemerkt die kriegsministerielle Verfügung, *n e b e n* der ausreichenden Bekleidung, Beköstigung und Unterbringung, wozu der Staat die erforderlichen Mittel zur Disposition stellt, auch möglichst für Beschäftigung der Kriegsgefangenen zu sorgen, . . . wobei es im Falle der Unmöglichkeit zweckmäßigerer Verwendung . . . nicht darauf ankommen kann, ob die geleistete Arbeit von besonderem Werte ist, wenn sie nur . . . eines Soldaten nicht unwürdig ist. . . . Findet sich, wie dies bereits in einer Garnison geschieht, Gelegenheit, wissenschaftlich-gebildete Kriegsgefangene zur Erteilung von Schul-pp. Unterricht an andere Kriegsgefangene zu verwenden, so ist der Durchführung dieser Maßregel möglichst Vorstoß zu leisten. Die Kosten sind in den monatlichen Kriegsgefangenen-Verpflegungs-Liquidationen auszubringen.*)

Zur Zeit dieses Erlasses war die Gährung innerhalb der Gefangenen-Depots wirklich ziemlich stark, wenigstens in den Kriegsgefangenen-Lagern an der Küste, wo man auf Befreiung durch die französische Flotte rechnete. Daß diese in Wahrheit die deutschen Gewässer geräumt hatte, nachdem die großen Niederlagen zu Lande eingetreten waren, wollten die Gefangenen nicht glauben. Sie

*) Das Kriegsministerium an das Stellvertretende Generalkommando des — Armeekorps. 5. Dezember 1870.

setzten kein Vertrauen in die der Wahrheit entsprechenden Nachrichten der „Correspondence de Berlin“, welche das Kriegsministerium unentgeltlich in den Gefangenen-Depots verteilen ließ,*) sondern bildeten sich ihr Urteil über die Kriegslage nach Zeitungen aus Belgien und der französischen Schweiz, welche oft von den wunderbarsten Siegen der französischen Streitkräfte zu berichten wußten. Die Aufsichtsbehörden waren liberal genug, diese Zeitungen passieren zu lassen; nur die „Indépendance Belge“ wurde wegen ihrer gar zu extremen Deutschfeindlichkeit in den Gefangenen-Depots verboten. Auch Habert de Gineftet setzte, wie er erzählt, seine Hoffnung auf eine französische Landung. Daß er von dem Stettiner Depot in das Swinemünder übergeführt wurde, geschah auf seinen eigenen Antrag, und er stellte diesen, indem er insgeheim eine baldige Aktion der französischen Marine erwartete. An den Gefangenen-Baracken zu Stettin und Umgegend wurden in der Nacht Zettel angeschlagen, welche in französischer Sprache die Insassen aufforderten, sich bereit zu halten; Frankreich zähle auf sie. Stettin war damals eine Stadt von 70 000 Einwohnern und beherbergte 20 000 gefangene Franzosen;***) so ganz leicht war also die Unruhe unter den unfreiwilligen Gästen nicht zu nehmen. Der Gouverneur der Küstenlande, der aus dem Kriege von 1866 rühmlichst bekannte General Vogel von Falckenstein, hielt nach dem Falle von Paris und dem Abschluß des Waffenstillstandes noch immer für möglich, daß im Falle erneuerter Feindseligkeiten eine französische Flotte an den deutschen Küsten erschien. Er beantragte beim Kriegsministerium, daß nach dem eventuellen abermaligen Auslaufen der feindlichen Flotte die in der Nähe der Küste belegenen vier großen Kriegsgefangenen-Depots geräumt würden, da sie mit ihren 36 000 Insassen die Quelle von Beunruhigungen zu werden vermöchten. Dafür sollten drei große Zentraldepots bei Minden, Stargard und Löben angelegt werden, um diejenigen Kriegsgefangenen aufzunehmen, welche sich weiter hinterwärts im Lande nicht unterbringen ließen. Dadurch mache man mehr Streitkräfte für den Küstenschutz disponibel, „indem die gegenwärtigen Besatzungen für die lokale Verteidigung der Küsten bei weitem nicht ausreichen“.***)

*) Allgem. Kriegsdep. an Kommandantur von Stettin. 19. Dezember 1870.

***) Schreiben des Kommandanten von Stettin an die Agence internationale de secours aux militaires blessés. Vom 19. November 1870.

****) Generalgouvernement der Küstenlande an das stellvertretende Generalkommando des II. Korps. 15. Februar 1871.

In demselben schon so weit vorgeschrittenen Stadium des deutschen Sieges zeigte sich das Kriegsministerium beunruhigt wegen der Agitationen eines früher in Straßburg ansässig gewesenen Polen Gadowski, der, mit reichen Geldmitteln versehen, die Depots zu Aufwiegelungszwecken besuchen sollte, und dessen Dingfestmachung nicht gelang. Auch die sich stets wiederholenden Desertionen von Kriegsgefangenen berührten in Berlin immer unangenehmer, da man sie Fehlern des höheren Aufsichtspersonals zuschrieb. Man hegte jedoch diesen Herren gegenüber keineswegs den Verdacht, daß sie durch Unmenschlichkeit die Gefangenen zur Verzweiflung trieben: „Wenn aus übel angebrachter Sentimentalität oder Humanität“, so lautete die Rüge des Ministeriums, „jeder Kommandeur eines Gefangenen-Lagers oder Depots glaubt, besondere Rücksichten nehmen zu müssen, wenn daher nach wie vor ein direkter Verkehr der Gefangenen mit Ueberbringern von sogenannten Liebesgaben oder mit nicht beim Depot angestellten, sondern zureisenden Predigern p. p. an einzelnen Orten gestattet und dagegen von den höheren Behörden nicht eingeschritten wird, dann vermögen allerdings alle Erlasse des Kriegsministeriums keine . . . Abhilfe zu gewähren.“*) Nach dem Eindruck, welchen die Stettiner und Swinemünder Akten machen, kann bei den Kommandanten dieser Festungen von Sentimentalität und pseudohumanitärer Schwäche ebensowenig die Rede sein, wie von ungenügender Kontrollierung der unter ihnen stehenden Offiziere. Allerdings ließen sich die Kommandanten nicht von oben her der Selbständigkeit berauben, die zur ersprießlichen Verwaltung ihres Amtes erforderlich war, und als der grimme Vogel von Falkenstein einen Ukas erließ, dem zufolge keine Uebertretung eines Kriegsgefangenen gelinder geahndet werden sollte als mit vierzehn Tagen Arrest bei Wasser und Brot, wurde die bezeichnete ab irato-Verfügung von den Kommandanten unbeschadet des dem Gouverneur der Küstenlande schuldigen Respekts sehr stark *cum grano salis* ausgelegt. Was den Kommandanten von Swinemünde anbetrifft, so gesteht Habert de Gineftet selber, er sei kein böser Mann gewesen und belegt ihn zum Dank mit dem Ehrentitel eines gewaltigen Schafskopfs. (*Pière ganache.*)

Das preußische Kriegsministerium war trotz seiner vielleicht etwas übertriebenen Besorgnis vor den Agitationen in den Gefangenen-

*) Kriegsm. an stellv. Generalkomm. des II. Armeekorps. 2. Februar 1871.

Lagern weit davon entfernt, an sich für das Wohl der Kriegsgefangenen förderliche Maßregeln bloß deshalb zu inhibieren, weil sie möglicherweise zu Umtrieben Anlaß geben konnten. So blieb es bei der Erlaubnis, daß der vom Kriegsministerium empfohlene Gefangenen-Unterricht auch von Kriegsgefangenen französischen Offizieren erteilt werden durfte, soviele unzuverlässige Elemente sich auch unter diesen Herren befinden mochten. Bedinglich wurde den Vorstehern der Gefangenen-Depots eingeschärft, Unterricht, den französische Offiziere ihren Leuten erteilten, unter allen Umständen durch eine sprachkundige Person überwachen zu lassen. Mit der Anleitung zu geistiger Tätigkeit nahm es das Kriegsministerium, das bei den Franzosen nur eines Soldaten nicht unwürdige Beschäftigungen dulden wollte, überhaupt sehr ernst. Durch eine Rundfrage bei allen Gefangenen-Depots informierte es sich, wie viele Gefangene lesen und schreiben konnten, und als ein Rapport des Kommandanten von Swinemünde über seine Gefangenen jene Anfrage zu beantworten unterließ, weil er sie offenbar für unerheblich erachtete, belehrte ihn das allgemeine Kriegsdepartement durch sofortige Wiederholung der Anfrage eines Besseren. Von der obersten militärischen Verwaltungsbehörde ausgehend, durchdrang das Bestreben, die Franzosen mit geistiger Nahrung zu versehen, und sie dadurch ihre peinliche Lage auf ein paar Stunden vergessen zu machen, alle Kommando-Chargen. Als das Berliner Komitee für die literarische Versorgung französischer Kriegsgefangener den Kommandanten von Stettin anfragte, ob die Gefangenen, denen man schon einmal einen Vorrat Bücher geschickt hatte, für eine zweite Sendung Interesse empfänden, ließ der Kommandant das bezeichnete Schreiben bei den Kriegsgefangenen-Bataillonen zirkulieren. Sämtliche Kommandeure bemerkten bei der Rücksendung des Schriftstückes, die Nachfrage nach Büchern sei eine starke, und es erscheine als dringend wünschenswert, daß das Stettiner Gefangenen-Lager von dem genannten Komitee aufs neue mit Geschenken bedacht würde. Ueberhaupt haben die militärischen Behörden jede Gelegenheit wahrgenommen, um das rühmliche Bestreben der deutschen Privatwohlthätigkeit, die müßigen Stunden der Gefangenen durch Lektüre zu verkürzen, in wirksamer Weise zu fördern.

Mit am seltsamsten in dem Pasquill von Habert de Gineftet berührt die Behauptung, die preussische Verwaltung habe den größeren Teil der Geldsendungen unterschlagen, welche den Ge-

fangenen zugingen. Wie absurd dieser Verdacht ist, geht schlagend hervor aus einem Aktenbündel, das mir vorgelegen hat, mit der Aufschrift: „Acta, betreffend Geldangelegenheiten der Kriegsgefangenen.“ Die genannten Dokumente beweisen, welche Mühe man sich preußischerseits gegeben hat, die oft schwierige Ermittlung der Empfänger von Geldsendungen auszuführen. Die Kommandanturen bewiesen dabei mitunter eine ziemlich große Kulanz. So wurde dem Jacques Dupont zu Swinemünde eine Summe von 30 Franken ausgezahlt, obgleich sein Anspruch auf das Geld nicht mit völliger Sicherheit festzustellen war. Er mußte das schriftliche Versprechen eventueller Rückzahlung abgeben, was der Brave in der folgenden klassischen Form tat: „jacques josep Dupont. je declare à voir resus la somene de 30 fran, je moblige ran dre la somme si elle ne me re vien pas.“ Dieses Dokument trägt außer der Unterschrift des Jacques Josep Dupont die des Stellvertretenden Platzmajors von Swinemünde, des Kommandanten der genannten Festung und des Kommandanten von Stettin. Denn höchst minutiös wurden derartige Geschäfte von allen Instanzen behandelt. Von jedem eingehenden Geldbrief hatte der Führer der betreffenden Kriegsgefangenen-Kompagnie der Kommandantur Meldung zu machen. Die Namensunterschriften der Empfänger, die in diesen Meldungen enthalten sein mußten, galten in der Regel als Beweis für die richtige Bestellung der Geldsendung. In besonderen Fällen ließ sich jedoch die Kommandantur noch obendrein die Avisbriefe vorlegen, um eine zweifelhafte Berechtigung genauer prüfen zu können. Oberhalb der Kommandanturen funktionierte in der Hauptstadt der Monarchie das Nachrichtenbureau für Kriegsgefangene. Dieses verlangte von den Kommandanturen den Namen jedes einzelnen Kriegsgefangenen zu wissen, und mahnte scharf, wenn sie säumig gemeldet wurden. Es tadelte die Kommandanturen und deren untergeordnete Organe nicht minder nachdrücklich, wenn etwa Briefe, deren Adressaten in ein anderes Depot versetzt worden waren, der Post einfach mit dem Vermerk „unbestellbar“ zurückgegeben wurden, anstatt daß jener Tatbestand in der angemessenen detaillierten Weise auf den Kuverts vermerkt war.

Wie das bei einem so eigenartigen Zweige des Postdienstes nicht anders sein konnte, vollzog sich der Betrieb nicht ganz ohne Störungen. Es kam mehrfach vor, daß auf der Stettiner Post die für die Kriegsgefangenen eingegangenen Gelder drei bis vier Wochen

liegen blieben, ohne abgeholt zu werden.*) Indessen blieb die Kommandantur bei diesem Zustande, der für die ungeduldig harrenden Gefangenen allerdings höchst peinvoll war, nicht gleichgültig, sondern ordnete die Ergreifung abhelfender Maßregeln an. In dem schon öfter zitierten Magdeburger Bericht heißt es über die postalischen Schwierigkeiten: „Bei dem fortwährenden Wechsel der Kompagnieführer und des der französischen Sprache nicht mächtigen Aufsichtspersonals, bei den vielen gleich oder ähnlich klingenden Namen der Gefangenen und bei vorgekommenen absichtlichen Täuschungen war es ganz unvermeidlich, daß von den massenhaft eingehenden Geldbriefen und Postmandaten einzelne nicht an die richtige Adresse kamen, andere ganz verloren gingen.“ Verloren gegangene Geldsendungen wurden von der preußischen Verwaltung, die Habert de Ginetet der Unterschlagung beschuldigt, den Empfängern ersetzt. In Magdeburg bestritt man den Ersatz aus dem Erlös, welchen der Menagesonds aus verkauften Knochen und Kartoffelschalen zog. Aus diesem Erlöse, berichtet die Magdeburger Kommandantur in echt preußischem Beamtengeist, konnten noch 772 Taler 1 Sgr. 8 Pf. „Ueberschuß zur Vereinnahmung an die Staatskasse abgeführt werden.“

Man war preußischerseits so wenig mit Gelüsten nach dem Gelde der Kriegsgefangenen erfüllt oder so wenig teilnahmslos gegenüber den Interessen derer, die auf Barmittel aus der Heimat warteten, daß sogar Fürst Bismarck seinen Einfluß geltend machte, um ein möglichst tabellofes Funktionieren des betreffenden administrativen Apparates zu bewirken. Er teilte dem Kriegsministerium amtlich mit, daß häufig Adressaten von Geldsendungen in den Gefangenenlagern den Absendern gegenüber den Empfang in Abrede gestellt hätten: „Im allgemeinen deutschen Interesse“, wie er sich ausdrückte, ließ das Kriegsministerium auf jene Eröffnung des Reichskanzlers hin vermittels der Generalkommandos die Aufsichtsbehörden der Gefangenendepots daran erinnern: „daß sie auf Verlangen den Nachweis über den weiteren Verbleib der gegen Quittung übernommenen Postsendungen zu führen und in etwaigen Verlustfällen für den Ersatz aufzukommen haben“. Ungeachtet dieser fürsorglichen Maßnahmen stand die preußische Verwaltung auch bei anderen Kriegsgefangenen als Habert de Ginetet

*) Acta Specialia des 1. Kriegsgefangenen-Bataillons. Stettiner Postamt an Kommandantur. 25. November 1870.

in dem Verdacht, die Vermittlung der Geldsendungen nicht gewissenhaft zu besorgen. So lief unter den Franzosen das Gerücht um, die Stettiner Post verwahre die Geldsendungen nicht in diebes-sicheren Behältern auf und dadurch komme viel Geld weg. Die bezeichnete Person wurde in Umlauf gesetzt von Gefangenen, die in der Stadt beschäftigt waren. So wenig ein derartiges Verfahren in der Verwaltung des Generalpostdirektors Stephan für wahrscheinlich gelten konnte, zog die Kommandantur genaue Erkundigungen darüber ein, ob an den französischen Behauptungen irgend etwas begründet war. Natürlich vermochte die Stettiner Postdirektion der Kommandantur nur die absolute Haltlosigkeit der an ihrem Dienstbetrieb gemachten Ausstellungen zu bestätigen.

Die Beträge, welche den Kriegsgefangenen zuströmten, hatten eine sehr verschiedene Höhe; manche waren ganz klein, indem sie 10 Franken nicht überstiegen und manchmal noch dahinter zurückblieben, aber auch Summen von 50—80 Franken und darüber kommen vor. Demgemäß brauchten keineswegs alle Injassen der Depots sich mit der Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse zu begnügen, vielmehr gab es auch Gefangene, die beispielsweise beim Kartenspiel auf einmal einen ganzen Taler springen ließen. Als die Hoffnung der Eingeschlossenen auf Befreiung durch die französische Flotte jene Unruhe in den Depots hervorrief, von welcher auch Habert de Gineftet ergriffen wurde, blickten einzelne die Aufsicht führende Offiziere mit einer gewissen Besorgnis auf die Varmittel in den Händen ihrer Schutzbefohlenen. Die Postanweisungen, so meldete einer von den Kommandeuren der Stettiner Kriegsgefangenen-Bataillone, fingen an, verdächtig groß zu werden. In drei Tagen seien für das Bataillon 3537 Taler angekommen, meist aus der Schweiz und aus Belgien, nicht aus Frankreich durch die Vermittlung dort funktionierender preußischer Postämter.*) Der bezeichnete Offizier beantragte, daß die angelangten bedeutenden Summen nicht auf einmal, sondern ratenweise ausgezahlt werden sollten, und die maßgebende Stelle entschied demgemäß.

Von seinem Standpunkte aus nennt das Habert de Gineftet Unterschlagung. Aber er ist in Geldangelegenheiten überhaupt sehr voreingenommen gegen die preußischen Militärbehörden, unter deren Obhut man ihn genommen hat. Die Gefangenen mußten 5 Stunden täglich für ihren Unterhalt ohne Entgelt arbeiten; wenn

*) Kommandeur des ersten Kriegsgefangenen-Bataillons an die Kommandantur. 11. Dezember 1870.

sie freiwillig länger arbeiteten, bekamen sie eine Zulage zu dem Verpflegungszuschusse, den sie gleich preussischen Soldaten empfangen. *) Unser Autor behauptet nun, nicht einen Groschen baares Geld erhalten zu haben. Was die Entschädigung für die Ueberstunden anbelangt, so mag Habert de Gineftet die Wahrheit erzählen. Die Gefangenen in Swinemünde wurden mit der Abtragung eines Höhenrückens beschäftigt, der die Festungswerke in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigte. Indessen führte man die Gefangenen nur wenig zur Arbeit, wegen der sehr kalten Witterung. **) • Wenn jedoch Habert de Ginestets Behauptung sich auch auf den Verpflegungszuschuß beziehen sollte, so wird es wahrscheinlich eine besondere Bewandnis damit gehabt haben, daß man ihm kein Geld in die Hände gegeben hat. Den Insassen des Kriegsgefangenendepots zu Kolberg wurde der Verpflegungszuschuß entzogen, weil die geistiger Anregung bedürftenden Elemente unter den Gefangenen das Geld ihrem Fonds zum Ankauf von Schnaps zugeführt hatten. Um eine so wenig zweckentsprechende Verwendung des Verpflegungszuschusses unmöglich zu machen, wurde den Kolberger Gefangenen fortan anstatt des baaren Geldes direkt Tabak, Bier usw. in angemessenen Quantitäten verabreicht. ***) Man sieht, bloß von Tapeziererkleister mit Schwaben brauchten die Franzosen in Kolberg so wenig zu leben wie in Stettin und Swinemünde, und es war nicht allein in Magdeburg, daß die preussische Militärbehörde den Gefangenen enibehrlische Genußmittel wie Tabak und dergleichen auf ihre Kosten hat zukommen lassen.

Auch in Stettin wurden die baaren Kompetenzen der Franzosen, Verpflegungszuschuß wie Arbeitslohn, zurückbehalten, soweit die Empfangsberechtigten sich verschwenderischer Neigungen verdächtig machten. Der Kommandant von Stettin, der nach dem Maße seiner Einsicht über alle Interessen der ihm anvertrauten Franzosen gewissenhaft wachte, erließ zur Regelung gewisser Details jener Frage einen eingehenden Kommandanturbefehl, aus dem ich folgende Stelle anführen will: „ . . . Den (zurückbehaltenen) Röhnungsrest auch zum Ankauf der kleinen Bedürfnisse wie Seife,

*) Regulativ über die Behandlung, Verpflegung pp. der Kriegsgefangenen vom 30. Juli 1870, § 32.

**) Die königl. Fortifikation zu Swinemünde an die 2. Festungsinspektion zu Berlin. 11. Februar 1871.

***) Premierleutnant Fromm, Führer der 71. Kriegsgefangenen-Kompagnie, an das königl. Kommando des 1. Kriegsgefangenen-Bataillons. Stettin 12. Juni 1871.

Wichse pp. im ganzen zu verwenden, erscheint ebensowenig rätlich, da dann kein Unterschied zwischen dem ordentlichen Mann, welcher seine Sachen in acht nimmt und sparsam damit umgeht und dem unordentlichen Menschen gemacht werden kann; der erstere also entschieden im Nachteil ist. Zweifellos muß hierbei dem Kompagnieführer überlassen bleiben, *e i n z e l n e n* besonders unzuverlässigen Leuten ihre sämtlichen Bedürfnisse durch den Korporalschaftsführer beschaffen zu lassen und eventuell denselben kein Geld in die Hände zu geben.“ Nach dem zitierten Stettiner Kommandanturbefehl und den entsprechenden Kolberger Anordnungen zu urteilen, muß Habert de Ginetet aus dem einen oder dem anderen Grunde selber Schuld daran gewesen sein, wenn ihm gegenüber die preußische Militärbehörde auf naturalwirtschaftliche Zahlungsgewohnheiten zurückgegriffen hat.

Im Auslande hat man von der religiösen Toleranz in Preußen vielfach keine günstige Meinung, und es kann hier und da sehr wohl geglaubt werden, was Habert de Ginetet behauptet, nämlich daß in Stettin die französischen Soldaten katholischen, jüdischen und muhammedanischen Bekenntnisses zu regelmäßiger Teilnahme an dem protestantischen Gottesdienste genötigt worden wären. In Wahrheit erfreuten sich die katholischen Kriegsgefangenen nicht allein absoluter kirchlicher Duldung, wie das selbstverständlich ist, sondern der preußische Staat übernahm auch die positive Fürsorge für ihre religiösen Bedürfnisse. So befindet sich bei den Akten ein Dokument, durch welches von Seiten der Militärbehörde dem Paderborner Kuratgeistlichen Fels die Ermächtigung erteilt wird, die zu Stettin eingeschlossenen Kriegsgefangenen zu pastorieren. Der Staat zahlte dem genannten Priester für seine Mühewaltung eine monatliche Remuneration von 50 Thalern und einen Beitrag zu den Kultuskosten von 10 Thalern.*) Niemand wird der deutschen Militärverwaltung verübeln, daß sie Geistliche französischer Nationalität nicht gern zu den Gefangenen ließ, soweit das Bedürfnis durch französischsprechende Religionsdiener des eigenen Untertanenverbandes gedeckt zu werden vermochte. Da dies aber naturgemäß nur zum Teil der Fall war, so ließ man preußischerseits auch französische Priester der katholischen Kirche in die Gefangenenlager zu, am liebsten nur für den öffentlichen Kultus, wenn es jedoch sein mußte, auch zu der heiklen Funktion der Ab-

*) Allgemeines Kriegsdepartement an den katholischen Feldpropst der Armee Bischof Ramszanowski, am 13. Januar 1871.

nahme der Beichte.*) So wurde der französische Abbe Graf Enzenburg zur Teilnahme an der Seelsorge für die Stettiner Kriegsgefangenen herangezogen, den Geistlichen Pere Marie und Abbe Girard die Pastorierung des Gefangenenlagers in Magdeburg übertragen. Die beiden zuletzt genannten französischen Priester empfangen gleich dem Kuratus Fels monatlich je 50 Thaler plus 10 Thaler Kultuskosten. Für alle katholischen Prediger, welche ihre Glaubensgenossen in den Depots besuchen wollten, war Bedingung des Einlasses ein Zeugnis des katholischen Feldpropstes der Armee, Bischof Ramszanowski. Dieser Kirchenfürst polnischen Volkstums, dessen Loyalität später in der Kulturkampfzeit mit Recht oder Unrecht stark in Zweifel gezogen worden ist, wird auf keinen Fall gegen die französischen Kleriker allzu exklusiv verfahren sein.

Um die Seelsorge für beide christliche Religionsparteien zu erleichtern, verfügte die Militärbehörde, daß die evangelischen Kriegsgefangenen im Bereich des II. Armeekorps möglichst in Stettin zu konzentrieren und im Austausch dagegen katholische in die anderen Gefangenen-Lager des Korpsbezirks zu schicken seien. In Swinemünde meldeten sich auf jene Verfügung, die für die beteiligten Behörden mancherlei lästige Schreibereien und andere Unbequemlichkeiten mit sich gebracht hat, 64 Franzosen als evangelisch. Ob sie wirklich sämtlich den Bekenntnissen Calvins und Luthers angehörten, oder ob sich nicht vielleicht manche für evangelisch ausgaben, um auf diesem Wege aus dem einsamen, langweiligen Swinemünde in das unterhaltendere Stettiner Depot zu kommen? Vielleicht erklärt es sich so, daß zu Stettin nichtprotestantische Franzosen zum evangelischen Militär-Gottesdienst geführt worden sind, wenn es überhaupt wirklich vorgekommen ist. Jedenfalls müßte die preußische Obrigkeit für vollkommen unschuldig an einem solchen Irrtum angesehen werden. Warum gestattete sonst der König von Preußen dem Pater de Damas, Almosenier der französischen Armee, sämtliche Gefangenen-Lager zu bereisen?**) Man hat sich mithin vor der Kontrolle durch diesen dem feindlichen Lande angehörenden geistlichen Würdenträger nicht gefürchtet. Nach unserem Autor sind auch Juden und mohammedanische Turkos zwangsweise dem

*) Beilage zum Erlaß des Kriegsministers vom 29. Dezember 1870 an die Stellvertretenden Generalkommandos.

**) Allgemeine Kriegsdep. an stellv. Generalkommand. des II. Korps. 5. Dezember 1870.

protestantischen Gottesdienst zugeführt worden. Bei den Akten der Stettiner Kommandantur befindet sich ein Zettel folgenden Inhalts: „Der Kriegsgefangene Levi von der 19. Kriegsgefangenen-Kompagnie hat drei Tage strengen Arrest erhalten, weil er ohne Erlaubnis aus der Synagoge in die Stadt gegangen ist.“*) Die Franzosen jüdischer Konfession gingen also in die Synagoge, nicht, wie Habert de Gineftet behauptet, in die evangelische Kirche. Was das äußere Glaubensleben der Turkos anbetrifft, so läßt sich aus den Akten nichts darüber ermitteln, vielmehr erscheinen diese Mitkämpfer der grande nation nur in dem gerichtlichen Teil der Urkunden, wenn es dem preußischen Aufsichtspersonal obgelegen hatte, kriegsgefangene französische Soldaten gegen die Messerstecherei und die sodomitischen Gelüste mancher brauner Afrikaner in Schutz nehmen.

Schwerer ist Habert de Gineftet zu widerlegen, wenn er sich über die Unredlichkeit der Deutschen beklagt, mit denen er beim Einkauf seiner Bedürfnisse zu tun gehabt hat. Gewiß wird mehr als ein Geschäftsmann skrupellos genug gewesen sein, um die mangelnde Sprachkenntnis der Franzosen und ihre auch sonst den vorteilhaften Handelsverkehr wenig begünstigende Lage schonungslos auszubeuten. Jedenfalls dürfen wir aber mit Genugtuung feststellen, daß die Militärbehörden die Gefangenen nachdrücklich verteidigt haben, so oft innerhalb des militärischen Kompetenzbereiches unreelle Händler ihnen zu nahe traten. So entzog der Platzmajor von Fort Wilhelm, wo Habert de Gineftet interniert war, dem dortigen Restaurateur M. . . die Konzession für seine Marketenbude, nachdem zwischen M. und einigen französischen Soldaten ein Streit über die angeblich viel zu geringe Größe eines Stückes Käse entstanden war, welches der Restaurateur für einen Groschen verkauft hatte. M. erhob Beschwerde beim Kommandanten. Der Platzmajor, aufgefordert, sich über die Gründe der Zurücknahme der Konzession zu äußern, erklärte M. für ungeeignet zum Fortbetrieb seines Gewerbes: „weil er fortgesetzt die Gefangenen überteuert und das französische Geld weit unter dem Kurs berechnet hat“. Daraufhin bestätigte der Kommandant die Verfügung des Platzmajors, und der Restaurateur verlor die Konzession.

Der scharfe Tadel, welchen Habert de Gineftet wegen ungenügender Bekleidung und Behausung ausspricht, verdient eine besonders gründliche archivalische Beleuchtung. Denn er ist besser

*) Meldung von Dr. . . . , Hauptmann und Führer der 19. Kriegsgefangenen-Kompagnie. Stettin, 2. Oktober 1870.

begründet als die gesamte sonstige Kritik unseres Verfassers, und es kommt deshalb alles darauf an, das wahre Maß der Mängel, sowie den Grad einer etwaigen Verschuldung der preußischen Behörden festzustellen. Indem wir uns zunächst der Frage der Behausung der Kriegsgefangenen zuwenden, finden wir die folgende Vorschrift, welche die oberste Stelle zu Berlin hinsichtlich jenes Punktes den Kommandanturen machte: „Die Unterbringung der Kriegsgefangenen in den Gefangenen-Depots erfolgt im allgemeinen nach den für die Kasernierung preußischer Truppen im Kriege bestehenden Grundsätzen. . . . Das Raumbedürfnis kann nach dem Ermessen des Kommandanten soweit beschränkt werden, als es ohne Gefährdung des Gesundheitszustandes der Gefangenen zulässig erscheint.“*) Als der Plakmajor von Swinemünde an die Errichtung der Baracken für die dorthin bestimmten 1100 Gefangenen gehen wollte, reichte er zunächst dem Kriegsministerium den Plan ein, mit dem Hinzufügen, die Baracken sollten genau so angelegt werden wie die entsprechenden Baulichkeiten für preußische Truppen. Das Kriegsministerium prüfte den eingereichten Plan und hieß ihn gut; nur verfügte es eine größere Zahl von Türen, als projektiert war, zum besseren Verkehr für die Insassen der Baracken und gegen Feuergefährdung. Indessen vermochte die größte Fürsorglichkeit von oben her nicht zu bewirken, daß alle Gefangenen-Depots mit dem gleichen Erfolge die Schwierigkeiten überwand, welche der behaglichen und dabei sicheren Unterbringung so großer Gefangenenmassen naturgemäß entgegenstanden. Ueber die Wohnlichkeit der Swinemünder Baracken nach ihrer Vollendung habe ich in den Akten nichts gefunden, bin daher auch nicht in der Lage, mich zu dem abschreckenden Bild zu äußern, welches Habert de Gineftet von jenen Lokalitäten entwirft. Dagegen steht für Stettin un-leugbar fest, daß nach der bezeichneten Richtung hin beträchtliche Uebelstände vorhanden waren. Der Kommandant von Stettin schrieb selber dem Kriegsministerium von: „dem bedeutenden und bedenklichen Krankheitszustand der Franzosen, ihrer mangelhaften Unterkunft und teilweise bedenklichen Kleidung.“**) Gegenüber einer anderen Adresse hob der Kommandant hervor, daß in Stettin, einer Stadt von 70 000 Einwohnern, 20 000 Gefangene

*) Regulativ über die Behandlung, Verpflegung pp. der Kriegsgefangenen vom 30. Juli 1870. § 1.

**) Kommandant von Stettin an Allg. Kriegsdep. Am 9. Oktober 1870.

zusammengedrängt seien, obgleich in der hygienisch sehr ungünstig gestellten Stadt Tynphus auch im Frieden niemals aussterbe.*)

So lagen die Verhältnisse generell; die detaillierten Rapporte über Wohnungsangelegenheiten der Gefangenen machen einen noch weniger befriedigenden Eindruck. Ueber die Baracken des Forts Wilhelm, wo unser Autor untergebracht war, fällt der dortige oberste Befehlshaber folgendes absprechende Urteil: „Die Lokalitäten im Fort Wilhelm sind nicht zweckentsprechend. Sie sind zu stark belegt, zu feucht und haben zu wenig Licht.“**) Ein Teil der im Fort Preußen internierten Franzosen war nicht besser untergebracht. In Kaserne A war das Dach schadhast geworden: „Die einfachen Bretter mit Dachpappe überzogen“, so wird dieser Wohnraum dienstlich geschildert, „gestatten das Durchschlagen der Kälte derart, daß sich innerhalb fingerdicker Reif ansetzt, welcher beim Heizen des Bodenraumes schmilzt und heruntertropft.“***) Noch frostiger, als wie hier ein Stettiner Gefangenen-Quartier geschildert wird, will Habert de Gineftet in den Baracken zu Swinemünde gewohnt haben. Die Kälte, sagt er: „bedeckte unsere erbärmliche Wohnung mit dicken Eisschichten, die auf den inneren Wänden richtige Platten bildeten und von den Decken wie lange Stalaktiten herabhingen. Bei Licht hatte dies eine sehr malerische Wirkung, und die Spazmacher (les loustics) der Stubengenossenschaft behaupteten, wir könnten uns einbilden, in einer mit Diamanten tapezierten Grotte oder im Palaste Aladins zu wohnen.“ Im Palaste Aladins wohnten die Kriegsgefangenen auch wirklich, wenn sie ihr Los mit dem viel härteren Schicksal der französischen Armeen verglichen, welche die Regierung der Republik zum Entsatz von Paris improvisiert hatte, um sie sofort den Unbilden eines überaus beschwerlichen Winterfeldzuges auszusetzen. Das französische Sprichwort: „A la guerre comme à la guerre!“ gilt auch für diejenigen Soldaten, welche in Gefangenschaft geraten. Solange die Widerwärtigkeiten, denen sie sich ausgesetzt sehen, innerhalb gewisser Grenzen bleiben, dürfen sie dem ja auch durch die Lasten des Krieges beengten Sieger keine Vorwürfe machen. Was speziell die Militärverwaltung zu Stettin angeht, so kann bei ihr von Kalt-

*) Antwort des Kommandanten von Stettin auf das Schreiben der „Agence internationale de secours aux militaires blessés“. November 1870.

**) Böhm, Major und Bataillons-Kommandeur an den Kommandanten. Am 9. Januar 1871.

***) Meldung der 25. Kriegsgefangenen-Kompagnie an das 2./3. Kriegsgefangenen-Bataillon. 8. Januar 1871.

herzigkeit und Bosheit gegenüber den Gefangenen keine Rede sein. Das beweist die Tonart, in welcher der dienstliche Schriftwechsel der betreffenden Behörden die Notlage der internierten Franzosen behandelt. Auch ist die Tatsache sehr frappant, daß auf jenen Bericht von der Schadhastigkeit des Daches einer Kaserne nicht bloß der Bodenraum sondern das ganze Gebäude evakuiert wurde, so große Ungelegenheiten es auch machte, für die 2500 Insassen andere passende Lokalitäten aufzufinden.

Nach Habert de Gineftet haben viele Kriegsgefangene bloß ein einziges Hemd gehabt; ein zweites wurde ihnen preußischerseits nicht gegeben. Auch diese Behauptung ist absolut unglaubwürdig: „Behufs des Wechsels der Wäsche“, so lautete die aus Berlin den Depots erteilte Vorschrift, „wird jedem Kriegsgefangenen aus den Beständen der Strafabteilung eventuell desjenigen Truppenteils, welchem die Kriegsgefangenen in ökonomischer Beziehung attachiert sind, wenn nötig, ein zweites Hemd verabreicht.“*) Daß der zitierte Erlaß wenigstens in Stettin strikt befolgt wurde, ersehen wir aus einem Kommandanturbefehl, laut dem einer einzigen Kriegsgefangenen-Kompagnie nicht weniger als 509 Hemden angewiesen werden.***) Natürlich konnte die Unmenge erforderlicher Hemden nicht mit einem Schlage beschafft werden, zumal immer neue Gefangene hinzutraten. Jedenfalls liegt aber aus dem Herbst 1870, vor dem Eintritt der rauhen Jahreszeit, die Meldung des Kommandeurs eines Kriegsgefangenen-Bataillons vor, daß in den meisten Kompagnien seines Truppenteils die Leute schon mit zwei Hemden versorgt wären; bei einzelnen Kompagnien kämen auf den Mann sogar mehr als zwei.

Wenn unser Verfasser ferner tadelt, die jedem Gefangenen übergebene wollene Decke sei viel zu kurz gewesen, so ist dagegen zweierlei zu bemerken. Erstens versteht man nicht, wie eine preußische Militärdecke, die für preußische Mannschaften ausreichend lang war, die viel kleineren Franzosen unbedeckt gelassen haben kann, und zweitens erhielt nicht jeder Gefangene bloß eine Decke sondern, wenn er deren bedurfte, ihrer zwei.***) Nach der Auffassung der Kameraden Habert de Gineftets herrschte in den

*) Regulativ über die Behandlung pp. § 20.

***) Kommando der immobilen Artillerie des II. Armeekorps an das königliche Ersatz-Bataillon 3. Pommerisches Infanterie-Regiment Nr. 14. Stettin, 24. September 1870.

****) Kriegsm. an Garnisonverwaltung in Swinemünde. 20. Oktober 1870. Kriegsm. an Kommandantur von Stettin. 22. November 1870.

Stettiner Depots ein solcher *embarras de richesse* an Decken, daß die Kriegsgefangenen sie heimlich an Einwohner der Stadt verkauften. In einem Falle wurde festgestellt, daß 5 Kompagnien Kriegsgefangener 11 wollene Decken und 80 Handtücher gestohlen hatten.*) Schon vorher hatten die Kriegsgefangenen einen verbotenen Handel mit Gebrauchsgegenständen getrieben, indem sie z. B. die Knöpfe von ihren Monturen abschnitten und dem Publikum zuwarfen. Mehrere Kommandanturbefehle beschäftigten sich mit diesem unerlaubten Gewerbebetriebe. Einer von ihnen, der einen besonders lebhaften Ton anschlägt, geht davon aus, daß nach mehreren zuverlässigen Mitteilungen Gefangene versucht hätten, an Stettiner wollene Decken zu verkaufen: „Es wird,“ fuhr der Kommandanturbefehl fort, „bei der Verhinderung solcher nachsichtigen Energie und Strenge erwartet, widrigenfalls diejenigen Herren Kommandeure resp. Kompagnie-Führer, welche sich säumig und nachlässig gezeigt haben, nicht bloß persönlich, sondern auch mit ihrem Vermögen für die fehlenden Sachen verantwortlich bleiben.“**) Nun könnte jemand sagen, die bedauernswerten Gefangenen hätten den verzweifelten Entschluß, ihre Utensilien zu verkaufen, wahrscheinlich zur Befriedigung irgend eines dringenden Bedürfnisses gefaßt oder zur Erlangung eines gewohnten harmlosen Genußes. Aber eine solche Annahme würde verfehlt sein, denn in dem schon öfter zitierten Magdeburger Bericht, der den Franzosen so wohlgefinnt ist, heißt es: „Trotz aller nur möglichen Vorsichtsmaßregeln und angedrohter strengster Strafen konnte es doch nicht gänzlich verhindert werden, daß ein Teil der Gefangenen die ihnen gegebenen Handschuhe, Holzschuhe, Strümpfe und Unterjacken verkauften. . . . Diese Leute entäußerten sich lieber dieser Gegenstände, die eine große Wohlthat für sie waren, nur um sich dem augenblicklichen Genuß von Branntwein hingeben zu können.“

Von den Gefangenen, welche in der Umgegend von Stettin ländliche Arbeiten verrichteten, wurde der Kommandantur gleichfalls gemeldet, daß die Leute die ihnen gelieferten Sachen verkauften. Zugleich kamen aus mehreren Ortschaften Klagen über anderen groben Unfug nach Stettin, den die Franzosen haufenweise getrieben haben sollten. So berichtet ein berittener Gensdarm: „Besonders artet dieses Umhertreiben in Branntweintrinken in

*) Kasernen-Verwaltungskommission an das Kommando der immobilen Artillerie des II. Armeekorps. 8. März 1871.

**) Kommandantur-Befehl vom 29. März 1871.

ganzen und halben Quarten in den Krügen aus Frauenleute besonders, wenn sie auf der Landstraße gehen, sollen vor den Brutalitäten der Franzosen nicht sicher sein.“ Ich erzählte schon, daß das Betragen der Franzosen im allgemeinen gut, die Zahl der Bestrafungen demgemäß gering war. Von jenen Ausschreitungen rede ich nur, um zu zeigen, daß das Elend der Kriegsgefangenschaft nicht so eintönig war, wie Habert de Gineftet uns glauben machen will. Es gab auch Abwechslung, die der Einzelne, je nach seinen Neigungen, sich derber oder feiner zu gestalten vermochte. Für die Kriegsgefangenen im Fort Preußen, welche etwas Geld von Haus oder anders woher erhalten hatten, mußte es sehr erwünscht sein, daß ein Weinhändler innerhalb des Depots seine Bude aufschlugen und Rotwein, das Glas zu 1½ Sgr., verkaufen durfte. Daß ihnen Bier unter Umständen direkt dienstlich verabreicht wurde, haben wir gesehen. Vorzugsweise erscheinen jedoch, wie das nur natürlich ist, in den Akten die derberen Vergnügungen durch den Schnaps und die Venus Bulgivaga. Bestrafungen wegen Trunksucht erscheinen immer wieder, und es begegnete auch mehrfach preußische Soldaten, denen es nachgewiesen wurde, daß sie sich auf Kosten der Gefangenen mit ihnen zusammen angetrunken hatten. Dem zuletzt genannten Unfug zu steuern, wurde den Vorgesetzten nicht leicht. Die Varmittel der Gefangenen waren eben nicht ganz gering, und wie durstige Kehlen es in Pommern gibt, davon entwirft Habert de Gineftet seinen Landsleuten eine Schilderung, die immerhin etwas wahrheitsgetreuer ist als der Rest seines Buches.

In den Uniformen, die sie aus dem Felde mitgebracht hatten und die ihnen in Fetzen vom Leibe fielen, mit schadhaftem Schuhwerk, ohne Unterzeug, ja ohne Strümpfe und Socken hat die preußische Militärverwaltung, wenn wir Habert de Gineftet Glauben schenken, die französischen Kriegsgefangenen dem norddeutschen in diesem Jahre besonders streng auftretenden Winter ausgesetzt. Die Folge war nach unserem Autor, daß von 1100 Gefangenen, die sich mit ihm in Swinemünde befanden, 300, also mehr als ein Viertel, starben. Wenn wir zunächst die ungeheuerlich klingende Verlustzahl prüfen, finden wir, daß Habert de Gineftet durch eine völlig irreführende Methode zu ihr gelangt ist. Er betrachtete nämlich jeden Insassen des Depots als tot, der ihm aus den Augen gekommen war, ohne daß er den Grund seines Verschwindens kannte. Wie leicht man nach seinen Be-

griffen in Preußen ums Leben kam, lehrt ja die Geschichte von dem Franzosen, der zu Stettin beim Kirchgang totgeschlagen wurde. In Wirklichkeit leerten sich jedoch die Depots noch aus vielen anderen Gründen als durch Krankheit. Wir sahen, daß die im Bereich des II. Armeekorps zerstreuten Kriegsgefangenen protestantischer Konfession in Stettin zusammengezogen wurden, und daß daraufhin 64 Franzosen Swinemünde verließen. Ferner ist darauf hingewiesen worden, daß man die Elsaß-Lothringer aus der Verbindung mit den übrigen Gefangenen löslöste, ja teilweise in die Heimat entließ. Aber auch Kriegsgefangene von anderer als elsass-lothringischer Herkunft wurden aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, wenn ihre völlige und dauernde Militärdienst-Unbrauchbarkeit ärztlich konstatiert war.*) Außerdem wissen wir, wie viele Franzosen die Depots verließen, um Arbeitsstellen in Stadt und Umgegend zu übernehmen. Nicht immer kehrten sie in ihr altes Massenquartier zurück, vielmehr geht aus den Akten hervor, daß häufig genug ein Gefangener auf seinen Antrag nach einer ganz anderen deutschen Stadt veretzt wurde, etwa weil ein dort internierter französischer Offizier ihn sich zum Burtschen ausgebeten hatte oder auch, weil zwischen seiner Familie und irgend einem deutschen Hause eine vor dem Krieg angeknüpfte Freundschaft bestand.

Aus den bezeichneten Gründen ist es kein Wunder, wenn die Franzosen, welche mit 1100 Köpfen in Swinemünde einrückten, mit 800 die Festung wieder verlassen haben. Sicher war nur ein Bruchteil der Fehlenden verstorben. Zwar haben wir gehört, daß der Kommandant von Stettin, auf das Habert de Ginetet seine sämtlichen Vorwürfe mit erstreckt, einen „bedeutenden und bedenklichen Krankheitszustand der Franzosen“ konstatierte. Aber den hatten die Kriegsgefangenen aus dem Felde mitgebracht.**) Ebenso die ungenügende Kleidung, an deren Vervollkommnung preußischerseits mit dem besten Willen und mit Nachdruck gearbeitet wurde. Das Kriegsministerium gestattete den Truppenteilen, welchen die Kriegsgefangenen in ökonomischer Beziehung attachiert waren, in Fällen dringenden Bedürfnisses den Franzosen Großmontierungsstücke zu verabreichen. Die Führer der Stettiner Kriegsgefangenen-

*) Regulativ über die Behandlung, Verpflegung pp. der Kriegsgefangenen. Vom 30. Juli 1870. § 36.

***) Jene Feststellung trägt das Datum des 9. Oktober 1870. Damals lagen 356 Kriegsgefangene im Lazarett; davon 50 am Typhus. 18 waren reconvalescent. In Magdeburg ließ der Gesundheitszustand der Franzosen nichts zu wünschen übrig.

Kompagnien zögerten nicht, im Interesse ihrer Pflegebefohlenen von jenem Ministerialerlaß Gebrauch zu machen, und noch im Hochsommer verlangte einer von ihnen zehn „angetragene Luchhosen“ für seine Kompagnie: „Zur Vorbeugung von Krankheiten“, so begründete der Offizier sein Ersuchen, „ist bei der jetzigen regnerischen und kalten Witterung die Ausgabe von Luchhosen an die nur mit leinenen Hosen versehenen Kriegsgefangenen notwendig“. Der Kommandant gab den bezeichneten Antrag „zur schleunigen weiteren Veranlassung“ an die kompetente administrative Stelle weiter, und diese berichtete darauf: „daß zehn angetragene Luchhosen mit Futter . . . nach vorheriger Abschätzung durch eine unparteiische Kommission dem Premierleutnant Below sofort überwiesen sind“. Bald darauf erhielten die Kriegsgefangenen-Kompagnien von der lokalen Militärverwaltung weitere 79 Hosen sowie 160 Paar Stiefel. Von Berlin her wurde in der Fürsorge für die Bekleidung der Gefangenen gleichfalls nicht nachgelassen, vielmehr verfügte das Kriegsministerium, daß den Franzosen nach Maßgabe des ärztlicherseits konstatierten Bedürfnisses Unterhosen gegeben werden dürften.*) Gleichzeitig wird darauf hingewiesen: „wie es zweckmäßig sein wird, für die von Weg eintreffenden Kriegsgefangenen vorläufig wöchentlich ein Handtuch für zwei Mann verabreichen zu lassen, bis die zweite Garnitur Handtücher für dieselben am Ort eintreffen wird.“**) Man sieht, daß die preußische Verwaltung die nicht ganz leichte Aufgabe, für 370 000 Franzosen ausreichende Winterkleidung zu besorgen, genau so wie ihre anderen Geschäfte behandelte; pedantisch gewissenhaft, vielleicht mit etwas zuviel bürokratischer Zentralisation, nicht ohne eine gewisse Kleinlichkeit, aber durchaus sachgemäß und im Geiste wohlwollender Fürsorglichkeit.

Um die eigentümliche Mischung von Gewissenhaftigkeit und Pedanterie zu charakterisieren, mit der die preußische Verwaltung die Interessen der Kriegsgefangenen wahrnahm, sei folgendes Hiftörchen erzählt. Ein Gefangener, Namens Derbré, hatte erst in Bonn, dann in Berlin im Lazarett gelegen, um schließlich von der Hauptstadt der Monarchie nach dem Stettiner Lazarett geschickt zu werden. Zu Berlin reklamierte er ein Hemd, das er, seiner Aussage zufolge, mit der Nummer 389 versehen, in Bonn hätte liegen lassen. Nach Protokollierung seiner Reklamation wurde er

*) Kriegsm. an Komm. 12. November 1870.

**) Kriegsm. an Komm. 1. November 1870.

nach Stettin befördert. Dorthin folgte ihm ein Schreiben der Berliner an die Stettiner Lazarettverwaltung, in welchem es hieß: „Auf diesseitige Requisition ist . . . aus Bonn anstatt ein Hemd eine Unterhose mit der von Derbré angegebenen Nr. 389 hier eingegangen, welche anbei folgt.“ Zehn Offiziere und Medizinalbeamte haben ihre Namen auf den Rand und die Rückseite dieser inhaltsschweren Urkunde setzen müssen, und dann hat Derbré seine natürlich von einem Offizier beglaubigte Unterschrift geben müssen, daß er habe: „reçu la paire de pantalons, que j'avais laissée à Bonn.“*) — Bei aller ihrer lächerlichen Kleinlichkeit und Pedanterie, welcher Preuße möchte wohl auf den Kern dieser Verwaltung Verzicht leisten!

Die anständige, menschenfreundliche Gesinnung, welche sämtliche in Betracht kommenden Instanzen bei der Regelung der Gefangenen-Bekleidungsfrage an den Tag legten, geht deutlich aus dem folgenden Rapport eines der Kommandeure der Stettiner Kriegsgefangenen-Bataillone hervor. Der Bekleidungsstand der Gefangenen, so wird hier berichtet, ist im allgemeinen befriedigend, bei einzelnen Kompagnien sogar gut, sodas: „dem Eintritt der rauhen Jahreszeit mit Ruhe entgegengesehen werden kann und der Befürchtung eines schädlichen Einflusses auf die des rauhen Klimas Ungewohnten aus Mangel an genügenden Kleidungsstücken in vorzüglicher Weise entgegengetreten zu sein erscheint.“ Viele Leute, rapportiert der Bataillonsführer u. a. außerdem, hätten Mäntel. Wo keiner wäre, sei meistens für den betreffenden Mann bereits eine Unterjacke beschafft worden. Ebenso wie dieser Offizier, handelten die anderen preußischen Vorgesetzten von Gefangenen-Abteilungen. So hören wir, daß die kombinierten Kriegsgefangenen-Kompagnien 27/31, in der Stärke von 498 Mann, 57 Leute mit schlechten Stiefeln umfaßten, und daß diese Personen von der fünfständigen täglichen Arbeit dispensiert waren, die jeder Kriegsgefangene für seinen Unterhalt leisten mußte.**) Der Kommandant von Stettin hegte die Absicht, jeden Franzosen mit zwei Paar Stiefeln auszurüsten, konnte den Plan jedoch nicht durchführen, da die Beschaffung auf Schwierigkeiten stieß. Nur daran hielt er fest, daß jeder Kriegsgefangene auf ein Paar brauchbare Stiefel oder

*) Die Reserve-Lazarettkommission in der Kaserne des 1. Garde-Drägerregiments zu Berlin an die Reserve-Lazarettkommission zu Stettin. Am 5. September 1870.

**) Meldung des Unteroffiziers Verwaldt vom 17. Oktober 1870.

Schuhe Anspruch machen könne, und daß außerdem jede Kriegsgefangenen-Kompagnie einen Reservenvorrat von 50 Paar Stiefeln zu besitzen verpflichtet wäre, damit bei Reparaturen Aushilfsmaterial zur Verfügung stände. Außerdem erkannte der Kommandant ausdrücklich das Recht eines jeden Gefangenen auf einen Waffenrock an, eventuell auf einen preußischen nach Entfernung der farbigen Abzeichen, sowie auf eine Tuchhose, entweder gefüttert oder mit leinener Unterhose. Das Recht der Franzosen auf Socken oder Fußklappen wurde von ihm als selbstverständlich bezeichnet.*)

Der Kommandant von Stettin war einer jener in Preußen häufigen höheren Funktionäre, welche sich um die scheinbar geringfügigsten Angelegenheiten ihres Amtes persönlich zu bekümmern pflegen. Wir haben oben bemerken können, daß er die Gefangenenküchen auf ihre Sauberkeit hin inspizierte. Bei einer anderen Gelegenheit ließ er den Kriegsgefangenen-Bataillonen sagen, er habe in einer Gefangenenbaracke am Abend offenes Licht brennen sehen; der Feuergefährlichkeit wegen dürfe das nicht wieder vorkommen. Mit solcher treuen Pflichterfüllung war indessen eine gewisse subalterne Auffassung seiner dienstlichen Funktionen vereinigt, die zuweilen zu verkehrten Maßregeln führte. Das ministerielle Regulativ über die Behandlung der Kriegsgefangenen stellte die Franzosen grundsätzlich den militärischen Strafabteilungen gleich. Das tertium comparationis zwischen Kriegs- und Strafgefangenen lag darin, daß beide Kategorien vorübergehend ihre Freiheit eingebüßt hatten und zur Zwangsarbeit verpflichtet waren. Im Uebrigen gab es jedoch nach der Anschauung des Ministeriums zwischen Kriegs- und Strafgefangenen zahlreiche Unterschiede, wie aus der Gesamtheit der bezüglichen kriegsministeriellen Erlasse hervorgeht. Man wollte in Berlin den Kommandanturen nur eine Rechtsgrundlage geben, auf der sie fußen konnten. Der Kommandant von Stettin aber legte wenigstens in einem wichtigen Punkte jenes theoretische Prinzip des Regulativs in einem rein formalistischen Sinne aus, der schwerlich den Absichten des Ministeriums entsprach. Er erklärte nämlich in einem Kommandanturbefehl, da den Strafgefangenen keine Mäntel zuständen, so dürften den ihnen rechtlich gleichstehenden Kriegsgefangenen auch keine verabfolgt werden. Lediglich Rekonvaleszenten und Revierkranken käme jenes Kleidungs-

*) Kommandantur-Befehl. Stettin, 11. November 1870.

stück zu, weswegen jede Kriegsgefangenen-Kompagnie 10 Mäntel vorrätig zu halten habe.

So entzog derselbe Kommandant, der nicht ein Quentchen an der vorgeschriebenen Protration fehlen lassen wollte, seinen mit aufrichtigem Wohlwollen betrachteten Schutzbefohlenen den wärmenden Mantel, obgleich er für die Söhne eines milderen Himmelsstriches ein unabweisbares Bedürfnis darstellte. Beide Entschlüsse des Generals entsprangen aus derselben Quelle; peinliche, buchstäbliche Genauigkeit in der Befolgung der von der vorgesetzten Stelle her ergangenen Anordnungen erschien ihm als die höchste Pflicht; nicht die geringste selbständige Entscheidung wagte er sich herauszunehmen. Er muß sich bewußt gewesen sein, in der Mäntelfrage nicht sachgemäß verfügt zu haben. Denn als ihn wenige Tage nach dem Erlaß jenes Kommandanturbefehls die zu Basel begründete „Agence internationale de secours aux militaires blessés“ anfragte, ob in Stettin auch für die gesunden Gefangenen ein Bedürfnis nach der Sendung von warmen Kleidungsstücken vorhanden sei, antwortete der Kommandant bejahend. Er schrieb, daß er der Uebermittlung der angebotenen Gebrauchsgegenstände mit Vergnügen entgegenfähe, weil die Provinz Pommern arm wäre und ihre Privatwohltätigkeit durch die eigenen Krieger in Frankreich fast vollständig in Anspruch genommen sei.

Die Schwierigkeiten, welche der Anschaffung von genügend Unterzeug und dergleichen in Stettin entgegenstanden, waren in Magdeburg unbekannt. Hier ermöglichte die Nichtverbindung der Menage, bei der Ernährung der Franzosen Ersparnisse zu machen, welche die Anschaffung von vielen tausend wollenen Strümpfen, Fußlappen, Unterjacken, wollenen Handschuhen, Shawls u. gestatteten. Daß die Beschaffung der bezeichneten Utensilien vom preußischen Kriegsministerium nicht der Staatskasse zur Last gelegt wurde, sondern daß man die Aufbringung der erforderlichen Mittel den lokalen Behörden überließ respektive von der Arbeitsamkeit der Kriegsgefangenen abhängig machte, begründet für die preußische Militärverwaltung keinen Vorwurf. Denn bis zum heutigen Tage werden bei uns die Soldaten des eigenen Landes von Staatswegen nicht so eingekleidet, wie nach der Ansicht der verwöhnteren Klassen ein dem rauhen Kriegshandwerk obliegender Mann angezogen sein muß; vielmehr bleibt manches dem eigenen wirtschaftlichen Leistungsvermögen und anderen helfenden Umständen überlassen. Ebenjowenig wie gegen den preußischen Staat

kann gegen die Stettiner Kommandantur eine berechtigte Anklage erhoben werden, denn ihr guter Wille läßt sich nicht in Zweifel ziehen und im allgemeinen auch nicht ihre Einsicht. Daß nicht alle Depots gleich zweckmäßig verwaltet wurden, ist kein Wunder. Wir haben deshalb nicht nötig, zu bemängeln, daß den Akten zufolge bei der Verpflegung, Unterbringung und Bekleidung der Stettiner Kriegsgefangenen eine Anzahl von Fehlern begangen worden sind. In anderen Depots, wie beispielsweise in Magdeburg, haben die Insassen sich in der Tat wohler befunden, und demgemäß dürfte es kein Zufall sein, daß die hier besprochene Schmähschrift zum großen Teil aus den Stettiner Verhältnissen ihre Nahrung gezogen hat.

Gabert de Ginestet behauptet, die Gefangenen seien vor ihrer Heimreise nach Frankreich gelb wie Kanarienvögel angestrichen worden, mit einer Substanz, welche die Vernichtung des ihnen anhaftenden Ungeziefers wenigstens zum Teil bewirken sollte. In Wahrheit handelte es sich bei dem bezeichneten Akt nicht um die Reinigung der Gefangenen, sondern um ihre Desinfektion. Es war damit schon längere Zeit vor der Kapitulation von Paris begonnen worden,*) um der Seuchengefahr entgegenzuwirken, welche durch die oben geschilderte schreckliche Unsauberkeit eines Teils der Gefangenen so bedeutend gesteigert wurde. Schon im eigenen preußischen Interesse mußte in dem Kriegsgefangenen-Lager eine rationelle Hygiene zur Geltung gebracht werden. Eine wie ungesunde Stadt Stettin damals war, ist bereits erwähnt worden. Auch die Zivilverwaltung hatte dieser Seite des Gefangenen-Problems ihre Aufmerksamkeit zugewendet, indem der Oberpräsident von Pommern um der öffentlichen Gesundheit der Provinzialhauptstadt willen für eine nachdrückliche Handhabung der Sanitätspolizei innerhalb der Kriegsgefangenen-Depots eingetreten war. Indessen hätte es der Anteilnahme der bürgerlichen Behörde gar nicht bedurft, da alle militärischen Instanzen den Gesundheitsverhältnissen der Franzosen große und anhaltende Beachtung schenkten. Wenige Tage vor dem Abschluß des Präliminarfriedens von Versailles entdeckte man militärärztlicherseits, daß in einem Stettiner Fort das für die Gefangenen-Küche nötige Wasser nicht aus dem bisher benutzten Brunnen, sondern aus einem Graben entnommen wurde, der mit Excrementen verunreinigt war: „Alle

*) Stabsarzt a. D. Dr. Behm an das kgl. Kommando des II. und III. Kriegsgefangenen-Bataillons. Stettin, am 2. Januar 1871.

ärztlichen Maßregeln werden illusorisch“, hieß es in dem bezüglichen Bericht, „wenn auf diesem Wege Krankheiten hervorgerufen werden.“*) Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Gefangenenküche unverzüglich unterjagt wurde, aus dem verunreinigten Graben zu schöpfen.

Diese eifrige und konsequente Gesundheitspflege war übrigens keine besondere Eigentümlichkeit des Stettiner Gefangenenlagers, hervorgerufen durch die schlechte Affanierung der bezeichneten Stadt. Vielmehr kam die Anregung von Berlin aus. Man ersuchte von hier aus sämtliche Generalkommandos um strengste Handhabung der Sanitätspolizei in den Kriegsgefangenen-Depots, behufs Hintanhaltung von Epidemien. Namentlich wurden empfohlen die Desinfektion der Auswurfstoffe, die häufige Verlegung der Aborte, die Fernhaltung dieser von den Brunnen. Schließlich wurden eingeschärft die Kontrolle der Körperreinlichkeit, die rechtzeitige Erneuerung des Lagerstrohs sowie die Sorge dafür: „daß selbst die ersten Anfänge infektiöser Krankheiten, wie der contagiösen Augenkrankheit, der Ruhr usw. usw. sofort die richtige Würdigung ärztlicherseits finden.“**) Wer die preußische Verwaltung nicht kennt, mag sich dem Wahn hingeben, daß der angeführte Erlaß mehr oder weniger auf dem Papier stehen geblieben sei. Zur Widerlegung eines derartigen Irrtums bieten die Stettiner Kriegsgefangenenakten eine Urkunde dar, die noch charakteristischer ist als das Dokument über die Unterhose des Gefangenen Derbré. Von dem Kommandeur des 3. Kriegsgefangenen-Bataillons wurde beantragt die Errichtung eines Pissoirs in Fort Preußen, damit das häufige nächtliche Austreten der Kriegsgefangenen zur Befriedigung kleiner Bedürfnisse vermieden würde, das die Posten in unausgesetzter Tätigkeit erhalte. Der Kommandeur fügte seiner schriftlichen Eingabe eine Zeichnung des Pissoirs bei. Das Schriftstück ging zunächst an die kgl. Kommandantur, die es als dringlich behandelte und noch an demselben Tage der kgl. Fortifikation überwies. Die kgl. Fortifikation sah die Sache gleichfalls als dringlich an und erledigte das Aktenstück auch an dem gleichen Tage. Aber ihr Bescheid lautete dahin, daß das Pissoir nicht gemäß der beiliegenden Zeichnung angelegt werden dürfe. Nicht im Wohnraum der Gefangenen habe sich die Retirade zu befinden, sondern in einer ab-

*) Dr. Entruschkj, stellvertretender Generalarzt an das stellvertretende Generalkommando des II. Armeekorps. Am 20. Februar 1871.

**) Kriegsministerium. Militär-Medizinal-Abteilung. 8. September 1870.

geteilten Lokalität, denn die Kriegsgefangenen würden sonst dem Geruch ausgesetzt sein. Die kgl. Fortifikation schlägt also vor: „Eimer in Verschlägen wie in Lazaretten, die, alle Tage gereinigt, bei vorsichtiger Benutzung niemals Geruch geben . . .“

Es bleibt daher nur übrig, daß, wie im Fort Wilhelm durch den Kommandeur bereits angeordnet und sich bewährt hat, einer der Unteroffiziere oder Gefreiten des Aufsichtspersonals jeder Kompagnie täglich den Dienst versieht (von Mittag bis Mittag) und als du jour-Habender dadurch kenntlich ist, daß er den Helm und das Seitengewehr trägt. Derselbe tut des Nachts in dem verschlossenen Raume Wache und läßt jeden, der ein Bedürfnis zu verrichten hat, hinaus und wieder herein.“(!)*

Soviel Papier verschrieb man in Stettin um eine Toilette, die noch dazu bloß für „kleine Bedürfnisse“ bestimmt war, und so schwerfällig funktionierte die Militärverwaltung der Stadt überhaupt in vieler Hinsicht. Aber zugleich tritt in der Urkunde das redliche Bestreben hervor, jedwede Schädigung von der Gesundheit der Kriegsgefangenen abzuwenden. Wenn Habert de Gineftet die pedantische Gewissenhaftigkeit jener steifleinernen Stettiner Militärbeamten besäße, würde er seine Schrift nicht abgefaßt haben: „O! wenn es wahr ist“, ruft er aus, „daß da droben im Himmel über das Tun eines jeden von uns einst Rechenschaft gefordert wird, wie wird dann die Strafe derer ausfallen, die die Völker leichtsinnig aufeinanderheßen, ihren Haß, ihre schlechten Leidenschaften und Triebe schüren!“ — Bei den Akten der Kommandantur von Stettin, Angelegenheiten der Kriegsgefangenen betreffend, befinden sich drei oder vier Briefe auf ordinärem Papier mit Trauerrand. Sie sind eine Reihe von Jahren nach dem Friedensschlusse geschrieben. Der orthographisch und grammatikalisch nicht ganz korrekte Text hat immer denselben Wortlaut. Der Endesunterzeichnete, ein kleiner Landwirt aus dem Innern Frankreichs, wünscht: „dem Herrn Kommandanten von Stettin und allen hohen preußischen Behörden“ ein glückliches neues Jahr. Im übrigen bittet er, ihm mitzuteilen, ob sich das Grab seines zu Stettin in der Kriegsgefangenenschaft verstorbenen Sohnes in einem würdigen Zustande befinde. Postskriptum: „Es war mein Einziger und die Stütze meines Alters.“ Der Kommandant von Stettin erwidert das zu jedem Jahreswechsel aufs neue einlaufende Schriftstück immer mit denselben Worten: Das Grab

*) Major v. Schaper, Kommandeur des 3. Kriegsgefangenen-Bataillons, am 22. September 1870 an die Kommandantur. Mit Anlagen.

des Sohnes des Brieffschreibers sei in der besten Ordnung wie die Grabstätten der zu Stettin verstorbenen Kriegsgefangenen überhaupt; im übrigen erwidere er den Neujahrswunsch von Herzen und hoffe, daß Gott ihn im Himmel mit seinem Sohne wieder vereinigen werde. Allem Anschein nach hat man es bei dem hartnäckigen Korrespondenten mit einem Geistesgestörten zu tun, der über den Verlust des einzigen Kindes den Verstand verloren haben mag. Alle diese Wunden reißt das hier besprochene Buch wieder auf. Es bildet eine der zahlreichen trüben Quellen, aus denen der Revanchedurst schöpft. Um es zu widerlegen und die Gewissenhaftigkeit und Anständigkeit der leichtsinnig verunglimpften preußischen Militärverwaltung zu erweisen, war es nötig, die vergilbten Aktenblätter der Gefangenendepots in ihren tausend und abertausend scheinbar interesselosen administrativen Details zu studieren. Ich habe mir bei der bezeichneten Mühewaltung nicht verborgen, daß die Wirkung vielleicht in keinem richtigen Verhältnis zu der Anstrengung stehen wird, denn nur zu oft bleibt jenseits der Vogesen wie anderswo der Nationalhaß taub gegen die Stimme der Vernunft. Aber versucht mußte die Bekämpfung des einflußreichen Pasquills einmal werden, im Dienste der geschichtlichen Wahrheit und zur Förderung der gegenseitigen Achtung unter den großen Nationen Europas.

Zur Reichsfinanzreform.

Von

Otto Schwarz.

Im öffentlichen Leben tauchen ab und zu so schwierige und für die Allgemeinheit so wichtige Fragen auf, daß durch das Mittel der Tages- und Fachpresse nicht genug zur Aufklärung weiterer Kreise beigetragen werden kann. Erst die Beleuchtung des Gegenstandes von den verschiedensten Gesichtspunkten ermöglicht es auch Fernerstehenden, sich ein Urteil zu bilden und so zu einer communis opinio Anlaß zu geben, welche die Lösung der Frage in einer die Allgemeinheit zufriedenstellenden Weise erleichtert.

Diese Erwägung hat den Verfasser bestimmt, über die gegenwärtig mit Recht im Vordergrund allgemeinsten Interesses stehende und schon vielfach beleuchtete Reichsfinanzreform auch seine — übrigens rein persönlichen — Anschauungen zum Ausdruck zu bringen.

I. Wenn man eine Einrichtung reformieren will, so muß man zunächst feststellen, worin die Hauptmängel derselben liegen, und auf welche Ursachen sie zurückzuführen sind.

Die ungesunde Lage unserer Reichsfinanzen tritt einmal in den Fehlbeträgen und Zuschußanleihen der letzten Jahre, sowie den zu erwartenden Defizits der kommenden, noch mehr aber in der auf eine unrichtige Schuldenpolitik zurückzuführenden, stark steigenden Verschuldung des Reichs zu Tage, die in den letzten 20 Jahren eine Schulvermehrung von nicht weniger als 2 $\frac{1}{2}$ Milliarden zur Folge gehabt hat.

Der Fehler der Reichsschuldenpolitik liegt zunächst darin, daß seit Jahrzehnten Ausgaben aus Anleihen gedeckt werden, die nach richtigen finanz- und volkswirtschaftlichen Grundsätzen in ordent-

lichen, laufenden Einnahmen Deckung finden müßten. Rehm (Reichsfinanzreform 1903) weist mit Recht darauf hin, daß eine ganze Anzahl von Ausgaben, z. B. für Konsulatsgebäude-Reparaturen, Einebnungs-Erweiterungsbauten von Festungen, Ersatzbauten von Kriegsschiffen usw., die in dem betreffenden Verwaltungszweige von Jahr zu Jahr wiederkehren, als laufende Ausgaben anzusehen und daher aus laufenden Mitteln zu decken seien, wenn sie auch für das einzelne Gebäude, Schiff usw. einmalige sind — ein Gesichtspunkt, den übrigens die preußische Finanz- und Eisenbahnverwaltung bereits seit Mitte der 90er Jahre hinsichtlich des Neubaues und der Ergänzungsbauten von Bahnhöfen, doppelten Geleisen, des rollenden Materials usw. im preußischen Etat zur Geltung gebracht haben.*)

Der zweite Fehler der bisherigen Reichsschuldenpolitik liegt in dem Mangel einer gesetzlichen Schulden tilgungspflicht.**) Die durch die leges Lieber und ihre Nachfolger inaugurierte Schulden tilgung bewegte sich in ganz geringfügigem und unzureichendem Rahmen und verlor ihre Wirkung, sobald die Rechnungsüberschüsse, aus denen die Tilgungsmittel genommen werden sollten, wegfielen.

Bei richtiger Schuldenpolitik hätte man im Reiche mit der Hälfte der tatsächlich aufgenommenen Schulden auskommen müssen. Die Fortsetzung der bisherigen Politik würde von verhängnisvollen Folgen für das Reich werden können, übrigens auch mit den Absichten der Reichsverfassung kaum in Einklang stehen. In Art. 73 ist für den Fall „eines außerordentlichen Bedürfnisses“ die Aufnahme einer Anleihe gestattet. Nach der dem Entwurfe der sogenannten lex Stengel beigegebenen Denkschrift sind aber seit 1880 alljährlich Anleihen aufgenommen worden, die in den letzten Jahren im Durchschnitt an 200 Millionen heranreichten. Kann man da in der Tat noch von der Befriedigung „außerordentlicher“ Bedürfnisse reden?

Die Empfindung, daß man sich bei den bisherigen Grundsätzen über die Aufnahme von Anleihen auf schiefer Ebene bewege, ist sowohl in Resolutionen des Reichstags (s. Thran über den Reichsmilitäretat in Sirths Annalen 1900 S. 916) als in der Denkschrift der Reichsregierung zur Erläuterung des Reichshaus-

*) Vgl. den Miquelischen Immediatbericht von 1900, S. 19.

**) Allgemeines hierüber bei O. Schwarz: Ueber die Staatsschuldentilgung in den größeren europäischen und deutschen Staaten. Berlin 1896. S. 39 ff.

haltsgesetzes von 1901 zum Ausdruck gekommen, aber die ungünstigen Verhältnisse, der Mangel an laufenden Deckungsmitteln, waren eben stärker, als die guten Absichten. Der Etat für 1905 liefert einen deutlichen Beweis hierfür.

II. Fragt man nach den Ursachen der Uebelstände, so trifft in erster Linie die Schuld die Clausula Franckenstein, welche von 1879 an das Reich von der natürlichen Einnahmesteigerung seiner Hauptfinanzquellen ausschloß und daher die Reichsfinanzverwaltung zwang, einen Teil ihrer notwendigen laufenden Bedürfnisse statt aus ordentlichen Einnahmen aus Anleihen zu entnehmen. So wurden z. B. von 1888/89 bis 1891/92 den Einzelstaaten vom Reiche überwiesen 354 Millionen Mark und zugleich vom Reiche Schulden aufgenommen 596 Millionen. Hätte man die 354 Millionen zur Deckung eines Teiles der Schulden verwandt, bezw. letztere nicht aufgenommen, so hätte man (bei $3\frac{1}{2}$ Proz.) den Reichsetat um jährlich 12,3 Millionen dauernd entlastet.

Als eine zweite Ursache wird aber der Umstand anzusehen sein, daß zwischen Reich und Bundesstaaten bisher keine feste Abgrenzung der gegenseitigen Steuergebiete stattgefunden hat. Bei Erlaß der Reichsverfassung beabsichtigte man bekanntlich, eine solche Abgrenzung vorzunehmen, dem Reiche die indirekten, den Einzelstaaten die direkten Steuern zuzuweisen, unterließ aber im letzten Augenblicke diese Trennung, weil die Frage damals noch nicht nach allen Seiten genügend geklärt erschien und man sie nicht gewissermaßen aus dem Handgelenk entscheiden wollte, keineswegs etwa, weil man die Trennung prinzipiell nicht gewollt hätte. Nun hat das Reich tatsächlich seitdem allerdings diese Grenze innegehalten und keine direkten Reichssteuern eingeführt, aber nur deshalb nicht, weil sich die Bundesregierungen ablehnend verhielten. Der Umstand andererseits, daß die verfassungsrechtliche Möglichkeit, direkte Steuern für das Reich zu erheben, fortbesteht, hat bewirkt, daß die Mehrheit des Reichstags immer noch diesen geschieht und infolgedessen ihrerseits allen Forderungen der Bundesregierungen, das indirekte Steuersystem in einer den Bedürfnissen entsprechenden Weise auszugestalten, widerstanden hat. Der Ausweg aus diesem Widerstreit der Meinungen war: Man machte Schulden, d. h. man überließ es künftigen Generationen, die Konsequenzen der Mißwirtschaft zu tragen.

Will man die ungesunde Lage der Reichsfinanzen bessern, so muß daher nicht nur die Clausula Franckenstein beseitigt, sondern auch durch eine grundsätzliche Abgrenzung der Steuergebiete zwischen Reich und Einzelstaaten dem ersteren eine feste Richtung gegeben werden, in welcher es die notwendige Steigerung seiner laufenden Einnahmen zu bewirken hat. Denn die Durchführung richtiger Schuldenaufnahme und -tilgungsgrundsätze ist ohne 80—100 Mill. Mk. jährlicher laufender Mehreinnahmen nicht möglich. Dazu kommt noch das ebenfalls auf mehrere Zehner von Millionen zu veranschlagende Mehrerfordernis aus dem stetig steigenden übrigen Aufwandsbedarfe des Reiches, dem die bisherigen Einnahmequellen in ihrer Steigerungsfähigkeit, die anscheinend auch durch die neue Zollgesetzgebung nicht ausreichend gebessert werden wird, nicht zu folgen vermochten.

III. Was zunächst die Clausula Franckenstein anbetrifft, so sind die größten Härten durch die lex Stengel allerdings beseitigt, indem nicht nur der Betrag der nutzlos hin- und hergeschobenen Summen vermindert, sondern auch die Unsicherheit der Einzelstaaten hinsichtlich der Höhe der zu zahlenden „ungedeckten“ Matrikularumlagen sehr eingeschränkt worden ist. Man könnte sich mit dem durch dieses Gesetz geschaffenen Zustand zur Not zufrieden geben. Würde sich indessen die Reichsfinanzlage wieder einmal derartig bessern, daß die nach dieser lex vorgesehenen Ueberweisungen erheblich über die Matrikularumlagen hinausgingen, so würde der alte Nachteil der Clausula Franckenstein insofern aufleben, als dann wieder erhebliche Reichseinnahmen, anstatt zur Schuldentilgung im Reiche zu dienen, den Einzelstaaten zugeführt würden, die sie ebenso wie die großen Ueberweisungen in den 80er Jahren nicht recht zu verwenden wissen würden. Denn infolge jener Ueberweisungen wurden in den Jahren von 1879—93 in den Einzelstaaten über 454 Mill. Mk. Steuern erlassen und nur 95 Millionen neu eingeführt. Als dann der Rückschlag Anfang der 90er Jahre eintrat, war die Verlegenheit groß. Besser daher, wenn durch Aufhebung der ganzen Clausula Franckenstein reiner Tisch gemacht würde.

IV. Hinsichtlich der Notwendigkeit einer Abgrenzung der verschiedenen Steuergebiete zwischen Bund und Einzelstaaten möchte ich im allgemeinen auf die Ausführungen in Schwarz

und Struß, der Staatshaushalt und die Finanzen Preußens, Bd. III Buch I S. 126/27 verweisen. Dort ist insbesondere hervorgehoben, daß da, wo die öffentlichen Verwaltungsausgaben nicht von einem einheitlichen Verbands, sondern von mehreren Verbänden mit selbständigem Ausgabebestimmungsrecht geleistet werden müssen, eine Trennung der Steuergebiete nicht nur deshalb notwendig ist, damit nicht jeder Verband ein und dieselben Steuerarten wählt, und damit alle Härten derselben für den Steuerpflichtigen potenziert werden, sondern auch deshalb, weil je nach der Natur der Hauptausgaben des Verbandes sich nicht jede Steuerart in gleichem Maße für alle Verbände eignet — Erwägungen, die nicht allein die Grundlage der Miquelschen Kommunalsteuerreform bilden, sondern sich auch bereits in Art. 5 und 8 des Zollvereinsvertrags vom 8. Juli 1867 wieder spiegeln, wo Zölle und Verbrauchssteuern für das Reich reserviert, der Staats- und Kommunalbesteuerung dagegen im wesentlichen entzogen werden.

Ferner ist (S. 127/128) darauf hingewiesen, daß vom steuerrechtlichen Standpunkte für das Reich nur die indirekten, für die Einzelstaaten nur die direkten Steuern in Frage kommen können, daß dagegen — vom Standpunkte der Natur der Ausgaben aus — das Reich mit seinen vorwiegend militärischen und Marinelasten einen gewissen Anspruch auf Anteilnahme an dem Ertrage der direkten Steuern habe, daß aber andererseits die Einzelstaaten mit ihren enormen Volksschulden usw. auch einen innern Anspruch auf Beteiligung an den Erträgen der indirekten Verbrauchszölle und Steuern geltend machen könnten. Nach der neuesten Reichsfinanzstatistik werden von den Einzelstaaten alljährlich etwa 280 Millionen für Unterrichtszwecke verausgabt, die zum weitaus größten Teil Volksschulden darstellen. Nach den Ergebnissen der preussischen Statistik geht man aber nicht fehl, wenn man annimmt, daß von den Gemeinden und sonstigen Verpflichteten im Reiche etwa dreimal soviel an Unterrichtskosten aufgebracht wird, als von den Staaten selbst. Wir haben also hier eine die Heereskosten noch übersteigende Jahresausgabe von über einer Milliarde, die wesentlich der breiten Masse des Volkes zu gute kommt, aber ebenso wie die den Gemeinden und weiteren Kommunalverbänden obliegenden, ebenfalls nach hunderten von Millionen zählenden Armenlasten hauptsächlich durch

die direkten, vorzugsweise die Besitzenden treffenden*) Steuern aufgebracht wird.

Wenn nun freilich, wie dies gegenwärtig der Fall ist, die indirekten Reichssteuern nicht einmal hinreichen, um den eigenen laufenden Ausgabebedarf des Reiches zu decken, so wird man in praxi wohl füglich davon absehen müssen, den Einzelstaaten noch Quoten dieser Einnahmeerträge zuzuweisen. Auf der anderen Seite wird man aber von den Einzelstaaten auch nicht Erträgnisse ihrer direkten Besteuerung für das Reich in einem Maße fordern dürfen, wie es sich vielleicht theoretisch aus der Natur der Reichsausgaben heraus rechtfertigen lassen möchte.

V. So würde denn prinzipiell für eine große Finanzreform die Forderung zu erheben sein, die schon bei Erlaß der Verfassung gestellt wurde: **I n d i r e k t e S t e u e r n d e m R e i c h e, d i r e k t e d e n E i n z e l s t a a t e n.**

Denn wenn man sich darauf beschränken wollte, nur eben durch Einführung dieser oder jener Reichsteuer die Mittel zu beschaffen, um die Defizits der nächsten Jahre auszugleichen, so würde das „ein Loch zustopfen“ nicht „reformieren“ heißen. Eine großzügige Reform vollends darf einer grundsätzlichen Festlegung der Steuerquellen, aus denen in den nächsten Dezennien zu schöpfen ist, nicht ausweichen. Ohne klare, weitausschauende Steuerpolitik keine Ruhe und Zufriedenheit in Volk und Staat!

Nun ist bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstags klar, wie schwer die Durchführung einer Abgrenzung der Steuergebiete in dem vorgeschlagenen Sinne sein würde. Um daher den Gegnern der Vermehrung indirekter Reichssteuern, mit denen man nun einmal rechnen muß, nach Möglichkeit entgegenzukommen, und sie dadurch für jene reinliche Scheidung zu gewinnen, würde uns die Einführung einer Reichserbschaftsteuer als ein nicht ungeeignetes Kompromißobjekt erscheinen. Denn diese Steuer hat die Eigentümlichkeit, daß sie formell den indirekten Steuern (Verkehrssteuern) am besten zugerechnet wird, wie sie ja bereits in Preußen und anderen Bundesstaaten seit je her unter dieser Steuerkategorie im Etat geführt wird, während sie wirtschaftlich mehr die Wirkungen einer direkten Steuer, der Vermögenssteuer hat, die die Besitzenden allein trifft, also sozial ausgleichend wirkt.

*) In Preußen sind von 34 Millionen Einwohnern über 20 Millionen einkommensteuerfrei wegen eines Einkommens unter 900 M. und zur Ergänzung= (Vermögens-) Steuer sind nur 13 Proz. der Bevölkerung veranlagt.

Freilich bestehen in den meisten Bundesstaaten gegenwärtig schon Erbschafts- und Schenkungssteuern, die einen Bruttoertrag von etwa 27 Mill. Mark abwerfen (1876: 10,2 Mill.). Es könnte, falls hieraus die Mehrheit des Bundesrates Bedenken gegen eine Reichssteuer entnehmen sollte, daher in Erwägung kommen, ob nicht die Reichssteuer auf die Deszendenz und Aszendenz zu beschränken, den Einzelstaaten die weiteren Verwandtschaftsgrade zuzuweisen wären. Das wäre immerhin noch eine *re i n l i c h e S c h e i d u n g*, wenn auch nicht hinsichtlich der Steuerart, so doch hinsichtlich der belasteten Steuersubjekte.*)

VI. Für eine dauernde Sanierung der Reichsfinanzen wird man aber die prinzipielle Abgrenzung der Steuergebiete zwischen Reich und Einzelstaaten für so wichtig halten müssen, daß uns selbst ein noch weiteres Entgegenkommen gegen die Wünsche der Gegner indirekter und Befürworter direkter Reichssteuern gerechtfertigt erscheinen würde.

Ein solches zweites Kompromißobjekt dürfte sich in einem weiteren Ausbau der *M a t r i k u l a r u m l a g e n* finden lassen.

Neuerdings wird zwar von verschiedener Seite (Rehm a. a. O., sowie E. von Halle im Märzheft dieser Zeitschrift) vorgeschlagen, bei einer Reichsfinanzreform mit den Matrikularbeiträgen ganz *a u f z u r ä u m e n*. Man stützt sich dabei auf die Wortfassung des Artikel 70 der Reichsverfassung, nach welcher den Matrikularumlagen von vornherein nur ein provisorisches Bestehen zugedacht sei, solange nämlich „bis man aus der Praxis heraus das Wesen der Reichsfinanzgebarung besser kennen gelernt“ und Reichssteuern eingeführt habe. Diese Richtung fordert also gleichzeitig mit der Erschließung neuer Einnahmequellen die *f ö r m l i c h e* Abschaffung der Matrikularbeiträge.

Ich glaube dieser Auslegung des Verfassungsartikels nicht beistimmen zu sollen. Die Absicht jener Bestimmung war offensichtlich die, daß die finanzielle Grundlage des Reiches unter allen Umständen gesichert werden sollte, indem im Notfalle die Einzelstaaten einspringen mußten. Dieser Gesichtspunkt und seine Bedeutung treffen

*) Entschließt man sich zu einer Trennung der Steuersubjekte, so könnte auch eine Zuweisung der Seitenverwandten usw. zur Besteuerung an das Reich in Frage kommen. Der Ertrag würde natürlich ein geringerer sein. (Etwa 30—40 Millionen gegen 60—70 Millionen Deszendentensteuer.) Den Einzelstaaten bliebe dann überlassen, ob und inwieweit sie den Ausfall durch eine Deszendentensteuer ausgleichen wollen, wozu ein verhältnismäßig geringer Steuerfuß genügen würde. Theoretisch würde diese Teilung der Steuersubjekte sogar die richtigere sein, da die Deszendentensteuer das gesamte direkte Steuersystem des Einzelstaats zweifellos stärker tangiert, als die Seitenverwandtensteuer.

heute noch ebenso zu, wie zur Zeit der Gründung des Reiches. In Art. 70 R. V. heißt es, nach Aufzählung der vorhandenen Reichseinnahmequellen, weiter: „Insofern dieselben (die Ausgaben) durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, solange Reichsteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen.“ Das kann nur den Sinn haben, daß die fehlenden Einnahmen durch Matrikularbeiträge ersetzt werden insoweit, als nicht die Erträgnisse neu eingeführter Reichsteuern zur Deckung des Ausgabebedarfs ausreichen. Nun werden neue Reichsteuern, wenn sie zunächst auch Matrikularumlagen entbehrlich machen, doch sehr leicht im Laufe der Zeit hinter dem wachsenden Ausgabebedarf in ihren Erträgnissen zurückbleiben. In diesem Moment muß sofort wieder die Bestimmung der Reichsverfassung wirksam werden, wonach das Fehlende durch Matrikularumlagen aufzubringen ist. W. a. B.: Die Einrichtung der Matrikularumlagen soll und muß eine dauernde sein, sie ist aber nur aushilfsweise anzuwenden, solange eben nicht steuerliche und sonstige Einnahmen in ausreichendem Maße vorhanden sind.

Diese Auslegung ist auch die einzige, die dem Reichsgedanken in genügender Weise Rechnung trägt.

Bekanntlich hat schon Bismarck*) bei der Beratung seiner Finanzreformgesetze 1879 dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die Matrikularumlagen nur ein Provisorium darstellen sollten. Aber auch er hat als Konsequenz davon nur die tatsächliche Entbehrlichmachung der Matrikularumlagen durch die neuen Steuern und Zölle ins Auge gefaßt, nicht die rechtliche Aufhebung der Matrikularumlagen überhaupt beabsichtigt, was andernfalls in seinem Gesetzentwurfe sicher zum Ausdruck gebracht wäre.

Die Miquel'schen Finanzreformgesetz-Entwürfe von 1893/94, welche die Matrikularumlagen mehr dem Namen, als der Sache nach aufrecht erhalten wollten, haben dagegen die Billigung des Reichstags nicht gefunden, und selbst die etwas mildere Form der Einschränkung der Matrikularumlagen, wie sie in dem Entwurfe der lex Stengel beabsichtigt war, konnte keine Mehrheit im Reichstage finden.

Wenn Bundesregierungen und Reichstag sich nicht einigen können, sind eben die Matrikularumlagen in keiner Weise zu entbehren, und schon an diesem Gesichtspunkte müssen alle Aufhebungs- und Einschränkungsversuche derselben auf rechtlichem Gebiete scheitern.

*) Reichstag. Stenographischer Bericht 1879, S. 927.

Tatsächlich ist für die Matrikularumlagen dagegen allerdings eine gewisse, nicht eben hoch bemessene Grenze gegeben, die vor allem in der rohen Art ihrer Verteilung auf die Einzelstaaten, nämlich nach dem Maßstabe der Bevölkerungsziffer liegt. Dieser Maßstab hat zur natürlichen Folge, daß die ärmeren, insbesondere die kleinen Staaten in Mitteldeutschland, weil auf den Kopf ihrer Bevölkerung der gleiche Satz gelegt wird, wie auf große und reichere Staaten, bereits bei einem Belastungsgrade an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit kommen, welcher für die letzteren Staaten noch einen durchaus nicht übermäßigen Druck zur Folge haben würde. Wäre es zulässig, bei letzteren einen ihrer größeren Leistungsfähigkeit entsprechenden höheren Satz pro Kopf der Bevölkerung in Anwendung zu bringen, so würde die Gesamteinnahme aus den Matrikularumlagen sich nicht unerheblich steigern lassen, ohne daß von einer übermäßigen Belastung der Einzelstaaten, die im Interesse des Reichsgedankens natürlich vermieden werden muß, die Rede sein könnte. Auf Heller und Pfennig die Höhe der Leistungsfähigkeit eines Bundesstaates im Vergleich mit einem andern festzustellen, wird nun freilich praktisch kaum durchführbar sein. Indessen dürften sich in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Einzelstaaten doch genügende Anhaltspunkte finden lassen, um die Bundesstaaten in zwei oder drei Zonen einzuteilen, von denen die der höheren Zone angehörigen einen prozentual höheren Satz auf die Bevölkerung zu leisten hätten, als die der niedrigeren Zone angehörigen, ähnlich, wie dies neuerdings z. B. bei den Beiträgen der Städte zu den staatlichen Polizeikosten durch das städtische Polizeikostengesetz vorgehen ist. Die Befürchtung, daß damit eine Deklassierung der ärmeren Staaten einträte, hat keine Berechtigung, wie denn auch eine Deklassierung der Steuerzahler aus der Höhe ihres Steuerfuges nicht entnommen wird. Der Reichere muß ja auch im allgemeinen als an den staatlichen Einrichtungen stärker interessiert gelten, nicht qualitativ, aber quantitativ. Er hat mehr zu verlieren.

Selbst, wenn man nur zwei Zonen der Einzelstaaten unterschiebe, würde sich aus den Matrikularumlagen eine nicht unerheblich höhere Gesamtsumme aufbringen lassen.

Gegenwärtig hält man in Bundesregierungskreisen etwa 24 Millionen Mark für denjenigen Betrag, welchen die Bundesstaaten an „ungedeckten“ d. h. nicht durch „Ueberweisungen“ seitens

des Reiches ausgeglichenen Matrifularumlagen zu leisten imstande seien. Bei einer besseren und gerechteren Verteilung würde man diese Obergrenze gewiß übersteigen können. Man wolle dabei nicht vergessen, daß die Bundesstaaten vor 1879 an — nicht durch Ueberweisungen ausgeglichenen — Matrifularumlagen aufbrachten: 1872: 82, 1873: 59, 1874 und 1875: je 51, 1876: 55, 1877: 64, 1878: 70 Millionen Mark; im Durchschnitt 62 Millionen Mark.

Allerdings waren damals die finanziellen Verhältnisse der Einzelstaaten im allgemeinen günstigere wie heute. Doch stellten bei dem erheblich niedrigeren Staatsaufwande jene 62 Millionen auch etwa einen dreifach so hohen Anteil am Gesamtaufwande dar, wie heutzutage.

Sedenfalls würde die durch eine Erhöhung der Matrifularumlagen entstehende Mehrbelastung der größeren und reicheren Staaten wohl als das geringere Uebel in den Kauf genommen werden können, wenn das Reich dafür definitiv und grundsächlich das Steuergebiet der direkten Steuern den Einzelstaaten freigäbe.

VII. In der Tat können sich die letzteren unter keinen Umständen damit einverstanden erklären, daß das Reich an den Erträgen ihrer direkten Steuerquellen anders, als durch das Mittel der Matrifularumlagen teil nehme. Die von E. von Halle vertretene Anschauung, daß für das Reich kein Hinderungsgrund bestehe, aus derselben Quelle zu schöpfen, wie der Einzelstaat, selbst wenn der Einzelstaat dadurch genötigt würde, eine bisherige Einnahmequelle aufzugeben, stimmt allerdings mit dem gegenwärtigen Wortlaute der Reichsverfassung überein, muß also *de lege lata* zugegeben werden. *De lege ferenda* ist sie aber in dieser Allgemeinheit unhaltbar, und sie steht auch nicht mit den Absichten der Verfassungsgeßgeber im Einklang, die seiner Zeit nicht prinzipiell gegen eine Teilung der Steuergebiete waren, sondern damals die Regelung dieser Angelegenheit nur noch nicht für spruchreif erachteten.

Wenn man erwägt, daß in Preußen von 1869 bis 1902 der Staatsbedarf nach Abzug der Betriebs- und Erhebungskosten bei den Ueberschußverwaltungen, sowie der eigenen Einnahmen der sog. Zuschußverwaltungen oder mit anderen Worten, daß der aus allgemeinen Staatsmitteln (Steuern und Betriebsüberschüssen) zu deckende Staatsbedarf von 117 auf 431 Millionen also um rund

314 Mill. Mk. gestiegen ist, und daß diese Steigerung ohne Zweifel in den kommenden Jahren eine eher erhöhte, als verminderte sein wird, so ist klar, daß dem Staate auch ausreichende Steuerquellen überlassen bleiben müssen, aus denen er diese gesteigerten Bedürfnisse für seine in mindestens gleichem Tempo wie die Reichsausgaben (s. u.) steigenden kulturellen Aufgaben decken kann. Betrachtet man nun die preußischen direkten Steuerquellen, Einkommensteuer und Vermögensteuer, in ihrer bisherigen Entwicklung, so zeigt sich, daß nur die Erträge der ersteren, wenn sie im Verhältnis auch nicht stärker zunehmen, als der Ausgabebedarf, doch — bisher wenigstens — leidlich mit diesem Schritt halten, während die Ergänzungssteuer hierzu nicht in der Lage ist, weil sie ihrer Bestimmung gemäß von Jahr zu Jahr stetig bleibt.**) Zieht man dazu in Betracht, wie großen Schwankungen und Rückgängen die Eisenbahnüberschüsse in wirtschaftlich ungünstigen Zeiten — von länger andauernden Krisen und Kriegszeiten gar nicht zu reden — unterworfen sind,***) wie fraglich es ferner ist, ob mit der Dauer der Jahre die Rentabilität der Eisenbahnen selbst bei vorzüglichster Verwaltung die gleiche bleiben wird — man vergegenwärtige sich nur die Erfahrungen bei anderen öffentlichen Verkehrsanstalten, wie bei den süddeutschen und vielen außerdeutschen Eisenbahnen, bei der großen Straßenbahn in Berlin usw.****) — wo in aller Welt, muß man fragen, sollte Preußen in Zukunft seine Einnahmen hernehmen, wenn es dem Reiche gestattet wäre, noch seinerseits eine direkte Einkommen-

*) Eine Reichserbschaftsteuer würde jede Erhöhung der Ergänzungssteuerföge weiter erschweren.

**) So standen z. B. nach der Rechnung von 1896/97 von den Eisenbahnüberschüssen für die Deckung des allgemeinen Staatsaufwands zur Verfügung 209,5 Mill. Mk., 1902 nur 147,4 Mill. Mk., also 62,1 Mill. Mk. weniger, während der allgemeine Staatsbedarf — nach Abzug der eigenen Verwaltungseinnahmen — im gleichen Zeitraume sich von 324,7 auf 457,5 also um 132,8 Mill. Mk. steigerte. Seitdem haben sich mit Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse auch die Uberschüsse wieder gesteigert. Hätte die Krise länger angehalten, so würden noch weit größere Rückgänge eingetreten sein.

****) Die Dividenden der Großen Straßenbahn stiegen früher bis 18 Proz., während sie gegenwärtig nur 7—8 Proz. ausmachen, was zum kleineren Teil auf die Tarifermäßigungen (10 Pfennig-Tarif), zum größeren auf die hohen Anlagekapitalien für technische Umwälzungen (Einführung des elektrischen Betriebs, welche eine Erhöhung des Aktienkapitals im Laufe dreier Jahre von 21 auf 85 Mill. Mk. notwendig machte) zurückzuführen ist — Umwälzungen, die auch für die Staatsbahnen einmal in höherem oder geringerem Maße wirksam werden können.

oder Vermögenssteuer auf die Steuerpflichtigen zu legen und damit den preußischen Staat von der Möglichkeit einer Erhöhung der bestehenden Steuersätze auszuschließen?

Noch bedenklicher dürfte eine solche Maßnahme erscheinen, wenn man die kommunalen Finanzverhältnisse mit in Rücksicht zieht. Würde nicht eine Reichs-Einkommensteuer auch wieder eine gänzliche Umänderung der Kommunalbesteuerungsgrundsätze bei uns notwendig machen?

Ein Eingriff des Reiches in das direkte Steuersystem der Einzelstaaten würde eine Unsicherheit und Unruhe in die finanziellen Verhältnisse dieser Staaten und ihrer kommunalen Körperschaften tragen, die den Reichsgedanken schwerlich fördern könnte. Kein Zweifel, daß demgegenüber eine höhere Belastung mit Matrikularbeiträgen, die es dem Einzelstaat wenigstens ermöglicht, seinerseits die Art der Aufbringung nach Maßgabe seines Finanzsystems zu bestimmen, bei weitem den Vorzug verdient.

Eine Kombination des Beitragsprinzips mit dem Steuerprinzip in der Weise, wie es Professor von Halle vorzuschweben scheint, daß nämlich im Wege einer Reichssteuer *veranlagung* direkt ermittelt wird, welcher Anteil am Gesamtsteuerertrage auf die Angehörigen eines Einzelstaates entfällt und sodann dem Staate überlassen wird, seinen Anteil durch Zuschlag zu einer eventuell gänzlich anders gearteten Steuer aufzubringen, ist praktisch wohl kaum zu empfehlen und würde zu großen Mißstimmungen Anlaß geben.

VIII. Zu einer *dauernden* Sanierung der Reichsfinanzen in unserem Sinne dürften nun weder die Einführung einer Reichserbschaftssteuer, noch eine Erhöhung der Matrikularumlagen ausreichende Mittel zur Verfügung stellen.

Würde aber eine Reform dem Reiche den Vorteil zuweisen, daß in Zukunft ein namhafter Teil der Reichsausgaben einmal auf dem Wege der (indirekten) Erbschaftssteuer, sodann durch das Mittel der (verbesserten) Matrikularbeiträge dem besitzenden und leistungsfähigen Teile der Bevölkerung auferlegt wird, so dürfte sich die Reichstagsmehrheit selbst in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nicht nur zu einer grundsätzlichen Freigabe der direkten Steuern an die Einzelstaaten behufs Deckung ihrer kulturellen Bedürfnisse bereit finden lassen, sondern sich auch einem weiteren Ausbau der indirekten Reichsteuern zur Aufbringung des noch

ungedeckt bleibenden Reichsausgabebedarfs nicht länger entziehen können.

Die Steigerung des eigentlichen Reichsaufwandes veranschaulichen folgende Ziffern:

	Es betragen in 1000 Mark			
	Ordinär		Ordinär und Extraordinär*)	
	1872	1903	1872	1903
I. Militär- und Marine-Ausgaben	302 484	744 467	368 120**)	886 626
II. Reichsinvalidenfonds	28 279	49 004	28 279	49 004
III. Verfassung, Neuheres, Kolonien, Inneres (auschl. IV), Justiz u.	6 788	47 994	8 151	90 296
IV. Soziale Ausgaben	—	42 766	—	42 766
V. Reichsschuld	588	99 084	11 088	99 084
	<u>338 139</u>	<u>983 315</u>	<u>415 638</u>	<u>1 167 776</u>
	+ 645 276		+ 752 138	

Das Gesetz des steigenden Staatsaufwandes (H. Wagner, Schmoller) tritt also hier ebenso wie im preussischen Etat deutlich hervor.

Eigene Einnahmequellen (Betriebsverwaltungen) zur Deckung dieses Mehrbedarfs stehen dem Reiche in erheblich geringerem Maße zur Verfügung, als vielen der Einzelstaaten. Die Ueberflüsse aus solchen Quellen im Reiche vermehrten sich von 1872 bis 1905 nur von 19,7 auf 102,1, also um 82,4 Mill. Mark.

Der größte Teil des erforderlichen Mehraufwandes mußte daher in Zöllen und Steuern seine Deckung finden. Es lieferten nun die Zölle (nach dem Etat) 1872: 94,5 Millionen, 1905: 512,2 Mill. Mark, also mehr 417,7 Millionen. Die Reichsverkehrssteuern 1872: 5,9 Millionen, 1905: 86,4 Millionen, also mehr 80,5 Millionen. Diese Einnahmequellen haben daher ihre nicht unerhebliche Steigerungsfähigkeit erwiesen.

Bei den Verbrauchssteuern***) zeigen sich dagegen folgende Ergebnisse in Millionen Mark:

Tabak	Zucker	Salz	Branntwein	Bier
1,3	8,6	24,5	23,4	12,6
11,1	130	52,2	117,4	29,5
+ 9,8	+ 121,4	+ 27,7	+ 94,0	+ 16,9

*) Ausschließlich des durch Anleihen zu deckenden Bedarfs.

***) 959 Millionen Ausgaben (infolge des Krieges gegen Frankreich) sind außer Ansatz geblieben, weil außergewöhnlicher Natur.

***) Von der Schaumweinsteuer (4,5 Mill.) wird hier abgesehen.

Letztere Zusammenstellung läßt deutlich ersehen, daß die Entwicklung der Verbrauchssteuern zum Teil noch immer recht mangelhaft ist*) und mit der Entwicklung des Reichsausgabebedarfs nicht entfernt Schritt gehalten hat. Das Gesetz des stetig wachsenden Staatsbedarfs fordert indes als Correlat eine entsprechende innere Steigerungsfähigkeit der Einnahmequellen. Steuern ohne diese Eigenschaft erfüllen ihre Aufgabe nur halb. Sie machen die Erschließung immer neuer Steuerquellen notwendig, was Beunruhigung ins Publikum trägt. Deshalb ist ein Ausbau der schon bestehenden Steuerarten, soweit sie in dieser Hinsicht versagen, notwendig. Es ist nicht abzusehen, weshalb Tabak und Bier weniger als Branntwein und Zucker geeignet sein sollten, dem ungeheueren Konsum angepasste höhere Erträgnisse zu liefern als bisher. Daß bei dem Ausbau dieser beiden Steuerarten mannigfache Schwierigkeiten vorliegen, darf nicht verkannt werden. Aber auch hier muß es schließlich heißen: Wo ein Wille, ist auch ein Weg.

Gegenwärtig bilden die Zölle im Reich das eigentliche Rückgrat der Einnahmen. Man darf aber nicht übersehen, daß gerade die Verbrauchssteuern in vieler Beziehung viel geeigneter sind, als Rückgrat eines Finanzsystems zu dienen, wie die Zölle. Denn hier sind einmal zwischen Etat und Rechnung nicht entfernt so starke Schwankungen wahrzunehmen, wie dies bei den Zöllen der Fall ist. Andererseits muß man bei den letzteren nicht außer acht lassen, daß sie nur zum Teil als Finanzzölle erscheinen, vielmehr zum großen Teile Schußzölle und damit von der Entwicklung der allgemeinen Wirtschaftspolitik abhängig sind, die gegebenenfalls auch einmal nötigen kann, ohne Rücksicht auf die Reichsfinanzen, erhebliche Zolleinschränkungen und dadurch Einnahmeminderungen bei wichtigen Zollartikeln eintreten zu lassen.

Die Verbrauchssteuern liefern dagegen bei richtiger Ausgestaltung einen mit der Bevölkerung und zunehmendem allgemeinen Wohlstande ganz von selbst, d. h. ohne Erhöhung der Steuerfüße, sicher steigenden Mehrertrag.

IX. Von einer den vorstehenden Ausführungen entsprechenden Reichsfinanzreform würde hiernach zu erhoffen sein:

Gänzliche Abschaffung der Clausula Frankenstein,

*) Nur von der Salzsteuer gilt dies nicht, welche sich als wichtiges Nahrungsmittel zu einer hohen Besteuerung nicht eignet.

Grundsätzliche Abgrenzung des Steuergebietes zwischen Reich und Einzelstaaten unter Freigabe der direkten Steuern an letztere.

Einführung einer Reichserbschaftsteuer als indirekte Steuer,

Erhöhung der Belastungsgrenze der Matrifularumlagen durch Verbesserung des Verteilungsmodus,

Weitere Ausbildung der indirekten Steuern, insbesondere der Verbrauchssteuern (Bier und Tabak),

Verwendung der erzielten Mehreinnahmen, vor allem zur Durchführung einer zweckmäßigeren und solideren Reichsschuldenpolitik.

Formalismus in der Rechtsprechung.

Von

Alfred Bozi.

Die Klagen über die Dauer der Zivilprozesse sind allgemein. Bei beschäftigten Gerichten werden die Termine auf Monate hinausgeschoben. Hat dann das nach Jahren erstrittene Urteil wegen inzwischen eingetretener Zahlungsunfähigkeit des Schuldners seinen wirtschaftlichen Wert verloren, so hat der Gläubiger neben dem Verlust seiner Forderung noch die Kosten zu zahlen. Hand in Hand mit der Verschleppung der Prozesse geht die Ueberlastung der Richter bei den Kollegialgerichten. Hier und da mag auch von stark belasteten Abteilungen der Arbeitsstoff prompt bewältigt werden. Indessen dies geschieht, wenn nicht auf Kosten der Sachen, so doch auf Kosten der Richter. Diesen bleibt weder zur eigenen Fortbildung noch zur Erholung die nötigste Zeit, Erfahrungstatsachen, die dort durch die Klage über die Rückständigkeit der Richterprüche, hier durch die Zunahme von Beurteilungen wegen Nervosität und anderer krankhafter Anzeichen der Ueberanstrengung bestätigt werden.

Diesem Uebelstande hat die Justizverwaltung zwar seit Jahren durch eine Vermehrung der Richterstellen abzuhelpen gesucht, aber einen merklichen Erfolg hat sie nicht erzielt. Es mag sein, daß die Stellenvermehrung mit der Bevölkerungszunahme nicht gleichen Schritt gehalten hat, zumal eine Vermehrung der Richterzahl in den meisten Fällen nur den Ersatz von Hilfsrichtern durch etatsmäßige Beamte, nicht aber eine Vermehrung der Arbeitskräfte bedeutet. Andererseits hat aber auch die Stellenvermehrung in den vorhandenen Mitteln an Geld und Richtermaterial ihre Grenze. Endlich darf man auch an die mehrfach befürwortete Aenderung der Zivilprozeßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes nicht zu hohe Erwartungen knüpfen. Denn bei den grundsätzlichen

Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagenden Wege wird eine Neubearbeitung dieser Gesetze auf Jahre hinaus ausgeschlossen bleiben.

Kann somit eine Besserung der jetzt unhaltbaren Zustände weder von Stellenvermehrungen noch von Gesetzesreformen erwartet werden, so bleibt es zunächst die Aufgabe der Gerichte selbst, in erhöhtem Maße zur Vereinfachung, Beschleunigung und Verbilligung der Prozesse beizutragen. In welcher Weise dies zu geschehen hat, dafür bieten die mit den Kammern für Handelsfachen gemachten günstigen Erfahrungen einen Anhaltspunkt, in Verbindung mit dem immer allgemeineren Verlangen, die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte durch Sondergerichte zu beschränken. Man mag über die Laienrechtsprechung verschiedener Ansicht sein: Was die Kammern für Handelsfachen und die Sondergerichte volkstümlich macht, ist die unmittelbar praktische Beurteilung des Sachverhältnisses und die Emanzipation von Formen, unter deren Drucke der Berufsrichter für die materielle Entscheidung zwecklose Arbeit verrichtet. Es ist der gerade von scharfen Juristen der alten Schule begünstigte Formalismus, welcher die ordentlichen Gerichte belastet, den Prozeßgang hemmt und die Rechtsprüche in den Augen des Publikums herabsetzt. Darüber sollte doch kein Zweifel bestehen gegenüber der zunehmenden Ausschließung des ordentlichen Rechtsweges in Verträgen, gegenüber zahlreichen Äußerungen der Presse und angesichts der Tatsache, daß noch bei der Beratung der jüngsten Zivilprozeßnovelle von der Rednerbühne des Reichstages — Abg. Hintelen — und auch seitens des Vertreters der verbündeten Regierungen auf den „furchtbaren“, das Verfahren erschwerenden, Parteien und Richter belästigenden Formalismus unseres Zivilprozesses hingewiesen ist. Mit Verfügungen von oben ist hier natürlich nichts zu machen. Dagegen ist es hohe Zeit, daß über das Wesen der Form selbst praktische Anschauungen verbreitet und daß die einzelnen Beamten über die Menge der zwecklos aufgewendeten Arbeit sich klar werden. Denn wenn auch die Prozeßform als Gewähr für sorgfältige materielle Erledigung der Sache unentbehrlich ist, so bleibt doch das oberste Erfordernis, daß der Prozeß auf dem einfachsten, kürzesten und sichersten Wege materiell erledigt werde. „Cessante ratione legis, cessat lex ipsa“, das gilt nicht nur für das materielle Recht, sondern auch die Form darf nie zum Selbstzweck hinaufgeschraubt werden und die Beobachtung formeller Vorschriften hat keine Berechtigung, soweit es an einer materiellen Unterlage fehlt. Be-

steht demungeachtet im Einzelfalle ein nicht zu umgehender gesetzlicher Zwang, so muß das Streben doch immer auf die einschränkende Auslegung solcher Zwangsvorschriften gerichtet sein.

In der Verfügung vom 25. Juni 1897 hat die preussische Justizverwaltung zweck- und zeitgemäße Anordnungen zur Vereinfachung des Geschäftsverkehrs und zur Vermeidung unnötigen Schreibwerkes erlassen. Die Schreibweise soll knapp und klar sein; unnötige Kurialien sollen vermieden, Höflichkeitswendungen in engen Grenzen gehalten, schriftlicher Verkehr zwischen Behörden soll möglichst durch mündliche Mitteilungen und Fernsprechverkehr ersetzt werden. Befleißigt man sich demgemäß in der Justizverwaltung selbst einer angemessenen Kürze, so ist doch bei den Prozeßgerichten die Vorliebe für solche angeblich die äußere Würde kennzeichnenden stilistischen Formalien viel zu tief eingewurzelt, als daß jene Verfügung hier nennenswerten Einfluß hätte gewinnen können. Jedes Gericht schreibt nach wie vor an das „Königliche“ Amts-, Land- oder Oberlandesgericht; es bestätigt oder vernichtet die Urteile der „Königlichen“ Untergerichte und bezeichnet sich selbst in Verfügungen, Urteilen und sonstigen Schriftstücken in ein und demselben Aktenstücke so oft als „Königlich“, daß dieses Wort allein Seiten füllen würde. Ein Ersuchen um Zeugenvernehmung trägt neben der an sich völlig ausreichenden Unterschrift des Vorsitzenden und neben dem Gerichte noch die Bezeichnung der Kammer oder des Senats, welche das Ersuchen erlassen haben, obgleich über das ersuchende Gericht nach den beifolgenden Akten nicht der geringste Zweifel besteht, so daß mit Rücksicht auf den knappen Inhalt solcher Verfügungen Unterschrift, Adresse und Datum nach außen als die Hauptsache erscheinen. In kurzen Beschlüssen, wie Armenrechtsbewilligungen und Kostenfestsetzungen wird ein Uueingeweihter nur mühsam den inhaltlichen Busspruch unter der Menge des formalen Beiwerkes erkennen. Die zahlreichen Formulare aber, welche dem Richter zur Verfügung stehen, verschieben lediglich das Schreibwerk in die Gerichtsschreiberei und Kanzlei, während sie andererseits den gegenwärtigen Zustand geradezu festlegen, indem sie den Richter der Aufgabe entheben, auf formale Abkürzung seiner Beschlüsse und Verfügungen hinzuwirken.

Doch dieser hier nur ganz allgemein charakterisierte Ueberfluß an Schreibwerk, ja selbst die Gewohnheit, auch unerhebliche Pro-

zuevorgänge aktenmäßig zu beurkunden, treten in ihrer den Prozeßgang hemmenden Wirkung zurück gegenüber den Formen, mit welchen eine wörtliche, den praktischen Erfolg zurücksetzende Auslegung der Prozeßvorschriften das Verfahren selbst belastet.

Der § 295 der Zivilprozeßordnung, wonach die Verletzung einer das Verfahren, insbesondere die Form einer Prozeßhandlung betreffenden Vorschrift nicht mehr gerügt werden kann, nachdem die Parteien auf die Befolgung der Vorschrift ausdrücklich oder stillschweigend verzichtet haben, bezweckt zwar in erster Linie, den geregelten Gang des Verfahrens gegen schändliche Einwendungen der Parteien zu sichern. Daneben aber liegt die praktische Bedeutung des Grundsatzes von der Zulässigkeit eines Verzichtes der Parteien auf die Befolgung prozessualer Formvorschriften darin, daß er die Bewegungsfreiheit des Richters erhöht. Ungeachtet dieser somit in der Lage ist, im Einverständnis der Parteien das Verfahren abzukürzen und von überflüssigem Beiwerke zu befreien, bietet schon die mündliche Verhandlung nur zu oft das Bild eines zeitraubenden zwecklosen Formalaktes.

Der Vortrag des gesamten Streitstoffes in der der Entscheidung vorausgehenden Schlußverhandlung soll es den Richtern ermöglichen, sich eine den Streitstoff unmittelbar und erschöpfend berücksichtigende Ueberzeugung zu bilden. Folgerichtig müßte dieser Vortrag nach jeder Beweisaufnahme, überhaupt in jeder neuen mündlichen Verhandlung wiederholt werden. Andererseits hat ein solcher mündlicher Vortrag nur Zweck, soweit die Richter nach der Beschaffenheit und dem Umfange des vorgetragenen Prozeßstoffes in der Lage sind, denselben in sich aufzunehmen, also vor allem nur dann, wenn die Beratung an die mündliche Verhandlung sich unmittelbar anschließt. Eine Beratung und Entscheidung im unmittelbaren Anschluß an die Verhandlung ist nun bei beschäftigten Gerichten schon aus dem Grunde ausgeschlossen, weil den Anwälten nicht wohl zugemutet werden kann, daß sie während der mit solchem Verfahren notwendig für sie verbundenen Pausen beschäftigungslos ihre Zeit verbringen. Für die Regel werden also an einem Sitzungstage zunächst sämtliche anstehenden Sachen verhandelt und nach mehrstündiger Pause oder auch an einem der folgenden Tage findet die Beratung und Verkündung der Entscheidungen statt, ein praktisch gebotenes Verfahren, gegen welches auch vom Standpunkte der Prozeßordnung nichts einzuwenden ist,

als, daß es die Ausnahme zur Regel erklärt. Was für einen Zweck hat es aber unter solchen Umständen, dem Gerichte den Sachverhalt überhaupt in seinen Einzelheiten vorzuführen? Uebersteigt nicht die unmittelbare Aufnahme des Tatsachenmaterials aus dem Parteienvortrage in verwickelten Sachen schon an sich die Befähigung eines durchschnittlichen Richters? Um wieviel weniger aber darf man davon ausgehen, daß der gesamte Vortragsinhalt aus einer ganzen Reihe von Sachen den Richtern noch am kommenden Tage gegenwärtig sein wird! Sind die Richter bei der Beratung daher auf die Aktenkunde des Berichterstatters und Vorstehenden angewiesen: Wozu dann der ausgedehnte Vortrag, bei dem Anwälte und Richter sich in gleichem Maße langweilen, sofern nicht die letzteren, wie es vielfach geschieht, denselben benutzen, um andere schriftliche Arbeiten zu erledigen. Die Grenze für die mündliche Verhandlung läßt sich nicht immer leicht ziehen; sie läßt sich aber finden, wenn man ihre Aufgabe weniger in der erschöpfenden Information der Richter über den Sachverhalt als in der Aufklärung zweifelhafter tatsächlicher Momente und in einer Ergänzung der im Aktenmaterial vorhandenen Lücken erblickt. Wie man unter dem Zwange der Verhältnisse kein Bedenken getragen hat, bei der Verkündung der Entscheidungen die Ausnahme zur Regel zu gestalten, ebenso lege man auch hier den Schwerpunkt der Verhandlung in den § 139 der Z. P. O., nach welchem durch Fragen darauf hinzuwirken ist, daß unklare Anträge erläutert, ungenügende tatsächliche Angaben ergänzt, die Beweismittel bezeichnet, überhaupt alle für die Feststellung des Sachverhaltes erheblichen Erklärungen abgegeben werden. Die Voraussetzung einer solchen Prozedur ist allerdings die schriftliche Vorbereitung der Verhandlung, aber diese ist für den Anwaltsprozeß ohnehin vorgeschrieben und tatsächlich fördert bei den Kollegialgerichten die mündliche Verhandlung nur selten Umstände zu Tage, welche nicht bereits in den Akten schriftlich niedergelegt sind.

Unter den unmittelbaren Ursachen der Prozeßverschleppung stehen die Vertagungen obenan. Daß die Parteien nicht zu verhandeln brauchen, wenn sie übereinstimmend davon absehen, ist nun einmal ihr gutes Recht, und daran kann auch durch die kleinen Mittelchen nichts geändert werden, mit welchen eifrige Vorsitzende in Gestalt von Kostenauflegung, weite Hinausschiebung vertagter Termine, ja selbst Denunziation der Vertreter bei der Partei ver-

sucht haben, einen Druck auszuüben. Wohl aber hat der Vorsitzende es in der Hand, einen erheblichen mit diesen Vertagungen verbundenen Uebelstand zu mildern, nämlich den Richtern die zwecklose Vorbereitung zu ersparen. Bei einzelnen Gerichten besteht schon jetzt die praktische Einrichtung einer vorherigen zirkulärmäßigen Rundfrage bei den Anwälten nach den zu erwartenden Vertagungen; immerhin aber werden hiermit diejenigen Vertagungen nicht vermieden, welche das Gericht selbst im Interesse einer weiteren Ergänzung des Parteivorbringens für erforderlich erachtet. Hält man sich hier streng an den Gesetzeswortlaut, so werden die Parteien erst in dem Verhandlungstermine selbst auf die Bedenken aufmerksam gemacht und die Entscheidung, welche bei vorheriger Klarstellung des Sachverhaltes bereits in dem ersten Termine hätte erfolgen können, wird auf einen neuen Termin verschoben. Dieser zweite Termin wäre aber vermieden, wenn die Anwälte vor dem ersten Termin über die Ansicht des Gerichtes unterrichtet worden wären. Es wäre dann entweder das fehlende Material zum Verhandlungstermine beschafft oder der Termin wäre behufs Beschaffung dieses Materials vorher aufgehoben. Jedenfalls wäre also ein Termin gespart. Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß ein solcher Meinungsaustausch zwischen dem Gerichte und der Partei persönlich ausgeschlossen ist und es wäre auch gewiß unangebracht, den Anwälten ein Recht auf solche vorherige Information zuzugestehen oder sie auch nur als Regel vorzuschreiben. Wo aber sachliche und persönliche Bedenken nicht vorhanden sind, da sollte dieses Mittel vorheriger Aufklärung um so mehr Verwendung finden, als dasselbe geeignet ist, verborgene Mißverständnisse zwischen Gericht und Anwälten zu Tage zu fördern, Mißverständnisse, welche die Entscheidungen beeinflussen und welche die Parteien nachher durch Anträge auf Ergänzung und Berichtigung der Urteile oft vergeblich zu reparieren suchen, Endlich sollte dieser Vorschlag auch nicht an einer schematischen Auslegung des § 299 Abs. 3 der Z. P. O. scheitern, welcher mit dem Verbote einer Mitteilung der zur Vorbereitung der Entscheidungen dienenden Schriftstücke an die Parteien nur die rein inneren Angelegenheiten der Gerichte einer Kritik und Beeinflussung entziehen, nicht aber die Gerichte in der Wahl der von ihnen selbst für angemessen erachteten Aufklärungsmittel beschränken will.

Doch wenn auch schon im Prozeßbetriebe durch eine freiere

Handhabung der Gesetze Kraft und Zeit gespart werden könnte, so zeigt sich der Formalismus von seiner gefährlichsten Seite in den Entscheidungen selbst.

Als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Rechtsprechung unter der Last des angesammelten Stoffes ins Stocken geriet, da griff man zu dem Radikalmittel einer Verordnung, wonach alle Prozesse innerhalb Jahresfrist erledigt sein sollten. Soweit sind wir allerdings noch nicht. Dagegen hat bei uns die Statistik über die Geschäftslage der einzelnen Abteilungen einen Wettbewerb erzeugt, in welchem die Vorsitzenden eine Ehre darin setzen, in der Länge des Terminzettels, der Kürze der Fristen und der Zahl der erlassenen Urteile ihren Konkurrenten voranzueilen. Es leuchtet ein, daß hierdurch die bei den Richtern ohnehin bestehende Neigung zur formalistischen Erledigung des Rechtsstreits gefördert wird, weil sie eine willkommene Gelegenheit bietet, den Prozeß von der Rolle zu bringen und damit die Statistik günstig zu beeinflussen. Im Erfolg werden damit allerdings die Parteien mit unnötigen Kosten belastet und neue Prozesse vorbereitet, wogegen es allerdings nicht ausbleiben kann, daß solche Gerichte, welche im Einklang mit den höchsten Zwecken der Rechtspflege den Sachverhalt möglichst materiell erschöpfen und durch Verbindung gleichliegender Sachen überflüssige Urteile vermeiden, äußerlich zurückstehen gegenüber solchen, die durch Firrigkeit in der Aburteilung und andere künstliche Mittel die Zahlen für die Statistik hinaufzuschrauben verstehen.

In einem Falle wurde von einem höheren Gerichte ein Urteil aufgehoben, weil in der Urteilsurkunde an Stelle der Richter, welche der mündlichen Verhandlung beigewohnt hatten, irrtümlicher Weise die Namen derjenigen Richter aufgeführt waren, in deren Gegenwart die Entscheidung verkündet war, obgleich es sich lediglich um Schreibfehler handelte und das Urteil von den zuständigen Richtern erlassen war. In einem anderen Falle fehlte in dem Schlußprotokoll der allerdings durch den § 159 der Z. P. O. vorgeschriebene Vermerk, daß die Sitzung öffentlich gewesen und daß nach der im Termine erfolgten Zeugenvernehmung über diese mündlich verhandelt war. Die Auslassungen erklärten sich daraus, daß zur Protokollierung nicht das übliche Formular mit Vordruck jener Vermerke verwandt war, und es lag nicht der geringste Anhaltspunkt dafür vor, daß den Vorschriften über Öffentlichkeit und

Verhandlung nicht genügt war. Demungeachtet wurde auch dieses Urteil aufgehoben. Die Sache wurde zur erneuten Verhandlung an das Vorgericht zurückgewiesen. Solche in ihrer Prozeßlogik vielleicht unangreifbaren Urteile begründen für den Richter doch den Vorwurf, daß er den höheren Grundsatz der schleunigen und sachgemäßen Erledigung des materiellen Streites verkannt hat.

Hierher gehören weiter diejenigen Urteile, welche auf offensichtlichen Lücken im Parteivorbringen beruhen. Allerdings darf das Gericht Tatsachen, welche von den Parteien nicht vorgebracht sind, seiner Entscheidung nicht zugrunde legen. Das folgt unmittelbar daraus, daß es sich im ordentlichen Zivilprozeß um Vermögensrechte handelt, über welche die Parteien frei verfügen können. Dieser im Interesse der Parteien anerkannte Grundsatz ihrer Herrschaft über den Prozeßstoff darf ihnen jedoch niemals zum Nachteil gereichen. Er setzt voraus, daß die Parteien über die sachlich erheblichen Umstände auch vollständig unterrichtet sind und daß sie die nicht vorgebrachten erheblichen Momente mit Bewußtsein zurückhalten. Der Richter darf sich also nicht damit begnügen, daß er an die Parteien einige abgezirkelte Fragen richtet, sondern er muß durch Verhandlung mit den Parteien das Sachverhältnis soweit aufklären, daß diese wissen, worauf es dem Gerichte ankommt. Das ist der Sinn des bereits angezogenen § 139 der Z. P. O. In einzelnen Fällen wird allerdings die Bervollständigung des Materials an der von dem Beklagten erhobenen Einrede der Klageänderung scheitern, aber gerade hier sollten die Gerichte von der ihnen durch die geänderte Zivilprozeßordnung gewährten Möglichkeit, die Klageänderung zuzulassen, um so ausgiebiger Gebrauch machen, als von einer Beschwerde des Beklagten dadurch, daß der Kläger seinen Anspruch tatsächlich richtig stellt oder die rechtliche Konstruktion verbessert, nicht wohl die Rede sein kann, jedenfalls aber durch eine Vertagung seine Rechte ausreichend gewahrt werden.

Im Zusammenhange hiermit steht endlich die weitere Tatsache, daß die Gerichte viel zu wenig auf vergleichsweise Erledigung der Rechtsstreitigkeiten bedacht sind. Was bereits von der materiellen Entscheidung gegenüber der formalen gesagt wurde, daß sie nämlich den Rechtsstreit endgültig zum Abschluß bringt, gilt in noch höherem Maße von dem Vergleiche. In seinem Urteil ist das Gericht, mag der Sachverhalt noch so eingehend erörtert sein, doch

immer auf diejenigen Klagegründe beschränkt, welche im Prozesse geltend gemacht sind. Der Praktiker, namentlich der dem rechtlich suchenden Publikum nahestehende Amtsrichter weiß aber, daß die in den Prozeß gebrachten Streitpunkte sich mit dem materiellen Streitgegenstande nicht überall decken. Dieser liegt gar oft hinter den Akten. Vielleicht sind die Erben unzufrieden mit einem Testament, und nun macht sich diese Unzufriedenheit Luft in fortgesetzten Grenzscheidungsklagen, Entschädigungsklagen, Beleidigungsklagen und wie sie alle heißen mögen. Geholfen werden kann hier nur durch Beseitigung der Ursache. Mit anderen Worten: das Urteil verschärft die Gegensätze, während nur ein sachgemäßer, auch die verborgenen Ursachen des Prozesses berücksichtigender Vergleich den Rechtsfrieden dauernd wiederherstellt. Zweifellos steht somit vom sozialen Standpunkte der Vergleich über dem Urteil. Aber auch der Gesetzgeber, d. h. sowohl die Zivilprozessordnung als auch andere verwandte neuere Gesetze vertreten den gleichen Standpunkt. Nach § 296 der Z. P. O. kann das Gericht in jeder Lage des Rechtsstreits die Beteiligten zum Zwecke des Sühneversuchs vorladen und zwar nicht nur die Parteien, sondern auch dritte Personen. Darüber läßt das Gesetz keinen Zweifel, indem es im § 294 Ziff. 1 solche zwischen den Parteien und dritten Personen abgeschlossenen gerichtlichen Vergleiche als Titel für die Zwangsvollstreckung ausdrücklich anerkennt. Die letztere Bestimmung ist eine Schöpfung der jüngsten Zivilprozessnovelle. Sie beweist also gleichzeitig die der gütlichen Beilegung von Prozessen günstige Entwicklungstendenz des Gesetzes. Auf dem gleichen Standpunkte steht der § 39 des Gesetzes über die Gewerbegerichte, welcher nach § 16 des Gesetzes vom 6. Juli 1904 auch auf die Kaufmannsgerichte Anwendung findet und wonach das Gericht, falls beide Parteien vor ihm erscheinen, zunächst auf gütliche Erledigung des Rechtsstreites hinzuwirken hat. Endlich begünstigt auch das Gerichtskostengesetz den Abschluß von Vergleichen offensichtlich dadurch, daß es für den Fall einer vor der Beweisaufnahme erfolgten vergleichsweisen Erledigung des Rechtsstreites den Parteien die Verhandlungsgebühr erläßt.

Ungeachtet somit soziale Gesichtspunkte sowie der Gesetzgeber selbst auf möglichste Förderung der Prozeßvergleiche hinweisen, wird bei den Kollegialgerichten nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz der Prozesse durch Vergleich erledigt. Mag hier die

Entfernung der Parteien vom Gerichtssitze den Vergleichsabschluß erschweren: Tatsache bleibt, daß gerade scharf veranlagte Juristen für vergleichsweise Erledigung der Rechtsstreitigkeiten oft wenig Neigung und Geschick haben und daß es ihren Anschauungen von der Würde des Gerichtes mehr entspricht, ein Urteil zu fällen, als einen Vergleich unter den Parteien zu vermitteln. Sie machen vielleicht hier und da einen Vergleichsvorschlag, aber damit ist nichts erreicht, wenn nicht die Parteien vorher in eingehender Besprechung des Sachverhältnisses von der Zweckmäßigkeit eines Vergleichs schlusses überzeugt werden. In einem Falle wehrte sich ein Richter gegen das Verlangen des Anwaltes, von gerichtswegen Vergleichsverhandlungen einzuleiten, mit der Begründung, daß es nicht die Aufgabe der Richter, sondern die Aufgabe der Anwälte sei, die Parteien zu vergleichen. Die Zumutung hatte für ihn offenbar etwas Herabwürdigendes. Ja, es kommen Fälle vor, wo übereinstimmende Anträge der Parteien auf Anberaumung von Sühneterminen wegen der damit vielleicht verbundenen „Verschleppung“ der zum Urteil reifen Sache abgelehnt werden. Leider wird der Abschluß von Prozeßvergleichen auch seitens der Justizverwaltung nicht ausreichend gefördert, obgleich die häufigere Anberaumung von Sühneterminen vor dem beauftragten Richter ein geeignetes Mittel bieten würde, die Zahl der anhängigen Prozesse zu vermindern. Weitläufige Verhandlungen und wiederholte Termine wären auch hierdurch nicht zu vermeiden, aber im Erfolg würde dieses Verfahren doch insofern eine Entlastung der Gerichte bedeuten, als damit die Arbeitslast von der Gesamtheit auf die einzelnen Mitglieder verteilt würde. Demungeachtet hat auch die Statistik in ihren amtlichen Formularen noch keine Rubrik für die vor beauftragten oder ersuchten Richtern abgeschlossenen Vergleiche erübrigt. Die Mühe, welche einzelne Richter hier im Interesse der Sache aufwenden, verschwindet vielmehr in der allgemeinen Kolonne „Erledigung des Rechtsstreits ohne mündliche Verhandlung“.

Die anerkannten Uebelstände des heutigen Prozeßganges beruhen nicht sowohl auf grundsätzlichen Mängeln des Verfahrens, als vielmehr darauf, daß die Gerichte einzelne dieser Grundsätze einseitig überspannt und daß sie in schablonenmäßiger Befolgung der Sonderbestimmungen die Grundregel der Prozeßentwicklung, wonach die verwickelten Formen allmählich durch einfachere, das

Verfahren beschleunigende Formen ersetzt werden, übersehen haben. Darauf ist bereits in der Begründung des dem Reichstage im Jahre 1874 vorgelegten Entwurfes einer Zivilprozessordnung hingewiesen, und es ist daneben hervorgehoben, daß der Schwerpunkt nicht in der objektiven Struktur des Verfahrens, sondern in den Persönlichkeiten liegt. An den Persönlichkeiten kann das beste Verfahren scheitern und durch Persönlichkeiten kann ein mangelhaftes Verfahren gehoben werden. Damit ist den Prozeßrichtern die Aufgabe gestellt, in erhöhtem Maße zur zeitgemäßen Gestaltung und Vereinfachung des Verfahrens beizutragen und sich selbst von den Fesseln zu befreien, von denen bereits Vaco spricht, indem er den Richtern vorwirft: *ex vioculis sermocinantur..*

Leben und Tod in der Auffassung der Alten.

Von

Dr. H. Salinger.

In der Antrittsrede, mit der Friedrich Nietzsche, als Vier- undzwanzigjähriger, seine Baseler Professur übernahm, preist er die Philologie als „Götterbotin“, die „tröstend erzähle von den schönen, lichten Göttergestalten eines fernen, blauen, glücklichen Zauberlandes“. Tiefinnerlich fühlt er in sich die „sehnsüchtige Regung, die unser Sinnen und Genießen mit der Macht des Instinkts als holdeste Wagenlenkerin den Griechen zuführt“ und schaut bewundernd zu den Alten auf, als den vollendeten und ewigen Musterbildern der Ruhe, Klarheit und Harmonie. Es ist die Goethesche und durch Goethe zum ästhetischen Gemeingut gewordene Auffassung des Hellenentums und der Antike, der Nietzsche hier noch anhängt — dieselbe Auffassung, die er später, als ihm der Sinn für die Schattenseiten, das innerlich Zerrissene und Unbefriedigte, das „Maß- und Zügellose“ des griechischen Naturells und des griechischen Lebens geschärft wurde, so leidenschaftlich verwarf und mit dem Fanatismus des Renegaten als „ebenso unhistorisch und falsch wie weich und unmännlich“ bekämpfte.

Das Urteil Nietzsches, der, wie bekannt, seine Ansicht über jede wichtigere Frage der Philosophie und Geschichte durchschnittlich dreimal geändert hat, würde allein kaum ausreichen, einer Revision der herrschenden Anschauungen das Wort zu reden oder die Entscheidung des besonnenen Forschers in dem einen oder andern Sinne zu beeinflussen. Aber es sind andere und, bei aller Anerkennung für den genialen Dichterphilosophen sei es gesagt, sachkundigere Stimmen laut geworden, die gegen die hergebrachte Auffassung des Hellenentums als der strahlend heiteren Jugend des Menschengeschlechts entschieden Einspruch erhoben und

auf die tiefen und düsteren Schatten, die das lichte Gemälde überall durchziehen, nachdrücklich hinzuweisen nicht müde wurden. Schon bei Lebzeiten Goethes, den der Kopf einer Hera Ludovisi nicht bloß zum höchsten Enthusiasmus, dessen seine bedächtige Natur fähig war, sondern geradezu zu dichterischem Schaffen begeisterte, fand seine rein künstlerische oder ästhetische Auffassung der Antike einen scharfsinnigen Gegner an dem Philosophen und Mystiker Franz von Baader,*¹ dessen zum Teil beachtenswerte Einwände allerdings an den Zeitgenossen so gut wie spurlos vorübergingen. Neuerdings hat dann eine gewichtigere Autorität, Jakob Burckhardt, der unerreichte Kenner und Darsteller des Kunst- und Kulturlebens alter und neuer Zeit in der (nach seinem Tode erschienenen) „Griechischen Kulturgeschichte“ die Frage in ihrem ganzem Umfange und in der ganzen Tiefe ihrer Bedeutung von neuem aufgeworfen und die ganze „Unseligkeit“ des Hellenentums, seine tiefe Unbefriedigung, Zerissenheit und Verzweiflung aus den geschichtlichen Tatsachen des griechischen Lebens, aus dem Gange seiner politischen, kulturellen und religiösen Entwicklung zu erweisen unternommen.

Wenn wir im Folgenden einige Nachträge zu dem bedeutamen und für das psychologische Verständnis der Antike entscheidenden Gegenstand zu liefern versuchen, so wollen wir dabei eine von der objektiven Untersuchungsmethode des Historikers abweichende Betrachtungsweise anwenden. Indem wir die bedeutungsvollsten uns erhaltenen Äußerungen der Alten selbst über das vorliegende Thema, die Urteile und Aussprüche ihrer geistigen Führer, ihrer weisesten Dichter und Denker über Wert und Unwert des Lebens zusammenstellen, wollen wir aus diesen Selbstgeständnissen, aus diesen persönlichen Zeugnissen und Konfessionen ein möglichst getreues Bild antiker Lebensanschauung und Lebensschätzung zu gewinnen suchen.

Der Gedanke von der Unseligkeit und dem Fluche**² des Daseins zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze griechisch-römische Literatur von ihren Anfängen bis zu ihrem Erlöschen. Von Homer bis zu den spätesten Dichtern der alexandrinischen Zeit, von Herodot und Theognis bis zu Seneca und Plinius hören wir ihn, einem klagenden Memnonstone gleich, bald laut,

*¹) In seinen „Bemerkungen über einige antireligiöse Philosopheme unserer Zeit“. 1824. S. 46 ff.

**²) „πρωτόζωος ἄτη“. Meibhl. Agam. 1157.

bald leiser, aber immer deutlich vernehmbar die antike Welt durchzittern. In den lichtesten Momenten des Lebens, in den Augenblicken hellster Freude, jubelnden Entzückens, bacchantischen Genießens geht wie ein finsterner Schatten die Ahnung des Schmerzes und des Leides, das Vorgefühl kommenden Unheils grollend und lauernd nebenher.

A Jove principium. Der Vater der Götter und Menschen selbst ist es, dem der Dichter der Ilias die inhaltsschweren Worte in den Mund legt:

„Denn kein anderes Wesen ist jammervoller zu schauen
Als der Mensch von allem was lebt und atmet auf Erden.“

Und der welt- und menschenkundigste der homerischen Helden, Ulysses, kommt bei der Betrachtung des Lebens zu dem gleichen Ergebnis. (Od. XVIII. 130.) „Die armen Menschen“, „die unglücklichen Sterblichen“ — das ist die stehende Redeweise bei Homer, so oft von der Lage der Erdgeborenen im allgemeinen und ihrem beklagenswerten Geschick die Rede ist. In jener unvergleichlichen Szene,*¹ wo Achill dem greisen Priamus die Leichen seiner gefallenen Söhne zur Bestattung übergibt, weiß er dem gebeugten Vater nichts besseres zum Troste zu sagen, als die charakteristische Mahnung:

„Nichts ja schaffen wir doch mit unserer jammernden Klage;
Also bestimmten die Götter der elenden Sterblichen Schicksal,
Bang im Gram zu leben; allein sie selber sind sorglos.“

Ein trostloser Trost und eine ohnmächtige Resignation — über die aber die antike Welt bis zu ihrem Ende eigentlich nie hinausgekommen ist. Mit Fassung ertragen, was abzuändern versagt ist — das ist bei Dichtern und Philosophen, Gelehrten und Ungelehrten, früheren und späteren der Weisheit letzter Schluß, höchstens daß sich, bei den einen mehr bei den anderen weniger, ein mehr oder minder bitteres Grollgefühl gegen die Gottheit damit verbindet. (z. B. Eur. Iph. Mul. 31.)

Konnte nun auch diese Reflexion, diese passive Ergebung in das Unvermeidliche wirklichen Leiden gegenüber nur geringen Trost gewähren, so bot sie doch eine gewisse Beruhigung, einen schwachen Halt in den Stürmen und Wechselfällen des Lebens, von dessen Unsicherheit und Hinfälligkeit die Alten so tief durchdrungen waren. Und nur in dem einen Sinne erscheint das

*) Il. XXIV, 524.

Leben stärker als der Tod, „daß es soviel Leid und Ungemach überhaupt zu ertragen fähig ist“. (Plutarch im Leben Alexanders des Großen berichtet uns diese Worte als Antwort eines indischen Gymnosophisten auf die Frage des Königs, was stärker sei, das Leben oder der Tod.)

Berühmt und seit Homer unzählige Male wiederholt ist das Gleichnis, das die Geschlechter der Menschen den Blättern im Walde gleichstellt, die keimen, blühen, welken und abfallen, wieder blühen und verblühen, bis der Herbstwind sie in alle Winde streut (H. VI. 146). Und wie des Menschen Dasein, so ist auch sein Charakter: schwankend, wechselnd, unbeständig, sich wandelnd nach Tag und Stunde. (Od. XVIII. 136.) Ebenso wie der unaufhörliche Wandlungsprozeß der organischen Natur dienen auch andere Bilder und Gleichnisse, die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Lebens zu versinnbildlichen; keine häufiger als die des *Schattens* und des *Traums*. Berühmt sind Pindars Worte: „Eintagsfliegen sind wir! Was ist einer; was ist keiner? Eines Schattens Traum ist der Mensch“*) — denen sich zahlreiche inhaltgleiche aus Aeschylus, Sophokles, Euripides und selbst aus Aristoteles anreihen ließen. Die wunderbare poetische, in ihrer schlichten Naivität ergreifende Anschaulichkeit freilich, mit der Homer die Sinnfälligkeit und Gebrechlichkeit der menschlichen Dinge malt, hat kaum einer der späteren wieder erreicht: nur im Alten Testament, in den Psalmen, bei dem Siraciden, vor allem in dem nach Form und Inhalt großartigsten Denkmal hebräischer Religionspoesie, im Buche Hiob finden sich Stellen von gleicher elementarer Kraft. Der Vergleich des Menschen mit der Blume und dem Gras ist, wie bekannt, ziemlich häufig im Alten Testament,**) und die wehmütig düstergefärbte Auffassung des Lebens im allgemeinen weicht von der homerischen — und hellenischen überhaupt — nicht eben beträchtlich ab.

In einer Beziehung besteht allerdings ein wesentlicher Unterschied zwischen den griechischen und biblischen Dichtern: jene wissen von keiner wie immer beschaffenen Ausglei chung der irdischen

*) Von neueren ist hier zu vergl. Calderon: Das Leben ein Traum. Akt II. 1200: „Nur ein Traum ist dieses Leben und die Träume selbst sind Traum.“

***) Hiob 14, 1 u. 2; „Der Mensch vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe; gehet auf wie eine Blume und fällt ab; flucht wie ein Schatten und bleibet nicht.“ Vgl. Sirach 14, 19; beide Stellen haben zweifellos auf die Verse des Andreas Gryphius († 1664) „Die Herrlichkeit der Erden“ u. bej. Strophe 8 eingewirkt.

Uebel durch die Gottheit — denn auch die Gottheit gilt ihnen in die allgemeine Vergänglichkeit, in den ewigen Wandlungsprozeß mit einbezogen — während diese im Ausblick auf die unendliche Weisheit, Gerechtigkeit und Güte des Welterschöpfers einen Hoffnungsanker für das gequälte Gemüt, einen Leitstern in der Nacht des Irdischen vor sich zu sehen glauben. Lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich zwischen den beiden Heroen des Leidens, zwischen Prometheus und Hiob. Der Titan, der durch Zeus' Ratschluß von unerträglichen Qualen heimgesucht wird, beugt sich nicht in seinem Stolz. Er findet Trost und Stärkung in der Hoffnung auf *Na che*, in dem Gedanken, daß sein Todfeind Zeus, den er sittlich tief unter sich achtet, einst von seiner übermütigen Höhe herabstürzen und daß sein eigenes Geschlecht ihm den Untergang bereiten wird. (Aeschyl. Prom. B. 867, 923, 943.) Welcher Gegensatz zu dem biblischen Dulder, der mit fromm ergebenem Herzen trägt, was der Ewige über ihn verhängt hat und in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen allen irdischen Gütern gern entsagt. „Nacht bin ich aus dem Mutter Schoße hervorgegangen und nacht werde ich von hinnen gehen: der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit.“ Ihn tröstet die Gewißheit, daß Gott alle Dinge zum besten wenden, und daß, die in Tränen säen, in Freuden ernten werden.

Nach homerischer Anschauung dagegen — und nach griechisch-römischer überhaupt — sind die Götter nicht nur (wenn auch nicht ganz in demselben Maße) dem gleichen Gesetz der Vergänglichkeit, des Werdens und Vergehens, unterworfen, wie die Sterblichen, sondern auch den gleichen Schwächen und Leidenschaften. Sie sind die Urheber des Guten, aber auch des Bösen und des Uebels, jedenfalls aber nie ein fester Halt, eine zuverlässige Stütze für den Staubgeborenen. Neiderfüllt und eifersüchtig auf den Sterblichen, wie sie sich die antike Anschauung denkt, sind sie immer mehr geneigt, menschliches Glück zu vereiteln und zu zerstören, als zu fördern und zu begünstigen; oder vielmehr sie begünstigen es zum Scheine, da wo es sich *e n t w i c k e l t*, um es später in seiner Blüte um so gründlicher und grausamer zu zerstören. — Dies war wenigstens die vorherrschende Anschauung im hellenischen Altertum; und zwar nicht nur die des Volkes, sondern auch die der Gebildeten, wie wir aus Herodot und den Tragikern, namentlich Aeschylus, ersehen. Die Philosophen, wie Xenophanes und namentlich Plato, der den Aeschylus wegen seiner Anklage

gegen die Götter so hart anläßt, suchten vergebens dieser niedrig anthropomorphistischen Auffassung entgegenzuwirken und reinere, edlere Begriffe von der Gottheit und göttlichem Wirken zu verbreiten. Zu festen und klaren, einheitlichen und folgerichtigen Vorstellungen über diese Fragen: das Problem der göttlichen Weltregierung, das Verhältnis der Gottheit zum Menschen, den Ursprung des Bösen und des Uebels, die Stellung des Fatums, d. h. einer noch neben und über den Göttern stehenden unpersönlichen Schicksalsmacht, ist die griechisch-römische Volksreligion ebensowenig gelangt, wie eben andere Religionen auch.

*
*
*

Konnte die Volksreligion und der Glaube an die Götter sonach weder dem nach Erkenntniß ringenden Geiste noch dem in den Unbilden und Fährnissen des Lebens nach Beruhigung verlangenden Gemüt eine brauchbare Stütze bieten, so ist es begreiflich, daß namentlich die tieferen und geistig anspruchsvolleren Naturen sich der Philosophie zuwandten*) und theoretisch und praktisch, in bezug auf das Erkennen wie auf das Handeln, von ihr die Aufschlüsse und Anweisungen erhofften, die der polytheistische Götterglaube nicht zu gewähren im Stande war. Es ist bekannt, daß die Philosophie diesen auf sie gesetzten Erwartungen nur in sehr bescheidenem Maße zu genügen vermocht hat. Von allen philosophischen Systemen des Altertums ist, wenn man vom Neuplatonismus absieht, das Stoische wohl das einzige, das, gewissermaßen als ein Religionsfurrogat, seinen Anhängern einen inneren moralischen Halt, ihrem Glaubensbedürfnis eine wirkliche Befriedigung geboten hat, namentlich zu der Zeit, als der Glaube an die alten Götter mehr und mehr im Schwinden, das Christentum aber noch nicht zu beherrschender Geltung durchgedrungen war. Im übrigen ist die antike Philosophie, auf deren Entwicklungsgang näher einzugehen hier nicht der Ort ist, in der Erkenntnislehre wie in der Ethik über ein unsicheres Schwanken zwischen entgegengesetzten Formeln und Lehrmeinungen, über einen abschluß- und ergebnislosen Dualismus nicht viel hinausgekommen. Was die Metaphysik anbetrifft, so sehen wir, wie die zeretzende Skepsis des Pyrrhonismus, die dem Weier des Prometheus vergleichbar, von Anfang an an ihren Eingeweiden nagt, sie schließ-

*) Vgl. bes. Marc. Aurels Selbstbetrachtungen II, 17.

lich vollständig verzehrt, während ihre Reste in dem unklaren religiösen Synkretismus und Eklektizismus der neuplatonischen und neupythagoreischen Schulen sich auflösen und verschwinden. Ebensovienig aber ist es in der Ethik zu einer Versöhnung und Verschmelzung der sich während des ganzen Verlaufs ihrer Entwicklung schroff gegenüberstehenden Gegensätze und Parteistandpunkte gekommen: es sei nur an die Polemik des Sokrates mit den Sophisten, an die Spaltungen innerhalb der sokratischen Schulen (Kyniker, Megariker, Cyrenaiker) und vor allem an die Kämpfe der Stoa mit den Anhängern Epikurs erinnert.

Auch in bezug auf die uns hier beschäftigende Frage — die Beurteilung und Schätzung des Lebenswertes — zeigt sich dieser dualistische Charakter des griechischen Philosophierens an einem merkwürdigen Beispiel. Von zwei der bedeutendsten Denker der vorsookratischen Periode, von Heraklit und Demokrit, wissen die Alten zu berichten, daß der eine die menschlichen Dinge immerzu beweint, der andere sie immerfort belacht habe. Mag dies auch, wie viele der uns von den antiken Philosophen überlieferten Züge anekdotisch übertrieben und dem ironischen Kontrast zu Liebe absichtlich zugespitzt sein, so steht doch fest, daß der Melancholiker Heraklit einer sehr düsteren Lebensauffassung gehuldigt habe und die irdischen Dinge in nichts weniger als rosigem Lichte sah. Gleich dem Dichter der Ilias beklagte er vor allem die entsetzliche Flüchtigkeit und den Unbestand des menschlichen Lebens und der menschlichen Sinnesart. In ewigem Flusse gleiten und rinnen die Erscheinungen dahin, und ebenso flüchtig und wandelbar wie sie ist der Menscheng Geist, der sie zu erfassen sucht. Wie es unmöglich ist, zweimal in denselben Fluß zu steigen, so sucht der Geist vergeblich im tollen Wirbel des Lebens Halt und Selbstbefinnung. Nichtigem Kinderpiel, den Sandbauten, die die Knaben türmen, gleicht all unser Wissen und Meinen.

Anders, aber nicht günstiger sah der „lachende“ Philosoph die menschlichen Dinge. Mit Verzicht auf alle Bequemlichkeiten des Lebens, von unerjättlicher Wiß- und Lernbegierde getrieben, hatte Demokrit fast alle Länder der damals bekannten Welt durchforscht und das Leben überall gleich hohl und jämmerlich, die Menschen mit ihren nichtigen Bestrebungen und Eitelkeiten, ihren wichtigerischen Eiferjüchteleien und Raßbalgereien um wertlose Dinge, um kleinliche Besitzinteressen überall gleich töricht, läppisch und erbärmlich gefunden. Daß dies jämmerliche Geschlecht, das im

innersten Kern krank und faul ist vom Mutterleibe an, nichts als Spott und Hohn verdiene, ist ihm eine ausgemachte Sache. Auch von der Kraft und Schärfe des menschlichen Verstandes, seiner Fähigkeit, in den Kern der Erscheinungen einzudringen und die Dinge in ihrer Tiefe zu erfassen, hatte Demokrit, ebenso wie Sokrates und andere bedeutende Denker des Altertums, nur eine sehr geringe Meinung.

Wo das Vertrauen auf die Erkennbarkeit der Wahrheit so schwer erschüttert ist, pflegt auch der Glaube an die Realisierbarkeit des Guten zu schwinden, dem erkenntnistheoretischen Zweifel gesellt sich die ethische Verzweiflung. Ohne auf die Frage, ob sich bei den Griechen eine der biblischen Vorstellung von der Erbsünde analoge Anschauung findet — wofür allerdings Ausdrücke wie *πρωτόπυος ἀτι* bei Aeschylus und anderes zu sprechen scheinen — näher einzugehen, so kann man doch aus zahlreichen Äußerungen antiker Autoren ersehen, daß der optimistische Glaube an die angeborene Güte der Menschennatur nur von wenigen geteilt wurde. „Es wäre ein Zeichen großer Naivetät und Einfalt“, sagt der scharfblickende Menschenkenner Thuchydides, „zu glauben, daß die große Masse der Menschen, immer geneigt zu Unrecht und Verbrechen, sich durch Gesetze und Strafen von deren Begehung abhalten lasse.“ Und der Sokratischer Xenophon charakterisiert den inneren Zwiespalt, den Kampf des guten und bösen Prinzips in der Menschennatur mit den Worten: „Mir ist es gewiß und unzweifelbar, daß zwei Seelen im Menschen wohnen, eine gute und eine böse; denn wäre es nur eine, so könnten wir nicht das Gute und das Schlechte mit gleicher Liebe in uns hegen und dasselbe Ding zugleich wollen und nicht wollen; so aber, wenn die gute Seele den Sieg davonträgt, tun wir das Gute, wenn aber die böse das Schlimme.“ (Ähnliches lehrt bekanntlich Plato im Phaedrus, wo er, in einer berühmten Allegorie, die Seele als ein Doppelgespann mit zwei Rossen, einem weißen und einem schwarzen, darstellt.) Dieser tiefe Zwiespalt in der Natur des Menschen, dieser merkwürdige Widerspruch, der ihn das Bessere sehen und das Schlechtere tun, ja geradezu das tun läßt, was er nicht will — ist auch sonst von den Alten vielfach bemerkt und hervorgehoben worden. Von griechischen Dichtern hat besonders Euripides, der feine Seelenzergliederer, auf diesen Konflikt der Neigungen mit der besseren Einsicht hingewiesen, während die rätselhaften und unergründlichen Widersprüche, die im menschlichen

Wollen selbst liegen, vor allem von Seneca scharf und eindringlich beleuchtet worden sind. Die oberflächliche, mit Unrecht auf Sokrates zurückgeführte Ansicht, daß die Tugend lehrbar sei und daß der Mensch nur aus Unkenntnis des Guten das Schlechte wolle, findet demnach an den besten Seelenkennern des Altertums keine Stütze.

*
*
*

Dem in sich gespaltenen und zerrissenen Gemüt pflegt auch die Natur gebrochen und mit sich uneins zu erscheinen; überall, aus dem blühendsten Leben, starrt ihm medusenartig das Antlitz des Todes entgegen. Das Leben erscheint ihm wie ein sinnloser Kreislauf, ein ewig rollendes Rad, an das der Mensch, einem Trion gleich, unweigerlich und unabänderlich gefesselt bleibt. Niemand unter den Weisen des Altertums hat diesen Stimmungen einen so ergreifenden, man möchte sagen modern-weltschmerzlichen Ausdruck geliehen, als der Philosoph der Kaiserzeit, als Seneca, der in seiner Art der Lebensbetrachtung uns Modernen ja überhaupt näher steht als irgend einer der Alten, Cicero (an einzelnen Stellen) vielleicht ausgenommen. Man glaubt einen Jünger Schopenhauers und Mainländers zu hören, wenn man Senecas bewegliche Klagen über die innere Hohlheit und Leerheit des Lebens, über das ewige Einerlei der Alltäglichkeit in den Briefen an Lucilius liest. Ein rastloses auf und ab, ein sinnloses hin und her ist das Dasein mit all seinem fieberhaften und doch so nutzlosen und vergeblichen Mühen, in dem es für den geplagten Erdensohn keine Ruhe und keinen Halt gibt, nichts dauerndes und nichts bleibendes, nicht einmal, wie Kassandra bei Aeschylus klagt, den Schmerz.*)

So führen alle Betrachtungen immer wieder auf den Gedanken des ewigen Wechsels und der Unbeständigkeit aller Dinge zurück. Nicht umsonst wird Tyche, die Glücksgöttin, durch das unaufhörlich sich drehende Rad oder durch die ewig rollende Kugel versinnbildlicht. Die praktische Lebensphilosophie und Lebensweisheit, zu der die Alten, namentlich die Römer, bei dieser Sachlage gelangten, ist bekannt. Carpe diem, ruft Horaz; indulge genio, carpamus dulcia mahnt Persius. Aber diese Mahnung,

*) In der berühmten Stelle Agam. 1287, wo es heißt: „O weh des Menschenwandels! Ist es Wohlergehn, ein Schatten mag's umwenden; doch wenn's übel geht, ein feuchter Schwamm hinsahrend lösch' das Bild hinweg: und dies noch mehr denn jenes fühl' ich jammervoll.“

das Leben zu genießen, sich des Tages zu freuen, ist nie ganz ohne herben und bitteren Beigeschmack: unter den Rosen des Lebensgenusses und der Freude lauert die Schlange des Schmerzes und der Verzweiflung und im Hintergrund steht der Unbesieger Tod. „Morgen können wir's nicht mehr, darum laßt uns heute leben“ — das ist echt antik gedacht und gefühlt. Der Gedanke des Todes schwebt den Alten immer vor; er mischt sich in die stärkste Lebensbejahung, in die Augenblicke heiterster unbefangenster Daseinsfreude. Der Tod ist immer und überall gleich nahe; der Weg zu den Schatten, sagt Anaxagoras, ist von jedem Punkte des Lebens gleich kurz und gleich lang.

Aber wenn auch der Gedanke des Todes und das Bewußtsein seiner Unabwendbarkeit die Alten selten oder nie verließ, so war er doch weit entfernt, für sie etwas verlockendes und wünschenswertes darzustellen. Weder die Aussicht auf die Ruhe des Grabes, noch die Erwartung einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode hatte viel beruhigendes und versöhnendes für sie. Es ist in diesem Zusammenhang nicht möglich, den antiken Unsterblichkeitsglauben zu erörtern, der schwierigen Frage namentlich, ob und wieweit in den Mysterien, orphischen und eleusinischen, positivere und trostreichere Anschauungen über eine Seelenfortdauer gelehrt wurden, als in der Volksreligion, näher zu treten — sicher ist, daß der instinktive Schauer, den der natürliche Mensch vor dem Tode empfindet, bei den Alten das vorherrschende Gefühl war und blieb, und daß die, sei es materialistischen, sei es spiritualistischen, Unsterblichkeits Hoffnungen des Christentums ihnen vollständig fremd waren. Der Glaube an ein Reich, das nicht von dieser Welt, lag ihnen sehr fern und hätte, selbst wenn er vorhanden gewesen wäre, schwerlich einen nennenswerten Einfluß auf ihr Denken und Fühlen, Wollen und Handeln, Tun oder Lassen ausgeübt. Dies war wenigstens die überwiegende Anschauung der heroischen und klassischen Zeit des Hellenentums. Der homerische Achill will tausendmal lieber „dem unbegüterten Bauer, der kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld bauen, als das ganze Reich vermoderter Toten beherrschen“. Das ist die natürliche Empfindung des naiven und unverbildeten Menschen, dessen Selbsterhaltungstrieb sich gegen die ihm im Tode drohende Vernichtung sträubt und der nicht ohne innerstes Widerstreben in das Unvermeidbare sich ergibt.

Wie schmerzvolle Erfahrungen müssen vorausgegangen, wie tief der Mensch bereits vom „Leiden der Welt“, von der Unselig-

keit alles Daseins durchdrungen sein, wenn diese natürliche Anschauung, selbst nur vorübergehend, in die entgegengesetzte umschlagen, wenn der Tod als Befreier von der unerträglichen Last des Lebens ersehnt und willkommen heißen werden soll. Und doch, sehr früh schon, lange bevor philosophische Reflexion und Skeptis die naiven Vorstellungen des Volksglaubens zu zerlegen und aufzulösen begonnen hatten, macht sich diese pessimistische Lebensauffassung geltend. Bei Homer heißen die Toten die „müden“, „gebeugten“ (*κατόντες*) weil sie von der aufreibenden Bürde und Qual des Lebens im Grabe ausruhen. Und wem wäre das Dasein keine Qual? (Sen.) Wenn Schiller in einem der Lebensfreude und dem Lebensgenuß gewidmeten Liede sagt: „Herb ist des Lebens innerster Kern“, so hat der sonst so heitere und daseinsfrohe Menander auch diesen Gedanken schon zwei Jahrtausende zuvor vorweggenommen. Leben und Schmerz sind nach ihm im tiefsten Grunde ein und dasselbe. Daß das Weinen der Neugeborenen auf das traurige Los des neuen Erdenbürgers prophetisch hindeute — ist ein *Aperçu*, das den Alten so wenig fremd ist, wie dem Dichter des *Lear*.*) Unser Leben trägt den Todeskeim schon bei der Geburt in sich — ein Gedanke, der namentlich von Heraklit in den verschiedensten Formen variiert worden ist; — im Augenblick unserer Geburt fangen wir schon an zu sterben. *Nascentes morimur finisque ab origine pendet*. Im ewigen Wechsel der menschlichen Dinge ist der Tod das einzig feste und unumstößliche, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht oder, wie der Tragiker Seneca es in den *Troerinnen* ausdrückt, des „kurzen Wettlaufs leztliches Ziel“.**)

* * *

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht“, sagt Goethes *Ermont*, „gehen die Rosse der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch . . . wohin er geht, wer weiß es, erinnert er sich doch kaum, woher er kam“. Auf diesen Grundton ist auch alle antike Welt- und Lebensanschauung im wesentlichen gestimmt. Bald als ein Spiel des Zufalls, bald als ein Spielwerk in den Händen der Gottheit, geschaffen zu ihrer Ergözung, erschien den Alten Welt- und Menschenleben, wobei im ersteren Falle für eine

*) Plin. Nat. Histor. VII praef.; Plato *Agloch*. S. 510, 9; *Palladas* in der *Anthol.* X, 84; *Schaffpere*, *King Lear* IV, 7.

**) Sen. *Troad.* 401. *velocis spatii meta novissima*.

mehr naturalistische oder fatalistische, im letzteren für eine mehr religiöse oder antireligiöse Auffassung und Deutung Raum blieb. Zwei große Erforscher und Darsteller menschlicher Begebenheiten, der eine in der Zeit der Blüte, der andere in der des Verfalls der antiken Welt, Herodot und Tacitus, so verschieden sonst in ihrer Betrachtungs- und Auffassungsweise der geschichtlichen Dinge, stimmen doch in entscheidenden Punkten ihrer Lebens- und Weltansicht, in ihrem Urteil über die letzten Fragen nicht selten auffallend überein. „Der Mensch ist nichts als Zufall“, läßt Herodot den Solon zu Krösus, und „die Zufälle beherrschen die Menschen, nicht der Mensch den Zufall“ den Artabanus zu Xerxes sagen, letzteres in jenem berühmten Zwiegespräch bei Gelegenheit der Flotten- und Truppenschau am Hellespont (VII. 46), das zu den charakteristischsten Zeugnissen antiker Denk- und Gefühlsweise gehört, die uns überhaupt erhalten sind, und das auf die pessimistische Grundstimmung der Weltanschauung des Altertums und der Herodoteischen im besonderen ein so bezeichnendes Licht wirkt. Auch Tacitus kommt bei der Betrachtung der menschlichen Begebenheiten angefichts der ungeheuren Wechselfälle und Umwälzungen, die das Glück herbeiführt, in seinen häufigen philosophischen Reflexionen meist zu dem Ergebnis, daß das Leben nur ein Spiel des Zufalls, und, alles in allem, eine sinnlose Farce sei; an anderen Stellen neigt er wieder mehr einem astrologisch gefärbten Schicksalsglauben oder Determinismus zu. — Demokrits Ansicht von der inneren Hohlheit des Lebens und der Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen ist bereits erwähnt worden. Nicht viel anders dachte Sokrates über diesen Punkt; „die Götter lachen bloß“, pflegte er zu sagen, „wenn sie auf das leere, wichtigtuereische Treiben der Menschen herabsehen“.

Die Vorstellung, daß die Welt ein Spielzeug sei, das die Gottheit sich gleichsam zu ihrem Zeitvertreib geschnitzt und das sie, des Spieles müde geworden, wieder in nichts zertrümmern werde, war nicht bloß dem griechischen Altertum geläufig. Auch in der indischen Kosmogonie und Mythologie spielt sie eine bedeutende Rolle. Nach brahmanischer Religionsanschauung hat der Welterschöpfer, von der Maja getäuscht, dies Universum sich zum Spiel und zur Ergözung geschaffen. „Zahllose Weltentwicklungen gibt's“, heißt es in den Upanishads, „Schöpfungen, Zerstörungen, spielend gleichsam wirkt er dies, der höchste Schöpfer für und für.“ Es war dies eine Lieblingsvorstellung der religiösen Mystik zu allen

Zeiten: Dschellaleddin Rumi (gest. 1252) und Jacob Boehme (Vom dreifachen Leben XI. 106) haben sie sich mit sichtlichem Behagen ausgemalt. Auch in der griechischen Philosophie begegnet sie uns bei zweien der tiefstinnigsten Denker, allerdings auch beide von mystischer Richtung: Plato und Heraklit. Später natürlich auch bei Neuplatonikern. Sehr merkwürdig in dieser Hinsicht ist eine Stelle aus dem (verloren gegangenen) Buche des Porphyrus „über die Selbsterkenntnis“, die uns Stobaeus aufbewahrt hat. „Die schaffende Natur“, sagt er, „gleich dem Knaben, der im Meeresande spielt und die phantastischen Sandbauten und -Figuren, die er mit seinen ungeübten Kinderhändchen formt und aufstürmt, gleich darauf mutwillig mit den Füßen zertritt und zerstört. So schafft und zerstört auch die Natur. Wer mithin die Welt mit Bewunderung und Verehrung als Kunstwerk eines großen Meisters anstaunt, der legt der schaffenden Natur Absichten und Zwecke unter, an die sie nicht denkt, und sieht in den Produkten ihres Spieltriebes Erzeugnisse eines tiefstinnigen Ernstes, von dem sie selbst nichts weiß.“

* * *

Tiefer und gehaltreicher als diese kosmogonische Vorstellung ist eine andere Gedankenreihe, die sich an den Bacchus- oder Dionysus-Mythos knüpft, und die uns zu dem innersten Kern antiker Lebens- und Weltauffassung hinleitet. Schon oben führte unsere Betrachtung darauf, wie tief der Todesgedanke im Bewußtsein der Alten wurzelt, wie eng er mit ihrer ganzen Denk- und Empfindungsweise verwebt und verwachsen ist. In tiefstinniger Weise wird dies durch den uralten Mythos von Silen und Dionysos verfinnbildlicht. Der Gott Dionysos galt den Griechen bekanntlich als der eigentliche Demiurg oder Weltbaumeister, als der Schöpfer namentlich und Erhalter aller geschaffenen Kreatur. Sein Pfleger und Erzieher aber ist der Waldgott Silen, von dessen kosmisch-natursymbolischer Bedeutung die Alten ebenfalls viel zu sagen wußten, auf die indessen näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Genug daß auch Silen ihnen gleichsam als Urquell, Spender und Symbol alles Lebens erschien. Aber zugleich erscheint er, in höchst merkwürdiger Weise, als Herold und Lobredner des Sterbens und Vergehens, des Todes und der Vernichtung. „Einst“ — so erzählt der tiefstinnig gedankenreiche Mythos — „habe der phrygische König Midas, von der Jagd

heimkehrend, den Silen schlafend in den Rosengebüschen am Quell
 Inna gefunden und sich seiner bemächtigt. Als Preis der Frei-
 lassung habe der König dann von dem Gott Auskunft geheiſcht,
 was unter allen Dingen für den Menschen das Beste, Wünschens-
 und Erstrebenswerteste sei. Jener habe zuerst zu sprechen sich
 geweigert und finster die Lippen zusammengepreßt, dann aber, als
 der König nicht abließ, in ihn zu dringen, habe er unwillig und
 widerstrebend ausgerufen: „Ihr Eintagsgeschöpfe, Kinder eines
 unseligen Dämon, eines widerwärtigen Geschicks, was zwingt ihr
 mich, euch zu offenbaren, was zu wissen euch nicht frommt. Denn
 minder elend und schmerzvoll ist das Dasein, wenn man die Größe
 seiner Uebel nicht kennt. Wisse denn: das Beste für den Menschen
 wäre, nicht geboren zu sein und vom Höhen und Schönen der Welt
 nie etwas zu ahnen; das Nächstbeste und für den Menschen allein
 Erreichbare aber ist, so früh als möglich zu sterben.“

In diesem seltsam ergreifenden Mythos scheint uns das
 Tiefste und Eigentümlichste hellenischer Lebensanschauung beschlossen
 zu liegen; es ist gleichsam das letzte Wort antiker Weltweisheit,
 wie die berühmte Inschrift am Tempel der Neith („Ich bin alles
 was war, was ist und was sein wird u.“) das letzte Wort der
 ägyptischen war. Gleich einem wehmütigen Mollafford zittert das
 Klagewort des Silen durch die folgenden Jahrhunderte nach: kein
 bedeutenderer Dichter von Bakchylides und Theognis bis auf
 Sophokles und Euripides, späterer nicht zu gedenken, der es nicht,
 mannigfach variiert, mehr als einmal wiederholt hätte. Auch alle
 antiken Schriftsteller, die über die philosophischen Trostgründe ge-
 schrieben haben, wie Crantor, Cicero, Plutarch und Seneca,
 kommen nach Aufzählung aller Leiden und Tröstungen des Lebens,
 nach sorgfältiger Abwägung des für und wider, immer wieder zu
 dem Ergebnis, daß der düstere Ausspruch des Waldgottes aller
 irdischen Weisheit letzter Schluß sei. Auch bringen sie zahlreiche
 Beispiele bei, aus denen, wie sie glauben, unzweifelhaft hervorgeht,
 daß die Götter praktisch längst in gleichem Sinne entschieden
 hätten, daß auch sie frühzeitigen Tod für das beste Geschenk
 hielten, das sie dem Sterblichen zu teil werden lassen könnten.
 Hierher gehören die zum Teil schon von Herodot berichteten und
 in diesem Sinne gedeuteten Erzählungen von Kleobis und Biton,
 den Söhnen der argivischen Priesterin, die den Wagen der
 Mutter, um sie das Opfer nicht versäumen zu lassen, eigenhändig
 nach dem entfernten Heiligtum des Gottes zogen, und sich dann

in der Vorhalle des Tempels zum Schlafe niederlegten, aus dem sie nicht mehr erwachten, ferner die ähnlichen von Trophonius und Agamedes, von Elfsios und seinem Sohne Euthinous u. a. So populär waren diese Erzählungen und die ihnen zu Grunde liegende pessimistische Anschauung vom Leben, daß das Wort des Menander „Wen die Götter lieben, der stirbt jung“ geradezu sprichwörtliche Geltung hatte, nicht minder wie das des Solon „daß es noch keinen gegeben habe, der bis an sein Ende glücklich gewesen sei.“ Herodot erzählt, daß die Thrauser, ein thracischer Volksstamm, die Gewohnheit gehabt hätten, den Eintritt der Neugeborenen ins Leben mit Trauerkundgebungen, den Tod eines Angehörigen dagegen mit Freudenbezeugungen zu begrüßen. „Wenn bei ihnen ein Kind geboren wird, so kommen die Verwandten zusammen und bemitleiden es wegen der Leiden und des Ungemachs, die es in diesem Leben erwarten; wenn aber einer der ihrigen aus dem Leben scheidet, so bergen sie ihn unter Freudenäußerungen in die Erde und stimmen Lobgefänge an, daß er, von den Uebeln des Daseins erlöst, in ewigem Frieden ausruhe.“ Euripides, in einem uns erhaltenen Fragment seiner Tragödie Cresphontes, nimmt auf diese merkwürdige Sitte Bezug und empfiehlt sie als sinnvoll und nachahmenswert.

*
*
*

Die pessimistische Lebensauffassung der Antike erreichte ihren Höhepunkt in der römischen Kaiserzeit, vor allem im ersten nachchristlichen Jahrhundert. Von Seneca und Tacitus sind höchst charakteristische Äußerungen in diesem Sinne bereits mitgeteilt oder erwähnt worden. Während aber bei ihnen der Pessimismus zum Teil wenigstens aus den Zeitverhältnissen erwuchs, aus der Verzweiflung am politischen Leben und dem Schmerz über den Verlust der republikanischen Freiheit und Bürgertugend, erscheint er ganz unabhängig von solchen Stimmungen bei einem Schriftsteller, der für den gelehrtesten seiner Zeit galt, und der sicher einer der kenntnisreichsten und gebildetsten des gesamten Altertums war, bei Plinius dem Älteren. Plinius eröffnet das siebente Buch seiner „Naturgeschichte“ — die aber mehr eine Encyclopädie des damaligen Standes der Wissenschaften, Künste und technischen Gewerbe ist und als solche, des ungeheuren Sammelfleißes wegen, trotz ihres Mangels an Kritik, die Bewunderung Alexander

von Humboldt's rechtfertigt — Plinius eröffnet dieses Buch, das der Anthropologie, der Betrachtung des Menschen und seiner Eigenschaften gewidmet ist, mit einer höchst merkwürdigen allgemeinen Reflexion über die Stellung des Menschen in der Reihe der übrigen Naturwesen, die, wie übrigens auch zahlreiche andere Stellen seines Werkes, den Beweis liefert, wie tief er der Menschheit ganzen Jammer, das physische und moralische Elend des Daseins empfunden hat, und die jedenfalls kulturgeschichtlich wie psychologisch zu den interessantesten „Dokumenten“ der gesamten Weltliteratur gehört.

„Mit dem Menschen“, heißt es dort, „müssen wir bei unserer Darstellung (der organischen Natur) den Anfang machen, um dessen willen die Natur alles andere erschaffen zu haben scheint, wenn sie gleich für ihre großen Gaben einen so hohen und grausamen Preis fordert, daß es schwer zu sagen ist, ob sie gegen den Menschen sich mehr als eine zärtliche Mutter oder als eine böse Stiefmutter erweist. Von allen lebenden Wesen ist er das einzige, das sie nur mit fremder Hilfe bekleidet: den übrigen hat sie mannigfache Bedeckungen verliehen: Schalen, Rinden, Häute, Stacheln, Zotten, Borsten, Haare, Federn, Flaum, Schuppen und Wolle. Sogar die Stämme der Bäume hat sie mit einer nicht selten sogar doppelten Rinde gegen Kälte und Hitze geschützt. Nur den Menschen wirft sie sogleich bei der Geburt zum Jammern und Klagen nackt auf die bloße Erde. Kein anderes Tier vergießt Thränen, und noch dazu gleich von der Geburt an. Des Lachens dagegen — des ach! viel zu frühen und vorschnellen Lachens — ist er nicht vor dem 40. Tage fähig. Vom Augenblick seiner Geburt an, kommt er — was nicht einmal den in der Gefangenschaft erzeugten wilden Tieren widerfährt — sogleich in Fesseln und Bande, und so liegt nun der zukünftige Beherrscher der Erde, gebunden an Hände und Füße weinend da, und beginnt sein Leben mit Schmerz und Mißbehagen zur Strafe für die einzige Schuld geboren zu sein. O über die Torheit derer, die nach solcher Einleitung wännen, daß der Mensch zum Stolze geboren sei!

Die erste Ahnung von Kraft, das erste Geschenk der Zeit, macht ihn zu einem vierfüßigen Tiere. Wann aber lernt der Mensch gehen? Wann sprechen? Wann ist sein Magen widerstandsfähig genug, um feste Speisen zu genießen? Wie lange klopft sein Scheitel, ein Beweis, daß er das schwächste aller Ge-

schöpfe ist! Dann stellen sich Krankheiten ein und ebenso so viele dagegen erfundene Heilmittel, und auch diese schlagen oft genug nur zu seinem Nachtheil aus. Die übrigen Tiere erlangen bald ihre Ausbildung; einige machen Gebrauch von der Kraft ihrer Gehwerkzeuge, andere von ihrem schnellen Fluge, andere vom Schwimmen. Aber der Mensch kann nichts, ohne daß es ihm gelehrt wird, weder sprechen noch gehen noch essen; kurz er kann von Natur nichts als weinen. Daher hat es viele gegeben, welche für das beste hielten, nicht geboren zu sein, oder doch bald wieder zu sterben.

Unter allen lebenden Wesen kennt der Mensch allein dem Kummer und — den Luxus, und zwar in unzähligen Formen und in Bezug auf jedes einzelne Glied; ihm allein ist die Ehrsucht, der Geiz, die maßloseste Lebensgier, der Aberglaube, die Sorge für das Begräbniß, ja sogar für die Zukunft nach seinem Tode eigen. Kein Geschöpf hat ein hinfalligeres Leben, keines wildere Begierden, eine ängstlichere Furcht und heftigere Wut. Die übrigen Tiere leben wenigstens mit ihrer eigenen Art in Frieden zusammen, wir sehen sie scharenweise vereinigt und nur gegen fremde Arten feindlich auftreten. Die wilden Löwen kämpfen nicht unter sich; der Biß der Schlangen richtet sich nicht gegen Schlangen; nicht einmal die Fische und Ungeheuer des Meeres wüthen gegen ihre eigenen Gattungen. Aber der Mensch verdankt seine meisten und schlimmsten Uebel dem Menschen selbst. „Und doch,“ sagt unser Autor an anderer Stelle mit bitterer Ironie, „gibt es für die hinfallige und unvollkommene Natur des Menschen einen Trost, den Trost, daß auch die Gottheit nicht allmächtig ist, denn Gott kann sich nicht selbst den Tod antun, wenn er auch will, was er doch dem Menschen als bestes Heilmittel gewährt hat in den zahllosen Heimsuchungen und Müheligkeiten des Lebens.“

Kaum dürfte in der gesamten pessimistischen Literatur eine in ihrer ruhigen Resignation gleich eindringliche und erschütternde Anklage gegen das Leben zu finden, kaum von irgend einem der Modernen, sei es Schopenhauer oder Hartmann, Byron oder Heine, Leopardi oder Alfred de Musset, die Uebel des Daseins, die Schwäche, Hilflosigkeit und Hinfalligkeit der Menschennatur, ihre physische und moralische Unzulänglichkeit düsterer und hoffnungsloser gemalt worden sein, als in diesem elegischen Erfurs des alten römischen Polyhistor.

Und um so bemerkenswerter und gewichtvoller erscheint diese düstere Lebensanschauung, als sie von einem Manne herrührt, dem der Tod als das wirkliche und definitive Ende des Lebens galt, der an keine Unsterblichkeit glaubte und in keinem erträumten Jenseits Ausgleich und Entschädigung für die Uebel des irdischen Daseins erhoffte. Gleich seinem, wie er der epikureischen Philosophenschule anhängenden Landsmann Lucrez hatte sich Plinius mit Bewußtsein und Ueberzeugung von aller positiven Religion abgewandt und hatte namentlich in Bezug auf die seit Sokrates und dem platonischen Phaedon von den alten Philosophen viel diskutirte Frage der persönlichen Fortdauer rein negative, streng materialistische Ansichten. „Alles Lebende“, sagt er in demselben Kapitel „über den Menschen“ (VII. 56), „hat nach dem letzten Tage dasselbe Schicksal, das es vor dem ersten hatte. Vom Augenblick des Todes an hat der Leib sowie die Seele ebensowenig Empfindung wie vor der Geburt. Unsere Eitelkeit dehnt sich aber sogar über das Grab hinaus aus und lügt sich selbst ein Leben nach dem Tode vor, indem sie bald der Seele Unsterblichkeit, bald eine Seelenwanderung, bald den Verstorbenen Empfindung beilegt, die Manen der Abgeschiedenen verehrt und den zum Gotte macht, der bereits aufgehört hat Mensch zu sein; gleich als wenn das Leben des Menschen sich in irgend etwas von dem des Thieres unterschiebe, oder als ob wir im Leben nicht viele weit dauerhaftere und widerstandskräftigere Dinge fänden (als der Mensch), denen doch niemand eine ähnliche Unsterblichkeit weissagt. Welche Gestalt hat die Seele? Aus welchem Stoffe besteht sie? Wo hat ihre Denkkraft den Sitz? Wie sieht, hört, fühlt sie? Was tut sie ohne diese Organe oder worin besteht nach Wegfall derselben ihr Glück? Wo hat sie ferner nach dem Tode ihren Wohnsitz, und wie groß ist die Menge der seit so vielen Jahrtausenden als Schatten abgeschiedenen Seelen? Alles dies sind Einbildungen kindischer Schwärmereien und der Sucht des Menschen nie aufhören zu wollen. . . . Welch ein Unsinn ist es zu behaupten, daß mit dem Tode ein neues Leben beginne! Wie kann der Mensch je Ruhe haben, wenn seine Seele oben und sein Schatten in der Unterwelt Empfindung behalten? Wahrlich, dieser der menschlichen Eitelkeit schmeichelnde aber alberne Glaube vernichtet das vornehmste Gut, was uns die Natur verliehen hat, den T o d.“

Aber wenn auch des Plinius pessimistische Auffassung vom

Leben geradezu als typisch für die des Altertums überhaupt gelten kann, so ist dasselbe mit seiner radikalen Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit sicher nicht in gleichem Maße der Fall. Vielmehr haben in bezug auf diese Frage zweifellos, namentlich in den späteren Zeiten, positivere und hoffnungreichere Anschauungen in weiten Kreisen geherrscht. Eine einflußreiche und tiefgreifende Wirksamkeit in diesem Sinne scheinen — wie bereits oben angedeutet wurde — vor allem die Mysterien, besonders die orphischen und eleusinischen entfaltet zu haben. Die orphische Geheimlehre, daß der Mensch auf Erden in Gefangenschaft lebe, daß das Dasein eine Strafe sei, die er abzubüßen habe, daß die Seele im Körper wie in einem Grabe oder Kerker eingeschlossen sei, dessen Bande sie einst sprengen werde, um zum wahren Leben, zur Freiheit und zum unverlierbaren Besitz ihrer selbst einzugehen: diese und ähnliche, auf indischen Ursprung zurückweisende Anschauungen gewannen auf die Philosophie — Heraklit, Pythagoras, Sokrates, Plato — und durch deren Vermittlung auch außerhalb des Kreises der Geweihten auf viele Gebildete tiefen und nachhaltigen Einfluß; in welchem Umfange und in welchem Grade freilich, das läßt sich aus den uns erhaltenen literarischen Zeugnissen über diese von den Alten stets sehr geheimnisvoll behandelten Dinge nicht mehr mit Sicherheit erkennen.

In einer berühmten Stelle der „Apologie“ sagt der platonische Sokrates: „Was der Tod sei, weiß niemand, auch das nicht, ob er das höchste Gut sei für den Sterblichen. Sicher aber ist er eins von beiden, Auflösung in das Nichts unter vollkommener Aufhebung jeder Empfindungsmöglichkeit, oder ein Uebergang und Umzug der Seele von ihrem gegenwärtigen Wohnsitz nach einem andern, unbekanntem. Im ersteren Falle wäre der Tod wie ein Schlaf, „so tief und fest, daß er nicht einmal von Träumen gestört würde; im anderen Falle aber eine Wanderung zu dem Orte, wo alle weisen und großen Männer der Vorzeit sind. In beiden Fällen erschiene er als unschätzbbarer Gewinn“. Dann schließt er: „Sedoch es ist Zeit, daß wir gehen, ich um zu sterben, ihr um weiter zu leben: wer aber von uns beiden das bessere Teil ergreift, das ist allen verborgen, außer Gott.“ Und mit dieser Auskunft wird die Menschheit wohl zu allen Zeiten sich bescheiden müssen.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie und Psychologie.

„Unabhängiges Christentum“ von Paul Graue. Berlin, Alex. Dunder, 1904.

Es ist eine Freude zu sehen, daß der Geist des protestantischen Volkes mit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts wieder neue Schwungkraft bekommen hat. Die mageren Jahre der vorangehenden Epoche haben lange, nur allzu lange gedauert, und man muß schon bis in das siebzehnte Jahrhundert zurückgehen, um einer analogen Unproduktivität des geistigen Lebens in der Geschichte unserer Nation zu begegnen. Freilich ist während des dafür anderes erblüht, und gewiß wird niemand die Errungenschaften der Naturwissenschaften, der Technik und der Oekonomie gering achten; aber ebensowenig darf auch geleugnet werden, daß diese Erfolge in ihrem Wert für die höhere Lebensentwicklung einseitig überschätzt worden sind und dadurch eine Verarmung des inneren Lebens herbeigeführt haben. Aber nun ist seit einigen Jahren eine leise Wendung und Wandlung eingetreten, welche sich dadurch bemerkbar macht, daß die schöpferischen Kräfte, zunächst noch unsicher tastend, sich wieder zu regen begonnen haben. Diese Bewegung ist erzeugt durch das wiedererwachte Verlangen nach geistiger Vertiefung, das sich gegenwärtig in allen Schichten und Ständen geltend macht. Man fühlt sich wieder einmal stark genug, von der Last der Vergangenheit alles das abzuschütteln, was uns innerlich fremd geworden ist, weil man sich andererseits auch die Fähigkeit zutraut, neue Lebenswerte mitzuschaffen zu können. So hat sich eine Literatur auszubreiten angefangen, die so frischgemut wie lange nicht mehr dem geheimnisvollen Weben des Weltgeistes in dem menschlichen Herzen nachspürt und auch auf dem religiösen Gebiet die verschütteten Brunnen des schöpferischen Glaubenslebens wieder aufzudecken im Begriff ist. Selbst an den Schriften des Meister Eckart und Taulers, des Angelus Silesius und Novalis' erquickt man sich heut abermals, und es dämmert von fernher die Ahnung, daß man auf diesem spekulativen Geisteswege der Lösung der Welträtsel wenigstens um ein gut Stück näher rücke als auf dem der Kohlenstoffpropheten. Noch bedeutsamer ist es jedoch, daß eine rüstige Schar tüchtiger Köpfe wieder selbst den Mut gefaßt hat, die schlafenden Geister unseres Volkes wachzu-

rufen, auf daß nun auch der Protestantismus fortab nicht mehr träge hinter der Zeit einher schleiche. Ein solcher Weckruf ist die Schrift des Pastors Paul Graue, „Unabhängiges Christentum“. (Berlin, H. Dunder 1904.)

Dieses Buch ist aus einem begeisterungsvollen und zukunftsfreudigen Herzen geschrieben; es führt uns hinauf zu jenen freien Höhen, in deren reiner Luft wir uns erst gesundbaden müssen, um den Kampf im Staube des Lebens unverdrossen und opferbereit aufzunehmen. Aus dem Ganzen spricht ein unverwundlicher Jugendmut; jener Mut, der gerade aus dem Gefühl tiefer Bedrängnis die größte Gewißheit schöpft, den stumpfen Widerstand der Welt dennoch zu besiegen. Wer dem offiziellen Christentum gram geworden ist, weil es ihm nicht Brot des Lebens, sondern Steine reicht, weil es ihm mit der dumpfen Last der Vergangenheit den lebendigen Geistesquell verstopft, der wird auch hier wiederum mit Freuden gewahr werden, daß das lebendige Christentum keineswegs an die überwundenen, uns fremden Vorstellungsformen gebunden ist, und daß es auch in der Übereinstimmung mit unserer gegenwärtigen Erfahrungserkenntnis die Wahrheit und Freiheit des unendlichen Lebens immerdar verwirklicht. Das „unabhängige Christentum“ Graues ist das tapfere Wagnis, den fundamentalen Widerspruch, durch den die Idee der protestantischen Lebensbewegung bestimmt ist, in einer neuen, zeitgemäßen Gestalt herauszujagen und zu überwinden, — jenen Widerspruch des Christenmenschen: ich bin ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan, und ich bin ein Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Das Ganze ist geschrieben, auf daß das protestantische Christentum endlich werde, wozu es seinem innersten Wesen nach berufen ist: „Meine Gesinnungskirche, Gesinnungslehre, Gesinnungsverpflichtung!“ Was besagt diese Forderung? Nicht mehr und nicht weniger, als daß die Religion nachgerade als das begriffen werde, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich als Leben, als das allein wahre Leben, als das sich selbst und alle Dinge frei aus dem Geiste Gottes bestimmende Leben. Von dem tiefinnigsten deutschen Philosophen ist uns gesagt worden: die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Nun wohl! Diese Freiheit ist die Religion. Denn eben als das aus dem Geist sich selbst bestimmende Leben ist die Religion die befreiende Macht, weil dieser Geist einerseits in uns selbst lebt und sich uns von innen her offenbart, so daß wir von ihm nicht wie von einer fremden Gewalt, sondern als von einer sich in uns selbst auslösenden Kraft bewegt werden; andererseits aber, weil der Geist allein uns frei macht nicht von der Welt, wohl aber von der sinnlichen Gebundenheit an ihre endlichen Güter, und uns endlich auch frei macht nicht von unserem Ich, wohl aber von dem selbstischen Begehren unseres Ich als dem größten Feinde unserer Freiheit. Religion, Glauben an das Wort Gottes, aus dem Geiste bestimmtes Leben sind nur verschiedene Bezeichnungen desselben Vorganges. Und darum ist es eine die

Volksreligion geradezu verwirrende Unterstellung, wenn fort und fort der Glaube an das Wort Gottes umgedeutet wird in den objektiven Glauben an das gedruckte Bibelwort. Freilich kommt das Wort Gottes, der Logos, der Christusgeist nicht ohne Vermittlung in uns zur Auslösung, und der Erfüllung dieser Aufgabe dient das Bibelwort; aber nicht der Glaube an diesen Vermittlungsfaktor und seinen historischen Inhalt, sondern derjenige an den uns dadurch lebendig ergreifenden Gottesgeist ist religiöser, christlicher, protestantischer Glaube. Nicht in dem objektiven Fürwahrhalten, sondern in der persönlichen Glaubensgesinnung wurzelt die Religion, und dieser Lebensverklärung dient die Kirche nur dann, wenn sie reine Gesinnungskirche, die Lehre nur dann, wenn sie reine Gesinnungslehre und die Glaubensverpflichtung nur dann, wenn sie reine Gesinnungsverpflichtung wird.

Dieses Leitmotiv wird in den Abschnitten „die freie christliche Persönlichkeit“, „Christentum und Kultur“, „Theodicee“ und „religiöse und kirchliche Gegenwartsfragen“ wie in einer Sinfonie von vier Sätzen durchgeführt. Die Sprache verrät einen feinen, ästhetischen Sinn und ist doch kraftvoll und markig. Der Stil atmet eine frische Subjektivität, der es vielmehr darum zu tun ist zu verkünden, was das Herz voll ist, als jedesmal erst die Feuerprobe in der höheren Sphäre des reinen Denkens anzustellen. Sich in dieser unmittelbaren und individuell lebhaften Weise auszusprechen, ist gegenwärtig ein vielgeübtes Verfahren, und ich erkenne darin den glücklichen Drang, die ertönde Last des unproduktiven, historisch-positivistischen Verstandeswissens zunächst einmal entschlossen abzuschütteln, um so erst wieder die selbstschöpferische Geistes-tätigkeit in der freien Aussprache der intuitiven Subjektivität von neuem aufzunehmen. Daß es dabei auch Mode geworden ist, die in steiler Gedankenhöhe sich bewegende Philosophie zu schmälern, darf bei einer Generation nicht wunder nehmen, die an den Dienst des reinen Logos nicht mehr gewöhnt ist und kaum noch ahnt, daß das wahrhaft Konkrete allein die Ideenbewegung im vielgestaltigen Menschengenosse ist. Aber auch darüber wird der am wenigsten murren, der da sieht, daß jene produktive Subjektivität in ihrer Entwicklung selbst wieder dazu drängen muß, das Feuer des spekulativen Lebensgeistes zu entzünden, weil nur so mannhafte Klarheit und feste Zielbestimmtheit zu erringen ist. Und bei keinem Erzeugnis dieser modernen religiösen Denker macht es sich so nachhaltig bemerkbar, daß ein starker Zug dieser Geisteskraft die tieferen Gemüter fast ohne ihr Zutun wieder ergriffen hat, als bei dem vorliegenden Werke. Daß es aber so ist, darüber empfinden wir deshalb so herzliche Freude, weil diese Geistesbewegung das charakteristische Kennzeichen der ganzen protestantischen Kulturhebung ist. Denn der Glaubensgeist Luthers ist spekulativer Glaubensgeist, und der klassische Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts ist spekulativer Idealismus. Man muß dabei freilich den fundamentalen Unterschied zwischen rationaler und spekulativer Philosophie,

zwischen Verstand und Geist, zwischen abstraktem Begriff und konkreter Idee verstehen, um diesen Zusammenhang einzusehen. Man muß insbesondere wissen, wie erst durch diese Methode zum Bewußtsein gebracht wird, daß die Erzeugung des Widerspruchs nicht ein Unwirkliches, sondern gerade die Realität, die Entwicklungsbedingung alles Lebens ist. Man muß ferner wissen, wie nur der spekulative Geist darauf gerichtet ist, alles Besondere und so auch die Einzelseele, das Individuum von vornherein als Widerspruch gegen den allgemeinen, allumfassenden, alldurchdringenden Gottesgeist zu begreifen und diesen Gegensatz aufzuheben, — dadurch aufzuheben, daß sich das Individuum und der Gottesgeist in der beiderseitigen Verschmelzung zur persönlichen Totalität d. h. zur Idee erheben. Sünde und Gnade, Selbstsucht und Liebe, Adam und Christus sind nichts als die spekulative Herausstellung jenes Widerspruchs und seine Aufhebung. Erwäge ich das aber, so muß ich trotz Graues Abneigung gegen die Philosophie stillschweigend bekennen, daß sein Buch mich gerade deswegen vor den Erscheinungen ähnlicher Art so geistesfrisch angemetet hat, weil es von Anfang bis zu Ende lediglich darauf hinstrebt, die tiefsten Gegensätze des modernen Geisteslebens wieder durchaus spekulativ zu entwickeln. Dieser fortschreitenden Logosentfaltung allein entsprechende Methode wird hier zwar erst aus der unmittelbaren Kraft des individuellen Bewußtseins, noch nicht aus der philosophischen Verklärung unseres Gattungsbewußtseins zur Anwendung gebracht, aber es ist doch köstlich, daß sie zunächst so einmal die Gemüter von neuem zu ergreifen beginnt.

So fragt der Verfasser einmal (S. 21): „Wie nun? Sind Glauben und Wissen, Weltanschauung und Wissenschaft Feinde? Nein, aber sie sind ein für allemal qualitativ unterschieden und können und sollen sich gerade in dieser Wesensverschiedenheit anziehen und lieben. Objektivität und Subjektivität sind die zwei Hälften einer Wirklichkeit: was tötet ihr die eine mit der andern? warum wollt ihr entweder nur objektiv oder nur subjektiv sein, entweder bloß Beobachter und Denker, oder bloß Propheten und Dichter? Glaubt auch hier an die Liebe, an die zu glauben ihr vorgeht, als an die Versöhnung von Wissenschaft und Glaube, von objektivem und subjektivem Geist! Zusammenschauen müssen wir das Trennbare und doch nicht ewig Getrennte; Liebe ist Synthese, ist der Gott, der allüberall aus einem Chaos einen Kosmos, aus Wüsten Paradiese schafft, der das Auseinanderstrebende zusammenhält und zur Abhängigkeit von dem einen, einigenden Zentrum zwingt!“ Das ist allerdings ein Wiedererwachen des Geistes, der zuerst aus dem geredet hat, welcher da sagte, der Christ sei zugleich frei und unfrei, zugleich ein Herr und ein Knecht, zugleich niemand und allen untertan; es ist dann derselbe Geist, der in unseren klassischen Dichtern und Denkern lebte, und der sie lehrte, alle endlichen Gegensätze in der Totalität, sei es nun des künstlerischen Anschauens oder des philosophischen Denkens und des sittlichen Wollens zu versöhnen. Und aus der Er-

neuerung dieses Geistes hat nun Graue die Gegensätze unserer Tage mit frischem Griff gepackt, die Gegensätze des individuellen und sozialen Menschen, des Christentums und der Kultur als des Gottesbewußtseins und Weltbewußtseins, des Glücks und des Leidens in unserer Welt. Wohl bleibt da noch manches zu sagen übrig, und der Verfasser selbst hat nicht jedes seiner Samenkörner zur Ernte reifen lassen, aber das soll den Dank nicht verkürzen für all das Prachtige, was er uns gastlich dargeboten hat.

Hier zeigt sich, welche Aufgabe dem liberalen Protestantismus für die Zukunft gestellt ist; denn dieser hat unter keinem Umstande mehr zu leiden gehabt, als daß von ihm ein großes, selbständiges aus der Natur des religiösen Volksgeistes geborenes Ziel in der ganzen Zeit seines Bestehens nicht ergriffen worden ist. Er ist ins Leben gerufen worden, um zu vermitteln, nicht um selbstschöpferisch zu wirken, und er hat an sich selber erfahren müssen, daß die produktiven Kräfte ihre gegenseitige Vermittlung allein erkämpfen, ohne auf einen solchen Zwischenhandel Rücksicht zu nehmen. Nun aber, nachdem sich die Unfruchtbarkeit des historischen, philosophischen und theologischen Positivismus in ihrem ganzen Umfange erwiesen hat, nun ist die Stunde gekommen, wie sie sobald nicht wiederkommen wird, wo er die schöpferischen Kräfte der Nation um sich zu sammeln vermag in der entschlossenen Annahme des Programms von der Wiedergeburt des Protestantismus aus dem spekulativ-religiösen Idealismus. Denn daß es dieser Geist ist, der wieder nach Leben ringt und der in Zukunft den Sieg davontragen wird, dafür mag auch die Grauesche Schrift als ein sehr bedeutames Zeichen gelten. Diese Entwicklung wird sich vollziehen in der Richtung, die hier (S. 74) also mit feherischem Blick vorausgedeutet wird: „Die wiedergeborene Kirche — ich glaube an sie mit ganzem Gemüte und aus allen meinen Kräften; mit Inbrunst streckt sich mein Inneres der heimlich gegenwärtigen, heimlich kommenden entgegen. Von ihr werden ausgehen: schaffende Kräfte, führende Gedanken; die göttlichsten Fortschritte werden sich an ihre Fersen heften. In heiliger Kommunion zwischen Volkstum und Christentum wird das Evangelium deutsch, das Deutsche evangelisch werden, wird eine in den Flammen des Gottes- und Menschheitsglaubens geläuterte nationale Kultur charakteristisch die humane Gesamtkultur bereichern und fördern.“ Die kommenden Tage aber werden es lehren, ob der liberale Protestantismus diesmal zur rechten Stunde den rechten Entschluß zu fassen vermag.

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

Helen Keller. Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. (Stuttgart, Verlag von Robert Luz, 1905.)

Bereits 1890 erschien in deutscher Sprache eine wissenschaftlich wertvolle Darstellung eines Falles von Taubstummheit, verbunden mit Blindheit: des Professors W. Jerusalem Schrift über Laura Bridgman, die von 1829 bis 1889 gelebt hat. Nun hat eine blinde Taubstumme namens Helen Keller selbst ihr Leben beschrieben; und von dieser Autobiographie liegt eine deutsche Uebersetzung vor.

Helen Keller wird im Juni fünfundzwanzig Jahre alt werden. Im Vergleich zu Laura Bridgman ist ihre Entwicklung außerordentlich schnell vor sich gegangen und hat eine Höhe erreicht, die der Verstorbenen nie zugänglich war; auch von den etwa sechs Schicksalsgenossen, die neuerdings eine ähnliche Erziehung erhalten haben, scheint niemand es ihr gleich zu tun. Sie war neunzehn Monate alt, als eine schwere Krankheit ihr Gesicht, Gehör und die in den ersten Versuchen befindliche Sprachfähigkeit raubte. Doch behielt sie zweifellos einige schwache Eindrücke aus diesem kurzen normalen Lebensabschnitt zurück. Als ungeberdiges, halb tierisches Geschöpf lebte sie im Elternhause, bis ihr im vierten Monat ihres achten Lebensjahres Fräulein Anne Mansfield Sullivan als Lehrerin gegeben wurde. Fräulein Sullivan begann mit Zwangsmaßregeln, konnte aber bald in Güte den Charakter des Kindes bilden; sie brachte ihm das Fingeralphabet und damit alle elementaren Kenntnisse bei. Nun wurde dem Mädchen bewußt, daß sie Fähigkeiten besitze und diese betätigen könne: sie machte gleichsam Entdeckungsfahrten und genoß das Glück aller Entdecker. Sie lernte Blindenschrift lesen und mit der Schreibmaschine schreiben, schließlich sogar — in der Art der Taubstummen — sprechen. Schon bevor sie sprach, hatte sie wie aus einem Zwang heraus, ihre Stimmorgane geübt und Töne hervorgebracht. Sie schätzte den Gewinn, der ihr aus der Sprechfähigkeit erwuchs, nicht nur in sozialer Beziehung (als das bequemste Verständigungsmittel), sondern auch in anderer Rücksicht: „Als ich sprach, schwebten sich aus meinen Worten glückliche Gedanken empor, die sich vielleicht vergeblich bemüht hätten, sich aus meinen Fingern herauszuarbeiten.“ Unter vielen Schwierigkeiten erwarb sie sich die höhere Bildung, bestand Prüfungen, wurde zur Universität zugelassen; in der Autobiographie, die vorläufig ihr bewundernswertes Lebenswerk krönt, mag man das Nähere nachlesen. Zugleich enthält das Buch eine inhaltvolle und mit stilistischen Reizen geschmückte Vorrede aus Felix Holländers Feder, sowie die höchst einsichtigen und lehrreichen Darlegungen der Miß Sullivan, einer als Mensch und Lehrer wahrhaft großen Persönlichkeit.

Die Reflexionen, die sich mir beim Lesen des Buches einstellten, sind teils ethischer, teils erkenntnistheoretischer Art. Ich fragte mich: ist ein solches Wesen, das wir im doppelten Sinne des Wortes ein „armes“ Wesen zu nennen geneigt sind, unglücklich oder ist es durch die Erziehung glücklicher geworden? Laura Bridgman soll öfters gesagt haben: wie glücklich bin

ich, daß ich erschaffen wurde. Solange Helen Keller unterhalb und auf der geistigen Stufe von Laura Bridgman stand, scheint sie sich subjektiv höchst wohl und zufrieden gefühlt zu haben. Mit dem Urreinen kam sie nicht in Berührung, das Schlechte trat ihr kaum je entgegen, alle Menschen waren lieb und freundlich zu ihr — mit einem Wort, ihre Welt, so dürftig sie uns vorkommen muß, war in der Tat für sie die beste aller möglichen Welten. „Selig sind, die da geistig arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.“ Wir Volkssinnigen, die wir alles sehen und hören müssen, die wir uns mit den Waffen des Wortes nicht minder schwer verwunden als mit Säbel und Kugel, wir werden fast alle vom Leben in die Nacht der Trostlosigkeit hineingetrieben; jene beschränkten Existenzen hingegen, von der Liebe und der Geduld geführt, genießen ein subjektiv vollkommenes Glück. In dem Augenblick, als Helen Keller völlig aus der „Berkommenheit“ herausgerissen war, wurde sie von der harten Hand der Sorge und des Zweifels gepackt.

Ich berichte das ergreifendste Beispiel. Im Herbst des Jahres, in dem sie sprechen gelernt hatte, schrieb Helen Keller eine Geschichte „Der Frostkönig“ nieder, die veröffentlicht wurde und allgemeinen Beifall fand. Bald danach erwies sie sich als ziemlich genaue Wiederholung einer schon bekannten Erzählung. Dieser anscheinende Diebstahl geistigen Eigentums machte ihr manchen Freund und viele Gönner abwendig. Sie fühlte sich zwar unschuldig, wurde aber durch den Schlag fürchtbar getroffen. Es stellte sich heraus, daß sie lange Zeit zuvor jene Erzählung kennen gelernt und erstaunlich gut im Gedächtnis bewahrt hatte: „das eine ist unzweifelhaft, die Sprache war mir unauslöschlich eingepägt, obgleich dies lange Zeit niemand wußte, am wenigsten ich selbst“. Hier ist also die Erklärung verwendet und gewiß berechtigt, die neuerdings mehrfach Plagiatoren helfen mußte. Aber sie ist auch von Fräulein Keller zu einer wichtigen Folgerung benutzt worden: „wenn mir jetzt Worte und Bilder ohne besondere Anstrengung kommen, so betrachte ich dies als einen ziemlich sicheren Beweis dafür, daß sie nicht mein geistiges Eigentum, sondern fremdes Gut sind, von dem ich nichts wissen will.“

Abgesehen von diesem einen Erlebnis sind die andern Enttäuschungen, die nicht mit dem körperlichen Gebrechen zusammenhängen, verhältnismäßig leichte gewesen. Aber nachdem der körperliche Zustand dem Mädchen durch die Erziehung zu klarstem Bewußtsein gebracht war, wurde er die Ursache für schwere seelische Leiden. „Es gibt Tage“, so schreibt Helen Keller, „an denen der Gedanke, daß ich stundenlang dazusitzen muß, um ein paar Kapitel zu lesen, während andere Mädchen lachen, singen und tanzen, mich rasend macht; aber bald gewinne ich meinen Gleichmut wieder . . . Manchmal allerdings befüllt mich ein Gefühl der Ver einsamung wie ein kalter Nebel, wenn ich allein bin und vor dem geschlossenen Tore des Lebens wartend sitze . . . aber meine Junge will die bitteren, nutzlosen Worte, die sich auf meine Lippen drängen, nicht

aussprechen, und sie zucken in mein Herz zurück, wie unbergoffene Tränen.“ Die traurige Lehre, die dieses Bekenntnis enthält, sollte nicht übersehen werden. Daß es gelungen ist, einem zweiten Sinne beraubten Menschen durch das verhängnisvolle Zaubermittel der Sprache unsere konventionelle Einsicht einzusüßen, zeigt allerdings, welche Schwierigkeiten selbst ein solcher Mensch und vor allem auch sein Führer zu überwinden vermögen. Aber ob dies Geduldsspiel höheren Grades dem Unglücklichen frommt, ist eine andere Frage.

Die Absicht der an Helen Keller geübten Erziehung ist augenscheinlich die gewesen, ihre mangelhafte Körperbeschaffenheit nach Möglichkeit auszugleichen und ihren Geist zu einem „normalen“ zu entwickeln. So ist erreicht worden, daß die Seele des Mädchens gegenwärtig gar keine Züge von Eigenart aufweist. Man sollte meinen, es müßte in diesem Geist ein — wenn auch völlig einseitiges oder verschobenes, jedenfalls — ungewöhnliches Weltbild entstanden sein. Das Vorwiegen des Tastsinnes und des Geruchsinnes, das Fehlen des Gesichtes und des Gehöres macht sich indessen nicht sonderlich bemerkbar. Der Grund dafür ist, daß Helen Keller eine erstaunliche Herrschaft über die Sprache erlangt hat und somit auch solche Worte sinngemäß verwendet, für die sie keine anschauliche Repräsentation im Bewußtsein aufbringen kann. Man mag die Fähigkeit ihres Körpers, als ein Ganzes auf die umgebenden Verhältnisse zu reagieren, man mag die Ausbildung ihres Tastsinnes zur Wahrnehmung von Gemütszuständen durch Abtasten eines Gesichtes (oder einer Brust), ja selbst zur Auffassung des Gesanges durch Berührung eines singenden Kehlkopfes — man mag diese Geschicklichkeiten noch so hoch veranschlagen, sie könnten dennoch niemals zu so richtigen Auffassungen und Urteilen führen, wie sie tatsächlich in Helen Kellers Buch hervortreten. Vielmehr ist das alles nur angelesene Wortgewandtheit. Ganz richtig jagt Fräulein Sullivan — vielleicht ohne die Tragweite vollauf zu würdigen —: „Wenn sie den Unterschied zwischen Schumann und Beethoven kennt so rührt das daher, daß sie darüber gelesen hat.“ Dort wo Helen Keller ihr angebliches Plagiat erörtert, bekennt sie mit schöner Einsicht: „Es ist klar, daß ich nicht immer meine eigenen Gedanken von denen, die ich irgendwo gelesen habe, sondern kann, eben weil das, was ich lese, das eigentliche Wesen und Gefüge meines Geistes ausmacht.“

Zunächst lernte Helen begreifen, daß eine Anzahl von Buchstaben, in die Hand buchstabiert, einen Gegenstand bedeuten. Sobald sie buchstabieren konnte, bekam sie Pappstreifen in die Hand, auf denen die Wörter in erhöhten Buchstaben gepreßt waren; nun machte ihr nichts mehr Vergnügen, als solche Streifen an die auf ihnen bezeichneten Dinge zu befestigen. „Eines Tages steckte ich mir, wie Fräulein Sullivan mir später erzählte, das Wort girl an meine Schürze und stellte mich in den Kleiderschrank. Am Schrank brachte ich die Wörter: is, in, wardrobe, an.“ Ein wahrer Hunger nach Worten überfiel sie: jedes neu gelernte Wort weckte di-

Sehnsucht nach anderen Wörtern. Sie las unaufhörlich in den für sie hergestellten Büchern, ohne Rücksicht darauf, wie viel sie nun von dem Gelesenen verstand. In frühen Briefen von ihr finden sich Stellen wie die folgenden: „Frau Newsum ist Roberts Frau. Robert ist ihr Mann.“ Sie badet sich förmlich in Worten. Sie vergöttert die Sprache als ihre Befreierin und genießt Sprechen und Lesen mit unerhörter Intensität. Auf die Frage, wie Helen Keller die Bezeichnungen für abstrakte Begriffe, z. B. Glück und Güte gelernt habe, meint Fräulein Sullivan, es sei doch ebenso leicht, dem Kinde die Bezeichnung für einen Begriff beizubringen, der ihm klar vor der Seele steht, wie die Bezeichnung für einen Gegenstand. Ich würde jagen: da die meisten Gegenstände für eine blinde Taubstumme in wesentlichen Beziehungen nur abstrakte Begriffe sind, so ist es nicht schwer, auch unsere abstrakten Begriffe ihr beizubringen.

Die erkenntnistheoretische Bedeutung dieses Falles scheint mir demnach die folgende zu sein. Wir wissen wohl, welche anregende Kraft die Sprache für alles Empfinden und Denken besitzt, und wir haben längst begriffen, daß Wissenschaft und namentlich Poesie zum guten Teile „Wortkunst“ sind. Niemand zweifelt daran, daß in der Sprache die Weisheit vieler Generationen, ja die größte Errungenschaft des menschlichen Geschlechtes verborgen liegt. Aber noch nie ist es so deutlich geworden, daß der scheinbare Besitz der Wirklichkeit bloßer Wortbesitz sein kann. Indem Helen Keller zur Gleichberechtigung mit Vollsinningern erzogen wurde, lieferte man einen zwingenden Beweis dafür, daß Worte nahezu alles ersetzen.

Max Desjouis.

Literatur.

In Schutt und Asche. Historischer Roman aus der Napoleonischen Zeit von Stefan Jeromski. Deutsch von R. Schapirn. Verlag von Dr. J. Marchlewski u. Co. München.

Dieser aus dem Polnischen übersehte Roman wird wahrscheinlich wenig deutsche Leser finden. Trotz unserer kosmopolitischen Neigungen auf dem Gebiete der Literatur interessieren uns historische Romane eigentlich nur dann, wenn sie im nationalen Boden wurzeln, wie die von Wilibald Alexis, der auf dem märkischen Sandboden mit seinen einförmigen Pflanzwäldern ein lebensvolles Stück Geschichte vor uns entrollt und uns, ohne daß sein Patriotismus jemals aufdringlich wird, mit warmer Liebe für dessen tüchtige Bewohner erfüllt, deren Fleiß und Intelligenz diesen lüderlichen Boden zu einer Kultur gezwungen hat, die mancher gesegnetere Landstrich vermissen läßt. Soll uns ein polnischer Roman interessieren, so muß man den Herzschlag des ewig Menschlichen darin vernehmen, muß den Gang der geschichtlichen Nemesis, die über alle Zeiten waltet, in ergreifender Klarheit darin erkennen; aber in „Schutt und Asche“ verspürt

man davon kaum einen Hauch. Es spielt um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, jener so hoch dramatischen Epoche, in der in einem großen Teile Europas die alten vermorsteten Zustände zusammenstürzten und eine neue Zeit unter Stürmen geboren wurde; aber ein Gesamtbild jener Zeit gibt es uns nicht, sondern verherrlicht fast überall nur das Heldentum der Polen, die nach der dritten Teilung Polens in Deutschland, Italien und Spanien unter Napoleons Fahnen kämpften in der Hoffnung, daß er das Königreich Polen wiederherstellen würde, und die nach Preußens Niederlage in 1806, als Dombrowsky seinen Aufstuf zum Aufstande erließ, diesem in Scharen folgten und die Schlachten von Preußisch-Eylau und Friedland mitschlügen. Daß es sie nicht ermüdete, als in dem Frieden von Tilsit gar keine Rede von der Wiederherstellung Polens war, und ihren Glauben an Napoleon nicht erschütterte, und daß sie 1812 zum Feldzug gegen Rußland wiederum 60 000 Mann stellten, ließe sich schwer begreifen, wenn man nicht immer erlebte, daß starke Gefühle mächtiger sind als die Vernunft. — Wie es das Recht des historischen Romans ist, stehen im Mittelpunkt der Handlung mehrere frei erfundene Gestalten: Graf Gintulf, ein phantastischer nicht unedler Schwärmer, Graf Christoph Cedro und der dem Kleinadel angehörige wenig sympathische Kasal Dlbromski. Wer aufregende Kriegs- und Liebesabenteuer, Buntheit und Fremdheit vergangener Erscheinungen liebt und keinen Anstoß daran nimmt, daß der polnische Helden- und Edelmut darin bengalisch beleuchtet wird, mag das Buch mit Interesse lesen; wer aber Einheitlichkeit der Charaktere und eine straff gespannte Handlung verlangt, wird zu keinem Genuß kommen. Die drei Hauptpersonen machen die unbegreiflichsten Wandlungen durch, ihre Handlungen sind oft durch Jahre getrennt, über deren Verlauf man nichts erfährt, und der beständige Ortswechsel ist meist ganz unvorbereitet. Besonders unbefriedigend ist der Schluß. Den Grafen Gintulf verlassen wir schwer verwundet ohne die geringste Andeutung, ob er wieder gesund wird oder nicht, und den Grafen Cedro und Kasal Dlbromski auf dem Wege zu dem Völkerheer, das 1812 nach Rußland zieht. Für schwache Nerven sind außerdem die Henker- und Räuberzonen und besonders die Klosterzonen in Spanien, von denen ich annehmen möchte, daß sie nicht auf Quellenstudium beruhen, gar zu grell und blutrünstig. Auch versteigt sich der Verfasser bei ihrer Schilderung zu hyperbolischen Bildern, die sowohl Schönheit wie Richtigkeit vermissen lassen. „Er durchwühlte den Erdwall mit den Blitzen seiner blutunterlaufenen Augen“, oder „die Flammen knirschten wie lebendige Knochen, die unter der Zange des Henkers brechen“ und viele andere Sätze enthalten Ungeheuerlichkeiten, die im Deutschen und gewiß auch im Polnischen nicht erlaubt sind. Der beste Teil des Romans ist die erste Hälfte des ersten Bandes, die uns nach Galizien versetzt und ein sehr anschauliches Bild der dortigen sozialen Verhältnisse vor uns entrollt. Wir lernen die trostlose Lage der fast stumpfsinnig gewordenen Bauern kennen, die brutale

Selbstsucht des ungebildeten Kleinadels und die durch nichts zu ertötende sprühende Lebenslust der vornehmen Gesellschaft mit ihrem Reichtum und ihrer Eleganz. Auch die Schilderung der galizischen Landschaft in ihrer uns fremden Eigenart ist ebenso anschaulich wie reizvoll. Gleich das zweite Kapitel, das anhebt: „Der Kulig brauste über das Sandomirische Hochplateau hin, dem Weichselufer zu“ enthält ein glänzendes Zeugnis für die Beobachtungs- und Darstellungs-gabe des Verfassers. (Der Kulig ist eine Winterbelustigung des polnischen Adels. Ein endloser Zug von Schlitten jagt mit Musik über die weglosen Schneefelder von einem Gut zum anderen; auf jedem wird getafelt und getanzt, und meist artet die Lust zu einem wilden Sinnentaumel aus.) Jedenfalls liegt die Begabung Stefan Jeromski's mehr auf dem Gebiet der Schilderung als auf dem der Erfindung und Erzählung, und er täte besser, uns Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart seiner Heimat zu geben, als uns Romane zu bieten, deren Stoff er nicht zu bewältigen vermocht hat.

M. Fuhrmann.

J. C. Poestion, Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens. (Vorträge und Abhandlungen, hersg. v. d. Leo-Gesellschaft Nr. 20.) Wien 1903. (76 S., gr. 8°, Preis 1,50 M.)

Wie wäre uns zumute, wenn wir den Titel lesen müßten: „Zur Geschichte des Görttzer Dramas und Theaterwesens“? Island hat nie viel mehr Einwohner gehabt als ein deutsches Mittelstädtchen. Seit vielen hundert Jahren zwischen 50 000 und 70 000. Sie würden in mancher Berliner Straße noch leere Wohnungen lassen. Aber freilich, was für eine Auswahl! Die Trecks derer, die sich in die Unfreiheit nicht finden konnten, bis das erstarrte norwegische Königtum die Uneinigkeit dieser königlichen „Bauern“ benutzend sie wieder zurückschlang. In jenen vier Jahrhunderten der Freiheit aber (von 860—1260) entsteht die stolze Sagaliteratur und ihr eigentümlich kalter zurückhaltender Stil. Björnson hat ihn in die moderne Literatur eingeführt, und ich wünschte wohl, daß einmal jemand eine Untersuchung darüber anstellte, wieviel im modernen Stil der Erzählung dorthin zurückweist. Zumal wenn man bedenkt, daß auch Ibsens Dramenstil, diese andeutende ahnenlassende Art, die nichts auseinanderlegt, alles darstellt, oder besser noch: durch die Darstellung und hinter ihr vermuten läßt, ganz auf den Sagastil zurückgeht. Diese letztere Erinnerung könnte nun die Annahme nahe legen, daß das isländische Drama und Theaterwesen alt gefestigt sei, aus dem stark dramatischen Element der Saga organisch herausgewachsen. Dies ist nun ganz und gar nicht der Fall. Die isländische Dramatik ist kaum viel älter als hundert Jahre und noch ganz kindlich nach den Schilderungen und Auszügen, die Poestion gibt. Wobei wir übrigens als charakteristisch und bemerkenswert notieren, was Poestion

wiederholt versichert, daß unter den mancherlei dänischen Stücken, die man herübernahm, niemals eines von Dehleschläger gewesen ist. Für die sentimentale Romantik dieses Dichters fehlt dem Isländer, der sehr stark in der alten Saga und ihrem Geiste lebt, der Sinn. Woher kommt nun die verhältnismäßige Neuheit nicht nur sondern auch Schwäche der isländischen Dramatik? Man kann sich eher wundern, daß es überhaupt zu einer gekommen ist und zugleich vermuten oder fürchten, daß sie ein künstliches und kurzlebiges Gewächs sei, wenn man bedenkt, daß die 50—70 000 Einwohner einer deutschen Mittelstadt doch wenigstens ein zusammenwohnendes Publikum ergeben, während sie auf Island über den Raum der Provinzen Brandenburg, Pommern und Posen hin zerstreut sind, die größte Stadt (Reykjavik) kaum 8000 Einwohner zählt — vor zehn Jahren die Hälfte, vor hundert Jahren gar nur 300! — und die Küstendampfer nur dreiwöchentlich verkehren mit fünf bis sechs Tagen Fahrzeit zwischen den einzelnen Orten! Ließt man solche Daten, so kann man unmöglich eine Zuversicht gerade zu dieser Dichtungsgattung in Island fassen. So sehr sie ihrem Wesen nach dem Geiste der Saga verwandt sein mag, — es scheinen doch die äußerlichen Vorbedingungen einer gedeihlichen Entwicklung zu fehlen. Unter solchen Umständen wird, wer sich einen Begriff von einem aus der alten Saga herausgewachsenen Drama machen will, gut tun, sich lieber etwa an Ibsens „Kronpräsidenten“ zu halten, als an eines der neuisländischen Stücke. Dies ist der Eindruck der Entwicklung, wie sie vom Verfasser des vorliegenden Festes mit großer Liebe zum isländischen Schrifttum und ebenso großer Sachkenntnis beschrieben ist. Poesiton freilich persönlich scheint zuversichtlicher zu sein, und wir müssen ihm den Vorrang der intimeren Kenntnis des sehr eigenartigen und eigensinnigen Volkscharakters einräumen. Donuz.

Staatswissenschaften.

Die deutschen Städte. Geschildert nach den Ergebnissen der ersten deutschen Städte-Ausstellung in Dresden 1903. Herausgegeben von Prof. Dr. Robert Wuttke. Leipzig. Verlag von Friedr. Brandstetter 1904.

Das Werk wird eingeleitet durch eine allgemeine Betrachtung des Herausgebers über die deutsche Städte-Ausstellung, und enthält dann 28 Sonderdarstellungen über die verschiedenen Gebiete des städtischen Lebens und Wirkens mit Abbildungen, Pläne usw.

In der ersten Sonderdarstellung behandelt Ratsassessor Dr. Kuhfahl in Dresden die Verfassung und Verwaltung der deutschen Städte in knapper und klarer Weise. Vielleicht von lokalen Verhältnissen ausgehend, findet er den Unterschied zwischen der verwaltenden Stadtoberigkeit (Magistrat) und der überwachenden und mitbeschließenden Bürgervertretung

(Stadtverordneten-Versammlung usw.) darin, daß die erstere aus berufsmäßigen Beamten bestehe, während die letztere eine Laienversammlung sei. Wenn nun auch in der Praxis fast überall berufsmäßig besoldete Beamte im Magistrat eine führende Rolle spielen, so ist dies doch keinesfalls ein Erfordernis des städtischen Rechts in ganz Deutschland. Jedenfalls ist seine Behauptung, daß unter den Magistratspersonen von Beruf sich stets eine gewisse Zahl befinden müsse, die juristische Vorbildung hat, für Preußen unzutreffend. Rechtlich braucht vielmehr in Preußen der Magistrat weder einen Juristen, noch überhaupt einen Beamten mit bestimmter Vorbildung zu enthalten; ebenso wie bei der Bürgermeisterei-Versaffung in den westlichen preußischen Provinzen das Bürgermeisteramt von einem Laien geführt werden kann. Es entspricht dies auch dem Geiste der Selbstverwaltung, daß die Bürger nicht nur mit zu beschließen haben, sondern sich auch unmittelbar selbst verwalten können. Die Ansicht Kuhjahl's, daß die Beschäftigung unbesoldeter Ratsherren (Magistratsmitglieder) in der Verwaltung, wie es in Berlin beispielsweise durch Uebertragung von Dezernaten geschieht, dem Geiste des herrschenden Stadtrechts unmittelbar widerspreche, entbehrt — jedenfalls für den größten Teil Deutschlands — durchaus der Begründung. Auch die Zweckmäßigkeitserwägungen des Verfassers, daß hierdurch den unbesoldeten Räten die Unbefangeneheit geraubt würde und sie aus der Rolle des Beobachters in die des Mitarbeiters gedrängt würden, für den seinerseits eine Beaufsichtigung gleichfalls angebracht wäre, erscheinen nicht durchschlagend; denn nur der kann mit Erfolg beaufsichtigen, welcher mitzuarbeiten versteht, im andern Falle entsteht leicht ein verständnisloses Mitreden. Die aktive Mitarbeit der Bürgerschaftsvertreter entspricht vielmehr gerade dem Geiste der Selbstverwaltung. So werden die Kräfte des Bürgertums für das allgemeine Wohl der Stadt nutzbar gemacht und der Altent Staub, der sich so leicht auf dem grünen Tisch festsetzt, durch den frischen Wind der Praxis hinweggeweht. Der Verfasser selbst weist auf den Keim zu Konflikten hin, der in dem Gegenüberstehen von Magistrat und Stadtverordneten liegt. Diese Gefahr wird vermindert, wenn durch die unbesoldeten Stadträte, welche dabei in der Verwaltung mitarbeiten und sich nicht auf fruchtlose Kritik beschränken, eine Brücke zwischen den Stadtverordneten und den verwaltenden Organen geschlagen wird.

Der zweite Aufsatz Prof. Dr. C. Gurlitt's über den deutschen Städtebau, der das reiche Material der Städte-Ausstellung an Stadtplänen sich nutzbar gemacht hat, bedarf wohl am meisten von allen der Beachtung in der Praxis; denn gerade über die zweckmäßigste und zugleich künstlerischste Art der Festsetzung der Bebauungspläne herrscht große Unklarheit. Noch immer werden Bebauungspläne geschaffen, welche ebenso wenig den künstlerischen Anforderungen wie denen des Verkehrs entsprechen. In Berlin selbst hat man genug Gelegenheit, auch bei neueren Stadtteilen, die unzweckmäßige Anlage zu bebauern. Bis in die letzte

Zeit noch hat man dort Sternplätze, auf die eine große Anzahl Straßen zusammenlaufen, (wie es z. B. der Potsdamer Platz ist) geschaffen, die das stärkste Verkehrshindernis bieten, noch immer erfindet man endlose, meilenlange, schnurgerade Straßen, die nirgends dem Auge einen Ruhepunkt gewähren und die Architektur nicht zur Geltung kommen lassen. Aus einem der wiedergegebenen Pläne der Städte-Ausstellung geht hervor, wie man jetzt in allerneuester Zeit in Charlottenburg versucht hat, in dem schachbrettartigen Plan von Westend, soweit er noch nicht ausgebaut ist, durch Diagonalstraßen dem Verkehr offene Bahn zu schaffen und durch Einfügung von Kurven und unregelmäßig gestalteten Plätzen die trostlose Eintönigkeit des alten Planes zu beleben. Als Muster moderner Straßenanlagen möge auf die Münchener Prinz-Regenten-Straße und die Münchener Arnulfstraße hingewiesen werden. Beide Straßen verlaufen in einer leicht geschwungenen Linie, oft sind nicht einmal die beiden Seiten parallel. Ein hervorragendes Bauwerk, wie das Prinz-Regenten-Theater, wird so in die Mitte eines Platzes und damit in die Straßenperspektive gelegt, daß es dem Straßenbilde, von jeder Seite aus gesehen, einen künstlerisch hervorragenden Abschluß gibt.

In der folgenden Abhandlung „Architektonische Aufgabe der Städte“ weist Prof. Fritz Schumacher auf die fast unumschränkte Macht der Stadtverwaltungen hin, den Typus des Städtebildes festzulegen, und auf die daraus folgende ästhetische Verantwortung gegenüber den kommenden Geschlechtern. Er führt aus, daß sich die städtischen Neubauten dem historischen Geiste der Stadt und den Verhältnissen der Umgebung anpassen müssen, daß andererseits auch ein jedes Gebäude einen, seinem Zwecke entsprechenden Stil tragen muß. Mit Recht betont er, daß „praktisch“ und „ästhetisch“ durchaus keine Gegensätze seien und daß man auch den einfachen Gebäuden durch Gruppierung, Farbestimmung und sparsame Verwendung einiger geschmackvoller Verzierungen einen künstlerischen Reiz geben kann, im Gegensatz zu den „verhungerten Palästen“, die man in früherer Zeit errichtete, indem man trotz mangelnder Mittel die praktischen Zwecken dienenden Gebäude zu Prunkbauten zu gestalten suchte. Nicht nur Schulen, Krankenhäusern, Irrenanstalten, Friedhofsbauten, sondern auch Schlachthäusern, Markthallen und Lagerhäusern hat man heute einen malerischen Charakter zu geben vermocht, ohne etwa ihren Zweck durch eine unwahre Architektur im Stile einer Theaterdekoration zu verdecken, ja selbst Eisenkonstruktionen kann man ästhetische Wirkungen nicht absprechen.

Oberbaukommissar Gruner behandelt das Thema „Die Bau-polizei“, „Die Wohnungsfürsorge“ Regierungsrat Freiherr von Weld. Mit Recht betont er, daß auch Wohnungen ohne bauliche Mängel durch schlechte Haltung mangelhaft werden, und Ueberfüllung und sonstiger Mißbrauch in ihnen Uebelstände hervorrufen können; daß anderseits selbst die baulichen Mängel von Wohnungen durch Ordnung und

Reinlichkeit ausgeglichen werden können. Er folgert hieraus die Pflicht der Gemeinde, die Wohnungen dauernd zu beaufsichtigen und auf die Abstellung der wahrgenommenen Mängel hinzuwirken. Als beste Organisation der Wohnungspflege empfiehlt er ein Wohnungsamt nebst Wohnungskommission, technisch ausgebildeten Wohnungsinspektoren und ehrenamtlich angestellten Wohnungspflegern. Bei einer solchen Wohnungspflege müssen aber bestimmte Mindestforderungen aufgestellt werden, und auch den städtischen Behörden Zwangsmittel zu Gebote stehen, um die Abstellung der wahrgenommenen Mißbräuche durchzusetzen. In dieser Richtung aber bietet der Rechtszustand in vielen deutschen Landesteilen erhebliche Schwierigkeiten.

Gegen den Bau von Wohnungen durch die Städte für die gesamte Bevölkerung, ohne Beschränkung auf den Kreis der städtischen Angestellten, werden vielfache Bedenken erhoben. Zu ihrer Widerlegung wird auf das Beispiel der Stadt Ulm verwiesen, welche bis jetzt hundert kleine Wohnhäuser errichtet hat. Diese sollen später in das Eigentum der Bewohner übergehen. Jedes Haus hat zwei oder drei Wohnungen, von denen eine der Eigentümer selbst inne hat, während er die anderen vermietet. Durch den Kaufvertrag sind der Stadt wichtige Rechte bezüglich der Benutzung des Hauses eingeräumt. Insbesondere ist ein Recht der Stadt auf Rückkauf des Hauses bei Mißbrauch grundbuchlich eingetragen. Diese Bestimmung ist m. E. sehr wichtig; sie verhindert Zustände, wie sie sich in Cité Ouvrière in Mühlhausen herausgestellt haben, wo auch ursprünglich kleine Häuser gebaut waren, welche in das Eigentum der Bewohner übergingen, wo aber heute durch Ueberfüllung, Schlafgänger und andere Ursachen die größten Uebelstände sich herausgestellt haben.

In dem Aufsatze „Die Fürsorge für die Kunst“ zieht Geh. Reg.-Rat von Seydlitz Baukunst, Skulptur, Malerei und Kunstgewerbe in den Kreis seiner Betrachtungen, die er mit der beherzigenswerten Mahnung an die Stadtverwaltung schließt, durch bewußte Pflege der Kunstinteressen auf eine harmonische Gestaltung des Stadtbildes hinzuwirken.

In ähnlicher Weise bespricht Gartenbau-Direktor Bertram „die deutsche Gartenkunst in den Städten“ und stellt mit Befriedigung ihre erfreuliche Entwicklung fest.

Mit dem Aufsatze „Städtische Betriebe“ begiebt sich Beigeordneter Dr. Wiedtsfeldt auf das volkswirtschaftliche Gebiet. Mit Recht konstatiert er, daß heute, abgesehen von einigen Manchester-Leuten und den Sonder-Interessenten, der Grundsatz durchgedrungen sei, daß für monopolartige Betriebe oder solche, welche wesentliche Lebensbedürfnisse der Einwohner befriedigen, der städtische Betrieb dem privaten vorzuziehen sei. Hierdurch wird die Gefahr der privaten Regie vermieden, daß über dem Streben nach Gewinn die hygienischen, sozialpolitischen oder kulturellen Rücksichten zu kurz kommen. Den zahlreichen Vorteilen des städtischen Betriebes stehen nur wenige Nachteile gegenüber, wie vielleicht eine

gewisse Schwerfälligkeit der Verwaltungen und geschäftliche Rückständigkeit. Durch die eifrige Beteiligung fachmännisch gebildeter Vertreter der Bürgerschaft, sowie auch durch den Wettstreit zwischen den verschiedenen Städten wird dieser Nachteil aber meist vermieden, auch sind die technischen Beamten heute überall dem städtischen Verwaltungsorganismus trefflich eingefügt.

Daß Wiedtsfeldt recht hat, wenn er behauptet, daß die städtischen Betriebe in technischer Hinsicht keineswegs hinter den Privatbetrieben zurückstehen, beweisen die Einzeldarstellungen von Oberingenieur Höffner über die Gaswerke, Proj. Wilhelm Kübler über städtische Elektrizitätswerke, von E. Grahn über die städtischen Wasserwerke und von Medizinalrat Dr. Edelmann über Schlacht- und Viehhöfe, welche sämtlich eine treffliche Darstellung der historischen Entwicklung und des heutigen Standes der Technik an Hand des reichhaltigen Ausstellungsmaterials bieten.

Das Gleiche läßt sich von den Aufsätzen des Oberbaurats Klette über „Tiefbau“ und Professor Lukas über „Die städtischen Brücken“ sagen. Leider würde ein Eingehen auf alle diese Materien hier zu weit führen. Gerade in diesen technischen Aufsätzen, welche durch zahlreiche Pläne, Zeichnungen und Abbildungen im zweiten Bande illustriert werden, ist eine Fülle von Anregungen und wertvollen Notizen für den praktisch Schaffenden enthalten.

Professor Dr. Nowak bietet einen kurzen Ueberblick über „Die öffentliche Gesundheitspflege“; Medizinalrat Dr. Fliegner über „Gesundheitspolice“. Aus den statistischen Nachweisungen ist die Tatsache bemerkenswert, daß sich der Gesundheitszustand der Städte im Verhältnis zum Lande zu Gunsten der Städte in das Gegenteil verkehrt hat. Während im Jahre 1874 die Sterblichkeit in Preußen für die Städte 28,2 pro mille und für das Land 26,2 pro mille betrug, steht im Jahre 1902 die Sterblichkeitsziffer der Städte mit 19,5 pro mille unter der der Landgemeinden mit 19,7 pro mille.

Ueber die „Krankenanstalten“ berichtet Ober-Medizinalrat Dr. Schmalz. Man braucht nur die Abbildungen und Pläne im zweiten Bande zu betrachten, um sich von den außerordentlichen Fortschritten auf diesem Gebiete zu überzeugen. Während früher der Gedanke, in ein Hospital kommen zu müssen, zu den unangenehmsten gehörte, haben die heutigen Krankenanstalten im Gegenteil etwas Anziehendes mit ihren hellen und luftigen Räumlichkeiten, ihrer geschmackvollen Bauart und ihrer freundlichen Lage in anmutigen Gärten. Mit Recht weist der Verfasser auf die Bedeutung hin, welche eine freundliche Umgebung als ein Hauptmoment der seelischen Einwirkung für die Behandlung der Kranken besitzt. Nicht minder sind aber auch die großen Fortschritte in der Technik bemerkenswert. In allem muß auf den besondern Zweck eines Krankenhauses Rücksicht genommen werden. So verbreitet sich denn

Reinlich
der Ge
stellung
ation i
Kommi
angeite
aber l
städtid
der wa
bietet
Schwie

Bevölke
werden
Beispiel
häuser
überge
der Eige
den Kau
des Hau
kauf des
stimmung
Cité Ouve
kleine Hän
gingen, we
sachen die g.

In dem
Nat von Sei.
Preis seiner
an die Stadtver
auf eine harmon

In ähnlichen
deutsche Garten
ihre errenliche Ent

Mit dem Auffa
Dr. Wiedtsfeldt
statiert er, daß heute
Sonder-Interessenten
artige Betriebe oder
wohner befriedigen, der
Herdurch wird die
Streben nach Gewinn
Rücksichten zu kurz
Betriebeß stehen

[The background of this page is a heavily blurred and high-contrast image of a document. The text is illegible due to the blurring, but it appears to be a dense block of text, possibly a list or a detailed report. The image is oriented vertically, matching the page's orientation.]

Es geht aus den Ausführungen des Verfassers und auch in den Darstellungen des zweiten Bandes nicht hervor, ob eine meines Erachtens sehr zweckmäßige Einrichtung der französischen Schulen in Deutschland irgendwo Nachahmung gefunden hat, der Bréau. Es ist dies ein Teil des Schulhofes, welcher überdeckt ist. Dadurch ist es den Schülern möglich, auch bei schlechtem Wetter Luft zu schöpfen und sich frei herumzutummeln, während sie sonst in diesem Falle gezwungen sind, in der verbrauchten Luft des Klassenzimmers zu bleiben oder sich auf zugigen Korridoren herumzudrücken.

Auch die Lehrziele und der Nachhilfeunterricht werden eingehend vom Verfasser behandelt.

Ein Aufsatz des Gewerbechuldirektors Ruhnow über das gewerbliche Unterrichtswesen beweist, wie auf diesem Gebiete die Städte in überragend schneller Weise den infolge des gewaltigen gewerblichen Aufschwunges so plötzlich hervorgetretenen Bedürfnissen gerecht geworden sind.

„Armenwesen und Wohlfahrtspflege“ wird von Direktor Dr. W. Böhmert behandelt. In der Einleitung bemerkt er, daß die Anstellung auf diesem Gebiete verhältnismäßig wenig Material geboten habe. Es mag dies daher kommen, daß die Tätigkeit der Gemeinden auf diesen Gebieten sich nur schwer im Anschluß an bestimmte Schaubjekte erläutern läßt.

Die Art der Organisation der Armenpflege muß in einer Dezentralisation der Verwaltung und einer Individualisierung der Pflege bestehen. Diesen Forderungen wird das vorbildliche Elberfelder System gerecht, wonach keinem Armenpfleger gleichzeitig mehr als vier Unterstützungsempfänger unterstellt werden sollen, die Armenpfleger selbst in ihren Bezirksversammlungen über die Unterstützung beschließen, während die Zentral-Armenverwaltung nur instruiert und kontrolliert, und jede Unterstützung möglichst nur auf zwei Wochen gewährt und nur nach erneuter Prüfung weiter bewilligt wird. Dies System ermöglicht die sorgfältigste und dabei aber auch billigste Armenpflege: der wirklich Bedürftige erhält die ihm zukommende Unterstützung, der Simulant aber wird erkannt. Das System ist leider noch nicht genügend in Deutschland durchgeführt, die einzelnen Armenpfleger haben meist ein noch zu großes Gebiet, wodurch die sorgfältige Beaufsichtigung der Armen und ihre eigene Arbeitsfreudigkeit leidet. Auch wird vielfach der Geschäftsgang noch dadurch erschwert, daß alles der Entscheidung der Zentralverwaltung vorbehalten wird. Wohl kann auch die Zentral-Armenverwaltung eine zweckmäßige Kontrolle ausüben, wenn sie besondere Beamte als Armeninspektoren anstellt, welche, von der Zentralverwaltung unmittelbar beauftragt, die neu hinzukommenden Armen oder auch in Ausnahmefällen Arme, welche schon längere Zeit eine Unterstützung empfangen, außer der regelmäßigen Ueberwachung durch den ehrenamtlichen Armenpfleger einer besonderen Kontrolle unterziehen. Diese Einrichtung hat sich nach meinen Erfahrungen sehr bewährt. Dadurch ist es gerade

möglich, daß die Stellung des Armenpflegers, wie es Böhmer mit Recht verlangt, möglichst frei und selbstverantwortlich ist. Auch die Beobachtung Böhmers ist zutreffend, daß die aus den einfacheren Kreisen stammenden Armenpfleger (Handwerker und Händler) sich als besonders geeignet erwiesen hätten, daß aber im allgemeinen eine möglichst verschiedenartige Zusammensetzung der Armenpfleger-Kollegien vorteilhaft sei. Ein weiterer Fortschritt ist durch den Eintritt der Frauen in die Armenpflege zu erreichen.

Es ist ebenso notwendig wie aber auch schwierig, ein Zusammenwirken der öffentlichen Armenpflege mit der kirchlichen und privaten Wohltätigkeit zu erzielen. Jeder, der aus der Armenverwaltung oder der polizeilichen Verwaltung her die Verhältnisse kennt, muß dem Verfasser beipflichten, daß die geschickte Ausbeutung mildtätiger Privatpersonen und Vereine geradezu zu einem Virtuositentum herausgebildet ist. Es sei zwar sehr bequem, sich den unwillkommenen Anblick des Elends durch eine geringe Geldgabe vom Hals zu halten, aber es würde hierdurch weit mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Nicht mit Unrecht habe man daher schon polizeiliche Verbote gegen solch planloses Almosengeben verlangt, welches mehr auf Charakterchwäche, als auf sittlicher Güte beruht. Um den wirklichen Wohltätigkeitsdrang auf den richtigen Weg zu leiten, sind daher Auskunftsstellen erforderlich, in denen der Wohltäter sich über die Verhältnisse des Armen, insbesondere auch, ob er schon eine Unterstützung empfängt, unterrichten kann. Auch ist es zweckmäßig, dem Bedürftigen selbst etwa durch ein gedrucktes Verzeichnis, wie es z. B. in Berlin die Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben hat, Aufklärungen über die vorhandenen Wohltätigkeits-Einrichtungen zu geben.

Leider ist nach dieser Richtung hin noch nicht sehr viel geschehen, nur zu häufig kommen daher noch Fälle vor, daß arbeitscheue oder sogar wohlhabende Personen von milden Gaben leben oder daß Personen, die zwar an sich bedürftig sind, von den verschiedenen Behörden, kirchlichen Gemeinschaften, Vereinen und Privatpersonen Unterstützungen je auf das Ganze erhalten, deren Gesamtsumme ihnen ein weit besseres Leben als manchem ehrlichen Arbeiter gewährleistet.

Direktor Dr. Koch verbreitet sich über die städtischen Anleihen und Bankpolitik. „Öffentliche Sparkassen und Leihämter“ werden von Dr. Ritthausen behandelt.

Der Aufsatz „Sicherheitspolizei“ von Landgerichtsdirektor Dr. Weingart zerfällt in folgende Abschnitte: Organisation; Melde- und Fahndungswesen; Erkennungsdienst, — dabei wird die Anthropometrie, die von dem Franzosen Bertillon erfundene Methode, die Verbrecher an verschiedenen Körpermaßen wieder zu erkennen, und die Daktyloskopie, die Methode, durch Fingerabdrücke d. h., durch die auf der Hautfläche befindlichen feinen Linien, den gleichen Zweck zu erreichen, in überaus klarer und verständlicher Weise dargestellt — Ausrüstung der Polizei; neue Ver-

fahren, um schwer erkennbare Spuren sichtbar zu machen; Kriminalmuseum.

Eine Sonderausstellung für Feuerlöschwesen in der Dresdener Städteausstellung bewies die hohe Stufe der Entwicklung, welche dies Gebiet der städtischen Verwaltung erreicht hat. Im vorliegenden Werke gibt Brandmeister Mittmann eine Darstellung desselben.

Ueber „Aktenwesen und Buchhaltung“ berichtet Dr. Kuhfahl. Zu dies Gebiet fallen die beiden, von der Städte-Ausstellung preisgekrönten Schriften von Constantini über „Kassen- und Rechnungswesen“ und von Frenzel über „Kanzleiwesen“, welche bereits während der Dauer der Städte-Ausstellung als besondere Werke im Druck erschienen sind und eine naturgemäße Ergänzung des vorliegenden Aufjages bilden.

Dr. Seutemanns Aufsatz über die Städte-Statistik bildet einen angemessenen Schluß des Werkes; denn diese Wissenschaft ist es ja, welche durch Zusammenfassung und Vergleichung das Wirken des Städtelebens zur Darstellung bringt.

Zudem das Werk von allen Seiten das städtische Wirken beleuchtet, bildet es ein vorzügliches Compendium alles Wissenswerten auf diesem Gebiete und kann nicht genug allen Interessenten empfohlen werden. Auch dem erfahrenen städtischen Beamten oder ehrenamtlich tätigen Bürger wird es eine Menge von Ergänzungen seines Wissens und von neuen Anregungen bringen. Noch dringender kann das Studium des Werkes allen ans Herz gelegt werden, welche sich mit der Kommunalverwaltung, sei es im Ehrenamt, sei es als Beamte, zu befassen gedenken; insbesondere auch den Juristen, welche sich der Stadtverwaltung widmen wollen, da die rein juristische Ausbildung der praktischen und volkswirtschaftlichen Ergänzung unbedingt bedarf.

Eine Bervollständigung des Werkes in Bezug auf allgemeinere Gesichtspunkte bilden die auf dem Städtetage gehaltenen Vorträge der Oberbürgermeister Adickes und Beutler über „die sozialen Aufgaben der Städte“, welche bereits 1903 in Leipzig im Druck erschienen sind, und deren nochmalige Wiedergabe in diesem Werke sich vielleicht gelohnt hätte.

Auch vermißt man (abgesehen von dem Aufsatz von Böhmert) eine kurze Uebersicht der wichtigsten Literatur in den einzelnen Materien, welche hoffentlich bei einer Neu-Bearbeitung oder Fortführung des Werkes für die spätere Zeit nicht fehlen wird. Es ist doch wohl als bestimmt zu erwarten, daß auch jede der späteren Städte-Ausstellungen eine derartige zusammenfassende Bearbeitung mit sich bringt. Nicht jedem ist es vergönnt, die Städte-Ausstellung zu besuchen, und selbst dem Besucher ist doch nur eine flüchtige Kenntnisaufnahme der Ausstellungsgegenstände möglich. Die Ausstellungsmaterialien werden also erst durch eine derartige literarische Bearbeitung wirklich nutzbar gemacht. Abgesehen davon lassen sich viele Gebiete nur ungenügend oder gar nicht auf dem Ausstellungs-

wege darstellen: eine regelmäßige periodische Zusammenfassung der Fortschritte auf allen Gebieten der städtischen Verwaltung ist aber von der größten Wichtigkeit. Nicht nur um den Wettstreit der Städte zu beleben und die Kenntnisse der Verwaltenden zu vermehren, sondern auch um den großen Gedanken der Selbstverwaltung, der leider noch immer verkannt und angegriffen wird, ins richtige Licht zu setzen, ist eine Darstellung des segensreichen Wirkens und der anhaltenden Fortschritte auf dem Gebiete der Selbstverwaltung erforderlich.

L. Boensgen.

Die Grundübel im deutschen Wirtschaftsleben und ihre Hebung.

Nach originalen Quellen bearbeitet von Franz Bendt. Berlin 1905.
Carl Heymanns Verlag. 30 S. Preis 60 Pfennig.

Die kleine Broschüre ist der Rotschrei einer zu immer größerer technischer Vollkommenheit vorschreitenden Industrie, die auf Schritt und Tritt von kleinlichen Hindernissen gehemmt und belästigt wird, die im Grunde lediglich aus dem Mißverhältnis entspringen zwischen dem Gang der Verwaltungs- und Gesetzgebungsmaschine und dem des technischen Fortschrittes. Dieses erkennt der Verfasser ausdrücklich und wiederholt an. Er erhebt deshalb keine Vorwürfe, sondern dringt nur auf schnelle Abhilfe der bestehenden Mißstände. Diese Mißstände werden in gedrängtester Kürze durchgesprochen, oft auch nur flüchtig berührt.

Der Mangel einer einheitlichen Regelung des Dampfkesselwesens für das ganze Reich zeitigt die widersprechendsten Vorschriften in den einzelnen Bundesstaaten.

Das ganze weite Gebiet der Elektrotechnik bietet dem Gesetzgeber eine Fülle von Anregung zu schneller Arbeit. Haben doch noch 1896 und 1899 Reichsgerichtsurteile entschieden, daß Diebstahl an elektrischem Strom nicht strafbar sei, weil dieser keine „bewegliche Sache“ sei. Das Fehlen gesetzlicher Bestimmungen über die Enteignung bei Anlage von Stromleitungen usw. führt zu großen unnötigen Kapitalaufwendungen in der elektrischen Industrie.

Zu lebhaften Klagen gibt die Handhabung des Konzessionswesens für gewerbliche Anlagen Veranlassung, dessen gesetzliche Grundlagen ebenso dehnbar wie unvollständig sind. Während in Deutschland die Behörde dem Unternehmer vorschreibt, wie er seine Fabrikanlagen einzurichten hat, wird auf England als Vorbild hingewiesen, welches den Unternehmer zwingt, selbst die Mittel zu finden und anzuwenden, um Gefahren, die aus seinem Betriebe hervorgehen, Belästigungen der Nachbarschaft usw. zu verhüten. In Deutschland dagegen ist der Beamte verantwortlich, der natürlich möglichst rigoros vorgeht, um diese Verantwortlichkeit tragen zu können.

Ein ganz neues wirtschaftlich-technisch hochbedeutendes Gebiet ist das des Luftrechts, insbesondere in Bezug auf die Fragen der Erfüllung der Luft mit Rauch, Gasen usw. Bis auf die Arbeiten eines einzelnen Professors existiert über diese wichtigen Fragen keinerlei juristisch grundlegende Ausarbeitung geschweige denn eine gesetzliche Vorschrift.

Fast ebenso wenig ist die Frage der Abwässer geklärt. Die gesetzlichen Bestimmungen bedürfen hier einer gründlichen Revision, der aber eine systematische Erforschung unserer Flüsse hinsichtlich der Stromgeschwindigkeit usw. vorangehen muß, um festzustellen, wie weit Abwässer wirklich schädlich sind.

Es behandelt in letzter Zeit sind die Mängel des Submissionswesens in seiner gegenwärtigen Handhabung, die auch vom Verfasser scharf gezeigelt werden.

Die eigentliche Ursache, warum allen diesen Mängeln auf den verschiedensten Gebieten des wirtschaftlich-technischen Lebens nicht abgeholfen wird, erblickt der Verfasser darin, daß eine Zentralstelle für das ganze Reich zur Entscheidung über alle einschlägigen berührten Fragen fehlt. Da die meisten Vorschriften und Bestimmungen auf dem in Rede stehenden Gebiet nicht durch Gesetz sondern durch Verordnung erfolgt sind und noch weiter erfolgen, so ist es bei der Anzahl beteiligter Behörden nicht zu vermeiden, daß die heitersten und ernstesten Widersprüche gezeitigt werden. Haben doch in diesen Dingen Ortspolizei, Landrat, Regierungspräsidenten, Ministerien und noch manche anderen Behörden dreinzureden. Die Verfügung über die Fürsorge für die Reinhaltung der Gewässer in Preußen vom 5. Februar 1901 mußte von fünf Ministern der verschiedenen Ressorts unterschrieben werden, um Geltung zu erlangen.

Um diesen Uebelständen abzuhelpen hat ein von hervorragenden Industriellen und industriellen Korporationen gebildeter „Auschuß für das Studium der Errichtung einer wirtschaftlich-technischen Rechtsbehörde“ eine vom Verfasser der vorliegenden Broschüre bearbeitete Denkschrift betreffend: „Begründung und Organisation einer gewerblichen technischen Rechtsbehörde“ versandt, die in der Industrie ein weites Echo gefunden hat und zur Herbeischaffung umfangreichen Materials Veranlassung gab. Eine weitere Umfrage ergab, daß die deutsche Technikerwelt und die Industriellen eine wirtschaftlich-technische Reichsbehörde wünschen.

Der Verfasser schlägt für eine solche Zentralbehörde die Bildung eines neuen Reichsamts vor. Dieses hätte dann die Vorbereitung der in das Gebiet der Technik einschlagenden Gesetze und Verordnungen zu übernehmen, die Bearbeitung der Ausführungsbestimmungen und die Begutachtung sonstiger Gesetze vom wirtschaftlich-technischen Gesichtspunkt aus zu veranlassen und die Ausführung der die Technik betreffenden Gesetze zu überwachen.

Man braucht sich vielleicht diese organisatorischen Vorschläge des Verfassers nicht in allen Einzelheiten zu eigen zu machen. Ob die Schaffung

eines neuen Reichsamtes notwendig oder zweckmäßig ist, mag dahingejellt bleiben. Auch ob die Schaffung besonderer Techniker- und Industriekammern neben unsern Handelskammern, die der Verfasser empfiehlt, nicht eher eine neue Zerpfitterung als eine Konzentration der wirtschaftlich-technischen Kräfte bedeutet, mag unentschieden bleiben. Erwähnt mag nur werden, daß eine gründliche Reform des Handelskammerwesens sowie die Schaffung beratender weiterer Zentralbehörden, wie sie im Reichsbankauschuß, im Ausschuß des Landesbahnrats, im Kolonialrat usw. bestehen, wohl auch zur Erörterung stehen könnten.

Indessen muß man dem Verfasser voll beistimmen, wenn er eine zentrale, technisch-sachverständige Regelung der zahllosen Bestimmungen und Verordnungen verlangt, die heute die Industrie verzerren.

Die Broschüre ist äußerst flott und lebendig geschrieben und wird zur Erreichung des von ihr erstrebten Zieles manches beitragen.

Hjalmar Schacht.

Geschichte.

Lebenserinnerungen von Rudolph von Delbrück. 1817—1867.

Mit einem Nachtrag aus dem Jahre 1870. Erste und zweite Auflage. 2 Bände. 15,60 Mk. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Rudolph Delbrück war der Sohn eines Theologen, der als Erzieher Friedrich Wilhelms IV. in dauernder Verbindung mit dem Königshause stand und durch dieses Patronat zur Superintendentur in Zeitz gelangte, die noch von alter Zeit eine bischofsähnliche Stellung gab. Der Sohn (geb. 1817) wuchs daher auf in aristokratisch-konservativen Anschauungen und Gewohnheiten, die nur bestärkt wurden, als er nach dem Tode seines Vaters, 13jährig, in das Haus eines Onkels, Gottlieb Delbrück, kam, der als Kurator der Universität Halle zur Wändigung des demagogischen Geistes dorthin gesetzt war. Daß es freilich verfehlt ist, das Werden des Menschen bloß aus dem Milieu erklären zu wollen, leuchtet sofort ein, wenn man hinzusetzt, daß die sieben Söhne des Kurators Delbrück sämtlich ins liberale, sogar ins radikale Lager gingen, während der als achter in den großen Hausstand eingetretene Vetter als Einziger von den jungen Leuten sich der Richtung des Oheims anschloß, den wiederum die ungewöhnliche Intelligenz des jungen Neffen so anzog, daß er die öffentlichen und sonstigen Fragen mehr mit ihm als mit den eigenen Söhnen besprach. Halle war in den dreißiger Jahren ein Hauptturnierplatz für die geistigen Kämpfe der Zeit; gegen den Nationalismus war Tholuck im Namen der Orthodoxie in die Arena getreten, die romantisch-reaktionäre Staatslehre vertraten mit Leidenschaft und Talent Fernice und Leo. Auch Rudolph Delbrück schwamm eine Zeitlang mit diesem Strom, dann aber arbeitete er sich mit seinem klaren Verstande heraus zu der wahrhaft historischen

Auffassung, wie sie seit Mitte der zwanziger Jahre Leop. Ranke zu lehren angefangen hatte. Diese durch die Wissenschaft vollzogene Umbildung des mittelalterlichen Legitimismus in die aufgeklärte konservative Staatsauffassung ist ein höchst bemerkenswerter Vorgang; man vergleiche dazu den Aufsatz von Lenz „Bismarck und Ranke.“*) Bismarck wurde durch den Gang der Dinge und allerhand mehr zufällige Kombinationen gezwungen, sich noch einmal mit den Resten jenes Pseudo-Konservatismus zu verbinden und mit ihm die Konflikt-Periode durchzuhalten. Es war nahe daran, daß auch Delbrück in dieses Ministerium hineingezogen wurde; im Mai 1862 hatte der König in einem eigenhändigen Brief von seiner „Hingebung für das Vaterland und ihn selbst“ verlangt, daß er ein Portefeuille übernehme. Es war ein großes Glück, daß er es dennoch nicht tat: dadurch bewahrte er sich das Vertrauen, das er bei den Liberalen hatte, und konnte, als der Augenblick der Beendigung des Konflikts und der Versöhnung gekommen war, der Haupthelfer des leitenden Staatsmannes bei diesem Werke sein. Die geistige Atmosphäre, in der er aufgewachsen war, mit anderen Worten, der enge Zusammenhang unseres Beamtentums mit der Stätte, wo in akademischer Freiheit die Wissenschaft gepflegt und der Nachwuchs herangezogen wird, zeigt in dieser Person und diesem Zusammenhange seinen ganzen Wert. Von allen Zeugnissen, die Delbrück je über sein politisches Wirken ausgestellt worden sind, dürfte das schönste sein, was Bismarck (17. 11. 1870) an seine Frau schrieb: „Delbrück reist erst Nachmittag; sage ihm, der Wahrheit entsprechend, wie dankbar ich seine rastlose und erfolgreiche Arbeitskraft bewundere; Du weißt, daß meine Anerkennungsfähigkeit nicht groß ist, aber dieser kommt mir durch, so daß ich sogar in Briefen an Dich davon spreche, die gewöhnlich andere Gedanken als geschäftliche füllen.“

Die „Lebenserinnerungen“ sind sozusagen aus zwei verschiedenen Elementen zusammengesetzt: dem persönlichen und dem amtlichen. Man meint vielleicht, daß das bei jeder Biographie oder Selbstbiographie der Fall sei, aber hier gilt es doch in ganz besonderem Maße. Die Wechselwirkung zwischen Beruf und Persönlichkeit, auf der der Reiz und der Wert der Biographien beruht, ist hier nicht geringer als anderswo, aber die Pole liegen so weit auseinander, daß die Wirkung direkt kaum noch gespürt wird. Das Werk ist auf der einen Seite ein maßgebender Beitrag zur Geschichte der deutschen Handels- und Zollpolitik, auf der anderen ein Stück Familiengeschichte, die sich zu einem Bilde aus der deutschen Kulturgeschichte erweitert. Das Sachliche dort, das Persönliche hier nimmt einen so breiten Raum ein, daß, wer für das Eine ein besonderes Interesse

*) Neugedruckt in den „Ausgewählten Vorträgen und Aufsätzen“. (Deutsche Bucherei Bd. 18.) Berlin, Alfred Sargantel, Johannistisch 4. Pr. 50 Pf. Ich mache bei dieser Gelegenheit auf dieses vortreffliche Unternehmen, eine Sammlung der besten Werke in kleinen Bänden zu billigen Preisen aufmerksam.

hat, leicht das Andere zu ausführlich finden kann. De nnoch war es untrennbar und wird zusammengehalten nicht nur durch die Person des Erzählers sondern vor allem auch durch die Kunst der Erzählung. In der allerschlichtesten Form anscheinend, haben wir ein Meisterstück der Kunst der Darstellung, eine Grazie der Rede, die auch den trockensten Objekten Farbe verleiht und vielleicht als die Aesthetik der Sachlichkeit bezeichnet werden dürfte. Alles erscheint in dem reinen Licht abgeklärter Objektivität. Im besondern darf das behauptet werden von den Charakteristiken der Persönlichkeit und der Schilderung des Lebens in Halle. Ältere Mitglieder der Familie, die davon selbst noch etwas erlebt oder aus unmittelbarer mündlicher Tradition zu erzählen wissen, haben mir versichert, wie sie das alles nur als vollkommen wahr und der Wirklichkeit entsprechend bestätigen könnten. Dieser Mann der Handelsverträge und Zolltarife war zugleich ein liebevoller Beobachter menschlicher Individualitäten und ergriff mit freiem Verständnis die großen Ideen seiner Zeit und ihre Gegensätze: Diese Vereinigung gab dem Manne und gibt jetzt dem hinterlassenen Werk einen ungewöhnlichen Wert.

Haus Delbrück.

Theater-Korrespondenz.

Neues Theater. Ein Sommernachtstraum. Komödie in 5 Aufzügen von William Shakespeare. Regie: Max Reinhardt.

Kleines Theater. Sanna. Schauspiel in 5 Aufzügen von Hermann Bahr. Regie: Max Reinhardt.

Lessing-Theater. Elga. Nocturnos von Gerhart Hauptmann. Nach einer Novelle Grillparzers.

Es ist die Eigenschaft ganz großer Dichtungen, daß sie sind wie die Natur: In dem Geheimnis ihres eigenen inneren Lebens sicher ruhend, vertragen sie die verschiedenste Auffassung und bleiben sie selbst. Und jede individuelle Spiegelung, wenn sie nur echt, und wenn sie nur liebevoll ist, hat ihre Berechtigung. Das ist es auch, was die Natur und was die große Kunst als einzige und als unerläßliche Bedingung fordern, wenn sie ihr Geheimnis entschleiern und ihren Sinn offenbaren sollen: Ehrlichkeit und Liebe.

Ehrlichkeit und Liebe, das war das Charakteristische an der Darstellung, die das „Neue Theater“ von Shakespeares „Sommernachtstraum“ brachte.

Ein Zauberpiel voll Glanz und Pracht, feenhaft und doch wieder ein wenig puppenhaft; von einem zarten Schmelz der Poesie, die sich aber ein wenig gleichmäßig über das Ganze ergoß und Schlag Schatten milderte, Nuancierungen verwißte, auch das Derbe möglichst ins Liebliche hinaufrückte, das war der „Sommernachtstraum“, den wir im „Königlichen Schauspielhaus“ zu sehen gewohnt waren. Unmöglich konnte die Privatbühne mit dem feenhaften Glanz wetteifern. Der Regie blieb nur, aus der Dichtung selbst durch neue und unmittelbare Erfassung der Poesie soviel innerliche Schönheit herauszuholen und durch charakteristische Darstellung lebendig zu machen, als ihr irgend möglich. So liegt denn der Wert der Aufführung in der frischen, flotten Herausarbeitung des Charakteristischen, wobei das Komische, das Derbkomische immer leicht unterstrichen wird, und doch zugleich eine wahre Herrlichkeit von volkstümlicher Poesie sich entfaltet, von Poesie namentlich des Naturerlebens. Wie innig deutsch empfunden ist dies sommerliche Waldweben, wie lieblich die Darstellung durch diese summanden, selig schwirrenden kleinen Käferwesen, die den ganzen Wald mit dem Zubellied elementarer Lebenslust erfüllen oder durch den schweigenden Tanz der nur in Schleier gehüllten Elfengestalten auf dem mondbeglänzten Waldboden. Die Linien der Gewänder und ihre Farbenakkorde, die ganzen Bühnenbilder in ihrer

Gruppierung und mit ihrer vornehm abgetönten Farbenwirkung zeugen davon, wie ernst sich die Regie von der modernen Kunst beraten läßt. Kein anderes Theater hat es so erreicht, den Geist dieser Kunst, die mit möglichst einfachen Mitteln möglichst Harmonisches schafft, für seine künstlerischen Zwecke nutzbar zu machen.

Kennzeichnend für den Charakter der ganzen Darstellung des „Sommernachtstraumes“ war namentlich die Auffassung, die die Rolle des Puck (Droll) erfuhr. Die Leitung hatte diese Partie in die Hände Gertrud Gysoldts, der genialsten ihrer Darstellerinnen, gelegt, die die von der Tradition festgelegte Rolle denn auch gründlich umschuf. Kein schelmisches Elschen tanzte da im Ballettleidchen vor uns, sondern es tollte ein Fünfchen, grundhäßlich, böshaft und gutmütig, mit berber Freude an Schabernack und Verwirrung, gänzlich mitleidlos die grimmigsten Schmerzen der armen Irreführten, wenn sie nur komisch waren, mit einem erfreuten „Ho-ho-ho-ho“ begleitend. Alles in der Darstellung war also auf den „schlaun Boltergeist“ Shakespeares herausgearbeitet, dabei in der Auffassung fast eigenartig und von einem köstlichen Humor, der in seiner Gesundheit und Verbtheit an der genialen Darstellerin hypersensitiver Dekadenz-Weiber doppelt erstaunlich und erquickend wirkte, und dessen letzte eigenwillige Aeußerung man mit Behagen hinnahm: wenn der Schlußvorhang sich herabjenkt, hört man aus der Höhe das belannte übermütige „Ho-ho-ho-ho“ und Droll kommt mit dem Vorhang herab, — eine Kühnheit, für die die Darstellerin viel verletzert wird, die aber mit Natürlichkeit aus der Rolle, wie sie sie auffaßt, herauswächst: man erwartet von diesem Droll zum Schluß noch irgend einen Streich und die Auffassung der Rolle wiederum, bei aller Eigenart, steht in vollem Einklang mit der ganzen Darstellung überhaupt, die nicht das Gepräge dumpfer Andacht vor dem klassischen Stück zeigt, sondern sich der freien Ueberlegenheit, der humorvollen Objektivität nähert, mit der der Dichter selber seinem genialen „Kindertand“ gegenübersteht.

Auch das „Kleine Theater“, das in diesen Tagen dem Publikum eine Novität vorführte: „Sanna“, von Hermann Bahr, schuf damit ein treffliches Stück Bühnenkunst. Die Ausstattung und Inszenierung zeichnete das Milieu der vierziger Jahre, das durch das Stück vorgezeichnet wird, mit Treue und höchst poetischer Erfassung; in jener Nuance, die uns mit einem gewissen rührenden Duft des Altväterischen erfreut. Die Darsteller spielten ganz vortrefflich, und sie hatten lockende Aufgaben: die Menschenzeichnung in dem Stück ist scharf individualisiert und bringt interessante, präzise hingesezte Figuren, die ausgestattet sind mit einer Fülle überraschend wirklichkeitstreuer Züge.

Aber die Zeiten sind vorüber, wo man in blind bewunderndem Staunen vor solcher Menschenzeichnung, die schließlich doch aus lauter einzelnen, dem Leben genau abgelauichten Wirklichkeitszügen besteht, die Frage nach der künstlerischen Gesamtwirkung des Stückes ganz

vergaß; wo man seine Aufmerksamkeit von vornherein ganz auf die neue und unerhört feine Technik dieser Menschenzeichnung einstellte, und bei einem Schluß, der die gänzlichste Unfähigkeit des Verfassers zu künstlerischer Gesamtwirkung dartat, blind und einwandslos Weisfall spendete. Es ist eine Wandlung seitdem geschehen. Das große Verdienst jener Technik ist nun genug anerkannt, und unvermerkt hat sich die Aufmerksamkeit wieder auf die Gesamtwirkung eingestellt und hält sie für das Wesentliche, jene nur für ein Mittel.

Hier aber versagte das Wahrsche Stück. Der glänzende Macher, „Könner“ sagt man wohl in dem Fall, hat zwar die Bühnenwirkung scharf ins Auge gefaßt und genau berechnet; aber er verrechnet sich.

Wir werden in den Kreis einer vornehmen armen Familie in einer kleinen Stadt Oesterreichs geführt. Eine bis zur Karikatur scharf und widerwärtig gezeichnete Gestalt, wie eine häßliche blutjaugerische Spinne, beherrscht das Leben dieser Familie (beherrscht leider in ihrer Widerwärtigkeit auch einen beträchtlichen Teil der fünf Akte). Ein reicher alter Onkel ist es, der einst als hoher Staatsbeamter durch seine Verdienste und Ehren die Familie zu Ansehen gebracht hat und noch allgemein wie ein Idol verehrt wird. In Wirklichkeit ist er aber nur noch ein Gespenst seiner selbst, häßlichem Geiz, kleinlicher Rachsucht, gemeiner Lüsternheit verfallen in halbem Irrensinne. Die Familie ist abhängig von ihm und darf sich leider nicht erlauben, sich seiner zu entledigen, indem sie ihn in ein Irrenhaus überführt. So erdrückt er, ein Gespenst der Vergangenheit, das junge, frische Leben der Gegenwart. Willenlos geworden ist der gute weichherzige Vater, ängstlich nachgiebig die unglückliche Mutter, die im Kampfe mit der Lebensnot hart und bitter wird, wenigstens ihr ursprüngliches warmes Gefühl siegreich unterdrückt, um nur durch die Misere des Lebens hindurchzukommen. Und das Gespenst gewinnt Gewalt über das Leben der drei jungen, blühenden Töchter. Luise, die Älteste, hat eine selige Liebe gehabt, und mußte ihr entjagen, weil die Eltern ihre Einwilligung zu der Verbindung aus materiellen Gründen nicht geben konnten, da der Onkel den Zuschuß, der ihm bei seinem Reichtum eine Kleinigkeit gewesen wäre, verweigerte. Luise war gehoriam, aber ihr Leben ist seitdem im innersten Triebe erstorben und erwacht erst zu neuem Schmerz und verzweiflungsvollem Aufschrei, als sie kommen sieht, daß ihr Schicksal sich bei der geliebten Schwester Sanna wiederholen wird. Diese erzählt ihr voll Seligkeit, wie sie mit ihrer jungen Liebe durch den Borstrüblingwald gelaufen sei, „ganz lichterloh“, und erschrickt, als sie sieht, wie schmerzvoll Luise berührt wird. Sie bittet zartfühlend um Verzeihung, daß sie der Weherfüllen mit ihrem Glück gekommen. Luise aber, in gütiger Sorge, dachte nur an der Schwester kommenden Los. So finden sich in dem Verhältnis der beiden Schwestern zarte, liebenswerte Züge, und ein Hauch von Poesie umfließt die beiden Gestalten, die auch von Tilla Durieux und Lucie Hößlich mit großer Kunst dargestellt wurden. Sannas Geliebter

ist ein armer Leutnant, und es kommt, wie Luise gefürchtet: der Onkel, dessen kleinlich mißtrauische Empfindlichkeit durch ein unglückliches Wort der doch schon so ängstlich vorsichtigen Mutter verlegt ist, weigert sich, die Kaution zu stellen, die zur Verbindung nötig wäre, — er wolle sie stellen, wenn der Leutnant die dritte Tochter, die Hans'l, heiraten wolle, aber natürlich! die wolle er nicht; was die Alten wünschen, das wollen die Jungen nicht, sie müssen ihren eigenen Willen durchsetzen! — und so müssen denn die Eltern wieder blutenden Herzens die Einwilligung zur Verbindung verjagen. Sie gestatten dem jungen Paare nur noch ein letztes Wiedersehen auf einem Ballfest, wo sie Gelegenheit haben sollen, sich allein zu sprechen, Abschied zu nehmen. (Daß das gerade im fremden Hause, bei einem Ballfest geschehen muß, ist eine etwas unwahrscheinliche Situation, die um der äußeren Wirkung willen herbeigezogen scheint.) Aber Sanna ist keine Luise! Sie wird nicht ihr Leben vertrauern, es nicht in seinem Besten ersterben lassen. Sie hält die Pflicht gegen ihre große wunderbare Liebe für viel heiliger als die Pflicht des Gehorsams gegen die Eltern, die doch nur äußeren Rücksichten gezwungen folgen. Kann nicht der Geliebte ihr zu liebe seinen Stand opfern? Können sie nicht mit einfachen Ansprüchen leben, arbeiten und glücklich sein? Sie hält es für selbstverständlich, daß er kommen wird und ihr das sagen, sie in seine Arme nehmen und sofort, auf der Stelle, da die letzte Gelegenheit dazu da ist, mit ihr entfliehen. — Der Leutnant aber kommt, steht vor ihr und spricht in empfindungsvoller Ergrißenheit von dem harten Geschick, das ihr Glück getroffen, von der Bitterkeit der Entjagung und von seinem niemals endenden Schmerz. Sie starrt ihn an und wartet und wartet, und endlich muß sie's begreifen —

Jetzt denkt man: nun müßte durch irgend einen neuen Zufall die Kreuzspinne von Onkel günstig umgestimmt werden, die Kaution bewilligen, die äußeren Hindernisse müßten plötzlich fortgeräumt sein, und nun stände riesengroß das innere Hindernis da: Sanna, — Sanna, in ihrer stolzen, mutigen, starken Liebe aufs tiefste enttäuscht, müßte nun die Möglichkeit zu dieser Ehe nicht mehr in sich finden. Das wäre eine kräftige innerliche Wirkung, psychologisch tief, und durch das Vorangehende trefflich vorbereitet.

Aber leider diese Wendung nimmt das Stück nicht; sie scheint dem Verfasser nicht einzufallen: er läßt die Gelegenheit dazu ungenüßt verstreichen.

Der folgende Akt wird ganz ausgefüllt davon, daß die Familie vom Ball nach Hause zurückkehrt, wo mittlerweile der Onkel sein gräuliches, die Handlung gar nicht förderndes Unwesen getrieben; daß Sanna schweigend dasteht, während die anderen allmählich zu Bett gehen, daß sie auf des Vaters und Luises Aufforderungen, doch nun auch zur Ruhe zu gehen, nur immer schweigend brütet, daß diese von der Furcht erfaßt werden, sie wolle sich ein Leid antun, und zagend und bang gespannt hin und herlaufen, sie aber steht und steht und wehrt ab: „ich verstehe euch gar nicht!“

und ihre Spannung steigert sich und steigert sich, und wird so qualvoll und durch die Länge so unerträglich, — daß, als die gute Sanna denn nun endlich hinausgeht und sich aus dem Fenster stürzt, wir lachen! — Da ist der Punkt, wo der kluge Rechner sich verrechnet hat.

Überall da, wo der Dichter nicht vermag, die Handlung selbst in großer, freier, voller Wirkung, unmittelbar aus dem Lebensgeheimnis geschöpft, auf uns wirken zu lassen, überall da, wo er nicht vermag, uns erbeben zu lassen, weil seine Seele selbst erbebt von der Nähe eines starken, heilig lebendigen, sinnvollen Schicksals, da wird er leicht auf das Mittel verfallen, dadurch Wirkung auf uns hervorzubringen, daß er uns ein Unglück auf andere stark wirken sehen läßt. Aber mit diesem Mittel sollte man sparsam umgehen! Die große freie Wirkung, mit der ein Schicksal selbst auf uns wirkt, ergreift und erregt den ganzen Menschen in uns, und versetzt uns damit in stark aktives, harmonievolles Lebensgefühl. Da ertragen wir größte Gewalt. Ja, je gewaltiger die Wirkung, desto tiefer dies Erlebnis, diese Freude der aufrauschenden Harmonie. Aber jene berechnete Wirkung, die dadurch wirkt, daß wir andere sich vor einem Kommenden ängsten oder nach einem Unglück sich härmen sehen, die zerrt an einzelnen Nerven. Wir werden auch ganz passiv dadurch; gegenwirken können wir nicht. Wir werden gänzlich disharmonisch. Wenn diese Wirkung zu stark gespannt wird oder zu lange währt, helfen sich unsere mißhandelten Nerven schließlich, indem sie streifen. Und so kommt das interessante Phänomen zustande, daß in einem Stücke, das ein geschickter Techniker mit sorgfältiger Berechnung aufbaut, ein sehr williges Publikum, durch trefflichste Schauspielkunst willig erhalten, an der Stelle, wo es erschüttert sein soll, — einfach lacht.

Einen ganzen jüngsten Akt füllt dann noch die Trauer der Ueberlebenden und das mehr oder minder wertvolle Beileid ihrer Freunde. Und die Tendenz. Denn wenn der Dichter den Lebenssinn seiner Handlung, der von innen her schweigend reden würde, nicht findet, ersetzt er ihn durch eine äußere Tendenz. Die Tendenz dieses Stückes ist gut: Ein ehrliches, gesundes, kräftiges Ausleben ist besser als dumpfer Gehorsam. Aber wie dürrig wird sie gefaßt! nirgends ein Aufschimmern davon, daß im Gegensatz zum äußeren Zwang und Halt jene lichtvolle, edle innere Gesetzmäßigkeit gehnt wird, der fortan zu gehorchen doch erst den Fortschritt gegen jenen dumpfen äußeren Gehorsam bedeutet. Man hat das Gefühl, daß, so rein negativ wie diese neue Erkenntnis gefaßt wird, sie wohl der dritten Tochter des Hauses, der Hansl, gefährlich werden kann und sie zu Zuchtlosigkeit verleiten, wozu sie die Anlage hat.

Das Lessing=Theater brachte eine Novität von Gerhart Hauptmann, „Elga“. Nur für die Bühne war es eine Novität, im Druck war sie im Januar in der neuen Rundschau des Verlages Fischer erschienen, und gedichtet ist sie im Jahre 1896. Und zwar ist es nur eine Umbichtung einer Novelle von Grillparzer: „Das Kloster bei Sandomir“,

und es ist auch nur ein Entwurf, die Arbeit von vier Tagen. „Der Autor entschließt sich, sie zu veröffentlichen, weil er irgend eine Weiterbildung des Vorhandenen nicht beabsichtigt.“ — Ob das wohl Grund genug ist, unausgereifte Dichtungen vor das Publikum zu bringen, daß man sie nicht weiter auszubilden die Absicht hat? Der edle Geist seiner Poesie behüte Gerhart Hauptmann davor, der schon bei Lebzeiten eine ganze Anzahl von Biographien erfuhr, als wäre er historisch geworden, daß er nun auch noch bei lebendigem Leibe selbst alles herausgäbe, was doch Nachlaß sein sollte. Er lebt ja! Warum gibt er uns nicht ausgereifte Dichtungen? Und will ihm dieser Stoff dazu nicht taugen, und wahrhaftig! mit dieser wilden, düsteren Polemik Leidenschaft verbindet sich Gerhart Hauptmanns deutsche Art schlecht — wir warten auf andere! Wir warten! Er braucht seinen Termin nicht einzuhalten. Wir schätzen ihn so ehrlich, daß wir noch manches Jahr warten wollen, um dann von seiner Kunst reife Früchte zu empfangen.

Dem in der Tat: Grillparzer hat zwar kräftig vorgearbeitet und Gerhart Hauptmann schließt sich eng genug an ihn an. Aber dennoch fühlt man es diesen Szenen ab, daß ihr dramatischer Bearbeiter nur die Liebe von vier Tagen dafür übrig hatte. In wichtigen Zügen hat Gerhart Hauptmann umgebildet: Er läßt dem Ritter, der in dem Kloster übernachtet, von dem geheimnisvollen Mönch, der ihn bedient, die Geschichte der Entstehung des Klosters und damit sein, des Mönches eigenes, graues Geschick nicht erzählen, wie Grillparzer tut, sondern bei ihm wirken nur ein paar tiefe Eindrücke von der Seltsamkeit und Schwermut des Mönches, der das Gemach bald verläßt, in dem Ritter nach. Im übrigen ist es der Geist des schicksalvollen Ortes selbst, der dem Entschlummerten das ganze düstere und unheimliche Geschehnis vor Augen stellt.

Aber die Verbindung hätte innerlicher sein müssen, sie hätte organisch in dem Lebenszusammenhang des ganzen Stückes gegründet sein, aus ihm erwachsen müssen. Dazu hätten Art und Wesen und vielleicht Geschick des Ritters inniger mit dem, was er dann schaut, verwoben sein müssen. Jetzt gibt sein Auftreten und Abgehen nur einen sehr ungeschickt gefügten Rahmen her, aus dem das Bild herausfallen will. Es hätte doch wenigstens ein Weg gefunden werden müssen, der es der Regie ermöglichte, uns in der Illusion, daß das ein Traumbild sei, beständig zu erhalten — wenn es denn schon ein Traumbild sein sollte. So wie das Stück jetzt gespielt wird, wird jemand, der nicht vorher weiß: „Jetzt kommt ein Traum“, beim ersten Bilde kaum darauf kommen, wird nur bei den folgenden durch die immer wieder ertönende Musik, den weiterklingenden Choral, darauf gebracht. Aber das Hilfsmittel ist zu schwach, es wirkt nicht überzeugend. Ferner hat Gerhart Hauptmann von dem brutalen, rohen Grauen, das in der Grillparzerischen Novelle wirkt, vieles abgedämpft. Bei Grillparzer handelt es sich in der Tat um eine unheimliche Mordgeschichte mit starker äußerer Spannung, die auf psychologische Ver-

tiefung fast verzichtet. Gerhart Hauptmanns verinnerlichende Art bricht der äußeren Spannung und Unheimlichkeit viel ab, um dafür psychologisch zu motivieren. Da aber fehlt's noch! Um diese Motivierung wirklich gründlich durchzuführen, um uns diese Menschen lebendig zu machen, sodaß wir mit ihnen fühlen und wollen, um namentlich diese Elga, die ihren treuherzig vertrauenden Vatten so schmäzlich betrügt, zugleich glaubhaft zu machen und uns doch menschlich nahe zu bringen, sodaß wir ihr Erlebnis wirklich miterleben — denn was geht uns eine fremde, schöne, schlechte Frau an? und was ein fremder, unglücklicher Graf? — dazu hätte des Dichters Geist doch diese Gestalten länger in sich tragen und mit anderer Liebe ausbilden müssen. Es ist bewunderungswürdig, wie weit er schon gekommen; aber es ist doch nur gerade so weit, daß wir Forderungen stellen, die wir dann nicht erfüllt sehen. Und wenn das Stück aus ist, sind wir unanützig. Wir haben den Eindruck, daß, was wir da gesehen haben, ja etwas sehr Schreckliches ist, aber es hat uns doch nicht recht ergriffen. Wir wären gern ergriffen worden, aber diese Menschen blieben uns fremd.

Und genau wie wir, empfindet der deutsche Ritter, der dies alles träumt. „Es lag ein seltsamer Alb auf mir, schwer bis zum Tode.“ Kein Laut menschlichen Mitgefühls mit dem armen Unglücklichen, den er doch am Abend vorher gesehen, der ihm lieb war. Nichts als kaltes Grauen und Ablehnung. „Ich möchte keinem der Brüder mehr begegnen. Flugs hinaus! Hinaus in die Frühe.“ Kein Laut menschlicher Ergriffenheit! Es ist seltsam, daß der Dichter nicht bemerkte, welch ein großer Fehler es war, an dem Ritter gar keine menschliche Ergriffenheit zu zeigen. Hätte er nicht berechnen müssen: Wenn es den Zuschauern ans Herz greifen soll, so müssen sie doch vor allem sehen, daß es unserm Zuschauer hier auch ans Herz greift —? Aber Gerhart Hauptmann ist kein Rechner! Er erlebt seine Dichtungen. Müßte nun aber nicht der Dichter, wenn er selber ergriffen war, ganz unwillkürlich solche Ergriffenheit in der Stimmung des Ritters, in seinen Worten zum Ausdruck kommen lassen? Aber es scheint: der Dichter selber ist auch nicht recht ergriffen! Der Stoff blieb ihm selber fremd, und so mochte er denn auch freilich daran nicht weiter bilden.

Nun soll nicht verkannt werden, daß diese dramatische Bearbeitung des Novellenstoffes außerordentlich geschickte Szenen und Dialog-Wirkungen und viele einzelne Schönheiten enthält. Aber wo Gerhart Hauptmann einen Stoff anfaßt, das Beste, was er ihm zu geben vermag, ist doch sein Gemüt! Die Durchleuchtung damit ist auch an dieser Bearbeitung das Beste; aber er hat den stillen, goldenen Strahl nicht lange genug wirken lassen: und „Elga, ein Nocturnus“ ist kein echter Gerhart Hauptmann.

Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Ein Nachwort zum Kohlenstreik.

Arbeitswillige und Kontraktbrecher.

Von

R. v. Kienig.

Der große Streik ist beendet, der Sturm der Meinungen hat sich gelegt, und man darf jetzt in ruhigem Rückblicke prüfen, was schließlich die ganze Bewegung bedeutete, und ob sie wirklich so ernst war, wie sie schien. Das letztere namentlich ist vielfach bestritten mit der Behauptung eines Terrorismus der Streikleitung. Schon während des Streiks ist von seiten der Arbeitgeber, besonders in einer Schrift des Bergmeisters Engel „zum Ausstande der Bergarbeiter im Ruhrbezirke“, dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß der Reichstag im Jahre 1899 die Gesetzesvorlage „zum Schutze der Arbeitswilligen“, das sog. Zuchthausgesetz, abgelehnt hat. Wäre aber wirklich jenes Gesetz damals angenommen, so würde es doch immer noch ungewiß sein, ob tatsächlich etwas genützt wäre. Auch mit tausend Gesetzesparagrafen können Volksanschauungen nicht umgekehrt werden; und eine der natürlichsten solcher Anschauungen ist die Gemeinschaft der Interessen, die beim Abfall des Mitinteressenten gefährdet wird. Wie das Kohlen Syndikat es schwerlich einem seiner Anverwandten gleichmütig nachsehen würde, wenn er plötzlich von kommunistischen Anwandlungen befallen würde, so wird die zu einem bestimmten allgemeinen Ziele vereinigte Arbeiterschaft den Mitarbeiter angreifen, der ihr entgegenwirft. Welcher Art der Angriff sei, hängt von dem Maße der allgemeinen Erbitterung ab. Gesetze können da wenig helfen, schon weil bekanntlich die Nürnberger Ketten hängen, sie hätten ihn denn zuvor. Was würde denn z. B. in dem vom Bergmeister Engel durch nachgebildeten Abdruck besonders veranschaulichten Falle, der Bedrohung eines Arbeitswilligen durch einen anonymen Brief, irgend ein neues Gesetz ändern können? Dabei ist die dort wiedergegebene Bedrohung des Totschlages ohnehin bereits nach dem bestehenden Gesetze strafbar.

Ob all die 200 000 Mann streifen wollten, oder ob ein Teil arbeitswillig gewesen wäre, das hätte auch durch die Anwendung stärkerer staatlicher Polizeigewalt in Gestalt der militärischen Besetzung nicht klarer gestellt werden können. Den Ruf nach diesem äußersten Mittel, der beim Mangel bequemer Gesetze bekanntlich immer erhoben wird, macht Bergmeister Engel zwar nicht unmittelbar zu seinem eigenen, aber er bringt ihn doch durch die ausführliche Wiedergabe des in diesem Punkte entbehrlichen Briefes eines Werkdirektors. Nun, das ist eben reiner Parteistandpunkt. Die unbefangenen Beurteiler in allen Parteien werden es der Staatsregierung ernstest Dank wissen, daß sie die Ruhe bewahrte und eine gefährliche Provokation vermied. Eine einzige, in behördlichem Namen zu Gunsten der Arbeitswilligen vollzogene Gewalt hätte wahrscheinlich gerade genügt, eine Entwicklung der Dinge zu bringen, deren Entsetzen wohl auch den Verfasser jenes Briefes betroffen hätte. In der Tat erscheint nämlich jede nicht offensichtlich gebotene Ausübung der staatlichen Gewalt in solchen Fällen leicht als eine Parteinahme, weil bei einem derartigen Streite naturgemäß von beiden Seiten mit einer Mittelpartei der Lauen gerechnet wird, die, ohne eigentlich arbeitswillig zu sein, der Gewalt sich beugen. Uebrigens fehlte auch jeglicher Anlaß zur Gewalt. Von allen Seiten, außerhalb der Beteiligten, ist die Ruhe anerkannt worden, die von den Streikenden durch ihre eigene Polizei gewahrt wurde. Daß unter einer so gewaltigen Menge erregter Menschen schließlich einzelne Verstöße gegen die öffentliche Ordnung vorgekommen sind, das ist bei der menschlichen Natur ebenso unvermeidlich, wie in einer Bevölkerung von mehr als einer halben Million überhaupt Straftaten sich ereignen. Man wird im Gegenteil sagen dürfen: daß nicht mehr gesündigt ist, als die Gegner angeben konnten, ist ein rühmliches Zeichen der Ordnung, die diese Leute unter sich beobachtet haben.

Indessen wird einerseits dieser Ruhm gemindert, andererseits die Klage über die Behinderung der Arbeitswilligen abgeschwächt durch die naheliegende Erwägung, daß, wenn so wenig Störung der Arbeit in Frage kam, auch wenig Neigung zur Arbeit gewesen sein wird. Schon die täglich um einige Hunderte oder auch einige Tausende schwankenden Ziffern der eingefahrenen Mannschaften ließen vermuten, daß der Arbeitswillige im allgemeinen kaum behindert, daß vielleicht sogar der Arme, der aus dringender Not wieder einmal arbeiten mußte, übersehen worden ist. Die außerordentliche Einmütigkeit des Streiks, die überall im Augenblicke vorhandene Geschlossenheit der Belegschaften, die ohne Angabe von Forderungen, ohne vorherige Einzelversammlungen sich zur Arbeitseinstellung vereinigten, sprechen gegen das Vorhandensein einer irgendwie erheblichen Anzahl von wirklich Ueberstimmten. Nicht einmal das gegenseitige Bedingen verschiedener Arbeitsarten, daß z. B. der Häuer nicht ohne den Schlepper arbeiten kann und umgekehrt, nicht einmal dieser bequeme Grund, als gezwungen zu erscheinen, ist irgendwie betont. Vor allem aber ist die

in diesem Falle vorliegende Uebereinstimmung aller verschiedenen Arbeiterorganisationen, die sogar teilweise gerade während des Streiks beträchtlich anwuchsen, die deutliche Erscheinung eines wirklich einhelligen Willens, soweit ein solcher unter dritthalbhunderttausend Mann überhaupt möglich ist, eines Willens, der in seiner Bestimmtheit und in der Ruhe seiner Durchführung zu unheimlich gewirkt hat, als daß einzelne Stände mit Arbeitswilligen es verkleinern konnten.

Die Geltendmachung dieses Willens hat der Bergbauverein von vornherein zurückgewiesen mit der Berufung auf die ungehörige Form, auf den Kontraktbruch. Das ist an sich immerhin eine sachliche Erwägung. Aber mit diesem Grunde hat man nicht nur gegenüber den Arbeitern, sondern auch gegenüber dem zur Erzielung einer Einigung bereiten Staatsorgan jegliche Verhandlung abgelehnt; und abgelehnt in einer Form, die schon in der Depesche des Herrn Stinnes an den Berghauptmann: „Erbitte zunächst Mitteilung derjenigen Streitpunkte usw.“ dem Ernste der Sache schwerlich adäquat war. Man hat sogar als Ablehnungsgrund gegen irgendwelche Verhandlungen den Staatskommissaren entgegengehalten die „völlige Unsicherheit der Exequierbarkeit etwaiger Verhandlungsergebnisse“, die in der mangelnden Legitimation der Arbeitervertreter ihren Grund haben sollte. Juristisch ist es allerdings richtig, daß die Delegierten einer tausendköpfigen Versammlung, zumal wenn sie nicht eine mit 1,50 Mark verstempelte Vollmacht haben, noch nicht als Rechtsvertreter zu gelten brauchen. Aber in seltsamem Gegensatz dazu steht die erbitterte Abwehr des Bergbauvereins gegen Arbeiterorganisationen. Gerade wenn diese Abwehr berechtigt sein soll, fragt man sich unwillkürlich: wie sollen die Arbeiter es denn machen? Organisationsmäßige Vertreter sollen sie nicht haben. Versammlungs-Delegierte erscheinen nicht als beglaubigt. Daß es helfen würde, wenn jeder einzeln Herrn Stinnes anginge, glauben die Arbeiter nicht. Gegen solchen Glauben ist wenig zu tun. Dabei hat der Bergbauverein mit jenem Bedenken auch kein Glück gehabt; es ist alsbald durch die Tatsachen widerlegt, die immer mehr beweisen, als die Bedenken. Die sogenannte Siebenerkommission hat ihre Rolle als Führer der Massen bis zuletzt durchgeführt, sogar bis zur Beseitigung des Ausstandes unter Schwierigkeiten, denen irgend ein vorher etwa nach formalen Vorschriften gewählter Ausschuß vielleicht nicht gewachsen gewesen wäre. Schließlich liegt das eine auf der Hand: eine Ablehnung von Verhandlungen wegen „Unsicherheit der Exequierbarkeit etwaiger Verhandlungsergebnisse“ ist innerhalb der menschlichen Gesellschaft unverständlich; denn sie bedeutet die Negation jedes geordneten Gemeinschaftslebens.

Also bleibt nur der Kontraktbruch, dessentwegen die Herren glaubten, jede Verhandlung ablehnen zu dürfen. Zu diesem Kapitel schreibt Bergmeister Engel eine eigentümliche Einleitung mit dem Sage, der die Ankündigung der verlängerten Seilfahrt auf Jeché Bruchstraße begleitet:

„Damit war der Belegschaft, soweit sie sich nicht in die Verlängerung der Seilfahrt schicken wollte, der Weg der Kündigung freigestellt, für die ihr eine rund dreiwöchige Frist zur Verfügung stand. Zur Auffuchung neuer Arbeitsgelegenheit bedeutet das eine „Frist von mehr als fünf Wochen.“

Hat man wirklich geglaubt, daß die Belegschaft der Zeche Bruchstraße im Falle einer derart begründeten Abkehrung bei andern benachbarten Zechen ohne weiteres angelegt wäre? Schon in der Nachbarschaft war eine weitere Entfernung von so und so viel Kilometern für die Leute vielleicht eine schwere Frage; und eine Zeche des Syndikates hätte sie schwerlich aufgenommen, ganz abgesehen davon, daß andere Zechen kaum auf einmal eine derartige Belegschaft unterbringen konnten. Ein anderes Gewerbe aber konnten die Leute auch nicht alle ergreifen. Mit den erhobenen Fristen war also den Arbeitern wenig geholfen. Sie hatten trotz aller juristischen Vertragskonstruktion nur die Wahl, sich zu fügen oder ins Elend zu gehen.

Daß das Dogma von Kontraktbruch nicht genügt, als ein Infallibile schlechtlin die ganze Frage zu lösen, das fühlt auch Bergmeister Engel. Aber die vielen Worte, die er dem Kontraktbruche widmet, scheinen doch am Ziele vorbeizugehen. Die Teilnahme, die den Arbeitern entgegen gebracht wurde, beruhte keineswegs, wie er glaubt, auf dem Gedanken, daß die Arbeitskraft das einzige Kapital des Arbeiters sei; und seine Widerlegung mit dem Hinweis auf die Mobilität dieser Arbeitskraft versängt ebensowenig, weil weder der Mangel anderer Kapitalien des Arbeiters, noch seine Beweglichkeit hier entscheiden können. Wie der arbeitsunfähige Millionär, dessen einziges Vermögen seine Millionen sind, nicht auf Grund seiner sonstigen Arbeitsunfähigkeit die Millionen, die auch beweglich sind, nach Belieben aus der Anlage zurückziehen kann, so darf auch der Arbeiter das mobile Vermögen seiner Arbeitskraft nicht bloß wegen der Mobilität leichtfertig nach Augenblicken da und dort anbringen; er würde schon bei den eigenen Kameraden nur Mißbilligung und nebenbei eine schlechte Ernährung finden. Das, was die Arbeitskraft des Arbeiters der menschlichen Teilnahme und der besonderen rechtlichen Beurteilung wert macht, ist nicht ihr Wert als einziges Kapital, noch ihre Mobilität, sondern ihre Identität mit der Persönlichkeit. Dies Moment steht allerdings höher, als die wirtschaftliche Frage.

Gewiß ist der Kontraktbruch nicht recht. Indessen ist mit der begrifflichen Allgemeinheit des Unrechts, die schließlich das Klavierpielen nach 10 Uhr abends ebenso wie den Mord in sich begreift, nicht viel geklärt. Es kommt eben alles auf den Grad des Unrechts an. Das Verkennen dieses Gesichtspunktes führt vielfach zu einer verhängnisvollen Illusion. Denn das bloße Reden vom Kontraktbruch als solchem, als etwas an sich Verwerflichem, ist nichts anderes als ein Mangel an Differenzierung des

Unrechts, ein Umgehen der Sachwürdigung mit einem Rechtsbegriff ohne Wehen, ein Verstecken des verantwortlichen Urteils hinter einem leeren Namen. Mit solchem Verfahren kommt man im modernen Leben nicht weit; man riskiert nur eine ganz einseitige Parteinahme für die Arbeitgeber, die, wenn unbeabsichtigt, schon deshalb um so gefährlicher ist.

Der Kontraktbruch, die Verletzung des Vertragsrechts des andern, wird im bestehenden Rechte an und für sich nur bewertet mit Leistung des Interesses. Eine Strafe gibt es nicht; die Besonderheit des ländlichen Gesinderechts nach dem Gesetze vom 24. April 1854 kommt hier nicht in Betracht. Auch der in der juristischen Konstruktion zunächst begründete Anspruch auf Erfüllung des Vertrages, zu dessen Vollstreckung Geldstrafen verhängt werden können, macht hier praktisch nichts aus und ändert jedenfalls daran nichts, daß schließlich alles auf Geld hinauskommt; d. h. wer Geld hat, das Interesse des andern Vertragsteils abzugelten oder die auf Nichterfüllung des Vertrages gesetzten Geldstrafen während der Kündigungsfrist zu bezahlen, der darf vom Vertrage abgehen, ohne den Vorwurf des „Kontraktbruches“ auf sich zu laden. Bekanntlich wird denn auch dieser Vorwurf immer nur da erhoben, wo der vom Vertrage Abgehende nicht imstande ist, das Interesse des Andern zu befriedigen. Dann freilich wird von der Moral, von Treu und Glauben der Verträge usw. geredet, als wäre die unbedingte Heiligung des Vertrages ein unwandelbarer Wert, von der Gottheit zu Gunsten der Arbeitgeber in die Arbeiterseele gelegt. In Wirklichkeit handelt es sich lediglich darum, daß derjenige, der den Andern finanziell nicht schadlos halten kann, dessen Interesse durch Abgehen vom Vertrage nur dann verletzen darf, wenn es gilt, eine entsprechend gleichwertige Verletzung des eigenen Interesses abzuwenden, kurz gesagt: wenn ein wichtiger Grund vorliegt, B. G. B. § 626. Dann aber ist das Abgehen vom Vertrage ohne Interesselerleistung auch gerechtfertigt. Also nicht der Kontraktbruch an sich, sondern seine Verrechtfertigung ist entscheidend. Woher der andere Vertragsteil das Recht nehmen könnte, die Verhandlung über diese Frage schlechthin abzulehnen, ist unerfindlich. Er wird auch gar nicht um die Verhandlung herumkommen, sobald er nur statt des Redens vom Kontraktbruche das energische Vorgehen wählt, sein Recht auf Interesse wirklich geltend zu machen. Denn dann wird die gegnerische Behauptung des wichtigen Grundes doch erörtert werden müssen. Was aber der Würdigung des Richters unterbreitet werden muß, das darf auch eine öffentliche Meinung ihrem Urteile nicht entziehen lassen. Vielleicht werden die Gründe, derentwegen die Vergleute den Kontrakt brechen zu dürfen glaubten, als unwichtige erwiesen; dann sind diese im Unrecht, aber auch erst dann. Die Ablehnung der Verhandlungen seitens der Arbeitgeber war das schlimmste, was hier getan werden konnte. Die Spekulation auf die Autorität als solche setzt immer Zwei voraus, Einen der sie geltend macht, und Einen der sie anerkennt. Beim offensichtlichen Mangel dieses

Anerkennung war die Ablehnung eine Nichtachtung, die verbitternd wirken mußte.

Auch abgesehen von der bloß juristischen Erwägung hat das Hervorheben des Kontraktbruchs noch seine erheblichen sozialen Bedenken. Es hat wohl niemals einen eigentlichen Streik, eine nennenswerte Arbeitseinstellung gegeben ohne diesen sog. Kontraktbruch. Da wir unser Urteil über politische Fragen bekanntlich nur empirisch bilden können, also die überall wiederkehrende Tatsache als Moment der Begriffsstimmung nehmen müssen, so gehört der Kontraktbruch zum Begriffe des Streiks. Das Unrecht, das der Kontraktbruch in sich trägt, wäre also eine immanente Qualität des Streiks, d. h. der Streik als solcher wäre unrecht. Diese Konsequenz wird in der Tat auch vielfach gezogen. Aber sie kann selbst bei rechtlicher Richtigkeit leicht zu einer Unbilligkeit führen, die der andere Teil moralisch nicht anerkennt. Weshalb denn brechen die Arbeiter den Kontrakt? Nur um sich den Vorwurf des Unrechts zuzuziehen? Der Grund ist doch wohl der, daß der wirtschaftlich Schwache als Einzelner nichts ausmacht, daß also nur die Gesamtheit dieser Individuen als solche die Aussicht hat, ihre wirtschaftlich schwache Lage zu stärken, und daß eine Gesamtheit gerade unter den Schwachen nicht durch Erwägungen und Entschlüsse erreicht wird, sondern nur durch eine gewaltige Einwirkung. Diese gewaltige Einwirkung hat man bisher immer noch gesucht in dem erdrückenden Ereignis der gleichzeitigen Arbeitseinstellung; und diese Gleichzeitigkeit ist freilich bei Innehaltung von Kündigungsfristen schwer zu ermöglichen, weil mit dem Laufe der Fristen die zur Gleichzeitigkeit erforderliche Einmütigkeit leicht verloren geht.

Wenn nun aber eine andere gewaltige Einwirkung sich fände, die imstande wäre, die Einmütigkeit auch ohne den Druck des augenblicklichen Mitstreißens zu wahren? Angenommen: sie wäre schon gefunden; es bestände bereits eine so feste und einheitliche Organisation der Bergleute, wie die Sozialdemokratie sie wünscht; es hätte mit dem jetzt erreichten Erfolge schon am 24. Dezember 1904, als die am 1. Februar 1905 bevorstehende Aenderung der Seilfahrt auf Zeche Bruchstraße bekannt gemacht wurde, die Parole ausgegeben werden können: am 15. Januar wird gekündigt und am 1. Februar die Arbeit eingestellt — was hätte dann die Innehaltung der Kündigungsfrist, also die Vermeidung des Kontraktbruchs, den Arbeitgebern genützt? Bis auf die zeitlich ganz unerhebliche Hinausschiebung um zwei Wochen wäre nur die Lage der Arbeiter günstiger gewesen, die dann fünf Wochen lang den Streik durch Lohnerparnisse usw. vorbereiten konnten. Die Zechenverwaltungen hätten für die ausständigen 200 000 Bergarbeiter am 1. Februar ebensowenig Ersatz gefunden, wie am 17. Januar, als der Generalstreik ausbrach. Die Kohlenreserve hätte bei dem zwischenzeitlichen Verbrauch und bei der Schwierigkeit, gerade während der Kündigungsfrist die Förderung zu steigern, auch am 1. Februar kaum wesentlich höher sein können, als am 17. Januar; jedenfalls wäre ihre

Vermehrung reichlich aufgewogen worden durch die bessere Aussicht der Arbeiter. Nur weil eine solche feste Organisation noch fehlt, weil die Arbeiter allerdings ihre Einmütigkeit hier nur durch Kontraktbruch erreichen konnten, nur deshalb hatten die Zechenverwaltungen ein Interesse an der Innehaltung der Kündigungsfrist. Die bittere Erwägung aber, ob man für die Vertretung eines allgemeinen Interesses augenblickliche schwere Not der Familie einkaufen solle, die bei manchem freilich den Entschluß verhindert hätte, da er dann in der Lage war, durch allerlei Vorwand gegenüber den Gefährten die Versäumung der Kündigung zu entschuldigen — das ist ein Moment, mit dem zu operieren gefährlich ist. Denn hier handelt es sich eigentlich nicht mehr um eine Frage des Rechts und der Moral, sondern der wirtschaftlichen Gewalt nach dem Grundsatz *divide et impera*. Wenn die Arbeiter aus einer schematischen Verurteilung des Kontraktbruches die Lehre ziehen, sich künftig zur Vermeidung solcher Uebeltat anders einzurichten, sich rechtzeitig so fest zu organisieren, daß sie auch unter Innehaltung der Kündigungsfristen Massenstreiks veranstalten können, dann sind die Folgen: eine wesentliche Verschlechterung der Lage der Arbeitgeber, eine viel schwerere Gefährdung des Nationalwohlstandes und ein entscheidender Fortschritt der sozialen Demokratie. Das bleibt zu bedenken, ehe man eine Bewegung, wie diesen Streik, allein mit der Lehre vom Kontraktbruche abtut.

Der Bergbauverein hat nicht nur gegenüber den Arbeitern, sondern auch gegenüber sich selbst falsch gehandelt. Wenn, wie es den Anschein gewinnt, die einzelnen Beschwerden der Arbeiter sich zumeist als grundlos oder übertrieben herausstellen, so war die Position der Arbeitgeber zu Beginn des Streiks außerordentlich günstig, so günstig, daß besonders kombinationsfähige Leute sogar vermuten wollten, die Arbeitgeber hätten den Streik gerade für diesen Zeitpunkt herbeiführen wollen. Wären sofort bei Beginn des Streiks die Klagen der Arbeiter, soweit sie sachlich erörtert werden konnten, vom Bergbauverein zur öffentlichen Entscheidung getrieben und widerlegt, so hätte sich die öffentliche Meinung ohne weiteres auf Seiten der Arbeitgeber geschlagen. Die Sprecher der Arbeiter in den Parlamenten hätten bei allen Parteien, ausgenommen natürlich die Sozialdemokraten, ein kühles Aufsehzucken, und bei der Regierung nur tadelnde Belehrung gefunden, und die Arbeiter selbst wären nach Wochen voll Not und Entbehrung als besiegte Narren abgezogen. Selbst wenn sie moralisch im Rechte waren, hätte ihnen dies Recht, das sich schlecht in Handelsware des praktischen Urteils umsetzen läßt, nichts genutzt, sobald sie in den tatsächlichen Punkten geschlagen wurden; ihre Klage, daß man nicht begreife, was sie eigentlich meinten, hätte ihnen nur das mitleidige Lächeln des Publikums eingetragen. Jetzt dürfen die Arbeiter sich beim Bergbauverein bedanken. Er hat ihnen nicht nur eine unerwartete Gelegenheit gegeben, ihre politische Schulung und ihre Macht zu erproben und an sich selbst kennen zu lernen, er hat ihnen nicht nur trotz ihrer bedenklichen Position

die Sympathien der gesamten öffentlichen Meinung verschafft, er hat es ihnen vor allem endlich einmal ermöglicht, die Aufmerksamkeit der Nation auf das zu richten, was sie eigentlich meinen, das deutsche Volk ahnen zu lassen, was schließlich in der ganzen Sache der springende Punkt ist.

Dies Alles verdanken die Arbeiter allein dem Bergbauverein. Denn sie selbst haben ihre Sache anfangs so ungeschickt geführt, wie nur möglich. Nicht nur das Unternehmen eines Massenstreiks ohne jede wirtschaftliche Vorbereitung war für sie ein schwerer Fehler, sondern noch mehr die Begründung durch einen Wunschzettel von Forderungen, deren Uebertreibung auch ohne die spätere Versicherung des Bergbauvereins auf der Hand lag. Man braucht nur die einzelnen Punkte für sich näher anzusehen, um die Planlosigkeit des Vorgehens in seiner äußeren Erscheinung zu erkennen. Angesichts der vorliegenden Berggesetz-Novelle ist ein weiteres Eingehen auf diese Einzelheiten entbehrlich. Im Grunde aber würde es für eine ganze große Bevölkerung, wie jene streikenden Arbeiter sie darstellten, nicht recht verständlich sein, wenn sie das gemeinsame Wohl auf ein derartiges Risiko gestellt hätten, wenn nichts anderes als Fixierung der Arbeitsschicht und des Arbeitslohnes, der schon jetzt — wie anerkannt werden muß — im allgemeinen nicht gerade dürftig ist, oder Deputatkohle und Wagnennullen in Frage gewesen wären. Diese sachlichen Erörterungen, die sehr wohl durante contractu verhandelt werden konnten, waren schwerlich geeignet, einen so allgemeinen Entschluß des Aus Hungerns, wie ihn dieser Streik erkennen läßt, zu begründen.

Es war freilich noch die Anerkennung der Arbeiterorganisationen verlangt, und dies Begehren hat den Anhängern der scharfmacherischen Richtung die Erklärung bequem gemacht, daß der ganze Streik nichts weiter gewesen sei, als eine sozialdemokratische Maché. Solche Behauptungen zu prüfen und zu widerlegen, ist an sich gar nicht möglich, weil die Gründe der Entwicklung derartiger Bewegungen sich nicht so einfach und klar zusammenfinden, wie die Elemente einer mathematischen Formel. Daß sozialdemokratische Lehre und Agitation den Boden für einen Streik günstig machen, wird niemand bestreiten. Daß auch im praktischen Falle mancherlei bössartige Hezerei mitgewirkt habe, ist glaublich. Daß aber gerade dieser Streik als ein Paradestück von der Sozialdemokratie injiziert wäre, dafür fehlt so ziemlich jeder Anhalt, wenn man nicht das posterius dahin rechnen will, daß natürlich die Sozialdemokratie an dem bestehenden Streik ihr Genüge fand. Die sozialdemokratischen Agitatoren haben in diesem Falle so energisch dem Streik widersprochen, daß sie sich zuletzt den Titel der „Bremsen“ verschafften. Sie hatten auch von ihrem Standpunkte aus ganz Recht. Denn ohne das seltsame Verhalten des Bergbauvereins wäre, wie oben dargelegt ist, der Streik mit einem vollen Mißerfolge geendet. Daß sie nachher mitmachten, dazu bedurfte es nicht gerade der Eigenschaft des sozialdemokratischen Agitators. Auch während des Streiks ist nirgends ein besonderes Moment sozialdemo-

kratischer Partei-Einwirkung oder -Leitung zu Tage getreten. Schließlich haben nicht nur die sozialdemokratischen Gewerker, sondern die Mitglieder aller Arbeitervereine gestreikt, auch die christlichen Bergarbeiter, die Polen und die Hirsch-Duncker'schen, die alle das sozialdemokratische Parteiprogramm bestimmt ablehnen. Diese letzteren drei Gruppen bildeten in der entscheidenden Versammlung vom 12. Januar nach der Zahl der Delegierten sogar die Majorität. Freilich kann ja auch behauptet werden, daß alle diese scheinbar nicht sozialdemokratischen Organisationen tatsächlich ihre Abneigung gegen die Sozialdemokratie nur heucheln und im Grunde ihrer Herzen waschechte Sozialdemokraten seien. Eine Beweiserhebung ist da nicht möglich. Aber wäre diese Erklärung wirklich eine befriedigende und beruhigende Lösung der Frage? Wenn wirklich alle die 200 000 Ausständigen nur der Sozialdemokratie dienen, wenn wirklich die ganze fürchterliche Bewegung nur ein Ausbruch dieser politischen Richtung war — dann bleibt doch nur die Antwort: um so schlimmer! Denn dann ständen wir vor einer Tatsache, die selbst den altüberkommenen Autoritätsgrundsätzen des Bergbauvereins in dem Maße überlegen wäre, wie eben eine Bevölkerung von mehr als einer halben Million im Bewußtsein ihres Zieles schließlich einer Handvoll Grubenbesitzern überlegen ist. Wenn die politische Sozialdemokratie im Stande gewesen wäre, 200 000 Männer für ihre Zwecke in dieser Weise mobil zu machen, dann wäre sie wohl auch zu größerer Mobilmachung imstande, und wir wären am Ende unserer Ordnung. Das Ziel der Rebel, Liebknecht usw. wäre erreicht.

Nun, es wird alles nicht so heiß gegessen, wie die Anschauungen der Scharfmacher gefocht sind. Mit der den ruhigen Bürger schreckenden Vogel'scheuche der Sozialdemokratie ist diese Sache nicht erledigt. Man muß sich nur einmal ernstlich klar werden, was dieser Streik bedeutet hat. 200 000 Mann, d. h. mit Frauen, Kindern und sonstigen wirtschaftlich Unverwandten die Bevölkerung eines ganz respektablen Großherzogtums, eine solche Bevölkerung gab das natürliche Gesetz der erwerbenden Arbeit auf, übernahm Not und Entbehrungen, weil sie die bisherige Lage der Arbeit im Maße dieser Not nicht mehr für erträglich hielt. Diese Leute folgten nicht einer von außen gegebenen Parole, die ja zu einer solchen Bewegung schon an sich ebensowenig ausreichen würde, wie überhaupt die Führer der sog. 3-Millionen-Partei nicht fähig sein würden, ein wirkliches Stück Menschheit im ganzen mit sich zu reißen. Sie stellten auch törichte Forderungen. Aber sie folgten einem inneren Instinkte, der sie veranlaßte, das heilige Recht der Verträge zu brechen mit dem natürlichen Rechte, das in einer so gewaltigen Bewegung begriffen ist. Denn jedes geltende Recht ist immer nur das Ergebnis eines Versuches, das philosophische Recht zu normieren. Wenn in einem Großherzogtum beinahe die ganze Bevölkerung, wenn in einem bestimmten Vertragsverhältnis die fast ausschließliche Gesamtheit der Vertreter der einen Vertragsseite in Gestalt von 200 000 Männern mit ruhiger Bestimmtheit

die Aenderung ihrer Lage begehrt, so wiegt dieser Vorgang schließlich in der Rechtsentwicklung mindestens ebenso schwer, wie die Ansicht eines Amtsrichters über den „wichtigen Grund“ nach § 626 B. G. B., so ist dies eine Volksabstimmung, der keinerlei Angriff oder Verurteilung den Stempel der Leichtfertigkeit ausdrücken kann. Denn solche Sachen geschehen nicht zum Spaß.

Es kann kaum einen ernstern Kommentar hierzu geben, als die „Antworten“, die der Bergbauverein seit 8 Jahren auf die wiederholten eingehenden Vorstellungen der Arbeiterverbände erteilt hat.*) Man glaubt ein diplomatisches Aktenstück vor sich zu haben, das zur möglichsten Vermeidung persönlicher Aussprache zusammengeschrieben ist. Und was waren das für Antworten, die man auf bogenlange sachliche Wünsche und Erwägungen gab? Eine stereotype Wiederholung derselben kurzen Gedanken: 1. Bestreiten der Aktivlegitimation: Ihr seid nicht die richtigen Vertreter der Arbeiter; 2. Bestreiten der Passivlegitimation: Nicht der Bergbauverein, sondern die einzelnen Zechen müssen angegangen werden; 3. soweit die Sache zum Ueberfluß berührt wurde: Einfaches Bestreiten. Die Verweisung auf die einzelnen Zechen wird schwerlich viel geholfen haben, weil diese durch die Syndikatsbeziehungen wirtschaftlich gebunden waren; wenigstens stand die Formalität dieses Ablehnungsgrundes nicht recht im Verhältnis zur Bedeutung der Sache. Die Arbeiter jedenfalls standen mit ihrer instinktiv gar nicht so unrichtigen Adresse vor einem geheimnisvollen Tore, dessen Haupteingang geschlossen war, während die Nebenöffnungen den gewünschten Eingang nicht boten. Die Frage drängt sich geradezu auf: war wirklich kein Mann da? ein Mensch der mit diesen Menschen verhandeln konnte und durfte?

Dieser Mangel ist wahrscheinlich der innere Grund der ganzen Bewegung gewesen. Man hat ja vielfach den Streik auf die Stilllegung einzelner Zechen zurückführen wollen; und es steht freilich außer Zweifel, daß die sog. Stilllegung für die Belegschaft der einzelnen Zechen ein schweres, erbitterndes Ereignis bedeutet. Aber die Wirkung solcher Erbitterung auf die weiteren Massen ist nicht recht glaublich. Es ist immerhin nur ein kleiner Teil der von altersher dem Bergbau verwandten Leute, der von der Stilllegung betroffen ist, weil im allgemeinen nur die weniger ergiebigen Gruben des fast ausgebauten, alten eigentlichen Ruhrbezirks stillgelegt werden. Die größtenteils zugewanderten Massen, die in den ertragsreichen neuen Zechen lohnende Arbeit finden, werden vielleicht das Schicksal derer, die wegen stillgelegter Zechen den Wanderstab ergreifen müssen, mit einigem Mitleid betrachten, zugleich aber auch mit dem beruhigenden Bewußtsein, selbst nicht berührt zu sein und in absehbarer

*) Die Antworten des Bergbau-Vereins auf die Anträge des Gewerkevereins christlicher Bergarbeiter bezw. des Allgemeinen Berg- und Hüttenarbeiter-Berbands aus den Jahren 1897, 1899, 1900 und 1903. Druck von Thaden u. Schmemann, Essen-Ruhr.

Zukunft nicht berührt zu werden. Bei aller Solidarität der Arbeiteranschauungen wäre es wunderbar, wenn hier andere Grundsätze des Egoismus gelten sollten, als sonst. Dagegen wird das eigene Interesse jedes Einzelnen unmittelbar getroffen durch den für seine Wünsche und Empfindungen verschlossenen, ungreifbaren Kapitalismus. Sehr irriger Weise ist in die Beurteilung des Streiks die Annahme einer Auflehnung gegen das Kapital hineingebracht. Das Kapital ist die unentbehrliche Grundlage unsrer großartigen Industrie, von der der Arbeiter lebt. Aber der Kapitalismus, das Kapital als Selbstzweck mit der Befugnis „mit seinem Gelde zu machen, was man will“, das ist ein System, das schließlich einmal mit den vitalen Interessen der Gemeinschaft zusammenstoßen muß. Das scheinen die Arbeiter zu fühlen.

Russische Briefe III.

Die Ereignisse überstürzen sich, — sie ballen sich an zwei verschiedenen Stellen zu unheilvollen Sturmwolken zusammen: über dem europäischen Mutterlande zu einem wilden Chaos innerer Unruhen, inmitten derer die einst so starke Regierung haltlos hin- und hergewankt, und im fernsten Neulande des Niesenreiches, das voreilig schon als „Gelbrußland“ angesprochen wurde, und wo nun die stolzen Heere geschlagen sich aus der Mausefalle der düntelhaften Machtpolitik einer allzu selbstherrlichen Tschinownikkaste zu retten suchen. Wir sind heute in den Brennpunkt jener die normale Entfaltung Rußlands umschneidenden Ellipse getreten, welche die letzten drei Jahrzehnte gezogen hat; er wird zum Wendepunkt der Geschichte dieses Landes werden. Ob wir am Vorabend noch gewaltigerer Erschütterungen uns befinden, weil es erst eines rasenden Cyclons bedürfen wird, um die stickige Luft der Mißwirtschaft hinwegzufegen und neue Lebenskräfte ersprießen zu lassen, oder ob ein ungeahnter Aufschwung der lange geknebelten geistigen Kräfte des Volks schon vor der Tür steht, mit einer allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Gesundung, — wer könnte dies entscheiden! Gegen einen abrupt einsetzenden Umschwung spricht, neben den ökonomischen Wunden und der geistigen Erschlaffung durch langandauernden schweren Druck, der Umstand, daß die berufenen Leiter der Geschichte des Landes nicht nur in bedrohlichem Maße unentschlossen, sondern anscheinend gänzlich entschlußunfähig sind! Eine dunkle allgemeine Wirrnis erfüllt das Land; niemand weiß genau, was er will, weder die Untertanen noch die Regierung. Aufbläuernde Brandfackeln erleuchten wohl an allen Ecken dieses finstere, unklare Getriebe, aber ohne ein deutlicheres Sehen zu ermöglichen. Es kommt hinzu, daß all die durchlebten Widersprüche und Schrednisse auch den einzelnen Menschen des ruhig erwägenden Gleichgewichts beraubt haben, was bei dem völligen Mangel jeglicher politischen Schulung und

Leitung doppelt ins Gewicht fallen kann bei weiterer Zuspitzung der Dinge. Und mitten hinein plagen Attentate, Ausstände, Aufstände . . .

Alle diese, heute mild tosenden Gewalten sind von Mirski entfesselt worden; in diesem Sinne schrieb ich von ihm, daß er, der nichts zu tun die Zeit haben konnte, dennoch mit seinem Kometengleichen Erscheinen im System des Absolutismus eine unauslöschliche Spur in der Geschichte seines Landes gelassen hätte. Wer vermag zu ermessen, welche fürchterlicher Explosion wir entgangen sind; denn die heute sichtbaren Kräfte existierten auch früher, nur waren sie mit Aufwendung der letzten Brutalität des um sein Bestehen kämpfenden Systems niedergezwängt und abgedrosselt. Schon während dieser Phase, als die Explosivkräfte sich immer mehr aufspeicherten, machte sich eine eigentümliche Erscheinung bemerkbar, die allfogleich nach Herabschrauben des Drucks durch Mirski mit verblüffender Schnelligkeit sich ausdehnte: ein passiver Widerstand, der, sich bis zur passiven Revolution steigend, das ganze Land in einen latenten Kriegszustand gegen die Regierung versetzte. Gegen die in ihrem Verzweiflungskampf um die Existenz schließlich außer Rand und Band geratende Willkürherrschaft konnte es nur zwei Arten von Widerstand geben; entweder man beantwortete Geheißwidrigkeiten auch mit Gewalttaten — diesen Schluß zogen die Revolutionäre —; oder man paralyisierte die Repressalien, indem man ihre zu häufige Anwendung provozierte. Wenn einerseits allzu scharf schartig macht, so macht allzuvielles Einhauen noch stumpf obendrein. Dies war die Taktik, mit der das nichtumsürzlerische Rußland sich der Uebergriffe der immer rabiater werdenden Bureaucratie zu erwehren suchte und die sich durch das gesamte öffentliche Leben der letzten Zeit zieht. Dies Vorgehen suchte seine Immunität darin, daß man unmöglich Zehntausende von Arbeitern einsperrten, Tausende von Studenten verbannen, oder Hunderten angesehener Grundbesitzer, Kaufleute usw. auf administrativem Wege Zwangswohnsitze fern von ihrem Wirkungskreise anweisen, oder hervorragende Landschaftsabgeordnete zu Hunderten einkerfern kann. Selbst für eine Regierung, deren physische Macht unbegrenzt und auch durch völlige Strupellosigkeit von moralischen Einschränkungen befreit war, erschien dies unausführbar, schon darum, weil derartige Maßnahmen immer größere Beunruhigungen ins Land tragen und daher zur reinen Teufelsfaat des Aufruhrs werden mußten. Nach Plehwe's Abgang machte diese Verteidigungstaktik rapide Fortschritte, ergriff alle Klassen und verbreitete so die Basis des Widerstandes ins Unabsehbare. Sehr bald schlug die Tendenz um; hatte man bisher seine Zuflucht dazu genommen, wenn es galt, einen der Seinen herauszuhauen, indem sich viele Personen solidarisch mit den Brutalisierten erklärten, — also rein defensiv! — so fing man an, diese weitgreifende und ostentative Solidarität als Rückenbedeckung bei aufsehenerregenden Demonstrationen zu benutzen. Zuletzt gebraachte man dasselbe sichere Terrain der offenkundigen Gemeinsamkeit zu aggressiven Schritten gegen die Regierung, welche von ungeheurem

agitatorischen Einfluß waren. Die Massenausstände waren nur die letzte konsequente Anwendung dieses Prinzips, das, sich nach Tiefe und Breite auswachsend, schnell die gesammte „Gesellschaft“ einigte und zu einer gewaltigen Macht verkettete, an deren imposanter Schwerefülligkeit die ängstlich werdende Regierung nun vergeblich rüttelte. Das Feldgeschrei ist heute ganz offen: Sie Volk, sie Bureaukratie!

Man kann die allmähliche Entwicklung dieser Kampfesweise gut verfolgen. Erst einige Geplänkel, bei denen die Semstwo's zum Teil noch den Kürzeren zogen. Als Hauptschlag ist die Versammlung der Vorsitzenden der gesamten Landschaften anzusehen. Gegen das Sträuben der Regierung kam sie zu Stande; erst als private Konferenz auftretend, formulierte sie ihre für Rußland epochalen Forderungen, von ganz Rußland als die wahren Vertreter begrüßt und anerkannt. Was sollte die Regierung diesem drohenden Quos ego gegenüber tun? Durfte sie die Häupter aller Landschaften des Reiches mit ihrem Bannstrahl vernichten? Sie wagte es nicht! und der erste resolute Schritt war getan. Nun begann in allen Gouvernements in dem Kleinkrieg zwischen den Gouverneuren und den Abgeordneten dasselbe Spiel. Wollte der Vertreter der Bureaukratie jemand mundtot machen oder nach einer kühnen Rede abhalsstern, dann erklärte die ganze Versammlung wie ein Mann, dem Exponierten beizupflichten. Verwegene Adressen und Bittgesuche, deren Abfassung und Weitergabe vom bestellten Vormund (wiederum dem Gouverneur!) inhibiert worden war, wurden einhellig unterschrieben, sodasß ein Einschreiten die Arretierung der einflußreichsten Männer ganzer Provinzen bedingt hätte. Als gar eine solche Schrift vom Thron herab als „froh und taktlos“ gerüffelt worden war, da hagelte es „auf die Stufen des Thrones“ nur so von gleichlautenden Eingaben, von den einzelnen Körperschaften, von Abertausenden von „Frohlingen“ in den angesehensten Stellungen unterzeichnet! Sollte die Regierung nun, und zwar in einer schwierigen Zeit, wo die Hilfe der Landschaften an Geld und Ausrüstung vorzüglicher Lazarette ungemein gelegen kam, den Kampf aufnehmen, der zu den aller schwersten Erschütterungen führen mußte? Sie verzichtete wohlweislich, denn in dem bedrohlichen Zusammenschluß gab es kein Halten mehr: die einzelnen Semstwo's erklärten sich untereinander für solidarisch und vereinigten sich — ungeachtet sehr bestimmter Verbote! — zur Lösung mancher wirtschaftlicher oder Wohlthätigkeitsfragen. Ihnen nach schritten die städtischen Verwaltungen; sie erzwangen ebenfalls ihre Konferenz und schlossen sich in allen Postulaten den ländlichen Kollegen an. Und weiter wälzten sich diese Solidaritätserklärungen, zuletzt alle Klassen und Stände umschlingend: Aerzte, Ingenieure, Advokaten, Professorenkollegien und Studenten — (seit langem zum ersten Male wieder zu enger Gemeinschaft verschmolzen!) —; aus ihrer aller Reihen erschallte ein und derselbe Refrain: die ihren speziellen Kreisen anhaftenden Uebel

seien lediglich Folgeerscheinungen der Mißstände allgemeiner Natur, der politischen Lage und der administrativen Mißwirtschaft.

Je tiefer dieser Prozeß ins Volk drang, desto ausfallenderen Charakter nahm er an, bis er zuletzt, nachdem er die Arbeiterschaft erfaßt hatte, in Riesenstreiks und halben Aufständen sich Luft machte. Gegenwärtig kann man dank dieser neuen Taktik der tausendfachen bewußten Verstöße gegen unhaltbare Einschränkungen, Dinge tun und sagen, um derentwillen vor einigen Monaten der Einzelne den grausamsten Strafen verfallen wäre. Der klaffende Gegensatz zwischen Staatsgewalt und „Gesellschaft“ ist endlich ganz frei und offen zu Tage getreten. Dies ist vornehmlich Mirskis Verdienst: er gab dazu den Anstoß, und keine Gewalt vermag mehr diesen breiten Strom des erwachten öffentlichen Bewußtseins zurückzudämmen, so wenig wie das ausgetretene Wasser wieder rückwärts in die Schleuse zurückzuzwingen ist.

Daß bei den geschilderten Zuständen die Autorität der Staatsgewalt eine starke Einbuße erleidet, liegt auf der Hand. Denn die gebesserte Lage beruht nicht etwa auf verbessertem Rechtsschutz, sondern widerspricht sogar zumeist bindenden, aber unausführbaren Gesetzen; es bleibt bedauerndwert und den Rechtssinn des Volkes verwirrend, wenn die erträglicheren Verhältnisse ihren Grund haben lediglich in der erkannten Ohnmacht der Regierung, wie sie mir ein hochgebildeter Verwaltungsbeamter formulierte: *Mon Dieu, on ne peut coffrer la Russie toute entière!*

* * *

Es taucht die weitere Frage auf: wie kann der Weg aus der unseligen Lage gefunden werden? Die Gegenwart stellt sich als ein Auflösungsprozeß dar; die Ursachen des Zerfalls des politischen Organismus sind die Bruchlegung und zum Teil gewalttätige Unterbindung der lebendigen Kräfte des Landes, unter gleichzeitiger Zielregiererei, die keine Grenzen kannte. Alles wollte die Staatsgewalt selber machen und sah nicht, daß trotz fieberhafter Ueberhastung sie gegenüber den Anforderungen der Entwicklung immer mehr zurückblieb; und da das Beamtenmaterial so unsäglich schlecht war und keinen zureichenden Zuwachs findend, immer minderwertiger wurde, war die Ausführung ungenügend. Die verfloßene Epoche wirtschaftete Rußland ökonomisch, geistig und — wohl das Bedenklichste! — ethisch zu Schanden, durch die maßlose Niederhaltung aller natürlichen Lebensbetätigungen. Das Resultat: eine Hypertrophie des Gehirns im Staate, der Regierung, und schwere Lähmungs- und Gangränerscheinungen im Volkskörper. Damit ist auch gegeben, was Not tut. Dezentralisation nach jeder Hinsicht, gesunder Ausgleich der jetzt bei der Staatsgewalt sich anstauenden und die Hyperämie erzeugenden Funktionen, sodaß alle Glieder des Staatskörpers zu normaler Tätigkeit herangezogen, oder besser gesagt, zugelassen werden.

Dies zu erreichen wird an drei Stellen die jehtlichst erwartete Reform eingreifen müssen. Erstens ist eine Erneuerung der lokalen Eigentätigkeit der Provinzen zu erstreben; dann die zu dauernder ruhigen Entwicklung unerlässlichen Kautelen für persönliche Unverletzlichkeit, d. h. Schutz gegen Willkür auf allen Gebieten, zu schaffen; und drittens eine Institution zu gründen, die eine wirksame Kontrolle der Verwaltung auszuüben befähigt ist. Zur Lösung der ersten beiden Aufgaben bedarf es, wie an dieser Stelle bereits erwähnt wurde, keines übermäßig kühnen Griffes in die ungewisse Zukunft und groß veranlagter schöpferischer Kraft, man braucht nur „rebrousser chemin“, und zwar einen Weg, der breit mit weithin sichtbaren Zeichen der Verwüstung durch die Geschichte der vierzig letzten Jahre bezeichnet ist. Dieser Weg führt zurück zu einem imposanten Geistesbau, dem herrlichen Monument der einzigen Zeit in der neueren Geschichte Rußlands, wo es dem Geist der russischen Nation vergönnt war, frei und ohne Sklavenketten zu schaffen: zu den Jahren 1861 bis 1864. Heute stellt sich dieser groß angelegte Bau verwahrlost und von plumpen Händen verunziert dar. Er sollte die Triumphpforte Rußlands in das Gebiet der Gesetzmäßigkeit und der Erziehung aller gesellschaftlichen Kräfte zur Mitarbeit am Wohl des Staates sein. Allein heute sehen wir alle dahin blickenden Fenster mit roh gezimmerten Verchlagen willkürlicher Erlasse verrammelt, das schützende Dach eines zielbewußten Willens abgetragen vom Tschin, den beamteten Abdeckern und Totengräbern des jungen modernen Rußlands; denselben emsigen Händen verdankt der einst stolze Bau seine Verunstaltung durch mannigfache stilwidrige Aufbauten, Verblendungen und Abtragungen. Zu alledem trat noch hinzu, daß wegen mangelnder Pflege und unter den Einflüssen des vergifteten Hauches einer neuen Zeitströmung das Gemäuer verwitterte und abbröckelte, — — das moralische Niveau der mitarbeitenden Menschen sank rettungslos immer mehr! Heute erscheint das Ganze fast eine Ruine, die aber doch noch fest in das Gefüge des Volks verwachsen ist, und deren innere Tragfähigkeit eine Restaurierung ohne Weiteres verträgt. Und diese muß auch als dringendste und vornehmste Aufgabe angesehen werden! Man stelle daher die alte Fassade getreu wieder her, entferne alle sinnwidrigen „Verbesserungen“ und der erste Schritt zur Gesundung und Beruhigung Rußlands wäre getan, und zugleich ein weiter, freier Bauplan für den weiteren harmonischen Ausbau gewonnen. Konkret gesprochen: die Wiederherstellung der Grundakte der Landschaft von 1864, der Städteordnung von 1878, des Universitätsstatuts von 1863 in ihrer reinen, ursprünglichen Form und Abschaffung der 1889 eingeführten Landeshauptleute unter Wiederberufung der wählbaren Friedensrichter. Damit wäre das erste unserer Postulate erfüllt, nämlich die Anteilnahme der besten gesellschaftlichen Kräfte an der Lokalverwaltung gesichert, die Hebung der kulturellen Kräfte aus ihrem gegenwärtigen Verfall durch segensreiche Eigentätigkeit ermöglicht und — was heute nicht zu verachten ist! — eine gesunde Ableitung der im heutigen

Fieberzustand des Staates sich kongestiv, in wild erregter Hitze auf die Zentralorgane einstürmenden Kraftwellen erreicht.

Neben den Selbstverwaltungskörpern bietet als weiteres Organ der Senat die gegebene Anknüpfung an historisch gewordenes. Er ist bis heute die integerste, tüchtigste Behörde geblieben. Hierhin flüchteten sich die unabhängigen, besten Kräfte der hohen Beamtenchaft; allein auch bis in seine Funktionen begann bereits der Bureaukratengeist sich einzumischen; er ward bereits unter die Gewalt des Justizministeriums gezwungen! Man schäle ihn wieder als absolut freie, selbständige Behörde heraus, mache ihn wieder zu dem hohen Wächter der Gesetze! Einst gingen seine Befugnisse noch weiter; im ganzen 19. Jahrhundert bis zum Aufspringen des neuen Windes waren die „Senatsrevisionen“ der Zaun, der die Verwaltung zügelte. Diese Revisionen erstreckten sich auf alle Zweige der Landesverwaltung, wurden durch Kommissionen von Senatoren an Ort und Stelle vorgenommen und erwiesen sich als wahre Wohltat der betroffenen Gegenden; von ihnen ist heute nur noch die schöne Sage übrig geblieben. Jede Initiative ist dem Senat gegenwärtig arg beschnitten; im wesentlichen fungiert er heute nur noch als oberster Gerichtshof, also auf Anrufung hin, und der Finanzminister hat genügend Handhaben aller Art, um weitestgehende Beeinflussungen auszuüben.

* * *

Bezüglich einer Instanz, welche den Staatsapparat kontrolliert und eventuell zur Mitarbeit berufen wäre, ist Rußland auf vollkommen neue Bahnen angewiesen. Nach vielem Warten ist endlich vom Zaren die Einberufung gewählter Volksvertreter verkündet worden, wieder demonstrativ begrüßt von unzähligen Dankesadressen, die alle das nur 12 Stunden früher erlassene Manifest über Beibehaltung des Absolutismus ebenjo demonstrativ völlig unbeachtet ließen. Ein Schweigen, deutlicher als Reden! Mit ungeheurer Spannung sieht man nun der Verwirklichung entgegen. Vorher schon war ein bedeutames Wort in aller Mund gewesen; es hieß „Semski Sjobor“ und übte eine magische Wirkung aus auf die verschiedensten Parteien, als eine erlösende Formel aus der Tiefe der eigenen Geschichte emporschallend.

Was dieses Wort für die russische Seele bedeutet, ist um so schwerer anzugeben, als es keinen klar bestimmten, durch statutarische Festlegung umrissenen Begriff in sich faßt. Der Sjobor bildete nie einen regulären Bestandteil des russischen Staatslebens; er lief neben den ordentlichen Institutionen her und ward von Fall zu Fall berufen. Und zwar zumeist in Zeiten innerer oder äußerer Notstände, wenn es galt, die Kräfte des ganzen Landes zu engem Zusammenschluß und festester Willenseinheit zu erfassen; insbesondere aber, wenn das dringendste Bedürfnis gezeitigt worden war, die intime Fühlung zwischen dem Fürsten und dem gesamten Lande herzu-

stellen. Wie paßt dies alles auf den heutigen Zustand! Auch im Moskauer Großfürstentum war, nach vollbrachter Arrondierung und strenger Zentralisierung der Gewalt, ein Zustand eingetreten, wo die Boyaren-Duma nicht mehr die Gefolgschaft des Zaren aus allen Gauen bildete, sondern mehr und mehr zu einem Rat erfahrener Beamten und der an den Hof gezogenen Geschlechter geworden war. Manch mutiges Manneswort wurde in dieser Duma wohl gesprochen von den Großen alten Schlages, man denke nur an die Schuiski, Marjtschin usw., aber die Duma bekam doch immer mehr den Charakter einer demütig ergebenen Höfungsversammlung, weit entfernt davon, irgend welche Macht sich selbst anzumaßen oder gar den Herrscher zu umklammern, wie heute die Hofcliquen im Bunde mit dem allmächtigen Tschin. Der Zar war damals noch tatsächlich der Inbegriff aller Gewalt, und trotzdem schon zu jener Zeit die lebhaft empfundene Notwendigkeit für den Zaren, sich unmittelbare Verührung mit seinen weiten Landen zu verschaffen. Um wie viel mehr heute!

Es erhellt nun, welche Bewandnis es mit dieser Formel hat, die an alte, noch schwach nachklingende Tradition anknüpft, und wieso das Wort „Semski Sjobor“, obwohl eines streng abgezirkelten Inhalts ermangelnd, solch juggestive Kraft zeigen kann. Es trägt eben den Sinn dessen in sich, was ganz Rußland beseelt und als einzigen Rettungsweg ansieht: die Annäherung des Volks an den Zaren, als des Ausgangspunktes aller Gesetze, unter Ausschaltung der selbstsüchtigen Zwischenträger, der Beamten, die weder ehrliche Makler noch ehrliche Diener geblieben sind, und endlich das Zutvorkommen des vom Tschin gelnebelten Landes. Dem Zaren selbst bietet diese Formel den befreienden Ausweg aus dem schrecklichen Engpaß, in dem sich das gesamte öffentliche Leben festgefahren hat. Denn jede Einberufung von Volksvertretern in irgend einer andern Form würde er als tiefste Demütigung empfinden, als Preisgabe aller Ueberlieferungen seiner Vorfahren vor dem Ansturm der „westlichen Revolte“; die Anknüpfung an die Präzedenzfälle in der Geschichte Moskaus, des Herzens des Russentums, erspart ihm dieses peinliche Gefühl und erlaubt ihm doch, dem Zeitbedürfnis Rechnung zu tragen. — Auch den Untertanen klingt der Name angenehm ins Ohr und scheint eine Plattform schaffen zu können, auf der sich alle Parteien freudig und zu ersipriehlicher Arbeit vereinigen können. Denn den Liberalen und sogar den Ultras wird naturgemäß jede Vertretung lieber sein wie gar keine. Den Besonnenen bis ins Lager der Reaktionäre hinein, die ja auch fast ausnahmslos die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes einsehen, zerstreut dieses Schlagwort die Bedenken vor den Gefahren, welche aus einem Parlamentarismus nach westlicher Schablone dem Lande erwachsen müßten, wenn es nach den doktrinären oder verzweifelten Schreibern ginge.

Derjenige, der zuerst dieses Wort in die erregten Debatten warf, hat zweifellos einen geschickten Wurf getan! Dem Ausdruck selbst wohnt, abgesehen von der historischen Tradition, eine gewaltige Kraft inne, die

auch auf den einfachen Mann seine Wirkung nicht verjagt. Die wörtliche Uebersetzung kann dies nicht erschöpfen: sie lautet etwa „Landesversammlung“. Allein es liegt für das russische Ohr ein unbefchreiblich weichevoller Klang in diesem archaischen Ausdruck, der von einem Ton wie fernes Kirchengeläute geheiligt erscheint, durch gewisse Nebenbedeutungen des Wortes. Das gebräuchliche, profane Wort für Versammlung würde, von demselben Verbum stammend, „Sjobrante“ lauten (wie im Bulgarischen); Sjopor dagegen ist altslavisch (in welcher Sprache die Bibel überjett und der Gottesdienst gehalten ist), und es tönt ehrwürdig alt, und groß, und feierlich. Auch die Kirchenkonzile des Altertums heißen Sjobore; und weite, große Tempel desgleichen. Dies fügt dem Worte den Begriff von Dom, Kathedrale bei.

Man sieht, der Ausdruck ist ungemein glücklich gewählt; doch was wird dessen Inhalt sein? Noch verlautet nichts über den Wahlmodus. Dennoch darf man annehmen, daß er auf die Semstwo und Munizipalitäten zurückgreifen dürfte. In allerlepter Zeit ist dies durchgedrungen im kleinen. Es handelte sich darum, den Landwirtschaftsrat, den bisher eine geringe Anzahl von der Regierung designierter Mitglieder bildeten, bedeutend zu erweitern durch gewählte Leute. Nach langem Schwanken erging die Bestimmung, die Semstwo sollten ihre Delegierten entsenden, ein recht nachdenklicher Präzedenzfall! Immer mehr beginnt eine Art Zentralsemstwo, d. h. eine Versammlung von Delegierten aller Landschaften, nebst Abgeordneten der Städte, den in die Zukunft spähenden Augen vorzuschweben. Dies hatte jedoch eine Schwierigkeit insofern, als nicht alle Gouvernements eine Semstwo-Verfassung besitzen. Allerdings ist seit langem schon die Einführung derselben in den litauischen und Südwest-Gouvernements befürwortet durch niemand geringeres als die Generalgouverneure selbst (Dragomiroff und Mirski); heutzutage dürfte die Gewährung dieser Rechte sich als unvermeidlich erweisen. Ebenso ist als sicher anzunehmen, daß das Don-Gebiet baldigst einen Semstwo wird konstituieren dürfen; dann bliebe im wesentlichen nur noch Polen übrig im europäischen Reich. Dies stellt aber eine Frage für sich dar. Einzelne Stimmen vermeinen einen Ausweg überhaupt in einer provinziellen Gestaltung der landtäglichen Kontrolle über die Verwaltungsbeamten zu erblicken, — derart etwa, daß die Gouverneure in gewissem Einvernehmen mit den Landtagen zu handeln hätten. Dies bedeutete jedoch eine so gründliche Umkehrung der bestehenden Ordnung, daß sie bei den Tendenzen der Bureaucratie absolut unausführbar erscheint. Ist doch heute der Gouverneur der die gesamte Selbstverwaltung gängelnde, allgewaltige Vormund. Auch wird man sich hüten, den zentrifugalen Strömungen in den einzelnen Provinzen Kristallisationspunkte zu schaffen! Die ganze Idee ist als eine Reminiscenz an die Zeit vor den Reformen aufzufassen, als der Adel aus seiner Mitte den Kreischef und den damals noch mit weitestgehenden Befugnissen ausgestatteten Adelsmarschall wählte; die ent-

sprechenden Wünsche regen sich denn auch vornehmlich in Adelskreisen in der Provinz.

Manche erwarten eine Vermischung der neuen Deputierten mit den Mitgliedern des Reichsrates. Diese Hoffnung, vom Eschin genährt, stellte einen geschickten Kniff dar, ist aber untunlich; denn es würde nicht nur die Bevölkerung unbefriedigt lassen, sondern die Zwecklosigkeit ist in die Augen fallend, solange dieser „Rat der Uralten“ seinen heutigen Charakter beibehält. Denn aus dem Sammelgefäß aller staatsmännischen Erfahrung von ehemals ist diese hohe Behörde zu einer Kumpellammer für abgenützte hohe Beamte geworden, zu einem Archiv, dem alles, was nicht mehr gebrauchsfähig ist und doch gut konserviert werden soll, einverleibt wird.

Die nächsten Monate werden Aufschluß bringen müssen, welcher Kern dem noch nebelhaften Gebilde dieser gesetzberatenden Körperchaft entschlüpfen wird.

Nebel deckt überhaupt das weite Rußland. — Keine starke Persönlichkeit tritt aus diesem Nebel hervor. Selbst Witte, der vielen berufen erschien, nach Abgang Mirskis rettend einzugreifen, scheint sich zwischen zwei Stühle gesetzt zu haben mit seiner bedenklichen Denkschrift über den Absolutismus. Vielleicht scheint ihm der richtige Augenblick noch nicht genächt zu sein; denn er, der Machtgewohnte und Machtbedürftige, hält sich vorsichtig im Hintergrunde, in halb aktiver Stellung, ohne doch seine Demission zu geben. Die neuerdings erwachsenen finanziellen Schwierigkeiten bei Begebung der Anleihe lassen seine Chancen steigen; man wird seiner, des genialen Pumpenwärters, bald bedürfen! Ueberhaupt ist man von heut auf morgen jedes Umschwungs gewärtig, so sehr fühlt man die Entscheidung der wichtigsten Fragen ins Unbestimmte sich verflüchtigen, weil der Bol in der Erscheinungen Flucht, der Zar, aus ängstlichem Schwanken nicht herauskommt und stets die Meinung dessen hat, der zuletzt aus dem kaiserlichen Kabinett tritt. Der festeste Rückhalt, der ihm wenigstens einige Konstanz gab, wenn auch in wenig erfreulicher Richtung, ist von der Bombe im Kreml hinweggesprengt worden. Dieser Mord war die Antwort auf die übereilte Schießerei vom 22. Januar und insofern fast ein sehr geschickter Reklamemord zu nennen, weil wohl noch selten eine Untat so geringe Verurteilung fand, wie diese. Die Revolutionäre hatten sich den allerunbeliebtesten Großfürsten ausgesucht, der von Hoch und Niedrig, von Zivil wie Militär gleich gehaßt war. Die Beseitigung des verhängnisvollen Einflusses dieses Großfürsten wird wohl allseitig als eine Erleichterung empfunden, aber die Ungewißheit ist keineswegs gemindert worden, und kein Mensch weiß, was die nächste Zukunft bringen wird.

Immer deutlicher rückt indessen der angedeutete Moment heran, wo die Gestaltung der inneren Angelegenheiten auf den Ausgang des Krieges unmittelbar einwirken wird. Allgemeiner Wunsch nach Frieden erfaßt beinahe alle Schichten, und bereits erklären sich Blätter wie der *Gras-*

danin für den Friedensschluß, unter Hinweis darauf, daß unter normalen Verhältnissen niemals heute an Frieden gedacht werden dürfte, nun aber, wo das eigene Haus in Brand gerate, vor allem daheim gelöscht und gerettet werden müsse. Spectator.

Die Schlacht bei Mukden.

Zum drittenmal haben die Japaner die Russen in einer großen Feldschlacht besiegt: bei Liaujang Anfang September, am Schaho Anfang Oktober, und jetzt bei Mukden Anfang März. Jedesmal dauerten die Schlachten zehn bis vierzehn Tage und es ist nicht leicht, den Tag anzugeben, an dem die Entscheidung fiel und mit dessen Datum sie daher am besten zu bezeichnen wären, so wie ja auch die Schlachtfelder so ausgedehnt sind, daß man nur mit einer gewissen Willkür diese oder jene Vertlichkeit zur Namensgebung herausgreifen kann. Es ist aber um so wünschenswerter, daß bestimmte Namen konventionell festgehalten werden, da die drei Schlachtfelder so nahe bei einander liegen, daß man fast sagen kann, die Schlachten seien alle drei auf demselben Fleck ausgefochten worden. Die erste Schlacht brachte den Japanern nur die Stadt Liaujang ein und bewegte ihre Front nur ein bis zwei Tagemärsche vorwärts von Süden nach Norden; in der zweiten schlugen sie einen großen Angriff der Russen zurück, und am Schluß standen beide Armeen ziemlich in denselben Stellungen wie vorher. Jetzt endlich in der dritten haben sie den Russen eine wirkliche Niederlage, eine Niederlage der furchtbarsten Art, vergleichbar zwar noch nicht Jena oder Sedan, aber doch Austerlitz oder Leipzig, beigebracht und ihnen in der Verfolgung die Hauptstadt Mukden und den ganzen südlichen, besten und fruchtbarsten Teil der Mandschurei entziffen.

Nach der Schlacht am Schaho haben beide Teile über vier Monate Ruhe gehalten, teils weil der mandshurische Winter mit 30 Grad Kälte Operationen tatsächlich unmöglich machte, teils weil man beiderseits nach dem ungenügenden Erfolg in dem bisherigen Kingen erst Verstärkungen heranbringen wollte, die Japaner, besonders indem sie mittlerweile Port Arthur nahmen und die dortigen Truppen und schweren Geschütze der Feldarmee zuführten, die Russen von Hause auf der sibirischen Eisenbahn. Wieviel darin von beiden Seiten geleistet worden ist, ist nicht zu erkennen; man nimmt an, daß die Russen in der Schlacht die numerische Ueberlegenheit hatten, aber Sicheres weiß man darüber nicht. Um die 300 000 Mann wird sich hüben wie drüben die Stärke bewegt haben Ende Februar scheinen beide Teile ziemlich gleichzeitig ihre Vorbereitungen soweit vollendet zu haben, daß sie mit dem Eintreten einer etwas milderen Witterung die Operationen wieder aufnehmen konnten. Ein Vorpiel war schon vorhergegangen, indem auf dem rechten russischen Flügel der General Gripenberg mit vier Armeekorps die Offensive ergriff. Was mit diesem

Vorstöß bezweckt worden ist, ist unaufgeklärt geblieben und bleibt auch der Phantasie unerfindlich, denn da das Gros der russischen Armee ruhig stehen blieb und Gripenberg nicht unterstützte, so mußte dieser natürlich nach einiger Zeit wieder zurück. Für eine Rekognoszierung war die Bewegung zu groß, für eine Schlacht zu klein. Es bleibt kaum etwas anderes übrig, als ein ungeheuerliches Mißverständnis zwischen dem Oberfeldherrn Kuropatkin und General Gripenberg anzunehmen, und ungeheuerlich war jedenfalls der Abschluß dieses Zwischenfalles, daß der General Gripenberg in voller Wut über seinen Höchstkommmandierenden einfach den Kriegsschauplatz verließ und nach Hause reiste. Man wird annehmen müssen, daß der ganze Vorgang auf die Moral der russischen Armee von der Generalität bis zur Mannschafft in jeder Beziehung einen höchst ungünstigen Einfluß ausgeübt hat.

Als nun die russische Gesamtarmee sich zum Angriff in Bewegung setzte, wurde diese Offensive sofort von der ihr schon entgegenkommenden japanischen überholt und die jetzt beginnende Entscheidungsschlacht (24. Februar) trägt durchaus den Charakter einer japanischen Offensiv-Operation, einer russischen Defensive.

Die Japaner holten zu einer großen Umgehung mit den von Port Arthur herangekommenen Truppen unter Nogi auf ihrem linken Flügel aus. Sie gingen mit diesem Korps entlang dem Liao und der neutralen mongolischen Grenze etwa 50 Kilometer westlich von Mukden vor, während sie die Russen gleichzeitig in der Front und auf dem rechten Flügel, der sich ebenfalls nicht weniger als etwa 50 Kilometer östlich von Mukden erstreckte, heftig angriffen.

In den früheren Schlachten haben wir als die Eigentümlichkeit der Russen kennen gelernt, daß sie noch immer in möglichst geschlossenen Massen kämpfen. Das moderne Gefecht, wie es am vollkommensten im Burenkriege in die Erscheinung getreten ist, beruht auf der Ausnutzung des Feuer-gewehrs und der Anpassung an das Gelände durch jeden einzelnen Mann: auch die Russen kennen das Tirailleurgefecht, so daß es sich nicht um absolute Gegenätze, sondern nur um graduelle Verschiedenheiten handelt. Die Graddifferenz ist aber doch so groß, daß man von einem prinzipiellen Gegensatz sprechen darf. Bei den Russen lebt noch immer der Geist Suwarows und seine Anpreisung des Bajonetts; einer der glänzendsten Vertreter der heutigen russischen Armee, der General Dragomirov, ist nicht müde geworden, den Satz zu predigen, man schlage nicht mit gespreizten Fingern, sondern mit der geballten Faust; das sei die einzige dem russischen Soldatengeist entsprechende Kampfmethode. Dieses taktische Prinzip wirkt zurück auf die Strategie. General von Caemmerer hat in dieser Zeitschrift überzeugend dargelegt, daß Kuropatkin seine beiden ersten Schlachten verloren hat, weil er seine Truppen zu eng zusammenhielt und, im Interesse des Zusammenhaltens, seine Reserven hinter der Mitte seiner Front aufstellte, statt sie, wie es heute in der

deutschen Armee vorgeschrieben ist, hinter den Flügeln womöglich hinauszutafeln. Zu eng zusammengehaltene Truppen werden durch einen Gegner, der sich, wenn auch nicht numerisch stärker, weiter ausbreitet, umfaßt und von zwei Seiten unter Feuer genommen. Zu Napoleons Zeiten ging das für gewöhnlich nicht so, weil der konzentrierter Stehende in der Lage war, die zu dünn werdende Front des Gegners zu überrennen und zu durchstoßen. Heute aber ist die Defensivkraft der modernen Waffen so groß, daß auch eine sehr dünne Front von überlegenen Kräften nicht so leicht durchbrochen werden kann, und das schafft im modernen Kriege der Umgehung den großen Vorzug, da sie durch den Angriff von zwei Seiten die Feuer-Überlegenheit gewinnt.

Die große Frage war nun, ob die Russen nach den üblen Erfahrungen nicht nur der beiden großen Schlachten bei Liaojang und am Schaho, sondern auch der zahlreichen Einzelgefechte, noch während des Krieges zu einer Aenderung und Modernisierung ihrer taktischen und strategischen Gepflogenheiten kommen würden. Es ist gewiß interessant, daß Dr. Daniels aus früheren Schriften Kurpatrick festgestellt hat (Br. Jahrb. Februarheft S. 319), daß dieser die theoretische Einsicht in das Richtige schon längst vor dem Kriege gehabt und ausgesprochen hat. Aber von dieser Einsicht bis zur Ausführung ist ein weiter Weg. Nicht etwa bloß die Gemohnheit des Offizierkorps und der Armee steht im Wege, sondern, wie wir in diesen Blättern wiederholt ausgeführt haben, das Wesen des russischen Staates und Volkes: moderne Taktik heißt Individualität, das russische Staatswesen aber beruht auf der Unterdrückung der Individualität durch die kirchliche und staatliche Autorität. Der russische Soldat soll so wenig selbständig denken, wie der russische Staatsbürger: das ist das Wesen des heiligen Rußland und nicht nur des heiligen, sondern auch des herrschenden Rußland, denn ein volles Drittel in diesem Staatskörper sind ja gar nicht Russen, sondern unterjochte Völkerstämme, die nur mit der äußersten Gewalt in diesem Zusammenhang festgehalten werden. Wie sollen diese Polen, Esthen, Georgier, Armenter, Kalmücken, Tschuwaschen und wie sie alle heißen dazu gebracht werden, für Rußland zu kämpfen, wenn nicht in fest disziplinierten und fest zusammenhaltenden Körpern? So sehen wir denn, daß in dieser Schlacht bei Mukden die Russen genau ebenso und genau ebenso fehlerhaft taktisch wie strategisch verfahren sind, wie im ersten Jahre des Krieges. Die Japaner aber übertreffen in der Herausbildung der individuellen Feuer-Taktik sogar uns, indem sie das offensive Vorgehen mit der Spaten-Arbeit verbinden, die bei uns nur defensiv verwendet wird: wie die Schlangen kriechen die so gewandten wie tapferen Soldaten vor und graben sich liegend an Stellen ein, von wo sie, nunmehr selber gut gedeckt, die Schußwaffen mit Erfolg verwenden können.

Zur Bewußtsein dieser ihrer taktischen Kunst wagten die Japaner diesmal strategisch das Aeußerste. Sie holten so weit nach links aus, daß Kurpatrick, mit den Kämpfen in der Front beschäftigt, und direkt irre

geführt durch die scharfen Angriffe Kurolis auf dem andern Flügel, die Umgehung tagelang gar nicht bemerkte. Obgleich gerade an Kavallerie weit überlegen, hatte er sie doch nicht weit genug hinausgeschickt, um den Marsch der Japaner rechtzeitig zu entdecken. Kuropatkin mag schon geglaubt haben, wunder was zu tun, als er in der Schlacht am Schaho seine Front auf 48, nach anderer Berechnung sogar auf 60 Kilometer ausdehnte (Dezemberheft, S. 544), aber 300 000 Mann auf 60 Kilometer gibt immer noch eine Dichtigkeit von 5 Mann auf den Meter und die Japaner sind jetzt noch weit darüber hinausgegangen. Sollte Kuropatkin sich nun noch weiter auseinanderziehen, etwa indem er seine Reserven unmittelbar am Liao entlang vorgehen ließ? Vielleicht war er dazu gar nicht mehr imstande, da seine Reserven zu nahe hinter der Front oder auf dem anderen Flügel standen; jedenfalls aber hat er es nicht getan, wohl weil er sich scheute, eine Aufstellung zu nehmen, die so breit war, daß sie gar nicht mehr vollständig besetzt werden konnte und Lücken lassen mußte. Statt dessen bildete er nach der bedrohten Seite (Front nach Westen) eine Defensivflanke gegen Nogi und zog gleichzeitig seine Südfront um der engeren Konzentrierung willen um einen Tagemarsch bis dicht vor Mukden zurück. (4. und 8. März). In aufmarschirten Bataillonen mit fliegenden Fahnen und Musik machten die Russen gegen das Umgehungskorps der Japaner einen Angriff, der auch wirklich auf dem Fleck einen Erfolg hatte (8./9. März), aber dieser Erfolg, mit viel zu großen Verlusten erkaufte, hatte keine Dauer. Die Japaner hatten sich nicht geschont, wiederum noch weiter heranzuziehen, hatten die Russen vollständig umgangen und griffen sie jetzt von Norden her an. Da die Japaner im ganzen nicht stärker, sondern vielleicht sogar schwächer waren als die Russen, so muß ihre gesamte Schlachtlinie jetzt geradezu adendünn gewesen sein. Aber eben diese Methode bewährte sich. Kuropatkin mit seinen massierten, wenigstens relativ massierten Kolonnen in der Mitte ist nicht imstande gewesen, den dünnen Faden wirklich zu zerreißen. Ja, gerade das Bestreben, zusammenzubleiben, hatte den Russen zum Verderben gereicht. Ob die Japaner imstande gewesen wären, die russische Front am Schahomochte sie auch noch so dünn besetzt sein, gut eingerichtet, wie sie in der monatelangen Besetzung war, zu überwältigen, wird immer sehr zweifelhaft sein; indem die Russen aber diese Stellung freiwillig räumten und den Marsch rückwärts auf Mukden machten, schlossen sie sich zwar enger aneinander, verloren aber einen Teil ihrer Ordnung. Obgleich sie unbefiegt abzogen, so brachte der Rückzug unter Verbrennung ihrer Vorräte, wie das gar leicht geschieht, doch Unordnungen hervor und mehrere Abteilungen verließen sich, kamen nicht auf den richtigen, ihnen angewiesenen Platz und liefen so in der russischen Aufstellung die Lücken, die Kuropatkin gerade vermeiden wollte. Einer der gefürchteten mandschurischen Staubstürme, der den Russen ins Gesicht wehte, soll die Orientierung besonders erschwert und die Verwirrung noch vergrößert haben. In ihrem unablässigen Andringen

und Nachdringen kamen die Japaner auch in diese Rücken, bei Fuling und Kūshan, zwei bis drei Meilen östlich von Mukden; die Fuhrten über den Hun waren hier nur von vier Kompagnien verteidigt, die von einer japanischen Kavallerie-Division mit Gebirgs-Geschützen vertrieben wurden (9. März). Ein solcher Einbruch ist ja an und für sich noch nichts Schlimmes: man holt von rechts und links einige Truppenteile heran, läßt den Eindringer von beiden Seiten unter Feuer nehmen und wieder zurücktreiben; nichtsdestoweniger hören wir, daß statt solchen Gegenstoßes es diese Meldung gewesen ist, die verbunden mit der Meldung jener von Norden nahenden japanischen Kolonne Kuropatkin dazu gebracht hat, die Schlacht verloren zu geben und den allgemeinen Befehl zum Rückzug zu erteilen (9. März abends).

Nach den unmittelbaren Gefechts-Ergebnissen erscheint dieser Entschluß noch nicht als geboten. Nirgends war bis dahin ein russisches Korps im Kampf überwältigt, auseinandergesprengt, in die Flucht gejagt worden. Unmittelbar neben jener Hun-Furt, wo die Japaner durchgebrochen waren, bewegte sich die ganze Armee des Generals Lenevitsh, die ihren Gegner, Kuropatkin, zurückgeschlagen, ihm Gefangene und Geschütze abgenommen hatte. Man sieht nicht, weshalb diese Armee nicht im Stande gewesen ist, die eindringenden, ganz schwachen Japaner wieder zurückzujagen. Ebenso wenig ist ersichtlich, weshalb Kuropatkin selbst, der mit seinem Vorstoß gegen Nogi Erfolg gehabt hatte, sich durch das ganz kleine Umgehungs-Korps im Norden so einschüchtern ließ. Man hat daher nur die Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die moralische Kraft der russischen Soldaten in dem vierzehntägigen Fechten tatsächlich verbraucht war oder daß Kuropatkin selber zusammengebrochen ist und in der Besorgnis, vielleicht völlig eingeschlossen zu werden, den Kampf aufgegeben hat, ehe die Schlacht wirklich verloren war. Wahrscheinlich hat wohl beides zusammengewirkt. Der russische Oberfeldherr hat von der Haltung seiner Truppen, deren Verluste in ihren engen Formationen enorm waren, so schlechten Eindruck gehabt, daß ihm selber die weitere Widerstandskraft verjagt hat.

Die Schilderungen, daß der Rückzug in Panik und Auflösung geendet habe, sind offenbar übertrieben gewesen und gelten nur von einzelnen Momenten und Abteilungen. Mukden ist noch ganz ordnungsmäßig mit dem gesamten Eisenbahn-Material in lauter beladenen Zügen geräumt (am Vormittag des 10. März), und selbst die südlichsten, am meisten gefährdeten Armeekorps sind nicht abge schnitten worden. Der Rückzug vollzog sich auf drei Parallelstraßen, am Eisenbahndamm entlang, auf der Mandarinenstraße und auf den Nebenwegen aus dem Gebirge. Trotzdem war die Einbuße der Russen an Menschen wie an Material ungeheuer und die moralische Erschütterung so stark, daß an Wiederaufnahme des Kampfes vorläufig nicht zu denken ist.

Unter dem ersten Eindruck der Katastrophe entstand fast allenthalben die Meinung, daß die Entscheidung nunmehr gefallen sei und Rußland

einen demütigenden Frieden schließen müsse. Aber es ist noch nicht so weit. Zunächst handelt es sich darum, wie weit die Japaner ihren Sieg verfolgen werden; ihre beiden ersten Siege haben ihnen, wie wir gesehen haben, nur minimale materielle Erfolge gebracht; diesmal haben sie in dem Besitz von Mukden und der ganzen Süd-Mandschurei schon eine erhebliche Beute eingeheimst, aber für eine Entscheidung reicht das doch noch lange nicht aus. Die Frage ist, ob die Verfolgung die Japaner bis an die eigentliche sibirische Bahn führen, das heißt ob sie Charbin erreichen werden, wo die Bahn nach Mukden von der Hauptlinie Moskau—Wladivostok abzweigt. Erreichen die Japaner Charbin, so werden sie wohl den Landkrieg definitiv gewonnen haben, denn sie haben die russische Armee dann auf ein Gebiet zurückgedrängt, das ihnen selber nur noch sehr wenig liefern kann, und sie haben sie zugleich von Wladivostok und dessen Vorräten abgeschnitten. Seit die japanische Flotte vor Port Arthur frei geworden ist, fängt sie fortwährend Schiffe ab, die Materialien nach Wladivostok bringen wollen. Wir müssen annehmen, daß den ganzen vorigen Sommer und Herbst ebensoviele Schiffe mit dieser Aufgabe beschäftigt gewesen und damals glücklich durchgekommen sind; es müssen also sehr große Vorräte in Wladivostok vorhanden oder von da bisher der Armee zugeführt worden sein. Fällt nun der Bahn-Knotenpunkt Charbin in die Hände der Japaner, so können sie ihrerseits Wladivostok belagern und die russische Feldarmee, ausschließlich auf ihre eingleisige Bahn angewiesen, kann zu einer für die Japaner bedrohlichen Höhe überhaupt nicht mehr gebracht werden. Zu Lande hätten die Russen also in der Tat keine Chancen mehr.

Kommen nun aber die Japaner nicht bis Charbin, so hat ihr Sieg von Mukden, so groß er war, für die endgültige Entscheidung des Krieges doch nur merkwürdig wenig zu bedeuten. Man muß immer im Auge behalten, daß Rußland in der Mandschurei immer erst mit einem ganz geringen Teil seiner Kräfte engagiert ist; in drei bis vier Monaten kann es vier neue Armeekorps hinübergeschafft und alle seine Verluste ersetzt haben. Freilich, daß die Armee je so stark werden könnte, trotz ihrer nunmehr vor Augen liegenden taktischen und strategischen Inferiorität, die Japaner im freien Felde zu überwältigen, das ist kaum noch anzunehmen, und insofern hat die Schlacht bei Mukden allerdings eine maßgebende Bedeutung; aber der Landfeldzug ist ja nur die Hälfte dieses Krieges, die eigentliche und letzte Entscheidung muß zur See fallen. Nach der jämmerlichen Haltung der russischen Port Arthur-Flotte erwartet die öffentliche Meinung auch von der Flotte Roswestjenskijs keine Leistungen mehr. Aber so ganz ausgemacht ist diese Minderwertigkeit denn doch noch nicht. An Schiffszahl dürfte der russische Admiral seinen Gegnern schon jetzt überlegen sein, und im August sollen noch zwei weitere russische Linienschiffe fertig werden. Von der Flotte des Schwarzen Meeres kann man die Mannschaften nehmen. Mit dieser Verstärkung wäre die russische

Ueberlegenheit wohl ziemlich sicher gestellt und ein Sieg der russischen Schiffe, der die japanische Landarmee von ihrer Basis abschneidet und Wladiwostok freimacht, würde auch für den weiteren Landkrieg ganz neue Verhältnisse schaffen.

Können nun die Russen den Krieg noch bis in den Herbst aushalten? Nein militärisch und wirtschaftlich unterliegt das gar keiner Frage. Rußland unterhält im Frieden eine Million Soldaten, dazu hat es jetzt 200 000 bis 300 000 Reservisten eingezogen und aus ihnen mit etwa ebensoviel Linientruppen die Armee gebildet, die den Krieg führt. 700 000 bis 750 000 Mann fertiger Truppen stehen noch immer diesseits des Baikalsees. Vom Standpunkt der russischen Großmacht ist das Ganze noch gar kein Großkrieg, sondern ein bloßer Kolonialkrieg in großem Stil. Rußland würde sich für bankrott erklären und als Großmacht abdanken, wenn es einen solchen Krieg nicht einige Jahre lang aushalten könnte, so wie England den Burenkrieg. Gerade in unserer Zeitschrift sind die Unsolidität und die trüben Aussichten des russischen Finanzwesens wiederholt dargelegt und mit Energie betont worden, aber dieser Pessimismus bezog sich, wie stets hinzugefügt wurde, nicht auf die unmittelbare Gegenwart, sondern auf eine nähere oder fernere Zukunft. Solange der russische Kredit unerschüttert, die Zahlungsbilanz im Gleichgewicht und die Währung erhalten bleibt, ist Rußland auch leistungsfähig. Nun hat Rußland gerade jetzt das besondere Glück gehabt, daß die Ernten von 1902, 1903 und 1904 ungewöhnlich gut gewesen sind; die Ausfuhr hat sich 1900 bis 1903 von 688 auf 729, auf 825, auf 949 Millionen Rubel gesteigert; die russischen vierprozentigen Staatspapiere stehen auch nach der Niederlage von Mukden immer noch auf 88. Vermöge der Methode, die Anleihen nicht erst im letzten Augenblick, wenn die Not drängt, sondern lange vorher aufzunehmen, ist der russische Staatschatz heute nicht weniger gut gefüllt als bei Ausbruch des Krieges. Der Goldvorrat der Bank, zusammen mit den ausländischen Guthaben machen im ganzen, nach dem letzten Ausweis, nicht weniger als 1 349 500 000 Rubel aus, denen nur 903 000 000 Banknoten im Umlauf gegenüberstehen, so daß der freie Goldschatz nicht weniger als fast 450 Millionen Rubel oder reichlich 900 Millionen Mark und, wenn wir statt der Vollbedeckung für die Banknoten Zweidrittel-Deckung annehmen, sogar eineinhalb Milliarden Mark beträgt. Die monatlichen Kriegskosten aber werden nur auf 55 Millionen Rubel oder rund 120 Millionen Mark veranschlagt. Von einer finanziellen Notlage, die Rußland zum Frieden zwänge, kann also gar nicht die Rede sein: allein mit seinem jetzt schon angestrichenen, vorrätig daliegenden Gelde könnte es noch ein ganzes Jahr den Krieg so weiterführen, die wirkliche Not wird erst nachher kommen, im Frieden, wenn es gilt, die neuen Anleihen zu verzinsen und das Retablisement der Armee und der Flotte zu bewirken.

Der Kredit Japans ist jetzt, nach dem Siege von Mukden, soweit gestiegen, daß er mit dem russischen etwa gleich steht, aber ob er sich auf

dieser Höhe halten wird, wenn man sieht, daß der Sieg nicht den Frieden bringt, ist doch wohl sehr die Frage, denn Japan hat bereits zu den letzten Hilfsmitteln der Kreditbedürftigen, der Verpfändung der einzelnen Einnahmen und Besitzstücke schreiten müssen.

Auch ohne Siege zu Wasser oder zu Lande ist also Rußland nicht so ganz ohne Chancen, die japanische Tapferkeit, Taktik und Strategie auszubauern.

Die große Frage ist, ob die inneren Verhältnisse des Zarenreiches ihm erlauben, den Krieg in dieser Weise durchzuhalten. Die große Masse des russischen Volkes hat an ihm gar kein Interesse und die Intelligenz wünscht ganz unverhohlen die Niederlage, in der Hoffnung, daß dann für Rußland eine Reform-Aera folgen werde. Sollte die Autokratie stark genug sein, über solche Widerstände hinweg und allen Niederlagen zum Trotz den Krieg weiterzuführen? Gerade daß ein demütigender Friedensschluß nicht nur die Großmachtstellung Rußlands in der ganzen Welt kompromittieren, sondern auch das Grab der Autokratie und damit des alten historischen Rußland bilden müßte, wird der stärkste Antrieb für die russische Regierung sein, den Krieg bis zum alleräußersten durchzusetzen. So peinlich und störend die Vorgänge im Innern sind, schon oft haben große Staaten auswärtige Kriege unter ähnlichen Schwierigkeiten im Innern dennoch glücklich durchgelämpft. Ob die moralischen Kräfte des Zarismus für eine solche heroische Haltung ausreichen, muß die Zukunft lehren.

25. 3. 05.

D.

Die ungarische Frage.

Es ist eine Frage, keine Krise; wenigstens gewiß keine Krise der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern in den wesentlichen Punkten eine innere Angelegenheit des Königreichs, ein Konflikt zwischen den Forderungen des Königs und den Ansprüchen des Reichstages, die auf Beschränkung der königlichen Souveränität hinausgehen. Konflikte dieser Art spielen in der ungarischen Geschichte seit dem Bestehen des ungarischen Staates die hervorragendste Rolle, sie bilden nahezu deren einzigen Inhalt, seitdem Ungarn seine weltgeschichtliche Bedeutung als „Wormauer der Christenheit“ verloren hat. Nach der Vertreibung der Türken, die Leopold I. mit den großen Mitteln seiner deutschen Erblande, seiner deutschen Bundesgenossen und den nicht zu unterschätzenden Subsidien des Papstes durchgesetzt hatte, haben die Magyaren es zwar noch einmal während des spanischen Erbfolgekrieges versucht, mit dem Feinde des Hauses Habsburg zu konspirieren und Ludwig XIV. hat alles aufgeboten, die Rátoczy und ihren Anhang allianzfähig zu machen. Als er aber den Kampf um die Vorherrschaft in Europa aufgeben und den von den Seemächten angebotenen Ausgleich annehmen mußte, war die letzte Chance eines magyarschen Nationalkönigtums verloren.

Seit den Vereinbarungen von Szatmár (1711), in denen die angesehensten und mächtigsten Rakoczyaner ihren Frieden mit der deutschen Dynastie gemacht hatten, liegt Ungarn in der Machtphäre der österreichischen Länder und wird, soweit menschliche Voraussicht reichen kann, darin verbleiben. Die Magyaren sträuben sich zwar gegen diese Erkenntnis und lieben es, von Zeit zu Zeit vor der Welt hohe Politik zu spielen, sich den Feinden Oesterreichs als Bundesgenossen anzutragen; sie sind aber niemals ernst genommen, sondern immer nur vorübergehend als diplomatische Schreckmittel verwendet worden. Während der Staatskrise, die Joseph II. verfehltes Regierungssystem heraufbeschworen hatte, konnte Preußen auch das ungarische Eisen ins Feuer legen und eine Magnatengesandtschaft in Berlin empfangen, die Friedrich Wilhelm II. die Bitte um Verleihung eines selbständigen ungarischen Königs vorbrachte. Sobald Leopold II. im Vertrage von Reichenbach sich mit Preußen ausgeglichen hatte, verschwand Ungarn wieder von der Bildfläche der europäischen Politik und brachte sich auch durch das Liebäugeln einzelner radikaler Gruppen mit den französischen Revolutionshelden und Napoleon I. nicht einmal vorübergehend zur Geltung. Das Debrecziner Manifest Ludwig Kossuths, die feierliche Anklage, Absetzung und Verbannung des Hauses Habsburg hat den großen Eindruck nicht gemacht, den sich die Führer des Unabhängigkeitskampfes 1848—49 davon versprochen hatten, die Verbindung mit den übrigen europäischen Revolutionsparteiern war ziemlich wertlos geblieben und Oesterreich würde die zweite Eroberung Ungarns ohne Zweifel selbst zustande gebracht und die russische Hilfe nicht gebraucht haben, wenn es nicht gleichzeitig auch die aussichtslosen Herrschaftsbestrebungen in Italien und Deutschland festgehalten hätte. Die Armee Radetzky's würde nach dem Siege von Novara die Entscheidung auf dem ungarischen Kriegsschauplatz wahrscheinlich rascher herbeigeführt haben, als es durch den Einmarsch der Russen geschah, die nur dynamisch mit ihrer Masse wirkten und fast nicht zum Schuß gekommen sind.

Diese historischen Erwägungen sind unerlässlich, um zu einer kühlen und richtigen Beurteilung der Stellung Ungarns im Rahmen der Gesamtmonarchie zu gelangen und die Ueberzeugung zu befestigen, daß auch das ungeberdigste Auftreten der Minorität oder Majorität eines ungarischen Reichstages den Bestand der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie nicht zu gefährden vermag, solange diese an der historisch und politisch begründeten engen Verbindung mit dem Deutschen Reich festhält. Gefährlich kann eine ungarische Revolution für Oesterreich nur dann werden, wenn das Deutsche Reich ein Interesse an der Schwächung seines Nachbarn hätte oder wenn es sich veranlaßt sehen könnte, gegen österreichische Umtriebe einen Kegel durch die Unterstützung ungarischer Trennungstendenzen vorzuschieben. Die unbedingt sichere Wirkung dieser diplomatischen Kombination hat Bismarck 1866 in dem Augenblick festgestellt, als er mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß Preußen und Italien einer französisch-österreichischen Allianz entgegenstehen würden.

Damals haben die ungarischen Makkontenten mit Emiffäre, die Tür., Seherr-Thof, Klapla, Gfaly u. a. vorzügliche Dienste geleistet; die Drohung mit der ungarischen Infurrektion war strategifch fo viel wert, als wenn Preußen noch zwei Armeekorps in Schlefien zur Verfügung gehabt hätte, um fie über den Jablunkapaf nach Nord-Ungarn zu werfen.

Ein friehfertiges Oefterreich, das jeder Verfuchung, fich in politifche Abenteuer und ultramontane Zettelungen einzulaffen, zu widerftehen vermag, kann also der Löfung der ungarifchen Frage mit größter Seelenruhe entgegenfehen, es braucht fich den Teufel aufflammender maggarifcher Nationalbegeiferung nicht an die Wand malen zu laffen und kann die Schreckgefenfter des Zollkrieges und des wirtfchaftlichen Boylotts mit Lächeln betrachten. Es hat aber auch keine Veranlaffung, allen Wünfchen und Lieblingsgedanken der Nachbarn um jeden Preis ablehnend entgegenzutreten, auf Einrichtungen von zweifelhaftem Wert zu beharren und für die Erhaltung des fogenannten 1867er Ausgleiches Opfer zu bringen, der unter dem Druce von Verhältniffen entstanden ift, die nicht mehr befehen und gar nicht mehr eintreten können.

Der Ausgleich mit Ungarn hätte nicht 1867 abgefchloffen werden müffen, wenn Herr von Beuft nicht die Revanche-Idee dabei in die Wagschale geworfen hätte. Wenn Oefterreich damals schon entfchloffen gewesen wäre, den Frieden von Nikolsburg als eine endgültige Auseinanderfehung anzufehen und der Begründung eines deutichen Bundesftaates unter preußifcher Führung in der Ueberzeugung zuzustimmen, daß das Bündnis mit ihm dem öfterreichifchen Staate die denkbar größte Sicherheit und die feiner Entftehung und feiner eigentümlichen Zufammenfezung entfprechende Machtpftellung gewähren werde, dann hätte es dem Schmerlingfchen Grundfatz „Wir können warten“, der in dem Augenblide fehr fchlecht angebracht war, als man Preußen durch den Bundesreformantrag den Fehdehandschuh hinwarf, noch nachträglich zum Rechte verhelfen können. Der Bundesgenoffe des Deutichen Reiches konnte tatsächlich warten, bis fich die Magnaten den Bedingungen unterwarfen, die er ihnen im Interesse der Reichs- und Machtgemeinfchaft ftellen muß: der Nachbarbedürftige, der mit Napoleon III. zufammen wieder einmal wie 1756 den Marquis de Brandenbourg in feine Schranken zurüctweifen zu können hoffte, mußte mit Ungarn um jeden Preis fo fchnell als möglich in Ordnung kommen, und das Verhältnis des Königreichs zu Oefterreich durch überhafterte Abmachungen zum Scheine regeln, obwohl man vorausfehen konnte, daß der Handelsvertrag auf Kündigung und das Schwanken der Quote zu den gemeinfamen Auslagen immer neue Enttäufchungen dieses Verhältniffes nach fich ziehen müffe.

Nicht die Krone allein, auch der öfterreichifche Reichsrat hat fich durch Herrn v. Beuft von der Notwendigkeit dieses Ausgleiches überzeugen laffen. Es ift nicht abzufehen, warum er fonft die 1867er Gefetze befehloffen hätte? Einen Zwang dazu konnte doch niemand ausüben;

auch eine Verzögerung der Verfassungsreform, die Oesterreich in einem Atem durchzuführen für angezeigt hielt, hätte jedenfalls geringeren Schaden gebracht, als die Annahme des Ausgleiches, durch den man ohne irgend eine Gegenleistung Siebenbürgen und Kroatien den Magyaren überließ. Der Standpunkt, den Oesterreich damals einzunehmen hatte, konnte ganz derselbe sein, auf den es sich heute zu stellen entschlossen hat. Es anerkennt die Selbständigkeit des ungarischen Staates, es anerkennt das Recht der Krone, sich mit den verfassungsmäßigen Vertretern dieser Staaten auseinanderzusetzen, aber es hält ebenso an seiner eigenen Selbständigkeit fest und wahrt sein Recht, die Bedingungen des nachbarlichen Zusammenlebens der beiden Staaten und ihres gemeinsamen Auftretens nach außen zu bestimmen. Damit steht es auf dem Boden des historischen Staatsrechtes, der pragmatischen Sanktion und des modernen politischen Systems bundesstaatlicher Vereinigungen. Es gibt selbstverständlich fixe Punkte der Gemeinsamkeit, die keiner Veränderung unterliegen können. Dazu gehört unbedingt die Einheitlichkeit des auswärtigen Amtes und der diplomatischen Vertretung, die ja selbst dann erhalten werden müßte, wenn die beiden Staatskörper verschiedene Regenten hätten; dazu gehört eine Militärkonvention und die Sicherstellung des Aufwandes für den auswärtigen Dienst, für Landheer und Flotte. Die Frage, ob der gemeinsame Oberbefehl, der einen wesentlichen Teil der Militärkonvention bildet, auch eine einheitliche Armee- und Kommando-sprache bedingt, ist keine politische, sondern eine technisch-militärische, sie kann und darf daher nicht den Gegenstand parlamentarischer Verhandlungen bilden, sondern muß der Beurteilung und Beschlußfassung des Kriegsherrn, in diesem Falle des gemeinsamen Monarchen anheimgegeben werden. Es ist nicht müßig, darauf aufmerksam zu machen, daß selbst ein König von Ungarn im Falle der Aufrechterhaltung des bundesstaatlichen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn dem Kaiser von Oesterreich den Oberbefehl im Kriegsfalle, die Beaufsichtigung der Heeresleitung im Frieden und damit jedenfalls auch die Entscheidung über die äußere Form des Kommandos, ohne die der Oberbefehl nicht denkbar ist, überlassen müßte.

Was über die fixen Punkte, die pragmatisch festgelegt und außerhalb der parlamentarischen Erörterung gestellt werden, hinausgeht, kann der Vereinbarung unter dem Gesichtspunkte des beiderseitigen Bedürfnisses vorbehalten bleiben, ohne daß eine Gefährdung der Lebensbedingungen der beiden Staaten zu gewärtigen wäre. Die Anerkennung der bundesstaatlichen Gemeinsamkeit, also auch der Verzicht auf einzelne Souveränitätsrechte von Seiten Ungarns müßte nötigenfalls von Oesterreich mit Gewalt erzwungen werden, denn die gemeinsamen Einrichtungen müssen im Bundesstaate so stark sein, daß eine erfolgreiche Auflehnung dagegen ausgeschlossen ist. Daran haben auch bei der republikanischen Bundesform die Schweizer Kantone und Sonderbündler und die Nordamerikanischen

Südstaaten glauben müssen. Ohne Appell an die Macht lassen sich die Beziehungen der Völker und Staaten nicht ordnen, aber es wird nicht im Interesse der auf einander angewiesenen Nachbarn liegen, diesen Appell mit dem Wechsel der Parteistimmungen in Zusammenhang zu bringen und ihn zu erheben, wenn nicht die ernstesten Existenzfragen auf dem Spiele stehen.

Davon kann wohl auf Seiten Ungarns oder richtiger der Magyaren nicht die Rede sein. Ihre Entwicklung innerhalb der österreichischen Reichsphäre war seit 1867 außerordentlich günstig. Sie haben ihren wirtschaftlichen Aufschwung nicht zum geringsten dem österreichischen Kapital zuzuschreiben, das ihnen durch die gemeinsame Bank bequem und billig zugänglich gemacht wurde, sie haben ihre Gesetzgebung ausschließlich den eigenen Bedürfnissen anpassen können, ihre Landesverteidigung ist von Offizieren eingerichtet worden, die in österreichischen Instituten herangebildet worden waren. Sie haben mit Oesterreich zusammen das Kondominium über Bosnien und die Herzegowina erworben, wozu sie ohne Oesterreich kaum gelangt wären. Ihre geistigen Anlagen und ihre ökonomischen Schätze haben sie ausschließlich zur Förderung ihres Wohlstandes und ihres nationalen Ruhmes ausnützen können, das ungarische Element in der Monarchie hat sich nicht nur innerhalb ihrer Grenzen, sondern auch im Auslande als ein vollberechtigtes in allen gemeinsamen Angelegenheiten betätigen können. Unter diesen Umständen sind es nicht mehr Volksinteressen, die zu weitergehenden politischen Ansprüchen antreiben, es ist nur nationale Eitelkeit, die den Kampf um Fahnen und Embleme, um die Kommandosprache und die Benennung der Armeekorps vom Zaune gebrochen hat.

Sei es immerhin! Auch der Kultus der Eitelkeit mag ja zu besonderen Staatseigentümlichkeiten gehören; Oesterreich hat jedenfalls kein Recht, die Magyaren an der Pflege dieser Eigenschaft zu hindern, es darf auch dem ungarischen König die Wahl der Mittel bei der Erziehung seines Volkes zu weltbürgerlichem Auftreten überlassen; aber es hat scharf darauf zu sehen, daß an den fixen Punkten des Bündnisses keine Verschiebung versucht werde, es hat seine eigene, durch die deutsche Dynastie — sagen wir es gerade heraus — naturgemäß prädominierende Stellung in der Monarchie zu schützen. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß das österreichische Abgeordnetenhaus auch die Absicht hat, dieser Aufgabe zu entsprechen. Die einstimmige Annahme des Antrages Derschatta, durch den die deutsche Volkspartei die Führung in der gegen Ungarn einzuschlagenden Politik oder nach dem diplomatischen Sprachgebrauche „in der Demarche gegen Ungarn“ angetreten hat, ist ein glänzender Anfang wahrhaft österreichischen, selbstbewußten Vorgehens. Das Zusammengehen der Deutschen und Tschechen in diesem bedeutungsvollen Augenblicke wirkte so überwältigend, daß die Polen ihren Verschleppungsantrag, dem Ausgleichsausschusse die Beratung des Antrages Derschatta zu übertragen, fallen lassen und mit allen anderen

Nationalitäten, mit Konservativen, Sozialdemokraten, Alldeutschen und Ultramontanen dafür stimmen mußten, daß ein besonderer Ausschuß von 48 Mitgliedern für die Wahrung der Rechte Oesterreichs in den Beziehungen zu Ungarn, also gewissermaßen auch für die *defensio foederis* Vor Sorge zu treffen hat.

Der neue Ausschuß wird sich gewiß nicht in die inneren Angelegenheiten Ungarns einmischen, er wird auch die Entschlüsse des Königs von Ungarn nicht zu beeinflussen suchen, aber er wird den Kaiser von Oesterreich darin unterstützen, seine Pflichten als Oberhaupt der österreichisch-ungarischen Monarchie zu erfüllen, und er wird von Fall zu Fall die Konsequenzen ziehen, die sich aus der Berücksichtigung ungarischer Forderungen ergeben würden. Dabei wird die Revision des 1867er Ausgleiches durchaus nicht abzuweisen sein. Sollten die Delegationen dem ungarischen Staate unbequem erscheinen, so braucht Oesterreich dafür keine Lanze zu brechen, es kann die gemeinsamen Minister auch vor das Forum seines Reichsstaates laden; sollte der Allerhöchste Kriegsherr militärische Konzessionen an die herrschende Koalition in Ungarn machen, so wird der österreichische Reichsrat das Budget für Heer und Flotte mit Widmung für bestimmte Truppenkörper, Anstalten und Behörden bewilligen und den Kriegsminister für die Verwendung der Budgetposten im Sinne des Parlaments verantwortlich machen.

Von allen diesen Vorgängen bleibt die Existenz der Monarchie unberührt. Ob ihre Großmachtsstellung dadurch gefährdet wird oder nicht, ist eine Frage geschichtlicher Entwicklung. Der Begriff der Großmacht ist kein feststehender, er ist seit Eintritt des zwanzigsten Jahrhunderts von anderen Gesichtspunkten aus aufzufassen als bisher; denn über ihn muß heute der Begriff der Weltmacht gestellt werden. Parlamentsbeschlüsse werden wenig dazu beitragen können, daß ein Staat unter diese oder jene Kategorie eingereiht werde. Jedes Staatswesen wird die ihm gebührende Stellung einnehmen, wenn es die Kraft hat, seine Unabhängigkeit aufrecht zu halten, um sich nach seinem eigenen Willen einzurichten. Daß Oesterreich-Ungarn diese Kraft behalte, wird wohl von beiden Teilen angestrebt werden, und daraus wird sich auch das Bedürfnis ergeben, die gemeinsamen Machtmittel im besten Stande zu erhalten. Mag man die Gebeine der Rakoczy immerhin nach Ungarn bringen, die Lebensbedingungen für Rakoczytendenzen oder Kossuthiaden wird auch der neue Heiligentum nicht zu erwecken vermögen. *

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Reichs-Arbeitsblatt.** Herausgegeben vom Kaiserlich-Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Dritter Jahrgang No. 1. Berlin, Carl Heymann.
- v. Rohden, Dr.** — Siebenundsechzigster Jahresbericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft über das Vereinsjahr 1908/1904 im Auftrage des Ausschusses zusammengestellt. M. 1,20. Düsseldorf. In Kommission bei L. Voss & Cie. Königl. Hofbuchdrucker.
- Schiele, F. M.** — Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. I. Reihe, Heft 4—7 und 9. II. Reihe, Heft 1, 3—5 Bogen. Preis 30—40 Pf., Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
- Schillers Sämtliche Werke.** Säkular-Ausgabe. Band 11. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Soziale Kultur,** der Zeitschrift Arbeiterwohl und der Christlich-sozialen Blätter neue Folge. 25. Jahrgang. Heft 2. M.-Gladbach, Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland.
- Schillers Sämtliche Werke.** Säkular-Ausgabe. Band 12. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Sperling, Dr. Arthur.** — Gesundheit und Lebensglück. Aerztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke. Mit 374 Illustrationen und 4farbigen Tafeln. M. 7,50. Berlin, Ullstein & Co.
- Stutz, Dr. Ulrich.** Kirchengeschichtliche Abhandlungen. 15. Heft. Die bischöflichen Diözesanbehörden, insbesondere das bischöfliche Ordinariat. M. 5. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Suess-Bath, Helene.** — Die Frau. Eine Studie aus dem Leben. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.
- Trine, Ralph Waldo.** — In Harmonie mit dem Unendlichen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Eleg. geb. M. 3,50. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Verlegerlisten für Schriftsteller.** M. 1,—, geb. M. 1,40. Herausgegeben von der Redaktion der Feder. Berlin, Fiederverlag (Dr. Max Hirschfeld).
- Wittchewsky.** — Russlands Handels- und Industriepolitik von Peter dem Groessen bis auf die Gegenwart. M. 7,—, geb. M. 8,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Acta Borussiae.** Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preussens im 18. Jahrhundert. Siebenter Band. Akten vom 2. Januar 1746 bis 20. Mai 1748, bearbeitet von G. Schmoller und O. Hintze. M. 20,—. Berlin, Paul Parey.
- Acta Borussiae.** Denkmäler der Preussischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Königlich-Akademie der Wissenschaften. Ergänzungsband. Die Briefe König Friedrich Wilhelms I. an den Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau. 1704—1740. Bearbeitet von O. Krauske. M. 21,—. Berlin, Paul Parey.
- A. L.** — An die Ketzler deutscher Nation. Ein Beitrag zur Erklärung der neuesten Berliner Gewissens-Bedrängung. 50 Pf. Breslau, Th. Schatzky.
- Aus den Tagen der Götterdämmerung.** Aufzeichnungen eines Kämpfers. Berlin, Hermann Seemann Nachf.
- Bérlart, Hans.** — Ernst Häckels Naturphilosophie. M. 1,—. Berlin, Franz Wunder.
- Benndorf, Friedrich Kurt.** — Gelübt durch die Stille. Gedichtkreise. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin, Verlag Harmonie.
- Boese, Wilhelm.** — Sinnen und Sagen. Gedichte. M. 2,—, eleg. geb. M. 3,—. Berlin, Verlag Harmonie.
- Deutsche Arbeit.** — Monatschrift für's geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang IV. Heft VI. M. 1,—. Prag, Karl Bellmann.
- Deutsche Bächerel.** — Bd. 11, Gustav Schwab: Die vier HeymonsKinder. Der arme Heinrich. — Bd. 12, G. Schwab: Griseldis. Die schöne Magelone. Genoveva. Der gebrochene Siegfried. — Bd. 13, G. Schwab: Herzog Ernst. Doktor Faustus. — Bd. 14, G. Schwab: Die Schildbürger. Die schöne Melusina. — Bd. 15, Otto Ludwig: Aus dem Regen in die Traufe. Das Märchen vom toten Kinde. — Bd. 16 u. 17, Adalbert Stifter: Bunte Steine. — Bd. 18, Max Lenz: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. — Bd. 19, O. Ludwig: Zwischen Himmel und Erde. — Bd. 20, Roderich Benedix: Auseinander. Jeder Band brosch. 25 Pf., in Ganzleinen geb. 50 Pf. Berlin, Expedition der Deutschen Bücherw. (Alfred Sarganeck).
- v. Domitrovich, Armis.** — Regeneration des physischen Bestandes der Nation. (Mahnrufe an die führenden Kreise der deutschen Nation.) M. 1,50. Leipzig, Georg Wigand.
- Dramaturgische Blätter.** — Monatschrift für das gesamte Theaterwesen. Begründet von Karl-Ludwig Schröder. No. 1/2. Wien, Rudolf Lechner & Sohn.
- Echart, Dietrich.** — Familienväter. Tragische Komödie in drei Aufzügen. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
- Ermann, Wilhelm und Ewald Horn.** — Bibliographie der deutschen Universitäten. Systematisch geordnetes Verzeichnis der bis Ende 1839 gedruckten Bücher und Aufsätze über das deutsche Universitätswesen. Im Auftrage des Preussischen Unterrichtsministeriums bearbeitet. Zweiter, besonderer Teil. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
- Esgebrecht, Albrecht.** — Die Pipelhühner. M. 4,—. Berlin, Th. G. Fischer & Co.
- Engel, Dr. Ed.** — Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Geb. M. 7,—. Leipzig, Julius Baedeker.
- Frensdorff, Walter.** — Kaiser Tod. Tagebuchblätter und Briefe. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
- Garbe, Richard.** — Die Bhagavadgîtâ. Aus dem Sanskrit übersetzt, mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. M. 4,—. Leipzig, H. Haessel.
- Giller, Dr. L.** — Die Meistberückungsklausel. Eine Entwicklungsgeschichtliche Studie unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Verträge mit den Vereinigten Staaten von Amerika und mit Argentinien. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Julius Wolf. (Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins Heft II.) 434 S. Berlin, Georg Reimer.
- Goetz, Dr. Leopold Karl.** — Der Ultramontanismus als Weltanschauung auf Grund des Syllabus-quellenmäßig dargestellt. M. 3,50. Bonn, Carl Georgi.
- Handelskammer zu Cöln,** Vorläufiger Jahresbericht für 1904. Cöln, M. Du Mont Schauberg.
- Hardt, Hans.** — Im Zukunftsstaat Roman. Berlin-Leipzig-Paris, Hippelen & Meryn.

- Glartmann, Ludo Moritz.** — Ueber historische Entwicklung. Sechs Vorträge zur Einleitung in historische Soziologie. 89 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Heubach, Alfred.** — Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Erster Band, bis zum Beginn der allgemeinen Unterrichtsreform unter Friedrich dem Grossen 1763 ff. Das Zeitalter der Ständes- und Berufserziehung. 408 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
- Stilke.** — Praktische Winke für Einjährig-Freiwillige und deren Eltern, Vormünder usw. Wahl der Waffengattung und des Truppenteils, Zusammenstellung der Kosten. Zweite verbesserte Auflage von Werner, Oberleutnant im Füsilier-Regiment No. 36, Adjutant des Landwehr-Bezirks IV Berlin. 60 Pf. Berlin, Militärverlag der Lieblichen Buchhandlung.
- Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1904.** 11. Jahrg. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters.
- Kamlah, Kurt.** — Mumuksha. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
- Kehrbach, Karl.** — Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte Fünfundzehnter Jahrgang, erstes Heft. 82 S. Berlin. A. Hofmann & Co.
- Kerschmawe, Hugo.** — Kavallerieverwendung, Aufklärung und Armeeführung bei der Hauptarmee in den entscheidenden Tagen vor Leipzig (2. bis 14. Oktober 1813). Wien, L. W. Seidel & Sohn.
- v. Klamitz, R.** — Zur Verstaatlichung des Kohlenbergbaues. 50 Pf. Berlin, Georg Stilke.
- Koetschau, Dr. Karl.** — Museumskunde. Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen. Band I. Heft 1. Jährlich ein Band von 4 Heften. Preis pro Band M. 20,—. Berlin, Georg Reimer.
- Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften,** Bibliographisch-kritisches Zentralorgan. Herausgegeben von Dr. Hermann Beck in Berlin in Verbindung mit Dr. Hanns Dorn in München und Dr. Othmar Spann in Berlin. Dresden-N., O. V. Böhmert.
- Kulmann, W.** — Der Zusammenschluss der Liberalen. 93 S. Dresden, O. V. Böhmert.
- Lagerlöf, Selma.** — Unsichtbare Bande Erzählungen. M. 3,—, geb. M. 4,—. Berlin, Franz Wunder.
- Lyon, Dr. Otto.** — Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Heft 15—20. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.
- , — Johann August Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 16. Aufl. Leipzig, Th. Grieben.
- Meredith, George.** — Diana vom Kreuzweg. Ein Roman. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden in Westf., J. C. C. Brunz.
- Molesaer, Dr. H.** — Die Notwendigkeit der Annäherung Deutschlands und Frankreichs Nationalismus und Internationalismus. Der Alldeutsche Verband, die Friedenstreuer und die Elsass-Lothringische Frage. (Mitteilungen über die deutsch-franz. Liga. No. 3/4.) 50 Pf. München, Sekretariat der deutsch-franz. Liga.
- Müller-Brackwede, Dr. Karl.** — Ein deutsches Branntweinmonopol. Bericht, erstattet in der Ausschuss-Sitzung des Deutschen Vereins gegen den Missbrauch geistiger Getränke zu Erfurt am 8. Sept. 1904. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.
- Muschner, Georg.** — Carl Hauptmanns „Bergschmiede“. Ein Wort zur Einführung und Einstellung. 50 Pf. München, Georg D. W. Callwey.
- Naumann, D. Fr.** — Die Politik der Gegenwart. 60 Pf. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Hilfe“.
- Nyström-Hamilton.** — Ellen Key. Ein Lebensbild. (Biographien bedeutender Frauen Bd. III.) M. 3,—, geb. M. 4,—. Leipzig-Reudnitz, E. Haberland.
- Obst, Georg.** — Das Buch des Kaufmanns. Lief. 1. M. 2,20. Leipzig, Carl Ernst Poeschel.
- Oscar, Carl.** — Ein Stück Leben. Schauspiel in zwei Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.
- Penzias, Dr. Albert.** — Die Metaphysik der materialistischen Geschichtsauffassung. Eine kritische Studie. 57 S. Wien, C. W. Stern.
- Petsold, J.** — Sonderschulen für hervorragend Befähigte. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Plety, Robert.** — Autorität und Staatsgewalt. 60 Pf. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr.
- Protokoll der Verhandlungen des Wahlvereins der Liberalen zu Berlin** am 11. und 12. Februar 1905. 50 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“.
- Prugawin, A. S.** — Die Inquisition der russisch-orthodoxen Kirche. Die Klostergefängnisse. Mit einem Geleitwort von M. von Reusner, ehem. Professor des Staatsrechts a. d. Universität Tomsk. 123 S. Berlin-Charlottenburg, Friedr. Gottheimer.
- Pserhofer, Dr. Arthur.** — Die Diplomatin. M. 2,—, oleg. geb. M. 3,—. Berlin, Verlag „Harmonie“.
- Reiner, Dr. J.** — Aus der modernen Weltanschauung. Leitmotiv für denkende Menschen. Hannover, Otto Tobias.
- v. Reusner, Prof., D. Wiener und D. Breitscheid.** — Deutschland und die Vorgänge im russischen Reich. Vorträge gehalten im Sozialliberalen Verein zu Berlin. 50 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“.
- Reuter, Fritz.** — Ut mine Stromtid. Hochdeutsche Ausgabe, von O. Heidmüller. Geb. M. 5. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.
- odio, Walter.** — Held und Holdin. Improvisation. 79 S. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
- Rahrbach, Dr. Paul.** — Deutsch-Südwest-Afrika ein Ansiedlungsgebiet? 50 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“.
- Rühlmann, Dr. Paul.** — Parteien, Staat, Schule. Zusammenhänge zwischen Imperialismus und Schulpolitik. 80 Pf. Berlin, Gerdas & Hödel.
- Schellenberg, E. L.** — Aus Leben und Einsamkeit. Gedichte. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
- Scherer, Bolph.** — Schulrat Weller. Komödie in drei Aufzügen. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
- Schlels, Fr. M.** — Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht. Leipzig, Dürrsche Buchh.
- Schillers sämtliche Werke,** Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. Dreizehnter Band. Historische Schriften. Erster Teil. M. 1,20. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.
- Schmidt, Norah.** — Vor Tagesanbruch. M. 2,50. Elegant geb. M. 3,50. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie“.

- Schlaf, Johannes.** — Mein Roman „Der Kleine“. Eine Glosse. 50 Pf. Stuttgart, Arel Juncker.
- Die Schriften des Neuen Testaments** neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. Herausgegeben von Prof. D. Johannes Weiss in Warburg. 2. Lieferung M. 1.—. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schröder, Dr. Heinrich.** — Der Schweriner Regierung Flucht in die Öffentlichkeit. Weiteres über „höhere“ Schulen im dunkelsten Deutschland. 80 Pf. Gelsenkirchen, E. Kamsengieser.
- Schultheis** — Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 20. Jahrgang 1904. Der ganzen Reihe XLV. Band. Herausgegeben von Gustav Roloff. München, C. H. Beck.
- Soziale Kultur.** — Der Zeitschrift Arbeiterwohl und der Christlich-sozialen Blätter. Redigiert von Prof. Dr. Fr. Hitz, Münster und Dr. W. Hohn, M. Gladbach, 25. Jahrgang Heft 3. M. Gladbach. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland.
- Spiegel neudeutscher Dichtung.** — Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter. Herausgegeben von Johannes Meyer, Rektor der städt. Bürger-Mädchenschule in Krefeld. Mit einer geschichtlichen Einführung und mit biographischen Notizen. Ungeb. M. 3.—, eleg. geb. M. 3,60. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.
- Statistisches Jahrbuch für den Preussischen Staat.** Zweiter Jahrgang 1904. Herausgegeben vom Königlichen Statistischen Bureau. M. 1.—. Berlin, Verlag des Königlichen Statistischen Bureau.
- Stiehl, O.** — Die Sammlung und Erhaltung alter Bürgerhäuser. Denkschrift im Auftrage des vom 5. Tag für Denkmalspflege eingesetzten Ausschusses bearbeitet. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn.
- Stutz, Dr. Ulrich.** — Kirchenrechtliche Abhandlungen. 16. und 17. Heft: Die Durchführung der kirchlichen Reformen Josephs II. im vorderösterreichischen Breisgau. M. 9.—. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Suyematsp.** — Wie Russland den Krieg verschuldete. Eine umfassende geschichtliche Darstellung. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Franz Müller, Revision von Prof. Dr. E. Louman. 61 S. London, Probsthain & Co.
- v. Uarrah, Ernst.** — Die Welträtsel und Professor Ernst Haeckel. M. 1.—. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.
- Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preussischen Heeres.** Herausgegeben vom Grossen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. 7. Heft: Die alte Armee von 1656 bis 1740. Von Jany, Hauptmann im Grossen Generalstabe. M. 3,60. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- v. Verdun du Vernois, J.** — Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen von 1863—1865. M. 4.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Was ist eine Verfassung?** Eine Stimme aus der Demokratie. 50 Pf. Görlitz, Rud. Dtlfler.
- Weber, Dr. Heinz.** — Neue Hamanniana. M. 10.—. München, C. H. Beck.
- Wenck, Martin.** — Die Geschichte der National-Sozialen von 1899—1903. M. 2,50. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist unterjagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Kneesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.

Schiller als Denker.

Von

Ulma von Hartmann.

Wenn man den natürlichen Erscheinungen des Lebens und großen Menschen gegenübertritt, so hat es gar keinen Sinn und zeugt von geringer Empfänglichkeit für die tiefen Zusammenhänge der Seele mit der Außenwelt, wenn man sagen wollte: sie sollten so oder nicht anders sein. Im Grunde trägt jede Erscheinung, jede große Persönlichkeit den Maßstab ihres Eigenwertes in sich; es handelt sich bei der Betrachtung nur darum, den willkürlich herzugebrachten subjektiven Maßstab mit dem objektiv gültigen, im Gegenstand selbst liegenden, also wahrhaft immanenten, zu vertauschen, um zu der richtigen unparteiischen Würdigung auch des fernstehenden zu gelangen. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Berücksichtigung des äußerlichen Milieus, in dem jene großen Menschen ihr zeitliches Dasein zu verbringen hatten, sondern um die Erkenntnis jener zarten Fäden, die sich über die Köpfe der großen Masse hinweg von Jahrtausend zu Jahrtausend fortspinnen durch die Bemühungen der Denker und Dichter, denen das goldene Gespinnst fruchtbringender Wahrheiten anvertraut ist.

In hohem Maße beansprucht Schiller, der seiner Zeit mehr gab, als er von ihr empfing, diese Behandlung. Er trug das Bewußtsein einer Kultur, die noch nicht da war, in sich, und seine ganze wissenschaftliche Tätigkeit war darauf gerichtet, die festen regelnden Normen dieser Kultur, die erst die volle Höhe des Menschentums aus sich entfalten sollte, mit packender Gewißheit und zwingender Verpflichtung für die sittlich strebende Menschheit herauszustellen. Was Kant mit begrifflicher Schärfe für das Gebiet der Erkenntnistheorie festzulegen suchte, das strebte Schiller für das ethische und ästhetische Gebiet an, und wenn auch der Einfluß Kants auf ihn so groß war, daß er sich selbst als dessen

Schüler bezeichnete, so war doch seine Denkrichtung von der seines Meisters so verschieden, daß wir auch auf philosophischem Gebiet noch die größten Leistungen von ihm zu erwarten gehabt hätten, wenn der unerbittliche Tod ihn nicht allzufrüh abberufen hätte. Ein überwältigender Wahrheitstrieb zwang Schiller zu immer neuen Forschungen fort zu gehen, und da er sich der Fruchtbarkeit seiner Gedanken oft erst beim Niederschreiben bewußt wurde, so bietet die Lektüre seiner prosaischen Schriften die große Anziehung, daß der Leser sich mit dem Forscher zu den Höhen der Betrachtung erhebt. Freilich liegt darin auch wieder die Schwierigkeit, daß man manchen kleinen Umweg mitmachen muß, um dies Endziel zu erreichen. Und eine zweite Schwierigkeit liegt, namentlich in der zweiten Periode, in der Aufnahme Kantischer Ideen und leider auch gelegentlich Kantischer Terminologie, wodurch die Klarheit der Schillerischen Gedanken keineswegs gefördert wurde. Dafür bietet die Form der Darstellung hohe Schönheiten. Schiller war seinem Grundtrieb nach auf die volle Einheitlichkeit aller Kräfte angelegt und widmete der Begründung und Rechtfertigung dieses innersten Triebes seine volle Lebenskraft. Selbst in der wissenschaftlichen Darstellung wollte er eine Einheit der Vernunft mit anderen Gemütskräften nicht entbehren. So schreibt er einmal an Fichte, seine beständige Tendenz sei neben der Untersuchung selbst das Ensemble der Gemütskräfte zu beschäftigen und soviel als möglich auf alle zugleich zu wirken. Er wolle seine Gedanken dem anderen nicht bloß deutlich machen, sondern ihm zugleich seine ganze Seele übergeben und auf seine sinnlichen wie auf seine geistigen Kräfte wirken. Schiller strebte also mit vollem Bewußtsein nach einem schönen Stil und sieht darin eine ihm besondere Art, die auf die trockene Manier des bloß didaktischen Gelehrten verzichtet, um in der schönen Form der Darstellung neuen Wert hinzuzubringen. Selbst wenn nach 1—200 Jahren neue philosophische Revolutionen dem Denken andere Bahnen gebrochen haben werden, meint er, würde man seine Schriften nicht mehr und nicht weniger als zu Anfang lesen. Er hat Recht behalten. Jetzt, nach 100 Jahren, fängt man eigentlich erst an, sich nicht bloß des hohen stilistischen Reizes, sondern auch der feinen und geistreichen Gedanken der Schillerischen Schriften voll bewußt zu werden und übersieht dabei gern die Mängel einer in solchem Gewande und nicht in nüchternen wissenschaftlichen Worten sich bietenden Darstellung, weil man dafür das erhält, was die Wissenschaft sonst nicht oft zeigt: den

Pulsschlag eines stets auf die höchsten Ideale gerichteten feurig empfindenden Herzens.

Der springende Punkt des Schiller'schen Philosophierens lag im Freiheitsbegriff, den er in der Ethik wie in der Aesthetik herauszuarbeiten suchte. Das Ideal vollendeter sittlicher Kultur ist ihm auch das Ideal der vollendeten ästhetischen Freiheit, in der er wieder das Mittel zu der ersteren sieht. Hier fühlt man den weittragenden Einfluß der Reformation; nur ein Protestant konnte zu dieser von allem Autoritätsglauben absehenden Auffassung kommen. Die Freiheit der sittlichen Selbstbestimmung erscheint ihm ebenso notwendig wie die „Freiheit der Erscheinung“ auf ästhetischem Gebiet. Dieser Freiheit eine Stätte zu bereiten und sie bei allen großen Angelegenheiten der Menschheit niemals aus dem Auge zu verlieren, setzte Schiller seine beste Kraft ein, und es ist rührend, zu sehen, wie dieser von äußerlichen Banden bis an sein Ende so eng und schmerzlich gefesselte Dichter die Freiheit des Geistes, die er sich täglich so schwer erringen mußte, mit den begeistertsten Worten als den Quell alles Guten und Großen preist.

Schon auf der Karlschule neigte Schiller sich der Philosophie zu. Es existieren Niederschriften mehrerer Festreden und Aufsätze philosophischen Inhalts, in denen die Tugend „als Liebe zur Glückseligkeit, geleitet durch den Verstand“ oder als das harmonische Band von Liebe und Weisheit bestimmt wird. Der Liebe widmet er in dieser ersten Periode überhaupt gern seine Betrachtungen, die von der englischen, von Garve übersehten Popularphilosophie Ferguson's stark beeinflusst waren. Seine medizinisch-naturwissenschaftlichen Studien veranlaßten ihn zu zwei Dissertationen, von denen die erste 1779 geschriebene und „Philosophie der Physiologie“ betitelte, uns nur zum kleinsten Teil erhalten geblieben ist. Die metaphysische Voraussetzung vom Dasein Gottes scheint ihm das zunächst Wichtigste. „Soviel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plan.“ Die Bestimmung des Menschen liegt in der Annäherung an die sittliche Vollkommenheit, mit der Glückseligkeit verbunden ist. Um ein Aufeinanderwirken der Materie auf den Geist und umgekehrt zu ermöglichen, nimmt Schiller eine „Mittelkraft“ an, die er nach Haller's Vorgang als „Nervengeist“ bezeichnet. Die Leibniz'sche Lehre von der prästabilierten Harmonie und die okkasionalistische

Lehre des Malebranche verwirft er, ebenso die Hallerische Ansicht, daß die im Gehirn zurückbleibenden Spuren, worauf das Gedächtnis beruht, ruhende Spuren seien, während Schiller meint, daß die „materiellen Ideen“ Bewegungen seien. Natürlich beruhen die Funktionen der Seele nur auf Bewußtseinsvorgängen.

Diese erste Dissertation wurde von den Lehrern wegen der verwegenen Ausfälle gegen anerkannte Autoritäten nicht zum Druck zugelassen und brachte dem jugendlichen Verfasser noch ein Jahr verlängerten Studiums auf der Karlschule ein. So schmerzlich Schiller bei seinem Unabhängigkeitsbrange diese neuerliche Beschränkung seiner Freiheit auch empfand, so kann man doch nicht umhin, in dem zugesetzten Jahr, das ihm die Möglichkeit erneuten ruhigen Studiums unter anerkannt guten, zum Teil noch jugendfrischen Lehrern wie Abel und Haug mit ausgeprägten philosophischen Interessen gewährte, eine wichtige Etappe seiner Entwicklung zu sehen. Die 1780 geschriebene zweite Dissertation „Ueber den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ verschaffte ihm dann die ersehnte Entlassung von der Karlschule und die Anstellung als Regimentsarzt (vorläufig ohne Gehalt, aber mit dem Zwang, eine ganz abscheuliche, ihn vollständig entstellende Uniform zu tragen).

Auch in dieser Abhandlung sind es wesentlich philosophische Gesichtspunkte, die Schiller zum Ausdruck bringt. Er bekämpft den Dualismus zwischen Körper und Seele, weil er schon hier die Ansicht begründen möchte, daß die menschliche Vollkommenheit nur in der vollsten Uebung aller Kräfte, der sinnlichen wie der geistigen, bestehe. Der Leib, die „tierische Natur“, ist dem Geiste notwendig, um das Uhrwerk in Gang zu bringen. Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zeigt, daß Schmerz und Lust zuerst das Bedürfnis nach Abwehr geweckt haben, bis zuletzt die als Selbstzweck gepflegte Kunst und Wissenschaft entstanden ist. Am merkwürdigsten ist die eingeflochtene Uebersicht über die Menschheitsgeschichte, die mit dem eigentlichen Thema nichts zu tun hat und nur aus dem philosophischen Bedürfnis entsprungen ist, die gestellte Aufgabe auf einen so hohen Punkt zu heben, daß die Weite des ganzen Menschheitsprozesses darin Platz findet. Schiller konnte sich überhaupt schwer an eine genaue Begrenzung gewöhnen; er faßte gern von einem Punkt aus das ganze Weltall ins Auge und suchte es auch da zu sich hereinanzuziehen, wo die kleinste Handhabe dazu vorhanden zu sein schien. In den Jugendgedichten fand dies Be-

streben oft einen schwülstigen Ausdruck, weil kein noch so erhabenes Bild ihm für das Feuer seiner Empfindungen ausreichend erschien. Wenn er anlässlich der ganz irdischen Liebe zu seiner Laura von der Liebe singt, heißt es:

„Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen,
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern Eure Welten,
Weint, Newton, ihren Niejenfall!“

Die Elegie auf den Tod eines Jünglings entlockt ihm eine Betrachtung über die Verkehrtheiten und Laster des Lebens, eine Perspektive auf das jüngste Gericht und die Auferstehung und schließt mit den schönen Worten:

Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morichen Haus.
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.“

In dem Gedicht „Die Freundschaft“ reflektiert er auf die Millionen, denen er den treuen Freund entnommen, und fürchtet das Chaos nicht, wenn er nur Arm in Arm mit dem Geliebten den Vollendungsgang zur großen Geisterperson antreten kann; im Ueberchwang seines Glücksgefühls schließt er mit dem Vers:

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihn die Unendlichkeit.

In späteren Jahren lernte er haushalten mit den poetischen Bildern wie mit den wissenschaftlichen Gedanken und überstürzte sich nicht mehr wie in den Jugendschriften im Ausdruck seines Eifers, der immer um so höher entflammte, je enger er von äußeren Schranken eingeengt war. Es spricht aber für die Vorurteilslosigkeit und die Weite des Horizonts seiner Lehrer, daß sie den Gedanken ihres Zöglings ruhig jene Richtung auf eine allgemeine philosophische Betrachtungsweise ließen, die dessen Anlagen nun einmal entsprach. In dieser medizinischen Dissertation, die heute von jedem Studenten der Medizin unter dem Gesichtspunkt einer akademischen Doktorarbeit belächelt werden würde, finden wir an der Spitze den Gedanken, daß die Vollkommenheit des Menschen in der Uebung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans

siege, und später einen Abschnitt, der nichts geringeres beabsichtigt, als eine Kulturgeschichte im kleinen zu liefern, um zu zeigen, daß die Bedürfnisse des Körpers es waren, die den Geist auf die Bahn des Fortschritts zwangen, „der Mensch mußte Tier sein, ehe er wußte, daß er ein Geist war; er mußte im Staube kriechen, ehe er den Newtonschen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Tätigkeit; Sinnlichkeit die erste Liebe zur Vollkommenheit.“ Wie nun die Affektionen des Körpers den Geist zur Betätigung antreiben, so sind es auch die Stimmungen des Geistes, die den Körper affizieren. „Geistige Lust hat jederzeit eine tierische Lust; geistige Unlust jederzeit eine tierische Unlust zur Begleiterin.“ Allerdings erfährt dieser Satz eine Einschränkung durch die Fälle, wo Seelengröße und Religion über die Schmerzen des Körpers triumphieren, aber diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die innige Verbindung der beiden Naturen das dem Weltplan gemäße ist. Von dem modernen psycho-physischen Parallelismus, der ein Uberspringen der Kausalität von einem Gebiet auf das andere leugnet, würde Schiller nichts haben wissen wollen. Natürlich sind alle berührten Punkte nur skizziert, da Schiller nicht beabsichtigen konnte, eine neue Grundlegung der Psychologie zu versuchen. Seine Beispiele zieht er gern aus dem Gebiet der Dichtkunst heran und zitiert neben Shakespeare auch sich selber, indem er eine kleine Szene aus den „Räubern“ ausschreibt, um die Wirkung seelischer Dualen auf das körperliche Befinden zu kennzeichnen.

Das zweite Jugendwerk, die philosophischen Briefe des Julius und Raphael sind nur zum Teil von Schiller; es wird jetzt ziemlich allgemein angenommen, daß nicht nur der letzte, sondern auch der erste Raphaelbrief von Körner sind. Die in diesen Briefwechsel aufgenommene „Theosophie des Julius“ ist wohl schon 1780 oder 81 verfaßt, gleich vor oder bald nach dem Austritt aus der Akademie, was aus dem eingestreuten Gedicht „Die Freundschaft“ hervorgeht, das schon in der Sammlung von 1782 seinen Platz gefunden hatte. Als Schiller diese Aufsätze 1786 in der „Rheinischen Thalia“ erscheinen ließ, fühlte er doch schon das Bedürfnis, die phantastische Sprache und Anschauungsweise in einer „Vorerinnerung“ zu entschuldigen. Aber er vertritt den Gedanken, daß auch die Extreme den Weg zur Wahrheit weisen und als Vorstufen nicht zu verwerfen sind. „Skeptizismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen

Geistes und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisierten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen."

Julius wirft Raphael vor, daß er ihn aus der glücklichen Blindheit der Unwissenheit gerissen habe und läßt seine Zweifel bei der Schöpfung beginnen. „Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen?“ Raphael hat ihm die Vernunft als einzige Schöpferin gegeben. Aber die Vernunft erscheint ihm nur als eine Fackel im Kerker. Die „Theosophie“ beginnt mit dem spinozistisch klingenden Satz: „Das Universum ist ein Gedanke Gottes.“ Die Menschen haben die Aufgabe, diesen Gedanken als Einheit in aller Zusammenfassung zu erkennen. Zurückgreifend auf die Dissertation wird auch hier die Wechselwirkung von Leib und Seele betont. Alle Geister haben das Bestreben nach der Vollkommenheit, d. h. nach einem möglichst vollständigen Ausleben aller Kräfte, alle wollen möglichst alles an sich ziehen. So ist auch die Anschauung des Schönen und Guten eine augenblickliche Ueberführung dieser Ideen in den eigenen Zustand. „Jede Vollkommenheit, die ich wahrnehme, wird meine eigene; sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe.“ Liebe und Aufopferung will der begeisterte Jüngling üben, aber seiner Uneigennützigkeit widerstrebt es, in einem Jenseits den Lohn seiner Tugend zu empfangen. Die Rücksicht auf eine belohnende Zukunft scheint ihm den Wert einer edlen Handlung wieder aufzuheben. „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die auch, auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.“ In Gott sind alle Vollkommenheiten vereinigt; Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Dem widerspricht gleich darauf der Satz: „Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott.“ Den Begriff der Substanz hat Schiller noch nicht klar erkannt, wenn er sagt, daß göttliche Ich breche sich in zahllose empfindende Substanzen. Er wollte nur die relative Selbständigkeit der Individuen betonen und fand dafür das Wort Substanz, dem die moderne Philosophie die Bedeutung des Absoluten zulegt, wonach es also nicht angeht, daß es außer der einen absoluten Substanz noch Teilsubstanzen gibt. Ganz zuletzt nimmt die Theosophie eine Wendung zur Erkenntnistheorie und gibt zu, daß unsere reinsten Begriffe keine Bilder der Dinge geben, sondern nur ihre Zeichen. Aber die der Seele eigentümliche Kraft

ist immer sich selbst gleich; sie äußert sich nach ewigen Gesetzen. Die menschliche Vernunft mißt das Un Sinnliche mit Hilfe des Sinnlichen aus. Schiller gibt zu, daß er keiner philosophischen Schule angehöre und wenige gedruckte Schriften gelesen habe, aber er will deshalb nicht auf die Darlegung seiner Gedanken verzichten, denn die Wirklichkeit schränke sich nicht auf das absolut Notwendige ein, sie umfaßt auch das bedingungslos Notwendige. „Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit ist es, die gleich einer festen Achse gemeinschaftlich durch alle Religionen und Systeme geht. — Nähert Euch dem Gott, den Ihr meint.“

Man sieht, daß Schiller hier noch ganz auf dem Standpunkt des schwärmenden Jünglings stand, der Behauptungen aufstellt, ohne sich um ihre Beweise viel zu kümmern, dessen Ansichten aber von der Popularphilosophie seiner Zeit doch schon wesentlich abwichen. Eine ewige Schöpfung, die Unsterblichkeit sind ihm bedenkliche Sachen. Aber Vollkommenheit und Güte möchte er dem göttlichen Wesen doch nicht absprechen, dazu ist er noch zu sehr Bögling des Aufklärungszeitalters, und das Recht auf Glückseligkeit scheint ihm unanfechtbar. Wer sich der irdischen Freuden selbst begibt, führt er in dem merkwürdigen Gedicht „Resignation“ näher aus, in der Hoffnung auf den Lohn in der Ewigkeit, erntet für sein asketisches Tun keinen Dank.

Du hast gehofft, Dein Lohn ist abgetragen,
 Dein Glaube war Dein zugewog'nes Glück.
 Du konntest Deine Weisen fragen,
 Was man von der Minute ausgeklagen,
 Bringt keine Ewigkeit zurück.

Es war die erste Periode der Freundschaft mit Körner, der dies Gedicht wie der Hymnus „An die Freude“ entsprang. Schiller war „der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein“ und nun schien ihm die Freude die starke Feder zu sein, die die Räder in der großen Weltenuhr treibt. In dieser Stimmung hatte er keinen Raum für düstere Enthaltksamkeit und mochte von den Schranken irdischen Genusses wie irdischer Erkenntnis ungern hören. Er wollte durch die Kraft seines dichterischen Geistes auf seine Zeit wirken und sträubte sich gegen die nüchternen wissenschaftliche Forschung, von der er Einbuße für sein poetisches Schaffen fürchtete. Die Arbeiten an dem „Don Carlos“ erfuhren indessen

durch den Einfluß Körners eine ungeahnte philosophische Vertiefung, wie die Briefe über den „Don Carlos“ (1788) beweisen. Körner, dessen scharfer prüfender Verstand längst zu dem Kritizismus Kants vorgebrungen war, konnte seinen Freund in dieser schwärmenden, aber höchst unkritischen Begeisterung nicht stecken lassen, und der letzte Raphaelbrief bezeugt, wie ernst es ihm war, Schiller zu der von ihm als einzig richtig erkannten Kantschen Philosophie hinüberzuführen. Freilich verhehlt er sich nicht die in Schillers Temperament und schwärmendem Geiste liegenden Schwierigkeiten. „Noch bist Du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demütigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens Dir interessant werden können.“ Er rät ihm, die ihm bekannten Lehrgebäude eingehend zu prüfen, und wenn keins derselben seine Forderungen befriedige, sich zu fragen, ob die Forderungen derselben auch nicht zu hoch gespannt gewesen seien. Wir finden noch das kluge Wort: „Es ist ein gewöhnliches Vorurteil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mittheilidig herabsieht.“

Vorläufig indessen wehrte Schiller die Mahnung, sich mit Kant zu beschäftigen, energisch ab. Das philosophische Gespräch des Prinzen im „Geisterseher“ ist noch durchaus selbständigen Ursprungs. Der Prinz weist die Ansicht zurück, daß man den Zweckbegriff aus der moralischen Welt in die äußere übertragen könne. Moralische Erscheinungen seien der Natur notwendig wie Schall und Rauch; sie setzen aber ein freies Prinzip des Handelns in den handelnden Wesen voraus. Dies ist der Trieb, alle Kräfte zum Wirken zu bringen. Um den Menschen zu dieser Tätigkeit anzuregen, habe die Natur damit Glückseligkeit verbunden; mit dieser geistigen Glückseligkeit habe sich der Mensch zu bescheiden; er arbeite nur für die Zeitlichkeit und brauche seine letzte Bestimmung nicht außerhalb der Zeitlichkeit zu suchen. Aus der moralischen Welt läßt sich kein gültiger Beweis für die Existenz eines Transzendenten führen. Mit der zweifelnden Frage, ob der Mensch immer als denkendes Wesen ein Glied der Kette des Weltalls bilden und in ihm wirken werde, bricht das Gespräch ab.

Der Zweckbegriff erfährt also schon hier seine Einschränkung; dennoch ist es „die Natur“, also das Notwendige, Materialistische,

die das „freie Prinzipium“, die sittliche Selbstbestimmung im Menschen will. Der Fortschritt in der Reinigung des Glückseligkeitsbegriffs ist unverkennbar; von allen irdischen Genüssen wird abgesehen und die Glückseligkeit allein an die Grade der Betätigung des moralischen Wirkens geknüpft. Leider ist in die gesammelten Werke nur ein Fragment dieses Gesprächs, das 1789 im 6. Heft der „Thalia“ erschien, aufgenommen worden. Interessant ist eine Stelle über das Verhältnis der individuellen Selbstbestimmung zum allgemeinen Weltplan. Die Natur gliedert den Menschen dadurch in das Ganze ein, daß sie „seine zweckmäßige Tätigkeit zur notwendigen Bedingung seiner Glückseligkeit macht“. Schiller neigte in dieser Zeit mehr zum Naturalismus als je vorher oder nachher, wenn er auch in einem Briefe an Karoline von Neulwitz sich von dem Verdacht bewahrt wissen will, als ob er alle Ansichten seines Prinzen unterschriebe.

Zwischen seiner ersten mehr autodidaktischen philosophischen Periode und der Kantischen, mehr der ästhetischen Forschung zugewendeten Periode liegt die Zeit der historischen Arbeit, die durch seine 1789 erfolgte Anstellung als Professor der Geschichte in Jena bedingt war. Auch hier sind es wesentlich philosophische Gesichtspunkte, von denen er beeinflusst ist. Die im November 1789 gehaltene Antrittsvorlesung: „Was heißt und zu welchem Zwecke studiert man Universalgeschichte?“ faßt die Aufgabe unter den größten ethischen Gesichtspunkten. Sie ist eins der glänzendsten Beispiele Schillerschen Geistes, Schillerscher Sprache. Auf dem Gebiet der Geschichte liegt die ganze moralische Welt; allen hat die Geschichte wichtiges zu sagen, sie redet aber besonders zu dem Menschen, der sich der hohen Bestimmung Mensch zu sein vollkommen bewußt wird. Die Unterscheidung zwischen „Brotgelehrtem“ und „philosophischem Kopf“ hat viel Anfechtung gefunden. In der Tat wäre die Herabwürdigung des gelehrten Arbeiters, der sich durch die wissenschaftliche Beschäftigung seinen Lebensunterhalt verdient, nicht zu entschuldigen — schließlich tat Schiller selbst ja nichts anderes — wenn Schiller nicht ein Bild gezeichnet hätte, das schon mehr eine Karikatur ist und eigentlich nur dazu dienen soll, den „philosophischen Kopf“ um so leuchtender von dem dunklen Gegenstück zu unterscheiden. Der echte Forscher läßt sich durch keine neuen Entdeckungen, selbst wenn sie sein System zu zertümmern drohen, in seiner Arbeit beirren. „Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch ver-

unstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe — den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen, so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als sein System, und gern wird er die alte mangelhaftere Form mit einer neuen schöneren vertauschen.“

Der in der ersten Periode betonte Rousseausche Gedanke, daß der Mensch in seiner Kindheit die paradiesische Unschuld und Tugend besessen habe, wird nicht länger von ihm geteilt, so sehr er sonst auch Rousseau zu schätzen wußte. Er zeichnet vielmehr in großen Zügen ein Bild des Aufstiegs der Menschheit von den ersten kulturgeschichtlichen Anfängen zu den Höhen der jetzigen Kultur und verliert sich dabei in der Begeisterung des Augenblicks zu einer Verklärung der Gegenwart, die der Wirklichkeit nicht ganz entspricht. Es erscheint uns wenigstens als eine starke Zumutung, in den damaligen Zuständen, am Vorabend der französischen Revolution, in Deutschland ein „System politischer und kirchlicher Freiheit“ zu erblicken, und in dem Schattenbild des römischen Kaisers etwas „unendlich gutes“, da es ein nützlichcs Staatensystem durch Eintracht zusammenhalte. Aber die teleologische Betrachtungsweise, die überall ein planvolles Wirken an der Arbeit sieht, konnte es sich schwer versagen, in dem gegenwärtigen Zustand, dessen politischer Untergrund bei der liberalen, menschenfreundlichen Regierung Karl Augusts durchaus nur als angenehm empfunden wurde, die beste Gewähr für den Grundsatz zu finden, daß der Kultur alle Dinge zum besten dienen müssen. Wenn man es mit der Tugend zu tun hat, so ist es ja auch pädagogischer, auf das schon Erreichte lobend hinzuweisen, als sich mit der Ausmalung der Nachtseiten und Unvollkommenheiten des Lebens aufzuhalten, mit anderen Worten, den Entrüstungspessimismus oder das Weltleid zu Gunsten des evolutionistischen Optimismus möglichst bei Seite zu lassen. Die letzten Fragen löst doch nicht der Historiker — wenn sie überhaupt zu lösen sind — sondern der Philosoph. Jemehr der Historiker philosophisch veranlagt ist, umsomehr wird er in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nicht bloß Ursache und Wirkung erkennen, sondern Mittel und Zweck, wird er die Kausalität zur Finalität erweitern. „Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge der Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verleugne; es fällt

ihm schwer, wieder unter die blinde Notwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Prinzip in die Weltgeschichte.“

Die Geschichte lehrt aber auch von der Ueberschätzung vergangener Zeiten abstehen; sie heilt von der übertriebenen Bewunderung des Altertums und richtet die Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Besitzstand. Und daran knüpft der Redner die Ermahnung, daß man in der Erkenntnis der schweren Arbeit vieler Generationen der hohen Verpflichtung eingedenk sein müsse, dem kommenden Geschlecht die Dankeschuld zu entrichten, die man den vergangenen nicht habe abtragen können. Die wahre Unsterblichkeit tut sich für jedes Verdienst auf, wenn auch der Name des Urhebers vergessen werden sollte; eine unvergängliche Kette aller Taten verbindet alle Geschlechter, und der einzelne kann nichts besseres tun, als sein rasch entschwindendes Dasein an dieser Kette festzulegen, um ihm einen für längere Zeiten vorhaltenden Wert zu verleihen.

Zu den universalhistorischen Vorlesungen und Aufsätzen, die in der „Thalia“ erschienen, gehören auch noch „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaïschen Urkunde“, „die Sendung Moses“, „die Gesetzgebung des Lykurg und Solon“. Er las außer über Universalgeschichte über europäische Staatengeschichte, über Mittelalter und Neuzeit und über die Kreuzzüge. Die beiden größeren Arbeiten „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ und „Geschichte des 30 jährigen Kriegs“ erregten nach ihrem Erscheinen das größte Aufsehen. Gerade die Eigentümlichkeit, die diese Werke den Fachleuten so verdächtig macht, nämlich den Grund der politischen Erscheinungen allzusehr in Charakteranlagen der handelnden Personen zu sehen, erhöhte die Kraft und den Reiz der Darstellung für das große Publikum, das sich lieber hingerrissen als trocken und genau unterrichtet sah. Für Körner ging Schiller in der „Unparteilichkeit“ sogar noch zu weit; er meint, sie schwäche das Interesse an der Sache der Niederländer! Das Verlangen nach einer mehr künstlerischen Bearbeitung des historischen Stoffes war also so groß, daß man darüber gelegentlich gern auf die trockene, aber wahrheitsgemäße Darstellung der Tatsachen in Püttercher oder Bünauscher

Manier verzichtete. Schiller selbst freilich wollte von einer so lazen Auffassung der Geschichtsschreibung nichts wissen und betont, daß dies Werk ein Werk seines Fleißes sei. Sein poetischer Geist sah aber überall Expositionen zu interessanten Szenen, die aus den Charakteren der beteiligten Personen herauswuchsen selbst da, wo nichts weiter als ein alter Gebrauch vorlag. So erblickte er in dem Eid Philipps II. bei seinem Regierungsantritt in Brüssel eine diesem Regenten von den mißtrauischen Ständen aufgelegte Zwangskleidung, während er doch nur dem alten Herkommen entsprach. Die Person Oraniens erschien ihm in allzu günstigem Licht; neuere Darsteller haben das Bild des schweigsamen Prinzen in schärferen Schatten gerückt. Indessen darf man nicht vergessen, daß Schiller wirklich nur sehr spärliche Quellen zur Verfügung standen. So gut es seine beschränkte Arbeitskraft gestattete, hat er auf sie Rücksicht genommen. Da er aber auf den Ertrag seiner Schriftstellerei, ehe die Gabe des Herzogs von Augustenburg ihn für drei Jahre aller Sorgen enthob, angewiesen war, konnte er sich unmöglich Jahrzehnte zum quellenmäßigen Studium ansetzen. Robertsons Geschichte Karls V. und Watsons Geschichte der niederländischen Rebellion unter Philipp II. sind wohl die vorzüglichsten Ratgeber für ihn gewesen; er führt aber in der Vorrede noch ein Duzend anderer Quellschriften an. Um die Korrespondenz Granvellas zu erlangen, hat er sich redliche Mühe gegeben. Allerdings findet er in der Aufgabe, den gegebenen Stoff durch Kombinationen auszufüllen, gerade das, was einen philosophischen Kopf reizen könne, obgleich es schwer genug sei, dem Gerippe Nerven und Muskeln zu leihen. „Glaube nicht“, schreibt er an Körner, „daß es viel leichter sei, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind“.

Die Abhandlung über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter ist als eine Einleitung zu der Alexias der Anna Comnena aufzufassen und stark von Montesquieu beeinflusst. Sie erschien in dem ersten Band der „Memoiren“, einem Unternehmen, das von Schiller ins Leben gerufen wurde, um einen größeren Kreis an historische Darstellungen durch Uebersetzung von Memoirenliteratur zu gewöhnen. Ihm gab es Anlaß zu einigen Uebersichten über einzelne, ihn besonders interessierende Epochen, in denen sich oft ein überraschend sicherer historischer Instinkt ausspricht. So hat die neuere Forschung seine Ansicht über die Ursachen der

Kreuzzüge vollauf bestätigt. Er läßt sie weniger aus religiöser Ekstase, die natürlich auch vorhanden war, als aus politischen Motiven der Päpste hervorgehen, die sich freilich schließlich damit kein Werkzeug der Vergrößerung ihrer Macht, sondern ein scharfschneidendes Werkzeug der Verminderung derselben geschaffen haben. „Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, geben sie im Occident eine wirkliche Krone verloren.“

Die „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen,“ ist bedeutsam wegen der Anerkennung der Tatsache, daß die konfessionellen Kämpfe des 16. Jahrhunderts eigentlich nicht die entscheidenden Motive für die Gestaltung der Politik geliefert haben, sondern reine Machtfragen. Sehr weltliche Leidenschaften waren im Werke, um die konfessionellen Streitigkeiten zuerst für sich auszubeuten und dann ganz in den Hintergrund zu schieben. Wie später Ranke sieht Schiller den Wendepunkt der protestantischen Erhebung in der Verhaftung der protestantischen Parlamentsmitglieder schon durch Heinrich II. Man kann in dieser Abhandlung Schillers, zu der er gründlicher als sonst Studien gemacht und Vorarbeiten benutzt hat, den Höhepunkt seiner historischen Darstellungsweise erblicken. Die Geschichte des 30 jährigen Krieges, die aus ökonomischen Rücksichten in verschiedenen Jahrgängen des „Damenkalenders“ erschien, trägt dem Ursprung ihres Entstehens Rechnung. Schiller hatte sich lange mit dem Plane dazu getragen, bis er in den Jahren 1790—92 zum Niederschreiben kam. Fast seine einzige Quelle sind Rhevenhillers Annales Ferdinandi. Er war sich der Flüchtigkeit seines diesmaligen Arbeitens auch bewußt. „Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verschmerzen als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffes war diese Aufgabe wirklich schwer“, schreibt er an Körner, der dessen ungeachtet mit diesem Werke besser zufrieden ist als mit der niederländischen Geschichte. Was die Darstellung Gustav Adolphi betrifft, so verlor Schiller dabei so sehr den nationalen Gesichtspunkt aus den Augen, daß er nur Edelmuth und Hilfsbereitschaft erblickte, wo doch eine ganz bestimmte Absicht vorlag, sich der Herrschaft Deutschlands zu bemächtigen. Er sah in dem schwedischen König den einzigen Helden, der in jene traurige Zeit einen Lichtschimmer des Ideals warf. Die dichterische Phantasie meisterte hier den kühlen Forscher und trieb ihn zu einer einseitigen Ueberschätzung seines Lieblings fort, der

gegenüber er in der Beurteilung Lillys wieder zu streng verfuhr, obgleich er auch diesen Feldherrn günstiger schilderte, als es das Urtheil seiner Zeitgenossen wollte. Ungeheuer beeinflusst wurde er von seiner Abneigung gegen eine absolute einheitliche Monarchie; die Interessen der einzelnen Fürsten scheinen ihm wichtiger zu sein als die Interessen des Kaisers und Reichs. Die Gestalt Wallensteins ist mit psychologischer Vertiefung gezeichnet, keineswegs so idealisirt wie im Drama, sondern herbe und die verbrecherischen Seiten des Charakters betonend; dennoch ist nicht zu verkennen, daß Schillers Interesse sich je länger je mehr an dieser Gestalt festsaugt, und sich in ihm schon die Grundlagen des Dramas entwickeln.

Um Schillers Stellung als Geschichtsschreiber zu würdigen, muß man bedenken, daß bis zu seinem Auftreten in Deutschland fast nur Chronikenschreiber existirt hatten. Schiller war einer der Ersten, der die Begebenheiten unter einem zusammenfassenden Gesichtspunkt betrachtete und gerade in der innerlichen Durchdringung bei der Uebersicht ganzer Perioden Großes leistete. Nicht die spezielle Quellenforschung war sein Element, daher entbehrt sein Blick in die großen Zusammenhänge der Weltgeschichte manchmal der Sicherheit, und die Einzelforschung verdankt ihm keine neuen Aufschlüsse, sondern die Beleuchtung, die ein feiner philosophischer Kopf den Ereignissen und Personen zuteil werden ließ. Vor ihm war es vor allem Montesquieu gewesen, der einen originellen Gesichtspunkt, das Ideal der gesellschaftlichen Freiheit, als Historiker an seinen Stoff herangebracht hatte, und von ihm war Schiller schon in seiner Jugend stark angeregt worden. Später entzückte er sich an Gibbon, von dem er als erstes „Mahomets Porträt“ kennen lernte. Immer suchte er seinen Arbeiten die Rücksicht auf das Universalhistorische zu geben, darin liegt zugleich die Stärke und die Schwäche seiner Stellung. „Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gefannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleichkommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. — Es ist ein armseliges kleines Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment, und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür

ermärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte, von welcher Nation oder Zeit sie auch sei, dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden, so hat sie alle Requisite, unter der Hand der Philosophen interessant zu werden — und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren.“

Diese Neigung zum abstrakten Prinzip fand Nahrung bei Kant, dessen „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ Schiller 1790 mit so großer Befriedigung las, daß er daraufhin den festen Vorsatz faßte, sich eingehend mit Kant, dem er bis dahin scheu aus dem Wege gegangen war, zu befassen. Nach Kant erreicht die Menschheit nur als Gattung ihr Ziel, das in einer allgemein das Recht verwaltenden, bürgerlichen Gesellschaft besteht, ein Gedanke, dem auch Schiller mit ganzer Seele zustrebte. Vaterland und Nationalitätsprinzip werden bei Seite geschoben, eine kosmopolitische Gleichmacherei verdrängt alle Unterschiede der Rassen und Stände. Alle Gewalt soll vom Volke ausgehen, denn diejenigen, welche zu gehorchen haben, sollen sich selber die Gesetze geben. In den „Briefen über ästhetische Erziehung“ tritt das Ideal Schillers nach freiheitlicher Gestaltung des Staatswesens uns später noch besonders deutlich entgegen. Dies Theoretisieren ist es, das die moderne Geschichtsschreibung Schillers historische Arbeiten so hart beurteilen läßt. Es lag im Charakter der damaligen Zeit, sich mit Vernunftideen abzugeben und der Autonomie der Vernunft möglichst alle Gebiete unterwerfen zu wollen; so kam Schiller zu Prinzipien, die seinen Nachfolgern so wenig mehr im Blute lagen, daß sie wenig Verständnis für ihn besaßen und ihn nur noch als Dilettanten betrachteten.

Neben seine historischen Arbeiten treten von 1791 an die spezifisch-philosophischen Studien und Aufsätze, die ihn bis zum Jahre 1795 in steigendem Maße fesseln, um ihn dann neugestärkt zur dichterischen Produktion zu entlassen. Was man später noch in dem Briefwechsel mit Körner, Humboldt und Goethe an philosophischen Bemerkungen findet, bezieht sich hauptsächlich auf Poesie und ist, so wertvoll es auch an sich ist, nur ein Nachhall dieser fruchtbaren philosophischen Periode. Die ersten wichtigen Spuren einer eingehenden Beschäftigung mit dem Wesen des Schönen finden sich in dem Briefwechsel mit Körner 1793, den die beiden Freunde bei einem Zusammensein 1792 mit einander verabredet hatten. Ein Gespräch „Kallias“, das diese Erörterungen zu Ende

bringen sollte, ist nicht zustande gekommen. Der Aufsatz „Ueber Anmut und Würde“ wurde schon während des Briefwechsels 1793 angefangen und in sechs Wochen vollendet, ebenso eine Reihe von kleineren in der „Thalia“ erscheinenden Abhandlungen, deren Gegenstand das Erhabene ist. Die Briefe an den Herzog von Augustenburg, zu denen Schiller sich das Material von Körner zurückforderte, nahmen einige Gedanken der darin enthaltenen „Schönheitstheorie“ wieder auf, führten dann aber doch neue Gedankenreihen ein, da sein Geist sich mit keiner Lösung befriedigt erklären konnte und unaufhörlich nach neuen Formulierungen suchte. Daran schloß sich 1794 die bedeutsame Rezension über Matthijsons Gedichte und die aus den Herzogsbriefen herauswachsenden „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“, denen 1795 nach einigen kleineren Arbeiten als letzte philosophische Betätigung der Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung folgte, der vorher in einzelnen Abteilungen in den „Horen“ erschienen war.

Man ist jetzt sehr geneigt, den Einfluß Kants auf Schiller zu überschätzen, weil man die Leistungen Kants so hochstellt, daß man in einer Durchdringung damit nur eine Förderung Schillers erblickt. Soviel ist gewiß, daß Schiller einer nachdrücklicheren Anregung als die doch immerhin dilettantischen Neigungen seines Freundes Körner sie ihm boten, bedurfte, um zu eigenem philosophischem Schaffen zu gelangen.

Und da alle hervorragenden Köpfe seines Kreises mehr oder weniger von Kant erfüllt und begeistert waren, so erscheint es als fast selbstverständlich, daß Schiller zuletzt auch in den Zauberbann des großen Königsbergers geriet. Dennoch bleibt es zu bedauern, daß er in seiner Zeit keinen Philosophen fand, der ihm eine weniger scholastische Basis liefern konnte als Kant, der selbst in den ärgsten Widersprüchen stecken blieb, aber doch der erste war, der sich bemühte, das Wesen des Schönen prinzipiell zu erkennen.

Schiller will eine „sinnlich objektive“ Erklärung des Schönen liefern; er wünscht, „einen Begriff der Schönheit objektiv aufzustellen und ihn aus der Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimieren, so daß die Erscheinung ihn zwar durchaus bestätigt, aber daß er diesen Ausspruch der Erfahrung zu seiner Gültigkeit gar nicht nötig hat“. Kant, meint er, unterscheidet mit Recht freie Schönheit von logischen Wesen, die unter dem Begriff des Zweckes stehen, geht aber fehl, wenn er verkennet, daß die Schönheit da am größten ist, wo sie die objektive Zweckmäßigkeit über-

windet und dem formlosen Stoff seine Form erteilt. Kant setzte das Schöne bloß „in das Gefühl der sich wechselseitig belebenden Einbildungskraft in ihrer Freiheit und des Verstandes mit seiner Gesetzmäßigkeit“, erklärte aber eine eigentliche Wissenschaft des Schönen für unmöglich, weil das Urteil über die Schönheit kein „Geschmacksurteil“ mehr sei, wenn es begrifflich, durch Beweisgründe gestützt würde. Schiller wählte wie Kant den „reizlosen“ Weg durch Vernunftschlüsse, um zu einer Definition des Schönen zu gelangen. Ganz richtig unterscheidet er das ästhetische Gebiet vom moralischen dadurch, daß jenes der Erscheinung verhaftet sei, dieses sich auf freie Handlungen allein erstrecke. Aber die Freiheit ist das ausschlaggebende Moment; Schönheit ist „Freiheit der Erscheinung“, d. h. die Vernunft leiht dem schönen Objekt, das nicht von außen bestimmt sein darf, die regulative Idee der Freiheit, ohne die ein Wohlgefallen schlechterdings unmöglich ist. Er war so sehr von der Würde der vernünftigen Natur des Menschen durchdrungen, daß er nur in der Vernunftfreiheit den Gipfel des Seins erblickte. Da aber in der Natur und in der Kunst kein Gegenstand durch sich selbst, jeder von außen bestimmt, jeder nur um eines anderen willen da sei, so komme man mit der bloßen theoretischen Vernunft nicht zu einer Freiheit in der Sinnenwelt, wenn man sich nicht auf die frei scheinende Erscheinung allein beschränkt. Dies wird erleichtert, sobald die Form des Objekts den reflektierenden Verstand nicht zur Auffuchung eines Grundes nötig, sondern sich selbst erklärt. Da nun unser Urteil vom Schönen Notwendigkeit enthält, so muß der objektive Grund für die Vorstellung der Freiheit in den Erscheinungen so sein, daß er uns schlechterdings nötige, die Idee der Freiheit hervorzubringen. Das Schöne erscheint als nicht von außen bestimmt, muß also frei sein. Der Verstand habe das Bedürfnis, nach einem Bestimmungsgrund zu fragen; er habe es aber nur mit der Form zu tun, die eine Regel zuläßt. Damit kommt Schiller auf die Technik und erklärt, daß die Freiheit zwar der Grund der Schönheit, die Technik aber die notwendige Bedingung der Schönheit sei.

In diesen berühmten brieflichen Ausführungen über den Begriff der Freiheit erscheint am wichtigsten, daß es Schiller gelungen ist, den durchaus negativen Inhalt des Freiheitsbegriffs festzulegen. Freilich zur Erklärung des Schönen aus der praktischen Vernunft trägt diese schwierige, allzusehr von Kantischer Denkweise

beeinflusste Untersuchung wenig bei. Besser ist es schon, wenn Schiller statt Freiheit den Ausdruck Natur anwendet und sagt: „Schönheit ist Natur in der Kunstmäßigkeit“, weil er einsieht, daß er sich mehr auf das Gebiet der Erscheinungswelt begeben müsse. Immer liegt der seiner Zeit anhaftende idealistische Zug im Streit mit seiner besseren Einsicht, die später durch den Verkehr mit Goethe bedeutende Verstärkung erfuhr, daß das Schöne, wenn auch auf einem Vernunftbedürfnis beruhend, doch nicht allein auf rationalem Wege ohne Aufnahme aus der Erfahrung zu erschließen sei.

Der Aufsatz über Anmut und Würde betont wieder das formelle Element des Gefallens am Schönen, diesmal des architektonisch Schönen der menschlichen Gestalt. „Sie ist nichts anderes als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtigt.“ Der Sinn, nicht der Verstand, sei über die Schönheit Richter; um sie aber auch der Vernunft annehmbar zu machen, müsse diese eine ihrer Ideen in das schöne Objekt leihend hineintragen (gemeint ist hier die Idee der Freiheit, obgleich sie nicht nachdrücklich genannt ist). So ist „die Schönheit als die Bürgerin zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch Geburt, der anderen durch Adoption angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur und erlangt in der Vernunftswelt ihr Bürgerrecht.“ Die Anmut ist Schönheit der Bewegung und zwar der absichtlichen Bewegungen, die einer moralischen Ursache entsprechen. Die Vernunft erweist der Natur manchmal die Gunst, daß sie frei, d. h. ohne Rücksicht auf Zwecke, schalten kann, wodurch sie den Grund zum Gefallen legt, denn nur dann gefällt etwas, wenn es frei wirksam ist oder so erscheint. Schiller kennt eben nur die bewußte Zweckmäßigkeit, keine immanente, unbewußte zweckmäßige Wirksamkeit und will von einer nach logischen Kategorien verfahrenen Bewußtseinstätigkeit auf ästhetischem Gebiet, wo alles „frei“, d. h. ohne Rücksicht auf einen vom Menschen bewußt herangebrachten Zweck zugehen soll, nichts wissen. Nur formell darf die Vernunft sich betätigen, indem sie ihre Idee der Freiheit, d. i. hier der absoluten Zwecklosigkeit leihend in das Schöne hineinträgt. Natürlich kommt Schiller bei diesem Verfahren auf Schritt und Tritt mit der Erfahrung in Kollision. Er huldigte nur dem Vorurteil seiner Zeit, wenn er von der Wissenschaft unzweifelhafte Gewißheit verlangte, diese aber nur in Vernunftwahrheiten erblickte.

So gewann das Schöne auch erst dann volle Legitimität bei ihm, wenn es durch die Anerkennung der Vernunft geheiligt war. Die Kantische Denkweise legte sich lähmend über alle Versuche, das Scheinhafte des Schönen als das einzig wesentliche Moment desselben zu erfassen.

Die bedeutungsvolle Rezension über Matthiasons Gedichte, in der Schiller von der Schönheitslehre auf die Kunst übergeht, erschließt den Charakter der „Notwendigkeit“ der Form (in der Schiller immer schon das Wesentliche des schönen Kunstwerks sah). „Die objektive Wahrheit“ erreicht der Dichter, wenn er alles Zufällige an seinem Gegenstand beseitigt und sich nur an dessen wesenhafte Natur hält, denn nur so wird unsere Einbildungskraft frei bleiben; sie dürfe keinem anderen Zwange gehorchen, als den die Natur der Objekte ihr auferlege. Nur im Kreise der Menschheit findet Schiller Notwendigkeit in der Verknüpfung der Erscheinungen, deshalb ist die Schönheit, die Gesetzmäßigkeit verlangt, auf die Menschheit, wo wir den Zweck noch am ehesten fest bestimmen können, festgelegt. Die Abschwenkung Schillers in das formalistische Lager bleibt nur eine vorübergehende. Schließlich beruht das Wohlgefallen doch auf dem hinter der Form stehenden immanenten Prinzip, und es ist nur eine Ungenauigkeit, wenn Schiller manchmal von der Form spricht und dabei die zugrunde liegende Idee, die auch die Form prägt, meint.

In den Briefen über die ästhetische Erziehung kommt er in den beiden herrlichen letzten Briefen auf den Höhepunkt der Spekulation, nachdem er erst weite Umwege durchlaufen hat, die zwar eine Fülle einzelner geistreicher Gedanken, aber keineswegs in widerspruchsfreies ästhetisches System entfalten. Zunächst wird der bestehende politische Staat einer herben Kritik unterzogen. Ueberall herrscht Egoismus, und „wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigentum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl.“ Der Lieblingsgedanke einer anzustrebenden „Totalität“ der Menschheit kehrt wieder. Er fand sie bei den Griechen, auf deren harmonischem Standpunkt man aber nicht stehen bleiben konnte, da nur durch einen Antagonismus der Kräfte die Ausbildung des großen Instruments der Kultur möglich war. In den „Göttern Griechenlands“ heißt es:

„Ja, sie lehrten heim, und alles Schöne,
 Alles Hohe nahmen sie mit fort,
 Alle Farben, alle Lebenstöne,
 Und uns blieb nur das entseelte Wort.
 Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
 Sie gerettet auf des Bindus Höh'n;
 Was unsterblich im Gesang soll leben,
 Muß im Leben untergehen.“

Der Kunst ist die große Aufgabe gestellt, der unter dem Fluche dieser Weltzwecke leidenden Menschheit andeutungsweise Muster zu geben, welche die Zerstückelung ihres Wesens wieder aufheben und eine bessere Zukunft ahnen lassen. Es ist das Reich des Spiels, um das es sich handelt. Die Natur gibt uns in ihrem materiellen Reich schon ein Vorspiel davon, indem sie durch den ausgestreuten Ueberfluß von dem Zwang und dem Ernst des Bedürfnisses entbindet. „Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch die Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie bloß moralisch notwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat kann sie allein wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht.“

Das Schöne ist vor allem — hier kommt Schiller ihrer innersten Wahrheit am nächsten — das Reich des schönen Scheins. Mit berebten Worten vertritt er seine Entdeckung. „Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bei dem bloßen Schein zu verweilen.“ In der Kunst des Scheins übt der Mensch sein Herrscherrecht aus, und je sorgfältiger er die Gestalt vom Wesen trennt, desto mehr wird er das Reich der Schönheit erweitern. Der aufrichtige Schein sagt sich von aller Realität los; es ist ein falscher, jedenfalls nicht mehr ästhetischer Schein, der die Realität zur Unterstützung seiner Wirkungen herbeiruft.

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
 Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.“

Wenn es einen höheren Grad der Kultur erfordert, in das Reich des Scheins einzutreten, so darf man auch wieder sagen, daß „bei welchem einzelnen Menschen oder Volk man den aufrichtigen und selbständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen, da

wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphieren sehen.“ Gegen die Rigoristen der Moral bemerkt Schiller noch, daß nicht der Umstand, daß wir einen Wert auf den ästhetischen Schein legen, uns verdächtigen könne, sondern lediglich unsere Unfähigkeit, noch nicht überall den reinen Schein von der Realität absondern zu können, unsere Art, begehrlieh aufzutreten und nach Zwecken zu fragen, anstatt Achtung vor der Würde der Einbildungskraft zu hegen, die ihr absoluter Gesetzgeber sein müsse und gerade dadurch den höchsten Grad ihrer Würde erreiche.

Die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter ist durch den Verkehr mit Goethe erst zur vollen Reife gebracht. Die „Naivität ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird“. Die Dichter wollen entweder die Natur suchen oder sie sind noch selbst Natur; im ersteren Fall gehören sie zu den sentimentalischen, im letzteren zu den naiven Künstlern. Die antiken Dichter waren naiv, die modernen sind sentimentalisch. Allerdings deckt sich dieser Gegensatz nicht ganz mit der Erfahrung, denn auch in der Antike entdeckt man sentimentalische Regungen, auch bei den modernen Dichtern findet man Naivität. Wieder begegnen wir dem an Rousseau anklingenden Gedanken, daß im Zustand der Natur der Mensch als harmonische Einheit wirkt, aber es wird hinzugefügt, daß das Ziel, nach welchem der kultivierte Mensch strebt, das höhere ist. Indessen ist der natürliche Mensch dem kultivierten darin überlegen, daß er sein Ziel auch zu erreichen imstande ist, während der kultivierte Mensch das ersehnte Ideal niemals erreicht. Die alten Dichter siegen in der Einfachheit der Form, der neue Dichter bezieht seinen Gegenstand auf eine Idee, er läßt den alten Dichter sowohl im Reichtum des Stoffes wie in dem, was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich. „Wenn man nur das Poësie nennt, was zu allen Zeiten auf die einförmige Natur gleichförmig wirkt, so kann es nicht anders sein, als daß man den neueren Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Namen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Jüngling der Kunst sprechen und der einfältigen Natur nichts zu sagen haben.“ Gerade Schiller, dessen höchste Kraft in der Durchdringung des Stoffes mit geistvollen Gedanken bestand, so daß auf ihn eine ganz neue Kunstart, die der philosophischen Lyrik, zurückzuführen ist, konnte unmöglich

der antiken Dichtung den Vorrang zugestehen, so sehr er sich auch ihrer Vorzüge bewußt war. Immer sind es die umfassendsten Gesichtspunkte, von denen aus er an seine Materie herantritt. Aus diesen allgemeinen Gedanken wird auch die Einteilung der poetischen Stilarten gewonnen und schließlich die Gegenüberstellung des realistischen und idealistischen Charakters. Stetigkeit und Notwendigkeit ist die Basis des Realisten, Freiheit, ja Zufälligkeit die des Idealisten. „Wenn sich der Realist auch in seinem moralischen Handeln einer physischen Notwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muß der Idealist einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich seine Natur exaltieren und er vermag nichts als insofern er begeistert ist; alsdann freilich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht.“ Man sieht, daß es sich hier wieder um den alten Gegensatz zwischen Notwendigkeit und Freiheit handelt; indessen weiß Schiller jetzt, daß das Ideal menschlicher Natur nicht auf einer Seite allein zu suchen ist, sondern in der gegenseitigen Durchdringung beider Seiten besteht.

Höchst interessant ist Schillers Stellung zum Moralischen, das er nur mit dem Aesthetischen gar zu leicht verquickt. Die Freiheit, diese für die Moral so unentbehrliche Idee, war ihm auch in der Aesthetik ausschlaggebender Faktor, wie wir gesehen haben. In der dichterischen Praxis bezeugte er sich dagegen ganz frei von moralischen Zwecken und wußte genau, daß die Kunst ihren eigenen Gesetzen zu gehorchen habe. Formell trat er auf die Seite Kants und sah in der unbedingten Gesetzgebung der Vernunft die höchste Gestalt der Freiheit. „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort gesprochen worden als dieses Kantsche, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: bestimme dich aus dir selbst. Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit.“ Die Glückseligkeit darf nicht zum Bestimmungsgrunde der Handlungen gemacht werden, aber — und darin unterscheidet er sich wieder von Kant — man soll eine Handlung darum nicht unmoralisch schelten, weil sie von der Neigung gebilligt wird. Berühmt geworden ist sein Wort: „In der Kantschen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vortragen, die alle Grazien davon zurückschreckt und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finsternen

und mönchischen Asketik die moralische Vollkommenheit zu suchen.“ Von frühester Jugend an war es Schiller eigentümlich gewesen, die sinnliche und die geistige Natur im Menschen in Uebereinstimmung zu setzen, und die draconische Strenge der Kantischen Moral konnte ihn deswegen nicht begeistern. Tugend ist Neigung zur Pflicht, nicht pflichtmäßiges Handeln wider alle Neigung; letzteres ist wohl moralisch groß und offenbart die Erhabenheit der Gesinnung, aber moralisch schön erscheint eine Handlung nur, wenn Pflicht und Neigung im Einklang stehen. Vernunft und Sinnlichkeit will er moralisch in einer höheren Einheit, der „schönen Seele“, aufheben, ästhetisch in dem schönen Schein des echten Kunstwerks. Sein freier dichterischer Geist und idealischer Charakter sah in der Kunst die Erlöserin von den engen irdischen Schranken, die der Verstand allein wohl zu analysieren, aber nicht aufzulösen vermochte. Die Kunst gibt dem Menschen den vollen Gebrauch seiner Freiheit, indem sie ihn in der ästhetischen Scheinhaftigkeit des Schönen von den niedrigen groben Reizen der realen Sinnlichkeit emanzipiert und auf die göttliche Idee hinweist.

„Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
 Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
 Ihr Lichtpfad, schöner nur gechlungen, senket
 Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
 Die ihrem leuchten Dienste leben,
 Versucht kein niederer Trieb, bleicht kein Gesicht,
 Wie unter heilige Gewalt gegeben
 Empfangen sie das reine Geistesleben,
 Der Freiheit süßes Recht zurück.“

Ueber Nationalcharakter und nationale Anlagen.

Von

Ernst Müller.

Wir leben im Zeitalter des Nationalitätsprinzips. Die größten Erfolge, die unsre Zeit auf politischem Gebiet zu verzeichnen hat, sind unter diesem Banner erfochten worden. Ueberall ist man bemüht, das Nationale, das Heimatliche bis hinab zu den kleinen Eigentümlichkeiten des Gaus zu betonen und zu pflegen.

Auch die Wissenschaft wandelt in denselben Bahnen. Aber bei den Versuchen, das Wesen und den Ursprung dieser nationalen Bestrebungen zu ergründen, hat man sich in den allermeisten Fällen damit begnügt, die landläufigen Vorurteile in ein wissenschaftliches Gewand zu kleiden. In der Regel sind den Theoretikern dieses Gebiets die üblichen Ansichten von den Nationen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß das Resultat von vornherein feststeht und daß ihre Beweisführung, ohne es zu wissen und zu wollen, immer wieder diesen selbstgesteckten Zielen zustrebt.

Wer kennt sie nicht, diese bequemen Schlagwörter! Wer hätte nicht schon als Schulknabe gelernt, daß der Franzose windig und flatterhaft, der Irländer unverbesserlich träge, der Italiener tückisch, der Pole unsauber und lieberlich, der Engländer voll kleinlichen Krämergeistes ist und wie die freundlichen Urtheile sonst lauten! Nur zu leicht vergißt man, welche ungeheuren Schwierigkeiten dem Versuch, über ein ganzes Volk zu urtheilen, entgegenstehen. Der Historiker weiß, daß schon das Urtheil über den Charakter eines Einzelnen nicht so leicht ist. Wie schwanken die Ansichten über einen Napoleon noch heute, trotz der Fülle des Materials, das wir besitzen! Sollte es da so einfach sein, über ein Volk wie die Chinesen abzuurtheilen, von dem selbst unsre Gebildeten so ver- zweifelt wenig wissen? Hier fehlt es gänzlich an der statistischen

Unterlage, ohne die nichts anzufangen ist — denn die persönlichen Eindrücke, auf die man sich zu berufen pflegt, öffnen der Subjektivität Tür und Tor.

Ich kann daher auch von gewissen Schriftstellern, die in letzter Zeit viel von sich reden gemacht haben, nicht zugeben, daß sie der Wissenschaft gebient hätten. Weder Gobineaus bereits im Jahre 1851 erschienener, aber erst in den letzten Jahren zu Ansehen gelangter *Essai sur l'inégalité des races humaines* besitzt jene kritische Besonnenheit, die auf diesem Neuland der Wissenschaft mit doppeltem Recht gefordert werden muß, noch kann man dies von Gobineaus neuestem Nachfolger Houston Stewart Chamberlain sagen, so großes Aufsehen sein glänzend geschriebenes Buch „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ auch erregt hat. Von letzterem sogar noch weniger. Chamberlain selbst nennt sich bescheiden-stolz einen Dilettanten, und das ist er in der Tat. Das Schlimme ist nur, daß er es alle Augenblicke vergißt und über Dinge, die außerhalb seines Bereiches liegen, ein Urteil abgibt. Auch ist unzweifelhaft, daß er die ohnehin auf diesem Gebiete herrschende Verwirrung sehr vermehrt hat. Immerhin braucht man nicht zu befürchten, daß Bücher dieser Art dauernden Einfluß üben werden, denn die Widersprüche und Extravaganzen liegen so auf der Hand, daß kein historisch Geschulter sich lange dadurch blenden läßt, und die Unkundigen, die durch Phrasen eine Zeitlang irregeleitet worden sind, werden doch schließlich durch den stillen Einfluß der Urteilsfähigen immer wieder ins rechte Geleise gebracht. Nur als Symptom hat der Erfolg der Rassen-theoretiker Bedeutung, als solches allerdings keine geringe.

Um es gerade heraus zu sagen, die Frage des Nationalcharakters ist wissenschaftlich überhaupt noch nicht erörtert worden. Ja, wir sind uns noch nicht einmal klar, wie wenig wir auf diesem Gebiet wissen. Der Dilettantismus wuchert hier, und es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Frage selbst Gelehrte von Fach, anerkannte Meister der historischen Methode die Regeln der Vorsicht zu vergessen pflegen.

Ein Beispiel wird uns gleich mitten in die Sache führen. Belochs griechische Geschichte ist allen Geschichtsfreunden bekannt, ein Werk, zu dessen Lobe noch etwas hinzuzufügen ich mir hier ersparen kann. Hören wir nun, wie Beloch über die Griechen urteilt. Er schreibt (Bd. I S. 60): „Dem gegenüber steht als schlimmster sittlicher Nationalfehler der Mangel an Ehrlichkeit und

an Achtung vor dem gegebenen Wort. *) Die Griechen unterschieden sich in diesem Punkte sehr zu ihrem Nachteil von ihren Nachbarn im Westen und Osten, den Italikern und den Persern. Schon der Mythos feiert die Diebereien des Hermes, der vielgewandte Odysseus ist auch gerade kein Typus von Redlichkeit, und von Odysseus' mütterlichem Großvater Autolykos rühmt das Epos sogar, daß er ausgezeichnet war vor allen Menschen in Diebstahl und Meineid. Hesiod klagt über die Bestechlichkeit der adligen Richter, Solon über die Unehrlichkeit der attischen Staatsbeamten; und auch in der klassischen und hellenistischen Zeit hat es in Griechenland wenig Leute gegeben, die nicht für Geld zu allem zu haben gewesen wären. Wenn es sich darum handelte, den Gegner durch einen politischen Prozeß zu verderben, lautete die Anklage fast regelmäßig auf Bestechung oder auf Unterschlagung öffentlichen Eigentums; es hatte eben fast niemand ganz reine Hände."

Ist es nicht auffallend, daß ein Forscher, der der historischen Legende so schonungslos zu Leibe geht, hier die gewohnte Methode so ganz vermissen läßt? Ich frage zunächst noch nicht, ob die Behauptung von der griechischen Unredlichkeit objektiv berechtigt ist oder nicht. Vielleicht lassen sich noch stärkere Beweise dafür anführen. Das berechtigt den Geschichtschreiber aber nicht, Zeugnisse beizubringen, denen keine Beweisraft innewohnt. Es ist das ebenso unmethodisch, wie wenn man, nach dem Vorgang der alten philologischen Schule, die Späße des spottfüchtigen Aristophanes für bare Münze nimmt. Wenn Beloch dennoch sich mit so schwachen Stützen für seine Ansicht begnügt, so rührt das ohne Zweifel daher, daß ihm die Sache eines Beweises kaum bedürftig erschien. Die Unredlichkeit der Griechen ist eine so ausgemachte Sache, daß man sich nicht erst lange damit aufzuhalten braucht.

Wie aber, wenn dies Urteil, das einer so gläubig dem andern nachspricht, nun doch nur ein Vorurteil wäre? Mit den Beloch'schen Zeugnissen kommen wir nicht aus. Da ist zunächst Cicero. Es ist wahr, er spottet auch sonst gern über die leichtfertigen und windigen Graeculi. Aber Cicero war kein Forscher, kein Psycholog, er war ein Volksredner, er haschte nach groben Effekten, und wo hätte es nicht der Menge behagt, wenn man die Ausländer schlecht machte? Ein solches Zeugnis gehört also nicht in ein ernstes Ge-

*) Vergleiche Ciceros Rede für L. Flaccus 4, 9 f.

schichtswerk. Nicht anders steht es mit dem Mythos. Aus dem ließe sich freilich manches beweisen. Solche Sagen und Schwänke wie die von Hermes, von Odysseus und Autolykos sind der Niederschlag einer älteren, roheren Zeit, die ganz naiv ihre Freude an List und Trug zur Schau trug, während spätere Geschlechter ein Mäntelchen darüber breiten. Zu solchen Streichen bietet die Mythologie anderer Völker Analogien in Fülle, nicht zuletzt die der Germanen. Selbst der lichte Sonnenheld Sigurd ist nicht frei von Lüge und Hinterlist, mehrere Lieder der Edda lassen ihn vielmehr in recht zweifelhaftem Lichte erscheinen, um von Sagens tückischer Lat und andern Schurkereien gefeierter Helden zu schweigen.

Die weiteren Zeugnisse bei Beloch betreffen nicht das griechische Volk im allgemeinen, sondern einzelne Stände. Daß es in Griechenland bestechliche Richter gegeben habe, ist wohl glaublich, aber ob mehr als anderswo, das soll doch noch erst bewiesen werden. Aristokratien mißbrauchen auch anderswo häufig ihre Macht im Interesse der Standesgenossen. So bleibt schließlich als einziger Beweis die Unredlichkeit der Staatsmänner „in der klassischen und hellenistischen Zeit“. Aber auch in Rom lautete die Anklage, wenn es sich darum handelte, den Gegner durch einen politischen Prozeß zu verderben, fast regelmäßig auf Bestechung. Wieviel an diesen Anklagen begründet war, wieviel auf Rechnung der Parteigehässigkeit kam, können wir im einzelnen nicht mehr entscheiden. Gewiß aber ist, daß wir keinen Grund haben, die Staatsmänner Athens zur Zeit des Perikles oder Demosthenes für unredlicher zu halten als die römischen Zeitgenossen des Cicero.

Offenbar also hat sich Beloch hier die Beweisführung zu leicht gemacht. Aber er betont nicht nur die Unredlichkeit der Griechen, er behauptet mit ebenso großer Entschiedenheit, daß dies ein unarischer Charakterzug sei und daß die Griechen sich dadurch zu ihrem Nachteil von Italikern und Persern unterschieden hätten. Mich will bedünken, um diese zweite These steht es noch mißlicher als um die erste. Wenn die Perser als wahrheitsliebend gerühmt werden, so scheint das auf weiter nichts zurückzugehen als auf die *Atropädie* des Xenophon, ein Werk, dessen unhistorischer Charakter wohl kaum von jemandem ernstlich bezweifelt wird. Die Tugenden, die Xenophon hier den Persern beilegt, sollten ein Spiegel für seine Landsleute sein. Ein ganz anderes Bild erhält man aus seiner *Anabasis*. Hier lernen wir mehrere der persischen Großen (also wahrscheinlich Vollsputperjer) als ausgemachte Schurken kennen.

und selbst Ahyos, den Xenophon mit sichtbarer Vorliebe schildert, ist alles andere eher als ein gerader Charakter. Folgt daraus etwas über den Nationalcharakter der Perser? Ganz und gar nicht. Es ziemt der Wissenschaft schlecht, auf Grund eines so dürftigen Materials ein Urtheil abzugeben. Wir können nur immer und immer wieder auf die Schwierigkeit des Gegenstandes und auf die Lückenhaftigkeit unseres Wissens hinweisen. Von den Italikern wissen wir zwar bei weitem mehr als von den Persern. Manches, was uns von altrömischer Ehrenhaftigkeit berichtet wird, scheint geeignet, ein günstiges Vorurtheil für sie zu erwecken. Doch sind dies immerhin nur Einzelheiten, anekdotische Züge von hervorragenden Männern, und überliefert von Landsleuten, deren Unparteilichkeit nicht ganz zweifelstrein ist. Warum soll gerade Fabricius als Typus der Römer gelten und nicht auch Aristides, Epaminondas, Phokion als Typus der Griechen? Gibt man aber selbst dies zu, erkennt man die Ehrlichkeit der älteren Italiker an, so wird man doch einräumen müssen, daß die Zeitgenossen des Cicero von der Tugend ihrer Ahnen nicht viel mehr übrig behalten haben. Hier treffen wir auf einen zweiten Fehler der üblichen Weise zu urtheilen. Man verallgemeinert zu oft. Eine Eigenschaft, die ein Volk in einer bestimmten Periode gehabt hat, soll ihm ein für allemal anhaften. Ein wichtiger Punkt, auf den ich noch zurückkommen werde.

Aber wir sind mit Belochs Stelle über die griechische Unredlichkeit noch nicht zu Ende. Er fährt fort: „Man ist versucht, diesen so unarischen Charakterzug auf die Vermischung der Griechen mit der Bevölkerung zurückzuführen, die sie bei ihrer Einwanderung im Lande vorfanden, um so mehr, als derselbe Grundfehler, und angeblich in noch höherem Maße, bei den Karern wiederkehrt. Auch der schlechte Ruf, in dem die Kreter standen, würde für diese Annahme sprechen, denn gerade auf Kreta war die Beimischung nichtgriechischer Elemente besonders stark.“

Wohin aber geraten wir, wenn wir diesen Weg einschlagen? Es steht fest, daß kein einziges indogermanisches Volk sich von Vermischungen frei gehalten hat. Sie trafen alle bei ihrer Einwanderung niedriger stehende Völker an, die sie unterwarfen und mit denen sie allmählich verschmolzen. So kennen wir im alten Italien, ganz abgesehen von den verhältnismäßig späten Einwanderern phönizischen, griechischen, keltischen Stammes, nicht weniger als vier sogenannte Urvölker, die Ligurer, Etrusker,

Tapfer und Iherer. Wahrscheinlich waren sie alle keine Indogermanen, sicher standen sie den indogermanischen Einwanderern, den eigentlichen Italikern, ursprünglich ganz fern. Ebenso gab es in Gallien, in Britannien, in Germanien, kurz überall nichtindogermanische Unterschichten, über die sich die Eroberer lagerten. Wieviel von den Eigenschaften des Volkes von diesen Ureinwohnern, wieviel von den Ankömmlingen herrührt, ist ganz unmöglich festzustellen. Um so näher liegt für den, der nun einmal für die „Arier“ eingenommen ist, die Versuchung, ihre Sünden auf jene Nichtarier abzuwälzen. Allein streng genommen wissen wir von dem Charakter des indogermanischen Urvolks nichts und von dem der durch sie unterworfenen Völker ebenso wenig. Alle Beweisführung läuft hier auf ein Tappen im Dunkeln, auf ein Rechnen mit lauter unbekanntem Größen hinaus, und schließlich findet jeder Forscher mittelst dieser Unmethode nur das bestätigt, was ihm von vornherein feststand.

Daß die Arier sich durch besondere Redlichkeit hervorgetan hätten, ist freilich heute beinahe ein Gemeinplatz. Trotzdem beruht diese Meinung lediglich auf Gefühl und im letzten Grunde auf der ganz vulgären nationalen Eigenliebe. Man spricht vom Arier und meint — den Germanen. Denn in diesem will man nun einmal den reinsten Typus des Ariers sehen, eine Ansicht, die weiterhin zur Folge hat, daß immer mehr Stimmen dazu neigen, die Urheimat der Indogermanen auf germanischem Gebiet zu suchen, sei es in Skandinavien, sei es in Deutschland, sei es auf einer der von den Fluten der Nordsee bedeckten Welten.

Wir müssen daher vor allem die landläufigen Vorstellungen vom germanischen Nationalcharakter kritisch beleuchten, denn diese sind in Wahrheit des Pudels Kern. Dem Germanen sollen von altersher und bis auf den heutigen Tag gewisse Eigenheiten unverlierbar anhaften. Zwar pflegt jedes Volk sich gewisse Tugenden beizulegen. Aber die Vorstellungen über die deutschen Nationaltugenden wurzeln besonders fest und sie genießen einer Art wissenschaftlicher Begründung. Gerade in jüngster Zeit kann man häufig wahrnehmen, wie sie als unanfechtbare Axiome vorgetragen und weitgehende Theorien auf sie gebaut werden. Denn die Deutschen sind in der Lage, sich auf eine klassische Schilderung aus dem Altertum zu berufen. Die Germania des Tacitus ist der eigentliche Hort der nationalen Vorurteile. Zu dem Nimbus, der die Schöpfungen der Antike überhaupt umstrahlt, gesellt sich in diesem

Falle noch die nationale Eigenliebe, und beides vereint bewirkt eine starke Ueberschätzung der taciteischen Schrift, obwohl unter Fachleuten neuerdings eine nüchternere Auffassung sich Bahn gebrochen hat.

Ohne jene beiden Umstände ließe sich kaum begreifen, wie man die oft betonte und ganz offenkundige Tatsache immer wieder hat leugnen können, daß Tacitus keine objektive, sondern eine idealisierende Schilderung gibt. Er will, ein antiker Rousseau, der übertünchten Höflichkeit seiner Landsleute ein unverdorbenes Naturvolk als Muster vorhalten. Um diesen Zweck zu erreichen, konnte es ihm, der von Haus aus Rhetor war, auf ein paar starke Tinten nicht ankommen. Es kommt hinzu, daß zum Ethnographen kaum ein Schriftsteller weniger berufen sein konnte als gerade Tacitus. Er ist nicht nur ein Stodkrömer, sondern sein Blick ist auch immer auf die vornehmen Kreise der Hauptstadt gerichtet. Völker oder Klassen, die ihm ferner standen, war er unfähig, gerecht zu beurteilen. Man denke nur an die Abgeschmacktheiten, die er über die Juden vorbringt, und an sein törichtes Gerede über die unglücklichen Opfer Neros, die Christen. In dieser Beziehung steht er nicht über, sondern unter dem Durchschnitt der Gebildeten seiner Zeit. Es ist offenbar eine Verirrung, die Angaben dieses Geschichtsschreibers über die Germanen als unantastbare Wahrheiten anzusehen.

An manchen Vorurteilen ist jedoch Tacitus unschuldig. So findet gleich jene Ansicht von der germanischen Redlichkeit bei ihm keine Stütze, als höchstens einen einzigen beiläufigen Ausdruck, der aber auch anders gedeutet werden kann. Tacitus erzählt von der bei den germanischen Häuptlingen herrschenden Sitte oder Unsitte, ihre politischen Beratungen mit Trinkgelagen zu verbinden, und da er nun einmal darauf ausgeht, bei den Germanen alles lobenswert zu finden, so sieht er auch hierin eine zweckmäßige Einrichtung: „sie beraten, solange sie nicht heucheln können“. Bei dieser Gelegenheit spricht er von dem „schlichten und nicht verschlagenen Volke,“ wobei es aber zweifelhaft bleiben muß, ob dies nur auf die hier geschilderte Situation oder auf das Volk im allgemeinen gehen soll. Sonst hat er sich über diesen Punkt nicht geäußert. Dagegen ist das ganze übrige Altertum einstimmig in dem Tadel der deutschen Unwahrhaftigkeit. Wer die Literatur des ersten bis fünften Jahrhunderts kennt, der braucht nach Belegen nicht lange zu suchen. „Venez schlüpfrige und betrügerische

Barbarenvolk“ nennt sie ein Redner zur Zeit Konstantins. Der Presbyter Salvianus von Marseille, ein genauer Kenner und sonst ein warmer Lobredner der Germanen, tadelt doch ihre Unredlichkeit mit scharfen Worten. Besonders waren die Franken berüchtigt. „Die Franken, denen es etwas Alltägliches ist, unter Lachen ihr Wort zu brechen“ — „die Franken, bei denen der Meineid nur eine Redeweise ist“ — so und ähnlich lauten die Ausdrücke unsrer Gewährsmänner. Dies waren nicht Phrasen, man handelte auch danach. Konstantin hielt es für unzweckmäßig, gefangene Franken in die Sklaverei zu verkaufen, weil ihre unausrottbare Unredlichkeit sie zu Hausgenossen ungeeignet machte. Am meisten Gewicht aber dürfte wohl das Zeugnis des Vellejus beanspruchen, der an des Tiberius Feldzügen in Deutschland teilgenommen hatte und Land und Leute gründlich kannte. Er sagt von den Germanen: „Sie sind — wer es nicht selbst erfahren hat, wird es kaum glauben — bei all ihrer Wildheit durch und durch verschlagene Köpfe und ein Geschlecht wie geschaffen zum Lügen.“ Ich weiß wohl, daß das Zeugnis von Feinden mit Vorsicht zu benutzen ist. Wenn aber die glaubwürdigsten, einsichtigsten und besonnensten Männer übereinstimmend ihre geringe Achtung vor dem gegebenen Wort hervorheben, so muß uns das doch stußig machen. Solchen Zeugnissen kommt ein ganz anderes Gewicht zu, als wenn Tacitus aus seiner Studierstube über die Germanen berichtet.

Will man Beispiele für diese germanische Untugend, so ist daran kein Mangel. Arminius war sicher nicht nur ein hochbegabter, sondern ein großer Mann, aber als Muster von Geradheit wird man ihn nicht bezeichnen. Und man bedenke, daß zu der Ueberlistung des Varus die Beihilfe einer ganzen Anzahl germanischer Fürsten erforderlich war, die alle in den Verstellungskünsten geübt sein mußten. Als nicht minder ränkevoll schildert uns Tacitus den Julius Civilis, den Führer des batavischen Aufstandes. Auch glaube man nicht etwa, daß nur gegenüber den Nationalfeinden unredliche Mittel für erlaubt galten. Tiberius las im Senat voll Absehen den Brief eines Chattenhäuptlings Abgandestrius vor, worin dieser sich erbot, den Arminius aus dem Wege zu räumen, wenn man ihm Gift verschaffte. Spätere Jahrhunderte bieten dasselbe Bild. Der wahrheitsliebende Ammianus Marcellinus, seit Tacitus der erste Geschichtschreiber, der uns wieder Germanen ausführlich schildert, führt uns eine ganze Reihe von Zügen germanischer Unredlichkeit vor. An dem Siege der

Westgoten über den Kaiser Valens hatte neben der westgotischen Tapferkeit auch die unredliche Politik ihres Anführers, des ebenso kühnen wie verschlagenen Fritigern, ihren Anteil. Theoderich, der von Geschichte und Sage gefeierte Held, ermordet den Odowaker hinterlistig ohne Rücksicht auf seinen Eid. Die ganze Geschichte der Merowinger ist nichts als eine Kette unaufhörlicher Eidbrüche und Schurkereien, von denen der Blick sich schauernd abwendet, und es scheint nicht, daß es bei anderen Germanen viel besser hergegangen sei.

Wenn die germanische Redlichkeit in den Quellen keinen Anhalt findet, so hat zu einem Vorurteil ähnlicher Art Tacitus, freilich ohne seine Schuld, die Veranlassung gegeben. Es betrifft die deutsche Treue. Daß bei den Deutschen das Verhältnis von Herr und Diener, von Fürst und Untertan, von Genosse und Genosse ein schöneres, innigeres sei als bei anderen Völkern, gilt als ausgemacht. Deutsche Treue ist ebenso sprichwörtlich wie wälsche Tücke. Und um zu beweisen, daß diese Tugend von jeher in Deutschland heimisch gewesen sei, beruft man sich auf die berühmte Stelle des Tacitus über die Gefolgschaften, mit denen die deutschen Fürsten sich zu umgeben pflegten. Tacitus hat von dieser Einrichtung eine bestechende Schilderung entworfen: „Es gilt als eine Schmach und Schande fürs ganze Leben, wenn der Anführer in der Schlacht gefallen ist, lebend entronnen zu sein. Ihn zu verteidigen, ihn zu schützen, ja sogar die eigenen Ruhmestaten seinem Ruhme hinzuzurechnen, ist höchste und heiligste Pflicht.“ — Man sieht leicht, daß der Römer auch hier wieder den Mund etwas voll genommen hat. Auch die strengste Sitte konnte unmöglich mehr verlangen, als daß das Gefolge den gefallenen Fürsten rächte. Hätte es nach unglücklichem Kampfe sich abjuchlen lassen, nur um den Herrn nicht zu überleben, so wäre das nicht Treue, sondern vollendete Narretei gewesen. Wollends daß rohe Krieger, eitel und prahlerisch wie sie sind, ihre eigenen Taten dem Ruhme des Führers hinzurechnen, das widerspricht aller menschlichen Natur. Mag man nun aber von den Gefolgschaften und ihrer Treue viel oder wenig halten, sicher ist, daß diese Einrichtung keinen Schluß auf die Germanen im allgemeinen erlaubt. Es war gewiß nichts seltenes, daß die Gefolgsleute dem Führer, auf dem ja ihre ganze gesellschaftliche Stellung beruhte, mit hingebender Liebe anhängen, ja, es wird vorgekommen sein, daß sie auch den Schlachtentod für ihn nicht scheuten. Aber dazu

gibt es Analogien auch außerhalb Deutschlands. So war bei den Galliern, wie Cäsar berichtet, eine Klasse von Leuten, Soldurier genannt. Sie standen unter der Botmäßigkeit und dem Schutze von Vornehmen, von denen sie all ihr Heil erwarteten. Wenn ihrem Herrn irgend eine Gewalt zugefügt wurde, so verlangte die Sitte, daß sie entweder sein Schicksal teilten oder sich töteten. „Und seit Menschengedenken“, sagt Cäsar, „ist es nicht vorgekommen, daß einer von ihnen, wenn sein Beschützer getötet war, sich geweigert hätte zu sterben.“ — Man sieht, diese Treue ist nicht eine ethnisch, sondern eine sozial bedingte Tugend.

Aber man führt noch eine andere Stelle aus Tacitus an. Friesische Gesandte kamen unter Nero nach Rom und begaben sich dort ins Theater. Sie bemerkten im Zuschauerraum mitten unter den römischen Senatoren Männer in fremdländischer Tracht. Auf die Frage, wer diese wären, antwortete man ihnen, den Gesandten der Völker, die sich durch Tapferkeit oder Treue gegen Rom hervortäten, sei diese Ehre bewilligt. Da rufen sie aus, von allen Sterblichen überträfen keine an Waffentüchtigkeit noch an Treue die Germanen. Sie steigen hinab und nehmen die Plätze neben den Senatoren ein. Der Beifall, den ihr Verhalten beim römischen Publikum erregte, hallt noch heutigen Tages bei deutschen Geschichtsschreibern nach. Leider aber ohne Grund. Denn bei Lichte besehen, ist diese Art von Treue, die ein machtloses Völkchen den Weltbeherrschern entgegenbringt, gar nichts besonders rühmenswertes. Tacitus rühmt auch den zum Römer gewordenen Bruder des Arminius, er rühmt auch den Segestes wegen seiner Treue. Von unserem Standpunkt muß das Urteil anders lauten.

Neuerdings hat denn auch D. Seeck in seiner Geschichte des Untergangs der antiken Welt, wo er auf die Germanen überhaupt sehr schlecht zu sprechen ist, im Gegensatz zu der landläufigen Meinung gerade ihre Treulosigkeit betont. Er weist u. a. darauf hin, daß seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts die Meutereien im römischen Heere überhand nahmen, und er bringt dies damit zusammen, daß um diese Zeit die germanischen Elemente im Heere tonangebend wurden. Wahrscheinlich geht Seeck zu weit. Das Quellenmaterial ist für eine solche Behauptung schwerlich ausreichend, obgleich man auch auf gewisse Erscheinungen aus der Zeit der Völkerwanderung sich berufen könnte, wonach Untertanentreue eben kein hervorstechender Zug der Germanen gewesen zu sein scheint. Denn ob wir die Annalen der Franken, der Langobarden

oder der Westgoten aufschlagen, sie sind angefüllt mit Beispielen von Aufruhr und Meuterei. Darum wird aber kein Vernünftiger sich nun beikommen lassen, den Spieß umzudrehen und die Untreue für ein deutsches Nationallaster zu erklären, wenn sie ihnen auch zu einer gewissen Zeit eigen gewesen sein sollte.

Ich komme auf diesen wichtigen Punkt unten zurück. Es wird sich da zeigen, daß das, was man Nationalcharakter zu nennen pflegt, nicht für alle Ewigkeit Geltung hat. Aber auch in diesem beschränkten Sinne ist er schwer zu erfassen, und Irrtümer liegen nur allzu nahe. Er gehört zu den Dingen, von denen, um ein witziges Wort Gibbons zu gebrauchen, die Laien sehr viel und die Fachleute sehr wenig wissen.

Die Sache ist zu wichtig, um leicht darüber hinzugehen. Hier ist eine Unmasse von Vorurteilen auszurotten. Die Spanier gelten als grausam und wenig arbeitslustig. Worauf gründet sich diese Meinung? Einfach auf die Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Man wird zugeben, daß Spanien und seine Geschichte auch unseren Gebildeten recht wenig bekannt sind; aber Männer wie Cortez und Pizarro, Dinge wie die unmenschliche Ausrottung der Antillenbewohner, die kennt jeder aus seiner Jugendlektüre, und solche Eindrücke beeinflussen unwillkürlich das Urtheil. Und doch waren es keine Spanier, die in den Wüsten Utahs die Brunnen, welche von Rothhäuten besucht zu werden pflegten, mit Strichnin vergifteten, keine Spanier, die in Tasmanien, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde hatten, die Eingeborenen niederknallten, auch nicht spanische, sondern englische Frauen, die zu Hungerszeiten Arsenik unter das Mehl mischten, womit sie die bettelnden Australier beschenkten. Und leben nicht die Indianer Mittel- und Südamerikas unter spanischen Herrschern verhältnismäßig zufrieden, jedenfalls in weit besserer Lage als ihre nördlichen Stammesgenossen unter den germanischen Ankömmlingen, wogegen es die Engländer in Tasmanien fertig gebracht haben, die Eingeborenen in 66 Jahren (1803—1869) bis auf den letzten Mann zu vertilgen? Soviel über die speziell spanische Grausamkeit. — Aber beweist nicht die Kolonialgeschichte, daß die Spanier in den neuentdeckten Ländern nur Gold suchten, und beweist nicht ebendieselbe die sittliche Ueberlegenheit der germanischen Klasse, deren Kolonien nicht Gold, aber nützliche Ackerbauprodukte einbrachten und Stätten des Fleißes und Gedeihens wurden? Das scheint freilich ein Werk des Nationalcharakters zu sein, aber der

Schein trägt. Die geschichtliche Erfahrung beweist, daß, um Kolonien in fernen Ländern zu begründen, es eines starken Lokmittels bedarf. Ackerbaukolonien lassen sich in einem der Kultur noch nicht erschlossenen Lande nicht anlegen, weil die Erzeugnisse des Ackerbaus anfangs nicht ausreichen, um die den Kolonisten nötigen Industrieerzeugnisse, die sie selbst noch nicht herstellen können, zu bezahlen. Es bedarf einer lohnenderen Rimeffe. Deshalb suchten im Zeitalter der Entdeckungen alle Völker, nicht nur die Spanier, sich Kolonien anzueignen, die unmittelbaren Ertrag abwarfen, also vor allem Edelmetalle, aber auch kostbare Gewürze. Wenn bei der allgemeinen Jagd nach Goldländern den Spaniern der Löwenanteil zufiel, so lag das einfach daran, daß damals Spaniens Marine die erste der Welt, daß überhaupt Spanien politisch und wirtschaftlich allen Ländern Europas voraus war. Auch hat bekanntlich die angebliche größere Arbeitslust und sittliche Gediegenheit der germanischen Völker die Engländer nicht gehindert, sich das Goldland Transvaal schmecken zu lassen, und daß dem Schmarogerleben spanischer Plantagenbesitzer Westindiens das Treiben der echt germanischen Mynheers in Java würdig zur Seite steht, das hat Multatuli der Welt gezeigt.

Ein anderes Beispiel. Daß der irländische Bauer ein schlechter Wirtschaftler, daß er träge, rauf- und trunksüchtig ist, wer wollte das leugnen? Aber müssen diese Fehler Nationalfehler, können sie nicht auch durch widrige Umstände hervorgerufen sein? Freilich ist es kein geringerer als Mommsen, der die lieblose Ansicht vertritt, daß jene üblen Eigenschaften der keltischen Rasse als solcher unausrottbar anhaften. Indem er den Untergang der gallischen Freiheit erklären will, findet er ihre Ursachen nicht in der politischen Lage, nicht in der damaligen Kulturhöhe der Gallier und der Ueberlegenheit der römischen Waffen und Staatskunst; sondern er befolgt hier wie überhaupt das Prinzip, das Schicksal des Volkes aus seinem Nationalcharakter abzuleiten. Und zu dem Bilde der Gallier, mit denen Cäsar kämpfte, müssen ihm die heutigen Irländer Modell stehen. Ein paar flüchtige Andeutungen der Alten müssen herhalten, um die Wesensgleichheit beider Völker festzustellen, und schließlich wird behauptet, daß infolge ihres Charakters das Schicksal der Kelten immer und überall dasselbe gewesen sei, sie sollen es nie zu staatlichen Bildungen gebracht haben. Braucht erst daran erinnert zu werden, daß die Behauptung, die Kelten wären „unfähig, zu irgend einer Organisation, zu irgend fester

politischer und militärischer Disziplin zu gelangen“, auf die Franzosen, die doch sicher ihrem Kern nach Kelten sind, paßt wie die Faust aufs Auge? Denn wenn Frankreich im letzten Jahrhundert manche Erschütterung erfahren hat, so dürfen wir über solchen vorübergehenden Erscheinungen nicht vergessen, daß es schon vor einem halben Jahrtausend eine staatenbildende Kraft gezeigt hat, um die wir es zu beneiden alle Ursache haben. Auf den britischen Inseln ist es den Kelten nicht geglückt, ihre Selbständigkeit zu behaupten, aber ob dies die Folge ihres Nationalcharakters ist, ist doch noch sehr fraglich. Es gab und gibt auch Deutsche genug, die unter Fremdherrschaft geraten sind. Jedenfalls zeigt auch dies Beispiel wieder, wie nötig auf diesem Gebiet die Vorsicht ist.

Man darf wohl ohne Uebertreibung sagen: neunundneunzig Hundertstel von dem, was wir über den Charakter des eigenen oder des fremden Volkes sagen, schreiben und drucken lassen, gehört ins Gebiet des Köhlerglaubens. Eine der wichtigsten Fehlerquellen habe ich noch gar nicht genannt. Auch die verschiedenen Stände haben ihren Charakter. Man vergleiche nur den Kaufmann und den Bauer. Der eine neuerungslustig, waghalsig, leichtlebig, der andere am Hergebrachten hängend, bedächtig, mißtrauisch, sparsam bis zum Geiz. Sie sind sich, selbst körperlich, so unähnlich, wie zwei verschiedene Völker sich nur sein können, hingegen gleicht der Bauer Italiens oder Spaniens bis zu einem gewissen Grade dem deutschen Bauer. Hier bestehen Verwandtschaften, unabhängig von den Landesgrenzen, unabhängig von der Blutsverwandtschaft. Nun erwäge man, welche Irrtümer entstehen müssen, wenn man von einem Volke nur eine bestimmte Klasse kennen lernt und die bei dieser wahrgenommenen Eigenschaften auf ihre Landsleute überträgt. Wenn man sich z. B. die Holländer als pedantisch, zurechtgelegt, nüchtern vorzustellen pflegt, sollte das nicht daher rühren, weil man sie fast nur als Kaufleute kennt? Man spricht von einem Berliner Charakter, und nicht mit Unrecht. Nur glaube man nicht, daß der scharfe Witz, die Spottsucht und was man sonst den Spreethenern nachsagt, ihnen ausschließlich eigen sei. Die Alexandriner und Antiochener werden von den Alten ganz ähnlich geschildert, und es ist keine Frage, daß auch die Großstadt ihre eigenen Typen erzeugt.

Der Nationalcharakter ist nichts Dauerndes, das muß immer wieder betont werden. Die Völker werden durch geschichtliche Er-

eignisse umgemodelt. Wie es überhaupt zu den Grundfehlern der vulgären Völkerpsychologie gehört, sich das Leben eines Volkes analog dem eines Individuums vorzustellen, vom Jugendzustand, von alternden und absterbenden Völkern zu sprechen, historische und wirtschaftliche Veränderungen mittels der Phasen des individuellen Lebens zu erklären,*) so stellt man sich auch den Nationalcharakter als etwas ein für allemal Gegebenes dar, weil ein Individuum unter den verschiedensten Umständen wesentlich dasselbe bleibt. Diese Auffassung beherrscht u. a. die Darstellung Mommsens in seiner Römischen Geschichte. Der Volkscharakter ist bei ihm stabiler, anthropologisch-physischer Natur, wogegen Ranke überall in einem Volke erst das Produkt der Geschichte sieht.**) Nun aber ist klar, daß z. B. ein Volk, das unter Fremdherrschaft gerät, sich anders entwickeln muß als eines, das sich durch glückliche Umstände eine freie und herrschende Stellung erringt. Man wende nicht ein, daß solche Schicksale aus dem Charakter des Volkes selber hervorgehen; die politischen Verkettungen, die geographischen Umstände wirken auch mit. Wichtiger ist, daß der Charakter einer Nation auch von dem Stande ihrer Kultur, von ihrer Entwicklungsstufe abhängt, daß gewisse Eigenschaften, die man fälschlich dem Nationalcharakter zuzurechnen pflegt, in Wahrheit allen in einem bestimmten Stadium anhaften.

Es gibt eine Phase der kulturellen Entwicklung, wo an List, Betrug, Verstellung nicht nur kein Makel haftet, sondern wo die Fähigkeit, durch Meineid und lügnerische Künste zu berücken, ebenso in Ehren steht wie körperliche Kraft und Gewandtheit. Wie sollte es auch anders sein? Stärkeren, besser bewaffneten Feinden gegenüber bleibt List als einzige Waffe, und was zur Erhaltung des Gemeinwesens dienlich ist, das hat immer und überall als Tugend gegolten. Erst später vollzieht sich ein Umschwung. Internationaler Verkehr kommt auf, und die Unerblichkeit, die das Vertrauen untergräbt, wird nun aus einer nützlichen zur schädlichen

*) Vgl. über diesen Mißbrauch die treffenden Bemerkungen von F. Oppenheimer, Großgrundbesitz und soziale Frage, S. 5 ff.

**) Die daraus sich ergebenden Widersprüche zwischen den beiden großen Historikern hat Ludwig Meiß (Grundprobleme der römischen Geschichte in ihrer verschiedenen Auffassung bei Ranke und Mommsen, „Preuß. Jahrb.“ Bd. 56) hervorgehoben. Meiß vermeidet es zwar, sich mit ausdrücklichen Worten für den einen oder den andern zu erklären, aber es geht doch aus seiner ganzen Darstellung hervor, daß überall da, wo Mommsen von Ranke abweicht, er sich zu seinem Nachteil von ihm unterscheidet und daß seine Auffassung, ohne den Quellen Gewalt anzutun, sich nicht halten läßt.

Eigenschaft und als solche durch die öffentliche Meinung geächtet. Man sollte daher die Unterscheidung zwischen ehrlichen und unehrlichen Völkern ganz fallen lassen. Ebenso aber auch die zwischen kriegerischen und unkriegerischen. Alle Völker machen eine kriegerische Periode durch, wo es, um mit Tacitus zu reden, für schimpflich und feige gilt, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut erkaufen kann. Selbst die Hindus, heute eines der unkriegerischsten Völker, können nur durch Tapferkeit in den Besitz ihrer jetzigen Heimat gelangt sein. Man spricht von der Kriegsliebe der alten Germanen und glaubt damit einen nationalen Charakterzug zu bezeichnen. Nichts kann unrichtiger sein. Sie waren eben einfach zu der Zeit, wo sie in die Geschichte eintraten, in ihrer kriegerischen Periode. Die Aehnlichkeit geht oft bis ins einzelne. So lernen wir aus dem Alten Testament, daß die Israeliten in erbitterten Kriegen durch einen über den Feind ausgesprochenen Fluch sich verpflichteten, alles Erbeutete dem Jahweh zu weihen, d. h. es zu vernichten. Man wird zunächst geneigt sein, darin ein Beispiel jener fanatischen Grausamkeit zu sehen, die nach einer weit verbreiteten Meinung das Erbteil der semitischen Rasse sein soll. Aber genau dieselbe Sitte hatten die Germanen. In einem Kriege zwischen Chatten und Hermunduren weihten erstere das ganze feindliche Heer ihren Göttern Tiu und Wodan. In diesem Falle scheint das gräßliche Gelübde nicht vollzogen worden zu sein. Aber die Kimbern haben es nach dem Siege bei Arausio im Jahre 105 buchstäblich erfüllt; das erbeutete Gold und Silber ward in die Rhone versenkt, die Panzer und Waffen zerhauen, die Pferde ersäuft, die Menschen an Bäumen aufgeknüpft. So sehen wir, wie bei zwei Völkern, die gar nichts miteinander zu tun haben, durch ähnliche Umstände ganz derselbe eigentümliche Brauch entsteht.

Solcher Uebereinstimmungen gibt es noch manche. Man kennt die Trunksucht der alten Deutschen, die als nationale Eigenthümlichkeit gilt, doch glücklicherweise mit Unrecht. Wenn uns Xenophon die Trinksitten der Armenier und Thraker beschreibt, so möchte man glauben, er spräche von Germanen, so auffallend ist die Aehnlichkeit. Auch die Gallier werden von den Alten als starke Becher geschildert. Mit dem Klima hat diese Unsitte weit weniger zu tun, als man gewöhnlich glaubt, selbst in dem glühend heißen Palästina muß die Trunksucht, nach dem Alten Testament zu schließen, ziemlich verbreitet gewesen sein, nicht minder war sie

es bei den Persern. Sie ist eine Art Kinderkrankheit der Nationen. Trunksucht stellt sich, wie Unmäßigkeit überhaupt, gewöhnlich da ein, wo die wirtschaftlichen Zustände der Stetigkeit entbehren, wo starke Schwankungen zwischen Ueberfluß und Mangel vorkommen. Auch das aufregende Leben des Jägers, Räubers und Kriegers begünstigt die Unmäßigkeit. Deshalb trinken die Beduinen der arabischen Wüste gern, trotz dem Weinverbot Mohammeds. Mit dem unregelmäßigen Erwerbsleben hängt auch die unbegrenzte Gastfreiheit zusammen, die wir bei Germanen wie Arabern und unzähligen andern Völkern antreffen. Die Hagier ist nicht minder verbreitet, den ersten Helden der Sage, ja den Göttern wird sie ohne Bedenken beigelegt. Ferner ist den rohen Völkern ein ganz auffälliger Wankelmuth eigen. Jeder neue Eindruck lenkt ihre Kindergemüther in eine andere Richtung. „Zähornig und dabei unbeständig, sind sie imstande, an demselben Tage, ohne daß sie eigentlich beleidigt und gereizt sind, von Bundesgenossen abzufallen und ungebeten wieder zurückzukehren“ — so schildert ein trefflicher Beobachter, Ammianus Marcellinus, die Hunnen, und die Bemerkung paßt nicht auf sie allein.

Je weiter wir zurückgehen, desto ähnlicher sind die Völker einander. Ob wir Bewohner Europas und Asiens oder die Ureinwohner der Neuen Welt, die von jenen seit Jahrtausenden durch den Ozean getrennt waren, beobachten, eine gewisse Familienähnlichkeit tritt überall hervor, und unter gleichen Verhältnissen entstehen überall gleiche Sitten und Einrichtungen. Unverkennbar ist z. B. die Verwandtschaft der religiösen Vorstellungen. Die Eigentumsverhältnisse entwickeln sich analog, so haben die Spanier in Peru Agrarzustände angetroffen, die mit denen der Deutschen Cäsars und der Slaven bis in noch weit spätere Zeit übereinstimmen, und Lavelene hat in einer erschöpfenden Uebersicht gezeigt, daß dieser primitive Agrarkommunismus überall auf Erden besteht oder bestanden hat. Die ethischen Anschauungen, die Stellung der Frauen und Kinder, das Orakel- und Zauberwesen, das Kriegrecht, die Totengebräuche, das primitive Strafrecht, das Institut der Blutrache, das Wehrgeldsystem, die Ehrfurcht vor adligen Geschlechtern von göttlicher Abstammung, das Uebergewicht der Sippe und das Zurücktreten der politischen Centralgewalt — in allem treffen wir auf gleiche oder ähnliche Erscheinungen, und wer ein Naturvolk kennt, kennt alle. Man kann unbedenklich sagen: wenn ein Germane aus der Zeit Cäsars ins Leben zurück-

kehrte, so würde er in den Indianern Nordamerikas oder in einigen der entwickelteren Negerstämme weit eher seine Brüder erkennen als in seinen heutigen Landsleuten.

Die, denen daran gelegen ist, die Kluft zwischen den verschiedenen Rassen für unüberbrückbar zu erklären, werden schließlich zu der Annahme gedrängt, daß die Rassen eigentlich den Wert verschiedener Spezies in naturgeschichtlichem Sinne haben, daß also ein Neger und ein Weißer sich nicht näher stehen als Pferd und Esel, Fuchs und Wolf; eine Ansicht, die vor fünfzig Jahren von den Sklavenbesitzern Amerikas, wo nicht erdacht, so doch willkommen geheißener wurde; denn da sie die Neger nicht als Menschen behandelten, so war es ihnen natürlich eine Genugthuung, im Einverständnis mit der Schule der Polygenisten erklären zu können, die Neger seien auch gar keine Menschen. Aber schon allein jene erstaunliche Familienähnlichkeit der Naturvölker wirkt die polygenistische Lehre über den Haufen. Die Uebereinstimmung ist manchmal geradezu verblüffend. Niemand wird bei den Papuas von Neu-Guinea germanische Einflüsse annehmen, und doch wird bei ihren Gottesgerichten die Unschuld eines Angeklagten entweder durch Untertauchen oder durch die Probe des siedenden Wassers ermittelt, genau wie bei den Franken Chlodowechs. Die Ethnographen sind unaufhörlich bei der Arbeit, eine Anzahl solcher Parallelen zusammenzustellen, woraus sich ergibt, daß der menschliche Geist sich überall gleich bleibt bis in seine seltsamsten Irrgänge. Halten wir aber an der Einheit des Menschengeschlechtes fest, so bleibt folgerichtig gar nichts übrig, als die Verschiedenheiten für erworben, für ein Produkt der äußeren Umstände zu erklären. Was aber erworben ist, das kann auch wieder verloren gehen, und wir gelangen damit zu dem Satz, daß die Rassen-eigenschaften nicht von ewiger Dauer sind. Nur über das Tempo, in dem der Rassencharakter sich verändert, kann Streit herrschen.

Daß das Milieu, die Umgebung im weitesten Sinne, die Völker beeinflusst, hat wohl noch niemand im Ernste bestritten, es kann sich nur darum handeln, wie weit dieser Einfluß reicht. Das Gebirge wirkt anders auf seine Bewohner als die Ebene, der Urwald erzieht andere Menschen als die Wüste, ein küstenbewohnendes Fischervolk nimmt andere Eigenschaften an als ein Volk steppenbewohnender Reiter. Namentlich körperlich dürften diese Einflüsse sich sehr deutlich zeigen; man denke nur an die wetter-

harten Züge unserer nordischen Schiffer. Daß die Hautfarbe mit dem Klima zusammenhängt, ist zwar oft geleugnet worden, und allerdings liegt die Sache nicht so einfach, wie die Alten glaubten, daß die Menschen, je näher dem Aequator, desto dunkler werden. Daß aber dennoch die Hitze, neben anderen vorläufig unbekanntem Faktoren, eine sehr wesentliche, wenn nicht die Hauptursache der Dunkelung sei, ist eine Meinung, die immer wieder laut werden wird, weil zu viele Erfahrungen des täglichen Lebens dafür sprechen. Selbst die Farbe der Haare und Augen kann sehr wohl auf äußeren Einflüssen beruhen, statt auf ursprünglicher Rassenverschiedenheit. Die Frage dürfte wohl genauerer Erwägung wert sein, ob nicht der jahrhundertelange Aufenthalt in einem Klima von ausgesprochener Eigenart darauf Einfluß üben sollte. Eine andere Frage scheint im Gesichtskreis der Anthropologen überhaupt noch kaum aufgetaucht zu sein, die nämlich, ob nicht die verschiedenartige Ernährung sich physiologisch bemerkbar macht. Wenn das eine Volk fast nur von Pflanzen lebt, ein anderes von Fischen oder Muscheln, wenn die einen Milchtrinker sind, die anderen die Milch verabscheuen, jene Salz genießen, diese es verschmähen, so wäre es gewiß nicht wunderbar, wenn nach einer Reihe von Generationen der Körper die Spuren dieser verschiedenen Ernährungsweisen zeigte. Wie dem auch sei, sicher ist, daß solche physiologischen Merkmale wie Haarfarbe und ähnliches keineswegs so beständig sind, wie viele, auch Anthropologen von Fach, sich einreden. Wir haben ein merkwürdiges Beispiel an den Kelten Galliens. Diese werden von allen Schriftstellern der Römer bis in die spätere Kaiserzeit als blond geschildert. Ihre Nachkommen aber, die heutigen Franzosen, sind dunkel, und doch haben seitdem die Gallier nur einen einzigen bedeutenderen Zusatz erhalten, nämlich von seiten der Deutschen, durch den die Blondheit, wie man meinen sollte, sich eher noch gesteigert haben müßte. Somit diese Veränderung zusammenhängt, hat noch niemand erklärt. Auf jeden Fall hat man, so lange diese Dinge noch völlig im Dunkel liegen, kein Recht, aus körperlichen Merkmalen auf ursprüngliche Rassenverschiedenheit zu schließen.

Die Hypothese, daß die Verschiedenheiten etwas Erworbenes seien, werden wir danach vorläufig noch nicht zu Gunsten der Rassen-theorie aufgeben. Was vor allem gegen die Einteilung der Menschheit spricht, ist die Tatsache, daß die Rassen, die man immer wieder abzugrenzen sich abgemüht hat, alle durch unmerk-

liche Abstufungen ineinander übergehen. Zwischen dem Europäer und dem Neger scheint allerdings eine gewaltige Kluft zu liegen. Aber es scheint nur so, der Uebergang ist auch hier ganz allmählich. Je mehr man sich von Europa entfernt, desto schärfer tritt der Negertypus hervor: der Gesichtswinkel wird kleiner, die Bronzefarbe dunkler, das Haar kürzer, der Bart spärlicher. Aufrichtige Reisende erklären, nicht zu wissen, wo der Neger anfängt, und wollen von einer absoluten Rasseneinteilung nichts hören. Zwar suchen die Rassentheoretiker diese Uebergänge aus der Blutmischung zu erklären, und ohne Frage hat sie eine große Rolle gespielt. Aber daß es irgendwo und irgendwann reine Rassen gegeben habe, ist damit nicht erwiesen, sondern nur als möglich hingestellt, und die Last des Beweises fällt jenen zu. Vorläufig haben wir die einfachere Hypothese vom Einfluß des Milieus. Gewiß ist ein Australneger ein ganz anderer Mensch als ein Eskimo. Sähe ein Zoologe zwei so sehr von einander abweichende Tiere, er würde beim ersten Anblick nicht zögern, sie zwei verschiedenen Arten zuzuteilen. Aber Australneger und Eskimos leben auch unter sehr verschiedenen Bedingungen, und das seit ungezählten Jahrtausenden. Der Unterschied ist lange nicht so stark wie bei manchen Rassen unserer Haustiere. Bei den wilden Pferden der amerikanischen Steppen, die erst seit vierhundert Jahren ihre neue Heimat bewohnen, hat sich schon ein ausgesprochener Typus gebildet, einzig und allein durch die veränderten Verhältnisse.

Für das Physiologische ist die Natur des Landes sicher von großer Bedeutung. Ebenso sicher aber ist, daß der innere Mensch weit weniger davon beeinflusst wird. Die älteren Geschichtsphilosophen, wie z. B. Montesquieu, glaubten die Unterschiede der Menschen hauptsächlich aus dem „Klima“ (welches Wort sie allerdings weiter faßten als wir) herleiten zu müssen. Heiße Länder sollten z. B. eine erschlaffende, kalte eine kräftigende Wirkung üben. Deshalb sollte in ersteren der Despotismus und die Sklaverei, in letzteren die Freiheit zu Hause sein. Der Vordersatz beruhte auf einer unberechtigten Verallgemeinerung. Was für uns Nordländer gilt, wenn wir unvermittelt in ein heißes Land verpflanzt werden, das gilt noch lange nicht für die an das Klima gewöhnten Einheimischen. Deshalb stimmte auch die Schlußfolgerung nicht zu den Tatsachen, vielmehr können wir in mehreren Ländern, deren Geschichte uns für einen längeren Zeitraum bekannt ist, einen Wechsel der verschiedensten Verfassungen wahrnehmen.

Ferner hat z. B. noch Renan der Wüste einen Einfluß auf das religiöse Empfinden zuschreiben wollen. Darin liegt eine unberechtigte Uebertragung der Gefühle, die uns Kulturmenschen bewegen, auf die der Naturvölker. Man ging noch weiter und behauptete, die Wüste in ihrer einförmigen Großartigkeit begünstige den Monotheismus, wogegen eine reichere und mannigfaltigere Natur zum Polytheismus führe. Das beruht auf der Verallgemeinerung eines einzigen historischen Falls. Auch sehen wir jetzt genauer in der Frage der Entstehung der Religionen und können als sicher hinstellen, daß sie nicht aus gemütvoller, sinniger Naturbetrachtung entspringen, sondern daß es das furchtbare und räthselvolle Phänomen des Todes war, das den Urmenschen mit Grauen und Entsetzen packte und ihn dazu führte, das All mit Spukgestalten, abgetriebenen Seelen zu bevölkern, von deren gespenstischem Treiben alles Unheil, Krankheit, Tod, Unwetter ausgingen. Für die Erscheinungen, die zuerst das religiöse Denken anregten, boten sich die Bedingungen überall gleichermaßen, und daher waren überall Geisterglaube, Ahnenkult, Totenverehrung die Grundlagen der Religion. Gegenüber jenen übermächtigen Erscheinungen tritt die Natur des Landes als ganz unwesentlich zurück.

Ein ähnlicher Gemeinplatz ist es, daß der heitere griechische Himmel die heitere griechische Kunst großgezogen habe. Die Regel hält auch hier nicht Stich, schon Bessel hat mit Recht darauf hingewiesen, daß auf der Hochebene von Mexiko, in einer der köstlichsten Gegenden der Erde, das hochentwickelte, aber grausame, blutdürstige Volk der Azteken wohnte. Mit der berühmten griechischen Heiterkeit ist es übrigens auch so eine Sache, die besten Kenner wollen davon nicht viel wissen, sie verweisen bei diesem kunstliebenden Volke auf Züge großer Härte und Gefühllosigkeit, wie die Massenhinrichtungen politischer Gegner in den ewigen Bürgerkriegen, und selbst die griechische Religion, von der die meisten nur die anmutigen Götterfagen kennen, stellt sich in der Nähe besehen ganz anders dar, sie entbehrte der wilden und blutdürstigen Züge keineswegs, sind doch sogar Menschenopfer auf griechischem Boden noch bis in die klassische Zeit dargebracht worden. Der Charakter eines Volkes, wir werden immer wieder darauf zurückgeführt, ist eben ein Produkt der Entwicklung, auf den gleichen Entwicklungsstufen sind die Menschen der verschiedensten Himmelsstriche im wesentlichen einander gleich.

Noch ärger verrennt sich die vulgäre Völkerpsychologie des

Laienpublicums, wenn sie den Bewohnern des Nordens ein ruhiges, bedächtiges, den Südländern ein lebhafteres Temperament zuerteilt. Wahrscheinlich liegen diesem Vorurteil Tatsachen, und seien sie noch so fadenscheinig, überhaupt nicht zu Grunde, sondern es sind einfach sprachliche Metaphern, die das Urteil irreführt haben. Eine heiße Gegend und Heißblütigkeit, Kühle des Klimas und ein kühles Temperament — das paßt doch gar zu schön. Doch glaube man nicht, daß nur Ungelehrte in solchen Vorurteilen befangen sind. Glaubte doch selbst Häuffer, die feurige Beredsamkeit Mirabeaus aus seiner jübländischen Abstammung erklären zu müssen — Mirabeau legte sich nämlich eine italienische Herkunft bei, was nebenbei, wie man jetzt weiß, eitel Gekunker war.

In anderer Beziehung dagegen ist das Milieu von einer kaum zu überschätzenden Wichtigkeit: die Gunst oder Ungunst der Lage, die Form des Landes, die Nähe und Beschaffenheit der Küste, die der Flüsse, die Nachbarschaft wichtiger Kulturzentren — das sind alles hochwichtige Umstände. Namentlich auf das Tempo der Entwicklung wirken sie ein. Nehmen wir Griechenland. Soviel hat kein Volk für die Menschheit geleistet wie die Hellenen. Aber es gibt auch auf dem ganzen Erdball nur ein Hellas, man findet nirgends wieder eine Gegend, wo so viele natürliche Vorzüge vereinigt sind wie in der Umgegend des Ägäischen Meeres. Zu dem milden Klima und der Fruchtbarkeit gesellen sich die Vorteile einer Küstenbeschaffenheit, die den Verkehr begünstigt, zur Schifffahrt einlädt und namentlich ihre ersten, noch zaghaften Schritte erleichtert, gesellte sich ferner im Altertum die Nachbarschaft mehrerer hochentwickelten Kulturvölker. Ein so vielseitig ausgestattetes Gebiet war nötig, um das vielseitige Griechenvolk hervorzubringen. Wie wenig die bloße Begabung der Rasse (die man darum nicht zu leugnen braucht) ohne jene Vorteile vermochte, sieht man am deutlichsten daran, daß echt griechische Stämme, wie die Arkader, die Epiroten, die Makedonier, in der Kultur genau in demselben Maße zurückblieben, wie sie an jenen geographischen Vorzügen geringeren Anteil hatten. Heute liegt dies herrliche Land brach, nicht weil die Rasse sich geändert hätte (denn die Behauptung Fallmerayers, die modernen Griechen wären Slaven mit griechischer Sprache, kann als abgetan gelten), sondern weil die Gegend einen Teil ihrer Vorzüge eingebüßt hat. Die Gunst der Lage wechselt, und die bereits erstarrte Kultur stellt andere Anforderungen als die sich erst entwickelnde. Für die moderne Industrie und den

Welthandel sind andere Länder besser geeignet, und darin vor allem liegt die Erklärung für das Zurücktreten Griechenlands.

Das den übrigen Kulturkreisen entrückte Amerika hat aus eigener Kraft nicht so hohe Kulturen hervorbringen können wie die Alte Welt. Australien aber, wo sich Entlegenheit mit Ungunst des Klimas und der Küstengliederung paart, hat eben deshalb die niedrigsten Urbewohner. Von ihm kann man wahrlich sagen: es ist ein Erdteil, wie er nicht sein soll. Eine kurze, heftige Regenzeit wechselt mit langer Dürre, an Halbinseln, küstennahen Inseln und Meerbusen fehlt es fast gänzlich, Flüsse von einiger Bedeutung finden sich nur an der Südostseite, die der übrigen bewohnten Welt am fernsten liegt. Dazu fehlten ursprünglich alle Säugetiere außer einigen sonderbaren, vorweltlichen Geschöpfen, die sich nicht zur Zähmung eigneten. Und nicht viel geringer war die Armut an Nutzpflanzen. Auch Amerika, namentlich Südamerika, ist im Vergleich zu der alten Welt stiefmütterlich ausgestattet. Auch hier fehlten zähmbare Säugetiere fast ganz. Man unterschätze die Folgen dieser Tatsache nicht. Das Fehlen von fleisch- und milchpendenden Tieren bedeutet das Fehlen der Viehzucht, diese aber bildet den bequemsten Uebergang vom Jägerleben zur Sesshaftigkeit, und wo diese Stufe fehlte, da war den Jägervölkern das Aufsteigen unendlich erschwert. Das Fehlen von Zugtieren aber bedeutet das Fehlen des Pfluges und des Wagens, ohne die wir uns eine höhere Wirtschaft kaum vorstellen können. Wo ein Lasttier, allerdings nur ein wenig leistungsfähiges, das Lama, sich darbot, da sehen wir auch sofort die Wirkung dieses natürlichen Segens; in der Heimat des Lamas erblühte die Kultur der Inkas, eine der höchsten Amerikas. Was in Europa die Umgebung des Megäischen Meeres war, das waren in Amerika, freilich in sehr abgeschwächtem Maße, die Küsten des Golfs von Mexiko und des Antillenmeeres, unter diesen aber hat die Halbinsel Yucatan die günstigste Lage; und in der That scheint es, daß unter allen Völkern der sogenannten roten Rasse die Yucateken am weitesten gelangt sind.

Auch fehlt es nicht an Beispielen, daß Angehörige hochentwickelter Nationen, in ein ungünstiges Milieu versetzt, von ihrer Höhe herabsanken. Ueberall hat die Erfahrung gezeigt, daß Abkömmlinge eines sogenannten begabten Volkes, die auf entlegene Inseln oder sonst in ein weltentrücktes Gebiet sich verirren, dort ihre anfänglichen Talente und Fertigkeiten allmählich einbüßen, bis

sie sich in nichts von den unzivilisierten Nachbarn unterscheiden. Gewöhnlich sind es die Kühnsten, Klügsten und geistig Regsamsten, die sich in unbekannte Fernen wagen. Wären die Gesetze der Vererbung das Entscheidende, so müßten gerade solche weltferne Gebiete eine besonders kräftige und begabte Bevölkerung aufweisen. Aber die geographischen Umstände sind stärker als das Erbteil des Bluts.

In welchem Maße das Volk ein Produkt seines Landes ist, wie der Volkscharakter durch die äußeren Einflüsse gemodelt wird, dafür ist auch Palästina ein redendes Beispiel. Gewiß hat das Volk Israel in der Geschichte eine Rolle gespielt, die zu seiner Größe in gar keinem Verhältnis steht. Daß es sich so früh zu einer monotheistischen Religion und zu verhältnismäßig hohen ethischen Vorschriften emporgearbeitet hat, das wird immer merkwürdig bleiben, und in den Augen denkender Menschen wird diese Erscheinung an Interesse nur gewinnen, wenn sie mit kritisch geschärftem Auge erkennen, wie der Monotheismus nicht vom Himmel gefallen, auch nicht durch einen weisen Gesetzgeber einem rohen, abergläubischen Hirtenvolke eingepflanzt worden ist (was nicht merkwürdig, sondern schlechthin ein Wunder, eine psychologische Unmöglichkeit wäre), sondern allmählich unter heißem Ringen und infolge eigenartiger Umstände zum unverlierbaren Besitz des Volkes geworden ist. Diese idealen Güter gehören dem Volke Israel ganz und gar. Die alten Versuche, sie aus einer uralten ägyptischen Priesterweisheit herzuleiten, sind ebenso unglücklich wie die neuen, sie als aus Babel hergeborgt nachzuweisen. Eine Religion von solcher Kraft und Tiefe läßt sich nicht importieren wie Kaffee oder Tabak, sie will erarbeitet sein, sie verlangt als Untergrund ein nationales Leben von mächtiger Eigenart, wie ein Baum nicht ohne eine tiefe, nährnde Erdschicht gedeiht.

Palästina ist aber auch einer der merkwürdigsten Flecke der Erde. Schon solch ein klimatischer Gegensatz, wie ihn die glühend heiße Bodensenkung und die fruchtbaren Gebirgsabhänge bieten, ist etwas sehr eigenartiges, aber dies ist doch nicht der bemerkenswerteste geographische Umstand. Ich weiß nicht, ob es schon einem Historiker aufgefallen ist, daß dies Land gegen friedliche Einflüsse so gut wie gänzlich abgeschlossen, dagegen den fremden Eroberern bequem zu erreichen war. Die schmalen Verbindungen nach Norden und Süden ließen keinen Einwandererstrom friedlicher Nachbarn hereinfluten, genügten aber für den Durchmarsch feindlicher Heere.

Als eine Art Landenge zwischen dem Mittelmeer und der syrisch-arabischen Wüste mußte das Ländchen jedesmal, wenn die Nachhaber des Nil- und des Euphratlandes zusammenstießen, als Durchgang und nicht selten als Schlachtfeld dienen. Es läßt sich an der Hand der biblischen Schriften, wenn wir die assyrischen Berichte daneben halten, ganz deutlich verfolgen, wie seit dem 9. Jahrhundert die Drangsale, denen Israel, erst durch die Syrer, dann durch die Assyrer, schutzlos preisgegeben war, eine höchst merkwürdige Geistesrichtung, die Prophetie, erzeugten. Hier haben wir ein Motiv, und wahrscheinlich das wesentlichste, für das Zurückziehen auf sich selbst, für die ausschließliche, herbe Betonung des Kults und für die Ausbildung eines Kirchenstaats, der den Übergang des politischen Gemeinwesens überdauert. Ein Volk, das von den Nachbarn fast nur feindliches erfuhr, mußte wohl so einseitig, so eigenartig sich entwickeln. Der Monotheismus war nicht von vornherein fertig, anfangs wurde den fremden Göttern nur die Verehrung verweigert, erst später (seit dem 6. Jahrhundert) wurden sie geradezu verneint, während Jahweh aus dem Landesgott zum Herrn der Welten wurde. So widerlegt eine eingehendere historisch-geographische Betrachtung die Ansicht, die z. B. Bessel äußert, das Christentum habe ebensogut an irgend einem anderen Punkt der Erde entstehen können.

Die Rassen-theoretiker, soweit sie vernünftigen Gründen sich nicht verschließen, erkennen den Einfluß des Milieus an, wollen ihn aber so gut wie ganz in die Urzeit zurückverlegen, weil sie hoffen, auf diese Weise ihr Axiom von den grundsätzlich getrennten, verschieden beanlagten Rassen festhalten zu können. So sagt Gustav Kraitschek in einem Aufsatz: Die Menschenrassen Europas (Politisch-Anthropologische Revue, 1. Jahrg., Heft 7, Oktob. 1902): „Die umgebende Natur hat ganz sicher auf die physische und psychische Entwicklung der Menschen einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, der Fehler liegt jedoch darin, daß man der relativ kurzen Spanne der historischen Zeit eine zu große Bedeutung beimäÙ, die langen Zeiträume prähistorischer Entwicklung aber vollständig ignorierte. Es soll nicht etwa behauptet werden, daß in historischer Zeit die Entwicklung stehen geblieben wäre, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt eine große Unwahrscheinlichkeit — diese Aenderungen in historischer Zeit jedoch verschwinden gegenüber der Wirkung der prähistorischen Perioden. In physischer und in psychischer Beziehung scharf charakterisiert

treten die verschiedenen Menschenrassen in die Geschichte ein. Aus dem Dunkel der Vorzeit bringen sie die allerdings einst unter dem Einfluß bestimmter geographischer Verhältnisse erworbenen Eigenschaften als elementare Grundlagen ihres historischen Handelns mit ins geschichtliche Leben. Wohl wirken auf ihre weitere Entwicklung die mannigfachsten Umstände ein, die Lage und Beschaffenheit ihres Wohnsitzes, das Klima, die Berührung mit anderen Völkern, die wirtschaftliche Entwicklung. Durch alle diese Faktoren wird eine unendliche Differenzierung der Völker einer und derselben Rasse bedingt, ohne daß aber die gemeinsame Grundlage, der aus der fernen Vorzeit stammende Rassencharakter, je verloren geht; er bildet die Basis, aber auch die Grenze jeglicher Leistung.“

Prüfen wir diese Sätze! „In physischer und in psychischer Beziehung scharf charakterisiert treten die verschiedenen Menschenrassen in die Geschichte ein.“ Erfahrungsgemäß nachweisen läßt sich weder dieser Satz noch sein Gegenteil. Die Urgeschichte der Indoeuropäer, der Semiten, der Mongolen und was sonst noch für Rassen ins geschichtliche Leben eingegriffen haben, ist uns ein Buch mit sieben Siegeln. Aus Analogiegründen aber muß man die Wahrheit jener These bestreiten. Alle geschichtlichen und ethnographischen Tatsachen führen zu der Erkenntnis, daß, je weiter wir zurückgehen, die Ähnlichkeit unter den Völkern immer größer wird, und der Schluß liegt nahe, daß es in der uns unerreichbaren Urzeit überhaupt keine scharf charakterisierten Völkertypen gegeben habe. Wo die Lebensweise einfach ist, da macht es dem Angehörigen des einen Volkes keine übergroße Schwierigkeit, in einem andern aufzugehen. Die Hunnen erschienen ums Jahr 370 in Europa und setzten sich bald darauf im heutigen Ungarn fest. Sie gerieten hier in innige Berührung mit germanischen Volkselementen, namentlich Goten, und was ist die Folge? Das wilde Reitervolk fügt sich in die Weise der zivilisierteren Germanen. Der byzantinische Geschichtsschreiber Priskos, der sie unter Attila besuchte, beschreibt sie fast wie Deutsche. Und das nach einer gegenseitigen Berührung von nur zwei Generationen! Hätte das Hunnenreich länger bestanden, sicher wäre die Scheidelinie zwischen Goten und Hunnen völlig verwischt worden, es hätte sich ein hunnisch-gotisches Mischvolk gebildet. In diesem Falle ist es dazu nicht gekommen, aber in hundert anderen Fällen ist die Ver-

schmelzung eingetreten. Wie oft stehen die Historiker ratlos vor einem Volksstamm, der eine hält ihn für germanisch, der andere für slavisch, und in Wahrheit haben beide recht. Wo zwei Rassen sich berühren, da gibt es Mischvölker, das ist für die ältere Zeit eine unverbrüchliche Regel.

Die den Urvölkern zugeschriebene Neigung, ihre Rasse rein zu erhalten, existiert nicht. Zur Widerlegung genügt schon die eine Tatsache, daß es auf einer gewissen Kulturstufe überall Vorkommt, die Weiber aus einem fremden Stamm zu rauben. Die römische Sage vom Raub der Sabinerinnen fußt auf diesem Brauch, im Buch der Richter findet sich eine ähnliche Raubjagd, das schwedische Wort für Hochzeit, bröllop (eigentlich Brautlauf) versetzt uns in eine Zeit, wo der Bräutigam wie ein Räuber der Braut nachjagte. Den Ethnologen darf man mit solchen Beispielen überhaupt nicht kommen, sie fallen ihnen gleich zu Dutzenden bei. Ferner gelangen alle Völker früher oder später dazu, Sklaven zu halten, und wieviel fremdes Blut durch den Sklavenhandel, der seine Ware oft aus weit entfernten Ländern herbeiholt, zugeführt wird, das ist kaum auszudenken. Zwar gibt es auch Beispiele, daß ein Volk sich absondert, wie die Hindus mit ihren Kasten. Doch diese Ausnahme erklärt sich daraus, daß die Hindus bei ihrer Einwanderung in Hindostan mit Völkern zusammentrafen, die ihnen entweder physiologisch sehr fern oder kulturell tief unter ihnen standen oder beides. Uebrigens konnte selbst diese strenge Gesetzgebung die zuvor bereits eingetretene weitgehende Blutmischung nicht wieder rückgängig machen.

Die Grenzen der Völker sind, je früher desto mehr, verschwimmend. Wo zwei Stämme einander berührten, da war zwar wechselseitige Feindschaft und Bekriegung die Regel, aber auch friedliche Beziehungen fehlten nicht. Kriegsgefangene wurden zwar meist getötet, aber auch nicht selten als gleichberechtigte Genossen aufgenommen. Bei den Trojesen und Huronen entschieden die Frauen, ob die Kriegsgefangenen am Marterpfahl enden oder Glieder des Stammes werden sollten. Die Entscheidung hing von dem stärkeren oder schwächeren Bedürfnis nach Wehrfähigen ab. Auch Verschmelzung ganzer Stämme war häufig. Zu jedem größeren Kriegszug mußte fremde Hilfe nachgesucht werden, und die Stammesbündnisse führten, wenn ihr Beweggrund andauerte, in der Regel zur Verschmelzung. So sind in historischer Zeit, seit dem Beginn der Angriffe gegen das römische Reich, die

deutschen Stämme der Sachsen, Franken, Alemannen und etwas später der Baiern entstanden. Wer sieht es ihnen einige Jahrhunderte später noch an, daß sie aus ganz verschiedenen Elementen zusammengeschweißt sind? Man pflegte, wenn man eine solche Verbrüderung einging, nicht erst ängstlich nach der Rasse zu forschen. Unter den damaligen Verhältnissen, wo es noch kein Nationalbewußtsein gab, war jeder Gau von ein paar tausend Köpfen eine politische Einheit; der Nachbar, der ein paar Meilen weiter wohnte, war schon ein Fremder. Dies war ein politischer Begriff, kein ethnologischer. Zwangen dann die Umstände einmal dazu, sich mit Fremden zusammenzutun, so verschlug es nichts, ob man die Schranken der nationalen Zusammengehörigkeit (der man sich ja noch gar nicht bewußt war) übersprang oder nicht. So fand ein fortwährendes Sineinandersfließen der Rassen statt. Die Bandalen trafen im Jahre 410 mit den Alanen zusammen, einem Volke von unbestimmter ethnographischer Stellung. Wahrscheinlich waren sie den Hunnen verwandt, jedenfalls waren sie ursprünglich keine Germanen, wenn auch einigermaßen germanisiert. Nachdem die Alanen durch die Römer eine furchtbare Niederlage erlitten hatten, verbrüdeten sich ihre Reste mit den Bandalen, deren Könige sich seitdem offiziell Könige der Bandalen und Alanen nannten. Der Vorfall ist typisch. Das „Völkerchaos“, das Gobineau und seine Nachfolger als eine Ursache des mit gesteigerter Zivilisation verbundenen nationalen Verfalls ansehen, ist in Wahrheit recht eigentlich eine Erscheinung der Urzeiten.

Man wird einwenden, daß im allgemeinen die Vermischung nur an den Grenzen eingetreten, daß aber der Kern der Völker im Innern sich rein erhalten habe. Aber man übersieht hier eine fundamentale Tatsache der Urgeschichte: die Völkerwanderungen. Es ist für uns schwer, sich vorzustellen, in welchem Maße in der älteren Zeit die Völker durcheinandergerüttelt worden sind. Das Wandern ist ihr Lebenselement, Entfernungen scheinen für sie nicht zu existieren. Den Naturvölkern fehlten unsere heutigen Verkehrsmittel, aber sie ersetzten diesen Mangel reichlich durch Bedürfnislosigkeit und Abhärtung. Auf Menschenleben kam es nicht an, wer unterwegs liegen blieb, blieb liegen. Nicht Gebirge, ob noch so hoch und unwegsam, nicht Meere geboten der Wanderung Halt. Die Kelten ließen sich durch die Pyrenäen und Alpen nicht abschrecken, einen breiten Strom von Auswanderern

nach Spanien und Italien zu ergießen, und bis Kleinasien ging ihr Zug. Die eisstarrende Baffins-Bai hinderte die Eskimos nicht, auf ihren winzigen Canoes vom arktischen Archipel nach Grönland überzusetzen. In den ersten Jahrhunderten nach Christi treffen wir Bruchteile eines und desselben germanischen Stammes bald in der Karpatengegend, bald am Rhein, bald an der Ostsee, bald in Südrußland, ja bis Kleinasien und Afrika verirrt sich einzelne Trupp. Und es zogen keineswegs bloß die Krieger, sondern in der Regel führten sie auf großen Wagen auch Weiber und Kinder mit. Das ist keine alleinstehende Erscheinung. Schon Thukydides hat betont, daß das sorglose Wechseln der Wohnsitz für niedrige Kulturzustände charakteristisch ist, und er hat auch schon mit sicherem Blick die Ursache bezeichnet, die in den wirtschaftlichen Verhältnissen liegt und deshalb allgemeine Gültigkeit hat. Daß aber ein Stamm, wenn er vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen wanderte, auch zahlreiche stammfremde Elemente überall mitschleppte, ist selbstverständlich. Also nicht „scharf charakterisiert“, wie Kraitschek meint, treten die Völker in die Geschichte ein; was sie an Eigenschaften, an Sitten und Anschauungen mitbringen, ist im Gegenteil nicht viel mehr als das Allgemeinmenschliche, der nationale Typus bildet sich erst nach der Niederlassung, wenn die geographischen Verhältnisse die plastische Masse zu formen beginnen.

Daß gerade auf höheren Kulturstufen die Differenzierung und Absonderung zunimmt, spricht sogar Chamberlain aus, und es ist dies einer von seinen wenigen guten Gedanken. Er meint (z. B. Bd. I S. 293), „daß das frühe Menschengeschlecht ein bewegliches, verhältnismäßig farbloses Aggregat war, aus welchem heraus die einzelnen Typen in zunehmender Divergenz und zunehmend scharfer Individualität hervorgewachsen sind. Nicht also aus Rassentum zur Rassenlosigkeit ist der normale gesunde Entwicklungsgang der Menschheit, sondern im Gegenteil aus der Rassenlosigkeit zur immer schärferen Ausprägung der Rasse.“ Bis auf den letzten, schon ins Gebiet der „Rassenhygiene“ gehörigen Satz können wir dies unterschreiben.

So lange Zeiträume, wie Kraitschek meint, sind zur Ausbildung der nationalen Besonderheit nicht erforderlich. Ziele sie in der Tat, wie er meint, in die „langen Zeiträume prähistorischer Entwicklung“, so wäre die Wissenschaft vor eine unlösbare Aufgabe gestellt, und der Dilettantismus könnte im Trüben fischen. Die

Sache liegt aber viel günstiger. Das schon angeführte Beispiel des Volkes Israel beweist, daß die geographischen Umstände, wenn sie nur sehr ausgeprägter Art sind, ihr Werk in einem Zeitraume tun können, den wir trotz der Beschränktheit unseres Horizonts sehr wohl überblicken. Der jüdische Monotheismus, diese Frucht eines ganz eigenartigen nationalen Sonderlebens, war im sechsten Jahrhundert fertig, und zu eben dieser Zeit war das jüdische Volk ein scharf von allen umgebenden und stammverwandten Völkern absonderter Typus. Damals aber kann das Volk kaum 7—800 Jahre in Palästina gewohnt haben, und die volle Selbstständigkeit datiert aus noch jüngerer Zeit. Ehe ihr Geist jene besondere Richtung nahm, waren die Israeliten wie die anderen kriegerischen Beduinenstämme der Wüste, und wie sehr insbesondere ihre Religion, auf die es uns hier ankommt, der der anderen Völker gleicher Kulturstufe ähnelte, das sehen wir noch deutlich aus den mit älteren Religionsvorstellungen durchtränkten Fragmenten, die hie und da in das alte Testament eingesprengt sind. Da genießt Jahweh, wenn er auch schon der vornehmste, der Landesgott ist, noch nicht ausschließlich Verehrung. Da begegnen uns Hausgötzen (teraphim), die wir uns wahrscheinlich den Penaten der Römer ähnlich zu denken haben. Da ist die Gunst der Gottheit an den Besitz eines Götzenbildes geknüpft, so daß eine vorbeziehende Räuberhorde den Fetisch samt dem ihn bedienenden Priester stehlen kann und der Besitzer ihnen jammernnd nachruft: Ihr habt mir meinen Gott gestohlen! Bäume und Höhen wurden verehrt wie bei den Germanen, das Familienleben und das religiöse Leben deckte sich, ganz wie bei arischen Völkern. Wilde, ekstatische Züge treten auf, sie stechen seltsam ab von dem späteren, durchgeistigten Kult, finden aber ihr Seitenstück bei den Griechen und vielen vorderasiatischen Völkern. Dasselbe gilt von dem ausgebildeten Orakelwesen. Eine reiche Mythologie war diesen älteren Hebräern eigen, und hat auch die spätere theokratische Geschichtschreibung das meiste davon getilgt, so sprechen doch noch herrliche Reste, wie die Simsonsgage, deren Kern unverkennbar auf einem Sonnenmythus beruht, oder der sogenannte zweite Schöpfungsbericht, der ganz aus dem Zauberlande des Mythos stammt, für die hohe mythische Gestaltungskraft der Hebräer, die man törichterweise hat leugnen wollen. Dies Volk war sinnenfreudig und kraftstrotzend wie nur eines. Man sehe sich seine Lyrik an, nicht die Psalmen der theokratischen Dichter, sondern die markigen Kriegslieder der vor-

prophetischen Periode, deren uns der Zufall einige wenige in den historischen Büchern erhalten hat. Man glaubt sich in eine andere Welt versetzt, in die Welt Homers oder der germanischen Urzeit, auch an die Lieder der Beduinen aus vorislamischer Zeit wird man gemahnt. Hier sind tausend Blütenknospen, die durch den späteren Gang der Entwicklung geknickt wurden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Juden der theokratischen Zeit etwas völlig anderes waren als die alten Hebräer, ihre Ahnen. Diese radikale Umwandlung durch Aufnahme stammfremder Elemente zu erklären, wie das sonst beliebt ist, dürfte in diesem Falle nicht leicht sein. Das Beispiel ist eines der stärksten, steht aber keineswegs vereinzelt. Die Neuenglandstaaten sind größtenteils noch keine dreihundert Jahre alt, ja die große Mehrzahl ihrer heutigen Bewohner stammt von Kolonisten, die in noch weit späterer Zeit hinübergingen. Zum weitaus größten Teil sind die weißen Bewohner angelsächsischen Ursprungs, und der Verdacht, daß sie durch fremde Zusätze verunreinigt wären, ist völlig ausgeschlossen. Wenn trotzdem heute der Yankee dem Engländer des Mutterlandes so unähnlich geworden ist, so liegt das nur an dem veränderten Milieu. Wir können auch hier den Faktor, der die Veränderung bewirkt hat, genauer bezeichnen. Es ist die veränderte soziale Struktur, wie sie durch die neuen Verhältnisse und den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse geschaffen worden ist. Ebenso sind die Buren Südafrikas eine Neuschöpfung der Geschichte. Wer es nicht wußte, daß sie von Holländern abstammen, könnte es unmöglich ahnen, ja er würde in das größte Erstaunen geraten, daß die behäbigen, fleißigen, untrügerischen, peinlich sauberen Holländer solche Abkömmlinge haben sollen. Gleichwohl haben dreihundert Jahre in einer völlig veränderten Umgebung genügt, um diese Veränderung hervorzubringen.

Können wir nun nach all diesem überhaupt noch von Nationalcharakter reden? Ein Nationalcharakter im strengen Sinne wäre ein solcher, der einzig und allein durch die ethnische Zusammensetzung bedingt wäre, der sich, solange diese unverändert bleibt, durch alle Stadien der wirtschaftlichen Entwicklung, allen geographischen und geschichtlichen Einflüssen zum Trotz, behauptete. Gesezt, es gäbe einen Nationalcharakter in diesem Sinne, so wäre er jedenfalls schwer herauszufinden. Es sei erlaubt, hier ein Gleichnis anzuwenden. In abgeschlossenen Binnenmeeren gibt es, wie im offenen Meer, Ebbe und Flut. Aber auf den Wasserstand wirkt der

wechselnde Wind viel stärker ein als diese. Kame nun ein Unkundiger von der Nordsee nach der Ostsee und bemerkte, daß auch an der Küste der letzteren der Wasserstand wechselt, so würde er dies zunächst den Gezeiten zuschreiben, während doch in Wahrheit deren Einfluß vor dem des Windes so sehr zurücktritt, daß er überhaupt nicht bemerkt wird. So ist es mit dem Nationalcharakter. Wir sind geneigt, alle Eigenschaften eines Volkes auf Rechnung der ethnischen Zusammensetzung zu setzen und aus der Blutmischung zu erklären, was in Wahrheit nur durch besondere Umstände, sei es der kulturellen Entwicklung, sei es des Milieus, sei es der Religion, sei es der Geschichte, hervorgerufen ist und sich unter geänderten Verhältnissen rasch und spurlos wieder verliert.

Ohne Frage bemerken wir bei gewissen Völkern ausgesprochene körperliche Typen, obgleich nie bei allen Volksgenossen. Nehmen wir z. B. die Physiognomie eines Spaniers, wie man sie nicht selten sieht, mit seinem ganz leise an den Neger erinnernden Gesichtsschnitt, der schmalen niedrigen Stirn, der breiten Nase, der stark entwickelten unteren Gesichtspartie, dem schwarzen, krausen Haar, dem dunkeln, lebhaften Auge — es ist eine durchaus charakteristische Erscheinung, ganz anders als der Typus der angrenzenden Völker. Da das Äußere bis zu einem gewissen Grade der Spiegel der Seele ist, so könnte ebenso auch ein Nationalcharakter im ethischen und intellektuellen Sinne vorhanden sein. Wenn er sich auch nicht so klar und unzweideutig zu erkennen gibt wie der äußere Habitus, so gewährt es doch einen gewissen künstlerischen Reiz, seinen Spuren nachzugehen. Aber freilich sind die Schwierigkeiten ungeheuer, die sich einer wirklich wahrheitsgetreuen, vorurteilslosen, erschöpfenden Volksbeschreibung entgegenstellen. An Schlagwörtern und Phrasen ist kein Mangel, aber eine wissenschaftliche Darstellung soll noch erst ans Licht treten. Einstweilen kann man nur vor unbegründeten Verallgemeinerungen warnen und strengste Selbstbeschränkung üben.

Manche Tatsachen scheinen allerdings die Annahme nahe-zulegen, daß ein Volk von vornherein mit gewissen Anlagen behaftet sein kann, während andere ihm abgehen. Man denke an die Römer und ihren Gegensatz zu den Griechen. Was die Kulturstufe betrifft, so standen beide Völker in der Periode, die uns hier angeht, sich gleich. Das Milieu ist zwar nicht ganz das gleiche, aber man wird kaum behaupten wollen, daß die Unterschiede aus-

reichen, um den schroffen Gegensatz in den Geistesrichtungen zu erklären. Die Griechen ein Volk, das sein höchstes und bestes in den schönen Künsten, in Wissenschaft und Philosophie geleistet hat. Die Römer, abgesehen von einigen nicht sehr erheblichen Leistungen in der Dichtkunst, ohne alle originalen Verdienste auf diesen Gebieten, dagegen groß in praktischen Dingen, in Politik, Jurisprudenz, Baukunst. Der nüchterne Grundzug in ihrem Charakter läßt sich nicht weglegen, und eine befriedigende Erklärung dafür ist noch nicht gegeben worden.

Aber gleich dieses Beispiel, vielleicht das stärkste, das sich für den eigentlichen Nationalcharakter überhaupt aufreiben läßt, mahnt wiederum zur Vorsicht. Denn man vergeße nicht: von dem römischen Volk (wir sagen: das römische, ethnologisch richtiger wäre: das italische) ist das italienische entstammt. Und hier tritt jener Charakterzug keineswegs hervor. War Dante nüchtern? Entbehrte Michel Angelo des höheren Schwungs? Waren Macchiavelli, Galilei dürre Utilitarier? Man vergegenwärtige sich auch das Florenz der Mediceer, die Stätte des heitersten Sinnen-genusses. Es war dasselbe Land, wo einst die Etrusker wohnten, die wegen ihres finsternen, fanatischen Charakters berüchtigt waren, unermüdlige Grübler und Zukunftserforscher, deren Sinnen und Trachten zum großen Teil in Totendienst und düsterem Aberglauben aufging, wiewohl sie daneben auch, ganz praktisch und nüchtern, als Kaufleute und Baumeister sich hervortaten. Ein stärkerer Gegensatz als der zwischen ihnen und ihren Nachkommen zur Zeit des Boccaccio ist kaum denkbar.

Blutmischung! pflegt man in solchen Fällen zu erwidern. Die Italiener zur Zeit der Renaissance waren nicht unverfälschte Nachkommen der alten Italiker, sondern es waren um die Wende des Mittelalters deutsche Elemente hinzugekommen. Ich will hier nicht Gewicht darauf legen, daß die italienische Renaissance ein sehr wenig deutsches Gepräge hat, aber desto entschiedener griechische Züge trägt. Sie war nicht nur angeregt durch das Studium der griechischen Künstler und Philosophen, sie spiegelt auch, im guten wie im schlimmen, den Geist des klassischen Hellenentums wieder, in ihrem Schönheitskult wie in ihrer vor nichts zurückschreckenden Skepsis und ihrer oft gewissenlosen Sophistik. Wie gesagt, ich lege hierauf kein Gewicht, weil, wenn einer in der Renaissance nun einmal deutsche Züge finden will, er sich schwer widerlegen läßt. Aber auf einen andern Grundirrtum stoßen wir hier, den

man an der Hand der quellenmäßigen Forschung abtun kann. Verführt durch den Ausdruck Völkerwanderung, stellt man sich vielfach vor, daß Deutschland ungeheure Massen in die romanischen Länder ergossen habe und daß dadurch die Blutmischung der modernen Völker eine wesentliche Aenderung erfahren habe. In Wahrheit waren die Germanen, die in den römischen Provinzen sich niederließen, ganz unbedeutende Haufen, die unter den Millionen von Romanen völlig verschwanden. In einigen Fällen sind uns zuverlässige Zahlen überliefert. Die Vandalen zählten, als sie nach Afrika übersehten, nach der Angabe des glaubwürdigsten Gewährsmanns 80 000 Mann. Er sagt ausdrücklich, daß hier Greise, Kinder und Sklaven einbegriffen sind, höchst wahrscheinlich aber waren es auch die Frauen, denn die Zählung, die Geiserich veranstaltete, wird bezweckt haben, die Zahl der zur Ueberfahrt nötigen Schiffe zu ermitteln. Trotzdem waren die Vandalen ohne Frage einer der ansehnlichsten Wanderstämme. In anderen Fällen, wo fern gelegene romanische Länder von Germanen erobert wurden (von den Kolonisationen der Franken und Angelsachsen, die einen ganz anderen Charakter trugen, rede ich hier nicht), handelte es sich überhaupt nicht um Stämme, sondern um unbedeutende Splitter von solchen oder gar um bloße barbarische Heeresabteilungen in römischen Diensten. Dies gilt nicht nur von den Scharen des Odowaker, sondern ganz ebenso auch von den Goten, sowohl denen des Marich und Ataulf wie denen des Theoderich. Es waren flüchtige Haufen, die, lange umhergezogen und mit Bestandteilen aller Art, auch zahlreichen nichtgermanischen, untermischt, allen politischen Zusammenhang, alle nationalen Erinnerungen und alle germanische Art eingebüßt hatten. Die charakterlose Weise, wie sie ohne Spur von Widerstreben ihren angestammten Göttern den Rücken kehren, redet deutlich genug. Theoderich der Große hatte, solange er sich auf der Balkanhalbinsel herumzuschlug, zu Zeiten kaum 10 000 Krieger unter sich, und wenn auch die Stärke des Haufens, womit er nach Italien zog, nirgends angegeben wird, so werden es doch schwerlich mehr als 100 000 Seelen gewesen sein. Die Riesenzahlen, die einige unkritische Zeugen überliefert haben und die noch in vielen modernen Darstellungen figurieren, sind danach unweigerlich zu streichen.*)

*) Jene übertriebenen Vorstellungen von Millionen eingewanderter Germanen, die freilich noch vielfach herrschen, erledigen sich einfach durch die Erwägung, daß Deutschland zur Römerzeit höchstens 2—3 Millionen Einwohner gehabt

Vielleicht, wird man einwenden, erwiesen sich die Germanen in den neugewonnenen Ländern besonders lebensfähig und vermehrten sich stark. Aber das Gegenteil ist anzunehmen. Sie gerieten, zum Teil ganz unvermittelt, in eine fremdartige Umgebung, in ein ungewohntes Klima, wurden mit neuen Genüssen befannt. Ihr Fall lag ähnlich wie der so vieler Naturvölker, die, durch die Europäer mit neuen Kulturerrungenschaften befannt gemacht, rasch dahinschwanden. Von den Vandalen ist es bezeugt, daß sie sich durch Unmäßigkeit in kurzer Zeit zu Grunde richteten, von andern können wir es vermuten. Was diesem Schicksal entging, rettete sich nur durch Preisgabe seiner Nationalität, wie die Westgoten in Spanien, die ihre religiöse Sonderstellung aufgaben, die Lebensweise der Einheimischen annahmen, in Ehegemeinschaft mit ihnen traten, kurz alles Germanische abstreiften.

Bei den Franken liegt die Sache zwar etwas anders, hier haben wir nicht bloße Heerhaufen, sondern einen wirklichen Stamm, der sich kolonisierend vorwärtsschob. Aber eben deshalb und weil hier keine wirkliche Wanderung stattfand, war auch die Einwirkung eine örtlich eng umgrenzte. Nur im nordöstlichen Gallien erschienen Franken in geschlossener Masse, nur an der Grenze des germanischen Gebiets drückten sie dem Lande ihr Gepräge auf, und wie schwach alles in allem doch die Beimischung war, das beweist schon die eine Tatsache, an der nun einmal nicht zu rütteln ist, daß die französische Sprache, wenn sie auch manche deutsche Bestandteile aufgenommen hat, schließlich doch eine romanische Sprache geblieben ist. Der bei weitem größte Teil Galliens ist von germanischen Elementen fogut wie freigeblieben, denn die paar tausend Burgunden und Westgoten zählen nicht.

Hiernach mag man ermessen, wieviel von der Meinung zu halten ist, alles gesunde, alles grobe sei den Südeuropäern von den Germanen gekommen; eine Meinung, die heute unleugbar sich einer gewissen Modebeliebtheit erfreut und die, wenn nicht energisch dagegen Front gemacht wird, uns leicht in den Augen des Auslandes lächerlich machen könnte. Auch die Ansicht, daß sich im Adel der romanischen Völker die Germanen ziemlich unvermischt erhalten hätten, muß als von vornherein unglaubwürdig und über-

haben kann. Dies folgt aus den nationalökonomischen Tatsachen mit voller Sicherheit und kann heute nicht mehr geleugnet werden. Vgl. über diese ganze Frage H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, insbesondere in Bd. II. Buch 2 das Kapitel: Zahlen.

dies den Quellen widersprechend abgewiesen werden. Nicht einmal die Franken, die doch als ziemlich kompakte Masse das nord-östliche Gallien besiedelten, waren stark genug, um der neu sich bildenden Aristokratie ein ausschließlich germanisches Gepräge zu verleihen. Mag auch zugegeben werden, daß unter den Antrustionen, die von den Merowingern zu hohen Stellen befördert wurden, verhältnismäßig viele Deutsche waren, so braucht man doch nur den Gregor von Tours aufmerksam zu lesen, um zu erkennen, daß auch zahlreiche Romanen hohe Ämter bekleideten. Ueberdies haben die Franken ja nur einen verhältnismäßig kleinen Teil Galliens besiedelt. Ansichten wie die von Guizot u. a., daß die große Revolution eigentlich ein versteckter Rassenkampf war, in dem die unterdrückte gallische Rasse sich gegen die herrschenden Deutschen erhob, verdienen heute kaum noch eine Widerlegung. Bei den übrigen Romanen aber spielte das deutsche Element vollends kaum eine Rolle.*)

Gibt es bevorzugte Rassen? Sind die einen vermöge ihres Bluts zur Kultur, zur Herrschaft berufen, die andern auf ewig davon ausgeschlossen? Eine unbefangene Betrachtung der geschichtlichen und ethnographischen Tatsachen führt zur Verneinung dieser Frage. Zunächst sind Kulturvölker aus den verschiedensten Völkertypen hervorgegangen, und dies wäre noch häufiger geschehen ohne die Ungunst der geographischen Verhältnisse, die den meisten hindernd im Wege stand. Von der Kultur der amerikanischen Ureinwohner kann man nicht behaupten, daß sie der europäischen in sonst irgend etwas nachgestanden habe als darin, daß sie später sich zu entwickeln begonnen hat und infolge äußerer Umstände an

*) Nicht als ob eine Widerlegung nötig wäre, sondern nur zur Erweiterung des Lesers sei hier angeführt, mit welchen Beweismitteln Chamberlain es fertig bringt, beispielsweise Dante zum Deutschen zu machen. Eigentlich, meint er, bedürfe es gar nicht erst eines Beweises, aus Dantes Wesen und Werken folge seine germanische Nationalität ganz von selbst. Ueberdies war Dantes Großvater ein Krieger, von Kaiser Konrad zum Ritter geschlagen, also ist „die Abstammung aus rein germanischem Stamme so gut wie erwiesen“. (Vd. I S. 499). Nun wissen wir's! Die Italiener selbst hatten natürlich keine Krieger, was bei ihnen die Waffen trug, war germanisch, und der Hofentaufe Konrad IV. war natürlich ein solcher Stockdeutscher, daß er beileibe keinen Wältschen zum Ritter geschlagen hätte. Zum Ueberflus teilt uns Chamberlain noch mit, daß der Name Alighieri ein „gotischer“ ist. Er scheint nicht zu wissen, daß seit der Völkerwanderung in allen romanischen Ländern die deutschen Namen Mode geworden waren. Man kann ihr Eindringen Schritt für Schritt in den Urkunden verfolgen. Ginge es nach den Namen, dann freilich wären Frankreich, Italien und Spanien zu drei Vierteln germanisch.

ihrer vollen Entfaltung gehindert worden ist. Dann aber, und dieser Beweis ist noch zwingender, hat man Beispiele in Menge, daß einzelne Individuen, die den rohesten Völkerschaften entstammten, sich auf europäischen Schulen eine gelehrte Bildung erworben, als Ärzte, als Sprachforscher, als Geistliche u. dgl. gewirkt haben. Das sind Ausnahmen, wendet man ein. Wären sie es, sie genügten immerhin zur Widerlegung jenes starren und mitleidlosen Satzes, daß „die Rasse die Grenze jeglicher Leistung“ sei. Aber so ganz vereinzelt sind diese Fälle gar nicht. Ein Schullehrer in Jamaica urteilte nach einer 35 jährigen Praxis, daß in Begabung wie in moralischem Verhalten die farbigen Kinder den weißen ganz gleich stünden. Ein Pater berichtete über seine 400 Schulkinder zu Lagos, daß diese kleinen Schwarzen, was Gedächtnis und Auffassungsgabe angeht, ihren Altersgenossen in Europa durchaus nicht nachstehen. Würde das Experiment verallgemeinert, so würden die Neger zwar keine Europäer werden (denn der historisch gebildete Nationalcharakter, das Produkt von Jahrtausenden, kann nicht im Handumdrehen verwischt werden), aber man darf wohl annehmen, daß sie auf ihre Art, nach ihren besonderen Fähigkeiten und Anlagen, der Menschheit ihren Beitrag liefern würden. Unsere Rassentheoretiker sollten nicht so rasch bei der Hand sein, was andersartig ist, gleich für minderwertig zu erklären. Aber auch umgekehrte Fälle sind vorgekommen. Eine spanische Dame geriet mit ihren Kindern in die Gefangenschaft eines Indianerstammes, worin sie jahrelang verbleiben mußte, bis ein Lösegeld für sie eintraf. Ihre beiden Kinder jedoch, ein Sohn und eine Tochter, die unter den Rothhäuten aufgewachsen waren, verzichteten freiwillig auf die Rückkehr. Vielfach bezeugt sind Fälle, daß Europäer, die jahrzehntelang unter Wilden lebten, in dieser Umgebung selbst zu Wilden wurden, ihre Sitten, ihre Denkweise, ihren Aberglauben annahmen, ja sogar dem Laster der Menschenfresserei mit Begierde fröhnten. Wo bleibt hier die Stimme des Bluts? Warum regte sich nicht der europäische Geist in jenen beiden jungen Spaniern? Dürfen wir danach wirklich behaupten, daß der „Rassencharakter die Basis jeder Leistung“ sei, oder daß, wie von den Anhängern der rassenbiologischen Geschichtsauffassung verkündet wird, die Rassenunterschiede der Gliederung der Gesellschaft nach Ständen und Berufen zugrunde liegen? Jene Fälle beweisen aufs schlagendste, daß die Umgebung, wenn man sie nur ungestört wirken läßt, sich mächtiger erweist als das an-

gebliche Erbteil des Bluts, als die angestammten Nationaleigentümlichkeiten.

Man verweist auf die geschichtlichen Resultate. Gobineau sagt mit Bezug auf einen unkultivierten Stamm: „Warum hat er denn im Laufe der Jahrhunderte weder die Buchdruckerkunst noch die Dampfkraft entdeckt? Auch wäre ich berechtigt, ihn zu fragen, woher es denn komme, daß die Krieger seines Stammes keinen Cäsar noch Karl den Großen geliefert haben, und durch welches unerklärliche Versehen seine Söhne und seine Herrenmeister niemals Homere noch Hippokratesse geworden sind.“ (Bd. I S. 48) Das heißt denn doch die Beweisführung sich gar zu leicht machen! Ebenso gut hätte ein Römer oder Grieche vor zweitausend Jahren einen Germanen auffordern können, ihm zu zeigen, was sein Volk für die Zivilisation geleistet, und hätte, wenn der Germane beschämt verstummte, triumphierend erklären können, die Germanen seien eine minderwertige Rasse. Ein Volk kann die in ihm schlummern- den Anlagen nur unter günstigen Umständen entwickeln, und wo diese fehlen, braucht man noch lange nicht auf mangelnde Begabung zu schließen.

Ebenso verfehlt ist die Behauptung, daß besondere Vorzüge mit der Rassenreinheit verknüpft seien. Wenn den Bastardnationen ein sehr übler Ruf anhaftet, so lassen sich vielleicht die Mulatten und Metiszen Amerikas dafür mit einigem Schein von Wahrheit anführen, aber mit viel mehr Recht kann man auf Gründe sozialer Natur verweisen. Aber die reinen Rassen! Je weniger sie sich in concreto aufweisen lassen, desto schrankenloser kann sich hier die Phantasie ergehen. Es ist noch sehr die Frage, ob den Russen die Aufnahme zahlreicher mongolischer Elemente, den Skandinaviern der reichliche Beisatz finnischen Blutes, den Ostdeutschen die innige Durchdringung mit Slaven zum Nachteil gereicht hat. Nirgends kann die Blutmischung stärker gewesen sein als in Spanien, wo die Iberer, ein den Indoeuropäern ursprünglich ganz fern stehendes Volk, sich seit drei Jahrtausenden mit Kelten, Italikern, Germanen, Berbern, Semiten gemischt haben. Wird man darum etwa leugnen wollen, daß die spanische Nation der Menschheit hervorragende Dienste geleistet hat? An dem Beispiel der Engländer, lehrt Chamberlain (Bd. I S. 274), kann man den Wert der reineren „Inzüchtung“ kennen lernen. „England ist durch seine Insellage so gut wie abgeschlossen; die letzte (nicht sehr zahlreiche) Invasion fand vor 800 Jahren statt, seitdem sind nur

einige tausend Niederländer, später einige tausend Hugenotten hinübergekommen (alles Stammesverwandte), und so ist die augenblicklich unzweifelhaft stärkste Rasse Europas gezüchtet worden.“ Ein unglücklicheres Beispiel hätte kaum gewählt werden können. Wir wissen bestimmt, daß große Teile Britanniens im Altertum von einer völlig fremdartigen, unarischen Rasse bewohnt waren, die den späteren, keltischen Einwanderern, mit denen sie sich mischte, vielleicht nicht näher stand als uns die Indianer Amerikas. Es waren die Picten und Scoten der Alten. Dazu dann das keltische Element aus Gallien. Daß später die Abkömmlinge der Angelsachsen sich mit den Kelten, namentlich den ihnen größtenteils blutsfremden Schotten, den Wallisern, Cornen usw. nicht gemischt haben sollten, wird wohl keiner glauben. Vom 9. bis zum 11. Jahrhundert kam ein starker Strom dänischer Einwanderer. Dann erschienen die französierten und stark mit Franzosen vermischten Normannen und mit ihnen kriegerische Abenteurer aus aller Welt. Jahrhundertlang wurde England von Königen beherrscht, die gleichzeitig große Teile Frankreichs beherrschten, die Hofsprache war französisch, und fortwährend fanden Wechselheiraten statt. Auch bedarf es keines Beweises, daß England trotz seiner Inselage dem Weltverkehr nicht entrückt ist und das Meer es weder in alten noch in neuen Zeiten vor Eindringlingen der verschiedensten Art bewahrt hat. Will man wirkliche unzweifelhafte Proben von Inzucht, so muß man schon den Blick nach Australien oder den entlegeneren Teilen Amerikas wenden, dessen Eingeborene bis zur Ankunft der Europäer ganz unter sich blieben.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß eine haltbare Theorie vom Nationalcharakter uns noch fehlt. Ueber die Naturvölker sind wir, dank den emsigen Bemühungen der Ethnographen, unterrichtet, aber die schwierigere und wichtigere Aufgabe einer Charakterisierung der Kulturvölker ist noch nicht in Angriff genommen. Die von anthropologischen Gesichtspunkten ausgehende Geschichtsbetrachtung, die man uns in den letzten Jahren beschert hat und die mittelst der Deszendenztheorie die gesamte politische und kulturelle Entwicklung der Völker erklären will, entbehrt somit des zuverlässigen Unterbaus, und in der Tat sind die Vertreter dieser Betrachtungsweise bis jetzt wenigstens über Trivialitäten einerseits und Absurditäten andererseits nicht hinausgekommen. Ueberdies geraten wir da in ein Chaos widersprechender Ansichten — sehr begreiflich, da trotz

der naturwissenschaftlichen Einkleidung doch schließlich immer die Subjektivität das Ausschlaggebende ist. Nicht besser steht es mit den praktischen Vorschlägen der Rassenhygieniker, die auf eine Art künstlicher Zuchtwahl nach dem Vorbilde der Haustierzüchtung hinauslaufen. So lange sie keine bessere Begründung haben als die vulgäre Völkerpsychologie, brauchen wir sie nicht in Erwägung zu ziehen.

Um eine sichere Grundlage zu gewinnen, müßten wir von aller Theorie absehen und uns zuvörderst auf exakte Beobachtungen beschränken. Je mehr wir dabei uns über unsere bisherige Unkenntnis klar werden, desto besser. Wir haben die einzelnen Völker zunächst als fertige Produkte hinzunehmen, wie sie sind. Dabei tun wir gut, vorläufig nicht zu scheiden zwischen solchen Eigenschaften, die das Ergebnis geschichtlicher Entwicklung sind, sei es nun daß sie durch Blutmischung oder ohne eine solche, bloß durch den Einfluß der Umgebung und der politischen Schicksale, erzeugt sind, und solchen, die dem Volke ursprünglich, d. h. aus undenklicher Vorzeit her, anhaften. Denn daß der Nation, wohl-gemerkt der Nation im strengsten Sinne, nur im Hinblick auf die Abstammung und ganz ohne Rücksicht auf die Einflüsse der Umgebung, gewisse Eigenschaften anhaften, das braucht deshalb noch nicht von vornherein in Abrede gestellt zu werden, weil die anthropologische Schule diesen Satz mißbraucht. Daß z. B. der Neger im allgemeinen zur Fröhlichkeit, der Indianer zur Melancholie neigt, ist vielfach beobachtet worden und läßt sich wohl kaum aus geographischen oder geschichtlichen Bedingungen erklären. Vor allem aber denke ich hier an gewisse künstlerische Fähigkeiten, die bei dem einen Volke häufig, bei dem anderen selten sind, ohne daß solche Erscheinungen durch äußere Einflüsse zu erklären sind. Warum sind die Slaven z. B. musikliebend, während unser nord-deutsches Landvolk, das im großen und ganzen unter denselben natürlichen und sozialen Bedingungen lebt, entschieden unmusikalisch ist? Im Gegensatz zu Wissenschaft und Technik ist die Kunst vorwiegend bodenständig. Jedenfalls bedarf ein Volk, um es in der Dichtung, der Plastik, der Malerei, der Musik zu künstlerischen Leistungen zu bringen, der ausländischen Lehrmeister keineswegs. Wenn die Eskimos eine entschiedene Begabung für das Zeichnen besitzen, die ihren indianischen Nachbarn lange nicht in demselben Maße eigen ist, so hat der künftige Erforscher dieser terra incognita auf solche kleine Züge sein Augenmerk zu richten. Ueberhaupt

versprechen die Tatsachen der Kunstgeschichte bei sorgfältiger und vorurteilsloser Prüfung noch am ehesten einen Einblick in das Wesen der Völker.

Darauf freilich, das läßt sich von vornherein sagen, werden wir uns keine Hoffnung machen dürfen, scharfe Grenzen zwischen den Völkern, oder, wenn man will, zwischen den Rassen, zu finden. Dies Volk ist musikalisch, dies unmusikalisch, dies hat Talent für bildende Kunst, dies nicht — solche Urteile werden immer nur *cum grano salis* zu verstehen sein. Die verschiedenen Begabungen sind über alle Völker verbreitet, sie treten bei dem einen häufiger auf, bei dem einen seltener, aber kein Volk hat eine Begabung ausschließlich in Erbpacht. Und wie mit den künstlerischen, so verhält es sich mit den wissenschaftlichen, mit den politischen Fähigkeiten. Die beliebte Unterscheidung zwischen aktiven und passiven Rassen wird man aufgeben müssen, vielmehr wird Nagel Recht behalten, wenn er sagt: „Die Menschheit macht ihre Geschichte, wobei die Anteile verschieden fallen mögen, ohne Zweifel aber jedem Volke seine Aufgabe gestellt ist, kein Volk ohne alle Gelegenheit bleibt, in das große Gewebe seinen Faden, wenn auch noch so bescheiden, mit einzuschlagen“ (Völkerkunde, Bd. III S. 731). Vollends wird man niemals auf Grund einer fehlenden oder vorhandenen Begabung ein Individuum dieser oder jener Rasse zuteilen können. Jeder derartige Versuch führt unweigerlich zum Dilettantismus.

Hat es in vorgegeschichtlicher Urzeit reine Rassen, mit sauber nach Rubriken gesonderten Begabungen und Charaktereigenschaften gegeben? Wir wissen es nicht, und keine Tatsache nötigt uns, es anzunehmen. Nicht einmal zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht lassen sich solche theoretische Scheidewände ziehen, es handelt sich auch hier immer nur um ein Mehr oder Winder. Doch gesetzt, es habe jene reinen Rassen dereinst gegeben, so ist doch eines sicher: soweit unsere geschichtliche Kenntnis reicht, gibt es keine mehr. Halten wir uns stets die eine große, alles überschattende Tatsache der urzeitlichen Völkerwanderungen vor Augen. Durch sie ist längst jede Spur solcher Unterschiede, wenn sie bestanden haben, verwischt. Das Bestreben, sie zu rekonstruieren, läuft daher stets und unweigerlich auf eine *petitio principii* hinaus, und der Satz, daß die Rasse die Basis und Grenze jeglicher Leistung sei, kann im besten Falle nur die Geltung eines Dogmas, nie einer erweislichen These beanspruchen.

Schließlich noch eine Bemerkung. Ich gehe nicht so weit, zu verlangen, daß man nun sich daran mache und alles, was Dichter und Redner im Ueberschwang des Gefühls zum Lobe des eigenen Volkes gesprochen haben, auf seinen wissenschaftlichen Gehalt untersuche und, wenn es zu leicht befunden wird, mit Stumpf und Stiel ausmerze. Die Legende hat ihr Recht neben der Geschichte. Nur zweierlei ist zu fordern: erstens, daß man die Grenze ziehe zwischen Wissenschaft und Dichtung, daß man nicht die volkstümlichen Vorstellungen im Dienste der strengen Forschung verwerte; und zweitens, daß der Patriotismus nicht in Verunglimpfung fremder Nationen ausarte. Im übrigen mag man immerhin weiter singen und sagen von deutschen Frauen, von deutscher Treue, deutschem Fleiß und deutscher Sitte. Ein kluger Erzieher rühmt manchmal seinen Zögling wegen Tugenden, die er erst auf dem Wege ist zu erwerben. Halten wir jene beiden Bedingungen ein, so ist zu hoffen, daß auch uns die Legende von unseren Nationaltugenden zu einem Erziehungsmittel werde, uns als ein Ideal diene, dem wir immer näher zu kommen streben.

Streikverbütung.

Von

Dr. Waldemar Zimmermann.

Der Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier hat die Frage aufs neue zur Erörterung gestellt: wie vermeiden wir die großen akuten Auseinandersetzungen zwischen Unternehmern und Arbeitern im Wege des Arbeitskampfes? Eine Frage, die vom Jahre während der Krimmitschauer Aussperrung die Sozialpolitiker lebhaft beschäftigte und in steter Wiederkehr überhaupt bei jedem großen Zusammenstoß zwischen Arbeit und Kapital, insonderheit bei den gigantischen Eisenbahnerstreiks, wie sie Ungarn und Holland jüngst erlebten, Theoretiker und Praktiker immer aufs neue zu Abhilfevorschlägen anregt.

Ist für dieses Bemühen in erster Linie der Gedanke ausschlaggebend, dem sozialen und gewerblichen Frieden zu dienen und der Summe von Klassenfeindschaft und Erbitterung, die jeder Streik neu vermehrt, Abbruch zu tun, so ist auch der Industrielle wie der Staatsmann, den keinerlei „soziale Sentimentalitäten“ für die Friedensidee stimmen, doch aus rein wirtschaftlicher Berechnung aufs lebhafteste daran interessiert, die Arbeitskonflikte, die das Geschäft stören und das Nationaleinkommen aufs empfindlichste beeinträchtigen, aus der Welt zu schaffen oder doch auf Ausnahmefälle zu beschränken. Die Verluste, die den Privatwirtschaften und der gesamten deutschen Volkswirtschaft durch Arbeitseinstellungen wie den Ruhrstreik oder den Krimmitschauer Kampf zugefügt worden sind, belaufen sich hoch in die Millionen, ganz zu schweigen von den verhängnisvollen Schädigungen, die die Eisenbahnstreiks den Nachbarstaaten in den letzten Jahren bereiteten. Ueber die wirtschaftlichen Wirkungen hinaus aber erstrecken sich die Folgen derartiger Ausstände in den primären Versorgungsgewerben des

Landes auch auf das politische Gebiet, da sie die militärische Schlagfertigkeit während ihrer Dauer in Frage stellen und die öffentliche Sicherheit gefährden. Die Entblößung der Industrie, der Eisenbahnen und der Marine von genügenden Kohlenvorräten, die Unterbindung des Transportdienstes auf den Schienenstraßen durch Eisenbahnerstreiks, die Verhinderung der öffentlichen Beleuchtung und Wasserversorgung, der Krankenpflege, bei Ausständen in Gas- und Wasserwerken, bei Arztestreiks, die Brot- und Milchversorgung großer Gemeinden bei Lohnkonflikten in den entsprechenden Gewerben bedrohen die Leistungsfähigkeit des nationalen Verteidigungsapparates, die Ordnung und die Gesundheit in den großstädtischen Bevölkerungsanhäufungen in mehr oder minder ernstem Grade, so daß diese Gründe für sich hinreichten, die Vorbeugung derartiger Kalamitäten ernstlich ins Auge zu fassen und diese Erscheinungen samt ihren Wurzeln zu beseitigen.

Mit Antistreikgesetzen, die in der Schweiz, in Italien, in Holland, in Amerika in einzelnen Gewerben von hervorragender nationalwirtschaftlicher Bedeutung als Heilmittel versucht worden sind, ist hier natürlich nicht alles getan, ebensowenig, wie man durch strafgesetzliche Verbote Verbrechen aus der Welt schafft. Der Streik ist gewöhnlich eine Eruption ungünstig aufgehäufter sozialer Naturkräfte, die man rechtzeitig zu verteilen und friedlich zu entladen verfaumt hat. Diese Massenspannungen zu lösen oder zu brechen bedarf es ganz anderer sozialer, rechtlicher und politischer Korrektivmittel, als sie ein Verbotparagraph bietet. Auch der vielfach vorgeschlagene Ausweg, als Äquivalent für das peremptorische Streikverbot den Arbeitern und Bediensteten jener primären Versorgungsgewerbe, Beamtencharakter mit entsprechenden Anstellungsrechten und -pflichten zu verleihen, ist nicht nur vor der Verstaatlichung jener Betriebe schwer durchführbar, sondern vor allem auch ein unvollkommenes Auskunftsmitel; denn die Verhältnisse in Ungarn und Italien haben es gezeigt, daß auch die Beamteneigenschaft keine Sicherung gegen die Ansteckung mit Streikideen bildet.

Die Grundgedanken einer organischen Streikverhütung, die von sozialpolitischen und nicht von verwaltungstechnischen Gesichtspunkten ausgehen, bewegen sich in einem ganz anderen Gleise. Sie sind von der Erkenntnis beherrscht, daß es sich beim Streik nicht einseitig um eine Gruppe von gesellschaftsstörenden Faktoren handelt, sondern um zwei einander gegenüberstehende Parteien, um das außer Ordnung geratene Widerspiel zweier Kräftegruppen, und

daß infolgedessen alle Heil- bezw. Vorbeugeversuche notgedrungen beide Parteien ins Auge fassen müssen, um das glatte Zueinanderpassen und Zusammenarbeiten dieses sozialwirtschaftlichen Mechanismus sicher zu stellen. Also, da es sich um beseelte, denkende Elemente handelt, ist das Lösungswort dieser Streitverhütungsmethode: Verständigung, und als Formen dafür sind seit jeher Einigungsämter, Schiedsgerichte, Schlichtungskommissionen u. a. in erster Linie vorgeschlagen und angewandt worden.

Ein kurzer Ueberblick über die verschiedenartige Gestaltung und Entwicklung dieser Institutionen erscheint als Grundlage für die Diskussion dieses Lösungsversuchs und zur Beurteilung seiner Leistungsfähigkeit angebracht.

Wie in den meisten Fragen der Sozialpolitik, bei deren Lösung den Arbeitern eine paritätische Mitwirkung verstattet ist, bietet England auch auf dem Gebiet des Einigungswesens die frühesten Vorbilder, wenn wir von jenen Einrichtungen des Mittelalters, die auf dem Boden des unfreien Arbeitsvertrages erwuchsen, absehen. Die Methode der kollektiven Vertragsschließung, die bereits im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in England Wurzel schlug, zeitigte sehr bald Institutionen zur Ueberwachung dieser korporativen Verträge und zur Regelung von Streitigkeiten, die sich bei der Auslegung und Anwendung, sowie der Erneuerung ihrer Bestimmungen ergeben. Abgesehen von dem erfolglosen gesetzgeberischen Versuch der Einführung des Einigungs- und Schiedswesens von 1829 entstand schon 1849 für die Seidenindustrie ein Trade Board, das allerdings von kurzer Dauer war, da es in einem kritischen Falle seine Entscheidung gegen einen mächtigen Unternehmer nicht durchsetzen konnte. Die sechziger Jahre brachten dann die berühmten Einigungsämter nach den Vorschlägen des Abgeordneten Mundella für die Wirkereien zu Nottingham und des Grafschaftsrichters Kettle für das Baugewerbe in Wolverhampton. Des letzteren Vorschlag sieht außer der wichtigen Institution des zur Entscheidung befugten Unparteiischen bereits die zwangsweise Durchführung des Schiedsspruches vor, auf der Grundlage der Voraussetzung, daß beide Parteien, Arbeitgeber und Arbeiter, zu diesem Zwecke einen Vertrag schließen, der zur Unterwerfung unter den Spruch des Einigungsamtes rechtsverbindlich verpflichtet und die Handhabe zur Exekution dieses Spruches durch die Grafschaftsgerichte bietet. Mundellas System überläßt hingegen die Befolgung

des Schiedspruches dem freien Willen der Parteien. Das Kettlesche Verfahren hat durch die Arbitrationsakte von 1872 gesetzliche Sanktion erhalten. Auf Grund der schriftlichen Ausfertigung der Vereinbarung ist zwangsweise Unterwerfung der Parteien für die Dauer des ungekündigten Arbeitsvertrages ermöglicht. Die Einigungsämter haben sich aus freiem Antriebe der Beteiligten in der Textil-, Eisen- und Kohlen-Industrie mit gutem Erfolge entwickelt und viele ernste Streitfragen allgemeiner Natur sind durch sie zweckmäßig geregelt worden, während die Streitfälle individueller Natur, die sich bei Auslegung bestehender Arbeitsverträge ergaben, von den Sekretären der beiderseitigen Verbände mit bewährter Routine erledigt werden (jointcommittee). Die Krönung erfuhr dieses Einigungswerk durch die von Mundella entworfenen Konziliations- und Arbitrationsakte von 1896, der die Eröffnung von Einigungsämtern nicht mehr länger dem Belieben der Parteien überläßt, sondern den Board of Trade damit betraut, ihre Bildung anzuregen. Das Handelsamt ist ermächtigt, bei Ausbruch von Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern in eine Prüfung der Ursachen und Vorgänge des Konflikts einzutreten, öffentlich darüber zu berichten und die Parteien zur Ernennung von Vertretern aufzufordern, die unter einem von ihnen gemeinsam gewählten, oder aber einem vom Handelsamt ernannten Vorsitzenden zur Beratung über eine friedliche Beilegung des Streites zusammentreten müssen. In kritischen Gewerben mit zahlreichen Arbeitskämpfen arbeitet das Handelsamt gewissermaßen dauernd als subsidiäres Einigungsamt, indem es durch besonders ernannte Vertrauenspersonen die Verhältnisse daselbst studieren läßt und den Boden für die Verständigung und ein späteres örtliches Einigungsamt vorbereitet. Freilich, trotz der vorhandenen Bereitwilligkeit der englischen Industriellen und der Unions — große, disziplinierte Organisationen sind natürlich die Voraussetzung von Einigungsverhandlungen — zur Bildung von solchen Schiedsgerichten ist ihre Wirksamkeit doch nicht durchgreifend genug, um ernste Arbeitskämpfe ganz zu verhindern. Das Beste innerhalb dieses Einigungsapparates haben große führende Männer, die jeweilig das Schiedsrichteramt zu übernehmen berufen wurden und durch ihr persönliches Talent die Streitenden einander näher zu bringen verstanden, geleistet. Die unter den Aufsizien des Board of Trade errichteten Einigungsämter der einzelnen Industrie-Provinzen, die meistens auch die

Regelung der Löhne bis ins Detail unter ihre Aufgaben zählen, haben aber jedenfalls eine solche Summe von Sicherungen gegen überstürzte Streiks geschaffen, daß sie unter den Mitteln zur Streifverhütung gebührende Beachtung verdienen. Das von Gilman in seinem lehrreichen Buche „Methods of Industrial peace“ (Boston and New York. Houghton, Nufflin & Co. 1904), dem wir manches neue Material verdanken, mitgeteilte Statut des 1903 errichteten Board of Conciliation for the coal trade of Monmouthshire and South Wales zeigt den ganzen Instanzenzug, der erst zu erschöpfen ist, ehe eine Partei zum Streik greifen darf. Das statistische Ergebnis der von dem Board of Trade mitgeteilten Geschäfte der Distrikts- und Berufseinigungsämter, die 1900 längst die Zahl 50 überschritten hatten, entspricht den angedeuteten Richtungslinien.

1901 legten die Einigungsämter nur 43 Streiks und Aussperrungen bei oder erledigten sie durch Schiedspruch, aber insgesamt brachten sie 1366 Differenzen neben 39 unerledigten in demselben Jahre zum Austrag. Das will heißen, daß die Einigungsämter in weit über 1000 Fällen streifverhütend gewirkt haben, direkt und indirekt, denn auch die 681 Fälle, wo die Parteien ihre Streitsache wieder zurückzogen und ohne eine besondere Entscheidung des Einigungsamtes unter sich beilegten, sind wohl zu einem großen Teile der vermittelnden Wirkung des Einigungsamtes gut zu schreiben. Nur in wenigen der vor das Einigungsamt gebrachten Fälle kam es zu Ausständen. Die Webbs bezeichnen (in ihren Aufsätzen in der Sozialen Praxis XI., 1902, S. 661) das Entwicklungsstadium des Einigungsamtsproblems in England wohl sehr richtig mit den Sätzen: das Wort „Schiedsgericht“ hat im Laufe der letzten paar Jahre völlig seinen gewöhnlichen Sinn geändert. Es bezeichnete einst die freiwillige Anrufung eines frei gewählten Tribunals, dessen Urteilspruch nur freiwillig angenommen wurde. Jetzt ist „Schiedsgericht“ in Arbeitskämpfen für die meisten Leute zu der Bedeutung einer besonderen Form des sozialen Mechanismus geworden, wobei die Arbeitsbedingungen durch höheren Eingriff festgestellt und Streiks verhütet werden, ob es dem einzelnen Arbeitgeber oder dem einzelnen Arbeiter gefällt oder nicht.

Die Webbs schicken diesem Urteile die Betrachtung der australischen Schiedsgerichtsentwicklung voraus, deren Vorbilder außerordentlich stark auf die englische Gewerkvereinstheorie und die britische Sozialpolitik im allgemeinen gewirkt haben sollen und wohl im Mutterlande allmählich immer lebhaftere Nachachtung

finden werden.*) Nur in Neuseeland-Australien und in Nordamerika noch begegnen wir, wenn wir von den privaten lokalen Bildungen spezialisiertem Schiedsgerichte absehen, wirklich großzügigen, grundlegenden Fortschritten im Gebiete des Einigungswesens, über das englische Muster hinaus. Die europäischen Kulturstaaten haben mit Ausnahme der Kantone Genf und allenfalls noch St. Gallen, die organische Friedenspflege durchweg nur skeptisch-experimentell, im Gefolge der Gewerbegerichte und Einigungsämter zumeist auf unzureichender Basis einzuleiten unternommen. Belgien und Holland kennen bei ihren gewillfürten Einigungsämtern keinen Erscheinungszwang, Frankreich überläßt durch das Gesetz von 1892 das Sühne- und Schiedsverfahren in gewerblichen Streitigkeiten fakultativ dem Friedensrichter, in Italien stützt es sich auf das Belieben der einseitig zusammengesetzten Arbeitskammern und auf die fruchtlose Institution der *probi viri*, in Deutschland ist das Einigungswesen auf die persönliche Initiative und Tüchtigkeit der Gewerbegerichtsvorsitzenden abgestellt, die nur im Falle des Anrufs die Parteien mit einer Geldstrafe von — 100 Mark zum Erscheinen, aber keineswegs zum Verhandeln zwingen können. Wenn gleichwohl in Deutschland die Einigungstätigkeit der Gewerbegerichte so erfreuliche Fortschritte macht (1893 bei fünf Anrufungen drei Einigungen, 1896 bei 44 18, 1902 bei 144 39, 1903 bei 174 61 Vereinbarungen bezw. Unterwerfungen unter den Schiedspruch), so ist das eben nur ein Zeichen für das wachsende Bedürfnis, über die verwüstende Streitperiode hinaus zu einem gedeihlicheren Auseinandersetzungsmodus zwischen Kapital und Arbeit zu gelangen.

Wie weit diesem wachsenden Bedürfnis durch private oder lokale Einigungsinstitutionen und durch schwebende staatliche Gesetzesvorschläge aus jüngster Zeit Rechnung zu tragen versucht wird, davon weiter unten. Es seien zunächst die bereits angedeuteten großartigen

*) Die Stimme des jüngsten britischen Handelskammertongress, Ende 1903 ist ein bereites Zeugnis dafür, daß auch in den Unternehmertreuen der Gedanke der Einigungsämter als richtiges Rezept für die Streitverhütung erachtet und nur seine geringe Anwendung und Durchführung noch als ein wesentlicher Mangel dieser Heilmethode beklagt wird. Der Kongress erklärte nämlich: Die gespannten Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit erfordern ein Eingreifen der Gesetzgebung für das Gesamtreich zur Vorbeugung von Streiks und Ausperrungen. Eine solche gesetzliche Maßnahme würde die Genehmigung und Anregung zur Förderung von freiwilligen Einigungsämtern in sich begreifen, welche in Großbritannien hervorragende Erfolge erzielt haben. — Arbeitervereinigungen und Handwerker Genossenschaften sollen in allen Fällen mit Körperschaftsrechten ausgestattet und ins Register eingetragen werden, fordert der Kongress zugleich weiter, anscheinend als notwendige Ergänzung zur Ausgestaltung des Einigungswesens. Vgl. Soziale Praxis, XIII. 274.

staatlichen Bildungen in Australien und Amerika, an deren Vorgang das meiste in Europa auf diesem Gebiet erinnert, hier kurz skizziert.

In den Vereinigten Staaten, wo, wie alle Vorgänge des öffentlichen Lebens, auch die Arbeitskämpfe Riesendimensionen annehmen pflegen, ist das Bedürfnis nach friedlichem Ausgleich der Spannungen zwischen Kapital und Arbeit in den Industriedistrikten sehr frühzeitig hervorgetreten und beschäftigt seitdem das öffentliche Interesse aufs lebhafteste. Die Untersuchungen in Band XVII des Report of the Industrial Commission of 1900, die sich über einige dreißig verschiedene Industrien erstreckten, sind ein Zeugnis dafür. Die ersten staatlichen Schiedsämter entstanden schon im Jahre 1886 in New York und Massachusetts. Namentlich letzteres ist vorbildlich geworden für die Errichtung ähnlicher Ämter in zahlreichen übrigen Staaten, 22 insgesamt, und außerdem hat die Bundesregierung Gesetze, die auf die Förderung des Schieds- und Einigungswezens abzielten, erlassen; in Wyoming liegt ein weiterer Gesetzesvorschlag in der Richtung vor. Das betreffende Bundesgesetz vom 1. Juni 1898 bezieht sich nur auf allgemeine Arbeitskonflikte im zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehr. Es weist den Chairman der Interstate Commerce Commission und den U. S. Commissioner of Labor an, bei jeder Differenz aus dem Arbeitsvertrage friedliche Verständigung der Parteien zu versuchen und falls diese fehl geht, die Sache vor ein besonders für diese Zwecke vorgesehenes Schiedsgericht von drei Personen zu bringen. Ein aus der Reihe der interessierten Arbeitgeber ernannter Vertreter und ein von den Arbeiterorganisationen vorgeschlagener Arbeiterführer haben gemeinsam binnen fünf Tagen das dritte Schiedsgerichtsmitglied zu wählen. „Einer vertritt das Kapital, einer die Arbeit, der dritte die Öffentlichkeit“ (Gilman). Alle Streitfragen sind dem Schiedsamt schriftlich mit einer Erklärung der Parteien zu unterbreiten, daß während des schwebenden Schiedsgerichts der Status, der unmittelbar vor dem Streitbeginn bestand, nicht geändert werde. Binnen höchstens 30 Tagen muß die Entscheidung erfolgen. Eine notarielle Verpflichtung des Arbeitgebers und der Arbeitervertreter muß bekunden, daß die Entscheidung, abgesehen bei offenkundigem Rechtsirrtume, für beide Parteien endgültig bindend sein solle, daß niemand zwar wider seinen Willen zur Arbeit gezwungen werden, daß aber unbefriedigte Arbeiter während der ersten drei Monate nach dem Schiedspruch die Arbeit nicht ohne 30tägige Kündigung niederlegen noch der

Arbeitgeber umgekehrt ohne gleiche Anzeige jemanden entlassen dürfe. Der Schiedsspruch gilt für ein Jahr. Nicht organisierte Arbeiter werden durch ihn nur gebunden, soweit sie die vorausgegangene Vereinbarung unterschrieben haben. Die Schiedsrichter haben das Recht, Personen zeugeneidlich zu vernehmen, Bücher, Verträge, Urkunden einzusehen, Bußen für Zuwiderhandlung aufzuerlegen und die Hilfe der Bundesgerichte gegebenenfalls in Anspruch zu nehmen.

In den Einzelstaaten der Union sind drei Arten von Einigungsinstitutionen zu unterscheiden: ständige Staatsämter, reguläre Lokalbehörden und spezielle örtliche Schiedsämter, die bei besonderen Streitfällen ad hoc berufen werden. Erstere bestehen in 17 Staaten, ohne zugleich Spezialschiedsämter auszuschließen.

Die ständigen staatlichen Schiedsämter werden vom Gouverneur bestellt und vom Senat bestätigt und umfassen gewöhnlich drei, nur in drei Staaten fünf Personen, die in derselben Weise wie beim Bundeschiedsamt erwählt und vereidigt werden. Nur in fünf Staaten zieht man Vertreter von politischen Parteien heran. Die Dauer der Amtsperiode schwankt zwischen ein und vier Jahren. Die Schiedsrichter haben dieselben Rechte wie beim Bundeschiedsamt. Die Schiedsgerichte stellen für das Verfahren bestimmte Regeln auf, die vom Gouverneur zu genehmigen sind, und reichen ihm auch gewöhnlich eine Protokollabschrift ein.

Sobald die Mitglieder des Schiedsamts irgendwie Kenntnis von einem drohenden Arbeitskämpfe erhalten, an dem mehr als 25 Personen sich beteiligen werden, müssen sie von Gesetzes wegen mit den Parteien in Verbindung treten und Einigung anzubahnen suchen, wobei sie die Vorlegung alles authentischen Materials, das die Streitursache zu klären geeignet ist, fordern können. In einzelnen Staaten ist jeder Gemeindevertreter verpflichtet, das Amt von drohenden Streiks oder Aussperrungen zu benachrichtigen. Das staatliche Schiedsamt tritt als Schiedsgericht nur auf Anruf einer der Parteien in Funktion. Wenn beide Parteien sich zur Unterbreitung des Falls unter das Schiedsgericht bereit erklären, müssen sie Fortsetzung der Arbeit bis zum Fällen des Schiedsspruches versprechen, der binnen zehn Tagen ergeht. Der Spruch des Schiedsgerichts wird wie ein Gesetz publiziert und bindet beide Parteien auf eine bestimmte Zeit. Allerdings ist nur in einigen Staaten (Colorado, Idaho, Illinois, Indiana und Ohio) ein Verfahren für die zwangsweise Durchführung des Schiedsspruches vor-

gesehen, und in Missouri ist die Buße für Zuwiderhandlungen nur auf 50 bis 100 Dollars angelegt.

Reguläre örtliche Schiedsämter mit öffentlichem Charakter bestehen in Pennsylvanien und Kansas, wo sie auf gemeinsames Ersuchen der Arbeiter und Arbeitgeber an den einzelnen Industrieplässen auf ein Jahr errichtet werden müssen und aus je zwei Arbeitern und Unternehmern sich zusammensetzen. In Kansas ernannt das Gericht den Vorsitzenden, in Pennsylvanien wählen ihn alle Vertretungsberechtigten. Außer dem regulären Schiedsamt sind in Pennsylvanien noch Spezialschiedsämter zulässig, wie in neun von denjenigen Staaten, die staatliche Ämter besitzen.

Diese Spezialschiedsämter konstituieren sich auf Betreiben der streitenden Parteien für irgend einen besonderen Fall, meist aus drei Personen, die dritte wird von den beiden Vertretern der Parteien erwählt. Die Spezialämter, die nur für den einen bestimmten Streitfall zuständig sind, arbeiten fast ebenso wie die staatlichen Schiedsämter. Bindende Kraft freilich haben ihre Beschlüsse nur insoweit, als es die Parteien vorher vereinbart haben.*) Ein nicht auf gesetzgeberischer Grundlage beruhender, sondern privater Initiative entsprungenes Einigungsunternehmen, das indes zahlreicher bedeutender Erfolge sich bereits rühmen kann, ist das Industrial Department of the National Civic Federation, das sich aus je 12 Vertretern der Arbeiterschaft und der Arbeiterorganisation zusammensetzt und die Aufgabe hat, durch Pflege der Vermittlungstätigkeit den gewerblichen Frieden aufrecht zu erhalten. Die eigentliche einigungsamtliche Funktion leistet ein engeres Conciliation Committee aus je drei Personen der verschiedenen Gruppen, das auch mit Zustimmung der streitenden Parteien ein oberstes Schiedsgericht konstituiert. Den letzten großen Erfolg nach vielwöchigen Bemühungen errang die Civic Federation im Herbst 1904 bei den Arbeitskämpfen auf der neu eröffneten Untergrundbahn zu New York.**)

Auf ähnlichen Gedanken, wie sie die Civic Federation in den Vereinigten Staaten zu verbreiten sucht, beruhen die freien privaten Einigungsorganisationen in einzelnen hervorragenden amerikanischen Industrien, die aus einem friedlich-schiedlichen Uebereinkommen der Arbeiter- und Unternehmerverbände erwachsen

*) Vgl. Bulletin of the Bureau of Labor. Nr. 54. S. 1480 ff. September 1904. Washington.

***) Soziale Praxis XIV.

sind. Ein Musterbeispiel hierfür sind die Abmachungen in der Maschinenindustrie vom 17. März und 16. November 1900, wobei 3 Milliarden Dollars Kapital und 100 000 Arbeiter sich zu dem Zwecke verbanden, alle zwischen beiden Parteien ausbrechenden Arbeitskonflikte zuerst vor lokaler, und schließlich vor einer nationalen Schiedsinstanz zum Austrag zu bringen: eine Einrichtung, wie sie mancher der oben erwähnten englischen und etwa unserem deutschen Tariffchiedsgericht für Buchdrucker entspricht.

Eine Ordnung aller dieser einzelstaatlichen oder auf eine Industrie zugeschnittenen Einigungs- und Schiedsinstitutionen durch einen nationalen Zentralschiedsgerichtshof, der bei besonders hartnäckigen Arbeitskämpfen als Friedensstifter oder -erhalter wirken soll, hat ganz kürzlich der Bundes Senator Culton vorgeschlagen. Er fordert die Errichtung eines Tribunals für Arbeiterfragen zu Washington. Sobald die gerichtliche Untersuchung eines Arbeitskonflikts von hier aus einsetzt, muß der Streik oder die Aussperrung aufhören. Freilich sollen die Parteien das Recht haben, die Intervention des Tribunals abzulehnen, auch ist von einer zwangsweisen Durchführung der Schiedsprüche bisher nicht die Rede.

Ueber die Einzelheiten der Zusammensetzung der Gerichtsverfassung und des Verfahrens der staatlichen Schiedsämter, die z. T. sehr ausführliche Jahresberichte veröffentlichen, gibt außer dem Report of Industrial Commission die zusammenfassende kritische Darstellung, die Gilman in seinem bereits genannten Buche von dem Amt in Massachusetts entwirft, ein anschauliches Bild. Das Hauptgewicht liegt auf der „conciliation“ und nicht auf der „arbitration“. Besonders bewährt haben sich die Bestimmungen über die Herbeiziehung sachmännischer Sachverständiger als Beisitzer. Erst dadurch gewinnen die Entscheidungen des Amtes Anspruch auf Beachtung und Berücksichtigung in der komplizierten Arbeitswelt der von einem Konflikte heimgesuchten Industrien. Die Statistik des Massachusetts wie des New York Board, der beiden bewährtesten Einigungsämter, zeigt handgreiflich die Tendenz der Entwicklung, die die „konziliatorische“ Tätigkeit vor der unverbindlichen „arbitratorischen“ begünstigt. Massachusetts zählte in den ersten Berichtsjahren 1894—1897 unter einer Gesamtheit von je einigen 30 Fällen jährlich 10 bis 14 durch Schiedspruch erledigte Sachen, New York damals wenigstens 1 bis 2. Im Jahre 1900 fällt

Massachusetts unter 49 Streitfällen nur 2 mal Schiedsprüche, Newyork überhaupt keinen mehr. Dagegen wuchsen die Zahlen erfolgreicher Versöhnung oder Vermittlung (mediation) in Massachusetts von 8 auf 27, in Newyork von 9 auf 14 an. Die Entwicklung seit 1900 weicht nicht viel von der gekennzeichneten Tendenz ab, wenn auch mit der stark wachsenden Zahl von Streitfällen, mit denen sich das Massachusetts Board 1901 (108) und 1902 (193) befaßte, die Zahl der Schiedsprüche von 2 im Jahre 1900 auf je 9 in 1901 und 1902 emporgeschneelt ist. Was aber dabei nicht vergessen werden darf und was wir für die untenstehenden Vorschläge zur Berücksichtigung empfehlen, ist die Tatsache, daß Arbeiter wie Unternehmer sich während der ganzen Geschichte des Board nur ein einziges Mal geweigert haben, den Schiedspruch zu akzeptieren und daß die Unternehmer nur 7 mal die Zustimmung zu einem Schiedsverfahren, welches die Arbeiter in diesen Fällen vorschlugen, verweigerten, während das Umgekehrte bei den Arbeitern gar nur 4 mal vorkam.

Das Gesamtergebnis ist jedenfalls, wie der Bericht von Massachusetts über 1902 hervorhebt, „an increasing tendency to arbitrate differences rather than strike“; jedoch wie Gilman hinzusetzt: die Neigung zur Versöhnung bewegt sich, soweit das vorhandene Berichtsmaterial Schlüsse erlaubt, nur in den Bahnen der freiwilligen Unterwerfung unter eine Vermittlungsinstanz, und verlangt nicht nach Zwangsschiedsgerichten. Dazu ist aber zu bemerken: ein Verlangen nach Zwangsinstitutionen wird sich, solange solche nicht bestehen und keinerlei Erfahrungen damit vorliegen, nicht offenbaren. Daß damit irgendwie allgemein der Zwangsschiedsgerichtsbarkeit das Urteil gesprochen ist, aber wäre eine voreilige Deduktion. Das amerikanische Schiedsgerichtsmaterial ist in diesem Punkte nicht schlüssig. Die mit Vollstreckungsgewalt ausgestatteten Schiedsämtler haben bisher noch nicht genügend Zeit und Gelegenheit zur Entwicklung gehabt. Die Schiedsprüche von Massachusetts haben wie in den meisten andern der oben genannten Staaten nur bindende Kraft, wenn beide Parteien das Amt angerufen haben, und es ist keinerlei Strafzwang vorgesehen, um bei Widerstreben einer Partei die Befolgung des Schiedspruchs durchzusetzen. Indiana, wo das Amt die Entscheidung an den Circuit court zur ordentlichen gerichtlichen Exekutive überweisen kann, macht durch dieselbe Voraussetzung der beiderseitigen Zustimmung der Parteien für die Intervention,

das Zwangsverfahren illusorisch; noch in keinem kritischen Falle ist es den streitenden Parteien eingefallen, mehr als conciliation vom Amt zu begehren. Bei der vorherrschenden Besetzung der Schiedsämtler mit Männern, die mehr durch ihr versöhnliches Wesen als durch gewerbliche Sachkenntnis sich auszeichnen, scheut man sich, freilich wohl mit Unrecht, große Streitfragen, die in die industrielle Betriebsmethode und die „Wohlfahrt der Geschäftsinteressen“ einschneiden, vor dieses Forum zu bringen, sobald es apodiktische Urteilsgewalt, der man sich um jeden Preis fügen müßte, beanspruchen darf. Daß es aber Fälle gibt, wo alle diese Instanzen, die sich so skeptisch über compulsory arbitration aussprechen, für die Regelung der Arbeitsstreitigkeiten auf diesem Wege eintreten, das werden wir weiter unten bei der Erörterung der schwebenden Pläne zur Vermeidung der gewerblichen Kämpfe in den monopolistischen Industrien zeigen.

In Kanada haben die schweren Konflikte in den Eisenbahnbetrieben des Dominion 1903 die Schaffung eines gesetzlichen Schiedsgerichts herbeigeführt. Ein weitergehender, die Industrie des ganzen Landes umfassender Entwurf drang nicht durch. Für die Eisenbahnstreitigkeiten aber hat nun der Präsident von Gesetzes wegen ein Einigungsamt aus je einem Vertreter beider Parteien und einem Unparteiischen einzusetzen, das auf friedliche Auseinandersetzung hinwirken soll. Bei Versagen des Einigungsamts tritt ein ähnlich zusammengesetztes, mit schärferen Funktionen ausgestattetes Schiedsgericht zusammen, das schließlich einen Schiedsspruch fällt, dessen Durchsetzung es freilich allein der moralischen Kraft seiner Argumente und dem Drucke der öffentlichen Meinung überläßt.

Nach den ersten amerikanischen Vorbildern im Einigungswesen entstanden sehr bald in den achtziger Jahren schon Councils of conciliation and arbitration auf dem australischen Festlande, die dann in den neunziger Jahren weit über die Mutterinstitutionen in den Vereinigten Staaten hinauszuwachsen. Neusüdwales, Queensland, Südaustralien schufen die ersten Ämter als subsidiäre Vermittlungsstellen, die sie teilweise schon mit Vernehmungszwang und mit bindender Schiedsgewalt gegenüber den „registrierten“ Organisationen ausstatteten. 1894 aber tat Neuseeland unter Reeves Führung den entscheidenden Schritt, nachdem seine Wirtschaft durch langjährige mühe Streiks schwer beunruhigt worden war, und erließ das berühmte Gesetz „zur Ermutigung der Bildung von

industriellen Vereinigungen und Genossenschaften und zur Erleichterung der Beilegung gewerblicher Streitigkeiten durch Einigung und Schiedspruch“, das 1896 in Kraft trat und in seiner 1898 und 1901 wesentlich verbesserten Gestalt folgendes anordnet:*)

„In den 8 Distrikten des Landes werden conciliation boards errichtet, verwaltet von einem ständigen Beamten, besetzt mit höchstens 4 Personen, die je zur Hälfte von den eingetragenen Arbeiter- und Arbeitgeberverbänden im Proporzverfahren gesondert auf 3 Jahre erwählt werden und ihrerseits wiederum ihren Obmann (chairman) küren. Daneben soll von Zeit zu Zeit auf Antrag einer streitenden Partei ein Spezialeinigungsamt aus Sachverständigen, die natürlich auch dem regulären Amt angehören können, nach demselben Verfahren errichtet werden.“ Jede gewerbliche Streitigkeit ist, wenn eine Partei es wünscht, vor eines dieser Ämter zu bringen, diese arbeiten wie Gerichte, jedoch sind Anwälte ausgeschlossen, und immer muß das Ziel des Vergleichs im Auge behalten werden. Deshalb kann das Amt zeitweilig die Verständigung einem Sonderausschuß übertragen, der vielleicht eher Erfolg hat. Schließlich wird eine „gewerbliche Vereinbarung“ auf 6 Monate bis 3 Jahre geschlossen bezw. eine solche vom Amt vorgeschlagen, der die Parteien binnen einem Monat, unter Vorbehalt gewisser Abänderungen, zustimmen müssen — oder die Sache geht weiter an den Court of arbitration, die Oberinstanz für die gesamte Kolonie. Von dessen drei Mitgliedern wird je eins nach den Vorschlagslisten der Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen vom Gouverneur ernannt, das dritte, der Vorsitzende, ist der Oberrichter der Kolonie. Zur Aufklärung schwieriger Fälle kann sich der Schiedsgerichtshof ein Untersuchungs- und Gerichtsamt angliedern. Der Schiedspruch, der binnen eines Monats ergehen muß, soll jeder Partei klar sagen, was sie in einer bestimmten Folgezeit zu tun und zu lassen hat und den Kreis der über die engere Partei hinaus durch die Entscheidung gebundenen Unionen und Personen bezeichnen. Nachträgliche Verbesserungen des Schiedspruches in letzterer Richtung sind zulässig, zumal auf Antrag der betroffenen Kreise. Auf Zuwiderhandlungen können Strafen bis zu 500 £ festgesetzt und gegen Einzelpersonen wie Verbände zwangsweise vollstreckt werden.

Jede öffentliche Kundgebung, die darauf abzielt, die Ent-

*) Bulletin of Labor Nr. 49. Washington.

scheidung des Einigungsamtes oder des Schiedsgerichtshofes irgendwie schädlich zu beeinflussen, ist strafbar. Die Beamten haben alle geschäftlichen Einzelheiten, die zu ihrer Kenntnis kommen, geheim zu halten. Für die Staatseisenbahnen gilt diese Regelung auch; der Minister und die Eisenbahnergewerkschaft sind die miteinander verhandelnden Parteien.

Das Wesen dieser schiedlichen Regelung läuft also darauf hinaus, Arbeitskämpfe genau so wie bürgerliche oder öffentlich-rechtliche Streitigkeiten vor einem ordentlichen Gerichtshof auszutragen und zu definitiver Entscheidung zu bringen. Zwei Arbeitgeber oder sieben Arbeiter, die sich zu einer „Gesellschaft“ oder einem „Gewerkverein“ zusammentun, brauchen sich nur „eintragen“ zu lassen und können dann für jeden — nicht frivolen — Streit aus dem Arbeitsrecht eine allgemein gültige Entscheidung herbeiführen. Rücktritt eines Mitgliedes von einer durch „industrial agreement“ beherrschten Verbindung ist nur nach dreimonatlicher Kündigungsfrist gestattet. Zur Registrierung ist freilich keine Vereinigung gezwungen. Ohne diese entbehrt sie dafür aber auch aller Privilegien der juristischen Körperschaft. Da die Haltung der schiedsgerichtlichen Entscheide in dem Streitfall eines Spezialgewerbes auch auf „alle verwandten Gewerbe“ ausgedehnt werden kann, so hat jede Vereinigung die Möglichkeit, ihre Arbeitsregeln sehr weit zu verallgemeinern.

Das Urteil aller Sozialpolitiker, die diese Arbeitsgerichtsbarkeit in Neuseeland studiert haben, lautet günstig. Professor Métin (*Le Socialisme sans doctrine*), André Siegfried, Henry Lloyd (*the Newest England und A country without strikes*), Victor Clark (*Bulletion of Labor*. Nr. 49) und eine Reihe anderer Volkswirte stimmen darin überein, daß das Streikverhütungssystem in Neuseeland sich als sehr erfolgreich erwiesen habe. Besonders Clarks Beobachtungen sind von Bedeutung, da er im amtlichen Auftrage des Washingtoner Arbeitsamts 1903 die Dinge studierte und mit den verwandten nordamerikanischen Institutionen gut vertraut ist. Clark sagt: Man dürfe Neuseeland ehrlich nicht das „Land ohne Streiks“ nennen, aber das stehe fest, daß keine ernsthafte Arbeitsstörung seit Inkrafttreten des Schiedsgerichtsgesetzes eingetreten ist, besonders nicht unter den direkt dem Gesetz unterstellten Arbeitern. Die Arbeiter als Klasse sind durchaus für das Gesetz eingenommen, die Arbeitgeber als Klasse freilich dagegen. Allerdings würde es sich jeder bedeutendere Unternehmer

auf Neuseeland sehr überlegen, ob er zu dem alten System der Streiks zurückkehren möchte. An dem Prinzip der neuen Schieds-gesetzgebung halten sie durchaus fest, nur an der Ausführung würden sie gern sehr viel ändern. Clarks Schlussurteil lautet: eine neue Bahn der Gesetzgebung ist in Neuseeland gefunden, um eines unserer schlimmsten gewerblichen Uebel zu heilen; auf dieser Bahn wird sie wahrscheinlich fortschreitend sich entwickeln von dem gegenwärtigen Experimentalzustand bis zu einer endlichen Lösung des Problems, soweit das im Gesamtwillen der Gesellschaft liegt. Dieses Urteil deckt sich dem Sinne nach durchaus mit dem des Richters Backhouse von Neusüdwales, das 1901 das Zwangs-schiedswesen von Neuseeland übernahm. Ein Bedenken für die kritische Beurteilung des Systems ist allerdings noch nicht geklärt: wie wird es in Zeiten wirtschaftlicher Depression arbeiten? Höchst-wahrscheinlich wird es da seine Spitze gegen die Arbeiter richten, während die Unternehmer seine Segnungen preisen werden. Aber nach den Erfahrungen mit dem kollektiven Arbeitsvertragswesen in England und aus dem psychologischen Grunde, daß die Arbeiter eine Verkürzung ihrer Ansprüche um so eher ertragen, je weniger Willkür dabei obwaltet, je weniger ihr Selbstbewußtsein dabei verletzt wird, ist zu erwarten, daß sie sich auch den weniger günstigen Schiedsprüchen des Gerichtshofes unter dem Druck der Zeit fügen werden. Jedenfalls haben die australischen Nachbarstaaten ein gutes Vertrauen zu dem System, wie die Uebernahme auf ihren Staatsbereich zeigt. Westaustralien setzte es 1900 bei sich ein, Neusüdwales wie gesagt 1901 mit der Verschärfung, daß das Schiedsgericht ohne Anruf die streitenden Parteien vorladen kann.^{*)} Viktoria und Südastralien gehen mit ihren Lohnämtern ein gut Stück Wegs parallel mit den Einigungsämtern. Ueberdies hat die viktorianische Untersuchungskommission, die lange Zeit das Neuseeländer System an Ort und Stelle studierte, sich 1902 für seine Nachahmung in Viktoria^{**)} ausgesprochen. Und während der

*) Vgl. den günstigen Bericht über die dort gemachten Erfahrungen von E. Smith, Member Court of Arbitration, in Fifth Annual Report (1904) of the General Federation of Trade Unions, S. 21 ff.

***) In das Kapitel der Streifverhütung schlägt auch das Viktorianische Gesetz über Eisenbahnstreiks vom 22. Mai 1903, das jeden Streikenden für sofort entlassen und aller Ansprüche an die Bahnverwaltung für verlustig erklärt, für die Heranziehung von Erfahrarbeitern sehr nachsichtige Vorbildungs-anprüche stellt und den ausstehenden Arbeitern das Advancement in die freigewordenen Stellen von Streikenden in Aussicht stellt, auch wenn sie bisher gar kein Anrecht darauf hatten.

Niederschrift dieser Studie trifft die Nachricht ein, daß ein dem australischen Bundesparlament vorliegendes Gesetz, welches das gewerbliche Zwangsschiedsgericht für das Gesamtgebiet des Staatenbundes einführen will, von beiden Häusern angenommen worden ist. Dieses Schiedsgericht soll alle diejenigen Arbeitskonflikte, die über das Gebiet eines Bundesstaates hinübergreifen, vor seinem Forum erledigen.

Von den australischen Versuchen ist nun eine starke Welle der Anregung auf die alte Welt ausgestrahlt. Zwar haben die englischen Gewerkvereine, ganz ähnlich wie amerikanische Gewerkschaftsführer, das Zwangsschiedswesen, das Ben Lillet 1899 auf dem Trade Unions-Kongreß einzuführen empfahl, damals entschieden abgelehnt, aber die Webbs haben, wie bereits oben betont, in eingehenden Aufsätzen dargetan, wie doch der australische Gedanke der staatlichen Arbeitsregulierung mehr und mehr in die Köpfe eindringt. In England hat die Idee freilich noch nicht zu konkreten Gesetzesvorschlägen sich verdichtet. Dem steht außer den selbstherrlichen Traditionen der englischen Bürger und speziell der Gewerkvereine die Tatsache entgegen, daß man mit den freiwillig ins Leben gerufenen Einigungsämtern für die verschiedenen Industrien und dem Board of Arbitration in der Mehrzahl der Fälle leidliche Erfahrungen bisher gemacht, die das Bedürfnis nach erfolgreicherer Schiedsmethoden nicht so dringlich aufkommen lassen wie anderswo. Für die wichtigen Industriezweige der öffentlichen Gas- und Wasserversorgung gelten überdies nach dem Koalitions-gesetz von 1875 sehr einengende Bestimmungen, die die Möglichkeit eines gemeinen Notstandes infolge eines Ausstandes aus dem Bereich der Befürchtungen rücken (obwohl natürlich große Gasarbeiterausstände z. B. schon dagewesen sind): jeder Kontraktbruch in diesem Gewerbe wird mit einer Geldstrafe bis zu 20 Pfund Sterling oder Haft bis zu 3 Monaten bedroht. Die Eisenbahnstreiks haben sich bisher in solchen Grenzen gehalten, daß eine öffentliche Kalamität nicht entstand. Immerhin ist für dieses nationale Primärgewerbe die Frage des obligatorischen Schiedsgerichtes am lebhaftesten diskutiert worden; bisher aber ohne greifbares Ergebnis. Die wichtigsten bekannt gewordenen Stimmen sprechen sich unter Anerkennung der Eisenbahnerorganisationen für eine Schiedsinstanz aus.

In allen europäischen Ländern aber, wo das freiwillige Einigungs-wesen bzw. Arbeitskammern und Gewerbegerichte noch

unentwickelt sind, neigen die Arbeiter und auch vielfach die sozialpolitischen Theoretiker dazu, alsbald unter Ueberspringung der Entwicklungsstufe freiwilliger Vermittlung eine mehr oder minder zur zwangsweisen Beilegung der Arbeitskonflikte führende Schiedsgerichtsbarkeit zu empfehlen, soweit die Staatsintervention überhaupt in Betracht kommen soll. Die neuesten gesetzgeberischen Aktionen sprechen jedenfalls größtenteils in diesem Sinne. Das Genfer Gesetz vom 10. Februar 1900, das am 26. März 1904 in neuer Fassung proklamiert wurde: „betr. die Art der Feststellung der üblichen Tarife zwischen Arbeitern und Unternehmern und die Regelung von Kollektivstreitigkeiten, die zwischen ihnen entstehen können“, sieht beim Drohen derartiger Konflikte ein vermittelndes Eingreifen des Regierungsrates von Amtswegen vor, das bei Nichterfolg sogleich ein schiedsgerichtliches Verfahren zur Folge hat. Verweigert eine Partei fortbauern die Vertretung durch Delegierte, so ernennt die als Schiedsgericht fungierende Zentralkommission der Gewerbegerichte solche von Amtswegen vor und während des Einigungs- und Schiedsverfahrens, und sobald eine Lösung der Streitfrage durch Einigungs- oder schiedsgerichtlichen Entscheid zu stande gekommen ist, wird jede öffentliche Aufforderung zu einer teilweisen oder allgemeinen Arbeitseinstellung mit Polizeistrafe geahndet, unbeschadet der weiteren Bestrafung nach § 106 Str. G. B., und keine allgemeine Arbeitseinstellung darf zum Zweck der Aenderung eines in Kraft stehenden Tarifs oder der Verletzung einer im Einigungsverfahren getroffenen Entscheidung beschlossen werden.

Fast gleichzeitig mit dem ursprünglichen Genfer Gesetze machte sich in den nordischen Ländern Europas ein starker Zug nach Zwangsschiedsgerichten geltend. Dänemark beließ zwar in seinem Gesetze vom 3. April 1900 die Bildung von Einigungsämtern der Initiative der Beteiligten und begnügte sich damit, die zwischen Arbeitern und Arbeitgebern gebildeten Schiedsgerichte mit gewissen obrigkeitlichen Rechten auszustatten, aber die wirkliche Entwicklung auf der Grundlage dieser an sich neutralen Bestimmungen hat zu einer außerordentlich reichen Bildung von Schiedsgerichten in fast allen Gewerben geführt, deren Sprüche drohende Streitigkeiten im Entstehen beilegen. Ja, soweit die Schiedsgerichte sich obligatorisch konstituiert haben, darf kein Streik, keine Aussperrung wegen Differenzen aus dem bestehenden ungekündigten Arbeits-

vertrage erfolgen.*) Vorschläge zur allgemeinen Einführung von Zwangsschiedsgerichten durch den Staat für sämtliche Arbeitsstreitigkeiten, auch bei Einführung neuer Arbeitsbedingungen — völlig nach australischem Muster — standen sogar in Dänemark in letzter Zeit zur Diskussion; sie gingen von christlichen Organisationen aus, fanden aber vorläufig noch keinen Beifall bei den übrigen Parteien.

In Schweden und Norwegen tendieren die schwebenden Gesetzesvorschläge für gewerbliches Einigungswesen dahin, das Schiedsgericht mehr oder minder obligatorisch zu machen: Zu einer klaren Entscheidung ist man indes hier noch nicht gelangt, ebensowenig wie in Frankreich, wo seit Millerand der Gedanke der Streitverhütung und der Zwangsschiedsgerichte nicht mehr zur Ruhe gekommen ist. Die bisher üblichen vom Friedensrichter von Fall zu Fall eingesetzten Schiedsgerichte sind natürlich nicht sehr leistungsfähig und fanden vor allem bei den Arbeitgebern keinen Anklang. Schon bei der Beratung des Gesetzes vom 27. Dezember 1892 über *différends collectifs entre patrons et ouvriers ou employés* tauchten Vorschläge genug auf, die Schiedsgerichte obligatorisch eingreifen zu lassen. Im Kabinett Waldeck-Rousseau arbeitete schließlich Millerand eine gesetzgeberische Kombination dieser Gedanken mit den Forderungen der Arbeiterschaft nach konstitutioneller Mitherrschaft aus; eine Kombination von Zwangsschiedsgericht mit ständigem Arbeiterausschuß, jener Institutionen, die nach Beilegung des großen Kreuzotzstreiks 1899 und der Bergarbeiterausstände sich immer eindringlicher als Notwendigkeit erwiesen hatten, wenn man die Wiederkehr derartiger Arbeitskämpfe verhüten wollte. Millerand will die Verpflichtung zur schiedsgerichtlichen Beilegung von Streitigkeiten zu einem Bestandteil des Arbeitsvertrages machen, etwa doch ausbrechende offene Arbeitskämpfe sodann gesetzlich regeln, vor allem mit Hilfe von amtlichen Schiedsrichtern zweiter und letzter Instanz aus den Mitgliedern der Arbeitskammern. Gewiß läßt Millerand auf dem Papier dem freien Willen des Unternehmers, seinen Betrieb der Schiedsgerichtsbarkeit ein für allemal zu unterstellen oder nicht, Raum. Aber den freiwillig unterstellten Betrieben werden von Gesetzes wegen besonders wertvolle

*) Erster internationaler Bericht über die Gewerkschaftsbewegung 1903. S. 47.

Privilegien in Aussicht gestellt, ähnlich wie etwa neuerdings in Deutschland, wo eine Reihe staatlicher und gemeindlicher Behörden ihre Lieferungsaufträge für Druckarbeiten nur an Betriebe, die den nationalen Buchdruckertarif anerkennen und dem Tariffchiedsgericht unterstellt sind, vergeben. Der große organische Fortschritt in Millerands Reformvorschlägen liegt meines Erachtens in der Schaffung ständiger Arbeiterausschüsse mit ganz bestimmten Rechten und der geheimen regelmäßig zu wiederholenden Streikabstimmung dieses Ausschusses nach Erschöpfung der ersten schiedsgerichtlichen Vermittlung. Eine zwangsweise Durchführung der Schiedsprüche zweiter Instanz, die nach Ausbruch des Streiks einsetzt, sah Millerand nicht vor; er erklärte sie nur, bei Anrufung des Schiedsgerichts durch beide Parteien, für frei eingegangene Verträge, die auf 6 Monate binden, deren Bruch aber keine zivilrechtlichen, sondern nur öffentlich rechtliche Folgen, d. h. Abkennung aller Wahlrechte zu gewerblichen Körperschaften, nach sich zieht.

Dieser Millerandsche Antistreitgesetzentwurf, wie er in der nicht endenwollenden heftigen Polemik, die sich daran knüpfte, getauft wurde, konnte bei der radikalen Schärfe seiner Grundzüge, deren praktische Konsequenzen ohne Erfahrung gar nicht zu übersehen waren, natürlich nicht auf Anhieb eine Mehrheit erobern. Aber in die Köpfe bohrte er sich hinein, sodaß er 1904, unter Beihilfe des nunmehrigen Deputierten Millerand, in modifizierter Gestalt seine Wiederauferstehung feiern konnte. Der am 22. Dezember 1904 in der Kammer vom sozialistischen Deputierten der Stadt Lyon, Colliard, darüber erstattete Bericht ist bezeichnend genug für die werbende Kraft jener Streikverhütungsvorschläge, wenn auch die radikalen Sozialisten heftig dagegen anstürmen.*) Colliard weist in seinem Berichte auf die unheimlich wachsende Zahl der Streiks hin, auf ihre Neigung sich zu einem örtlichen oder industriellen Generalstreik auszudehnen, auf die immer bessere Ausbildung der „gelben Gewerkschaften“ von Streikbrechern, die zu schweren Zusammenstößen mit den anderen Organisationen führten, und schließlich auf die wirtschaftliche Schädigung des Landes durch derartige zerfleischende Kämpfe. Wenn die Zustände nun auch nicht von heute auf morgen aus der Welt zu schaffen seien, so würde doch mit schiedlichen Vermittlungs-

*) Ernest Lafont: l'Arbitrage Obligatoire: Le Rapport Colliard. in Nr. 150 des „Mouvement socialiste“ vom 1. März 1905.

institutionen viel geholfen werden können, und zwar müßten alle diejenigen Unternehmungen, die mit Staats- oder Gemeindeverwaltungen zusammenarbeiten, pflichtmäßig zur Unterwerfung unter ein Schiedsgericht gehalten sein; allen übrigen Gewerbebetrieben bleibe es zunächst noch freigestellt. Im wesentlichen hat die Commission du Travail die Millerandschen Gesichtspunkte in ihrem Berichtsvorschlag übernommen: es kehren die Arbeiterausschüsse und die, auf Einzelbetriebe lokalisierte Streikabstimmung, die „Parlamentarisierung“ des Streiks und des Schiedsgerichts in Colliards Rapport wieder; ferner, wie bereits angedeutet, die Zwangsgeltung dieser Regeln für alle von Staat und Gemeinden beschäftigten Industriebetriebe. Auch daß Arbeiter, die länger als drei Tage in solchem Betriebe arbeiten, damit diese Regeln als verbindlich für sich anerkennen, ist bereits von Millerand vorgeschlagen.

Der Commission du Travail lagen noch eine Reihe von Vorschlägen zur Streikregelung vor, wie denn die ganze gegenwärtige Periode gewerblicher Entwicklung mit derlei Ideen geschwängert ist. Aus der Sammlung der französischen Projekte sei noch das vom Arbeitgeberstandpunkt in der Commission de législation ouvrière du Comité central des Chambres syndicales patronales entwickelte Programm des Herrn Vallée hervorgehoben, das auf die Bildung ständiger paritätischer Schiedsgerichtshöfe in allen Departements hinausläuft. Je 25 Vertreter der Arbeitgeber und der Arbeiter aus den Hauptindustrien des Bezirks sollen 3 Jahre lang bei jedem drohenden Streik eingreifen, Sachverständige berufen, Untersuchung über die Streikursache anstellen, Einigung anstreben und, falls diese scheitert, einen Schiedsspruch fällen, der von den Parteien befolgt werden muß. Während die Verhandlungen schweben, darf die Arbeit nicht unterbrochen werden.

Deutschland, das Land der Theorien, ist natürlich auf dem Gebiete der Streitverhütungsprobleme auch nicht unfruchtbar geblieben. Ja, der Vorschlag *a l l g e m e i n e r* gewerblicher Schiedsgerichte mit Zwangsexekution der Schiedssprüche ist sogar zuerst in bestimmter Form in Deutschland aufgetaucht und ernsthaft diskutiert worden, und zwar vor mehr als einem Menschenalter vom — Verein für Sozialpolitik. Unter dem Eindruck der sozialen Nöte, die die Gründerzeit heraufbeschwor, wurde sofort nach der Konstituierung des Vereins das Thema „Arbeits-

einstellungen und Gewerkvereine“ angeschnitten, und der Referent Professor Schmoller beantragte dabei folgende Resolution:

Es ist wünschenswert, daß überall, wo häufigere Streitigkeiten vorkommen, Einigungsämter freiwillig organisiert werden, und daß sich ihnen möglichst die Gesamtheit der Unternehmer einerseits und die Gesamtheit der Arbeiter andererseits unterwerfe, sowie daß ein besonderes Gesetz derartigen Kammern, die gewisse allgemeine Bedingungen erfüllen, die notwendigen Befugnisse (Zeugen vorzuladen usw.) erteile und ihre Entscheidungen durchführbar mache.

In der darauffolgenden Jahresversammlung 1873 wurde das spezielle Thema „Einigungsämter und Schiedsgerichte“ auf die Tagesordnung gesetzt, und Dr. Max Hirsch als Referent plädierte sehr gründlich für obligatorische Einigungsämter mit gesetzlicher Durchführbarkeit der Einigungsamtsbeschlüsse: „ohne gesetzliche Exekution schwebt das Einigungsamt in der Luft“. Dr. Hirsch suchte schon damals den Einwand zu widerlegen, daß es ein vollständiger Widerspruch gegen den Begriff „Einigung“ als etwas Freiwilligem sei, wenn man den Zwang eintreten lasse. „Wenn dies wahr, so dürfte überhaupt kein Vertrag klagbar sein, denn jeder Vertrag ist eine freiwillige Einigung. Wo ist der logische Unterschied zwischen dem Arbeitsvertrag eines Unternehmers mit einem Arbeiter oder einer Gruppe von Arbeitern, welcher jederzeit klagbar ist, und dem durch bevollmächtigte Vertreter abgeschlossenen Arbeitsvertrag zwischen einer größeren Anzahl Unternehmer und Arbeiter, dessen Exekutierbarkeit ein Widerspruch sein soll?“ Der vollständige Gesetzesentwurf, den Dr. Hirsch damals vorlegte, ging von der freiwilligen Errichtung gewerblicher Einigungsämter aus, wie sie bereits seit dem Jahre 1870 in Grünberg, Guben, Danzig, Berlin, Stralsund, Barth und Zingst, in Rostock und Biebrich meist auf Betreiben der Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine zustande gekommen waren. Solche von Arbeitgebern und mindestens zwölf Arbeitern gemeinsam geschaffenen Vertretungen behufs Vereinbarungen über Lohn- und Arbeitsbedingungen, sowie über sonstige gewerbliche Interessen sollten nach dem geplanten Gesetze die Rechte eines „anerkannten Einigungsamtes“ erhalten. Das anerkannte Einigungsamt sollte als Schiedsgericht für alle Streitigkeiten zwischen Einigungsgenossen, insbesondere auch in bezug auf den Antritt, die Fortsetzung oder Aufhebung des Arbeitsverhältnisses (also Streik und Aussperrung) zuständig sein und endgültig darüber

entscheiden, denn (§ 14): „Eine Berufung auf den Rechtsweg ist gegen die Entscheidungen des Einigungsamtes nicht zulässig“; und (§ 16): „Die Beschlüsse des Einigungsamtes sind für sämtliche Einigungsgeoffen verbindlich, sobald dieselben in ortsüblicher Weise zur Kenntnis gebracht sind“. Jeder Arbeitnehmer, der bei einem Einigungsgeoffen nach der Bekanntmachung des Beschlusses Arbeit annimmt, muß sich damit den Beschlüssen und der schiedsrichterlichen Entscheidung des Einigungsamtes unterwerfen. Berufungsgeoffen sollen sich jederzeit durch Einzeichnung in die Listen des Einigungsamtes diesem anschließen können. Das Einigungsamt soll Vernehmungszwang üben und Ordnungsstrafen verhängen können. Die Exekution liegt den ordentlichen Gerichten ob. Aus-schluß wiederholt Vertragsbrüchiger ist gestattet. Der prinzipiell wichtigste Paragraph des ganzen Gesetzesentwurfes aber, dessen Gedankengang erst in der australischen Schiedsgerichts-Gesetzgebung wieder aufgelebt ist und der der Grundstein für alles moderne gewerbliche Schiedswesen werden muß, trotz der oben erörterten französischen Gesetzesvorschläge, ist § 20:

Sind kontraktbrüchige Einigungsgeoffen Mitglieder eines anerkannten Koalitionsvereins (Gewertvereins), so ist dieser verpflichtet, im Falle fruchtloser Exekution die Entschädigungen und Ordnungsstrafen für seine Mitglieder zu zahlen und bei wiederholtem absichtlichen Kontraktbruch dieselben zeitweilig auszu-stoßen.

Ein anerkannter Koalitionsverein, welcher nachweisbar einem Mitgliede zum Kontraktbruch mit Absicht behilflich ist, kann als solcher zeitweilig aus dem Einigungsamte ausgestoßen werden; findet eine solche Unterstützung wiederholt statt, so wird auf Antrag des Einigungsamtes der Gewertverein von den ordentlichen Gerichten der staatlichen Anerkennung und aller der aus-fließenden Rechte verlustig erklärt.

Der Korreferent in jener Tagung des Vereins für Sozial-politik, Professor Lujo Brentano, stellte sich in seinen Thesen wesentlich auf denselben Boden:

1. Das Gesetz soll nur Geltung haben für diejenigen Einigungsämter, welche sich ihm ausdrücklich unterwerfen.
2. Das Gesetz soll den Einigungsämtern die Möglichkeit gewähren, rechtsgültige Entscheidungen zu fällen.

3. Gewerksvereine, welche einem dem Gesetze unterworfenen Einigungsamte beigetreten sind, sollen für die Beobachtung von dessen Anordnungen seitens jedes einzelnen ihrer Mitglieder haften.
4. Gewerksvereine, welche den unter 3 angeführten Bedingungen entsprechen, erhalten Korporationsrechte.

Und in den Ausführungs-Bestimmungen gibt Brentano bereits Fingerzeige zu einer Verwirklichung der Zwangsrekrutive, wie sie von Volkswirten, die jene Vorschläge gewiß nicht kannten, ganz neuerdings unter dem Eindruck der Riesenarbeitskämpfe unserer Tage auf dem alten und neuen Kontinent vorgeschlagen worden ist.

Auf Zumiderhandlungen gegen einigungsamtliche Anordnungen sind zunächst Geldstrafen angesetzt. Sind die straffälligen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Mitglieder von Gewerksvereinen, welche dem Einigungsamte beigetreten sind, so haben diese Verbindungen die Strassummen zu zahlen. Zu dem Zweck haben solche Gewerksvereine, unter Ausstattung mit Korporationsrechten, eine je nach der Kopfzahl ihrer Mitglieder kleinere oder größere Kaution zu hinterlegen, die bei Verlust der Korporationsrechte stets auf einer Mindesthöhe zu halten ist. Auf der Grundlage dieser Entwürfe beschloß damals der Verein für Sozialpolitik, an den Bundesrat und Reichstag um schleunigen Erlaß eines Normativgesetzes für Einigungsämter zu petitionieren.

Ueber 30 Jahre sind seitdem verstrichen. An Anregungen und Projekten, die den Gedanken der Zwangsschiedsgerichte in dieser oder jener Form wieder aufnahmen, hat es inzwischen nicht gefehlt. Gesetzliche Gestalt aber haben nur die Vorschläge auf Schaffung von subsidiären Einigungsämtern in dem Gewerbegerichtsgesetz von 1890 und der Novelle von 1901 gewonnen; wie oben aber bereits angedeutet, unter Ausschluß jeden Zwanges; denn der Zwang zum Erscheinen, nicht zum Verhandeln, bei einseitiger Anrufung des Einigungsamts hat keinerlei Bedeutung. Nur eine moralische Geltung und Wirkungskraft besitzen unsere deutschen Einigungsämter, aber auch nur da, wo besonders zum Vermitteln begabte Persönlichkeiten unter den Gewerbegerichtsvorsitzenden sich durch Jahre und Jahrzehnte das Vertrauen der industriellen Parteien zu erringen verstanden haben, wie z. B. in Berlin, München usw. Wo der Gedanke der schiedlichen Regelung von

Streitigkeiten aus bestehenden oder über neu abzuschließende Arbeitsverträge aber einmal Wurzel geschlagen, da gedeiht er auch und treibt gute Frucht. Die jüngst von den Ältesten der Berliner Kaufmannschaft in ihrem „Berliner Jahrbuch“ aufgestellte Uebersicht über Lohnbewegungen und tarifliche Ordnungen der Arbeitsverhältnisse, die in Berlin größtenteils direkt oder indirekt dem gewerbegerichtlichen Einigungsverfahren ihren Ursprung verdanken und allenthalben mit einer Schlichtungskommission gekrönt sind, zeigen handgreiflich, wie der gewerbliche Frieden den Kampf in sämtlichen also geregelten Gewerben ablöst.

Das Verlangen aber nach gewerblichem Frieden anstatt der zerrüttenden, millionenverschlingenden Sperrkämpfe beherrscht in wachsendem Maße fast alle Gewerkschaften und Arbeitgeberorganisationen. Mit einer Fülle von Tatsachen läßt sich das belegen. Hier nur einige Beispiele. Ganz abgesehen von den älteren bewährten Schiedsgerichten der Organisationen, wie etwa im Solinger Revier, abgesehen von dem Tariffchiedsgericht des unvergleichlich organisierten Buchdruckgewerbes und ähnlichen Musterinstitutionen, die als eigenartige Friedensbildungen spezieller Industriebereiche noch einen gewissen Ausnahmeharakter besitzen, schreiten neuerdings fast allgemein auch in den übrigen Gewerbezweigen nach schweren Arbeitskämpfen beide Parteien, der unsinnigen Machtproben, die sich im Niederdrücken des Gegners bewähren sollen, satt, zum Aufbau von konstitutionellen Arbeitsordnungen, von paritätischen Einigungsinstanzen für ihr Gewerbe und geben die strenge Losung aus, diesen fortan alle Streitfragen zur sachmännischen Entscheidung sine ira et studio zu unterbreiten. Hervorragende Erscheinungen in dieser Richtung bilden die im Braugewerbe nach dem Berliner Bierkrieg entstandenen und seitdem fortgesetzt ausgestalteten Einigungsbestrebungen sowie die nach der Textilarbeiterausperrung von Krimmitschau in der schlesischen und in der Nachener Textilindustrie errichteten Schiedsgerichte. Ähnlich sucht das von wilden Kämpfen zerfleischte Holzgewerbe mehr und mehr in selbstgeschaffenen Einigungsämtern seinen Frieden. In Düsseldorf arbeitet das von den Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen des Bezirks gemeinsam gegründete Einigungsamt für das Holzgewerbe das dritte Jahr mit demselben schönen Erfolge, daß alle im Gewerbe entstandenen Arbeitsstreitigkeiten vor seinem Forum zum gütlichen Austrag kamen. Und in Berlin hat der furchtbare Holzkrieg mit der Errichtung eines ähn-

sichen Friedensamtes geschlossen, von dem sich die Arbeitgeber so viel versprechen, daß ihr Organ „Die Fachzeitung“, den Kollegen von der eisernen Fakultät anempfiehlt, es nachzumachen. Und ähnliches hat sich in vielen anderen Gewerben vollzogen.

In dem Einigungsamt und Schiedsgerichte gipfeln somit alle Bestrebungen, gewerblichen Frieden zu gründen; und zwar bei den sozial fortgeschrittensten Industriezentren in solchen freiwillig oder gesetzlich geschaffenen Schiedsgerichten, deren Sprüche als bindend anerkannt und mit strenger Disziplin ausgeführt werden. Das ist das Fazit dieses Rundblicks auf die sozialen Friedensinstanzen in den Kulturstaaten. Alle Vorschläge zur Streikverhütung laufen denn auch wenn nicht auf das obligatorische Schiedsgericht, so doch auf das obligatorische ständige Einigungsamt hinaus. Alle ernst zu nehmenden und sozialpolitisch gedachten Vorschläge: — von den „Christen“, wie da jüngst einer in der „Kreuzzeitung“, und ein anderer als Wortführer der „katholischen Arbeiter(-)Vereine“ sich im „Arbeiter“ (Berlin) über die Streikfünde ausließ, von diesen, die die Zeit vom Streik „gesundbeten“ wollen, und von jenen Politikern, die den Streik durch ein „Arbeitswilligenschutzgesetz“ aus der Welt schaffen wollen, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Auch die mehr zur Streikunterdrückung als zur prophylaktischen Streikverhütung berufenen Organisationen, Streikversicherungs- und Aussperrpläne der Arbeitgeber gehören nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, obwohl das erste Rezept, die Streikbewegungen durch Lokalisierung und Atomisierung seitens starker Arbeitgeberorganisationen zu verflüchtigen, unter dem Titel „Streikverhütung“ veröffentlicht wurde. (1889. Berlin. Sep. Abdruck aus d. „D. Volkswsch. Corr.“).

Aber mit der Lösung allein, die wir aus unsern obigen Darstellungen abstrahieren: „obligatorisches Schiedsgericht“ ist es nicht getan. Abgesehen von den schwierigen Fragen nach der praktischen Organisation und der Geltungskraft der Entscheidungen, Fragen, bei denen das Problem erst anhebt, sind Schiedsgerichte nicht Dinge, die man dekretieren und im selben Augenblicke fertig wirksam hinsetzen kann. Schiedsgerichte können nur das Dach auf einem großen sozialen Organisationsbau sein. Wer Schiedsgerichte um der Streikverhütung willen wünscht, muß zuerst Organisation der Arbeiter und Arbeitgeber, muß kollektive Arbeitsvereinbarungen zwischen beiden organisierten Gruppen, muß Arbeiterausschüsse und Arbeitskammern, muß jene ganze organische Stufenfolge pari-

tätischer Verhandlungsinstanzen wünschen, in denen sich Arbeiter und Arbeitgeber als gleichberechtigte Gruppen anerkennen und die gesellschaftliche Rechtsidee anstelle der individualistischen Idee des kurzfristigen materiellen Egoismus begreifen lernen. Mit atomisierten Gewerbeelementen ohne soziale Polarisation kann kein Schiedsgericht fruchtbar arbeiten, und solange in den wirtschaftlich-sozialen Auseinandersetzungen zwischen Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen noch Machtgelüste anstelle nüchternen Zweckmäßigkeitsr erwägungen den Ausschlag geben, ist das Schiedsgericht ebensowenig zu einer gedeihlichen Lösung und Vorbeugung gewerblicher Konflikte berufen wie auf politischem Gebiete.

So stützt sich denn der soziale Heilungsprozeß, der zur Streikverhütung, zur Ausschaltung des Gedankens führen soll, als ließen sich die Interessenspannungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nur mit den verschränkten Armen und nicht mit Hirn und Herzen regeln, auf folgende Stufen, die jede für sich rechtlich gesichert und praktisch fruchtbar gemacht werden muß:

I. Die soziale Vorschule, die in obligatorischen Arbeiterausschüssen tausende von neuen Pflanzstätten finden und Unternehmer und Arbeiter an die konstitutionelle Besprechung der Arbeitsverhältnisse im engen Rahmen bestimmter, konkret übersehbarer Verhältnisse gewöhnen soll; die Beratung der Arbeitsordnung und die Ueberwachung ihrer Ausführung, sowie des gegebenen Arbeitsvertrages und des gesetzlichen Arbeitsschutzes, die Erörterung von Mißständen auf beiden Seiten und die Vorlegung von Wünschen und Beschwerden, muß hier in erster Instanz erfolgen.

II. Die soziale Hochschule der Organisationen von Arbeitgebern und Arbeitern, die die über die Individualität der Betriebe hinausgreifenden Gesamtfragen des Gewerbes zu beraten und die Elemente des Arbeitsvertrages gemeinsam zu vereinbaren haben. Ihre sozialpädagogische Funktion wäre für den Zweck der Streikverhütung mit Nachdruck zu entwickeln, etwa mit folgenden Mitteln: Den Organisationen ist volle Koalitions- und Versammlungsfreiheit sowie Rechtsfähigkeit zu verleihen, um ihnen außer den Vermögensrechten und -pflichten auch einen vollstreckbaren Titel gegen ihre Mitglieder, um der Disziplin willen, zu verschaffen und sie auf diese Weise zu der vollen Verantwortung für Tun und Lassen der organisierten Anhänger zu befähigen. Die Organisation bzw. ihre Obmänner müssen in Arbeitsfragen, die über einen einzelnen Betrieb hinausgreifen, als

berufene Vertreter jedes der betreffenden Organisation angehörigen Arbeiters oder Unternehmers gelten. Die Organisation ist dementsprechend aber auch haftbar zu halten für Verletzung von Pflichten, die jedes Glied mit der Zugehörigkeit zur Organisation übernommen hat, also auch für Nichtinnehaltung des von ihr abgeschlossenen Arbeitsvertrages seitens eines Organisierten.

Der zwischen den Organisationen vereinbarte kollektive Arbeitsvertrag ist zur „g e m e i n e n R e g e l“ der Arbeit subsidiär zu erheben und von allen öffentlichen Behörden den Lieferungsbedingungen bei Ausschreibung von Arbeiten als integrierender Bestandteil einzuverleiben. Das ordnungsmäßige Zustandekommen solcher natürlich klagbaren Verträge und die Schlichtung von Vertragsdifferenzen wäre durch ein dem Genfer Muster entsprechendes Gesetz zu fördern. Tarifverträge, deren Geltung auf Mitglieder einer besonderen Organisation beschränkt ist und die Andersorganisierte von den Betrieben, wo sie zur Einführung gelangten, ausschließen, dürften diesen öffentlich rechtlichen Schutz nicht genießen.

III. Die sozialen Selbstverwaltungsbehörden, in denen der Grundsatz paritätischen Verhandeln, über den Bereich akuter Konfliktsfälle des direkten Selbstinteresses der Parteien hinaus, auf die Gebiete des unparteiisch gutachtlichen und richterlichen Entscheidens in sozialen Wohlfahrts-, Rechts- und Gesetzesfragen übertragen wird: die Vertretungen der organisierten Arbeitgeber- und Arbeiterschaft in paritätischen Arbeitsnachweisen, Versicherungs- Schiedsgerichten, in Gewerbegerichten und in Arbeitskammern, die vielleicht an größeren Plätzen samt und sonders zu einheitlichen Sozialkommissionen oder Arbeitsämtern zu verschmelzen wären, um das Band sozialer Gemeinschaft und Interessenausgleichung zwischen Arbeits- und Kapitalsorganisation immer enger zu wirken und die spezialistische Schulung und Auslese besonders befähigter Vertreter der beiden sozialen Gruppen zu ermöglichen.

IV. Die sozialen Schiedsämter, einmal solche, die sich freiwillig für jedes Gewerbe örtlich und national aus den Tarifflichtungskommissionen heraus entwickeln und sobald sie gerichtlich eingetragen und beglaubigt sind, mit dem Recht der Zeugenvernehmung und dem Titel, verbindliche Schiedsprüche für alle angeschlossenen Organisierten zu erlassen, auszustatten wären; und zum andern solche von Amtswegen eingerichteten Einigungsbehörden und Schiedsgerichte, die überall da, wo die freigebildeten Schlichtungsinstitutionen fehlen oder wegen Widerspruchs oder Vertrag-

bruchs einer Partei versagen, amtlich entsprechend den ordentlichen Gerichten in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, jedoch ohne Anruf, eingreifen und auf einen Vergleich hinwirken sollen. Im Notfall haben sie den Konflikt durch einen Schiedsspruch, der auf drei oder sechs Monate Geltung haben soll, zu lösen. Soweit die Streitfälle aus bestehenden Arbeitsverträgen erwachsen und nur Auslegungsfragen darstellen, sind diese Schiedssprüche, ebenso wie die der freien Schiedsämter, gegen jeden Unterzeichner des Vertrages vollstreckbar. Jedoch ist Berufung an ein Oberschiedsgericht zulässig. Handelt es sich um Streitfälle in vertragslosen Gewerben oder wegen Abschluß neuer Verträge, so ist der Schiedsspruch allein auf moralische Wirkung abzustellen und nur bei beiderseitiger Zustimmung der Parteien mit Geltungskraft für drei oder sechs Monate auszustatten. Die Unterwerfung einzelner Betriebe durch Uebermittlung einer zustimmenden Erklärung des Unternehmers und des Arbeiterausschusses an den Schiedsgerichtshof ist durchaus angängig. Unterwirft sich eine Partei dem Spruche nicht, so tritt das Oberschiedsgericht als Vermittler in Funktion, sofern an dem Konflikt mehr als 100 Arbeiter beteiligt sind. Das Oberschiedsgericht ist mit drei im Gewerbegerichts- und Einigungswesen hervorragend bewährten Persönlichkeiten ständig zu besetzen, um eine ideale Tradition zu entwickeln. Es kann aus den Kreisen der streitenden Parteien je zwei Personen als Beiräte, ohne Stimmberechtigung, heranziehen, und zwar: je einen Vertreter beiderseits nach dem Vorschlag der eigenen Partei, die andere Persönlichkeit aber beiderseits nach dem Vorschlag der Gegenpartei, um auch die zur Versöhnung oder zur Anerkennung der gegnerischen Argumente neigenden Minderheits-Vertreter einer Gruppe in der Oberinstanz zu Worte kommen zu lassen. Ferner kann das Obergericht einen Beirat aus Sachverständigen des Gewerbes berufen. Es hat das Recht des Zeugenvernehmungszwangs und des Ausschlusses der Öffentlichkeit bei der Erörterung von Geschäftseinzelheiten. Das Oberschiedsgericht tritt nicht in Funktion im Falle der Bildung einer freien Oberschiedsinstanz seitens der streitenden Parteien. Allerdings müssen sie sich vertraglich verpflichten, dessen Schiedsspruch sich bedingungslos auf drei oder sechs Monate zu unterwerfen.

Ist somit in allen Fällen, wo ein Arbeitskonflikt zur Arbeitseinstellung auszuarten und damit die öffentliche Wirtschaft und Wohlfahrt zu beeinträchtigen droht, Vorsorge für das Eingreifen einer vermittelnden Instanz getroffen, die den berechtigten An-

sprüchen zur Geltung zu helfen verspricht, so wäre nun die Forderung berechtigt, diejenige Partei, die während der Schwelbe der Verhandlungen aussperrt oder streift, der Gegenpartei für den aus dieser „rechtswidrigen“ Handlung erwachsenden Schaden haftbar zu machen, eine Angelegenheit allerdings, mit der sich nicht die Schiedsgerichte, sondern die ordentlichen Gerichte zu befassen hätten; auch aus dem Grunde, um den „Einigungs“gerichten das Odium dieses Verfahrens zu nehmen und die Sympathie der gewerblichen Parteien für sie nicht zu beeinträchtigen. Soweit es sich um rechtsfähige Organisationen, die sich auf einen Tarifvertrag verpflichtet haben, handelt, ist diese Schadensersatzforderung nach allem bisher gesagten ohne weiteres gegeben. Soll aber auch in Fällen der Arbeitsperre, wo es sich um die Erringung zukünftiger Arbeitsbedingungen handelt und zumal, wenn Kündigungsfristen nicht bestehen, keinerlei Vertragsverletzungen vorliegen, eine materielle Haftung der Organisation gesetzlich vorgeschrieben werden? Die Antwort darauf wird je nach der Anschauung verschieden ausfallen, ob man Streiks für völlig ausrottbar oder für eine unzertrennliche Begleiterscheinung unserer heutigen Wirtschaftsordnung erachtet, die man wohl einschränken, aber nicht ganz unterdrücken kann.

Weiter wird die Antwort auf jene Frage davon abhängen, wie die Vollstreckung des Schadensersatztitels gegen Organisierte und vor allem Unorganisierte wirksam durchgeführt werden kann. Und schließlich ist zu erwägen, auf welche Zeitdauer, bis zu welcher Grenze soll die Schadensersatzhaftung sich erstrecken: nur auf die Dauer der Vermittlungshandlungen bis zur Fällung des Schiedsspruches, oder auch noch für die Geltungsfrist des etwa auf 3 Monate abgestellten Schiedsspruches? oder aber auf die Dauer der gesetzlichen Kündigungsfrist von 14 Tagen, die § 122 der Reichsgewerbeordnung als das normale für die Arbeitsverhältnisse in der Ära der Gewerbefreiheit subsidiär vorschreibt? Oder soll es schließlich Latfrage bleiben, die der geschädigte Arbeiter oder Arbeitgeber nach seinen individuellen Verhältnissen jedesmal dem Amts- bzw. Landgericht zur Entscheidung vorträgt?

Die üblichen Vorschläge zur Streifverhütung durch Haftbarerklärung der Beteiligten, fordern Schadensersatz in allen Fällen, wo nicht mindestens die Karezfrist der Einigungsverhandlungen eingehalten ist.

Von den mir vorliegenden Gesetzesprojekten zur Verhütung

von Arbeitskämpfen beschränkt sich die „Streifordnung“ des Ingenieurs W. Born junior in den Veröffentlichungen der „Arbeitsstelle der technischen Stände“*) auf die Schadenshaftung während einer Streifkarenzfrist**), die zur schriftlichen Streifanfrage und zum Einigungsverfahren vor ein oder zwei Instanzen obligatorisch innezuhalten ist, ehe der offene Arbeitskampf beginnen darf. Hier wird also der Streif an sich als ein „Vergehen“ gegen die öffentliche Wohlfahrt „bestraft“, denn die Arbeitsunterbrechung, die Born nach Ansage und Einhaltung einer längeren Schonungsfrist, die wohl der gesetzlichen Kündigungsfrist in praxi gleichkommen dürfte, zulassen will, ist ja kein Streif mehr.

Der Streifgesetzentwurf von Dr. Johannes Croner-Berlin läuft darauf hinaus, jede willkürliche Arbeitsunterbrechung durch eine drakonische Schadenserjagsverfolgung für immer aus der Welt zu schaffen. Zu dem Zwecke der Haftbarmachung weist er sämtliche Industriearbeiter, die bei einem Arbeitgeber zu 10 oder in größerer Zahl beschäftigt sind, und ebenso sämtliche Arbeitgeber in Zwangsverbände ein, deren Beiträge ortspolizeilich festgesetzt und allwöchentlich in eine Streifkasse gezahlt werden müssen, aus der sich dann, wenn ein Arbeitskonflikt trotz sofortiger Einigungsverhandlungen zum Streif ausartet, die siegende Partei für alle ihre Streifunkosten und den während des Streifs entgangenen Gewinn oder Arbeitslohn befriedigen soll; und zwar ist von der unterliegenden Partei, wenn der Kassenbestand die Kriegskosten der andern Partei nicht deckt, in die für sonstige Zwecke gesperrte Kasse solange nachzuschießen, bis die siegreiche Partei zufrieden ist.

Dieser ungeheuerliche Vorschlag, der den Arbeitskampf durch Prämie auf den Troß verewigen würde, kennt also für die Schadenshaftung überhaupt keine generelle Grenze.

Die oben dargelegten Vorschläge des Vereins für Sozialpolitik sprechen sich über die Entschädigungsfrage nicht klar aus, sie sehen nur eine Exekution von Geldstrafen in das Vermögen vertragsbrüchiger Organisierter bzw. in das Vermögen oder in eine Kautionssumme der Organisationen vor. Auf die vorgeschlagenen Ehrenstrafen komme ich unten zurück. Die Schadenshaftung der englischen Gewerkschaften, die durch den Taffthalescheid eingeleitet wurde, gibt für unser Problem keinen Fingerzeig, da es sich in

*) vgl. auch Die Deutsche Industrie 1905. S. 31 ff.

**) Der Abkürzung halber ist manchmal einfach „Streif“ statt „Streif und Aussperrung“ gesetzt.

den englischen Rechtsfällen um die Fragen handelte, ob eine Gewerkschaft überhaupt, auch unter Innehaltung der Kontraktfrist, die Sperre über einen Betrieb mittels öffentlicher Ankündigung und Streikposten verhängen dürfe, ohne sich wegen „Verschwörung“ strafbar und mit ihrem gesamten Vermögen haftbar zu machen, und ob eine Kollektivhaftung der Gewerkschaft für Schadenshandlungen einzelner ihrer Mitglieder bestehe; Fragen also, die nach unserem bürgerlichen Rechte nur akut werden können, wenn der Vereinsvorstand oder seine berufenen Vertreter unter Kontraktbruch eine Arbeitssperre verhängen. (§§ 54, 714; 823; 718 B. G. B. § 735 Z. P. O.)

Die australischen Streitverhütungsgesetze aber suchten, wie wir oben gesehen, statt der zivilrechtlichen Verhaftung mit strafrechtlicher Verfolgung gegen das Vermögen und vor allem gegen die Freiheit der Einzelpersonen die Verletzung der Schiedsgerichtsentscheide zu ahnden, allerdings nur bei den eingetragenen Organisationen. Dieses Verfahren scheiterte aber mehrmals bei Vertragsbruch von tausenden von organisierten Arbeitern in der Praxis daran, daß gegen deren Privatvermögen eine Exekution vergeblich war, zum Vollzuge der entsprechenden Freiheitsstrafen aber die Staatsgefängnisse für die Tausende nicht ausreichten. Ueberhaupt aber ist die Heilbehandlung einer großen Massenbewegung mit Gefängnis ein seltsam Ding, und so können wir auch das australische Muster ebensowenig zur Anwendung auf unser Schadenshaftungsproblem empfehlen wie die übrigen Vorschläge.

Es ließe sich wohl ein Mittelweg in der Theorie konstruieren, auf dem die für unser Gerechtigkeitsempfinden wie für die Wirksamkeit des Schiedswesens notwendige Buße gegen den gesetzwidrigen Friedensstörer und vertragsbrüchigen Schädiger fremder wirtschaftlicher Interessen mit Erfolg bis zu einem gewissen Grade vollstreckt werden könnte.

Aber jedes Entschädigungsverfahren darf meines Erachtens nur unter bestimmten Voraussetzungen und nicht bei jeder beliebigen Arbeitssperre bis ins Ungemessene angewendet werden, wenn es nicht allzuoft in der Praxis scheitern und damit sich selbst das Ende setzen soll. Als solche Voraussetzungen erscheinen mir für die erste Entwicklungsperiode dieses neuen Prinzips folgende Tatbestände dienen zu sollen:

1. Der Nachweis des Kontraktbruches bei befristeten Arbeitsverträgen durch Verletzung der Kündigungsfrist.

2. Ausführung eines Streiks oder einer Aussperrung während der Geltung eines kollektiven Arbeitsvertrages, auch ohne Verletzung der persönlichen Kündigungsfrist der Beteiligten usw.:
 - a) Ohne Abwartung und Befolgung des Schiedspruches im Falle von Auslegungsdifferenzen über einen Punkt des Tarifs.
 - b) Ohne Abwartung des Schiedsverfahrens im Falle von Streitigkeiten über einen nicht durch den bestehenden Tarifvertrag geregelten Punkt des Arbeitsverhältnisses.
 - c) In jedem Falle einer kollektiven Aussperrung oder eines Kollektivstreiks, wenn die Ursache dazu außerhalb des Arbeitsverhältnisses (Sympathiestreif oder Aussperrung, politischer Generalstreik, Aussperrung wegen politischer oder agitatorischer Betätigung außerhalb des Betriebes usw.) liegt.
3. Ausführung eines von der Organisation unterstützten Streiks oder einer Aussperrung, ohne das Schiedsgericht abzuwarten, bei Meinungsverschiedenheiten über die Neubegründung oder Erneuerung eines kollektiven Tarifvertrages, nach Beginn der Verhandlungen.
4. (Allgemeinste Voraussetzung, die zunächst nur für sozial sehr weit durchgebildete und für die gemeinnötigen primären Versorgungsindustrien aufzustellen ist):

Nichteinstellung des Streiks oder der Aussperrung, sobald die bestreifte oder ausgesperrte Partei das Einigungsamt anruft und der schließliche Spruch der Schiedsinstanz zu Gunsten dieser Partei ausfällt.

Bis auf die letzte Gruppe 4 der Voraussetzungen liegt dieser Aufstellung der leitende Gedanke zu Grunde, die Tarifvertragstreue zu festigen, in den tariflich ungeordneten Gewerben wenigstens die willkürlichen Arbeitsperrren unter Verletzung der vertraglichen Kündigungsfristen zu mindern (die heut vielfach aufgehobene Kündigungsfrist dürfte von den Arbeitgeberorganisationen sehr bald wieder allgemein in die Arbeitsverträge aufgenommen werden) und vor allem die Beachtung des Einigungs- und Schiedsverfahrens den streitenden Parteien nahebringen. Der Gedanke an die Schadenersatzpflicht bei Verstoß gegen diese Grundsätze muß der ruhigen Erwägung des Streitfalles Raum schaffen und den besonnenen Vertretern der Organisationen auf beiden Seiten

den Rücken stärken. Punkt 4 bezeichnet die Uebergangsstufe zur Diktatur des Zwangsschiedswesens, von dessen allgemeiner Einführung in allen Industrien vorläufig meines Erachtens noch abgesehen werden muß, ehe sich nicht in den tariflich geregelten Gewerben der Grundsatz der Verständigung ohne offenen Kampf und die Unterwerfung unter das Schiedsgericht völlig eingelebt hat.

Die Ausdehnung der Schadenshaftung, auf den gesamten Umfang oder nur einen Teil der Arbeitsperre muß sich nach den verschiedenen Arten des Vertragsbruches und der Streitigkeiten abstufen. Ein deutlicher Unterschied ist, wie aus der obigen Gliederung der Voraussetzungen erhellt, zwischen den Streitigkeiten über bestehende Vertragsbestimmungen und solchen über vertragliche Neubildungen oder außerhalb jeden Arbeitsvertragsverhältnisses liegende Punkte zu machen.

Vor allem aber ist von einer Ueberspannung des Schadenersatzprinzips abzusehen, um nicht die Organisationen zu sprengen, sie zum *va banque*-Spiel und zur wirtschaftlichen Guerilla zu treiben.

Bei Kontraktbruch unter Verletzung einer besonders vereinbarten Kündigungsfrist muß die Schadenshaftung selbstverständlich über diese ganze Frist bis zur Höchstdauer von 14 Tagen, die im § 122 der Reichsgewerbeordnung als die Normaldauer für gewerbliche Arbeiter subsidiär festgesetzt ist, oder auf 1 Monat, die das Handelsgesetzbuch § 66 als Mindestvertragsfrist für Handlungsgehilfen vorschreibt, zu erstrecken. § 119a. G.-D. läßt heut sogar Lohn einbehaltung für eine Arbeitswoche bei Vertragsbruch zu. Der künftige Schadenersatzanspruch auf beiden Seiten sollte pro Tag der Arbeitsperre nicht den üblichen Tagelohn des streikenden oder ausgesperrten Arbeiters überschreiten.

Die Arbeitsperre während der Geltung eines kollektiven Vertrags (vgl. oben 2) verhaftet die streikende oder aussperrende Organisation sowie die angeschlossenen Unorganisierten für die vom Schiedsgericht festzusetzende Anzahl von verlorenen Arbeitstagen (siehe 2a), zum mindesten aber für die Tage der Sperre bis zur Fällung des Schiedsspruches (2b) und höchstens auf die Dauer der Geltung des Schiedsspruches (3 oder 6 Monate). Im Falle 2c, wo ein außerhalb des Arbeitsverhältnisses liegender Punkt die kollektive Arbeitsperre veranlaßt, obwohl ein Tarifvertrag beide Parteien bindet, ist, wie bei Kontraktbruch unter Verletzung einer Kündigungsfrist (siehe 1), auf Schadenersatz für die verlorenen Tage bis zur Höchstdauer der normalen gesetzlichen Frist von 14 Tagen zu erkennen.

In nicht tariflich geregelten Gewerben regelt sich die aus dem Kontraktbruch resultierende Schadenshaftung natürlich nach den Bestimmungen für Voraussetzung 1, in den Fällen, wo Verhandlungen wegen Anbahnung oder Erneuerung eines Kollektivvertrages schweben und die Parteien sich grundsätzlich also auf den Einigungsboden gestellt haben, wird die Haftbarkeit für Arbeitsperren auf jene verlorenen Arbeitstage zu erstrecken sein, die in die Zeit des Schiedsverfahrens fallen, bis zur Höchstdauer von 14 Tagen.

Das Einigungsamt erhält das Recht, im Einigungsverfahren eine von diesen Normen abweichende Vereinbarung zwischen den Parteien über etwaige Schadenersatzleistungen zu vermitteln.

Eine Partei, die der amtlichen Aufforderung zu Einigungsverhandlungen nicht Folge leistet, verwirkt außer den Ordnungsstrafen den Verlust des Schadenersatzanspruchs gegen die an sich vielleicht ersatzpflichtige Gegenpartei.

Um diesen Schadenersatzrechten und -pflichten nun aber materiellen Inhalt zu verleihen, der unter der bisher geltenden Ordnung fehlte, ist die Auffammlung von Haftsummen auf beiden Seiten notwendig, gegen die die Schadenersatztitel, sofern die Befriedigung aus dem greifbaren Vermögen des Schuldners sich als unmöglich erwiesen, vollstreckt werden können. Arbeiter und Arbeitgeber, organisierte wie unorganisierte, müssen einen für jeden Gewerbebezug von den beiden Parteien vereinbarten, amtlich anerkannten Beitrag auf den Kopf und die Lohnperiode an die Gemeinde- oder Provinzkasse abführen. Eine Beitragseinbehaltung bei jeder Lohnzahlung erscheint das einfachste. Die Verwaltung der Gelder, die vielleicht zweckmäßig auch von den bestehenden örtlichen Versicherungsanstalten übernommen werden mag, schon um eine bis zu gewissem Grade notwendige Klassenausgleichung durch das ganze Reich zu ermöglichen, erfolgt getrennt nach den einzelnen Gewerbebezügen für die rechtsfähigen Organisationen und für die Nichtorganisierten beider Parteien. Aus diesen Sicherungsfonds sind die gerichtlich an die Verwaltung überwiesenen Schadenersatzansprüche unter der erwähnten summarischen Trennung der Schuldnergruppen zu befriedigen.*)

Um eine unnütze Anhäufung unproduktiven Kapitals zu ver-

*) In Holland haben die Arbeitgeberorganisationen des Schiffahrtsgewerbes nach dem verunglückten Generalstreik im Gesamtverkehrswesen die bei ihnen beschäftigten Doctarbeiter zur Bildung einer Streikentwähigungs-kasse gezwungen. Jeder eingestellte Arbeiter muß sich verpflichten, von seinem Lohn regelmäßig Beiträge in jene Kasse zu entrichten bis zum Gesamtbetrage von 100 fl.

meiden, sind die angesammelten Gelder, sobald sie in den Abteilungen der Arbeiterkassen pro Kopf der angeschlossenen Arbeiter eine bestimmte Höhe in den einzelnen Gruppen erreicht haben, von der Verwaltungsanstalt zur Unterstützung der Arbeitslosen aus den betreffenden Gruppen zu verwenden. Die Fonds der Arbeitgeber sind, jetzt natürlich nur nach Gewerbezweigen und nicht nach Organisationen getrennt, in demselben Maße für diesen Zweck zu Gunsten beschäftigungsloser Arbeiter heranzuziehen. Die Zuschüsse an die verschiedenen Arbeiterfonds sind proportional zu deren Umfang zu bemessen. Wie weit die Gemeinden oder die Verwaltungsanstalten gehalten sein sollen, aus eigenen (Reichs)mitteln entsprechende Zuschüsse ihrerseits zu leisten, ist h'ier nicht zu erörtern.

Diese gleichzeitige Verwendung des Versicherungshortes für Arbeitspennen zur Unterstützung Arbeitsloser ist unbedenklich, da Streiks und Aussperrungen, die zu Entschädigungsforderungen führen können, gewöhnlich in die Zeiten guter Konjunktur und geringer Arbeitslosigkeit fallen, andererseits die durch das Entschädigungsverfahren besonders gesicherten Tarifverträge gerade in der Zeit der schlechten Konjunktur die Arbeiter über Wasser halten.

Mißbräuchlicher Ausbeutung der Arbeitslosenfonds durch Arbeitscheue und mutwillig Streikende ist auf die Weise vorzubeugen, daß die Unterstützung an die von den Gewerkschaften präsentierten Arbeitslosen und an die Unorganisierten, die der Arbeitsnachweis nach vergeblichen Stellenvermittlungsversuchen der Klasse zur Unterstützung vorschlägt, nur dann gezahlt wird, wenn von den Schiedsgerichten kein Einhaltsbefehl gegen die betreffenden wegen Verletzung von Arbeitsverträgen und schiedsamlichen Entscheidungen vorliegt. Die Organisierten sind natürlich gegen mißbräuchliche Ausnutzung ihrer Fonds durch arbeitscheue Kollegen besser gesichert als die Unorganisierten, die an jeden beliebigen Arbeitslosen ihres Berufes ihre Fondsüberschüsse aufteilen müssen.

* * *

Der Gedanke der Entschädigung bei Arbeitseinstellungen ist unseren Gewerkschaften bisher nicht diskutabel erschienen, aber er ist eine blanke, rechtliche Notwendigkeit, wenn wir die Tarifverträge

Sie werden ihm bei ordnungsmäßiger Lösung des Arbeitsvertrages wieder erstattet. Vermont. Les Grèves en 1903 S. 196. Statt durch die Macht der Arbeitgeberorganisationen — beamtlich verordnete der Berliner Metallindustriellenverband ähnliches -- derartige Institutionen entstehen zu lassen, empfiehlt sich besser eine gerechte gesetzliche Anordnung.

und ihre Träger, die Organisationen, gesetzlich sicherstellen wollen. Diesen Rechten entsprechen Pflichten, wenn den Arbeitern nicht eine Stellung außerhalb des allgemeinen Rechtes eingeräumt werden soll. Uebrigens ist die Schadensersatzklage bereits nach der bisherigen Gesetzgebung auch gegen die Gewerkschaften und ihr Vermögen an sich gegeben.

Der Gedanke der Entschädigung bei Arbeitsperren ist aber auch eine sozialpolitische Notwendigkeit, wie ich oben bereits andeutete, die mit dem Problem der Streikverhütung innig verknüpft ist. Es muß jedem Arbeitgeber und Arbeiter die Rücksicht auf die Gegenpartei immer schärfer zum Bewußtsein gebracht werden. Zugleich scheint mir dieser Weg der abgestuften Streikentschädigung das einzige Mittel, das Schiedswesen mit Zwangsexekution, auf das alle Streikverhütung am letzten Ende hinausläuft, auf einen tragfähigen Boden zu stellen, auf dem es Wurzeln zu schlagen und sich gedeihlich zu entwickeln vermag.

Mit ein paar mehr oder weniger geschickten Vorschlägen ist freilich auf diesem Gebiete das allerwenigste getan; die Entfaltung sozialen Verständnisses in der Allgemeinheit und besonders bei den streitbaren Gruppen „Kapital und Arbeit“ ist das Wesentliche.

Die Zeit muß heilen. Das wird für die Beseitigung der schwer schädigenden akuten Auseinandersetzungen zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft die letzte Weisung sein und bleiben, und soweit es das allgemeine Auftreten dieses pathologischen Prozesses betrifft, werden wir sie nicht übersehen dürfen. Soziale Verständigung kann man nicht von heute auf morgen dekretieren, und die Experimente, sie durch allerlei Institutionen zu beschleunigen, sollten nicht überstürzt werden. Diese Einsicht darf uns aber keineswegs abhalten, auf jenen im Eingang des Aufsatzes erwähnten Wirtschaftsgebieten, in der monopolistischen, weil unentbehrlichen und schwer ersetzbaren nationalen Versorgungsarbeit, den verwüstenden offenen Sperrkampf seiner Gemeingefährlichkeit wegen mit allen Mitteln zu unterdrücken. So sehr im allgemeinen vor einer Ueberspannung der peremptorischen Streikentscheidung durch Zwangsschiedsgerichte gewarnt werden muß, in den Gewerben der Gas-, Wasser- und Kohlenversorgung, der Krankenpflege, des Eisen- und Straßenbahntransportes muß sie mit unwiderstehlichem Nachdruck und schließlich Anwendung der Staatsgewalt im Falle des Kontraktbruches geübt werden. So wenig eine Vergewaltigung der Arbeiterinteressen auf diesen wichtigen Industriefeldern eintreten

darf, ebensowenig darf eine Vergewaltigung der Interessen der Allgemeinheit oder des ganzen Staates durch die Arbeiter oder die (privaten) Arbeitgeber zugelassen werden. Drum gilt es, hier mit der Streikverhütung zu beginnen. Nicht aber, wie es gewöhnlich vorgeschlagen wird, mit einer *capitis deminutio* der Arbeiter, einer Verkürzung ihrer Organisationsrechte, sondern durchaus nach dem oben entwickelten Programm, mit einer Begünstigung der Organisation als der großen Lehrmeisterin der Zucht und des vernünftigen Gebrauchs der Kräfte. Neben der materiellen Vorzugsstellung, die allen diesen Arbeitern in den grundlegenden Gewerben unserer Volkswirtschaft, von deren Fleiß und Zuverlässigkeit so unendlich viel abhängt, aus Gerechtigkeit wie aus Klugheit bereitet werden muß, sind ihnen die gleichen sozialen Rechte der Interessenvertretung wie den übrigen gewerblichen Arbeitern einzuräumen: der obligatorische Arbeiterausschuß mit Sicherstellung der gewählten Vertreter, mit weitgehender Petitions- und Beschwerdebefugnis sowie Mitberatungsrecht in allen Fragen des Arbeitsvertrags, Gewinnbeteiligung, freies Koalitions- und Versammlungsrecht, Mitwirkung an der Gewerbeaufsicht und an der Besetzung der Einigungs- und Schiedsämter, in deren oberster Instanz die öffentliche Meinung durch parlamentarische Vertreter gebührend vertreten sein muß. Erst nach dieser Sicherstellung der Arbeiterinteressen hat die Bindung der Arbeiterbewegung in jenen Gewerben Berechtigung. Sie erfolgt durch Verträge mit mehrwöchiger Kündigungsfrist, deren Verletzung zivilrechtliche und bei erheblicher Gefährdung öffentlicher Interessen auch strafrechtliche Verfolgung bezw. Verlust von bürgerlichen Ehrenrechten verwirkt, sowie durch den oben erörterten entsprechenden Beitragszwang zu einer Streikentschädigungskasse; und zwar wird als klagbarer Kontraktbruch jede kollektive Arbeitsperre während des Schwebens schiedsgerichtlicher Verhandlungen anzusehen sein. Als äußerstes Exekutionsmittel für die Durchführung dieser Arbeitsordnung und die Fortsetzung der Produktion ist Aufrechterhaltung des Betriebes unter Militäraufgebot und -bewachung, durch Gesetz festzulegen.

Geheimrat Dr. Victor Boehmert hat wohl auch die Ueberführung der monopolistischen, von Arbeitsperren bedenklich betroffenen Betriebe in Arbeitergenossenschaftseigentum oder die Sicherstellung des Produktionsfortganges durch Einführung des *industrial partnership* und der Gewinnbeteiligung der Arbeiter

zum Zwecke der Streitverhütung vorgeschlagen.)* Sehr wohl. Aber mit solchen nur ganz vereinzelt anwendbaren Experimenten, die bereits soziales „Wohlwollen“ der anderen Partei voraussetzen, ist das Streitproblem in den gemeinnütigen Gewerben in dem gebotenen weitesten Umfange nicht zu lösen.**)

Die Wohlfahrt unserer Volkswirtschaft verträgt es in diesen fundamentalen Versorgungsfragen nicht, abzuwarten, bis der soziale Friede da von selber erblüht, sondern hier muß kategorisch Ruhe geboten werden. Darauf laufen denn auch nicht nur alle neueren Gesetze zur Verhütung von Eisenbahnarbeitskonflikten in Kanada,***) in den Vereinigten Staaten, Connecticut, Victoria (f. o.),****) in Holland †) und neuerdings in Italien, ††) sowie das oben zitierte englische Koalitionsgesetz von 1875 in bezug auf Gas- und Wasserversorgung hinaus, sondern auch die weitherzigsten Sozialtheoretiker fordern für die monopolistischen Industrien eine unerbittliche, scharf vom Gesetz überwachte Arbeitsordnung. Schmoller verlangt für Kohlenbau, Verkehrsgewerbe, „vielleicht auch Gas- und Wasserversorgung“ legitime Ausschüsse und Schiedsgerichte für die beiden Parteien und Bestrafung jeder Arbeitseinstellung oder Aussperrung ohne Zustimmung der Vertretung“. †††) Zacher, der jetzige Direktor der arbeitsstatistischen Abteilung des kaiserlich-statistischen Amtes vertritt in einem Aufsätze des Arbeiterfreund ††††) die Uebertragung des Gedankens, der dem obligatorischen Schiedsgerichten Australiens zu Grunde liegt, auf unsere Verhältnisse. C. W. Clark forderte bereits

*) Vgl. Die Bedeutung neuer Unternehmungsformen und Fabrikgenossenschaften in Der Arbeiterfreund. 1903. Heft 4, S. 400 ff. Ferner Resolution der Ortsgruppe Dresden der Gesellschaft für soziale Reform zum Bergarbeiterstreik. Schriften. Heft 17, S. 90.

***) Als Gegenstück zu dem Vorschlage Boehmert sei noch ein Antrag der sozialistischen Abgeordneten in der französischen Deputiertenkammer aus dem Anfang des Jahres 1900 erwähnt, der bei Aussperrungen in gewerblichen Betrieben deren Unternehmer unter Schadensabfindung aus Staatsmitteln expropriieren will, sobald dieser trotz Vorliegens ausreichender Geschäftsaufträge auf amtliche Intervention sich weigert, den Betrieb weiterzuführen und eine Prüfung der Betriebs- und Arbeitsverhältnisse durch eine Kommission von drei Gemeinderäten und drei Arbeitern ergeben hat, daß das Unternehmen zur Weiterführung in genossenschaftlicher Form sich eigne.

****) Soziale Praxis XIII, 182.

†) Wortlaut in *Annuaire de la législation du Travail* publié par l'Office du Travail de Belgique. 1903. p. 208.

†) Vgl. Vermaut. Les grèves des chemins de fer en Hollande en 1903.

††) Soziale Praxis, XIV 567 und 760.

†††) Ueber Organe für Einigung und Schiedsprüche in Arbeiterstreitigkeiten. Bericht an die Akademie der Wissenschaften (22. Januar 1903). S. 12.

††††) 1904. Heft 1. S. 48 ff.

1891 in dem Atlantic Monthly (Januarheft) ein Streikverbot für die Eisenbahner gegen Gewährung besonderer Vergünstigungen und Errichtung gesetzlicher Schiedsämter, ebenso trat das Einigungs- und Schiedsamt von Newyork im selben Jahre für gesetzliche Regelung der Arbeitsverhältnisse auf den Eisenbahnen, unter Zurateziehung der Angestellten, sowie für Kranken- und Hinterbliebenenversicherung derselben ein, während jeder Versuch einer Betriebsbehinderung als Vergehen oder Verbrechen abzuurteilen wäre. Die Idee dieses „Eisenbahnsoldaten“ ist vom Standpunkt des angelsächsischen Grundsatzes persönlicher Freiheit wohl verschiedentlich angegriffen worden, aber die Idee ging trotzdem ihren Weg. Das Massachusetts Board, das Ohio State Board und die Indiana Labor Commission nahmen sie in ihr Programm auf.*) Der bekannte Arbeiterfreund Moselen und der wegen „Vertretung sozialistischer Ideen“ vor einigen Jahren gemäßregelte Professor Ely proklamieren die gleiche Notwendigkeit, letzterer nicht nur für die Eisenbahnen, Telegraphen und sonstigen Verkehrsdienst, sondern auch für Lichtanlagen und alle „öffentliche gemeinnützige Unternehmungen“; „die Pflicht, hier einen ununterbrochenen Betrieb aufrechtzuerhalten, kommt her, Verbrechen zu verhüten, gleich.“ Gilman, der sonst nicht viel von Schiedsgerichtszwang wissen will, fordert ihn bedingungslos für alle die gemühtigen Unternehmungen. Eine sich selbst achtende vernünftige Staatsgemeinschaft müsse die gesetzliche, auf ehrliche Untersuchung gegründete Regelung der Arbeitsstreitigkeiten der Anarchie des Streiks in diesen Gewerbebezweigen vorziehen, meint er; das Neuseeland-Muster gelte für alle monopolistischen Industrien überhaupt.

Der Inbegriff dieser Gedankengänge ist der, eine Zwischenstufe sozialer Unternehmungsform zwischen dem freien, von der Konkurrenz geregelten Privatbetriebe und dem reinen Staatswirtschaftsbetriebe zu schaffen. In den monopolistischen und gemühtigen Industrien sollen die Arbeitsverhältnisse der an sich spekulativ geleiteten Unternehmungen eine über das heutige Recht weit hinausgehende gesetzliche bzw. schiedsgerichtliche Regelung erfahren, die den Arbeiter ebenso scharf wie den Unternehmer bindet. Diese der privaten Willfür entrückte Arbeitsregelung wird sich mit größeren oder geringeren Abschwächungen allmählich auf die von

*) Gilman. a. a. O. S. 353 ff.

Privatunternehmern in öffentlichem Auftrage auszuführenden Arbeiten und Lieferungen sowie weiter auf die von kollektiven Tarifverträgen beherrschten Gewerbe übertragen.

Mit solcher fortschreitenden Verpflanzung der Zwangsschiedsgerichtsbarkeit und der gesetzlichen Bindung des Arbeitsverhältnisses fällt die Ausbreitung des Grundsatzes der Streikverhütung in e i n e r Richtung zusammen. Es ist seine mechanische Entwicklung von oben nach unten. Ihr in die Hände aber arbeitet von unten herauf auf viel breiterer Basis das Werk der Organisation und der freiwilligen sozialen Verständigung der beiden gewerblichen Parteien: das organische Anwachsen freigeschaffener streikverhütender Institutionen, die das Prinzip der Arbeitsbindung elastisch und lebensfähig erhalten und damit zum Siege führen werden.

Die religiöse Frage in Italien.

Von

Paolo Enrico nobile Zandrini.

Der deutsche Protestantismus blickt zur Zeit auf Italien wie auf ein Land, welches sich unerwartet schnell und hoffnungsreich seiner Einwirkung erschlossen; und in gewissem Sinne hat er dazu das vollständigste Recht. Ganz Italien, d. h. das Italien, von dem wir aus den Organen der öffentlichen Meinung wissen, bewegt sich gegenwärtig in protestantischen Stimmungen, sofern es wider die tausend Sünden des Papsttums protestiert und sich die Fabelwelt der römischen Kirche nicht mehr als unmittelbare Wirklichkeit oder gar als die Macht, welche in Gegenwart und Zukunft, auf Erden und im Himmel über ihm herrschen soll, will gefallen lassen. Das war schon im 15. und 16. Jahrhundert nicht anders; was aber damals als Vorrecht der höheren humanistischen Bildung galt, ist seit der Zeit Gemeingut der ganzen schreib- und lesefähigen Bevölkerung geworden. Die Gebrechen, an denen das gesamte Kirchen- und Religionswesen des Landes krankt, sind niemanden mehr ein Geheimnis, und die Kritik dieser Gebrechen wird von den Alpen bis zum Vindhäum in einer Weise geübt, die hinter den ersten Sturm- und Drangzeiten der deutschen Reformation kaum zurückbleibt. Doch dabei halten wir uns nicht auf; es ist uns nicht um Erscheinungen zu tun, welche die allgemeine Signatur des Zeitalters bilden und hüben und drüben, in katholischen und evangelischen Landen, ungefähr gleicherweise zu Tage treten. Zu dem Geist der Kritik aber und der freien Untersuchung, der das moderne Italien wie die ganze moderne Welt beherrscht, kommen andere für die Zukunft dieses Landes bedeutsame Anzeichen.

Während in Deutschland durch die wissenschaftlichen Kreise vielfach, im Augenblicke wenigstens, eine religionsfeindliche

Strömung geht, die zwar auch hier in weiten Regionen vorhanden ist und sonderlich von den Renegaten der Kirche genährt wird: so sind es doch hier manche der tüchtigsten Vorkämpfer freier Wissenschaft, unter den Philosophen insbesondere die Vertreter der Hegel'schen Schule, welche das Wesen der Religion tiefer würdigen und für allgemeine religiöse Wiederbelebung eintreten mit einem Ernste, wie ihn Fichte und Schleiermacher unter den nationalen Wiedergeburtskämpfen ihres Volkes zu Anfang des 19. Jahrhunderts belätigt haben. Es appellieren diese Männer an das Gewissen, welches die beiden Mächte, die hier jahrhundertlang das Szepter führten, Hierarchie und Humanistik, die eine mit ihrer schlaffen oder starren kirchlichen Praxis, die andere mit ihrer leichtfertigen Spöterei, wie um die Wette einschläferten und dadurch so viel Wehe über das begabteste aller Völker Europas brachten. Von der dumpfen erstarrten Kirchensatzung wie von der fühlen frivolten Skepsis rufen sie ihre Volksgenossen zur Wiederbesinnung auf die verlorenen oder verkümmerten idealen Güter, die religiösen ebenso sehr wie die weltlichen, zurück; und der verhängnisvolle Riß zwischen Welt und Kirche, wie er in ihrem Volke eingetreten und ihrem eigenen, vielleicht zu sehr aus der Nähe sehenden Auge kaum die Möglichkeit einer Heilung erscheinen läßt, führt sie sogar, bei allem lebhaften Nationalgefühl, zu einer gewissen Sympathie mit Religionsformen, die auf völlig fremdem Boden gewachsen sind, die aber auf diesem fremden Boden am meisten und mächtigsten dazu beigetragen haben das Gewissen zu wecken, wie u. a. der Methodismus in England. Sie vergessen bei solchem Blick in die Ferne, daß eben diese Formen, in der Nähe betrachtet, auch wieder ein gut Theil der Gebrechen an sich tragen, welche sie an der Kirche ihrer Heimat verurteilen, und daß sie zudem auf den Boden dieser ihrer Heimat, den Boden des vorwiegenden Sinnenlebens und der sinnlichen Vermittlung aller Geistesdinge verpflanzt, jeder Bedingung eines natürlichen Gedeihens und einer Einlebung ins große Volksganze hinein entbehren würden. Immerhin aber ist diese Richtung nach Norden, diese den protestantischen Ländern zugewandte Stimmung und Neigung bei so bedeutenden Männern wie Vera und Raffaele Mariano in Neapel ein Zeichen, das Aufmerksamkeit verdient.

Wir werden auf dies Zeichen noch später zu reden kommen. Vor der Hand wollen wir unsere Freude darüber aussprechen, daß die Schranken des nationalen Vorurteils zwischen Nord und Süd

gefallen, daß zwischen beiden ein freier geistiger Austausch sich Bahn gebrochen, daß die Früchte der Geistesarbeit des protestantischen Nordens hier in Italien genossen und verwertet werden — nicht wie fremde Einfuhrartikel, gegen die man halbwegs immer noch auf der Hut sein mußte, sondern wie ein Gemeingut des Menschengeschlechts, das hüben und drüben im Dienst der gleichen großen Aufgabe tätig ist. Nachdem Italien sein eigenes reiches Geisteserbtteil, den Gesamtertrag der antiken und christlich mittelalterlichen Bildung, an die germanischen Völker abgegeben, erhält es daselbe mit Wucher zurück und beginnt einen neuen vielversprechenden Wechselverkehr. Die Bildungssphäre der beiden großen, lange getrennten Stämme der Germanen und Romanen ist die gleiche geworden. Es mögen die Führer der neuen Kulturbewegung dieses Landes, die Häupter des Staates oder die Autoritäten der Kunst und Wissenschaft, sich über die großen Fragen der Zeit und ihres Volkes aussprechen; oder es mag eben dieses geschehen von den Hervorragendsten unter den Vielen, die von jenseits der Alpen auf diese Geburtsstätte des modernen Geisteslebens herüberblicken und den Erscheinungen derselben, den gegenwärtigen und vergangenen, ihre liebevolle Teilnahme widmen: es ist ein Grundgedanke, in welchem sich alle trotz aller Verschiedenheit ihrer Standpunkte begegnen, und die deutschen Historiker, Politiker, Dichter und Denker, mit der ganzen großen Gemeinde, welche sich um sie sammelt, reichen den entsprechenden Kreisen auf diesem italienischen Boden verständnisinnig die Hand.

Wer hätte nicht in Deutschland, wenigstens unter denen, die der Kulturkampf nicht allzusehr erhitzt hat, mit Freude das Buch Minghettis über Staat und Kirche und die ähnlichen Schriften Bonghis begrüßt? Wer blickte nicht in Italien mit dem Stolz dessen, der seine heimischen Größen richtig gewürdigt sieht, auf Ranke und seine Päpste, auf Gregorovius und seine Geschichte Roms, auf Neumonts Lorenzo de' Medici, auf Hases ebenso wahr wie fein und holdselig gezeichnete Heiligenbilder? Oder, da diese im Aether rein historischer Schilderung schweben und mit den Streitfragen der Gegenwart nichts zu tun haben, — wer freute sich nicht hierzulande des Interesses, welches Männer wie Heinrich v. Treitschke, Wilhelm Lang, Otto Speyer für die Kämpfe und Kämpfer des jungen Königreichs Italien bekundet haben, das in Entstehung und Lebensbedingungen so vieles mit dem neuen Deutschen Reich gemein hat? Ja, wenn protestantisch-theologische

Bücher, in deutscher Sprache geschrieben, hier einen Leserkreis finden könnten, wer unter den gebildeten vorurteilsfreien Italienern hätte nicht, frei von jeder Schadenfreude gegenüber dem heimischen Klerus, seine rein geistige, auf lauterem Wahrheitsfuss gegründete Lust an Gases Handbuch der protestantischen Polemik?

Alle wissen in Deutschland, welche politischen Sympathien Italien seit 1866 und seit noch früherem Datum für ihr großes Vaterland hegt; dazu gesellt sich die Anziehung, die der gemeinsame kirchliche oder kirchenpolitische Befreiungskampf erzeugt hat; und wer dies beides, verbunden mit dem neuermachten Bildungs- und Wissensdrang dieses Volkes, eine siegreiche Protestantisierung Italiens nennen will, wird kaum einem wesentlichen Widerspruch gegen diese Auffassung begegnen. Aber ganz anders muß sich das Urteil gestalten, sobald man diesem allgemeinen Begriff die konfessionelle kirchliche Propaganda des Protestantismus zu substituieren denkt. Einer Protestantisierung Italiens stehen noch heute — wie Barzellotti und Fischer in ihren trefflichen Essays bewiesen haben — dieselben Schwierigkeiten entgegen, die sie zu Luthers Zeiten verhinderten. Sie wurzeln in der italienischen Volksnatur, die ihrem ganzen Wesen nach dem vereinsamenden Individualismus des Protestantentums abhold ist und bei Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses zugleich Nahrung für ihre imaginative Anlage und für ihr Schönheitsgefühl sucht. Das auf sich selbst gestellte, nach Innen gefehrte Gedankenleben, in welchem der Protestantismus seine Grundlage findet, aus welchem er die Freiheit des persönlichen Gewissens schöpft und jeden Mittler zwischen dem Heilsbedürftigen und Gott ablehnt, ist der expansiven Natur des Italieners fremd. Ihm genügt die persönliche Ueberzeugung nicht zum Ausdruck seines Glaubens; er verlangt die laute und öffentliche Uebereinstimmung mit seinen Gemeindegengenossen und ihre gemeinsame Kundgebung in den durch die Tradition geheiligten Formen des feierlichen Gottesdienstes. Das Gepränge des katholischen Ritus, das den Protestanten als ein leerer äußerer Pomp kalt läßt, entzündet seine Sinne und bewegt sein Gemüt; ihm sind die prachtvollen Gewänder, die abgemessenen feierlichen Gebärden, die Litaneien der Priester kein Schaugepränge, sondern ein Ausdruck seiner Zugehörigkeit zu der großen heiligen Kirche. Die Gesänge der Kapelle, die Klänge der Orgel und der Instrumente, die Statuen der Heiligen, die reiche Farbenpracht der Gemälde, der Glasfenster und der Mosaiken, die

Düste, die den Weihrauchfapseln entsteigen, das alles befriedigt seine Phantasie und bildet einen wesentlichen Bestandteil seines religiösen Bedürfnisses. Eine so wenig sentimentale Natur wie Napoleon I., der aber dabei ein richtiger Italiener war, hat es auf St. Helena als eine seiner größten Entbehrungen bezeichnet, niemals den Ton einer Glocke hören zu können.

Die romanischen Völker, namentlich die Italiener, waren stets in ihrer ganzen Art, die moralischen Begriffe, das Leben und seine Schicksale, das Göttliche und Geistige aufzufassen, nicht sowohl „Christen“ im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes als „römische Katholiken“; sie bleiben heute noch so, wie sie der Charakter und die Ueberlieferung ihrer ganzen Geschichte gebildet hat, aus denen das Papsttum hervorging, die Institution, die wiederum dazu beitrug, diese Völker in ihrem Urcharakter zu bestärken. Der eigenartige Stolz, den der Mensch empfindet, der sich allein auf der schwindelnden Höhe der menschlichen Probleme bewegt, Alles, was auf die Puritaner und Pietisten einen so mächtigen Reiz übt, widerstrebt der unmittelbaren, mitteilbaren und phantasiereichen Gefühlswaise der Italiener, ihrem Bedürfnis, einander ihre Seele und ihre Gefühle zu enthüllen, gemeinsam und öffentlich, in den Straßen und auf überfüllten Plätzen, in dem vollen und warmen Lichte der südlichen Sonne ihre Gedanken und Gefühle zu pflegen. Damit nun dieses echt romanische und italienische Bedürfnis der Geselligkeit auch in der Religion Befriedigung finde, genügt es nicht, daß, wie in der evangelischen Kirche, das Wort Gottes, wenn nicht durch die Zustimmung, wenigstens durch die freie Erörterung der Gläubigen bekräftigt werde. Das strenge Christentum der ersten apostolischen Generationen, zu dem Luther zurückkehren wollte, der heilige, geistige Wahn, die heroische Spannung und Konzentration des ganzen menschlichen Geistes in eine einzige Idee, die ihn aus sich selbst, über die Natur und das Leben hinwegrafft, setzt im Innern des Menschen einen Zustand erhabener Zerrüttung voraus, der in schroffstem Gegensatz zu der Harmonie aller geistigen Fähigkeiten, zu der Uebereinstimmung des Menschen mit seinen Genossen und der schönen Natur steht, wie sie aus der Blütezeit der italienischen Kunst und Geschichte zu uns spricht.

Die Religion der Italiener hat sich seit dem Mittelalter immer mehr veräußerlicht und verweltlicht; sie hat sich von der mystischen und innigen Geistigkeit der ersten christlichen Gemeinden

entfernt, um wieder zu werden, was sie wohl im Grunde stets für die Italiener, vielleicht in Etrurien und jedenfalls in Rom war: die feierlichste und ansehnlichste unter den öffentlichen Zeremonien, die auch am meisten Würde und rituellen Pomp erforderte. Der alte Römer setzte die Moralität hauptsächlich in den Anstand, in die äußere Zier, durch die sich die Tugend der öffentlichen Bewunderung darbietet. Auch die Religion, das wichtigste soziale Gesetz, forderte von ihm die formelle und öffentliche Erfüllung der vaterländischen Gebräuche. So, glaube ich, kommt es — kein Historiker hat jemals deutlich darauf hingewiesen —, daß die Religion noch heute bei den Italienern, besonders im Volk, zunächst eine rituelle, äußerliche Befolgung der kirchlichen Vorschriften ist und viel größeren Wert auf die Werke und deren öffentliche Erfüllung durch das Priesteramt legt als auf die Innigkeit des persönlichen Glaubens, der nur aus dem Herzen spricht und sich selbst genügt.

Der Protestantismus findet in Italien eine ähnliche Gesellschaft wie in den Tagen der Reformation. Dem katholischen Gläubigen ist er zu kühn, der Mehrzahl der Freigeister zu beschränkt; jenen Ketzerei, diesen ein neuer Aberglaube. Die Gläubigen verharren in der Kirche, die Denker im Unglauben. Entweder versinkt Italien in die Sklaverei des Papsttums oder es erhebt sich über alle positiven Bekenntnisse hinweg. In der Religion kennt es ebensowenig wie in der Politik die goldene Mitte; die Vernunft bleibt entweder ganz Meisterin oder wird ganz Sklavin. Das ganze italienische Leben wird durch diesen tiefen Abstand zwischen den höheren, skeptischen Ständen und dem unwissenden, verachteten Volke charakterisiert; hier ein fast heidnischer Aberglaube, der in einem schlecht begründeten Werkdienst das Heil sieht, dort die Abwendung von aller Religion. Wie bei den Gebildeten überhaupt, tritt besonders bei den italienischen Protestanten diese Abgeschlossenheit von der Masse des Volkes deutlich hervor. Ihnen ist die Vereinigung des religiösen mit dem politischen Programm, die in der Reformation und in Savonarolas Versuch wirksam war, nicht gelungen; der mystische Patriotismus fehlt ihnen ganz. Sie halten ihr Ziel fern von jedem praktischen und sozialen Interesse. Ihr Werk ist eine Jakobsleiter, die in den Wolken schwebt und jede Berührung mit der Erde verloren hat. Sie reden nur vom Himmel. Italien kann diese Sprache nicht mehr verstehen.

So bleibt dem italienischen Protestantismus nur eine gewisse Zahl zarter Seelen, die vor dem Abstand zwischen der Wissenschaft und dem Gewissen zurückschrecken, sich von dem alten Aberglauben verletzt fühlen und vor der bloßen Philosophie fürchten. Literaten zum großen Theil, Redner, Leute, die mit historischen Studien geistig genährt, sich von der plötzlichen Entdeckung des Evangeliums ungefähr so begeistert fühlen, wie von der Auffindung eines Manuscriptes in den Ruinen von Herkulanum. All diese frommen Literaten sind schlechthin überzeugt, daß es genüge, gegen die Welt Recht zu haben, ohne sie mit offener Stirn zu bekämpfen. Sie demonstrieren ihre Lehre dem Volke; doch das Volk bleibt gleichgültig. Und so wird in Italien geschehen, was wir bei verschiedenen Nationen, bei Frankreich und Spanien werden sehen, die sich aus Trägheit an die traditionellen Formen der Kirche halten und dabei nicht genug Reinheit besitzen, um daran zu glauben, nicht genug Glauben, um sie zu reformieren, nicht genug Geistesstärke, um sie zu entbehren.

Die genannten italienischen Philosophen, wie diejenigen, die zu ihnen in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung stehen, voraus die waldenfische Kirche, welche in diesem Lande schon eine historische Wurzel hat und darum auch das Gefühl in sich trägt, das von der Vorsehung aufbehaltene Werkzeug für die Evangelisation Italiens zu sein — sie alle haben es bis zur Stunde nicht über eine sectenartige Wirkung hinausgebracht und werden es auch in Zukunft, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach, nicht darüber hinausbringen, weil sie zu wenig im Element ihrer Zeit und ihres Volkes leben, zu wenig die Gesamtheit der geistigen Güter und Bestrebungen ihres Volkes in sich selbst aufgenommen haben und, was wohl am schwersten ins Gewicht fällt, zu wenig seine Naturanlage teilen und Fleisch sind von seinem Fleisch, wie Luther es war für die Deutschen, Zwingli und Calvin für die schweizerischen und romanischen Stämme. Die Waldenser haben wohl ihre theologische Schule nach Florenz verlegt und sind eifrig, italienische Sprache und Bildung sich vollständiger als vorher anzueignen, aber das reicht, in dem äußerlichen Umfang, wie sie es verstehen, zu ihrem Missionszweck nicht hin. Sie müßten auch geistig aus den einsamen stillen Tälern, wo sie nach Väterweise gelebt, her-austreten; sie müßten sich in die bunte Phantasie-, Kunst- und Symbolwelt hineingewöhnen, in der ihre italienischen Volksbrüder von altersher sich bewegen und aus der sie die beste Nahrung

ihres frommen Gefühles ziehen; sie müßten es aufgeben, in jedem Symbol einen Baal und in jeder durch die Sinne vermittelten religiösen Anregung einen Verrat am Geiste und an der Wahrheit zu erblicken; sie müßten von dem starren Dienste des Wortes lassen, welcher ebensosehr zum Verrat am Geiste werden kann; sie müßten überhaupt mit ihrer ganzen eigenen Vergangenheit brechen, wenn sie das Herz dieses Volkes zu sich herüberziehen wollten. Das aber können sie kaum. Die Geister ihrer ermordeten Väter stellen sich zwischen sie und dies Volk hinein; und wenn sie auch diese Rachegeister zu verbannen, wenn sie mit ihren Feinden und Verfolgern von ehemals völlig eins zu werden und zu dem Volke Italiens sich zu stellen suchten wie Paulus, der Sohn Israels, zu der Griechenwelt, so müßten sie erst in diesem Volke selbst ihrem Werk die Genossen und Bahnbrecher gewinnen, die noch nicht da sind. Ohne das italienische Volk selber und ohne große gestaltende Genien, die ihm das Schicksal aus seinem eigenen Schoß erweckt, gibt es auch keine große das Volk in seiner Gesamtheit umfassende religiöse Reform.

In kirchenpolitischen Aufsätzen, die aus der Feder der namhaftesten deutschen Theologen stammen, wird manchmal kurzweg erklärt: „Vom Katholizismus erwarten wir in Deutschland seit der Unfehlbarkeitserklärung nichts mehr.“ Da muß ich nun freilich bekennen, daß ich hier in meiner Stellung die Dinge etwas anders ansehe und mich nicht imstande fühle, in diesem Punkte ohne weiteres mit jenen verehrten Professoren und der öffentlichen Meinung ihres Landes zu gehen. Von dem Oberpriester in Rom wird man zweifellos, jetzt und künftighin wie vorher, stramme Zusammenhaltung des auseinanderstrebenden Kirchenganzen, Zucht und Zwang gegen diejenigen, die eine freie Geistesbewegung oder irgend eine niedere Freiheit suchen, und bei Umsicht und Weltflugheit, wie sie dem gegenwärtigen Papst eigen, Herstellung eines leidlichen Verhältnisses zu den regierenden Gewalten im weiten Umkreise seiner Gläubigen zu gewärtigen haben; für Verfassungsänderung aber und Reformbestrebung überhaupt, außer den Grenzen der Disziplinarreform, wird man sicherlich nichts von ihm hoffen dürfen. Wer wird ihm solche Bestrebungen auch nur überhaupt zumuten? Die können in unseren Tagen auf kirchlichem Gebiet nicht von den Regierenden ausgehen. Aber wer will den tausenden von Geistlichen hiezulande, die im Dienst einer streng absolutistisch organisierten Kirche stehen und doch etwas vom Erbteil des Stifters

dieser Kirche in sich selbst wirksam fühlen — wer will ihnen wehren, in ihrer bitteren Gebundenheit, die sie wie ein Joch Christi tragen, doch dies Erbteil zu verwerten? Ich selbst kenne eine große Zahl italienischer Priester, die im Dienst ihrer Kirchenverfassung, wie sie nun einmal ist, fromm und treu wirken, ja an jener werktätigen Treue, die aus lebendigem Herzensglauben kommt, nicht hinter den frömmsten Bekenner der freien protestantischen Kirche zurückstehen.

Wer jahraus jahrein wahrnehmen kann, wie die Geistlichkeit dieses Landes (ich rede besonders von Oberitalien, wo ich meine eigenen genaueren Beobachtungen gemacht habe) unter ihrem Volke und mit ihrem Volke lebt, wie sie es in frühester Morgenstunde mit Segen in seine Arbeit sendet, und abends, nach Last und Hitze des Tagewerkes, es zum Lobgesang sammelt; wie sie ihm in die einsamsten Hütten ans Kranken- und Sterbebette die heiligen Sakramente und damit die Empfindung der Gegenwart Gottes bringt; wie sie es mit den hundert Sinnbildern und Erziehungsmitteln, welche ihr zur Verfügung stehen, Erziehungsmitteln, in denen allerdings das Gesetz mehr zur Geltung kommt als das Evangelium und die Furcht sich mehr wirksam zeigt als die Liebe, — doch immer zur Tugend und Rechtschaffenheit erzieht; wie sie auf diesem Wege unter der großen ackerbautreibenden Klasse und der andern noch größeren, die von Industrie und Gewerbe lebt, einen Arbeiter- und Arbeiterinnenstand schaffen hilft, welcher an Fleiß und Sitte wie an Genügsamkeit und Zufriedenheit vielleicht denjenigen aller anderen Länder übertrifft — wer dies jahraus jahrein wahrnehmen kann, wird etwas zurückhaltender werden in dem Urteil über römische Faulheit und Verkommenheit, wie wir's in evangelischen Ländern so oft hören. Und dieser Geistlichkeit gegenüber, die nicht erst fragt, ob die, welche aus ihrem Werk den wesentlichen Nutzen ziehen, es ihr mit Liebe und Anerkennung vergelten oder sie verhöhnen, wird er sich selbst in der Stille fragen müssen, ob sie und ihre Institutionen wirklich ganz zum dummen Salze geworden, das hinfort zu nichts anderem mehr nütze sei, als daß man es hinauswerfe und lasse es die Leute zertreten.

Man kann zu Gericht sitzen über dies Priestertum, welches auch viele dunkle und schwere Schatten an sich trägt; man kann diese Schatten wie Geburten der Nacht verurteilen, man verurteilt sie auch unerbittlich und spricht um ihretwillen sogar über die ganze römische Kirche das Todesurteil und hegt den Gedanken

oder nimmt ihn von früherher wieder auf, das ganze römische Brieftertum und alle die Institutionen, denen es dient und mit denen es die Völker erzieht, wie einen endlich zum Sturze reifen Bau zu zer schlagen. Was wird aus diesem Gedanken werden? Wann, wo und wie wird der Schlag zunächst fallen? Wir wissen es nicht; aber das wissen wir: die Macht, die zum Schlag aus-
 holen wird, wird nicht das christliche Gewissen sein wie im Re-
 formationszeitalter; und nicht die Kirche der Reformation, nicht die Kirche des Evangeliums, wie sie geschichtlich aus und neben der römischen sich entwickelt hat, wird das Feld behalten, aus dem diese vertrieben worden; sondern sie selbst wird, wenigstens als Anstalt, die ein größeres gesellschaftliches oder staatliches Ganze um-
 faßt und die als ebensolche Anstalt ihre Schwächen und Gebrechen, ihre Flecken und Runzeln hat wie ihr Gegner und Nebengänger, das Papsttum — sie selbst wird dem von fremder Hand ge-
 schlagenen Feinde im Sturz nachfolgen und rettungsloser stürzen als er, der nur, wie Antäus, die Mutter Erde, d. h. die Menschen-
 natur in ihrer ihm so genau bekannten hilflosen Armseligkeit, zu berühren braucht, um sich alsobald wieder aufzurichten.

Gewiß, der freie weite christliche Idealismus hat hierzulande, wenigstens bei denen, die sich vor allen andern zu ihm bekennen sollten, den Dienern der Kirche, keine sehr große Zahl von Be-
 kennern. Viele wissen da kaum, was der Name Idealismus, und vollends christlicher Idealismus bedeute. Wir müssen in der italienischen Laienwelt Umfrage halten, wenn wir volle, klare, herzbewegende Antwort vernehmen wollen. Da tritt uns ein Chor von Zeugen entgegen, der selbst den Kindern Germaniens ihr eigenes innigstes Gefühl ausspricht und deutet: Terenzio Mamiani, Bera und sein Schüler Mariano; Niccolo Tommaseo und Alcardo Aleardi; vor allen andern aber der Fürst der italienischen Literatur, Manzoni. Wenn es in unserer Zeit einen Mann gab, dessen Persönlichkeit und ganzes geistige Wirken den Eindruck von etwas Heiligem machte, nicht im mittelalterlich-asketischen Sinne, sondern im Sinne reinsten geistigen Makellosigkeit und frommster Demut bei vollstem Verdienst und reichstem attischen Salze, so war es dieser, der als 88-jähriger Greis unter den außerordentlichsten Ehrenbezeugungen seines Volkes ins Grab ging. Von Manzoni ist denn auch in der That eine reiche ideal-religiöse Wirkung über ganz Italien ausgegangen. Sein reifstes dichterisches Erzeugnis, die „promessi sposi“, die bei ihrem ersten Erscheinen eher kühl

aufgenommen wurden und denen der greise Goethe zum Propheten ihres künftigen Ruhmes werden mußte, haben späterhin wirklich das ganze Land mit ihrem Ruhme erfüllt und außer dem poetischen Zauber, den sie geübt, auch hundertfachen sittlich-religiösen Segen gestiftet, ja sie sind in ihrer schlichten Herzensforschung, in der schlichten Wahrheit ihrer Empfindung und Schilderung recht eigentlich zur Volksbibel geworden. Jede hohe Bestrebung in seinem Volke, nationale Befreiung, sittliche Kräftigung und Wiedererhebung, Erkenntnisdrang auf dem Gebiete des Geistes wie der Natur (er war der Busenfreund des Geologen Stoppani) fand Anklang und Bundesgenossenschaft bei Manzoni: und dabei stand er vor seinem Gott wie das kindlichste Kind aus dem Volke, und alles, was von religiösen Empfindungen im Volksgemüt lebte, jedes Zeichen und Sinnbild, das diese Empfindungen nährte, jede fromme, aber durch Gedankenlosigkeit entwertete Sitte und Lehre war Wahrheit in seinem eigenen Tun und Gebahren und Geist und Leben in seiner eigenen Brust. Er sah wohl die Kämpfe voraus, welche das reine Gottesgefühl mit der erstarrten, durch Gewaltspruch auferlegten Satzung einerseits und dem schrankenlosen Emanzipationstrieb andererseits zu bestehen haben würde. „Tragen wir“, sagte er, „ohne Groll die Unbill der Zeiten! Der Kampf zwischen Kirche und Staat wird, wenigstens als offener leidenschaftlicher Krieg, ein Ende nehmen müssen; das Oberhaupt der Kirche wird willig oder unwillig sich vor den unentzweibaren Rechten seines Volkes und Zeitalters beugen, und das Volk und die ganze Zeit werden sich ihre ererbten heiligsten Güter, bei allen den tausend Händen, die danach greifen, auch nicht entreißen lassen.“

Und ähnlich hat sich auch an den Dichter eine theologische Schule angeschlossen, welche es sich zur Aufgabe gesetzt hat, den idealen Wahrheitsgehalt der ganzen römischen Kirche, ihrer Lehre und ihres Ritus, den Zeitgenossen wieder zum Bewußtsein zu bringen und im Gemüte der Zeit neu zu beleben. Die Schule Rosminis, des Religionsphilosophen, zu dem Manzoni in inniger Freundesbeziehung stand, flüchtete zu dem letzteren, um ihre verfolgten Ideale unter seinem Ruhmesfittig zu bergen. Es ist eine schwierige, etwas künstliche Stellung, die diese Neuplatoniker des Christentums, zunächst des römischen, einnehmen. Sie können nicht vor jedermann frei herausgehen mit ihren innersten Gedanken; sie müssen, wie Plutarch in Delphi und Chäroneia, alter Göttern dienen, unter denen sie doch den einen ewigen Gott

meinen; sie sind gebunden durch hundert hemmende Disziplinen und Satzungen ihrer Kirche, und müssen bei der Inbrunst und Freudigkeit des Glaubens ähnlich wie der Apostel Paulus vor Agrippa, und doch in anderem Sinne sprechen: „Ich wünschte vor Gott, daß alle würden wie ich bin, ausgenommen diese Bande.“

Aber warum haben sie denn nicht den Mut, diese Bande von sich zu werfen und den Einen ewigen Gott frei zu bekennen? Genau aus dem Grunde, aus dem auch die unendlich viel freieren deutschen Protestanten nicht den Mut haben, den Bau ihrer überlieferten evangelischen Kirchenlehre zu zerbrechen und dem Kirchenregiment ihrer Heimat ins Angesicht zu treten. Dieses katholische Kirchenregiment schützt Güter, die in echt geistiger Deutung das höchste Gut unser aller sind; dieser alte Lehrbau birgt einen Geist, der nur durch die verwitterten Mauern zu brausen braucht, um die äußere Verwitterung völlig vergessen zu lassen und allen, die drinnen sind, das Gefühl zu geben, sie seien im freien hehren Heiligtum Gottes. Können wir einen neuen weiteren, wohnlächeren Bau aufführen? Tausend Hände müßten doch dazu mitwirken, und woher diese nehmen, wenn sie alle beim großen Neubau des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft Tag und Nacht beschäftigt sind? Wer uns den kirchlichen Neubau, groß und völkerumfassend wie wir ihn wünschen, aufrichten will, der komme! Aber was sind das für jämmerliche Bausteine, die wir bisher zu solchem Zweck zusammengetragen finden! Genug: von einem Umsturz der römischen Kirche wird hier, das weiß jedermann, nicht die Rede sein können bis zu den Tagen, wo auch der Staat in seiner gegenwärtigen Verfassung umgestürzt werden wird; und auch dann wird dem Sturze so oder so die Erhebung folgen. Von Stund' an aber wird sich das Papsttum gewöhnen müssen, auf seinem eigenen Heimatboden kirchliche Gegner neben sich zu haben und unwillig zu dulden, die manches bittere, gerechte und ungerechte Gericht an ihm üben in Vergeltung der wunderlichen Mischung von Recht und Unrecht, Heil und Verderben, die Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch von ihm ausgegangen. Wer, der ein Herz für Wahrheit hat, würde dies Gericht wegwünschen? Wer, auch unter denjenigen, die jede historische Berechtigung ehren und keinen protestantischen Sektengeist in sich fühlen, würde nicht manchem der tapferen Feinde, die dem Papst aus den von ihm selbst erzogenen Völkern erwachsen sind, und seinen zornigen Angriffen zustimmen müssen? Regt sich nicht in uns allen zuweilen etwas von

olcher zornigen Angriffs-lust? Wäcchten wir nicht alle dann und wann dreinschlagen wie Petrus und den Heilands- und Heilsverrat abwehren, der von den Wächtern der Heilsanstalten mit jeder neuen Zeit neu geübt wird und oft so ganz und gar demjenigen des alten orientalischen Hohenpriestertums gleicht?

Doch hier stellt sich die brennendste Frage: wie nämlich die religiöse Reform in Italien sich zu der Kirche des Landes, die nach wie vor die römische ist, zu stellen habe. Meine Antwort ist eine sehr einfache: nicht mit den geistlichen Waffen irgend einer protestantischen Sekte, sondern nur mit den weltlichen Waffen des Staates kann ein Reformationswerk durchgesetzt werden. Es war ein verhängnisvoller Mißgriff der italienischen Politiker, daß sie das religiöse Gefühl ihrer Nation bei der Behandlung der kirchenpolitischen Fragen unterschätzten, daß sie geglaubt haben, die schwierigen Probleme, welche diese Fragen dort wie in anderen Ländern enthalten, durch eine schablonenhafte Anwendung der Cavourschen Formel und durch Niederlegung aller Waffen, welche der Staatsgewalt gegenüber geistlichen Uebergriffen nach der früheren Gesetzgebung zustanden, lösen zu können. Der Staat hat sich durch diese Waffenstreckung umsonst gedemütigt; die Kirche weist ihn ab und verweigert nach wie vor jede Anerkennung. Welch ein Gegensatz zu den Bestrebungen jenes Großen, der neben der Einheit eines Vaterlandes die Ausöhnung mit der Kirche als seine Lebensaufgabe ansah! Heinrich von Treitschke hat es ausgesprochen: „Wer tiefer blickt, gelangt zu dem Urteil: Cavour starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm. Die Nöte, welche noch derweil er lebte, von ihm nicht gehört, an die Tore klopfen, die Leiden, welche dicht hinter seinem Sarge Italien heimsuchten, waren nicht zu heilen durch eines Mannes Kraft; sie heilte nur die Macht der Zeit. Auch Cavour konnte nicht das arbeitsame, geduldige Geschlecht, das der junge Staat verlangte, aus dem Boden stampfen; auch er konnte nicht in der katholischen Welt jene Umwandlung uralten Glaubens hervorzaubern, welche allein einen heilsamen Abschluß der römischen Frage gestattete.“ Nicht gern wird man zu einem solchen Urteil sich entschließen, doch die hoffnungslosen Bemühungen des Grafen, die Kurie zu versöhnen, fordern es unwillkürlich heraus. Zwar auf die Persönlichkeit Cavours wirkt jener felsenfeste Glaube an die Wirkungen der Freiheit, jene siegesgewisse Ueberzeugung, daß der Friede von Kirche und Staat durch eine hochherzige Politik müsse gewonnen werden können,

noch zuletzt einen vollen Lichtglanz; erscheint doch jener Glaube wie das Vermächtnis des Sterbenden für eine bessere Zukunft. Allein den Staatsmann hätte die immer erneute Aufnahme immer erfolgloser Bemühungen aufgerieben und vernutzt. Man darf annehmen, daß er die gewonnene Ueberzeugung niemals geändert haben würde, aber es ist zu bezweifeln, ob er glücklicher gewesen wäre als seine Nachfolger. Nur das sehen wir: Cavour selbst ist es voller Ernst mit seinen Bestrebungen nach der Versöhnung, nichts gleicht seinem Feuereifer, mit einer Art schwärmerischer Zuversicht proklamiert er seinen Grundsatz vor Europa, indes er unermüdetlich in der Auffuchung von Wegen ist, um ins Innere des Vatikans zu dringen. Kein Mißerfolg vermag ihn ins Wanken zu bringen. Gestern abgewiesen, ist er heute schon mit einem neuen Plan gerüstet, und von neuem abgewiesen, tröstet er sich fröhlich mit der Zukunft. In seiner Persönlichkeit ist diese schwärmerische Hingabe an das Ideal einer Ausöhnung von Kirche und Staat einer der interessantesten Züge. Er vervollständigt die Charakteristik eines Staatsmannes, der sonst durchaus als nüchtern und kalter Rechner sich zeigt und der lachend sich selber zur Philosophie des Möglichen bekennt.

Und wie hoch und vielseitig faßt er dies humane Ideal! Er weiß nichts von jener Selbstsucht des französischen Liberalismus, die den Zwang wider die Gegner im Namen der Freiheit fordert; er will das gleiche Recht auch für den Feind und vor allem für die Kirche. Der kirchenfeindliche Sinn der Liberalen Frankreichs hat wohl bei der Masse der italienischen Patrioten, die zwischen Unglauben und Verglauben haltlos schwankte, vielen Anklang gefunden, niemals bei ihren Führern. Silvio Pellico und Manzoni, Gioberti und Balbo, Rossi und Boncompagni, sie alle erkennen in dem römischen Stuhle eine „gloria italiana“, das letzte Vermächtnis einer großen Zeit, da Italien die Herrschaft der Erde behauptete. Selbst Alfieri, der den Hohenpriester gern zu der Hütte und dem Fischerneße des heiligen Petrus zurückführen wollte, verdammt unbarmherzig die deutschen Protestanten wie die Pariser Vernunftanbeter als zügellose Ungläubige; und Niccolini, der unter allen Patrioten Italiens dem heidnischen Altertum am nächsten steht, redet doch über Gott und göttliche Dinge mit einer frommen Scheu, die ein französischer Freigeist verspottet hätte. Auch auf diesem Gebiete erscheint Cavour als ein Sohn seines katholischen Volkes. Zu grübeln über religiöse Dinge lag seinem

weltlichen Sinne fern; immerhin ward er, wie die meisten Staatsmänner, von diesen Fragen ungleich stärker angezogen als durch die Welt der Kunst. Er hörte mit Achtung, wenn sein Bruder und dessen Freunde, der fromme Dichter Manzoni, der schwärmerische Abate Rosmini, über die höchsten Geheimnisse sprachen, wenn Santa Rosa die weiheliche Feier des römischen Osterfestes mit brünstiger Begeisterung schilderte. Die Kirche der Autorität galt ihm als die natürliche Freundin des Liberalismus; nur zufällige historische Umstände sollten verschulden, daß bisher die Freiheit des Staates in protestantischen Völkern am glücklichsten geübt ist. Er sah mit Kummer, wie die Kirche durch die Ausschweifungen der Revolution dem Despotismus in die Arme getrieben ward, und jubelte auf, als er in Paris den Abbé Coeur von der Kanzel herab den Glauben und die Freiheit zugleich verteidigen hörte. „Sobald diese Lehren“, versprach er seinem Santa Rosa, „von der Kirche allgemein angenommen sind, bin ich bereit, ein ebenio glühender Katholik zu werden wie du.“ Tocquevilles Werke, von den Franzosen kaum verstanden, waren dem jungen Italiener recht aus dem Herzen geschrieben; er glaubte mit dem französischen Denker, nur eine freie Kirche werde dem Vaterlande, nur eine mit selbständigem Grundbesitz ausgestattete Kirche werde der bürgerlichen Gesellschaft Verständnis und Treue entgegenbringen. Belgien erschien ihm als ein Staat des idealen Glückes; noch berührte ihn kaum das Bedenken, ob nicht eine Kirchenpolitik, welche der Kirche zugleich die absolute Selbständigkeit eines Schachklubs und die bevorrechtete Stellung einer öffentlichen Korporation verleiht, statt der Freiheit einen Staat im Staate gründen müsse.

Gewiß: sobald einmal die ewige Stadt vom Königreich Italien in Anspruch genommen wurde, war die Ausöhnung mit dem Vatikan nicht eine Chimäre, sie erschien vielmehr als eine politische Notwendigkeit. Von dieser Stunde an mußte Cavour sich besinnen, wie denn dereinst das Zusammenleben von König und Papst in einer und derselben Hauptstadt sich gestalten würde. Das Problem war, wie Rom, der Sitz der päpstlichen Regierung, zugleich der Sitz der Regierung des Königreichs Italien sein könne. Offenbar war ein normales und definitives Verhältnis nur zu denken, wenn der König und der Papst in Frieden sich miteinander vertrugen. Daß sie nicht auf die Dauer als Feinde zusammenleben könnten, schien selbstverständlich; daß schon vor dem Einzug des Königs in Rom die Kurie zu freiwilliger Anerkennung

dieses Schlußaktes der italienischen Einheit gebracht würde, war aufs äußerste wünschenswert. Die Ausöhnung mit Rom ergänzte nicht bloß die nationale Einheit, sondern schaffte auch den Anlaß zu widerwärtigsten Streitigkeiten aus dem Wege. Unter den Politikern waren nur wenige, welche den Bruch mit der Kirche und ihre Vernichtung begehrt. Viele wünschten die Aufrechterhaltung eines Systems der strengen staatlichen Beaufsichtigung der Kirche im Sinne der josephinischen Grundsätze. Weitaus die meisten aber und die Einflußreichsten, darunter Cavour selbst, hofften Rom politisch versöhnen zu können, wenn sie ihm in kirchlichen Dingen eine unbeschränkte Freiheit zugeständen. In ihrem eigensten Beruf sollte die Kirche Entschädigung finden für die weltlichen Verluste, die ihr nicht erspart bleiben konnten. Gegen den Verzicht auf ein kleines Territorium sollte sie mit einer geistlichen Machtfülle ausgestattet werden, wie sie noch niemals besessen. Arglos sahen manche voraus, daß in der That die Beseitigung des weltlichen Fürstentums einen Machtzuwachs für das Papsttum bedeute, aber sie hofften, daß der erneuerte Glanz dieser uralten Institution auch auf das moderne Königreich zurückstrahlen werde: für sie zählte der Papst unter den Ruhmestiteln Italiens. Nur ein Ruf der Bewunderung ging durch das italienische Parlament, als Cavour am 26. März 1861 jene gewaltige Rede hielt, die in den Worten gipfelte: „Wir werden zu dem Papste sprechen: Heiliger Vater! Die zeitliche Gewalt ist für Dich nicht mehr eine Gewähr der Unabhängigkeit. Verzichte darauf, und wir wollen Dir jene Freiheit geben, die Du seit drei Jahrhunderten vergeblich von allen großen katholischen Mächten erbeten hast. Wir sind bereit, in Italien den großen Grundsatz zu verkünden: die freie Kirche im freien Staate.“ Und welch ein felsenfester Glaube an die Freiheit sprach aus den Worten, die Cavour bald darauf dem Senate zurief: er sei gefaßt darauf, daß nach der Verkündigung der Kirchenfreiheit die katholische Partei auf lange Zeit ans Ruder gelange, und gern bereit, in der Opposition zu stehen.

Wie Italien in jenem Zeitraum überhaupt seine Ideen vorwiegend aus Frankreich bezog, so hat auch der liberale Katholizismus, wie er damals in Frankreich gepflegt wurde, seine Anhänger diesseits der Alpen gefunden. Ein Mittelpunkt für diese Richtung bildete sich in den vierziger Jahren an der Universität Pisa. Allein viel wichtiger war es, daß im Anschluß an diese importierte, akademische Lehre in Italien selbständige Gedankensysteme ent-

standen, welche eine nationale Richtung nahmen und eine praktische Spitze hatten, so daß sie ungleich wirksamer in das geistige Leben der Halbinsel eingriffen. In Frankreich hatten jene Ideen eine abstrakte Beziehung zur Freiheit, in Italien wurden sie auf das Vaterland bezogen. War wirklich der Bund der Kirche mit der bürgerlichen Freiheit möglich, so schien ja für das hoffnungslose Geschick Italiens mit einemmal ein Rettungstern aufzugehen. Seit Dante und Machiavelli hatten die erlesensten Geister im Papsttum das fluchwürdige Hindernis der nationalen Einheit erblickt. Allein wenn der Stein des Anstoßes nicht zu beseitigen war, warum ihn nicht mit starkem Griffe zum Grundstein des aufzuführenden Gebäudes machen? Die Hoffnungslosigkeit aller anderen Anläufe rechtfertigte auch dieses verwegenste Projekt. Schon Chateaubriand hatte den Gedanken hingeworfen: die italienische Kunst hat ihren Leo X. gehabt; warum sollte die italienische Freiheit nicht gleichfalls ihren Papst finden? Und war nicht in der Tat trotz allem das Papsttum eine nationale Glorie? Hatte es nicht im Mittelalter den Bund der lombardischen Städte gegen die nordische Fremdherrschaft gesegnet?

Doch der Irrtum Cavours war der, daß er die Kirche einer Idealität für fähig hielt, welcher jede geschichtliche Erfahrung spottet. Er war von dem Gedanken erfüllt, daß die Kirche in ihrem Reiche sich bescheiden werde wie der Staat in dem seinen, beide frei von Schranken, doch fremd jedem Eingriff in das andere Gebiet. Es ist ein hochherziger Gedanke, aber er setzt bei der Kirche eine Selbstlosigkeit voraus, zu der sie sich niemals verstanden hat und niemals verstehen wird. Die Absicht ist, jenen idealen Zustand zurückzuführen, in welchem die Kirche sich angeblich in der Urzeit befand, da sie noch frei von Berührung mit der Welt ihren Beruf versah, des Menschen religiöse Bedürfnisse zu erfüllen. Aber dieser Zustand hat in Wirklichkeit nicht existiert. Von dem Augenblick, da die Religion zur Kirche wurde, waren auch unzer trennlich von ihr die bösen Gedanken der Herrschaft. Wäre die Kirche auf die Anerbietungen Cavours und Ricasolis eingegangen, so hätte sie sich damit eine Selbstbeschränkung auferlegen müssen, die wider ihre Natur war. Sie war in Versuchung geführt, aber eine Art von Ehrlichkeit hielt sie zurück. Sie hätte aufhören müssen, die streitbare Kirche zu sein. Moralisch hätte sie sich zu einer Enthaltksamkeit in allen bürgerlichen Dingen verpflichtet, zu der sie nicht die mindeste Lust hatte. Denn wollte sie wirklich einen auf-

richtigen Versuch machen, als freie Kirche im freien Staat zu existieren, so hätte sie damit ihre Entbehrlichkeit erwiesen. Sie könnte nicht den Rückweg zur vorgeblichen Reinheit ihrer alten Zeiten einschlagen, ohne alsbald die Frage herauszufordern: wozu noch Papst und wozu Kardinäle?

Ein Ende des Streits von Kirche und Staat ist nicht abzusehen, als indem der eine der beiden Gegner sich als der stärkere erweist. Frieden wird nur diejenige Partei halten, die zum Frieden gezwungen wird. Zum Glück ist für die christlichen Staaten die wichtigste Entscheidung schon vor beinahe vierhundert Jahren gefallen. Denn der entscheidende Wendepunkt ist da, wo die eine Kirche mit ihren absoluten Machtansprüchen in verschiedene Kirchen auseinanderging. Seitdem ist jede Kirche nur noch ein Bruchstück der Macht, welche sie darzustellen vorgibt. Seitdem ist die Einheit der geistigen und bürgerlichen Interessen der Völker nicht mehr in der Kirche konzentriert, sondern im Staat. Kraft seiner höheren Einheit hat der Staat die Befugnis, ebenso die Beziehungen der Kirchen unter einander zu ordnen, als das Machtgebiet der einzelnen Kirchen zu begrenzen. Jeder moderne Staat ruht in dieser Beziehung auf protestantischem Grund. Cavour selbst hat in seinem katholischen Staate das Beispiel gegeben, wie auf dieser Grundlage die einzelnen Streitfragen zwischen Kirche und Staat zur Lösung zu bringen sind. Indem er die Hoffnung auf eine endliche Aussöhnung festhielt, beanspruchte er für die Organe des Staates das Recht, auf den Grenzgebieten kraft eigener Souveränität zu entscheiden und auszuscheiden. Das ist das Zweischneidige seiner Formel, so wie er sie verstand. War er noch nicht imstande, das Ideal der Freiheit der Kirche zu verwirklichen, so wollte er inzwischen wenigstens nach Möglichkeit die Freiheit des Staates verwirklichen. Mit richtigem Instinkt schlug er hiermit den Weg ein, auf dem allein auch der andere Teil des Programms annähernd zu verwirklichen ist. Denn nur in dem Maße, als der Staat auf den verschiedenen Gebieten des bürgerlichen Lebens seine Souveränität behauptet und sichert, vermag er der Kirche in dem ihr bleibenden Umkreis eine größere Freiheit zu gewähren. In diesem Sinne ist die allmähliche Auflösung jener zahllosen und widerwärtigen Knoten, in welchen bürgerliche und kirchliche Interessen zusammengeknüpft sind, allerdings das Ziel aller kirchenpolitischen Gesetzgebung.

Als im Juli 1867 unter Rattazzi's Regierung die italienische

Kammer das Kirchengütergesetz in Beratung nahm, erging ein scharfes Gericht über Cavours und Ricafolis Versöhnungspolitik. Das Programm: freie Kirche im freien Staat, hieß es damals, ist gescheitert. Die wiederholten Versuche einer Ausöhnung mit dem heiligen Stuhl haben uns nur Demütigungen eingetragen. Die ganze Kirchenpolitik seit 6 Jahren ist eine Kette von Irrtümern, von Illusionen. Abgeschreckt durch diese Erfahrungen wandte sich die Mehrheit zu jener antipapalen Doktrin zurück, die ehemals vornehmlich in den Rechtsschulen von Neapel und Florenz gepflegt worden war. Diese Wendung des öffentlichen Geistes war berechtigt. Sie verhinderte, daß der Staat im Warten auf die Nachgiebigkeit des päpstlichen Hofes die Hände in den Schoß legte, sie spornete zu energischer Tätigkeit. Nur über sah sie, daß sie völlig im Einklang sich befand auch mit dem Cavour des Jahres 1861. Denn gerade in jener letzten Rede über die römische Frage, die als das Vermächtnis des großen Staatsmannes anzusehen ist, in der Rede vom 26. März, worin Cavour dem Abgeordnetenhaus jene großartigen Perspektiven in die letzten Ziele seiner kirchlichen Politik eröffnete, sagte er auch, daß solange Rom hartnäckig sich erweise, der Staat inzwischen von sich aus, kraft eigener Machtvollkommenheit, die Trennung beider Gewalten durchführen werde. Das ist seitdem der Weg gewesen, auf dem man allein dem römischen Problem näher gekommen ist. Weder die öffentliche Proklamierung seiner Grundsätze hat den Grafen Cavour um einen Schritt seinem Ziele näher gebracht, noch die vertraulichen Missionen, die er in den Vorzimmern der Kardinäle unterhielt, und so sind auch alle späteren Versuche, die in der gleichen Richtung gingen, auf dieselbe Weigerung des Vatikans gestoßen. Was aber wahrhaft die römische Frage vorwärts gebracht hat, war das Gesetz über die Aufhebung der Gerichtsbarkeit der Bischöfe, das Gesetz über die Zivilehe und die Zivilregister, das Gesetz über die Aufhebung der Klöster und die Umwandlung des Kirchenguts, endlich das Gesetz über die Annexion des Patrimoniums Petri. In dieser Richtung wird der italienische Staat auch in Zukunft seine Erfolge suchen müssen. Das römische Problem gleicht einer langwierigen Belagerung, bei der nichts von Parlamentärverhandlungen zu hoffen ist. Erfolg ist nur davon zu erwarten, daß die Laufgräben immer enger gezogen und den Belagerten allmählich die Mittel zu jedem Uebergreif entziffen werden.

Ein Wort zum Frieden.*)

[Nachdruck gestattet.]

In der Sitzung des Preussischen Abgeordnetenhauses vom 17. Juni 1904 herrschte zwischen dem Führer der gläubigen Protestanten und dem Sprecher des Zentrums, dem Abgeordneten Dittrich, Einverständnis darüber, daß die gegenwärtig in unserm deutschen Vaterlande vorhandenen religiösen Kämpfe und die Übertragung derselben auf das soziale, politische und gesellschaftliche Leben nur zum Unheil unseres gesamten Volkstums ausschlagen können. „Solche Kämpfe“, sagte der Abgeordnete Dittrich, „müssen auf dem rein wissenschaftlichen Gebiete ausgefochten werden.“ In diesem Sinne hatte sich auch der verstorbene Zentrumsführer Windhorst wiederholt ausgesprochen und noch in der Reichstagsitzung

*) Anmerkung der Redaktion. Die Leser werden leicht erkennen, daß dieser Artikel nicht bloß in einzelnen Wendungen, sondern auch in seinen Grundzügen der Weltanschauung, die die „Preussischen Jahrbücher“ vertreten, widerspricht; ich habe ihn dennoch zur Veröffentlichung angenommen und gern angenommen, nicht nur weil er mir von einer Persönlichkeit übergeben wurde, die ich sehr hoch schätze, sondern weil ich in dieser Kundgebung auch ein höchst bedeutames Zeichen der Zeit sehe. In der katholischen Kirche gehen Dinge vor und zeigen sich Bewegungen, die von der öffentlichen Meinung noch fast gar nicht beachtet, doch wie mir scheint, noch sehr wichtig werden können. Das katholische „Staatslexikon“, das unter der Leitung der Führer des Zentrums, des Professors von Hertling und des Dr. Julius Bachem steht, ist in einer neuen Auflage erschienen, in der die Beziehungen der katholischen Kirche zum Staat, zur Wissenschaft und zu Andersgläubigen, die uns den Ultramontanismus so unerträglich machen, in einem ganz anderen Lichte erscheinen als bisher, und auf Angriffe, die darauf von der intransigenten Seite erfolgt sind, hat die „Kölnische Volkszeitung“ erklärt, die neue Auffassung habe auch im Jesuitenorden ihre Anhänger, und Herr Bachem hat schon verkündet, daß einmal die dritte Auflage noch viel weiter gehen werde. Daß die Divergenz der Anschauungen selbst im Jesuitenorden bereits sehr weit gehe, ist mir auch von anderer Seite versichert worden. In den Kreis dieser gewiß höchst merkwürdigen Erscheinungen gehört, denke ich, dieses „Wort zum Frieden“. In der „Politischen Korrespondenz“ dieses Heftes komme ich auf den Gegenstand und die Konsequenzen, die sich daraus insbesondere auch für die Stellung des Zentrums in unserer Politik ergeben, zurück.

Delbrück.

vom 4. Februar 1905 hat der Zentrumsabgeordnete Bachem auf die Geisteskämpfe der Religionsparteien und die Unvermeidlichkeit dieser Kämpfe hingewiesen.

Um diesen Kampf aus dem sozialen Leben unseres deutschen Vaterlandes herauszuheben und ihn auf das rein wissenschaftliche Gebiet hinüberzuleiten, sind eine Anzahl katholischer und evangelischer Männer zusammengetreten, deren nächstes Ziel darauf gerichtet ist, die Herausgabe einer besonderen Schrift zu veranlassen, welche die landläufigen Bedenken gegen den sogenannten Ultramontanismus einer streng wissenschaftlichen Erörterung und beziehungsweise Widerlegung unterzieht.

Bei dem außerordentlichen Interesse, welches die gesamte gebildete Welt ohne Unterschied der Konfession an dem Besitze eines solchen wissenschaftlichen Werkes nimmt, würde der pekuniäre Erfolg sicherlich ein recht bedeutender sein. Um aber noch besonders darzutun, einen wie großen Wert die gedachte Vereinigung auf eine wissenschaftliche Widerlegung jener Bedenken legt, wird demjenigen, welcher die beste Widerlegungsschrift einreicht, eine besondere Vergütung von 600 Mark zugesichert. Den Zentrumsabgeordneten Professor Dr. Dittrich und den evangelischen Theologieprofessor A. Harnack zu Berlin werden wir darum bitten, das Preisrichteramt zu übernehmen, wozu die Herren im Interesse der guten Sache gewiß bereit sein werden. Sollte dies gleichwohl nicht der Fall sein oder sollten sich die beiden Preisrichter nicht einigen können, so würde die Juristenfakultät zu Bonn die Entscheidung zu fällen haben.*)

Für die katholische Kirche hätte aber ein solches apologetisches Schriftchen noch von einem anderen Gesichtspunkte aus eine erhöhte Bedeutung, auf den der katholische Professor Ehrhard in seinem Buche „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert“ des näheren hinweist. Dort wird nämlich auf die wachsende Entfremdung der gebildeten Kreise von der katholischen Kirche innerhalb der katholischen Länder und Staaten aufmerksam gemacht. „Geben wir uns“, sagt Ehrhard, „hierin keiner Täuschung hin. Denn das wäre Selbstbetrug! Weite Kreise, die ihrer Geburt, ihrem Tauffcheine und ihrer ersten Erziehung nach zur katholischen Kirche gehören, haben aufgehört, die katholische Kirche als ihre

*) Die Gewähr für die Zahlung der 600 Mark übernimmt Professor Dr. Erman in Münster i. W., bei welchem auch je ein Exemplar der um die Erwerbung des Preises konkurrierenden Schriften einzureichen ist.

geistige Mutter zu verehren und zu lieben, ihr Leben innerlich mitzuleben, ihre Segnungen zu verlangen und ihre Gebote zu beobachten. Und diese Kreise gehören gerade zu denen, die durch ihre Bildung, ihren Einfluß, ihren Reichtum und ihre Stellung im staatlichen und gesellschaftlichen Leben die führende Rolle beanspruchen. Das ist der Fall, allerdings in verschiedenartigem Maße, in Frankreich, in Italien, in Spanien und nicht zuletzt in Oesterreich. Wer wird im Ernst in Abrede stellen wollen, daß eine große Anzahl von Philosophen, Geschichtsschreibern, Naturforschern, Juristen, Mediziniern, Literaten, Künstlern usw., die aus katholischen Familien stammen, sich nicht mehr als Katholiken fühlen? Auch in den Staatsstellungen, in dem Kaufmannsstande und in den besseren Erwerbsberufen gehören die guten Katholiken zur Ausnahme, wenn man von besonders günstig gestellten Gegenden, wie Rheinland und Westfalen, absieht, und diese Ausnahmen, auf die man so stolz ist, bringen einem die entgegengesetzte Regel nur so recht zum Bewußtsein. Denn was diese sind, das sollten doch alle sein! Wer aber Gelegenheit hat, seit Jahren die akademische Jugend aus nächster Nähe zu beobachten, der kann auch für die Zukunft keinen vollen Ersatz für die verlorenen Regionen hoffen, so erfreulich die Zunahme der katholischen Korporationen an den Universitäten sein mag. Und wer gehört hat, mit welchem Subel in einer Wiener Studentenversammlung, die nach Tausenden zählte und deren erdrückende Majorität Söhne katholischer Familien waren, die Worte: „Wir Deutsche haben nur drei große Namen, Luther, Goethe und Bismarck“ aufgenommen wurden, der muß seine ganze Energie zusammen nehmen, um an der Zukunft nicht zu verzweifeln! Wahrlich! Wenn alle jene, die innerlich nicht mehr zur katholischen Kirche gehören, aus der Liste ihrer Glieder gestrichen würden, die stolze Zahl der Millionen von Katholiken würde nicht unbedeutend herunter sinken.“

I.

1. Der bekannte Jesuit Peronne sagt in dem von ihm bearbeiteten Katechismus: „Der Protestantismus ist in religiöser Beziehung was in natürlicher Hinsicht die Pest ist. Die Lehre desselben ist schrecklich in der Theorie und unmoralisch in der Praxis — Sie ist lästerlich in Bezug auf Gott und den Menschen, nachtheilig für die Gesellschaft und den gesunden Menschenverstand und der sittlichen Zucht hohnsprechend. Das reine Evangelium,

wie sich der Protestantismus nennt, ist nichts anderes als der Unglaube und die mit schönen Worten verdeckte Sittenlosigkeit. Den Protestantismus müßt Ihr von ganzem Herzen hassen — (die Personen dürfen wir nicht hassen, weil das unsere heilige Religion verbietet). Sind aber Protestanten Eure Freunde, Gefährten, Hausgenossen, so müßt Ihr dasselbe tun, was die alten Christen in Rom taten, wenn sie mit den Heiden verkehren mußten: Soviel sie konnten flohen sie ihren Umgang.“

2. Der Kontroverskatechismus für Katholiken und Protestanten von dem Jesuitenpater Scheffmacher, neu herausgegeben von einem Priester der Diözese Straßburg i. E. 1892, mit bischöflicher Approbation, enthält u. a. folgende Fragen und Antworten:

Zehntes Kapitel.

Von den sechs Hindernissen zur Seligkeit der Nichtkatholiken.

Können jene, die im Luthertum oder Calvinismus leben, mit Sicherheit hoffen, selig zu werden? Nein, und zwar wegen sechs Hindernissen. Welche sind diese Hindernisse? . . .

4. Können sie von ihren Sünden nicht losgesprochen werden und müssen folglich in denselben sterben.

Elftes Kapitel.

Fortsetzung von den Hindernissen.

. . . 4. Was hindert ferner die Protestanten an der Seligkeit? Sie sterben in ihren Sünden, weil sie dieselben nicht beichten, und sie können sie nicht beichten, weil sie keine Priester haben, sie loszusprechen.

. . . Können die Protestanten und überhaupt alle Sektirer die sechs Hindernisse beseitigen und Kinder der Seligkeit werden? Zum Glück, ja. Sie dürfen nur ihrer irrigen Lehre entsagen und Kinder der wahren Kirche werden. Dann steht ihnen der Weg zur Seligkeit offen.

„Dieses ausgezeichnete und lehrreiche Volksbuch“, heißt es in der Vorrede zu der Straßburger Ausgabe aus dem Jahre 1892, „öffnete die Augen vieler durch klare Darstellung des heiligen Glaubens gegenüber den Irrlehren der Reformation. In neuerer Zeit kam der Kontroverskatechismus, von welchem im achtzehnten Jahrhundert in Straßburg fünf Auflagen, die letzte im Jahre 1781, erschienen waren, wieder zur Geltung, wie er es auch verdient. In Regensburg erschien er in zwei Auflagen, die zweite 1859, dann eine letzte in Straßburg bei Leroux buchstäblich

der Regensburger entnommen. Wenn heute besondere Gründe uns veranlassen, das Buch so viel als möglich unter das gläubige Volk zu bringen, so kann dies usw.“

Die Preisschrift hat nun folgende Fragen zu erörtern:

- A. Stimmt diese Lehre der Jesuiten mit der Lehre der katholischen Kirche überein? (Genügt das Nichtthaffen? Gebot der Nächstenliebe, Einfluß der Reue, können die Katholiken mit Sicherheit hoffen, selig zu werden?)
- B. Sind diese Lehren geeignet, die Protestanten, namentlich die gläubigen und die nach Sittenreinheit Strebenden zu verlegen und zu kränken, und jene Erbitterung hervorzurufen und zu nähren, die der Abgeordnete Dittrich und Graf Douglas gern beseitigt sehen möchten?
- C. Im Falle der Bejahung der Frage zu B.: Können solche Bücher nicht aus Deutschland verbannt werden, insbesondere nicht Scheffmacher redivivus, indem das bischöfliche Placet zurückgezogen wird u. dgl. mehr?

3. Auch in China scheint ein Jesuit einen ähnlichen Kontroverskatechismus und zwar in chinesischer Sprache herausgegeben zu haben. (Darüber, daß von Schriftstellern des Ordens nichts veröffentlicht werden darf, was nicht von den Ordenszensoren redigiert worden wäre, vergleiche das Buch „Der Jesuitenorden usw.“, Verlag von Friedrich Pustet, 1872, S. 150).

Mit Bezug hierauf hat die Preisschrift noch besonders den Einfluß zu erörtern, den der Angriff der Jesuiten auf den Glauben der nicht katholischen Christen in den Ländern des Heidentums auf die Sicherheit und den Nutzen der christlichen Religion überhaupt auszuüben geeignet ist.

Endlich wird es unter Hinweis auf das zu 1—3 Gesagte noch einer Prüfung der Frage bedürfen, welche Bewandnis es mit der wiederholten Versicherung der Zentrumsredner auch auf den Katholikenversammlungen hat, daß alle guten Katholiken (die katholischen Offiziere, die katholischen Beamten, speziell die katholischen Regierungspräsidenten, Landräte, Richter) Jesuiten wären.

Auch muß die Behauptung der Gegner widerlegt werden, daß die Rückkehr solcher Glaubenskämpfer nach Deutschland nicht im Interesse des auch vom Zentrum gewünschten konfessionellen Friedens liegen würde.

II.

Das Religionshandbuch von Bischof Conrad Martin, welches seit vielen Dezennien an den preussischen und deutschen Gymnasien eingeführt ist, sagt im § 112, S. 379 der 15. Auflage: „Als Mittel der förmlichen Lüge auszuweichen und doch den Zweck derselben zu erreichen, hat man den geheimen Vorbehalt (*restrictio mentalis*) und den Gebrauch zwei- oder vieldeutiger Ausdrücke (*usus aequivocationum*) erfunden. Ein geheimer Vorbehalt findet statt, wenn die Worte sowohl nach ihrer gewöhnlichen Bedeutung, wie nach allen obwaltenden Umständen gerade so gedeutet werden müssen, als der Vernehmende sie deutet und diese Deutung dennoch den wahren Sinn des Redenden nicht erreicht, weil dieser den Hauptpunkt, das eigentlich Entscheidende, verbirgt oder im Hintergrunde hält. Ist ein solcher geheimer Vorbehalt auch keine förmliche Lüge, so trägt er doch das wahre Wesen derselben in sich, weil er darauf berechnet ist, andere zu betören oder irre zu leiten, und er kann daher nach dem Geiste des Christentums unter keiner Bedingung entschuldigt, geschweige denn gebilligt werden.“

Diese dem Geiste des Christentums widersprechende unter keiner Bedingung zu entschuldigende „Erfindung“ resp. die Weiterverbreitung dieser „Erfindung“ ist nach der Ansicht vieler Nichtkatholiken und auch mancher Katholiken vorzugsweise das Verdienst der Jesuiten. In dieser Beziehung wird folgendes geltend gemacht: Papsst Innocenz XI. hatte durch die Bulle vom 4. März 1679 u. a. folgende zwei Sätze der sogenannten Kasuisten, d. h. derjenigen Jesuiten pp., welche den katholischen Beichtvätern in eigens zu diesem Zwecke herausgegebenen Büchern an praktischen Fällen zeigen wollten, was nach der katholischen Lehre sündhaft sei, was nicht und was sie demgemäß dem um Rat fragenden Beichtkinde anraten durften, was nicht, ausdrücklich vernommen: „Wenn jemand, sei er allein oder vor anderen, sei es auf Befragen oder aus eigenem Antriebe oder der Unterhaltung wegen oder aus irgend einem Endzweck schwört, er habe etwas, was er wirklich getan, nicht getan, mit dem Hinzudenken bei sich von etwas, das er wirklich nicht getan hat oder von einer anderen Weise, als er es getan hat oder an irgend einer anderen wahren That, so lügt er in Wirklichkeit nicht und begeht keinen Meineid“. Ferner: Es ist jedesmal eine gewisse Ursache vorhanden, sich der Zweideutigkeiten zu bedienen, so oft dieses notwendig oder nützlich ist,

um das Wohl, die Ehre, das Vermögen des Bürgers zu wahren oder zu irgend einer anderen tugendlichen Handlung, also, daß dann die Verheimlichung der Wahrheit für nützlich und günstig erachtet wird.

Diese den geheimen Vorbehalt, *restrictio pure mentalis*, ausdrücklich verwerfenden Entscheidungen des Papstes „werden zwar“, so sagt die kath. Theol. Revue in Nr. 1 Jahrg. I S. 5, „von allen späteren Moralisten an die Spitze gestellt. — Allein bei Lösung der folgenden Kasus berufen sich dieselben häufig genug auf ältere von klangvollem Namen, ohne daß der Gedanke aufsteigt, daß diese Männer vor Innocenz XI. geschrieben haben und vielleicht zu denjenigen gehören, welche durch die Entscheidung getroffen werden. Und doch braucht man nur Lessius, Sanchez u. a. zu lesen, um zu sehen, daß diese Autoren den Unterschied des geheimen und des erkennbaren Vorbehaltes nicht gemacht haben, — ja, die von Innocenz XI. verurteilten Thesen sind wörtlich die des Sanchez (op. mor. I, 3, 3, 6, u. 15, 19). So ist es denn gekommen, daß auch bei dem heil. Alfons von Liguori und selbst bei heutigen Kasuisten Antworten gebilligt, oder wenigstens nicht deutlich gemißbilligt werden, die offenbar eine *reservatio pure mentalis* enthalten.“ „Das spricht auch Molin in seinem Buche offen aus de praeceptis. Denip. 1902 § 595.“

Als Beispiele, aus denen sich die laxe Auffassung der Jesuiten hinsichtlich der Sünde der Lüge und des Meineides ergeben soll, werden u. a. folgende Entscheidungen des Jesuiten Gurny, übersetzt von dem kath. Priester Georg Wesselack, Regensburg 1858, eine Uebersetzung, welche die kirchlichen Oberen nicht reprobirt haben, angeführt:

„Der fingierte oder bloß äußerliche Versprechungs Eid hat keine Geltung, weil der Wille, zu schwören, dabei gefehlt hat. Wer einen solchen Eid ablegt, begeht aber eine Sünde, wenn auch wohl nur eine leichte, weil nur eine mit einer eitlen Anrufung des Namens Gottes verbundene Lüge verübt worden ist. Oft ist das jedoch eine Todsünde mit Rücksicht auf den gemeinen oder partikulären Schaden.“

Also die Lüge, die noch dazu unter eitler Anrufung des Namens Gottes erfolgt, ist an sich nur eine leichte Sünde! Ferner heißt es Nr. 301 III:

Die Obligation des Eides ist auch nach den stillschweigenden Bedingungen zu interpretieren, welche in demselben eingeschlossen oder hinzugebracht worden sind. Diese Bedingungen sind: 1. Wenn ich das eidliche Versprechen ohne großen Schaden werde halten können!

Ferner Nr. 304 Entsch. 3:

Durch seinen Eid ist nicht obligiert, wer einer reichen Jungfrau eidlich versprochen hat, sie zu heiraten, wenn sie in Armut fällt — weil dann das einfache Versprechen nicht obligiert!

Ferner Entsch. 5 ebenda:

Derjenige sündigt nicht, welcher ein beschworenes Geheimnis entdeckt, wenn er es ohne eigenen oder des anderen Schaden nicht mehr geheim halten kann, weil das Versprechen, eine Sache geheim zu halten, nur unter der Bedingung verpflichtet: „Wenn es nicht sehr schädlich ist“.

Ferner Nr. 300. 5. Fr.

„Ohne Gerechtigkeit schwören, d. h. sich durch einen Schwur zu etwas Unerlaubtem verbindlich machen, ist eine Todsünde, wenn es sich um eine wichtige Sache handelt. Der wahrscheinlicheren Meinung nach aber ist es keine Todsünde, wenn es sich um etwas Geringfügiges handelt. Denn daraus scheint keine große Beleidigung gegen Gott zu entspringen.“

Aus der neueren Zeit verdient noch das Buch von Göpfert „Der Eid“ mit ähnlichen Lehren und Grundsätzen erwähnt zu werden — vgl. S. 215 ff., S. 393 ff. — während einzelne andere neuere Schriftsteller in den ange deuteten Punkten eine strengere Ansicht zu vertreten scheinen.

Gegnerischerseits ist man nun der Ansicht, daß jene Grundsätze der Kasuistenmoral den einem jeden Menschen ins Herz geschriebenen Gesetzen der ewigen Moral widersprechen, daß sie somit als unsittlich und soweit der Staat in Frage kommt, wie beim Eide, für staatsgefährlich zu erachten sind.

Die Preisschrift hat zu prüfen, ob diese Vorwürfe vom Standpunkte der christlichen Moral begründet sind. Dabei wird zu erörtern sein, wie es mit dem Charakter der Kirche als der immer reinen Braut Christi, als der berufenen Hüterin der Sitten, als der in Sachen der Sitten unfehlbaren Lehrmeisterin der Völker

vereinbar ist, daß dergleichen Grundsätze sich Jahrhunderte hindurch über die Kirche haben verbreiten und von den Beichtvätern beim Beraten der Beichtkinder haben benutzt und angewandt werden dürfen. Es wird zu erörtern sein, wie es sich mit der Heiligkeit der Kirche verträgt, daß sie, die im Interesse der Reinerhaltung des katholischen Glaubens sogar den Satz Galileis „Die Sonne ist der Mittelpunkt der Welt und folglich ohne örtliche Bewegung“ als absurd und formell haeretisch erklären ließ und von ihm verlangte, daß er knieend „mit aufrichtigem Herzen und ungeheuchteltem Glauben“ diesen Satz als Haeresie abschwor, verfluchte und verwünschte, in Sachen der Moral den Beichtvätern und den Beichtkindern die Anwendung so bedenklicher Grundsätze gestattete. Es fragt sich, ob nicht die richtige Handhabung des Bußsakramentes für das sittliche Leben der Völker ungleich wichtiger ist als die unrichtige Entscheidung des heiligen Offiziums über den vermeintlichen Irrtum Galileis in Betreff der Bewegung der Sonne. Es wird auch zu prüfen sein, welchen Einfluß diese Anschauungen der Beichtväter, namentlich der Jesuiten auf den religiösen Tiefstand der Katholiken in den katholischen Ländern auszuüben geeignet waren. Es wird aber nicht genügen, das bloße passive Verhalten der Kirche gegenüber jenen Grundsätzen zu erörtern, sondern es muß auch das positive Eingreifen der Päpste zu Gunsten jener Lehren der Kasuisten in den Bereich der Ausführungen einbezogen werden. Dabei wird allerdings zu berücksichtigen sein, daß nicht jede beliebige Belobigung eines Buches seitens des Papstes eine Sanktionierung des Inhaltes in jedem einzelnen Punkte enthält, daß es vielmehr auf die Form und den Grad der Empfehlung sowie auch darauf ankommt, ob der Papst eine solche Empfehlung als oberster Lehrer der Kirche hat aussprechen wollen. „Die kirchlich lehramtliche Unfehlbarkeit erstreckt sich auch auf die Erklärung und Einschränkung des Sittengesetzes; ein Grund dafür wird gerade aus der Heiligkeit hergeleitet, welche ein wesentliches Merkmal der Kirche ist“ — Andrieux, *Kathedra rom.* Mainz, Franz Kirchheim 1872.

Dies vorausgeschickt wird für die Erörterung der Preisschrift folgendes bemerkt: Die *Theologia moralis* von Alfons von Liguori enthält jene bedenklichen Sätze, welche in den Büchern der jesuitischen Kasuisten niedergelegt sind. Vgl. das Zitat aus der *kath. theol. Revue*, oben S. 3. Von dieser Moralthologie des heiligen Alfons von Liguori erklärt Papst Pius IX. in dem Dekrete vom 11. März 1871, daß der heilige Alfons durch diese Abhandlungen

am meisten die weit verbreiteten Irrlehren der Ungläubigen und Jansenisten zerstreut habe: „überdies erleuchtet Alfons von Liguori die Dunkelheiten und erklärt das Zweifelhafte, indem er durch die verschlungenen, teils laxeren, teils strengeren Meinungen der Theologen einen sicheren Weg bahnte, auf welchem die Leiter der Seelen der gläubigen Christen unbehindert einhererschreiten können“.

In den litterae apostolicae desselben Papstes vom 7. Juli 1871 heißt es: Wir wollen und bestimmen, daß die Bücher dieses Doktors seine Kommentare, Schriften, endlich alle seine Werke wie die anderer Doktoren der Kirche nicht allein privatim, sondern auch öffentlich in Gymnasien, Akademien, Schulen, Kollegien, Vorlesungen, Disputationen, Interpretationen, Kirchenversammlungen, Reden und bei allen anderen kirchlichen Studien und christlichen Uebungen zitiert, vorgetragen und wenn die Sache es erfordern sollte, angewandt werden.

In dem breve directum ad Leopold. Josef. du Gardinet Jul. Jacqueline vom 28. August 1879 sagt Leo XIII.: „Es ist zu erwünschen, daß die Schriften des heiligen Alfons von Liguori in die Hände aller getragen werden. Denn dieser hat die katholischen Wahrheiten aufs Geschickteste dem Fassungsvermögen Aller angepaßt, hat für die moralische Leitung Aller Vorforge getragen, herrlich die Frömmigkeit Aller erregt und zeigt mitten in der Nacht des Jahrhunderts den Irrenden den Weg, auf welchem sie aus der Nacht der Finsternis hinüber gehen können in das Licht und das Reich Gottes . . . Und was sollen wir sagen von seiner Moraltheologie, der berühmtesten auf der ganzen Erde, welche in der That die sichere Norm bietet, welcher die Leiter des Gewissens folgen können . . . Und was in diesem allen besonders der Beachtung wert, daß, wenn er gleich sehr ausführlich geschrieben, dennoch seine Werke von den Gläubigen ohne jeden Anstoß durchforscht werden können, wie dies durch ein sorgfältig angestelltes Examen festgestellt ist.“

Es fragt sich, ob es nach diesen Erklärungen des Oberhauptes der katholischen Kirche noch zweifelhaft sein kann, daß der katholische Laie und der katholische Priester berechtigt ist, sich nach den Grundsätzen und Beispielen des heiligen Alfons von Liguori zu richten? Folgt nicht der Mensch mit seiner sündhaften Natur lieber den laxeren als den strengeren Grundsätzen, zumal wenn ihn der Papst auf eine solche Moraltheologie hinweist?

III.

Der Jesuit Vater Rosignoli erzählt in seinem im Jahre 1897 zu Paderborn in neunter Auflage erschienenen Buche „Erbarmet Euch der armen Seelen im Fegefeuer“ die absurdesten Wundergeschichten. Eine derselben, die zugleich ein bedenkliches Licht auf das wunderwirkende Rosenkranzgebet eines auf Ehebruch ausgehenden Lebemanns wirkt, soll hier beispiels halber mitgeteilt werden. In einer Stadt Arragoniens lebte ein Edelmann, der eine junge und schöne Gemahlin hatte. Auf diese hatte ein anderer junger Edelmann sein Auge geworfen und begonnen, sie zu verfolgen, ohne jedoch erhört zu werden. Die Sache blieb aber nicht verborgen und gelangte auch zu den Ohren des Gemahls. Dieser beschließt, den Nebenbuhler zu töten und zwingt seine Gattin, ihren Verehrer zu einem Stellbuchein einzuladen. Voll Freude bestiegt der leichtfertige junge Mann zur bestimmten Zeit sein Pferd und macht sich auf den Weg zum Schloß der verehrten Dame. Dabei kommt er an einem Galgen vorbei, an dem mehrere Verbrecher hingerichtet waren, deren Leichname man am Galgen hatte hängen lassen. Dieser Anblick veranlaßt den mit Ehebruchsintentionen erfüllten Ritter, zunächst für die Seelen der gehentken Verbrecher einen Rosenkranz zu beten, eine fromme Gewohnheit, die er trotz seines schlechten, zügellosen Lebens beibehalten hatte. Er begann also zu beten, ohne zu bedenken, daß er im Begriffe stand, eine schwere Sünde zu begehen. Gleichwohl belohnte ihn für dieses geringe Liebeswerk der unendlich erbarmungsvolle gütige Gott. Plötzlich vernimmt nämlich der Ritter den lauten Ruf: „Halt ein; nicht weiter!“ Er schaut entsetzt umher, gewahrt aber nur die Leichname und gibt seinem Pferde die Sporen. Aber wieder erschallt dieselbe Stimme: „Halt ein; reite nicht weiter“. Nun steigt der Ritter ab und hört zu seinem Erstaunen einen der Gehentken rufen: „Habe Erbarmen und schneide den Strick durch, der mich erwürgt“. Von Mitleid bewegt tut dies der Ritter. Der Körper des Gehentken fällt zu Boden, erhebt sich aber gleich wieder. Der Mann ist zum Leben wieder erwacht, erschöpft sich in Dankesbezeugungen gegen seinen Wohltäter und verspricht, diesen nie zu verlassen. Er erklärt dem Ritter, es stünden ihm große Gefahren am Ziele seines Weges bevor und veranlaßt jenen schließlich, ihn mit sich auf sein Pferd zu nehmen. Am Orte des Stellbuchein angekommen, will der Ritter sogleich eine am Fenster seiner Dame angelehnte Leiter hinauffsteigen; sein Begleiter aber verhindert ihn

daran, da er eine Falle witterte und steigt zunächst selbst im Mantel und Hut des Ritters hinauf. Kaum ist er oben, so fällt der eifersüchtige Ehemann über ihn her, und nach wenigen Augenblicken fällt sein Körper, von tödtlichen Stichen durchbohrt, zur Erde nieder. Derselbe richtet sich aber trotzdem rasch auf und flüstert dem jungen Ritter zu: „Schnell, schnell zu Pferd; retten wir uns“. Sie reiten wieder fort, und bald eröffnet der Gehefte dem Ritter, daß der Gemahl der jungen Frau ihn, den Ritter, habe töten wollen. Er fügt hinzu: „Danke Maria, der Mutter der Barmherzigkeit; sie hat Dich gerettet, weil Du ihren Rosenkranz treu jeden Tag gebetet hast. Danke auch den armen Seelen des Fegfeuers. Du hast einige derselben aus ihren Qualen befreit, als Du noch im Stande der Gnade warest; heute waren sie die Vermittler Deiner Rettung; ändere also Dein Leben und lerne Gott fürchten“. Damit sind die beiden wieder bei dem Galgen angelangt. Der Unbekannte steigt vom Pferde, legt sich den Strick wieder um den Hals und erklärt noch, Gott habe ihn wunderbarerweise gesandt, dem Ritter zu helfen.

Solche und ähnliche wahnwitzige Wundergeschichten, welche wie Pilze aus der Erde schießen — man lese nur den historischen Bericht über das gnadenreiche Jesuskind. Prag, Verlag der Cyrill Mathosischen Buchhandlung, namentlich S. 28 ff., 47 ff.; Kolling, Große Neuigkeit oder das Geheimnis von la Salette, welches törichte Werk sogar mehrere Auflagen erfahren hat; die Zeitschrift des heiligen Antonius von Padua, ferner Ackermann, Lauret, Bauz, das Fegfeuer, Mainz 1883, wo auf S. 164 der Jungfrau Lindmayer eine arme Priesterseele in der Gestalt eines Küchenleuchters mit einem Stümpfchen Kerze darauf erscheint, und zahllose andere — erregen das Mergernis der Nichtkatholiken und eines großen Theils der Katholiken.

Die Preisschrift wird zu erörtern haben, wie es mit dem Berufe der Kirche, die Menschen zur inneren Heiligkeit und Wahrhaftigkeit zu erziehen, zu vereinbaren ist, wenn solche törichte Wundergeschichten, zum größten Theile mit kirchlicher Approbation, unter Priestern und Laien verbreitet werden; bedarf die Kirche solcher Torheiten und Unwahrheiten, um den Glauben des Volkes an ihre allein seligmachende Kraft zu stützen? wenn nicht: Warum duldet man sie und gibt ihnen noch überdies das kirchliche Imprimatur?

Von den Gegnern wird der Glaube an die zahllosen Wunder-

geschichten, wie man ihn selbst bei den sogenannten gebildeten Katholiken findet, als ein Zeichen der geistigen Inferiorität der Katholiken angesehen. In dieser Beziehung wurde schon um dieselbe Zeit, als von berufener Seite zum ersten Male in eindringlicher Weise auf die Inferiorität der deutschen Katholiken aufmerksam gemacht wurde, auf den „leibhaftigen, amtlich bezugten Beweis“ hingewiesen, den ein katholischer Pfarrer in dem bekannten Paderborner Bonifaziusblatte dafür erbracht hatte, daß im Fegfeuer ein wirkliches Feuer brennt. Es handelte sich um „die verbrannte Hand von Foligno“, d. h. um den Leichnam der Schwester Theresia, Margarethe Gerta, der unverwest auf dem Kirchhofe in Foligno im Grabe ruhte; die an der Leiche befindliche Hand hatte aber gleichwohl einen vom Feuer herrührenden Abdruck zurückgelassen, so daß angenommen werden muß, daß das Fegfeuer nunmehr auf den Friedhöfen brennt.

Es fragt sich aber weiter, ob nicht Erzählungen wie die des Jesuiten Rosignoli geeignet sind, in dem gewöhnlichen Publikum den Glauben zu erwecken und zu stärken, daß das Gebet des Sünders, der gar nicht den Willen hat, sich zu befehren, vor Gott Wohlgefallen und wunderwirkenden Wert hat; daß es überhaupt mehr auf das Äußere wie auf das Innere ankommt; daß die äußeren religiösen Handlungen höher stehen als z. B. Elternliebe, Nächstenliebe, Wahrheitsliebe? Es wäre zu prüfen, ob nicht eine solche Jugenderziehung geeignet ist, mit Schuld daran zu tragen, daß so mancher streng katholisch erzogene junge Mann im späteren Leben, namentlich in der Fremde den religiösen Halt verliert.

Endlich wird zu prüfen sein, ob nicht eine solche mehr an dem Äußeren klebende religiöse Unterweisung Mitschuld an der Tatsache trägt, daß im deutschen Vaterlande die Katholiken relativ weit mehr Vergehen und Verbrechen begehen, als die Protestanten. Allerdings wird hierbei auch der Umstand zu berücksichtigen sein, daß die Katholiken durchweg in ärmeren Vermögensverhältnissen leben, als die evangelische Bevölkerung, und daß es immerhin leichter ist, sich vor Diebstahl, Unterschlagung und dergleichen mehr zu bewahren, wenn man auskömmlich zu leben hat, als wenn man darben muß; allein es handelt sich bei jener Statistik keineswegs nur um Vergehen gegen das Eigentum, sondern auch um Meineid und andere Verbrechen.

Und überdies! Woher rührt — zum Teil wenigstens — die Vermögenslosigkeit der Katholiken? Hängt sie bloß mit der

vor hundert Jahren stattgehabten Konfiskation der Kirchengüter, mit der angeblichen imparitätischen Behandlung und mit dem Umstande zusammen, daß das katholische Volk (in Bayern) von den herrschenden (kath.) Ständen (adeligen und geistlichen Grundherrschaften) geistig zurückgehalten und kulturell vernachlässigt worden ist? [Kölnische Volksztg., zweite Abend-Ausgabe am 19. April 1905.] In dieser Beziehung wird zu prüfen sein, ob die Vermögenslosigkeit der Katholiken nicht teilweise auch auf den von maßgebender Seite unterstützten Glauben des Volkes zurückzuführen ist, daß die Hingabe von Vermögenswerten an die Kirche, an religiöse Genossenschaften usw. vor Gott einen ungleich größeren Wert habe, als wenn z. B. ein kinderloser Onkel oder eine kinderlose Tante ihr Vermögen einem Neffen zuwendet, der vielleicht im Falle eines Vermögenszuwachses sein Geschäft erweitern, heiraten, oder seinen Sohn studieren lassen kann. Es fragt sich, ob es angesichts der notorischen Vermögenslosigkeit der meisten Katholiken beispielsweise nicht richtiger wäre, wenn man die kostbaren Kronen, die man Marienbildnissen aufsetzt, etwas billiger herrichtete, sie von Edelsteinen freilegte und dergleichen mehr.

IV.

Der Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Freiherr von Franckenstein, hatte gelegentlich des Septenatsstreites im Januar 1887 dem päpstlichen Nuntius in München u. a. folgendes geschrieben: „Ich brauche nicht zu sagen, daß das Zentrum immer glücklich war, den Weisungen des heiligen Stuhles nachzukommen, wenn es sich um kirchliche Gesetze handelte. Ich habe mir schon im Jahre 1880 erlaubt, aufmerksam darauf zu machen, daß es für das Zentrum absolut unmöglich ist, bei nicht kirchlichen Gesetzen gegebenen Direktiven folgen zu können.“

Papst Leo XIII. war anderer Ansicht und hatte in der Note Jacobinis vom 21. Januar 1887 in betreff der Freiheit des Zentrums folgende Entscheidung getroffen:

„Dem Zentrum in seiner Eigenschaft als politische Partei ist stets Aktionsfreiheit eingeräumt worden, sobald es sich aber um die Interessen der Kirche handelt, würde es in dieser seiner Eigenschaft dieselben nicht nach eigener Anschauung vertreten können.“

Diese Entscheidung des Papstes stimmt im wesentlichen überein mit der Entscheidung des vatikanischen Konzils cap. III d. const.

de ecc., welche es zwar weniger mit der Unfehlbarkeit des Papstes als mit dem Gehorsam der Gläubigen gegenüber dem Papste zu tun hat, und welche den Gehorsam fordert non solum in rebus fidei et morum, sed etiam in rebus, quae ad disciplinam et regimen ecclesiae pertinent. Darüber, ob ein solcher Fall der Disziplin oder der Wahrung der Interessen des Kirchenregimentes vorliegt; ob es sich im Einzelfalle in der That um Fragen handelt, die mit Fragen von religiöser und moralischer Bedeutung zusammenhängen, kann naturgemäß einwandsfrei nur der Papst selbst entscheiden, da ja andernfalls statt der notwendigen kirchlichen Ordnung Anarchie eintreten und das im cap. III cit. ausgesprochene Gebot des Gehorsams in der Praxis einfach illusorisch gemacht werden würde.

Nun hatte allerdings der Papst in bezug auf das Verhalten des Zentrums gegenüber der Septennatsvorlage keinen Befehl erteilt; er hatte nur einen Wunsch geäußert und es mochte sich daher ein Teil des Zentrums für berechtigt halten, den bloßen Wunsch des heiligen Vaters nicht zu respektieren; immerhin steht aber fest, daß ein Teil des Zentrums schon den Wunsch des Papstes als eine zu beobachtende Richtschnur angesehen und daher der gegen-
teiligen Auffassung Windthorst's keine Folge geleistet hat.

Die Preisschrift wird zu erörtern haben, ob nicht vom streng katholischen Standpunkte aus die oben mitgeteilte Entscheidung des Papstes für maßgebend zu erachten ist und wie es demgemäß mit der Freiheit des Zentrums in der Beschlussfassung über Angelegenheiten steht, bei denen es sich um die Interessen der Kirche handelt. Es fragt sich, ob der Papst, wenn er die Fortexistenz des Zentrums für erwünscht erachtete, dabei doch nur ein Zentrum mit dieser Freiheitsbeschränkung im Auge hatte. Es bleibt auch noch nach Möglichkeit festzustellen, ob nicht etwa das Zentrum (direkt oder indirekt) beim päpstlichen Stuhle darüber angefragt hat, ob man für die Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuchs stimmen solle resp. dürfe.

Notizen und Besprechungen.

Kunstgeschichte.

Jacob Burckhardt, Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien. Basel. C. F. Vondorff, 1898. 510 S. Groß 8°.

Der größte Apostel des Renaissancegeschmacks in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist Jacob Burckhardt gewesen. Er hat literarisch den Weg geöffnet, den danach mit größerem Eifer, wenn auch mit bescheideneren geistigen Kräften Wilhelm Lübke bei uns, Eugen Müntz in Frankreich beschritten haben. Seinem grundlegenden Werk, Kultur der Renaissance in Italien, dachte er ein großes Spezialwerk über die bildende Kunst in Italien während jenes Zeitraums folgen zu lassen. Tatsächlich ist aber nur die Bearbeitung der Architektur bei seinen Lebzeiten erschienen. Man munkelte immer von entsprechenden Manuskripten über die Plastik und die Malerei, die aber doch nie zu ähnlich systematischer Bearbeitung gediehen zu sein scheinen wie die Architektur. Als Burckhardt 1893 75-jährig die Lehrtätigkeit an der Baseler Universität aufgab, formte er in den beiden folgenden Jahren die drei Aufsätze, die in dem vorliegenden Band von Herrn Dr. Trog zum Druck befördert worden sind, und die eine Art Ersatz für Burckhardts fehlende Geschichte der italienischen Renaissancemalerei bilden. Die Behälter, in die seine ganze ungeheure Erfahrung auf diesem Gebiet hineingeströmt ist, sind nun: das Altarbild, das Porträt in der Malerei, die Sammler. Man kann sagen, alles, was in den Partien des Cicerone über die Malerei andeutungsweise und vielleicht unausgereift, kursorisch und apodiktisch gegeben worden war, ist hier ausführlich und reif und in einer so höchst anziehenden Form vorgetragen, daß man die planmäßige systematische Behandlung kaum vermißt. Es ist tatsächlich eine Geschichte der italienischen Renaissancemalerei in freier, originaler Form, freilich mit Auslassung eines hochwichtigen Abschnittes, des Fresko.

Wunderbar und manchmal wahrhaft bezaubernd ist die Sprache, innerlich bewegt und voller Empfindung, doppelt erstaunlich bei einem Greis, der darin viele Zungen beschämt, welche oft so preziös oder leblos schreiben, als sei etwas wie Freude am Gegenstand für den Jünger der Kunst-„Wissenschaft“ ausgeschlossen. Die Geschichte der deutschen Prosa

wird da, wo sie von dem eingreifenden Anteil der deutschen Schweiz an unserer Literatur berichtet, Jacob Burckhardt mit großen Ehren zu nennen haben.

Posthume Bücher stoßen leicht auf Mißtrauen, und die Lebenden hören nicht immer gern eine Stimme aus dem Grabe. Dieses Buch ist aber sehr zu seiner Stunde gekommen und hat, wie mir scheint, in den Jahren seit seiner Veröffentlichung — denn diese Anzeige kommt etwas verspätet — außerordentlich anregend gewirkt. Es hat neben dem Betrieb der Kunstwissenschaft mit ihrem sehr legitimen Sammeln von Daten und Tatsachen, ihrer Bilder- und anderen Kritik das Recht und die Aufgabe der Kunstgeschichte und auch der Aesthetik in höchst manifester Weise dargetan und glänzend vertreten. Man kann von Jacob Burckhardt, auch von dem literarischen Genuß abgesehen, künstlerisch recht sehr viel lernen, obwohl es Leute geben soll, die das bestreiten.

Der erste Teil des Bandes behandelt diejenige große Kunstaufgabe, in die in Italien das Fresko mit seiner mächtigen Ueberlieferung ausmündet, das weit sichtbare Altarbild, das immer mehr die führende Gattung in der Malerei geworden ist. Alle anderen Arten der Malerei sind von dieser Zentralaufgabe beeinflusst worden, und es ist für Italien ein wichtiges Erbe, daß „das künstlerische Vermögen seine Jugend im Heiligtum zugebracht hat“. In einer langen, wunderbaren Reihe ziehen die großen Monumentalwerke, die uns die Kirchen und Museen bewahrt haben, an uns vorüber, in einem Zusammenhang, an den man nicht immer genügend denkt, Gnadenbilder von wechselndem religiösem Inhalt. Es kommt manchen bereits rückständig vor, Bilder nach ihren Gegenständen und dem Stoffinhalt zu klassifizieren und zu betrachten, eine Meinung, zu der Burckhardt gelegentlich ironisch die Achseln zuckt. Das „Problem der Form“, das er wohl gründlich durchempfunden hat, ist für ihn doch nie das alleinigmachende gewesen. Die zweite Abhandlung, über das italienische gemalte Bildnis, beginnt mit einer Untersuchung der bildnisfähigen Personen, als welche zuerst die Berühmtheiten, dann durch eine zumal in Venedig heimische Popularisierung des Porträts beliebige Mitglieder der Aristokratie erscheinen, deren Staatsämter und Staatskostüme sie dem Familienstolz als verewigenswert empfehlen. Auf eine geographische Uebersicht des Vorkommens und der Verbreitung der Bildnisse folgt eine Analyse der unterscheidenden Züge, die das italienische Porträt des 15. und das des 16. Jahrhunderts charakterisieren. Zum Schluß die Würdigung der großen Künstler als Porträtmaler. Neben dem Sachinteresse an Burckhardts Führung und Urteil bleibt es allemal besonders anziehend, der Disposition eines solchen Essays nachzuspüren, die bei der Ueberfülle des zu bewältigenden Stoffes wahrhaftig nicht gleichgültig ist. Die Verbindung notwendiger Ordnung und Disziplin mit einem gewissen Sichgehenlassen des Schilderns, ja der Causerie zeigt uns neue Seiten der großen künstlerischen Begabung des Baseler Gelehrten. Hierin wird

sein Ruf unantastbar bleiben, und es ist mir immer rätselhaft und ein Beweis weitverbreiteter Respektlosigkeit vor dem Schaffenden und seiner Kunst, daß angesichts von Burckhardts großer griechischer Kulturgeschichte nicht wenigstens darüber sofort einstimmige Anerkennung möglich war, in wie genialer Weise hier ein Stoff schwierigster Behandlung geformt und gestaltet worden ist.

Die Schlußabhandlung über die Sammler ergreift das große Thema des Anteils des Privatgeschmacks an dem Kunstschaffen der italienischen Renaissance. Während in der Antike fast durchaus die Öffentlichkeit die Kunst bestellt und bestimmt, während genau umgekehrt im Holland des 17. Jahrhunderts die Kunst auf die Privaten fast ausschließlich angewiesen ist, zeigt die Renaissance eine mittlere Linie. Innerhalb der Aufträge der Privaten kommt zunächst das Bedürfnis der Hausandacht in Betracht, deren Hauptobjekt, das Madonnenbild, selbst auf die Monumentalkunst Einfluß gewinnt. Es folgen ausgesprochene Sammleraufträge, die, wie Burckhardt betont, besonders den Gang der Plastik entscheidend bestimmen haben, von der großen Figur bis zu der Kleinkunst der Statuetten, Plaketten, Schaumünzen, die „in der ruhm lustigen Frührenaissance eine Art Scheidemünze des Ruhmes“ waren. Dann das Staffeleibild mit seinen religiösen Gegenständen, den Ansätzen zum Genre, der Pflege der Halbfigur, der nackten Figur, worin Tizian fast ein Monopol ausbildet, endlich das mythologisch erzählende Bild. All die vielberühmten Werke, die im Vädeler vielbestennten, ziehen als Beispiele der genannten Gattungen auf, und es hat seinen Reiz, Bilder, die man in der gedrängten Schau öffentlicher Museen zu genießen gewöhnt ist, in die heimeligen Räume zurückzuleiten, für die sie einst gemalt wurden, und die großen Mäcene, die Sammler in Florenz, Mantua, Ferrara, Urbino und Venedig umgeben von den Kunstwerken, die sie mit haben schaffen helfen, heraufbeschworen zu sehen. Unter den wichtigen Herden des Privatgeschmacks tritt Venedig ebenso in den Vordergrund wie für das Porträt, und es darf darauf hingewiesen werden, daß Burckhardt erst im Verlauf seines Lebens und seiner Studien der vollberechtigte, ja teilweise überragende Anteil Venedigs an der Kunstblüte jener Zeit deutlich geworden ist. Als er den Cicerone herausgab, der wohl immer noch das populärste seiner Bücher ist, stand er unter dem Baum Vasaris und seiner toskanisch-römischen Voreingenommenheit. Er beschränkte die „Klassische Kunst“, wie manch anderer nach ihm, auf Florenz und Rom. Es ist ein erneuter Beweis für Burckhardts ausgereifte Freiheit und Unbefangenheit, daß diese Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien, das Wert seines Alters, eine gewisse Einseitigkeit seiner früheren Anschauung korrigieren, so daß das Bild der Gesamtpersönlichkeit des Mannes, der im Leben so einsam und unzugänglich gewesen, nun immer reicher und klarer hervortritt. Das Rubensbuch, die griechische Kulturgeschichte, die Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien haben neue Linien und Töne nicht nur dem Bestand der Literatur, sondern

vor allem dem Porträt des Mannes hinzugefügt, der lebend seit dreißig Jahren eine Nythe geworden war. Und noch ist, wie wir sagen dürfen, die Reihe der Veröffentlichungen des Nachlasses nicht abgeschlossen.

A. Warburg, Bildniskunst und Florentinisches Bürgertum. H. Seemann Nachfl. Leipzig. 38 S. Fol. und Tafeln.

Das Vordringen von Porträtgestalten in die Darstellung heiliger Geschichte ist jedem Besucher von Florenz aus der Kirche S. Maria Novella erinnerlich, wo in der Darstellung der Geschichte der Maria und Johannes des Täufers ein guter Teil des angesehenen und stattlichen Bürgertums der damaligen Stadt als Teilnehmer und Zuschauer gemalt vorkommen. Zudem Verfasser einen ähnlichen Fall in der Kirche S. Trinità und von der Hand des nämlichen Malers Ghirlandajo bespricht, ist es ihm gelungen, in den lebensgroßen Bildnisgestalten gemalter Zuschauer außer den Stiftern keinen geringeren als den großen Lorenz Medici, seine Söhne (darunter den späteren Papst Leo X. als Knaben) und deren Erzieher, worunter Polizian, durch Vergleichung mit Medaillenbildnissen nachzuweisen. Diese merkwürdigen Köpfe und Gestalten sind in großen Detailaufnahmen abgebildet. Des übrigen bringt die Schrift manch sehr belehrenden Fund und Beitrag zur Literatur- wie Kunstgeschichte jener Tage. Hervorzuheben ist die Nachweisung der Sitte der sogenannten voti, d. h. des Rechts der höheren Stände von Florenz, ihre Bildnisse plastisch lebensgroß als Wachsfiguren zumal in die Marienkirche der Annunziata zu weihen, wo ein ganzes Regiment solcher Weihgestalten bemalt, sogar einzelne zu Pferde, aufgestellt war. Als Lorenz Medici dem Dolch der Pazzi glücklich entronnen war, ließ er sich in drei Kirchen als Wachsfigur lebensgroß aufstellen; das eine Mal waren dem Weihgeschenk die Kleider angezogen, die er an dem Tage des Attentats getragen hatte. Verfasser deutet auf den Zusammenhang mit altheidnischer Uebung hin. Indessen ist mir nicht bekannt, ob außer den zahlreichen Funden von Körperteilen in Terracotta, die man in Abfallgruben antiker Heiltempel gemacht hat, auch lebensgroße ganze Gestalten als Weihgeschenke dieser Art zu Tag gekommen sind. Das Auffällige ist weiter das künstlerische Phänomen, wie da neben die vielverschrieene „weiße“ Hochrenaissance eine farbige Wachsplastik tritt, die kunstmäßig in Ateliers geübt wird. Und schließlich, wenn nach dem Tode des großen Friedrich in der königlichen Kammern eine Wachsfigur des Königs, in seine originalen Garderobestücke gekleidet, zur Schau gestellt wurde und von allen Fremden besonderen Zulauf fand, so können sich diese wie die Panoptikumbesucher zur Rechtfertigung ihres Geschmacks jetzt auf die Glanzzeit der Florentiner Kunst berufen.

Es wird wohl mit diesem an Wachsfiguren genährten Sinn für peinliche Bildnistreue zusammenhängen, wenn in gewissen Florentiner Kreisen jener Jahre ein lebhaftes Interesse für die flandrische Bildniskunst des Nordens hervortritt. Hier überraschte eine gewissenhaft ein-

dringende Beobachtung, die dem italienischen, mehr auf Distanz berechneten Porträt von Haus nicht eignet. Vermittler dieses flandrischen Imports von Kunstwerken waren die in Brügge ansässigen Agenten der Firma Medici. Sie standen zu dem üppigen burgundischen Hof in regelmäßigen Beziehungen und versahen ihn mit kostbaren Stoffen für die Toilette und mit Edelsteinen. Warburg hat in einer besonderen Studie von miniaturhafter Feinheit, die im Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen von 1902 erschienen ist, diese Florentinischen „Konsuln“ in Brügge behandelt. Von besonderem Interesse ist darin der Nachweis, daß Memlings berühmtes Altarbild des jüngsten Gerichtes, das sich in der Marienkirche in Danzig befindet, für einen mediceischen Agenten namens Angelo Tani gemalt worden ist. Sein Bild und das seiner Frau, die als betende Stifter erscheinen, sind nach ihren Wappen identifiziert worden. Auf der Seereise nach Italien ist das Schiff samt dem Bild, da seine Ladung zum Teil für England bestimmt war, von einem hanfischen Kapitän während des hanfisch-englischen Krieges im Jahr 1473 gekapert worden. Die Proteste des burgundischen Herzogs — es war Karl der Kühne, der bald darauf im Schweizerkrieg sein Leben verlor — verhallen, und so ist das Bild Memlings in Danzig geblieben und nie an seine Florentinische Bestimmung gelangt.

Hermann Muthesius, Kultur und Kunst. Gesammelte Aufsätze über künstlerische Fragen der Gegenwart. E. Diederichs, Jena und Leipzig 1904. 155 S.

Der Verfasser dieser Aufsätze ist Architekt und hat als „technischer Beirat“ der deutschen Botschaft in London eine Reihe von Jahren jenseits des Kanals gelebt und studiert. Danach in das Berliner Handelsministerium berufen, ist er mit den Fragen des kunstgewerblichen Unterrichts befaßt worden, hat also reichliche Gelegenheit genossen, unsere Kunstzustände zu beobachten und mit geschärftem Auge zu vergleichen. Ein mehrbändiges Werk von ihm über das englische Wohnhaus ist gegenwärtig im Erscheinen. Er gehört nicht zu denen, die uns nun mit englischen Einrichtungen und Moden beglücken wollen, denn er weiß, daß unsere Not zu gutem Teil von fremden Moden und Importen kommt. Immerhin ist seine Meinung, daß England glücklicher gewesen ist, seine nationalen und germanischen Sitten zu bewahren, als es uns beschieden war. Vor allem findet er, daß man drüben viel sachgemäßer und künstlerischer wohnt als bei uns, und daß das Einzelhaus unendlich bessere Gelegenheit biete, einen persönlichen Geschmack zu entwickeln als unsere Etagenwohnung, die den Mieter unter den Geschmack eines beliebigen Bauunternehmers zwingt. Freilich macht sich Verfasser selbst den Einwand, daß England durch die Erbpacht des Baulandes einen billigeren Bodenwert bewahre als unsere Rechtsverhältnisse es möglich machen, und also damit dem Verhängnis der vielföckigen Mietskasernen eher entgehen könne. Auch sonst werden

ationale Unterschiede nicht verschwiegen. Der englische Wohnraum ist wesentlich nach dem offenen Kaminfeuer, dem fire place, orientiert, während bei unserer Gewohnheit der Feuerung mit Defen oder Zentralheizung eine andere Orientierung sich ergibt. Den Krebschaden unserer „Wohnungskultur“ bezeichnet Verfasser als Verküßerlichkeit, Streberei und Parvenücharakter. Er äußert sich in der zu starken Berücksichtigung der Fassade und der Straßenwirkung auf Kosten vernünftiger Innendisposition, vor allem aber in der gesamten inneren Ausstattung. „Eine riesige Haustür, die man nur mit Gegenstimmung seines ganzen Körpers öffnen kann, führt in das Vestibül, eine verkleinerte Nachbildung des Treppenhauses der großen Oper in Paris, natürlich in Marmor. Breite Treppenläufe, mit schwellenden Plüschteppichen belegt, führen in die Wohnungen. Aber Welch ein Kontrast enthüllt sich dem, der dort eintritt! Aus der Marmorpracht des Treppenhauses gelangt er in einen dunklen Korridor, mit Kleiderschränken und dem Eisschrank so verbaut, daß man sich kaum drehen kann . . . aus der engen Küche dringen die Dünste der Speisen heraus. Die Wohnung besteht aber trotzdem aus einer Reihe großer und hoher, durch Flügel- und Schiebetüren miteinander verbundener Repräsentationsräume.“ Unsere Scheinkultur vernachlässigt Behaglichkeit und Gesundheit der für das tägliche Leben bestimmten Wohnräume und opfert sie dem Zwang des Gesellschaftens. Wollte man die verfügbaren Quadratmeter richtig einteilen, wo bliebe die Möglichkeit, eine Gesellschaft von 24 Personen zu geben? Und das ist der wunde Punkt. Man will seine Verpflichtungen mit einem Male abmachen, in möglichst zusammengedrängter Form. „Das ist aber ungefähr das Gegenteil von dem, was man bisher unter Gastfreundschaft verstand. Der alte holde Klang des Wortes nimmt angefaßt solcher Gesinnung fast etwas Ironisches an, man sollte das nicht Gastfreundschaft, sondern Gastfeindschaft nennen.“ Dies ein Beispiel, wie eine Frage an der anderen hängt und wie der Verfasser unversehens vom hundertsten ins tausendste gelangt. Die Themata sind mannigfache. Von Kunstgeschichte und den historischen Stilen, vom Zeichnen und dem Dilettantismus, von Jugendstil, belgischer und Wiener Schule, vom Wohnen auf dem Land und in der Stadt, von niedrigen und hohen Zimmern, von der Wiederherstellung alter Bauten, wobei natürlich ein kräftiges Wort gegen die gräßliche Barbarei des immer noch drohenden Aufbaus der Heidelberger Schloßruine gesprochen wird. Fragt man schließlich, wie Verfasser sich Kunst der Zukunft vorstellt, so weist er in einem Aufsatz, die moderne Umbildung unserer ästhetischen Anschauungen, auf die Entwicklung der männlichen Kleidung hin, die immermehr das praktisch Einfache begünstigt. Unsere Maschinen und Brücken und Bahnhöfe erscheinen uns kunstlos, sie befördern aber, indem sie unser Auge andauernd an das Zweckmäßige und Organische gewöhnen, den Zug zur Sachlichkeit, der uns jede aufgeklebte Kunst mit ihren angelernten Ornamenten und Stilmätzchen mit der Zeit wird als sinnlos erscheinen

lassen. „In der sozusagen wissenschaftlichen Vereinfachung der aus den Gegenwartbedingungen entsprossenen Neugestaltungen und der bürgerlich-sachlichen Vereinfachung aller Lebensformen, die die Neuschichtung der Gesellschaft mit sich gebracht hat, sind die zwei parallel verlaufenden Strömungen zu erkennen, die sowohl unsere tektonischen Bildungsgeetze als unseren Geschmack nach der Richtung des Einfachen und Schmucklosen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts umzugestalten begonnen haben.“

Carl Neumann.

Staatswissenschaften.

Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XX. Heft 6. Die Mannheimer Banken 1870 bis 1900. Beiträge zur praktischen Bankpolitik. Von Dr. Felix Hecht. Leipzig. Verlag von Duncker u. Humblot. 1902. 153 S.

Eine so große Rolle unsere großen Effekten-Banken in der Tagespresse spielen, die wissenschaftliche Literatur über ihr Werden und Wirken ist erstaunlich gering. Eine Geschichte des deutschen Bankwesens fehlt uns heute mehr denn je, wo die Beziehungen der haute banque zu allen Faktoren des Wirtschaftslebens so enge geworden sind, daß fast eine jede Betrachtung moderner Wirtschaftspragen unvollständig ist, die nicht die Einflüsse des Bankwesens in Rücksicht zieht.

Der vorstehend genannte bekannte Verfasser hat bereits in einer Reihe früherer Werke bald kleinere bald größere Auschnitte aus der Geschichte des deutschen Bankwesens behandelt. Die vorstehende Schrift schließt sich diesen Werken würdig an. Obwohl nominell auf Mannheim begrenzt, ist die Darstellung doch gleichbedeutend fast mit einer Geschichte des badischen Bankwesens in den letzten Jahrzehnten überhaupt. Zum Teil spiegeln sich in ihr die Tendenzen wieder, welche das ganze deutsche Bankwesen in diesem Zeitraum nacheinander beherrscht haben.

Der Ausgangspunkt der Hechtschen Betrachtung, das Jahr 1870, bedeutet einen tiefen Eingriff in die Geschichte des deutschen Bankwesens durch die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes. Hierdurch wurde gerade einer Reihe von Provinzbanken Gelegenheit zu bedeutamer selbständiger Tätigkeit gegeben. Der Verfasser sieht auch heute (d. h. zur Zeit der Abfassung seines Buches) keine unmittelbare Gefahr für die Aufjagung oder Angliederung der größeren Provinzinstitute an die Großbanken der Reichsmetropole. Freilich die Geschichte schreitet schnell. Heute hat die Deutsche Bank auch auf den Stolz Badens, die Rheinische Kreditbank, die Hand gelegt.

Hecht schildert in zusammenfassender Darstellung die leitenden Grundsätze des Geschäftsbetriebes der Mannheimer Banken. Als den normalen

Geschäftskurs bezeichnet er ihr Kontokorrent- und Effektenemissionsgeschäft. Die Organisation der Mannheimer Banken wird charakterisiert durch eine planmäßige Dezentralisierung durch Gründung von Filialen. Von dem etwaigen Vorwurf, Spekulationsbanken zu sein, will Hecht die Mannheimer Banken rein wissen. In der Pflege des Kontokorrentkredits, gestützt auf eingehende lokale Kenntnis, die wiederum durch die Politik der Dezentralisation erleichtert wird, lag und liegt nach Hecht die Stärke der Mannheimer Banken. Die kommerzielle und industrielle Entwicklung von Mannheim ist mit der Organisation und Entwicklungsgeschichte der Mannheimer Banken unzertrennlich verknüpft. Der umsichtigen und doch weitherzigen Kreditgewährung der Mannheimer Banken danken Badens Handel und Industrie sehr viel.

Dem die innere Bankentwicklung schildernden Teil folgt ein sehr instruktiver und mit Sorgfalt zusammengestellter biographischer Teil über die einzelnen Bankinstitute, dem sich ein umfangreiches statistisches Tabellenmaterial anschließt.

Seiner Neigung, allgemeine bankpolitische Grundsätze zu entwickeln, läßt Hecht in der vorliegenden Arbeit in weitgehendem Maße freien Lauf. Und von den lokalen Verhältnissen ausgehend, läßt der Verfasser scharfe Schlaglichter auf die neuere deutsche Kredit- und Emissionsbankpolitik überhaupt fallen. Die Forderung einer durchsichtigen Bilanzdarstellung, Warnung vor Spekulation und ungesunder Kreditgewährung, sowie Ueberspannung des industriellen Kredits sind einige der berührten Punkte. Daß der lokale Patriotismus hierbei ein wenig mit die Feder führt, wird man dem Verfasser nicht verübeln.

Hjalmar Schacht.

Weltwirtschaftliche Umbildungen. Von Paul Dehn. Berlin.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1904. VIII und 366 S.

Paul Dehn gehört zu jenen populärwissenschaftlichen Schriftstellern die in der breiten Unterschicht des gebildeten Talentums einen gewissen Einfluß haben, von dem man nicht immer weiß, ob man ihn bedauern oder schätzen soll. Aus der alldeutschen Schule hervorgegangen, verbindet er mit einer natürlichen Vorliebe für das Hergebrachte, Urväterische, Germanische, Philiströse, Zünftlerische das durch die Bismarcksche Ära allen Patrioten eingepflanzte Gefühl für die politische Weltmachtstellung Deutschlands. Daraus resultiert eine gewisse Begeisterung für die weltpolitische Expansion, ohne daß dabei immer das Verständnis für die wirtschaftlichen Umwälzungen im deutschen Volksleben vorhanden wäre, welches die innere Triebfeder jener Expansion ist. So bewegen sich alle Broschüren und Bücher dieses Verfassers in zahllosen Widersprüchen und Unklarheiten. Neben ganz absurden Urteilen finden sich ebenso treffende Darstellungen. Dazu kommt, daß eine leichtflüchtige Schreibweise die Leser seßelt und der

emfisse Fleiß eines Sammlers interessanter statistischer Notizen für eine Fülle unterhaltenden Materials sorgt.

Es ist ein kleines Lexikon moderner weltpolitischer Probleme, das Dehn in seinem neuesten Buch bietet. Die Anlage von Kapitalien im Auslande durch die führenden Weltmächte, die politischen Rückwirkungen der Staatsbankrotte, der größerbritische Zollverband, der ganze Komplex der Mittelmeerfragen, die „Amerikanisierung“ der Erde, die allamerikanische — der Verfasser sagt nicht panamerikanische — Gefahr und manche andere interessante Themen finden sich zusammengestellt. Einzelne Fragen sind originell angefaßt. So ist unseres Wissens die Frage nationaler Verurtheilungen gegen die Erzeugnisse anderer Staaten zum ersten Male zusammenhängend an dieser Stelle behandelt.

Soweit Dehn in allen diesen Fragen Material zusammenträgt, ist das Buch recht schätzenswert, wenn auch vielleicht die Ziffern und Daten genauer Nachprüfung nicht immer standhalten mögen. Dagegen sind die Urteile des Verfassers mit sorgfältiger Auswahl zu genießen.

Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist nach Dehn Chamberlain „kein Staatsmann von Genie oder Charakter, sondern ein politischer Agitator von Ehrgeiz, dazu voreingenommen, illoyal und grundlos, eine Persönlichkeit, die in sich ein hohes Maß von Heuchelei und Perfidie vereinigt, wie es nach einem Ausspruche Bismarcks der englischen Politik häufig eigen ist“. Mit einem solchen Schimpflexikon wird man selbstverständlich einem Manne nicht gerecht, der sich die Lösung einer der ernstesten Lebensfragen Englands zum Ziel gesetzt hat, mag er auch dabei vielleicht falsche Wege einschlagen. Und daß am Ende dieser Blütenlese der Name Bismarcks gleichsam zur Bestätigung figurirt, macht sie keineswegs genießbarer.

Solche Urteile stehen selbstverständlich nicht allein. Den Nordamerikanern kann er z. B. „im allgemeinen nachzagen, daß sie unwissenschaftlich arbeiten“, und dergleichen Schiefheiten und Falschheiten mehr.

In der Hand eines „Nur-Laien“ wirken solche Urteile natürlich höchst verderblich. Sie wachsen sich zu Stimmungen aus, die weitere Kreise ergreifen und nicht nur in der Politik wenig angenehme „Impponderabilien“ sind, sondern die auch das wirtschaftliche Verständnis im Bürgertum zu heben nicht geeignet sind.

Hjalmar Schacht.

F. v. Wrangell, Abweichende Ansichten. Brosch. 1,50 M. Leipzig, Georg Wigand.

Ein baltischer Baron, der viel von der Welt gesehen, persönliche Beziehungen in allen großen Nationen hat und uns über eine Reihe von Fragen, Ansichten vorträgt, die er kurzweg als „abweichende“ bezeichnet, weil sie mit den herrschenden Anschauungen in Deutschland nicht übereinstimmen. Nirgends mehr als in unserer Zeitschrift dürfte der Platz sein

auf das frisch und anmutig geschriebene Büchlein hinzuweisen, weil auch wir ja nicht ganz selten Anschauungen vertreten, die von den herrschenden abweichen. So kommts denn, daß die „abweichenden Ansichten“, die Herr von Wrangell vertritt, in den meisten Fragen so ziemlich dieselben sind, die auch die „Preußischen Jahrbücher“ vertreten. Hinter der öffentlichen Meinung in den „nationalen Zeitungen“ Deutschlands und auf den nationalen Bierbänken gibt es eben glücklicherweise doch noch eine andere öffentliche Meinung, die darum keine geringere Bedeutung hat, weil sie in einer Volksvertretung, wo Herr Liebermann von Sonnenberg die nationale Idee verteidigen darf, nicht vertreten ist.

Ganz besonders möchte ich aufmerksam machen auf die feinen Ausführungen des Verfassers über die in Deutschland übliche Beschuldigung, die englische Armee sei ein „Söldnerheer“ das mit einem deutschen Volksheer nicht verglichen werden dürfe. Der Verfasser hält dem entgegen, so wenig wie man unsere Offiziere und Unteroffiziere als „Söldner“ bezeichnen dürfe, weil sie Berufssoldaten seien und für ihren Dienst bezahlt würden, so wenig dürfe man den englischen Berufs Soldaten als Söldner bezeichnen; denn Tom Atkins sei keineswegs bereit, um seinen Sold für irgend eine beliebige Sache zu kämpfen, sondern fühle sich als der Soldat seines Landes; man dürfe vielleicht sogar umgekehrt sagen, daß es der englischen Armee am rechten Berufs-Soldatentum fehle, nämlich an der allerwichtigsten Stelle, im Offizierkorps, wo man sich viel zu sehr bloß als Gentleman fühle. Nun — diese Ermahnungen und Hinweisungen auf das Richtige sind heute vielleicht nicht mehr so nötig wie vor vier Jahren, wo wir jetzt am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, in afrikanischen Steppen Krieg führen. Der alberne Hochmut, mit dem damals vom Standpunkt der selbstgewissen Ueberlegenheit die Leistungen der englischen Armee in Deutschland kritisiert wurden, ist selbst den „nationalsten“ Zeitungen heute wohl so ziemlich vergangen. Es ist eben sehr schwer, in Afrika Krieg zu führen, sogar gegen Hottentotten, wievielmehr gegen Buren.

D.

L i t e r a t u r .

Bruch. Roman von Theodor Duimichen. Hüpeden und Merzyn, Verlagsbuchhandlung. Berlin-Leipzig-Paris. 1904.

Der Roman ver setzt uns in die Zeit des staunenswerten wirtschaftlichen Aufschwungs nach 1870, als auch die Besonnensten eine Art Rausch ergriff, und führt uns die Wandlung vor, die das kaufmännische und industrielle Leben Deutschlands damals durchmachte, indem der alte solide Geschäftsmann, dem der blanke Ehrenschild seines Hauses mehr galt als durch kühnes Börsenspiel und zweifelhafte Unternehmungen schnell erworbener Reichtum, mehr und mehr einem neuen Typus, dem skrupellosen Spekulanten, wich, dem die Begriffe Ehre und Tüchtigkeit gleichbedeutend waren mit Erfolg und Klugheit, und der vor keinem Geschäft zurückschrak,

so lange es ihn nicht in Konflikt mit dem Strafgesetze brachte. Wer die Gründerjahre mit erlebt hat, wird sich erinnern, daß damals auch in Beamtenkreisen, die vorher wenig Interesse für wirtschaftliche Verhältnisse gehabt hatten, plötzlich von Geschäften und Aktiengesellschaften und deren riesenhaften Gewinnen die Rede war, und daß mancher Familienvater, der eine hohe Stellung aber ein niedriges Gehalt hatte, bedauerte, seiner Zeit nicht eine andere Karriere eingeschlagen zu haben, die es ihm ermöglicht hätte, an dem überall emporquellenden Reichtum teil zu nehmen. Bis zum Jahre 1873 trübte nicht das leiseste Wölkchen den blauen Himmel der allgemeinen Freude über die glänzenden finanziellen Erfolge, die den politischen so schnell gefolgt waren; aber dann kam der große Krach. Alle berühmte Firmen fielen, die angesehensten Häuser schwankten und bleiches Entsetzen ergriff alle, die sich an dem Tanz um das goldene Kalb beteiligt hatten. Die Schilderung dieses Zusammenbruchs und seine Folgen für die verschiedenen Personen des Romans gehört zu dessen glanzvollsten Seiten. Der Satz aus Multatuli: „Dit boek is een inleiding“, der unter dem Titel des Romans steht, läßt uns vermuten, daß der Verfasser die Absicht hat, in noch mehreren Bänden das Problem zu behandeln, unter welchen Bedingungen Handel und Industrie sich nicht nur als Mehrer des Wohlstandes, sondern auch als Förderer einer edleren Kultur erweisen können. Der vorliegende Band versetzt uns in die kaufmännischen Kreise Dresdens, führt uns aber auch nach Rotterdam, London und Brasilien, wo der junge sympathische Felix Bruch, der einzige Sohn eines Chemnitzer Großindustriellen, sich die Welt- und Menschenkenntnis erwirbt, die ihn befähigt, später in Deutschland in dem trotz seiner kosmopolitischen Bildung die edelsten Fasern seines Herzens wurzeln, seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen und mit den alten Tugenden seines Standes den freien Geist und die offenen Sinne einer neuen Zeit zu verbinden. Alle Personen des Romans, die weiblichen ebenso wohl wie die männlichen, sind voll individuellen Lebens und werden uns mit greifbarer Deutlichkeit vorgeführt, ohne daß der Verfasser uns nach Art mancher „Modernen“ durch ein Uebermaß psychologischer Analyse ermüdet. Auch das Milieu, in dem sie sich bewegen, lernen wir ganz genau kennen, ohne daß viel Aufhebens von „Stimmung“ gemacht wird. Die Sprache ist von erfreulicher Durchbildung, Reinheit und Frische und muß den anspruchsvollsten Leser befriedigen. „Bruch“ gehört zu den lehrswürdigen Romanen, die uns die letzten Jahre beschieden haben, und von seiner Fortsetzung dürfen wir uns noch manchen Genuß versprechen.

Marie, Fürstin-Mutter zu Wied, Prinzessin von Nassau. Ein Lebensbild von Mite Kremnik. — Druck und Verlag von E. Haberland, Leipzig.

Dieses Lebensbild macht uns mit einer Frau bekannt, die, hätte sie im Mittelalter gelebt, fehllos heilig gesprochen wäre. Ihre Selbstopfer-

keit, ihre Tatkraft, ihre begeisterte Sicherheit, von Gott getragen und geführt zu werden, grenzen an das Wunderbare. Durch viel schweres Schicksal, jahrelange eigene Krankheit und das Mitansehen der grausamen Qualen eines heißgeliebten Sohnes, des Prinzen Otto, dessen Erdewallen Carmen Sylva in einem Gedenkbüchlein verewigt hat, das man nicht ohne Tränen lesen kann, losgelöst vom Irdischen, hegte sie nach dem Tode ihres Gemahls keine Wünsche mehr für sich und war mit dem Leben nur noch durch die Bande des Mitleids mit den Mühsetigen und Beladenen verbunden, deren es nicht nur unter den vom Joche der Notdurft Gebeugten gibt, sondern auch auf den Höhen der Menschheit, sogar auf Thronen. Eine gottgeweihte Seele, fühlte sie sich durch irgend eine Seite ihres Weisens mit jedem verwandt, — dem Arbeiter so gut wie dem Könige, und gab es für sie weder Hoch noch Niedrig, sondern nur Leidensgenossen. Was ihre Persönlichkeit so besonders anziehend machte, auch für diejenigen, deren Lebensauffassung nicht auf gleicher Höhe mit der ihrigen stand, das war die Klarheit und Schärfe ihres Verstandes, die vielleicht noch größer war als ihre Güte. Sie faßte alle weltlichen Dinge praktisch an und war eine ungewöhnlich tüchtige Verwalterin des ihr anvertrauten Besitzes. Erziehung und Umgebung hatten zu ihrer Entwicklung wenig beigetragen, was sie war, verdankte sie der Natur und sich selbst. — Wer M. Kremnitz' Gabe kennt, sich in eine andere Persönlichkeit hineinzu fühlen und den geheimsten Wurzeln ihres Wesens nachzuspüren, wer da weiß, mit welcher Meisterschaft sie die Sprache beherrscht, der wird von vornherein annehmen, daß das Lebensbild, das sie uns vorführt, kein oberflächliches Dugendwerk ist, das auch andere hätten schaffen können, sondern ein echtes Kunstwerk, das ihm keine Enttäuschung bereitet, und diese Annahme findet durchweg ihre Bestätigung. Neben dem ästhetischen Genuß, den das Buch gewährt, ist auch die ethische Wirkung nicht zu unterschätzen, die von einer Lichtgestalt, wie es die Fürstin-Mutter zu Wied war, notwendig ausgehen muß.

Edouard Rod. Ein Sieger. Autorisierte Uebersetzung von M. Toussaint. Hüpeden u. Merzlyn Verlag. Berlin-Leipzig-Paris.

Endlich ein aus dem Französischen überetztes Buch, dem nicht das erotische Problem zu Grunde liegt, sondern ein soziales. Die Hauptperson des Romans ist ein self-made man, der es durch ungewöhnliche Begabung und eiserne Energie zum Großindustriellen gebracht hat, und der alle für gefährliche Utopisten hält, die von den Rechten der Arbeiter sprechen. Von Natur hart und gleichgültig gegen Menschenwohl herrscht er nicht nur in seiner Fabrik, sondern auch in seiner Familie als Despot. Seine Frau und seine Kinder haben eigentlich nur insofern Wert für ihn, als sie, die erstere durch das Vermögen, das sie ihm zugebracht hat, und die letzteren durch die Verbindungen, die sie eingehen sollen, den Glanz und das Ansehen des Werkes erhöhen, das er geschaffen hat. Mit Recht

sagt sein Sohn von ihm, daß seine Fabrik „sein Herz, seine Seele, seine Familie“ ist und klagt, daß in seinem Elternhause niemals Liebe und Vertrauen geherrscht haben. Der Sohn und die älteste Tochter sind trotz ihrer liebeleeren Kindheit weich und warmherzig und von den neuen sozialen Anschauungen erfüllt, die dem Vater ein Grauel sind. Aus einem Konflikt mit der Fabrikinspektion geht dieser zwar als Sieger hervor, da ihm nicht bewiesen werden kann, daß er um die barbarische Behandlung der armen kleinen Italiener gewußt hat, die von einem schurkischen Unterhändler an ihn verdingen worden sind, aber die öffentliche Meinung verurteilt ihn, sein Sohn wendet sich gänzlich von ihm ab und weigert sich, einst sein Nachfolger zu werden, und als die älteste Tochter infolge einer Verletzung von Zufälligkeiten das Opfer eines gegen den Unterdirektor geplanten Raubaktes wird, ist er innerlich ein gebrochener Mann, wenn er auch immer noch seine alte Sicherheit zur Schau trägt, und seine Fabrik vorwärts geht und sich weiter entwickelt. Wenn der Roman auch keine hervorragende künstlerische Eigenart besitzt und die Seelenkunde darin nicht gerade tiefgründig ist, so erhebt er sich doch entschieden über das Mittelmaß der herkömmlichen Unterhaltungsliteratur und wird, obgleich er ein Problem behandelt, niemals langweilig durch Lehrhaftigkeit. Die Frage, wie weit die soziale Fürsorge für die Arbeiter gehen darf, ohne die Konkurrenzfähigkeit einer Industrie zu schädigen, bleibt selbstverständlich unbeantwortet; aber wer vermöchte sie zu beantworten? — Die Uebersetzung ist nicht ungeschickt; aber über einige Ausdrücke muß man sich doch sehr wundern; „daran vergessen“ und „darauf vergessen“ soll österreichisch sein, deutsch ist es jedenfalls nicht und logisch auch nicht; was man vergessen hat, ist aus dem Gedächtnis verschwunden, und dieses kann sich weder daran klammern, noch darauf umherirren.

Unsichtbare Bande. Erzählungen von Selma Lagerlöf. Deutsch von Margarete Langfeldt. Berlin. Franz Wunder. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

S. Lagerlöf ist eine aller modernen Problemsucht und zerfasern den Reflexion abgeneigte dichterische Individualität. Ihre Gabe, nicht nur die feinen Fäden zu entdecken, die aus dem hellen Lichte des Bewußtseins in die Dämmerungszustände der menschlichen Seele hinüberleiten, sondern auch der Natur tief ins Herz zu schauen und deren heimlichste Stimmung festhalten und in Worten darstellen zu können, zieht auch solche Leser an, die durchaus keine Freude an halbvisionären Seelenerlebnissen haben und aller Spukphantastik abhold sind. Auch die vorliegenden Erzählungen denen die Dichterin, man weiß nicht recht aus welchem Grunde, den Gesamttitel „Unsichtbare Bande“ gegeben hat, haben etwas Unwirkliches, Mystisch-Phantastisches, selbst wenn sie in den Alltagsverhältnissen kleiner Städte und Dörfer wurzeln, wie „Frau Jasta und Peter Nord“ und „Das Bild der Mutter“. In anderen wie in „Das Stelmal“ und „Die

Bogelfreien“ scheinen alte Sagenstoffe umgestaltet zu sein. Bei einigen hat man das Gefühl, man müsse mehr aus ihnen heraushören, als darin ausgesprochen ist, als wären sie allegorisch gemeint, wie „Die Legende vom Bogelneß“ und „Noers Sage“. Die nur wenig Seiten umfassende Erzählung „Mamsell Friederike“ ist eine tiefpoetische Huldigung für Friederike Bremer, ein ergreifendes Stimmungsbild, gewoben aus Traum und Wirklichkeit, Leben und Tod. Daß Selma Lagerlöf trotz ihrer Vorliebe für das Seltsame und Phantastische nicht ganz ohne schalkhaften Humor ist, beweisen „Onkel Ruben“ und „Das Dünenkind“, die, und vielleicht gerade deshalb, zu den reizvollsten der Sammlung gehören.

Alexander L. Kielland. Novellen und Novelletten. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin und Leipzig bei Franz Wunder.

Die Geschichten, die Alex. Kielland in diesem Buche vereinigt hat, sind nicht alle gleichwertig, aber alle nicht ohne Wert. Ein leiser Humor und eine feine Ironie zeichnen die wertvollsten aus. Trotz der durchaus objektiven Darstellung der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, vernimmt man darin den Unterton eines tiefen Erbarmens mit den Ausgestoßenen und Verachteten und einer entschiedenen Abneigung gegen den Pharisäismus der Satten und Reichen, deren Christentum nur Schein ist. Am tiefgründigsten ist die letzte Novelle „Else. Eine Weihnachtsgeschichte“, in der das Alltagschicksal eines schönen Mädchens aus dem Volke erzählt wird, das vater- und mutterlos aufwächst und trotz seiner Veranlagung zum Guten elend zugrunde geht, weil sich ihm in den Stunden der Versuchung keine kraftvolle Hand hilfreich entgegenstreckt. Die Schilderung des ersten Weihnachtstages im letzten Kapitel wirkt ganz besonders ergreifend durch den furchtbaren Gegensatz von Verbrechen, Schande und Tod im Gefängnis und von Jubel in der Familie und fromm angehauchter Feststimmung in der Kirche, wo der Geistliche der Gemeinde das liebliche Bild von dem Kindlein in der Krippe und den anbetenden Hirten vor die Augen zauberte und darauf hinwies, daß die Oeringen und Niedrigen oft die Ausgewählten sind. Alle empfanden das als so besonders schön und fühlten sich dabei so sicher, so zufrieden mit sich und der Welt, und sie dachten an die lange Reihe festlicher Tage und fröhlicher Gesellschaften, die nun kämen; aber niemand dachte an die Oeringen und Niedrigen, die in der Nacht vorher ins Gefängnis eingeliefert worden waren, und an die einst so schöne Else, die dort einsam gestorben war und jetzt so häßlich, so furchtbar häßlich dalag. „Als die Predigt zu Ende war, spielte der Organist ein Festpräludium mit breiten triumphierenden Harmonien, und als der Gesang begann, stimmte die ganze Gemeinde jubelnd ein; die meisten brauchten nicht einmal ins Gesangbuch zu sehen, denn es war das alte herrliche Weihnachtlied:

In dieser schönen Weihnachtszeit
Erschließ' Dein Herz der Fröhlichkeit.“

Lothar oder Untergang einer Kindheit von Oskar A. H. Schmitz.
Stuttgart bei Axel Junfer.

Auch ein Bubenroman, wie Gottfried Kämpfer, aber was für einer! Hat man an dem freudigen Idealismus, dem feinen Humor, dem Charakterisierungsvermögen, dem Blick für das Individuelle von Land und Leuten bei H. A. Krüger eine wirkliche Freude, so fühlt man sich von dem vorliegenden Buche abgestoßen, ja angeekelt. Soll der geistige Werdegang Lothars etwa typisch sein für die Entwicklung eines begabten Knaben und die Einwirkungen, die er in Haus und Schule über sich ergehen lassen muß? Sind Nachbarkinder und Mitschüler wirklich so gemein und verdorben, und Gymnasiallehrer so unaussprechlich widerlich und roh? Man braucht es zum Glück nicht zu glauben; die Erlebnisse, die erzählt werden, machen ebenso wenig den Eindruck des Erlebten, wie die Menschen, die geschildert werden, den der Wahrheit. Sie sind durchaus unglaubwürdig und erwecken berechtigten Zweifel an der Seelenkunde des Verfassers und an seiner Fähigkeit, Erwachsenen sowohl wie Kindern ins Herz zu schauen und das Geschaute darzustellen. Der Schluß des Buches entspricht dem ganzen durchaus widerwärtigen Inhalt. Lothar hat das Abiturientenexamen gemacht und beschließt, Jura zu studieren, um zu einer angesehenen gesellschaftlichen Stellung zu gelangen, und in ein Korps zu treten, um sich für die Zukunft nützliche Verbindungen zu verschaffen. Auf der Fahrt nach der Universitätsstadt sitzt er allein im Kupee, und Bilder von Frauen und Mädchen gaukeln durch seine Gedanken, glänzende ipizenumhüllte in funkelnden Sälen, niedrige, rührend sich hingebende in schräger Kammer.“ Als der Zug hält, drängt sich eine Schar junger Herren, alle in laubfrochgrünen Mützen, lärmend an ihn heran und stellt sich dem jungen Juch vor. „Dann zogen sie ihn in die Stadt und machten ihn betrunken.“

Marie Fuhrmann.

Ph. Aug. Becker: Geschichte der spanischen Literatur. Straßburg, Trübner 1904, VII, 151 S.

In ihren Anfängen hatte sich die romanische Philologie sehr viel mit spanischer Literatur beschäftigt. Fr. Diez, der Begründer dieser Wissenschaft, hatte seine Tätigkeit mit Uebersetzung spanischer Romanzen begonnen. Die erste romanische Habilitationsschrift, Hubers „de primitiva canüenarum pop. epic. apud Hispanos forma“, hatte ein spanisches Thema behandelt. Die literarische Sprach- und Textkritik hatte sich unter Leitung von J. Grimm, Depping und namentlich J. Wolff und R. Hofmann besonders an den spanischen Romanzen geübt. Auch mit der Geschichte der Literatur Spaniens befaßten sich die Gelehrten am Anfang des 19. Jahrhunderts gern. Mit Recht sind bis auf den heutigen Tag noch berühmt: Schacks Geschichte der dramatischen Kunst in Spanien 1845 und Lidnoß,

von F. Julius ins Deutsche übersehte, von F. Wolff ergänzte und mit Einzeluntersuchungen ausgestattete Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Lange hat keine einzige romanische Literatur eine auf so wissenschaftlicher Grundlage beruhende Literaturgeschichte wie die von Tichnor besessen. Merkwürdigerweise trat aber die Beschäftigung mit Spanien in den späteren Jahren zu Gunsten Frankreichs und Italiens ganz bedeutend zurück. Für das größere Publikum der Gebildeten, die zugleich eine anmutende, aber auch auf wissenschaftlicher Basis beruhende Darstellung der Literaturgeschichte verlangen, gab es bis vor kurzem kein empfehlenswertes Buch. Baißs gediegene spanische Literatur in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie II 2 ist nur für das gelehrte Publikum berechnet und reicht nicht weiter als bis zirka zum 17. Jahrhundert. Zu der in der Sammlung Götschen 1903 erschienenen kleinen spanischen Literaturgeschichte von Rudolf Beer gesellt sich nun in Ph. Aug. Becker's Literaturgeschichte ein Buch, das den Ansprüchen der Gebildeten vollauf genügen dürfte. Aus dem Vorworte erfahren wir, daß diese Geschichte, die ursprünglich in ausführlicherer Darstellung geplant war, für die unter der Leitung von Prof. G. Heinrich erscheinende fünfbandige illustrierte Geschichte der Universal-literatur, in deren zweitem Bande sie ungarisch erscheint, unternommen wurde. In der ursprünglichen Anlage, also viel eingehender als in vorliegendem Buch, hat Becker die Geschichte der spanischen Literatur von ihren Anfängen bis zu den katholischen Königen in den neuen Heidelberger Jahrbüchern (Verlag von G. Koesler, 1903) S. 193—253 behandelt. Wir bedauern, daß ihm der Mangel an literarischen Hilfsmitteln in Budapest nicht gestattete, die Literaturgeschichte in demselben Maßstabe weiterzuführen. Denn wenn auch die Skizze, die uns der Gelehrte bietet, in scharfen Umrissen und in lebhaften Farben entworfen ist, so würde ein wirkliches Gemälde — und ein solches auszuführen wäre Becker der richtige Mann gewesen — ganz anders wirken.

Ein Land wie Spanien, das in der Weltgeschichte eine so hervorragende Rolle gespielt hat, verdient in hohem Maße das Interesse, das man seiner Literatur zuwendet. Muß man sich doch von vornherein denken, daß, je tätiger ein Volk in die Ereignisse der Menschheit eingegriffen hat, desto hervorragender seine Literatur sein muß. Von allen romanischen Nationen hat aber neben Frankreich Spanien gewiß in politischer Hinsicht den größten Einfluß in Europa ausgeübt. Die Geschichte der Provence geht in diejenige Frankreichs über, Italien zerfällt in so viele kleine Staaten, daß es als Ganzes eine politische Macht nicht entfalten kann, Portugal ist zu unbedeutend, Rumänien und die rätomanischen Gebiete kommen gar nicht in Betracht. Nur Spanien hat neben Frankreich eine Zeit lang die Welt beherrscht. Spiegelt sich nun diese politische Vorherrschaft auch in der Literatur wieder? Hat Spanien ebenso wie Frankreich zur Zeit seiner politischen Größe eine literarische Blütezeit durchlebt? Wie lange dauerte sie und welkte sie mit dem politischen Ver-

fall dahin oder überlebte sie ihn? Kam später eine neue Zeit der Blüte? Das sind alles Fragen, die einen bestürmen, wenn man an Spaniens literarisches Leben herantritt. Mit Recht hat Becker in seinem Büchlein auf die Wechselwirkungen politischer und literarischer Geschehnisse großen Wert gelegt. Meines Erachtens hätte er sie hier und da noch stärker hervorheben können. So hätten wir z. B. gern erfahren, aus welchen kulturellen Gründen die Kunstlyrik in provenzalischem Sinne erst von Portugal aus, verhältnismäßig recht spät, im 15. Jahrhundert nach Spanien gelangte.

In ihrer ersten Zeit ist die spanische Literatur, gerade wie die italienische, noch ganz im Banne Frankreichs. In die Mitte des 12. Jahrhunderts fallen überhaupt die ersten spanischen schriftlichen Denkmäler. Eine reiche Epik, wie in Frankreich, eine blühende Lyrik, wie in der Provence, suchen wir vergebens. Auch zur Zeit, wo Dante in Italien sein großartiges Werk schuf, bot die spanische Literatur noch nichts bedeutendes. Auch an der Ausgestaltung des kirchlichen Dramas hat Spanien, das sich doch später vor allem im Drama betätigen sollte, keinen Anteil genommen. Ja, das katholische Spanien tritt auch in theologischer Hinsicht im Mittelalter hinter Frankreich und Italien ganz zurück und hat z. B. weder einen Scholastiker noch einen Mystiker von Bedeutung aufzuweisen. Mit Recht polemisiert Becker gegen die so sehr verbreitete Anschauung, daß das Ideal des Ritterwesens besonders in Spanien zu Hause gewesen sein solle; dieses kam vielmehr erst im 14. Jahrhundert, wie der Frauendienst, von Frankreich her. Die älteste spanische Literatur ist nicht „romantisch“, wie man sich so häufig denkt, sondern bietet uns „viel eher Züge von nüchternem Realismus, sittenstrenger Lehrhaftigkeit und schalkhaftem Humor“. Demgemäß ist es die Prosa, welche die ersten hervorragenden literarischen Erzeugnisse liefert. Alfonso des Gelehrten (el rey sabio 1252—1254) „lebhaftes, wissenschaftliches Interesse“, seine ebenso „lebendige wie einfache ausdrucksvolle Sprache zeitigt Werke von großartiger Bedeutung, wie sein monumentales Gesetzbuch, seine prächtige Geschichte Spaniens von der römischen Eroberung bis zu seinem Regierungsantritt und seine noch umfassendere Weltgeschichte; seine Anregung befruchtet auf Jahre hinaus die spanische Novellenliteratur, die noch vor dem Dekameron und vor Chaucers Erzählungen eine Novellensammlung, freilich noch lehrhaften Charakters, aufzuweisen hat. In der Poesie macht sich aber erst auf dem Umwege über Portugal, und nachdem sie sich zunächst in galizischer Mundart am portugiesischen Kunstgesang beteiligt hat, um die Wende des 14. Jahrhunderts die Lyrik in Kastilien geltend. Diese Poesie, die zuerst nach Art der Provenzalen singt, erlebt am Anfang des 16. Jahrhunderts durch Beeinflussung der italienischen Poesie, die in Petrarcas Spuren wandelt, eine durchgehende Umwandlung, welche in der Schule Hernando de Herreras († 1597) ganz vorzügliches leistet. Auch auf die Entwicklung des Epos übt Italien großen Einfluß aus. Es bildet sich eine vater-

ländische Heldendichtung aus, welche zu dem besten gehört, was die spanische Literatur hervorgebracht hat; fast gleichzeitig mit dem Kunstepos feiert auch das vollstündlich epische Lied in zeitgeschichtlichen Romanzen seine Blütezeit. Alles, was die spanische Nation von der römischen Eroberung bis zur jüngsten Gegenwart erlebt hatte, klingt in diesen Epen wieder, welche die mannigfaltigste Gestalt und den buntesten Inhalt aufweisen. Ihre größten Erfolge, auch außerhalb der vaterländischen Grenzen, sollte aber Spanien nicht in der Poesie, sondern im Roman erleben. Bekannt ist der ungeheure Einfluß des *Amadis de Gaula* (1508 und 1510) von Garci Ordoñez de Montalvo, der nicht bloß in Spanien eine unübersehbare Reihe von Ritterromanen hervorrief, sondern auch in Frankreich eine literarische und kulturelle Auferstehung des Ritterromans und Ritterwesens mitten in der Renaissance anregte. Aber auch das Gegenstück zu diesen Romanen der leuchten und edlen Liebe, auch der Schelmenroman, der es darauf abzieht die niedere, rauhe Wirklichkeit zu schildern und die Geschichte armer verwahtloser junger Leute aus dem Munde des Volkes zu erzählen, entsteht in Spanien. Die Gründe weiß Becker sehr einleuchtend hervorzuheben. Hier in Spanien, meint er, seien die Gegensätze in der Gesellschaft schärfer hervorgetreten als anderswo; „im Lande, das die Welt beherrschte,“ sagt er S. 53, „fehlte die Freiheit, im Lande des Goldreichtums wurde gehungert, nirgends war des Scheins und des unproduktiven Nichtstuns so viel; der Hunger macht aber hartherzig, und wo die freie Bewegung fehlt, tritt Epikureismus und Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden ein“. Auch dieser Roman sollte, freilich erst später, auf Frankreich befruchtend wirken. Nicht weniger sollte das der Fall sein beim Schäferroman, der die unschuldige Liebe harmloser Hirten schilderte und die innere Welt der Herzenskonflikte zum Gegenstand hatte. Diese große literarische Blüte fällt zusammen mit der politischen größten Entwicklung der spanischen Macht. Wir sehen es also auch hier, die Literatur ist ein Spiegelbild der politischen Verhältnisse. Auch die bedeutendsten Schriftsteller sollten um diese Zeit der Machtfülle Spaniens auf den Plan treten. Becker hat Cervantes und Lope de Vega je ein Kapitel gewidmet. Ihre Persönlichkeit ist so gewaltig, daß sie aus dem Rahmen der Gattung hervortreten und auch als Menschen eingehende Prüfung verdienen. In Cervantes Romanen und Novellen erhalten wir nicht bloß, was sonst der spanischen Erzählliteratur noch fehlte, „ein schlicht echtes Bild der Wirklichkeit ohne idealistische Verschraubung, aber auch ohne gemein realistische Verzerrung“. Don Quixote wird noch mehr. Der Bedeutung des Werkes wird Becker durchaus gerecht, wenn er S. 63 sagt: „Was eine Satire einer verkehrten literarischen Mode werden sollte, wurde zu einem humorvollen Bilde der Welt um uns herum, zu einer tiefen, psychologischen Studie der Menschen; am Kampfe der Phantasie mit der Wirklichkeit beleuchteten sich beide gegenseitig mit so scharfen Schlaglichtern, daß der

Roman aufhört, ein spezieller pathologischer Fall zu sein und zu einem lebensvollen Charakterbilde Spaniens und noch mehr zu einer genialen Offenbarung der menschlichen Seele wird.“ Als Mensch und Schriftsteller erreicht Lope de Vega die Bedeutung von Cervantes durchaus nicht, doch ist er als Bahnbrecher und Pfadfinder für die Gattung des Dramas bedeutender als Cervantes für diejenige des Romans. Vor ihm besitzt Spanien noch kein eigentliches Drama selbständiger Art. Er hat „alles Lebensfähige im Werke seiner wenigen Vorgänger zusammengerafft und mit neuem Hauch erfüllt“. Ihm verdankt Spanien die Entfaltung der Gattung, in der es am berühmtesten geworden ist. Weder gibt eine sehr anschauliche Schilderung des Wesens der Comedias de capa y espada unseres Dichters, welche die mannigfaltigsten Stoffe zum Gegenstande haben, biblische Geschichte, Heiligenleben, Schäferdramen, mythologische Brunnspiele, Stoffe aus dem Altertum, der ausländischen Geschichte und Sage, der nationalen Vergangenheit und Lokaltaditionen, Novellen, Tagesneuigkeiten usw. Wir wundern uns aber, daß er kein einziges Stück dem Namen nach genannt hat, obgleich er die Titel der Gedichtsammlungen und epischen Dichtungen Lopes nennt, und sonst bei andern Dramatikern der Neuzeit z. B. sehr genau sowohl Titel als Inhalt angibt. Auch hätte ich gewünscht, daß er die Gestalt Calderons, der zwar an Fruchtbarkeit, Erfindung und spontaner Schöpferkraft hinter Lope zurücksteht, aber an Kunstvollendung ihn doch überragt, stärker hervorgehoben hätte. Aber nicht bloß die Person dieses genialsten unter den spanischen Dramatikern tritt nicht genug hervor, auch seine Stücke hätten detaillierter untersucht werden müssen. Als bekannt voraussetzen kann man sie in einer popularisierenden Literaturgeschichte nicht. Knapp 3½ Seiten werden der Bedeutung Calderons nicht gerecht. Ihm gebührte dasselbe wie Cervantes und Lope de Vega, d. h. ein ganzes Kapitel.

Nach dieser Glanzzeit sinkt allmählich wieder die spanische Literatur. Denn auch die spanische politische Macht beginnt langsam zu zerbröckeln. Unheilvollen Einfluß übt noch der spanische Kultorismus und Konzeptismus aus, der von Gongora ausgeht und die Herrschaft des gesuchten und geschraubten, hochtrabenden und schwülstigen Stiles allenthalben in Europa einführt. Auch Luevedos Einfluß kann den Niedergang nicht aufhalten. Je weiter das 17. Jahrhundert vorrückt, desto schwächer wird die Literatur; die Manieriertheit und Unnatur überwuchert alles. Lahm und unselbständig schleppt sich kümmerlich die spanische Literatur durch das 18. Jahrhundert hin. Frankreich, welches nun die führende Macht in Europa geworden ist, bevormundet das Land, das auch politisch unter seinem Einfluß steht. Erst mit dem 19. Jahrhundert, das die glorreiche Volkserhebung gegen Napoleon bringt, weht ein frischer Zug wieder durch das Land. Die Romantik erweckt die spanische Vergangenheit zu neuem glänzenden Leben; Muga de Saavedras Dramen geben das Signal zu einer mächtigen literarischen Revolution, welche großartigen dramatischen

Schöpfungen das Leben schenkt. Auch eine kräftige neue Lyrik blüht im Anfang des Jahrhunderts auf. Zum historischen Roman im Sinne Walter Scotts bringt es Spanien freilich nicht, da es ihm dazu an der Vorarbeit der Geschichte zu sehr fehlt. Die spanische Prosafiction bewegt sich in den Bahnen eines gesunden Realismus; allmählich lenkt auch die Dramatik in dasselbe Fahrwasser ein, so daß die moderne spanische Literatur dasselbe Gepräge erhält wie die übrigen europäischen, und in der letzten Zeit auch am liebsten sozialpolitische Probleme behandelt.

Wir haben hier nur im Fluge den Gedankengang des Becker'schen Buches angeben können. Wir würden uns aber glücklich schätzen, wenn wir durch diese kurze Inhaltsangabe beim Leser den Wunsch wachrufen könnten, das Buch selbst in die Hand zu nehmen. Jedem, der die eigenartige Literatur des hochbegabten Volkes der pyrenäischen Halbinsel kennen lernen will, kann das Buch Becker's zur Einführung vorzügliche Dienste leisten. Wenn es dem Verfasser beschieden wäre, einmal das, was er hier nur skizzieren konnte, in breitem Rahmen auszuführen, würden wir gewiß von ihm eine Literaturgeschichte erwarten können, die der italienischen Gasparis und der französischen Moris an die Seite treten könnte. Und eine solche braucht die romanische Philologie. Wir schließen mit dem Wunsche, Becker möchte einmal Zeit und Muße finden, uns mit einem solchen Geschenke zu erfreuen. Genaue bibliographische Angaben im Anhang, die übrigens auch im vorliegenden Buch nicht geschadet hätten, dürften natürlich in einem solchen Werke nicht fehlen.

Würzburg.

H. Schneegans.

Theater-Korrespondenz.

Tanzkunst.

Magdeleine G. im Dresdener Hofschauspielhaus.

Es wird mehreren so gehen, daß sie bei ausgesprochener theoretischer Begeisterung für den Tanz sich von Ball und Ballett unwiderstehlich abgestoßen fühlen. Es ist eine eigentümlich markante Tatsache, daß gerade das Ballett, diese einzige Kunst, die sich fortgesetzt und ohne Unterbrechung der eingehendsten und liebevollsten Pflege der gekrönten Häupter und der Aristokratie des Geldes sowohl als der Geburt zu erfreuen gehabt hat, zugleich die ohne Zweifel vollkommenste und entartetste Kunstform geworden ist. Hofkunst sozusagen in Reinkultur. Ein Paradigma dafür, was warmes fürstliches Interesse für eine Kunst unter Umständen bedeutet. Sonderbar, an dieser eigentlichsten Hofkunst kann man das Wesen der Unkunst, der Pseudokunst, in allen ihren Teil- und Einzelproblemen wie an einem Musterbeispiel studieren. Alle ihre charakteristischen Merkmale findet man — wir meinen vollzählig — im Ballett beisammen. Zusammenhangloses Betonen und Uebertreiben für schön geltender Einzelheiten, widernatürliche Schnürungen, Wirken durch sachfremde Mittel und Schielen auf sachfremde Erfolge, artistisches Proletariat und ausgesprochenste Internationalität und was man noch alles nennen könnte.

Unter solchen Umständen kann man es gar nicht genug begrüßen, daß auch in diese hochvornehme Ringeltangenkunst der Hofbühnen etwas frische Luft hineinkommen zu sollen scheint. Wir wissen zwar noch nicht, ob das Auftreten der beiden Tänzerinnen, der Duncan und der Magdeleine diesen Erfolg haben wird, aber es ist durch sie doch nun ein positiver Anstoß da.

Die beiden, die Duncan und die Magdeleine G. gehören sicherlich zusammen. Nur daß die Vergleichung mir falsch angelegt zu werden scheint, wenn man sie auf eine Unterscheidung der Rassen hinausspielt, und die bewegliche feurige Slavoromanin gegen die „steife, nüchterne“ Angelsächsin ausspielt. Die Rasse ist so wenig wie das Temperament an sich künstlerisch oder unkünstlerisch. Es kommt nur darauf an, daß man sich nicht in fruchtloser Nachahmung fremder Ideale abquält, sondern die eigene Kraft findet. Ebensovienig ist es richtig, gegen die verhältnismäßig wenig umfassende Skala der Ausdrucksmöglichkeiten der Duncan den schier unererschöpflichen

Reichtum der Magdeleine zu stellen. Denn Reichtum und Beschränkung sind gar nicht das Charakterisierende, sondern eine Folge davon, daß das eine Mal die Natur, das andere Mal bewußte Kunst spricht. Die Natur aber ist uner schöp flich, während der Künstler in der Beschränkung wirkt. Böcklin hat einmal darauf hingewiesen, daß die Lichtstala sowohl als die Lichtstärke der Natur so umfassend und groß ist, daß schon daraufhin eine naturalistische Malerei, eine Malerei, die ohne Uebersetzung abmalen will, ein Unding ist. Gleiches gilt sicherlich auch von Gebärden sprache und Tanz. Die Magdeleine bringt die Reaktion der Affekte in ihrer vollen Kräfteheit Das östere Hintnallen z. B. auf der Bühne wirkt abschreckend brutal Man würde viel empfindlicher gegen diese Elemente ihrer Vorführungen sein, wenn man nicht beständig unter dem starken Eindruck wäre, daß die Darstellende ohne Verantwortungsgefühl oder Bewußtsein von den Grenzen des Darstellbaren handelt. Jede ihrer Mienen, jeder Zug ihres Gesichtes sagt, daß die Affekte, die sie darstellt, für sie nicht Erinnerungsbild und nicht Stück und Teil einer künstlerischen Konzeption sind, sondern mit derjenigen Deutlichkeit ihr nahe sind, mit welcher gedachte oder vorgestellte, nicht realgegenwärtige Affekte nur im Traum auf uns wirken, wobei sich dann fragt was hierbei noch der Unterschied von „real gegenwärtig“ und „nur vorgestellt“ besagen will. Die Magdeleine leidet unendlich und freut sich unendlich, wie im Traum. Wäre nun die Sache so, wie sie nach dem bisherigen aussieht, daß nämlich der Tanz der Magdeleine einfache Reaktion der durch Hypnose von allen Hemmungen befreiten eigentlichsten Menschennatur ist, so wäre das Ergebnis sehr willkommen. Denn da die überwiegende Mehrheit der Darbietungen der Magdeleine von hinreißender Schönheit sind, so wäre wahr, was Otto Julius Bierbaum — nach dem Buch von Schreud-Noping*) der Verfasser der ersten deutschen Besprechung — folgerte, und was wir sicherlich alle gern bewahrheitet sähen: Der Mensch ist von Natur schön und nur durch die Hemmungen einseitiger Verstandesbildung verhäßlich. Ich glaube nun auch meinerseits, daß hierin etwas Wahres ist, — auch die Tiere sind ja von Natur schön und erst die Zivillisation hat den Droschkegaul erschaffen — aber aus dem Tanz der Magdeleine kann man es nicht ohne weiteres folgern. Aus den Nachweisungen Schreud-Nopings geht nämlich ohne Widerrede hervor, daß die Darbietungen der Magdeleine gerade in ihren künstlerisch wertvollsten Partien durchaus nicht reine Natur in dem Sinne sind, daß sie zeigen, wie jede Menschennatur, von den Hemmungen des wachen Verstandes und

*) Die Traumtänzerin Magdeleine G. Eine psychologische Studie über Hypnose und dramatische Kunst. Unter Mitwirkung des Dr. med. F. E. Otto Schulze (Raumburg) von Dr. Freiherrn von Schreud-Noping, praktischer Arzt in München. Stuttgart. Ferd. Enke, 1904, gr. 8°. 176 S. (4,60 Mk.). Dieses Buch enthält das zur Beurteilung der Sache nötige wissenschaftliche und experimentelle Material und zieht mit großer Vorsicht und Beonnenheit einige Schlüsse auf die Bedeutung der Sache für die Kunst, wobei sich Dr. Schulze skeptischer verhält als Schreud-Noping. Leider wird Dr. Schulze gegen den Schluß hin undeutlich.

allen Rücksichten befreit auf bestimmte ihr suggerierte Vorstellungen oder Tonfolgen reagieren würde, sondern sie zeigen durchaus nur, wie diese individuelle Natur, frei geworden, reagiert. Magdeleine G. ist aber auch im wachen Zustand, wenn auch nicht außergewöhnlich begabt, so doch eine ausgeprägte Künstlernatur, in der sowohl tanzkünstlerische als musikalische Fähigkeiten, erblich sowohl als durch Erziehung, vorhanden sind. Ihr Tanz stellt also nicht den befreiten Menschen, sondern den befreiten Künstler dar, und zwar den nicht nur von Hemmungen, sondern damit auch von künstlerischer Konzentration und Maßhaltung befreiten. Und wie ist es nun mit dem Vergleich zwischen ihr und der Duncan? Man könnte versucht sein, ihr wenigstens die reichere künstlerische Begabung zuzuerkennen. Nur wie will man es kontrollieren oder nachweisen? Die Duncan wird sich nicht hypnotisieren lassen und die Magdeleine soll im Wachen durchaus nichts Einzigartiges an künstlerischem Können zeigen. So begnüge man sich also mit dem in Wirklichkeit ja viel Wichtigern, das vor Augen liegt: die Magdeleine zeigt das künstlerische Material in seiner Breite, seinem Reichthum, seiner ursprünglichen Wildheit, die Duncan zeigt, wie eine starke künstlerische Energie das zu festen durchkomponierten Kunstformen verarbeitet.

Arthur Bonus.

Berliner Theater. Die Räuber. Schauspiel in 5 Aufzügen von Friedrich v. Schiller.

König Richard der Zweite. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von William Shakspeare.

Das Fest des Sankt Matern. Komödie in einem Akt von Ernst Welisch.

Der Misanthrop. Schauspiel in 5 Akten von Molière.

Weh' dem, der lügt. Lustspiel in 5 Aufzügen von Franz Grillparzer.

Hgl. Schauspielhaus. Der Prinz von Homburg. Schauspiel in 5 Aufzügen von Heinrich von Kleist.

Die letzten Wochen brachten uns, woran wir in Berlin seit langem nicht mehr gewöhnt waren, eine ganze Reihe trefflicher und interessanter Aufführungen von Werken unserer großen Meister; und über der Freude an dem ewig lebendigen Alten vergaßen wir das Fragen nach dem Neuen, das doch meist enttäuscht. Wie reich sahen wir uns an unvergänglichen Schätzen dramatischer Kunst! Anlaß zu diesen guten Klassiker-Aufführungen gab das Gastspiel von Joseph Mainz am Berliner Theater und die Wiedereröffnung des königlichen Schauspielhauses, das die neue Ära äußerst rühmlich begann, sowohl was Auswahl der Stücke wie Darstellung betrifft.

In diesen Wochen, in denen schon die Feierstimmung des nahenden Schillerfestes vorauswirkt, und jedermann sich innerlich gebrungen fühlt

und bereit zeigt, dem in den letzten Jahrzehnten durch den modernen Geist so felsam in den Hintergrund gedrängten Dichtersfürsten nun wieder alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — denn er ist doch einmal „unser Schiller!“ — in diesen Wochen mußte die Wiederaufführung der „Räuber“ ganz besonders willkommen sein. Das Berliner Theater freilich ist von einem wirklichen, neuberjüngten Verständnis Schillers recht weit entfernt. Mit diesem genialen Jugendwerk wenigstens mußte es nichts anzufangen. Sprach ich von „trefflichen“ und „interessanten“ Klassiker-Aufführungen, die Räuber-Aufführung des Berliner Theaters war nur in der genialen Leistung des Gastes vortrefflich. Sonst war sie nur traurig interessant! Denn sie zeigte, wie gänzlich einer naturalistischen Bühne das Gefühl für das Natürliche in einer genialen Dichtung, die einen anderen Stil hat als die Zeit, verloren gehen kann. Es mag freilich schwer sein, die Räuber zu spielen; so zu spielen, daß unserem an einfachsten, an dürftigen Ausdruck gewöhnten Geschmack diese Ueberfülle jugendlicher Begeisterung, jugendlicher Empörung, die in der Form noch ungeklärt überschäumt, menschlich nahe gebracht wird. Aber wie leicht werden wir andererseits von dem starken, heißen Pulsschlag der Dichtung mit erregt! Wenn man sich mit Liebe und Bewunderung in dies ungestüme Lieben und Hassen hineinlauschte, müßte es doch gelingen — ein gewisses Vereinfachen gehörte immerhin dazu —, die Schätze des gewaltigen Erstlingswertes für uns zu heben. Hier aber brillierte eine scharf pointierte, geistreiche Darstellung des Franz, die jedes Wort mit reichem Inhalt füllte und durch Bojen, Gesten, Mienenspiel, die die Worte trennten, sie noch ausnahmefähiger machte: und daneben deklamierte der eigentliche Held Karl hohle Worte mit unendlichem Pathos und gänzlich ohne wirkliches Leben. Man bekam den Eindruck, die Stellung des Theaters zu diesem Stück sei die, daß Rainsz sich aus der Gestalt des Franz Moor etwas glänzendes zurechtgemacht, was Schiller kaum darin gesehen, und daß alles übrige nun eben auch gespielt werden müsse, um dieser Glanzleistung den Rahmen zu geben; weder Regie aber, noch Darsteller, so hatte man den Eindruck, nähmen das Stück selbst recht ernst. Ein Schwall von Phrasen ergoß sich namentlich aus dem Munde des Karl Moor. Nicht einmal deutlich verständlich sprach er; die Worte wurden nicht genug artikuliert; es war nichts als ein brausendes Bramarbasieren, und wenn Rainsz Worte bis in die kleinsten Nuancen scharf individualisierte, die vom Dichter ganz augenscheinlich als allgemeiner, breitrauschender Stimmungsausdruck gemeint waren (in großen Pinselstrichen *al fresco malend*), — der Darsteller des Karl verstand nicht einmal so ergreifende Szenen wie die im zweiten Akt mit Leben zu erfüllen: (Da die Sonne untergeht) „So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig. — Da ich noch ein Bube war, war es mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie — (mit verbissenem Schmerz) es war ein Bubengedanke“ — Worte, in denen doch das lautere Gold echter Empfindung ganz unverfälscht hell aufblinkt. So wurde das Haupt-

erforderniß jeder Bühnendarstellung, daß die Worte im Augenblick, da wir sie hören, erlebt werden, nicht hohl bleiben, von dem Darsteller des Franz mit höchster Meisterschaft, mit atemraubender, raffinierter Kunst, erfüllt — und bei den andern Darstellern fand man auch nicht einmal einen Versuch dazu!

In der That! wer die Dichtung liebte, wußte sie nicht besser zu ehren, als indem er, sobald Franz tot war, sich aus dieser Vorstellung rettete, um sich für den Schluß der Föhrung des Buches anzuvertrauen.

Nun glaube ich ja, der junge Schiller wäre über seinen Franz Moor, wie er ihn hier gesehen, ein wenig erstaunt gewesen. Vielleicht wäre er ihm sogar unverständlich, unsympathisch gewesen. Der reife Schiller hätte sich jedenfalls an der großen Kunst erfreut.

Eine glänzende Leistung jedenfalls ist der Franz Moor des Josef Rainz; aber eine Vergewaltigung der Dichtung ist sie wohl doch. Da sich schwerlich je auch die anderen Rollen entsprechend modernisieren lassen würden, so wird, selbst bei einer ehrfurchtsvolleren Bühne, eine einheitlich abgestimmte, eine harmonische Gesamtdarstellung von vornherein dadurch unmöglich gemacht werden.

Shakespeare steht die moderne Bühne viel näher, als dem jungen Schiller. So war denn in Shakespeares Richard II. das Zusammenspiel unergleichlich viel besser, wie auch die prachtvolle Leistung Rainzens in keiner Weise aus der Absicht des Stückes herausfiel. Er spielte die rührende Gestalt des jungen Königs, der im Glück, von Schmeichlern und Praßern umringt, leichtsinnig, verschwenderisch, gedankenlos ist, im Unglück aber, sich läuternd, das wahre Wesen seines inneren Königtums entfaltet, mit unergleichlicher Poesie. Immer neue ergreifende Schönheiten lauschte er der Dichtung ab und brachte uns diese Natur eindringlich nahe, deren Meisterschaft darin besteht, jeden Wechsel des Glücks, jede Demütigung, jeden Schmerz ganz tief auszukosten, als ein wahrhaftiger Mensch, der sich selbst nicht schont und sich an seinem Schicksal vertieft, als ein König voller Würde, der mitten im Unglück, während des Abseignsalktes, die klügeren und praktischeren Gegner wahrhaft überschaut, als ein großer Dichter, der sein Erleben immer ins Allgemein-Menschliche, Edel-Menschliche hinausrückt und mit Ewigkeit beleuchtet, damit zu Schönheit verklärt.

Der Darstellung von Molières „Misanthrop“ ging die Urausführung einer Lustspiel-Novität voraus: „Das Fest von Sankt Matern“ von Ernst Welisch. Es entfaltete eine glänzende Rolle für Josef Rainz; dazu war als Rahmen ein hübsches, amüsantes Stück flüchtig zurechtgemacht. Zu einem Volksfest, das zum Andenken an das Erlöschen der Pest gefeiert wird, kommt Klaus Cyriax, ein fahrender Komödiant, in die Stadt. Ein Mann von scharfem Geist und bitterer Philosophie; an Liebe und Treue, an irgend etwas Echtes glaubt er nicht. Er läßt den Zorn der Städter auf sich, soll hängen oder sich verteidigen. Er tuts, indem er von seinem Verufe erzählt: das sei der, das Tote lebendig zu machen. In poesievoller

Worten spricht er von des Künstlers Zauberkraft; sie aber stehen mit offenen Mäulern und verstehen nicht. Da höhnt er sie, wendet es plötzlich ins Grobe, sagt, er könne die Toten lebendig machen, und wolle ihnen gleich eine Probe seiner Kunst geben; welcher von ihnen, der einen Toten beklagt, wolle ihn wieder haben? Sie alle beklagen Tote — der Bürgermeister redet immer in viel Worten der Ehrfurcht und beklagender Freundschaft von seinem verstorbenen Amtsvorgänger — aber lebendig will er ihn nicht wieder sehen — Niemand findet sich, der seinen Toten wieder lebendig sehen will. — Bis die „Tor-Marie“ kommt. Die ist aus einer Nachbarstadt, die durch die Pest entvölkert ist, wunderbar gerettet und allein übrig geblieben, und lebt hier still für sich, verwirrten Geistes, wie alle glauben, weil sie täglich, von einer Schar spottender Kinder verfolgt, zum Tore geht und dort den Tag lang wartet; auf ihren Liebsten, heißt es, der einst vor vielen Jahren in die weite Welt ging. Sie, jetzt vom Stadtoberhaupt befragt, gibt andere Antwort: auf den Boten wartet sie, der ihr Kunde von seinem Tode gebe und den Ring bringe, den sie ihm beim Scheiden gab, als er hinauszog in die weite Welt, das Leben zu erobern mit seinen herrlichen Gaben, seinem strahlenden Geiste, seinem siegenden Mut. Tot müsse er längst sein, sonst wäre er wieder gekommen, denn Untreue kenne er nicht, — tot müsse er sein, sonst würde längst die Welt wiederhallen von seinem Ruhme.

Und Klaus Cyriac hört zu, und die Scherze vergehen ihm. Er hat die Liebe seiner Jugend, die ihm Treue hielt die ganze Zeit, erkannt — und das Bild seiner Jugend erkannt, wie es aus ihren Worten vor ihm aufsteigt; das Bild seines einstigen Selbst, wie er auszog, stolz, gläubig, in freudiger Kraft, zu wagen und zu siegen. Einen Augenblick denkt er: „Das wird ein lustiger Spaß, den lebendig zu machen, das hab ich leicht“, aber die Scherze vergehen ihm! Dieser Schmerz über sein verlorenes Selbst steigt auf. Und als die Menge ihn bestürmt, er solle nun seine Kunst beweisen und diesen Klaus lebend vor sie stellen — ergreifend ist es, wie nun ein reiches, inneres Leben voll Erinnerung, voll Wehmut und Humor, in Stufen und Uebergängen spielend, vor uns sich entfaltet; der Bestürmte antwortet: „Den Klaus kann er nicht lebendig machen! Den nicht!“

Nur „eine alte Schuld kann er bezahlen“. Den Ring kann er ihr geben. Zwar gab ihn ihm Klaus nicht beim Sterben, sondern als er erkannte, daß er lange schon tot sei — Marie versteht das nicht. Marie erkennt ihn nicht. Sie freut sich, daß der Bote nun doch gekommen. Niemand ahnt, wer hier vor ihnen steht und den Klaus nicht lebendig machen kann. Und die Städter wollen ihn dafür, daß er nicht hält, womit er geprahlt, an den Branger stellen. Er ist's zufrieden! und forderte sie alle auf, mitzukommen, in bitterem Humor: „Am Branger seh'n ist mein Beruf! Das Spiel beginnt, ich lade euch als Gäste!“

Der Abend, der dies Stück zusammen mit Molière's vornehmstem Lustspiel brachte, gab Mainz Gelegenheit, seine große Kunst im Darsteller

von wunderbar gemischten Stimmungen, Dämmerstimmungen, gewoben aus Tragik und Humor, in einer ganzen Scala von Nuancen spielen zu lassen. Den Alceste, eine jener wunderbaren Lustspielgestalten, deren Tiefe so ernst ist, als wären es tragische Figuren, und die fast tiefer dadurch werden, daß das Problem nicht tragisch gefaßt ist, — den durch innere Größe Einsamen, den rauhen einzigen Echten unter all den Glatten, Glänzenden am Hofe, die mit dem Schein zufrieden sind, ihn spielte Mainz mit edler Schönheit und in seiner Hilflosigkeit mit seinem Humor. Während wiederum die Darstellung des so viel harmloseren jungen Leon in Gregors „Weh' dem, der lügt“ durch ihre Frische und ihre Naivetät entzückte. — Wieviel liebliche Schönheiten hat diese Grillparzersche Dichtung! Und wie verstimmt doch andererseits wie so oft bei Grillparzer eine gewisse Enge der Auffassung, ein Mangel an innerer Freiheit! Wie ärmlich und äußerlich zum Beispiel ist diese Art, den Gegensatz zwischen Kultur und Barbarei aufzufassen, — die unsere Vorfahren zu lächerlichen, zum Teil idiotischen Halbtieren macht. Das Entwicklungsbedürftige ist in seiner Art doch auch würdig! Das Unentwickelte daran ist rührend, doch aber nicht lächerlich! Und wieviel fehlte noch an der letzten Vertiefung des Problems von Lüge und Wahrhaftigkeit, einer Vertiefung bis in das heitere Ueber-schauen der inneren Freiheit hinein.

Man wendet immer wieder ein, daß Grillparzer durch seinen Katholizismus in einer gewissen inneren Starrheit der Weltanschauung festgehalten worden sei — und daß er durch die Gebundenheit an seinen bürgerlichen Beruf zu rechter heiterer Freiheit sich nicht entfalten konnte. Fragt aber das große Genie nach der Weltauffassung, die ihm seine Religionsstunde gab? Molière war doch auch nicht Protestant! Und Molière war durch die Nähe des Hofes, des Hofes Ludwig XIV. beengt. Und welche innere Freiheit zeigt der „Misanthrop“! Es liegt doch wohl an Grillparzers Talent, daß bei aller Schönheit und Größe gewisse Schlacken nicht auszuschneiden vermag.

Das „Berliner Theater“ war in der Darstellung der Lustspiele bei weitem glücklicher, brachte eine ganze Reihe tüchtiger Einzelleistungen, und das Zusammenspiel war namentlich im „Misanthrop“ so vortrefflich, daß man einer Bühne, die Molière so gut zu spielen weiß, vergab, was sie an dem jungen Schiller geühdigt. Unserer Zeit liegt nun einmal das Charakteristische besser als das Pathetische, der Unterhaltungston besser als die erhöhte Sprache des großen Stils; hier aber schreckt unsere Schauspielkunst vor den schwierigsten Aufgaben nicht zurück. Unserer Zeit liegt das Lustspiel! Wird nun das große deutsche Lustspiel kommen, das lang ersehnte —? Die Vorarbeiten sind getan, und die Darsteller sind da, das Publikum ist gestimmt.

Das Schauspielhaus, in seiner schönen neuen Ausstattung, aus deren edlen Farben „ein harmonisch hoher Geist uns anspricht und den Sinn zu festlichen Gefühlen regt“, hatte für die Eröffnungs-Vorstellung Heinrich von

Kleist's „Prinzen von Homburg“ gewählt. — Wie die Zeiten sich ändern! — Und die liebevolle und sorgfältige Darstellung zeigte uns, was unser Schauspielhaus zu leisten vermag. Zwar der Prinz von Homburg des Herrn Staegemann war ein wenig zu einfach; zu kindlich. Temperament war bei ihm, was bei Kleist die Blut des zu seinem Stern hinstürmenden Genies ist, — und dann seine bewußt gewordene, sittlich zusammengefaßte Kraft. Zu lebenswürdig, zu harmlos war dieser lebhafteste Jüngling; die Mondscheinszene glaubte man ihm nicht recht. Während wir sie doch dem Helden Kleist glauben, dem schlanken Nervenmenschen, dem vibrierenden Rassegeschöpf, das auf die Frage: und worauf stützt sich deine Sicherheit? antworten darf: Auf mein Gefühl von ihm! Solche Menschen gehen wohl einsam im Mondschein um und erleben da allerlei. Und wenn sie von ihrem inneren Gefühl, auf dem sie fest ruhten, durch einen gar zu widersprechenden Augenschein heruntergedrängt, durch die törichten Argumente eines Freundes auf einen ihrer edlen Natur gänzlich fremden Argwohn gestoßen werden, dann verlieren sie sich auch so ins Haltlose, gebärden sich so verängstigt, als ob der Erdball schwankte, werden sich selbst so fremd, wie dieser junge Held, da er beim Schein der Fackeln sein Grab geöffnet sieht und nichts mehr fühlt als das Grauen des animalischen Lebens vor Tod und Verwesung. Bis die gütigste Erzieherweisheit ihn wieder auf sein Gefühl stellt, indem sie ihn zwingt, es von neuem zu befragen und diesmal besser zu befragen. Solchen in sich gefunden, aber sehr eigenartigen Seelenvorgang, solche Entwicklungskrisis einer hochentwickelten genialen Natur, die noch in sich nicht bewußt geworden, — die nur erst mit nachwandlerischer Sicherheit schreitet, darum erschrecken und taumeln kann, um dann erst sittlich wach sich selbst zu finden: das alles ahnte man wohl aus den Worten des Dichters, aber die einfache taghelle Gestalt, die wir hier sahen, führte es nicht eigentlich vor. Andererseits erfreute die Leistung durch manche Feinheit der Auffassung in einzelnen Zügen, z. B. wie beim vermeintlichen Todesgange aus dem Munde des schon halb Verklärten, als Stranz ihm die Nessel reicht, doch der wehe Humor spricht: „Ueber! ich will zu Hause sie in Wasser sehen.“

Uebrigens war jenes Abweichen von der Idee der Dichtung, deren Art ich auseinandersetze, dem Grade nach doch nicht so stark, daß es die Gesamtwirkung wesentlich beeinträchtigt hätte.

Wie aber war der Kurfürst? Von dem Kurfürsten geht die Beleuchtung über das ganze Stück. Wie diese Gestalt und ihr Verhältnis zum Prinzen aufgefaßt und herausgearbeitet ist, das macht das Stück sinnvoll, klar und durchsichtig, oder so seltsam verworren und unklar, wie die meisten es sehen und interpretieren.

Einst hielt man den „Prinzen von Homburg“ für mißlungen und mißbilligte ihn. Die Zeiten haben sich gewandelt, und heute ist es Mode geworden, den Dichter und sein Werk höchlichst zu bewundern. Aber ich finde, daß die meisten Kleistverehrer und selbst Kleistforscher das Stück immer noch

interpretieren, als wenn es mißlungen wäre. Als ginge z. B. in dem Kurfürsten ein Schwanken, eine Wandlung vor sich, die der Dichter uns nicht zeigt. Eine Wandlung aber von solcher Bedeutung, daß sie in einem nicht un-menschlichen, nicht seelenrohen Fürsten, und das soll er doch nicht sein! einen ungeheuren Kampf bedeuten müßte. Und diesen Seelenkampf (so einschneidend, daß er die Gestalt zum eigentlichen Helden des Stückes gemacht hätte) sollte der große Dramatiker uns einfach verborgen haben? Welch ein Fehler wäre das gewesen! Ich finde, entweder Meist ist ein dramatischer Stümper oder von einer Wandlung im Kurfürsten kann nicht die Rede sein.

In der ersten Szene konnte es zweifelhaft bleiben, wie Arthur Kraußneck den Kurfürsten auffassen würde. Abgesehen davon, daß am Anfange das ganze Spiel nicht fest genug zusammengezogen wurde, jodaß beim Scherz des Kurfürsten mit dem nachtwandelnden Prinzen die Spannung und Erregung gar nicht recht wirklich werden konnte, die sich doch in den Worten spiegelt, weshalb man diese Worte auch vereinfachte — stärker schon hätte das Verhältnis des Prinzen und des Kurfürsten sich offenbaren können!

Sie ist so wichtig, diese Szene! Wie groß, wie bedeutungsvoll muß das letzte Wort des Fürsten klingen — der seines Lieblings Seele, so reich angelegt und so unreif, offen vor sich liegen sah:

Zus Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
Zus Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht
Seh'n wir, wenn's dir gefällig ist, uns wieder!
Im Traum erringt man solche Dinge nicht!"

Soll uns nicht beim Hall der seltsamen Worte eine Vorahnung überschauern, sollen wir nicht schon das ganze Stück stimmungsweise vorausempfinden? Nur von seinem Siege, seinem Ruhm, seinem Glück träumend, wird dieser Jüngling auf dem Gefild der Schlacht das, was er soll — und der Fürst wird ihm etwas auferlegen, was er erst zu lernen hat! was ihm das Schwerste ist! — wird ers vielleicht nicht leisten; es wird ihm vielleicht kaum bewußt werden, daß ers soll. Er wird stürzen — und erwachen — und als sittlich wacher Mensch das erringen, wovon er geträumt.

Schon in der zweiten Szene indessen spürte man, daß der Darsteller des Kurfürsten eine ganz klare und sichere Auffassung der Gestalt herausarbeitete, sie in ihrem Wesenskern erfaßt hatte, ihr Verhältnis zum Prinzen daraus folgen ließ, und daß das Gesamtspiel auf diese Auffassung abgestimmt war.

Man fühlte, daß man einer ganz großen Leistung gegenüberstand. Das innere Auf-dem-Sprunge-sein legte sich vollständig. Man konnte in dieser Darstellung ruhen. Man fühlte sich sicher. Man lauschte, man genoß. Man hatte das Gefühl, hier spricht der Dichter selbst und offenbart sein Werk. Man weidete sich an jedem Lächeln, an jeder Bewegung der Hand, an jeder Geberde helligen sittlichen Ernstes.

Eine Schule für den Prinzen ist es von Anfang an. Hat der junge Held dem Fürsten jüngst am Ufer des Rheins, weil er sich nicht regieren konnte, zwei Siege verscherzt, — sich zu regieren, das soll er nun lernen! Und ihm wird durch den Schlachtbefehl nicht das fröhliche Dreinschlagen, nach dem er schon dürstet: „vom Platz nicht soll er, der ihm angewiesen, weichen“, bis daß die Schlacht entschieden! Warten soll er!

Als dann der Prinz diesen Schlachtbefehl verlegt (seltsames Fragen der Interpreten, ob er nun eigentlich aus Unaufmerksamkeit oder Ungehorsam gesündigt! Seltsame Besorgnis, ob das nicht eine Unklarheit in der Motivierung sei! Beim Diktieren des Schlachtbefehls hört er nicht zu, natürlich, weil sein Erleben ihn zu sehr beschäftigt, und — was Schlachtbefehl! er wird den Befehl schon von seinem Herzen empfangen! Wenn am meisten Ruhm zu holen ist, dann wird er los schlagen, und siegen wird er! Auf dem Schlachtfeld dann, als der Latendrang ihn losbrechen heißt — die Offiziere widerlegen sich, sehr deutlich reden sie; ob er in dem Augenblick weiß, daß er nicht soll! Natürlich weiß er's! Aber er hat eben über der Ordre, die er vom Herzen empfängt, keinen Respekt vor Schlachtbefehlen. — Daß heilige Du sollst, das innere, dem er einst folgen lernen wird, verwechselt er jetzt durchaus noch mit Ehrgeiz und Laune. — Das Motiv seines Tuns liegt also tiefer als beides, als Unaufmerksamkeit und Ungehorsam und hat die beiden zum Symptom), als der Prinz den Schlachtbefehl verlegt, die Pläne des Fürsten zerstört, zugleich aber durch seine heldenmütige Tapferkeit, wenn auch nur mit genauer Not und zur Rache gereizt durch den Glauben, der Kurfürst sei tot, einen glänzenden Sieg erringt — da beschließt der Fürst, denjenigen, der das getan hat, sei's der Prinz oder ein anderer (es ist in dem Augenblick zweifelhaft) durch eine harte Schule zu führen, die ihn der ganzen Schwere seiner Schuld gegenüberstellt; damit jede Versuchung, solche That zu wiederholen, für immer überwunden werde, sowohl von ihm, wie von allen andern, die dies miterlebt, und die jetzt nur der Heldentat jauchzen, und von einem Heldentum so lockender Art leicht angesteckt werden könnten. Als ein todeswürdiges Verbrechen sollen sie es ansehen lernen.

So, mit hohem sittlichem Ernst, sah man Kraußnecks Kurfürsten den Befehl zur Verhaftung geben. Nichts aber von dem zürnenden Schmerz, der tiefen Erschütterung, die der zeigen oder verbergen müßte, der wirklich glaubt, den Liebling töten zu müssen. Der Fürst blickt auf die Bestürzung der Offiziere und hört die bitteren Worte des Prinzen mit der inneren Ruhe des Ueberlegenen, welcher weiß, daß ihnen allen dies schwere Verhängnis vorläufig nötig und heilsam ist — und daß es dann abgewandt werden kann. (Die Interpreten pflegen nur die beiden Möglichkeiten zu kennen, daß entweder der Fürst ihn tatsächlich zu töten beabsichtigt, — oder daß er mit ihm spielt, in einer Art von „Spiegelschere“ sich gefällt. Furchtbar ernst meint es dieser Fürst! Soll sich doch der junge Held

nicht nur befinnen, sondern von Grund aus wandeln! Aber des Fürsten sichere Kraft hat nicht nötig, damit solcher Uebermut sich nicht wiederhole, seinen besten Helden zu töten.)

Diese Sicherheit seiner inneren Größe und Ueberlegenheit, die in dem wundervollen Lächeln in jener Szene, in der er aus allem Augenschein auf Rebellion schließen muß:

„Wenn ich der Fei von Tunis wäre,
Schlig' ich bei so zweideutgem Vorfall Lärm . . .
Doch weiß Hans Kottwitz aus der Priegniß ist,
Der sich mir naht, willkürlich, eigenmächtig,
So will ich mich auf märkische Weise fassen —

die Zuversicht seiner heiteren Kraft, die in diesem Monolog am schönsten aufblüht, gab der Gestalt ihre Atmosphäre und ging wie ein heimlicher Sonnenschein über das ganze Stück.

Die einzige Spannung, die in diesem Kurfürsten vor sich ging, war die, ob sein Liebling auch die schwere Schule, durch die er ihn führt, so bestehen wird, wie er's hofft, wie er's nötig hat, um sein Ziel zu erreichen. Daher seine Betroffenheit, sein Schreck, als er von Natalie hört, daß der Prinz fassungslos nur um Leben gefleht. Darum dann zu gleicher Zeit an Natalie immer die tröstende Versicherung, daß er gerettet sei — welche Versicherung ein graußig unmenschliches Spielen wäre, wenn er sie nicht bestimmt zu halten gedächte! — und doch zugleich an den Prinzen dieser Brief, der die Begnadigung von seinem Bekenntniß, daß ihm unrecht gehehe, abhängig zu machen scheint, und von dem er doch hofft, er werde bewirken, daß der Prinz schreibt: „Du tußt mir recht!“ Ein kühnes Spiel, das er da spielt! Wenn der Prinz schrieb: „Du tußt mir unrecht“, dürfte er ihn nicht begnadigen!

Sehr schön wurde das in der Darstellung deutlich in dem Augenblick, da er den Brief des Prinzen bekommt. Soeben hat Derfflinger verurtheilt, den Kurfürsten durch Aussicht auf Rebellion besorgt zu machen und dadurch von der beabsichtigten „Untat“ zur Begnadigung umzustimmen; der Kurfürst hat die Beurteilung seines Rechtspruches mit scharfem Wort zurückgewiesen und sich dabei schon auf den Prinzen berufen:

„Da müßt' ich doch den Prinzen erst befragen,
Den Willkür nicht, wie dir bekannt sein wird,
Gefangen nahm und nicht befreien kann —“

In dem Augenblick kommt die Antwort vom Prinzen. Wie der Kurfürst den Brief da mit äußerster Spannung ergreift und liest, wie eine Befriedigung und stolze Freude in seinem Auge aufleuchtet, wie er erleichtert, mit Triumph und fast mit heimlichem Jubel in der Stimme ruf:

„Prittwitz! das Todesurteil bring' mir her!
— Und auch den Paß für Gustav Graf von Horn,
Den schwedischen Geandten, will ich haben!“

— da konnte niemand im Zweifel sein, wozu das Todesurteil gebracht werden sollte, und wem zugunsten die schwedische Bewerbung um Nataliens Hand abgelehnt werden würde.

Und nun kommen die Offiziere mit ihrer Bittschrift. Der heimliche Humor, mit dem der Kurfürst sie empfängt! Hier spielt er nun wirklich ein wenig mit ihnen. Wie einer spielt, der eben ein gefährliches großes Wagnis gewonnen hat. Der Wunsch, sie den Ernst der Situation noch einmal recht fühlen zu lassen, damit sie dann die Begnadigung in ihrem inneren Grund erfassen — andererseits die Freude, nun bald den Druck von ihnen nehmen zu können, — seine Lust am Humor und fast ein wenig Uebermut des Siegesgefühls, bringen das seltsame Hin und Her hervor, das sich z. B. spiegelt in dem Weisheit an Kottwitz, wozu er hergerufen, und dem bald darauf folgenden gütigen Trost.

„Dem Oberst Homburg, dem das Recht gesprochen,
Bist du bestimmt, mit deinen zwölf Schwadronen
Die letzten Ehren morgen zu erweisen.“

Uns Himmels willen! es gibt Interpreten, die dies Wort ernst nehmen! Die einen Beweis darin suchen, daß der Kurfürst jetzt sicherlich noch die Absicht habe, zu töten! Die seine Entscheidung daher erst hinter diejem Worte suchen zu müssen glauben. Wollen sie denn mit Gewalt einen brutalen Unmenschen aus ihm machen? Wenn es ihm mit dieser Bestimmung ernst wäre, so wäre doch die Art, sie im Augenblick, da der alte Mann stehend mit der Bittschrift naht, so leicht hin auszusprechen, entsetzlich! Nun ging aus Kraußnecks Mienenpiel und Ton immer eine tröstende Zuversicht aus, sodaß die Ergänzung zu jenem Schreckensspruch, der alle Hoffnungen des armen Alten zu Boden schlug:

„So hebt ein Wort auch wiederum sie auf“

nur unsere innerste Gewißheit aussprach. Und wundervoll war der Humor, mit dem der Fürst nun die Argumente seiner Offiziere, die ihn zur Begnadigung überreden wollen, anhört: mit inniger Gerührttheit die tiefinnig-schlauen Kottwitzens, der das, was er ursprünglich doch auch für einen Fehler hielt, so klug und lieblich umdichtet, und ein so goldenes Herz dabei offenbart, — und mit Spott die platten, äußerlich gefassten des guten Hohenzollern. — Und mit welcher Freude läßt er ihnen die Antwort, die Aufklärung, wie in Wahrheit das Tun des Prinzen aufzufassen sei, von dem nun sittlich durchläuterten Helden selbst geben!

Den Plan, den Prinzen nicht gleich hier zu begnadigen, sondern ihm eine Feier von beziehungsvoller Schönheit daraus zu machen, sagte er das wurde bei Kraußnecks Spiel auch deutlich ersichtlich, während der Erzählung des Hohenzollern.

Der Augenblick aber, wie er den eingeschüchternen, stilltraurigen Offizieren den schweren Druck von der Seele nimmt, indem er sie selber fragt, ob sie es mit dem Prinzen noch einmal versuchen wollen, sein be-

deutungsvolles „Die Schule dieser Tage durchgegangen“ — gab der wundervollen Leistung voll schlichter Größe und Kraft die schöne Krönung.

Die Gesamtdarstellung war, wie schon erwähnt, auf die Auffassung des Kurfürsten abgestimmt und empfing von ihr Beleuchtung und Stimmung; eine klare, sonnenhafte Stimmung. Die neuen Dekorationen, die den Stücken im Schauspielhause leicht gefährlich sind, weil sie in ihrer Schönheit und Pracht fast zum Selbstzweck werden und die Dichtung in den Hintergrund drängen, störten diesmal kaum; nur hier und da wünschte man sich ihre begleitende Wirkung etwas gedämpfter, damit das Innerliche dieser so innerlichen, vornehmen Dichtung siegender zur Auswirkung kommen konnte. Das Spiel war, was nun wiederum in dem Maße auch nur an einer königlichen Bühne möglich ist, bis in die kleinsten Nebenrollen hinein mit tüchtigen Kräften besetzt, und so wird man selten eine so durchweg würdige, so erfreuliche Darstellung des herrlichen Gedichts erleben wie diese.

Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Die Parteien in Holland.

In unserem Lande sind, gemäß der eigenen historischen Entwicklung, auch die Parteiverhältnisse wesentlich andere als im Deutschen Reich. Was dort die Grundlage des Konservatismus bildet, der Royalismus, ist in Holland nur in sehr schwachem Maße vorhanden, denn die Monarchie ist in Holland nur ein künstliches, ganz junges Gebilde, eine Schöpfung des Wiener Kongresses im Jahre 1814. Die Dynastie ist zwar die Fortsetzung des ruhmreichen Statthalter-Geschlechts der Oranier, hat aber, als ihr nach der zwanzigjährigen Unterbrechung durch die französische Herrschaft das Königtum zufiel, damit doch nicht die autoritative Position eines deutschen Königsgeschlechts gewonnen.

Umgekehrt lebt in allen Gesellschaftsschichten Hollands die Erinnerung, daß unser Staatswesen einem ruhmvollen achtzigjährigen Freiheitskampf sein Dasein und seine Selbständigkeit verdankt. Der holländische Liberalismus hat sich daher entwickelt aus den Trümmern der altholländischen aristokratischen Freiheitsstimmung, belebt und getränkt von den demokratischen Ideen der französischen Revolution, die ja auch Holland in ihren Bann und Herrschaftskreis gezogen hatte, und der holländische Liberale hat in dem Geusen des sechzehnten Jahrhunderts einen Ahnherrn aufzuweisen, der dem deutschen Liberalismus fehlt.

Nachdem die Monarchie sich im Jahre 1848 von dem politischen Tummelplatze zurückgezogen und der Liberalismus den großen Sieg der Verfassungsabänderung über die Konservativen davongetragen, setzten die Liberalen ihre reformatorische Arbeit auf dem Gebiete des Staates, der Provinz und der Gemeinde fort. Das Glück hatte ihnen dabei in J. N. Thorbecke einen Führer von ganz außerordentlicher Fähigkeit beschert und so ward von ihnen auf dem Boden ihrer ersten Errungenschaft, der sehr liberalen Verfassung von 1848, der ganze Staatsorganismus in liberalem Sinne umgearbeitet und fest begründet. Daß dieser kolossalen Arbeit der Wert einer vollständigen politischen Befreiung beizulegen ist, wurde vor kurzem anerkannt von dem Führer der holländischen Sozialdemokraten, Dr. Troelstra, indem er eingestand, daß der Liberalismus sich durch diese Arbeit einen unsterblichen Ruhm um die Beförderung der Volksentwicklung erworben habe.

Mit dem Konservatismus in altem Sinne wurde man leicht fertig, aber ein neuer Gegner trat auf den Plan, eine Partei, die sich die „antirevolutionäre“ nannte, unter Führung des frommen und tief sinnenden Historikers Groen van Prusterer.

Es ist der antirevolutionäre Gegner heutzutage der Hauptgegner des Liberalismus geworden und er ist es auch, der unserer ganzen Politik die Signatur des religiösen Kulturkampfes, in der sie jetzt wieder ganz besonders steht, aufgeprägt hat. Der religiöse Kulturkampf, der, von den Antirevolutionären angefaßt, von 1848 ab immer weiter sich ausgebreitet hat, ist schließlich der große politische Kampf in unserem Lande geworden, der uns dahin geführt hat, daß jede politische Frage, auch die sozialpolitische, der religiöspolitischen untergeordnet worden ist. Ja, sogar die nüchterne ökonomische Frage: Schutz Zoll oder Freihandel, ist regelrecht abhängig gemacht worden von dem religiösen Dilemma.

Diese Eigentümlichkeit der inneren holländischen Politik, die unsere Parteiverhältnisse für einen Fremden so schwer verständlich macht, wird erklärlich, wenn man im Auge behält, daß der Freiheitskampf der Ahnen zumal auch ein Kampf um die Religionsfreiheit gewesen war. Und als der Liberalismus sich mit beiden Füßen auf den Boden der französischen Revolution stellte und somit das Band nicht nur zwischen dem Staate und der Kirche, sondern auch zwischen dem Staate und der Religion zerschnitt, da häumte sich der calvinistische Protestantismus, der Sieger des achtzigjährigen Freiheitskampfes gegen Spanien, wider den neuen Gegner auf. Freiheit, ja freilich, das wollte der Calvinist auch, allein keine Freiheit ohne Religion. Er wollte letztere nicht sich erkämpfen haben, um sie jetzt von den Liberalen aus dem Staate hinaus und in die Kirche zurückdrängen zu sehen. Mit der leichtesten Anstandsfrömmigkeit der Konservativen war der Calvinist nicht zufrieden, aber dem religionslosen Staate des Liberalismus stellte er sich prinzipiell gegenüber. Religion ist Privatsache — behaupteten die Liberalen. Die Calvinisten aber antworteten: Die Kirche ist Privatsache, Gott aber soll man überall suchen, auch in den Grundsätzen des Staates, die ja das Verhältnis bestimmen zwischen der von Gott gewollten Obrigkeit und dem Volke. Der neuen Freiheitsidee der Liberalen stellten sie also den alten Freiheitsgedanken des 16. und 17. Jahrhunderts gegenüber, der Nationalismus der französischen Revolution trieb sie zu „Beschwerden wider den Geist des Jahrhunderts“, und indem sie sich sträubten gegen die Einführung der Grundsätze der französischen Revolution, nannten sie sich Antirevolutionäre.

Es ist also der Kulturkampf zwischen Liberalen und Antirevolutionären ein Familienzwist, ein Kampf zwischen Blutverwandten, Abkommen des einstigen Heusen. Die Freiheit, die sich der Heuse in religiös-politischem Kampfe gegen Spanien erobert hatte, ist von den beiden Nachkommen verschieden aufgefaßt worden und sodann zum Objekt einer inneren Fehde gemacht worden. Während der liberale Nachkomme die Religion der

politischen Freiheit unterordnen will, beabsichtigt der anti-revolutionäre Nachkomme gerade das Gegenteil. Mit Bezug auf diesen Kulturkampf könnte man sagen, daß der Freiheitshort der Vorfahren, einem Nibelungenringe gleich, den Erben verhängnisvoll geworden sei. •

Wenn man nun im Auge behält, daß der monarchisch-reaktionäre Konservatismus in unserer prärevolutionären Volksgeschichte nicht historisch begründet war, der antirevolutionäre Calvinismus aber um so mehr; so wird man sich die sonst erstaunliche Erscheinung erklären können, daß der Liberalismus mit der großen, jedoch auf schwachen Füßen stehenden konservativen Partei völlig fertig geworden ist, dahingegen der anfangs kleinen, aber vierstkräftigen und begeisterten antirevolutionären Gruppe hier und da, besonders auf dem Gebiete des Unterrichts, hat weichen müssen. Bis ans Ende der siebziger Jahre wechselten sich fast ausschließlich konservative und liberale Ministerien ab — zwar auch Mischungen mehrerer Gruppen — sodann aber schwand schon im Jahre 1887 der letzte Vertreter der alten konservativen Partei aus der zweiten Kammer. Und heutzutage besteht nur noch im Haag ein kleiner konservativer Wählerverein, der jedoch keine Vertreter im Parlament hat. Die Anhänger der in dem religiös-politischen Kulturkampfe zwischen Liberalen und Antirevolutionären aufgeriebenen Partei sind unter andere Fahnen gegangen (unter die liberale sowohl als unter die antirevolutionäre) oder sie sind als zerstreute Parteilose, in beobachtendem Hinterhalte geblieben und geben bei manchen zweifelhaften Wahlen schließlich noch die Entscheidung.

Eine vierte Partei ist die katholische.

Zweifünftel der Bevölkerung gehörten noch nach der Trennung von Belgien in den Niederlanden zu der katholischen Kirche. Ihnen kam der Sieg der Liberalen im Jahre 1848 vorzüglich zu statten. Er befreite sie von der Vorherrschaft des konservativen Protestantismus, sodaß ihnen zum Beispiel der Unterricht freigegeben wurde. Sie gesellten sich dann auch in ihrer Mehrheit, ganz wie lange Zeit in Deutschland, zu dem Liberalismus und ließen sich von dem eigentümlichen Gönner die Erlaubnis zur Rückberufung der Bischöfe geben, eine Erlaubnis, die damals (1853) eine ungeheure aber vergebliche Entrüstung wider das liberale Ministerium Thorbecke in dem orthodox-protestantischen Teile der Bevölkerung hervorgerufen hat. Als aber nachher im Verlauf des Schulkampfes die antirevolutionäre Politik den Römisch-katholischen mehr zu verheißen schien als die liberale, wendete die katholische Partei den Steven und segelte unter der Führung weiland des genialen Dichters und Gelehrten Dr. Schaepmans den nämlichen Kurs wie die Antirevolutionären unter Dr. Kuyper.

Der prinzipielle Standpunkt der katholischen Staatspartei ist einmal von Dr. Schaepman angegeben worden mit den folgenden Worten des deutschen Zentrumsführers von Mallinckrodt: „Es gibt gar vieles Recht, welches älter ist als der Staat. Es gibt Rechte der Familie, es gibt

Rechte des Besizes und Eigentums, es gibt Rechte der Kirche, die das Alter des Staates überragen, aber das ist richtig, daß der Staat allein die Quelle der positiven erzwingbaren Rechtsordnung ist, und insofern ist er auch die Quelle des Gesetzes, aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß jedes Gesetz, was der Staat gibt, nun wirklich ein im Rechte wurzelndes Gesetz sei.“

Der Ultramontanismus hat aber auch bei uns, wie in anderen Ländern mit protestantischer Mehrheit, sich gelenkig und schmieglam gezeigt, und er hat, indem er von dem Kulturkampfe zwischen Liberalen und Antirevolutionären ebensogut Vorteil zu ziehen gewußt hat als von dem ehemaligen Streite zwischen Liberalen und Konservativen, sich immerhin einen leidlichen Teil des Gewinnes ausgeschnitten und sich demnach eine Welt zusammengestellt in der es sich katholisch ganz gut leben läßt.

* * *

Dem so tief ist die religiös-politische Furcht zwischen Liberalen und Antirevolutionären, daß letztere, unter Führung des jetzigen Ministers Dr. Kuyper, schon seit zwei Jahrzehnten den Standpunkt der politischen Vereingelung, worauf Groen van Prinsterer sich stellte, verlassen haben, um im Bündnis mit dem katholischen Erbfeinde ihr Ziel in dem Kulturkampfe gegen die Liberalen erreichen zu können. Was in Deutschland nur vorübergehend in einzelnen Aktionen und in theoretischen Wünschen hervorgetreten ist, vielleicht auch als Zukunftsgespensst unter dem Horizont lauert, daß ist in Holland die herrschende politische Tatsache, nämlich das Bündnis zwischen dem calvinistischen Nachkommen des Geusen und dem katholischen Nachkommen der spanischen Inquisition, im Streite wider den anderen, den liberalen Sprößling jenes Geusen.

Der Kampf ist hauptsächlich geführt worden auf dem Gebiete des Unterrichts, und wird dort noch immer geführt, in den letzten Monaten heftiger als seit manchen Jahren.

Als die Liberalen, nachdem sie im Jahre 1848 den Konservatismus besiegt hatten, die Volksschule, die bis dahin schon seit 1806 unfrei und konfessionell gewesen war, freigegeben hatten, versuchten sie die Schule neu zu begründen in dem Sinne der geistlichen Freiheit, aber zugleich der nationalen Einheitlichkeit. Das Ergebnis war eigentümlich. Es kam 1857 ein Schulgesetz zustande, das hauptsächlich in jenem liberalen Sinne abgefaßt war und dennoch von einem antirevolutionären Minister verteidigt wurde. Die antirevolutionäre Partei jedoch gab sich mit dem Gesetze, das unter liberalem Patronate geboren war, nicht zufrieden und fing den Schulkampf an, der jetzt also schon fast ein halbes Jahrhundert währt. Es richtet sich jener Kampf, der sich übrigens als allgemeiner Kulturkampf auch z. B. auf das Gebiet des Strafrechtes, des Zivilrechtes, der sozialen Verhältnisse usw. gelegentlich ausgedehnt hat, gegen das liberale Neu-

tralitätsprinzip. Die von dem Liberalismus 1848 neu begründete Staatsschule war dazu bestimmt, jede religiöse Ueberzeugung zu schonen, keiner aber besonders zu dienen. Hätte man nun dieses Neutralitätsprinzip lokalen Verhältnissen untergeordnet und in katholischen Ortsgemeinden die Staatsschule konfessionell katholisch, in calvinistischen konfessionell calvinistisch sein lassen wollen, während man in den Städten vielleicht mehrere Schulen verschiedenartiger Konfession hätte stiften können, es wäre mit dem Kulturkampfe wohl nie so weit gekommen. Allein, obwohl zumal in den absolut katholischen Gegenden der südöstlichen Provinzen der von katholischen Laien gegebene Staatsunterricht zweifelsohne konfessionell gefärbt ist, im großen und ganzen entspricht die Staatsprimärschule ebenso wie der ganze Staatsunterricht der allgemeinen Neutralitätsidee in der Form nicht nur der Schonung, sondern auch des sich Enthaltens jedweder Glaubensüberzeugung, die von den achtundvierziger Liberalen in dem ganzen Staatsorganismus bis in die feinsten Fasern hinein durchgeführt worden ist. Unter dem Ministerium des liberalen Führers Rappeyne van de Coppello, der die politische Erbschaft Thorbeckes übernommen hatte, wurde mittels der Schulgesetznovelle vom Jahre 1878 das Neutralitätsprinzip der farblosen Staatsprimärschule noch etwas zugespitzt, und immerfort verblieben die Liberalen in dem trauten Wahne, daß jene farblose Schule, um so neutraler sie war, desto mehr den verschiedenen Bedürfnissen entsprechen und somit vollstümlich sein werde. Auch jetzt ist einem ansehnlichen Teile der Liberalen noch immer nicht klar geworden, daß die bloße Entfernung des Anstößigen von der Schule dem überzeugten Calvinisten nicht genügen könne, sondern daß jener fordern müsse, daß nicht nur der faktische Teil des Unterrichts, sondern auch besonders der bildende, erzieherische Teil von den calvinistischen Glaubensdogmen völlig durchsickert und getränkt sei. Als aber Rappeyne auf die Forderung der Minorität hingewiesen wurde, antwortete er schroff: „Dann soll man die Minoritäten nur unterdrücken.“ Eine Antwort, die, wie überdies das ganze Verhalten Rappeynes in der Schulfrage, jetzt von vielen Liberalen mißbilligt wird.

Es warf sich nun die antirevolutionäre und, wenn auch mit weniger Inbrunst, auch die katholische Partei auf die Privatschule. Der Privatunterricht war, wie gesagt, 1848 freigegeben worden (außer den Forderungen, die vom Staate an die Fähigkeiten der Lehrer gestellt blieben) - und in manchen Orten sah man Primärschulen eröffnen, die von den, zumal calvinistischen, Rechtsgläubigen bezahlt wurden.

Anfangs rühmten sich die Calvinisten ihrer freien Schule nicht nur in dem Sinne, daß der Unterricht darin frei sei, sondern auch daß die Schule mit keinem einzigen Bande an den Staat geknüpft war. Allmählich aber ward ihnen der finanzielle Druck doch etwas schwer, außerdem bejannnen sie sich darauf, daß sie, die sie in den Steuern ihren Anteil bezahlten zu den Kosten der Staats-elementarschule, die ihnen gar nicht zusagte, doch ein Anrecht auf Rückerstattung, wenigstens eines Teiles jenes

Geldes geltend machen dürften. Unter Führung Dr. Kuypers und de Savornin Lohmans fingen sie an, jene Anforderung an den Staat zu stellen, wobei sie von der katholischen Partei unterstützt wurden. Als nach der Verfassungsabänderung im Jahre 1887 (die jedoch, ungeachtet der klerikalen Versuche, den Unterrichtsparagraphen unberührt ließ), das schon erwähnte Bündnis zwischen den Antirevolutionären und den Römisch-katholischen geschlossen wurde und zum ersten Male ein römisch-calvinistisches Ministerium (unter Führung des jetzigen Kammerpräsidenten Baron Radays) aufgetreten war, gelang es der Mehrheit, zu der sich überdies in jener Frage der Gerechtigkeit halber ein Teil der liberalen Minorität gesellte, jene Anforderung an den Staat zu verwirklichen mittels eines Systems der Subventionierung privater Elementarschulen. Zugleich aber wurden denjenigen Privatschulen, die eine Subvention erhalten wollten, Bedingungen bezüglich der Tauglichkeit des Unterrichts gestellt.

Es hat dieses Subventionierungssystem, das im Jahre 1901 unter dem liberalen Minister Goeman Borgesius noch etwas zugespitzt worden ist, die Folge gehabt, daß augenblicklich die öffentliche (konfessionslose, neutrale) Volksschule noch etwa zweifach zahlreicher ist als die Privatschule. Eine weitere Erhöhung der Subventionen ist von der jetzigen klerikalen Regierung vorgeschlagen und eben von der Zweiten Kammer in Behandlung genommen worden. Die gesamte Linke sträubt sich gegen diese Vorlage entweder der Beförderung des konfessionellen Unterrichts wegen, oder wegen der Befürchtung, es könne die Errichtung vieler kleinen Schulen dem Unterrichte schaden, oder auch der ungenügenden Bedingungen wegen, die den Privatschulen hinsichtlich der Qualität des Unterrichts gestellt werden, oder endlich, der Verfassung wegen. Es behauptet nämlich die Linke, die Verfassung fordere die Erhaltung einer öffentlichen Schule und diese werde von dem vorliegenden Gesetzentwurf gefährdet.

Ich möchte hier nur noch bemerken, daß ich der Bequemlichkeit wegen immerfort von der öffentlichen Staatschule geredet habe, daß aber diese Benennung dem Wesen jener Schule nicht ganz genau entspricht. Die öffentliche Schule wird nämlich nicht vom Staate, sondern von der Gemeinde erhalten, und nur staatlich beaufsichtigt und subventioniert, ähnlich wie in Preußen.

* * *

Es haben sich in unserer inneren Politik selbstverständlich auch viele andere Fragen als die bezüglich des Unterrichts hervorgetan, allein sie haben sie nie dauernd zu beherrschen vermocht.

Weder das Wahlrecht noch die soziale Frage haben bisher den Kulturkampf von seiner Herrscherstelle verdrängen können.

Der Wahlrechtslärm, der von sozialdemokratischer und freisinnig-demokratischer Seite geschlagen wird, ist kaum mehr als eine politische Spielerei, denn von den etwa 1 200 000 Männern über 25 Jahre sind

625 000 Wähler, weitere 175 000 könnten es sofort werden, wenn sie nicht gleichgültig wären oder sich nicht vor dem Fiskus duckten und ihre Steuerpflicht erfüllten, abermals 200 000 sind derart abhängig von kirchlicher und gemeindlicher Barmherzigkeit, daß fast niemand ihnen das Wahlrecht anvertrauen möchte, und die noch erübrigenden 200 000 wären leicht zu Wählern zu machen durch eine bloße Herabsetzung der Bedingungen des Wahlgesetzes, ohne daß man den schwerfälligen Apparat einer Verfassungsabänderung ins Werk zu setzen und die gesetzgeberische Arbeit lahm zu legen brauchte.*)

Als Ende der achtziger Jahre die neueren sozialpolitischen Ideen aus Deutschland nach uns herüberwehten, wurden sie zwar von etlichen fortschrittlichen Liberalen, zumal von dem eben verstorbenen ritterlichen und großmütigen Radikalen A. Kerdyf, sofort aufgenommen, allein zum Schibboleth in dem Strudel der Parteien wurden sie nicht erhoben; der Kulturkampf konnte seine hervorragende Stellung behaupten.

Im Jahre 1893 hat Dr. Ruyper einmal versucht, sich mit dem radikalen Teil der Liberalen zu verständigen. Der Versuch mißlang der religiösen Differenz wegen, und der ebenso geniale wie realpolitisch veranlagte Calvinistenführer beschloß, um eine regierungsfähige Kombination zu schaffen, das Bündnis zu suchen nicht nur abermals mit den Römisch-katholischen, sondern auch mit deren ärgsten Feinden, den orthodox-protestantischen, christlich-historisch sich benennenden Großpfarrern. Daneben sicherte er sich, wenn auch nicht die Beihilfe, so doch die „wohlwollende Neutralität“ einer konservativ-abligen Gruppe, die vor kurzem, unter Führung des Jonkheers de Savornin Lohman, sich von ihm losgezankt hatte. Und wahrhaftig, er hat diesen erstaunlichen Zauberring zu schweißen gewußt und dadurch nicht nur die Römischen und die Christlich-Historischen friedlich zusammen weiden gemacht, sondern auch den anfangs seiner stolzen Freiheit noch sich rühmenden Lohman völlig zum sicheren, wenn auch etwas mürrischen Regierungsmann herabgezähmt.

Es wird diese wunderfame Leistung Dr. Ruypers immer als etwas Großartiges und Geniales zu vermerken bleiben. Allein es wurde dadurch

*) Es gibt nach dem Wahlgesetz von 1896:

1. Steuerwähler, die eine gewisse, sehr niedrige Steuer, z. B. einen Gulden jährlich, bezahlen. Die meisten Arbeiter außerhalb der Städte sind deshalb wahlberechtigt.

2. Mietzwähler, die eine nach den Ortschaften abwechselnde bestimmte Miete bezahlen.

3. Gehaltswähler, solche, die auf längere Zeit angestellt sind, ohne Rücksicht auf die Höhe des Gehalts.

4. Sparwähler, die mindestens 50 Gulden in der Reichspost-Sparkasse haben.

5. Examenwähler, die irgend ein, wenn auch noch so geringes Examen absolviert haben, das kraft eines Gesetzes für irgend eine Stelle im amtlichen oder privaten Leben vorgeschrieben ist.

Die Steuerwähler werden von Amts wegen auf der Liste geführt und bilden die sehr große Mehrheit, 582 000 von 625 000.

der Kulturkampf aufs neue angefaßt, einer kräftigen, volkstümlichen und ziel- und prinzipienbewußten sozialen Gesetzgebung zum Schaden. Es ward überdies manch eigenes Ideal der Verbündeten dem Bündnisse zuliebe versteckt und verpudert, wodurch der allgemeine Wert unserer Politik herabgedrückt worden ist. Und schließlich ist der gesetzgeberische Erfolg unschön gewesen, in den kulturkämpferischen Punkten ziemlich zynisch und habgütlich und sonst nur fast konservativ gefärbt. Sowohl die Hoch- wie die Primärschulennovelle, aber besonders erstere, beabsichtigen eine Verteilung des Privatunterrichts ohne genügende Anforderungen an die Tauglichkeit des Unterrichts zu stellen.

Eine kulturkämpferisch gesinnte Mehrheit, die aus sonst so heterogenen Elementen zu bilden war, konnte 1901 nur dadurch zusammengezaubert werden, daß die zwischen dem Liberalismus und dem Klerikalismus bestehenden Gegensätze bis ins Groteske aufgebläht wurden und somit der Liberalismus in den Augen aller christlich-politischen Gruppen zum anti-christlichen, „paganistischen“ Scheusale emporgekauft ward. Jetzt aber, nach einem vierjährigen Regimente, zeigt sich, daß man sich von einem Schattenpiele hat begauckeln lassen und daß die wahrzeitlichen Schatten der Gegensätze weit größer waren als die Gegensätze selber. Nur auf dem Gebiete des Unterrichts zeigten sich die kulturkämpferischen Kontraste als etwas reelles, sonst aber erschienen sie dürftig und winzig oder verschwanden sogar gänzlich, manchmal weil sie in ihrer praktischen Anwendung zu Gegensätzen zwischen den Verbündeten sich zu verwandeln drohten.

* * *

Der Ruyper'schen Koalition hat nun der Führer der „Liberalen Union“, Dr. Goeman Borgjesius, eine liberal-demokratische entgegengesetzt, die das allgemeine Wahlrecht auf ihre Fahne geschrieben hat; da aber die Alt-liberalen diese Parole nicht haben annehmen wollen, so besteht kaum eine Aussicht darauf, daß die heutige Regierung bei den Neuwahlen im kommenden Juni gestürzt werde. Die Zweite Kammer ist jetzt folgendermaßen gestaltet: Rechts 58 Mitglieder (25 Römisch-Katholische, 22 Antirevolutionäre, 1 Christlicher Demokrat, 9 Christlich-Historische, worunter die konservativen ehemaligen Antirevolutionäre de Savornin Lohmans und ein Teil des orthodox-protestantischen Großpfarrertums, und 1 unabhängiger Christlich-Historischer); Links 42 Mitglieder (16 der „Liberalen Union“, 9 Alt-Liberale, 9 Freisinnig-Demokraten, 7 Sozialdemokraten und 1 unabhängiger Sozialist). Es dürften vielleicht links die sozialdemokratische und rechts die antirevolutionäre Partei um einzelne Sitze geschmälert in die neue Kammer zurückkehren und die „Liberalen Union“ sowie die Alt-Liberalen dürften einen kleinen Gewinn davontragen. Ein völliges Umschlagen der Mehrheit ist aber nicht zu erwarten.

Allein selbst in dem Falle eines Sieges des Freisinnes wären die

Liberalen zu einer zielbewußten und prinzipiellen Regierung doch unfähig, auch wenn sie ein solches Regiment zu führen geplant hätten. Denn indem Dr. Ruyper, nachdem die Höherunterrichtsnovelle von der Ersten Kammer verworfen worden war, jene Kammer aufgelöst und sich auch dort eine Mehrheit gesichert hat, könnte eine freisinnige Mehrheit in der Zweiten Kammer ihm und den Merkmalen doch nichts machen, indem die Erneuerung der Provinzialstaaten, von denen die Mitglieder der Ersten Kammer gewählt werden, nur langsam vor sich gehen kann. Nur dürfte dieser Umstand eben jene konservativen Parteilosen dazu veranlassen, bei den Wahlen sich der heutigen Regierung nicht allzu hold zu zeigen, und zwar aus demselben Grunde, der sie bei Stichwahlen nicht selten das Gesamtergebnis der Hauptwahlen etwas lindern macht, nämlich daß weder die Liberalen noch die Merkmalen allzu mächtig werden dürfen.

Aus allem Vorgesagten leuchtet bereits hervor, eine wie geringe Rolle bei uns noch die soziale Frage spielt. Dieses Weltproblem wird bei uns von dem alten lokalen Problem des Kulturkampfes noch derart verdrängt, daß jüngst bei der Behandlung einer Vorlage bezüglich der Versicherungspflicht der Privatichullehrer der staatsrechtliche Grund für die Zwangsversicherung bei der öffentlichen Beratung nicht nur von der Kammer, sondern auch von der Regierung noch gesucht werden mußte. So wenig Zeit läßt der Kulturkampf unseren Politikern zum Nachsinnen über Art und Wesen des modernen Staates. Eine Neuteilung der Parteien in sozial-konservativ und sozial-liberal und eine neue, aber eigene und volkstümliche Auffassung des Staates tut uns not, nicht eine bloße Abwechslung von liberal und merkmal.

In einer Hinsicht aber wäre ein Ministerium der jetzigen Linken erwünscht: Es würde unseren Freihandel handhaben.

Der Freihandel, ein credo der Liberalen, ist, vielleicht eben deshalb, von den Merkmalen allmählich verlassen worden als absolutes Ideal. Das heutige Ministerium hatte mehr Grund als irgend ein anderes, schutzzöllnerisch sich zu zeigen, indem seine konservative Signatur irgend eine Steuererhöhung nicht zuließ. Es will die zu verschiedenen Gesetzen erforderlichen Mittel herbeischaffen durch eine Zollerhöhung, der unseren bisherigen Zollsatz von 5 Proz. verläßt und bis auf 12 Proz. hinaufgeht. Der Ertrag ist auf 9 Mill. Gulden geschätzt worden und der neue Tarif würde, falls die Regierung (oder irgend eine andere merkmal Signatur) am Ruder bleibt, nach den jüngsten Voraussetzungen des Finanzministers Ende 1907 in Kraft treten.

Abgesehen von anderen Beschwerden gegen eine Maßregel, die unsere Sonderstellung im Weltverkehr nicht berücksichtigt und mit einem Schlag alle unsere ökonomischen Verhältnisse über den Haufen werfen würde, läßt sich von der Einführung des Schutzzolles ein schlimmer Einfluß auf unsere Politik befürchten.

In Holland hat die Interessenpolitik bis jetzt sich beschränkt auf die

Bestrebungen der Sozialdemokraten und auf die allzu schroffe Bevorteilung des Privatunterrichts seitens der jetzigen Regierung. Der Schutzoll aber würde sicherlich alle Dämonen der Selbstsucht entfesseln und eine Interessenpolitik begründen, die dem moralischen Gewichte unserer Volksvertretung einen schweren Schlag versetzen dürfte.

Leider aber scheint dies nunmehr unabwendbar. Und deshalb sieht auch in dieser Hinsicht die Zukunft nicht sehr rosig aus.

Das Bergarbeiter-Gesetz. Die Zukunft des Katholizismus.

Der große Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier scheint sich in seinen Folgen als ein verhängnisvolles Ferment für das Parteileben, die innere Politik und sogar das geistige Dasein Deutschlands zu gestalten. In den weiteren Kreisen der öffentlichen Meinung merkt man das vielleicht noch nicht so sehr, aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht die eigentümliche Ideenbewegung, die schon deutlich vorliegt, noch recht bedeutsame realpolitische Folgen nach sich ziehen sollte.

Zunächst ist schon eingetreten, was damals sofort, auch an dieser Stelle, vorausgesagt wurde, daß nämlich die Parteinahme der Regierung und der öffentlichen Meinung für die Arbeiter sich als Gift für das sozialdemokratische Programm erweisen werde. Zuerst hat der Abgeordnete Schippel mit runden Worten erklärt, daß die Sozialdemokraten ihre Anschauungen in Bezug auf ihr Verhältnis zur Bourgeoisie und zur Regierung revidieren müßten. Das würde vielleicht noch nicht so viel bejagen, da Herr Schippel von je als einer der entschiedensten Revisionisten bekannt war und sogar agrarisch-schutzöllnerische Neigungen verraten hat. Aber nicht nur widersprach ihm der „Vorwärts“ diesmal auffällig matt, sondern es hat nicht lange gedauert und Herr Kautsky, der eigentliche Dogmatiker des Marxismus und des intransigenten Flügels, hat Betrachtungen in die Welt gesandt, von denen man glattweg behaupten darf, daß sie das große Prinzip des Klassenkampfes fallen lassen. Auch Herr Kautsky hat jetzt entdeckt, was wir anderen längst gewußt haben, daß sich im sozialen Kampf keineswegs zwei Klassen, die Kapitalisten die Arbeiter, gegenüberstehen, sondern daß nicht bloß die kapitalistische Bourgeoisie, sondern auch der Arbeiterstand in verschiedene Gruppen zerfällt, die untereinander sehr stark entgegengesetzt sind. Es ist nach den Erfahrungen des Bergarbeiterstreiks eben schlechterdings nicht mehr zu leugnen, daß die Trust-Magnaten und die große Masse des Bürgertums und wiederum die Regierung ganz und gar nicht identisch sind, sondern in ihren Interessen aufs allerstärkste divergieren. Wenn dem aber so ist, so sind auch die verschiedensten Kombinationen und Bündnisse in der Politik möglich, das heißt das Grundprinzip, von dem die Sozialdemokratie ausgeht, der Klassenkampf, der Kampf der einen geschlossenen Arbeiterschaft gegen die eine ge-

schlossene, im Besitz der Regierungsgewalt befindliche Bourgeoisie ist aufgegeben.

Das ist vorläufig nichts als eine Abwandlung der Theorie, und es hängt von dem Fortgang der Politik ab, wie weit eine solche theoretische Abwandlung praktische Folgen hat; immer aber bleibt es ein höchst bemerkenswertes Ereignis, wenn eine große Partei ihre bisher mit Leidenschaft und Hingabe verteidigten und gepriesenen Dogmen in dieser Weise preisgibt.

Nach den Ergebnissen der Kommission des Abgeordnetenhauses könnte man meinen, daß es sich doch nur um eine schnell vorübergehende Episode handle, denn was hier beschlossen worden ist, ist offenbar der Ausdruck der reinen kapitalistischen Bourgeois-Befinnung, die in dem Arbeiter nichts kennt als den gefährlichen Menschen, den man wohl gut versorgen muß, weil er sonst unbrauchbar wird, vor allem aber bändigen, damit er nicht rebelliert.

Der Kern aller Klagen der Arbeiter in den großen Betrieben ist der ungenügende Rechtschutz; sie haben ihr staatsbürgerliches Klagerecht und können ihre Arbeitsstelle wechseln, so oft sie ihnen nicht mehr gefällt, das scheint genug, genügt aber tatsächlich nicht. Das Übergewicht des Unternehmers und seiner Beamten ist so groß, und die etwaigen Streitgegenstände sind im einzelnen juristisch so wenig faßbar oder auch so geringfügig, daß es der Arbeiter für das Beste hält, sich in den meisten Fällen schweigend zu unterwerfen. Weder die Gerichte, noch ein Wechsel der Arbeitsstelle können ihm helfen.

Zu dem vollen Selbstbewußtsein eines freien Staatsbürgers, worauf er Anspruch macht, zu der „guten Behandlung“, wie es immer in den Bescheiden heißt, kann der Arbeiter nur gelangen durch eine Organisation, die der Macht des Unternehmers wieder eine Macht entgegensetzt.

Zu diesem Zweck hat die Regierungsvorlage als den eigentlichen Kernpunkt ihres Gesetzesentwurfs ständige Arbeiterausschüsse vorgesehen. Die Kommission hat, nachdem sie ursprünglich gar nichts davon wissen wollte, schließlich diese Ausschüsse so gestaltet, daß sie, wie die Herren meinen, keinen Schaden mehr anrichten können.

Die Regierung hat geheime Wahl der Mitglieder vorgeschlagen; die Kommission hat daraus die öffentliche Wahl gemacht. Das heißt also, man rechnet darauf, daß die Besitzer durch den Druck, den sie ausüben, ihnen genehme Leute hineinbringen. Angenommen, das gelänge, so ist klar, daß die ganze Institution damit ihren Sinn verlore. Ein Ausschuß kann nur dann wirken, wenn er auch tatsächlich die Arbeiterchaft hinter sich hat, wenn sie auf ihn hört und seinen Ratschlägen Folge leistet. Während des Streiks weigerten sich die Bergwerksbesitzer mit dem freigewählten Arbeiterausschuß zu verhandeln, da er keine Legitimation habe. Nun soll ein gesetzlicher Ausschuß gewählt werden, man wird mit ihm verhandeln, aber wenn er nicht aus den wirklichen Vertrauensleuten der

Arbeiter besteht, was hat die Verhandlung dann für einen Zweck? Wer sich nicht dem Verdacht aussetzen will, daß er absichtlich den Ausschuss falsch organisieren wolle, um die ganze Institution zu diskreditieren, der muß die Organisation und den Wahlmodus so einrichten, daß auch die wirklichen Führer und Vertrauensmänner der großen Masse der Arbeiterschaft hineinkommen. Dazu ist in erster Linie die geheime Wahl nötig, welche ebenso sehr den Druck und die Einschüchterung der Herren wie der Demagogen abschneidet und den friedliebenden, sachlich denkenden Leuten ermöglicht, sich geltend zu machen.

Ueber das Wahlrecht ist weiter bestimmt, daß es aktiv an eine zweijährige, passiv an eine vierjährige Beschäftigung auf demselben Werk und an ein Lebensalter von mehr als dreißig Jahren gebunden sein soll. Man denkt dadurch offenbar die unbefonnenere Jugend und die unruhigeren fluktuierenden Elemente auszuschließen. Gegen diese Absicht ist nichts einzuwenden; tatsächlich aber ist der Wechsel von Werk zu Werk so groß, daß nach diesen Bestimmungen nur eine ziemlich kleine Minorität der Arbeiter berechtigt sein würde, an den Wahlen teilzunehmen, und von den führenden Persönlichkeiten ein sehr großer Teil von der Wählbarkeit ausgeschlossen sein würde.

Den Arbeiterausschüssen wird bei Strafe der Auflösung jede politische Tätigkeit unterzagt — gegen die Tendenz auch dieser Bestimmung ist nichts einzuwenden; die Gefahr liegt nur in der Unbestimmtheit des Begriffs „politisch“, wodurch den Oberbergämtern, die darüber zu entscheiden haben, und in höherer Instanz den Bezirks-Ausschüssen der Regierungsbezirke, in denen die Werkbesitzer einen großen Einfluß haben, die Existenz der Ausschüsse zu sehr in die Hand gegeben ist. Man denkt vielleicht: nun, das wäre ja ganz nützlich, aber man vergesse nicht, daß dadurch in einem kritischen Augenblick leicht die Wirksamkeit der Institution lahmgelegt werden kann. Es kommt doch immer darauf an, daß die Ausschüsse über die Masse der Arbeiter auch eine wirkliche Autorität ausüben. Rät nun einmal der Ausschuss zur Nachgiebigkeit und eine demagogische Partei agitiert dagegen, so hat sie die äußerst wirksame Waffe in der Hand, zu behaupten, die Ausschussmitglieder nähmen ihre Stellung nicht aus sachlichen Motiven, sondern weil sie fürchteten, sonst vom Oberbergamt abgesetzt zu werden.

Noch stärker ist die Bestimmung, daß auch den einzelnen Mitgliedern des Ausschusses eine politisch-agitatorische Tätigkeit, die den Frieden stört, verboten wird, was doch mit andern Worten nichts heißt, als daß die Arbeiter ihre Führer in den sozial-wirtschaftlichen Kämpfen nicht in ihre Ausschüsse wählen dürfen. Damit würde zwischen den Ausschussmitgliedern und diesen Führern von vornherein ein Antagonismus geschaffen werden, der die Wirksamkeit der Ausschüsse völlig lahmlegen würde.

Ganz besonders verkehrt erscheinen die Beschlüsse der Kommission unter dem Gesichtspunkt, daß man aus den Arbeiterausschüssen nach Möglichkeit die Sozialdemokraten fernhalten möchte. Eine richtige Taktik muß

ganz umgekehrt von vornherein darauf ausgehen, sie hineinzunehmen. Gewiß werden die Leute dann suchen, ihren Einfluß als Ausschußmitglieder auch irgendwie für ihre Partei nutzbar zu machen, aber dieser Nachteil verschwindet gegen den Vorteil, daß der Zwiespalt, der nun einmal zwischen dem praktischen Nutzen der Arbeiterbevölkerung und der Politik der Sozialdemokratie besteht, dadurch mit aller Kraft hervorgedrängt und der Arbeiterschaft zum Bewußtsein gebracht wird. Die bürgerliche Presse hält ja sonst der sozialdemokratischen mit Recht fortwährend diesen Unterschied vor, hier, wo einmal eine Gelegenheit ist, erfolgreich damit zu operieren, scheint man ihn zu vergessen. Jeder Sozialpolitiker weiß, wie stark innerhalb der Sozialdemokratie der gewerkschaftliche Gegensatz bereits die Gemüter verfeindet hat; man kann, um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, nichts wirksameres tun, als ihr auf diesem Kampffeld den Spielraum so sehr wie möglich zu vergrößern: statt dessen hat die Kommission sich bemüht, ihn nach Möglichkeit einzuschränken. Hat er erst freien Raum, so kann dieser Zwiespalt leicht so weit führen, daß die Arbeiter selber die sozialistischen Führer nicht mehr in die Ausschüsse wählen und dann ist die Sozialdemokratie auch politisch geschlagen. Auch wenn es nicht so weit kommt, hat doch die Erfahrung schon tausendfach gelehrt, daß Sozialdemokraten, sobald man sie zur Praxis heranzieht, ganz vernünftig und gemäßigt auftreten.

Man kann es verstehen, wenn jemand den Satz aufstellt, daß die Arbeiter-Ausschüsse überhaupt von Uebel seien. Sie heben die alte patriarchalische Arbeits-Verfassung auf und diese Verfassung hatte ihre nicht geringen Vorzüge. Wenn man aber nun einmal zu dem Entschluß gekommen ist, Arbeiter-Ausschüsse zu schaffen, dann gebietet offenbar eine gesunde Politik, sie so zu organisieren, daß sie funktionieren können. Wie man sich nachher mit ihnen auseinandersetzen wird, wird die Zeit lehren. Andere Völker haben bereits mancherlei wertvolle Experimente in dieser Richtung gemacht, worüber dieses Heft einen Aufsatz von Dr. Zimmermann bringt. Der Weg, den die Kommission des Abgeordnetenhauses eingeschlagen hat, um den gefährlichen Arbeitermassen Zaum und Zügel anzulegen, ist offenbar der denkbar falscheste.

Auf die konkreten Fragen über Wagnullen, System und Höhe der Ordnungsstrafen, Schichtdauer, Seilfahrt, wie weit das Gesetz Normen geben, wie weit die Bestimmung den Ober-Bergämtern überlassen werden soll, enthalte ich mich des Urteils. Es läßt sich da wohl vom praktischen Gesichtspunkt für die Beschlüsse der Kommission manches sagen, aber die Bestimmungen über die Arbeiterausschüsse zeigen ja nur zu deutlich, aus welchem Geist diese Gesetzgebung geboren ist; sie ist nicht nur engherzig, ausschließlich vom Klassenstandpunkt der Besitzenden, sondern auch in hohem Grade kurzsichtig, da die Mittel für den gesetzten Zweck durchaus untauglich und nur geeignet sind, die zu schaffende Institution lebensunfähig zu machen. Wenn die Regierung die Schwäche haben sollte, diesen Be-

strebungen auch nur um eines Nagels Breite nachzugeben und nicht mit Einziehung ihrer ganzen Autorität ihren Entwurf sowohl im Abgeordneten-
hause wie im Herrenhause durchzudrücken, so würde ihr von der gesamten
Arbeiterchaft in Deutschland mit Recht der Vorwurf gemacht werden, daß
sie ein feierlich gegebenes Versprechen nicht gehalten habe. Gewiß ist die
Regierung konstitutionell gebunden, sich mit den bestehenden Majoritäten
in der Volksvertretung auseinanderzusetzen; in diesem Falle aber ist sie
in der ausnahmsweise günstigen Lage, daß sie die völlig freie Hand hat,
an welche Volksvertretung sie gehen will: sie kann mit Leichtigkeit den
Gesetzentwurf in die Form eines Reichs-Gesetzes bringen und ihn dem
Reichstag vorlegen, wo er den Schwierigkeiten des Landtages, der nur die
besitzenden Stände vertritt, nicht begegnen, sondern glattweg angenommen
werden würde. Es kommt also tatsächlich nur auf den guten Willen und
auf die Energie der Regierung an, was für ein Gesetz schließlich zustande
kommt. Sie braucht gar nicht einmal wirklich an den Reichstag zu gehen,
sondern nur dem Landtag deutlich genug mit ihm zu drohen, um ihren
Willen durchzusetzen. Der Herr Reichskanzler hat ja schon zuweilen gezeigt,
daß er nicht immer bloß der höfliche Mann, sondern unter Umständen auch
sachbedeugend sein kann, wenn er es politisch für nützlich hält, zum Beispiel
einmal dem Evangelischen Bunde gegenüber. Nachdem, wie glaubwürdig
verlautet, zwei Mitglieder unseres Staatsministeriums, Herr Möller und
der verstorbene Herr von Hammerstein, persönlichen Unhöflichkeiten von
Beckenbesitzern in diesem Kampf ausgesetzt gewesen sind, wäre wohl die
Gelegenheit nicht so schlecht, einmal wieder nach altpreussischer Art wider-
haarigen Interessenten gegenüber „die Autorität zu stabilisieren“. Des
Beifalls der gesamten unabhängigen öffentlichen Meinung würde der Herr
Reichskanzler dabei sicher sein.

Es ist gar nicht abzusehen, welche Folgen es haben müßte, wenn die
Regierung in diesem Konflikt wirklich schwach werden und die einmal er-
griffene Politik nicht mit aller Energie durchführen sollte. Aber selbst
wenn, wie ich bestimmt annehme, die Regierung auf die eine oder andere
Weise ihren Plan durchsetzt, so ist dennoch schon die Tatsache des Wider-
standes, den ihr die vereinigten Konservativen und Nationalliberalen ge-
leistet haben, ein Zwischenfall, der große Nachwirkungen haben muß. Die
Politik ist ein organischer Zusammenhang, und Vorgänge an der einen
Stelle wirken auf den ganzen Körper zurück.

Die bedeutame Tatsache, die ich meine, ist, daß in diesem ganzen
Kampf der Standpunkt einer verständigen aufklärten Sozialpolitik vom
Zentrum vertreten worden ist. Neben dem Zentrum haben auch die Frei-
sinnigen ganz wacker gekämpft, aber der Liberalismus hat sich ja nun ein-
mal heute in Deutschland so weit heruntergewirtschaftet, daß er nur noch
wenig mitzählt, und wir können hier von ihm absehen. Umso wichtiger
ist das Zentrum. Immer wieder ertönt in den bestgesinnten Kreisen
unseres Volkes der Klageruf über die Abhängigkeit unserer Regierung von

dieser Partei. Die Realpolitiker erwidern darauf kühl, daß wir in einem konstitutionellen Staat leben und daß die Klagen den einmal zeigen möchten, wie man denn, solange das deutsche Volk so viele Zentrumsabgeordnete wählt, ohne sie regieren könne. Darauf gibts dann keine Antwort. Die Sache ist aber mit dieser formell-konstitutionellen Betrachtung noch nicht erledigt. Man mag der Weltanschauung des Katholizismus noch so feindselig gegenüber stehen, wer wirklich sehen will, wie es in Deutschland steht und auf welchem Wege wir uns befinden, der muß auch der Tatsache ins Auge zu schauen wagen, daß das Zentrum nicht bloß zahlenmäßig und taktisch, sondern auch innerlich und moralisch heute allen anderen Parteien weit überlegen ist. Dieser Kampf um das Vergesetz hat es einmal wieder deutlich gezeigt. Die alten Kartellparteien, die ursprünglichen Träger des Reichsgedankens, im besonderen die Nationalliberalen, sind heute die Vertreter der allerrückständigsten Anschauungen auf einem so wichtigen Gebiet wie die Sozialpolitik. Die ganze jüngere, auf den Universitäten erzogene oder sonst wissenschaftlich gebildete Generation ist heute sozialpolitisch gesinnt; notwendig lehrt sie sich von den alten nationalen Parteien ab und erfüllt sich mit Sympathie, sei es für die Sozialdemokratie, sei es für das Zentrum.

Aber ist nicht die materialistische, internationale und schließlich hohle Weltanschauung der Sozialdemokratie und auf der anderen Seite der verkümmerte, unfreie, unwissenschaftliche Scholastizismus der katholischen Kirche für jeden wahrhaft Gebildeten unserer Tage schlechthin unannehmbar? Man sollte es meinen; aber zuletzt gibt es doch schon da wie dort Leute, denen man Bildung nicht absprechen kann, und der Strom der Zeit führt nicht etwa von dieser Richtung ab, sondern er führt in dieser Richtung weiter. Wir haben uns bereits im Eingang dieser Betrachtung klar gemacht, daß die sozialdemokratischen Theorien von ihren entschiedensten Vertretern nicht mehr festgehalten werden, sondern anfangen sich aufzulösen. Je weiter dieser Prozeß fortschreitet, desto leichter wird die Annäherung anderer Kreise. Das ist nun wohl schon öfter beobachtet und gesagt worden, sehr merkwürdig aber ist die analoge Bewegung, die nun von der katholischen Seite her ansetzt. Schon in der Redaktions-Anmerkung zu dem Artikel „Ein Wort zum Frieden“ in diesem Heft habe ich darauf hingewiesen.

Nachdem 1870 die Unfehlbarkeit proklamiert war, und in der Hitze des Kulturkampfes nahm man an, daß die katholische Kirche sich in der eingeschlagenen Richtung immer weiter entwickeln, dem Buddhismus immer ähnlicher werden, sich gegen die moderne Welt und das autonome wissenschaftliche Denken immer schroffer abschließen werde. Statt dessen mehren und mehren sich die Zeichen der Annäherung. Die Ausdürrung der inneren geistigen Kräfte in der Umschließung durch die Rinde einer versteinerten Scholastik, war allmählich in der katholischen Bevölkerung schon soweit vorgeschritten, daß die Führer sich nicht mehr dagegen ver-

schließen konnten und nach Abhilfe zu rufen begannen. Man sah, daß unter den Männern der Wissenschaft und der Literatur, der Kunst, der Technik, der Industrie, der Kaufmannschaft, des Kapitals die Katholiken nah am Aussterben waren; mehr als ein Drittel des deutschen Volkes umfassend, lieferten sie doch für die höheren, führenden Stände so gut wie nichts; der Katholizismus schien auf dem Wege, eine Bauern-Religion zu werden. Mit einem ziemlich plötzlichen Entschluß hat man angefangen, andere Wege einzuschlagen und sucht nach einem Ausgleich mit der modernen Denkweise. Die alte Forderung, die immer von den Gegnern erhoben worden ist, daß sich der Katholizismus scheiden solle vom Ultramontanismus, die Behauptung, daß der religiöse Kern aus der hierarchischen Schale herausgeschält werden könne, wird jetzt von alten Verteidigern der Kirche selber aufgenommen.

Die Stärke jeder Kirche ist ihre Geschichte. Das unvordenkliche Alter gibt ihren Dogmen die Autorität und drückt ihnen den Stempel einer göttlichen Offenbarung auf. Diese Stärke ist aber auch Schwäche: die Unantastbarkeit der Tradition verhindert das Mitgehen mit der sonstigen geistigen Entwicklung des menschlichen Geschlechts. Wie sehr haben wir sogar im Protestantismus mit diesem Widerspruch zu kämpfen — nun aber gar die katholische Kirche mit ihrem Autoritätsprinzip, den mit Unfehlbarkeit umkleideten Konzilien und Päpsten! Jeden Augenblick kann Rom mit einem Donnerwort dazwischenfahren und der Bewegung das Lebenslichtchen ausblasen. Wie aber, wenn nun Rom selber von der Bewegung ergriffen würde? Die allererstauulichsten Nachrichten werden von dort aus über die Gesinnungen des jetzigen Papstes verbreitet. Schon als er gewählt wurde, hieß es, die Kardinalen hätten einen religiösen, nicht einen politischen Papst gewollt. Pius IX. lebte noch ganz und gar in dem Gedanken der universalen Hierarchie des päpstlichen Oberkönigtums über alle Kaiser und Könige und der Herstellung des Kirchenstaates. Leo XIII. hat an dieser Politik äußerlich noch festgehalten, ob er ihr innerlich noch so durchaus anhing, erschien öfter zweifelhaft. Heute ist die Entwicklung der Dinge soweit gediehen, daß an eine Herstellung des Kirchenstaates und an die Wiederaufnahme der mittelalterlichen Ansprüche des Papsttums nicht mehr zu denken ist. Mag die natürliche Anlage zu hierarchischen Gelüsten im Vatikan noch so groß sein, da ihr jede Möglichkeit zu praktischer Betätigung abgeschnitten ist, ist es wohl eine ganz natürliche Entwicklung, daß die doch nie ganz ausgestorbenen rein religiösen, urchristlichen Tendenzen in der Priesterschaft mehr und mehr die Oberhand gewinnen. Was eine späte Zukunft einmal bringen mag — wer will es wissen? Augenblicklich aber ist eine unverkennbare Strömung vorhanden, die der Bewegung im deutschen Katholizismus, wie sie Herr von Hertling, Herr Bachem, Professor Ehrhardt, Professor Schell, Professor Mertle, Professor Spahn und das katholische Staatslexikon vertreten, parallel geht. Die in Rom erschienene Broschüre „Pius X., seine Taten und seine Pläne“, die

unbestritten vom Papste selber inspiriert ist, hat Anschauungen kundgegeben, daß die „Katholische Kirchenzeitung“ in Salzburg, das Organ des Erzbischofs Kardinal Ratschthaler rundweg aussprechen konnte, der Heilige Vater sei Reformkatholik geworden.

Unabsehbare Perspektiven eröffnen sich hier. So unüberwindlich das Hindernis des katholischen Dogmas erscheint: die Theologie hat schon manches Unumstößliche um- und wegzudeuten verstanden. Wenn einst der Kardinal Bellarmin proklamierte, daß man die Geschichte durch das Dogma überwinden müsse, so mag vielleicht jetzt eine Zeit kommen, wo die Geschichte es fertigbringt, ein gut Stück Dogma zu überwinden. Unsere Zeit ist voll von religiösen Regungen, die sich zunächst zum großen Teil außerhalb der Kirche bewegen, aber doch auch einmal mit ihr in Beziehung treten können; man lasse sich nicht dadurch irre machen, wenn auch ein Naturforscher wie Professor Haackel, der seine Kindereien für Philosophie ausgibt, viel Zulauf findet; selbst in diesem noch verworrenen und oberflächlichen Suchen steckt doch ein Streben, das in denkfähigen Persönlichkeiten zu metaphysischem und bald auch religiösem Denken führen kann, und wie sich solches Denken dann mit der katholischen Kirche auseinandersetzt, das kann man aus dem Ausspruch des Herrn Zendrini über die religiöse Frage in Italien in diesem unserem Heft lernen.

Meine persönliche Meinung auszusprechen, so glaube ich freilich, daß das katholische Dogma und der überlieferte Geist in der Priesterschaft und den Mönchsorden viel zu hart ist, um wesentliche Bewegungen zu gestatten, aber schon der ehrliche Versuch einer Annäherung — und an der Ehrlichkeit kann nicht der geringste Zweifel sein — ist ein wichtiges Ereignis und man kann nicht wissen, wie weit er führt. Der Katholizismus ist von je doppelseitig gewesen: vermöge seines Autoritätsprinzips ist er dem Konservatismus verwandt, vermöge seiner Unabhängigkeit vom Staate dem Liberalismus. Wir lernen jetzt von neuem diese Doppelseitigkeit kennen, denn in dem Augenblick, wo das Zentrum sich die Sympathie der Liberalen und Aufgeklärten erwirbt durch seine Sozialpolitik, nähert es sich den konservativen Protestanten durch Abstreifung mancher seiner mittelalterlich-ultramontanen Anschauungen. Gerade die Nationalliberalen sollten doch diese Entwicklung ihrer alten Gegner recht ernstlich bedenken. In eben diesem Heft bringen wir einen Bericht aus Holland, wo das Bündnis zwischen den ehemaligen Todfeinden, den Calvinisten, den Nachkommen der Geusen, und den Katholiken, den Nachkommen der Gesinnungsgenossen Albas, heute regiert. In Deutschland ist das kirchliche Bündnis beider Konfessionen immer nur vorübergehend praktisch geworden, aber es ist klar, daß je mehr der Katholizismus seine rein religiösen, ihm mit den Evangelischen gemeinsamen Kräfte ausbildet, desto mehr das Zusammengehen mit den Konservativen erleichtert wird.

Man dürfte fragen: ob wir, die „Preussischen Jahrbücher“, Veranlassung haben, eine solche Entwicklung zu fördern? Die Frage ist eine

ähnliche, wie die der Mauferung der Sozialdemokratie. So bestimmt wir diese stets angenommen haben, so haben wir doch auch stets darauf hingewiesen, daß in gewisser Beziehung die Partei dadurch nur gefährlicher werde, denn eine gemäßigte Sozialdemokratie wird noch viel Anhänger gewinnen und man wird mit ihr paktieren müssen. Dennoch muß man die Mauferung wünschen und befördern, weil der Zustand, daß ein so großer Teil des deutschen Volkes außerhalb der Kreise der deutschen Ideale lebt, unerträglich ist und auf die Dauer tödlich wirken müßte. Ganz ebenso steht es mit dem Katholizismus: ein gemäßigter, leidlich gebildeter Katholizismus muß auf unser gesamtes Dasein einen größeren Einfluß gewinnen als ein schroffer Ultramontanismus. Dennoch müssen wir dem Reform-Katholizismus Erfolg wünschen und ihn willkommen heißen, weil es sich um Kinder unseres Volkes handelt, deren Bestes auch wir wollen müssen, die wir zum wenigsten, wenn sie den guten Willen zeigen sich uns zu nähern, nicht zurückstoßen dürfen. Die prinzipielle Gegnerschaft gegen die Weltanschauung des Katholizismus sowohl mit seiner gebundenen Wissenschaft, seinem zölibatären Priestertum und seinem Mönchsideal, wie gegen die Sozialdemokratie mit ihrem Materialismus, bleibt bestehen, aber die Partei darf nie über das Volk gehen.

Wohl gibt es Zeiten, und wir haben sie erlebt, wo der Parteikampf so heftig war, daß „Worte zum Frieden“ nicht nur verhallen, sondern auch schädlich wirkten, weil sie die Anspannung und Kampfeslust der eigenen Gefinnungsgegnossen dämpften; heute aber leben wir in einer Zeit, wo alles darauf angelegt ist, die Gegensätze abzuschwächen und die Spitzen abzubiegen. Geschähe das nur nach der einen Seite, etwa der Sozialdemokratie oder auch dem Katholizismus gegenüber, so würde ich das für recht gefährlich halten. Der einseitigen Annäherung der Konservativen an das Zentrum haben wir stets widersprochen und dem Ausruf des Staatssekretärs v. Köller, er wolle lieber im schwarzen Meer ertrinken als im roten, ist entgegenzuhalten, daß ein geschickter Steuermann das deutsche Staatschiff so zu steuern hat, daß es beide Meere glücklich passiert. Zudem man beide Flügel, sowohl den schwarzen wie den roten, als positive Parteien zu behandeln sucht und bei der einen immer wieder Anlehnung gegen die andere findet, mindert man nicht nur die Gefahr, daß Deutschland, sei es dem Klerikalismus, sei es dem Radikalismus verfallend, sondern schützt sich auch selbst vor der Versuchung, etwa in den Prinzipienfragen weich zu werden und sich selber aus Friedensliebe etwas zu vergeben.

Noch besser gesichert vor dieser Gefahr und daneben höchst bequem ist es freilich, gleichmäßig nach beiden Seiten mit dem Brustton der Uneinigkeit den Kampf zu predigen. Leider steht dem entgegen nicht nur, daß die Katholiken und Sozialdemokraten mit ihrem weiteren Anhang zusammen die große Majorität des deutschen Volkes ausmachen, sondern namentlich auch, daß die Konservativen und Nationalliberalen so ideenarm geworden:

— die Mehrzahl der Gebildeten und namentlich

das heranwachsende Geschlecht sich von ihnen abgewandt hat, sie wohl noch in den Wahlen unterstützt, weil es eben nichts anderes gibt, aber Herzensbeziehungen zu ihnen nicht mehr empfindet. In diesen Verhältnissen klar zu sehen, sich keinen Illusionen hinzugeben und sich von allen Vorurteilen und Einseitigkeiten freizumachen, darauf kommt es an, wenn man heute die richtigen Wege für die deutsche Politik finden will.

Marokko.

Als vor einem Jahr der große englisch-französische Freundschaftsvertrag, in dem den Franzosen Marokko zufiel, bekannt wurde, schien es, als ob Deutschland kaum etwas anderes übrig bleiben werde, als sich darein zu finden. Aber es ist eine alte Regel der Politik, daß zu den Tugenden eines Staatsmannes auch die Geduld zählt; zu jeder richtigen Aktion gehört der richtige Augenblick, den man oft nicht schaffen kann, sondern abwarten muß. Erst dadurch, daß Deutschland ruhig ein Jahr hat verstreichen lassen, ehe es in die marokkanische Sache eingriff, hat es die vorteilhafte Stellung erlangt, die es heute einnimmt. Man hat wohl gar die Vermutung ausgesprochen, erst die Niederlage der Russen bei Mutden habe der deutschen Regierung den Mut gegeben, sich den Franzosen in den Weg zu stellen, aber die Torheit dieser Unterstellung ist leicht aufzudecken. Waren etwa die Russen erfreut über die französisch-englische Annäherung? In Petersburg hat man gewiß keinen Augenblick Lust verspürt, den Franzosen wegen Marokko den Rücken zu stärken; im Gegenteil, wenn sie mit ihrer englischen Freundschaft irgendwo tüchtig anecken, so freut man sich darüber nirgends mehr als in Petersburg. Der Grund, weshalb die deutsche Regierung sich so lange völlig still verhielt, liegt allein in der Sache selber: im Laufe dieses Jahres sind die Franzosen mit ihren Forderungen dem Sultan in Fez bereits stark auf den Leib gerückt; was vor einem Jahr noch ein bloßer Plan war, wird heute in Fez bereits empfunden als ein Druck: in diesem Augenblick ist der deutsche Kaiser erschienen, hat dem Lande die Ehren eines Besuchs erwiesen und erklärt, daß Marokko ein unabhängiges Reich sei. Vor einem Jahr hätten die Marokkaner selber von einer solchen Intervention vielleicht kaum Notiz genommen, heute empfinden sie bereits durch den ganzen Körper, welche Hilfe ihnen zuteil geworden ist, und mit einem Schlage hat Deutschland im Scharfenreiche eine Stellung gewonnen, aus der es nicht mehr herausmanövriert werden kann.

Es ist eine sehr eigentümliche Aufgabe, die die mohammedanische Welt der europäischen Kultur stellt. Keine Frage, daß auch der Islam sich einmal der unermesslichen Ueberlegenheit der romanisch-germanischen Nationen und ihrer Kultur beugen muß. Aber so gering der Kulturwert des Islam ist, er hat politisch-religiöse Kräfte von außerordentlicher Gewalt, die sich mit Zähigkeit widersetzen. Daß es den Japanern gelungen ist, sich im Laufe eines Menschenalters europäische Kulturelemente in dem Maße anzueignen, daß es uns alle mit starrem Staunen erfüllt, ist nicht am

wenigsten dadurch ermöglicht worden, daß diese Asiaten von so großer religiöser Indifferenz sind. Sie haben Götzendienst, Ahnenkultus und sehr achtbare philosophische Lehren der Weisheit und Tugend, aber keine Religion, die das Volk als Einheit wahrhaft beherrschte und Fremdes ausschloß. Gerade das tut der Islam und zwar in einem Maße, daß die Gläubigen des Propheten nahezu kulturunfähig sind. Trotzdem dringt unaufhaltjam europäische Technik, europäisches Denken und Leben in die Gebiete des Mohammedanismus ein. Einige Gebiete sind mit größerer oder geringerer Gewalt direkt unter europäische Herrschaft gestellt worden, Algier, Bosnien, die Mohammedaner im Kaukasus, in Turkestan und in Indien. In Aegypten und Tunis haben es die Europäer für klug gehalten, die alten mohammedanischen Herrscher auf ihren Thronen zu belassen, sie unter Vormundschaft zu nehmen und die Regierungsgewalt für sie, in ihrem Namen auszuüben; sie haben es dadurch vermieden, den mohammedanischen Fanatismus zu sehr zu reizen, ohne in ihrer Herrschaft tatsächlich beschränkt zu werden. Der Sultan und der Schah von Persien wiederum haben selber, weil das mohammedanische Staatswesen finanziell versagte und eintrocknete, Europäer zu Hilfe gerufen, Straßen und Eisenbahnen bauen lassen, einige finanzielle Institute und technische Anlagen genehmigt. Noch völlig abseits stand bisher Marokko, und die Absicht der Franzosen unter Zustimmung der Engländer war, dies zukunftsreiche Gebiet allmählich unter eine ähnliche Vormundschaft zu bringen, wie es mit Tunis gelungen ist.

Die Bevölkerung von Marokko ist aber von der ganzen mohammedanischen Welt heute noch die gläubigste, hat von der Ueberlegenheit der Europäer noch die geringsten Vorstellungen und dafür eine desto höhere Meinung von ihrer eigenen Erhabenheit als Jünger des Propheten. Auch wird man sich am Hofe von Fez wohl nicht unklar darüber sein, daß das Ende der französischen Ratschläge, Vorschüsse und Einrichtungen eine französische Herrschaft werden muß, wie in Tunis. Die einfache Ablehnung und Exklusion alles europäischen Wesens ist aber auch nicht mehr aufrecht zu erhalten, und das werden auch wohl schon ziemlich viele Marokkaner begriffen haben. Wenn Frankreich das Blut und die Kosten nicht scheut, ist es überdies in der Lage, mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen.

Die natürliche Frage für eine marokkanische Politik ist also: gibt es keinen Weg, soviel als nun einmal unvermeidlich ist vom Europäertum aufzunehmen, ohne dabei die zukünftige Unabhängigkeit zu riskieren? Die Antwort liegt nahe: man muß sich dieses Europäertum bringen lassen von einem Volke, das nicht wie die Franzosen, oder auch die Spanier, oder auch die Engländer gleich damit die Absicht verbindet, das Land zu unterjochen. Dies Volk können nur die Deutschen sein. Wenn Deutschland die schützende Hand über Marokko hält, wird Frankreich nicht wagen, es zu erobern. Die Deutschen selber aber können Eisenbahnen bauen, Bergwerke betreiben, Finanzen organisieren, ohne die marokkanische Souveränität zu

gefährden, weil sie weder Nachbarn sind, noch über die englische Seemacht verfügen.

Man sieht, von welcher außerordentlichen Tragweite das Erscheinen Kaiser Wilhelms in Tanger, die dort gesprochenen Worte von dem unabhängigen Staat Marokko und die Forderung, daß Marokko ein für alle Europäer zugängliches Gebiet bleiben müsse, für uns ist. Mit einem Ruck sind die Franzosen aus der Position, die sie bereits gewonnen zu haben glaubten, wieder herausgeholt; Deutschland steht von jetzt ab in Fez ähnlich wie in Konstantinopel. Auch hier beruht ja unsere diplomatische Stellung darauf, daß das Deutsche Reich derjenige Großstaat ist, der nicht in die Lage kommen kann, türkische Provinzen zu annektieren. Mag es auch noch so langsam gehen und von den anderen Mächten noch so sehr dagegen gearbeitet und intriguiert werden, hier ist ein von der Natur und der Geschichte gegebenes objektives Verhältnis, was notwendig immer wieder zu Gunsten Deutschlands wirksam werden muß. Im Jahre 1898 beim Einzug in Damaskus sprach Kaiser Wilhelm das Wort, das seitdem von Mund zu Mund und durch die ganze Welt des Islams getragen worden ist, er sei ein Freund aller Mohammedaner. Dies Wort ist nicht bloß so hingeprochen worden, sondern es enthält ein Programm. Es ist die Formel, vermöge welcher mohammedanische Reiche der europäischen Kultur geöffnet und zugänglich gemacht werden können, ohne durch die Gewalt des Schwertes dazu gezwungen zu werden. Das Feld der Tätigkeit, das auf diesem Wege dem deutschen Volke gewonnen werden wird, ist das allerwichtigste Stück unserer gesamten Kolonialpolitik, denn dazu muß es schließlich gerechnet werden. Der diplomatische Feldzug in Marokko hat erst begonnen, aber die Einleitung ist so überaus geschickt und glücklich gehandhabt worden, daß man sie bereits als einen glänzenden Erfolg der Staatskunst des Kaisers persönlich wie des Reichskanzlers feiern darf. Jetzt erst verstehen wir, weshalb der Kaiser am 28. April und am 1. Mai v. J. in Karlsruhe und Mainz gewisse kriegerische Anspielungen machte, daß er hoffe, wir würden „einig sein, wenn es notwendig werden sollte, in die Weltpolitik einzugreifen“ und daß die neue Rheinbrücke bei Mainz, „wenn sie zu ernstem Transport benutzt werden sollte, sich bewähren werde“.

Der „Spektator“ verhöhnte damals diese Redewendungen: der Kaiser wolle durch solches Renommieren nur verbergen, wie isoliert Deutschland sei, nach Art des Menschen, der über den Kirchhof gehend sich seine Angst durch Singen zu vertreiben suche, und es schien damals wirklich, als ob Deutschland noch immer zum Zusehen verdammt sei, wenn England und Frankreich die Welt unter sich verteilten. Heute schon aber bringen wir mit Vergnügen dieses Blättchen wieder in Erinnerung, (wir entnehmen es dem eben erschienenen Schultheßschen Geschichtskalender,*) denn der

*) Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. 45. Bd. Herausg. von Gustav Koloff. München, C. S. Bed.

Wind hat sich gedreht; nicht vergeblich hat der deutsche Kaiser an seine Macht erinnert, auch die Araber im Atlas wissen, daß die Deutschen die Franzosen besiegt haben und wagen es jetzt, sich ihnen zu widersetzen.

Sie dürfen es umsomehr, da die Franzosen über ihren Echee weniger verstimmt sind, als man meinen sollte. Zunächst empfinden sie es selber, daß es ein grober Fehler ihres Ministers Delcassé war, zu glauben, daß England und Frankreich eine Frage wie diese marokkanische lösen dürften, ohne Deutschland, das schon jetzt nicht ganz geringe Interessen in Marokko hat, deshalb zu begrüßen. Dann ist ihnen auch wohl selber bei dem ganzen Unternehmen nicht so recht wohl gewesen, sie erinnern sich, welche Ströme von Blut und Milliarden an Geld es gekostet hat, Algier zu erobern, und ohne Krieg wäre es auch in Marokko nicht abgegangen; der Fanatismus aber und die Kriegstüchtigkeit der Marokkaner sind bekannt. Kommt es schließlich dahin, daß Marokko sich freiwillig in freier Konkurrenz der europäischen Völker dem europäischen Wirtschaftsleben erschließt, so sind ja auch die Franzosen davon nicht ausgeschlossen, und ob die zu gewinnende exklusive Herrschaft den Preis der gewaltsamen Eroberung wert gewesen wäre, ist doch wohl fraglich. Der Minister Delcassé und seine Freunde mögen über die Niederlage, die sie erlitten, noch so ergrimmt sein, das französische Volk steht in dieser Stimmung nicht hinter ihnen, und die Tieferblickenden werden sogar froh sein, daß der deutsche Kaiser ihnen einen überaus schweren Kolonial-Krieg erspart hat.

Höchst charakteristisch aber ist, daß viel mehr Aerger als bei den Franzosen selber sich bei den Engländern zeigt. Der Neid auf uns hat in diesem Lande bereits einen solchen Grad erreicht, daß jeder deutsche Erfolg dort wie ein Stich empfunden wird; es ist geradezu unglaublich, was ein Teil der englischen Presse fortwährend an Verhöhnung und Verleumdung Deutschlands leistet und die wenigen Besonnenen, die wahren Kenner Deutschlands wie Charles Lowe und Sidney Whitman widersprechen zwar mutig, aber offenbar vorläufig ohne Erfolg.

Wir können im Bewußtsein unseres guten Rechts ganz kühl dabei bleiben. Niemand in Deutschland will England etwas übles. Wir verlangen nichts, als daß wir als ein großes, seefahrendes Volk von der Weltpolitik nicht ausgeschlossen werden, und hoffen, daß auch in England schließlich die gesunde Vernunft und der altbewährte common sense siegen und diesen Anspruch anerkennen wird.

D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Werner.** — Bestimmungen über den Dienst Eintritt der Einjährig-Freiwilligen im Deutschen Heer und in der Marine. M. 1,50. Berlin, Militärverlag der Liebetschen Buchhandlung.
- Witte, Dr. Hans.** — Die Abstammung der Mecklenburger. Separatabzug aus „Deutsche Erde“. 1. Heft 1906.
- Wright, Henry Burt.** — The Campaign of Plataea. 148 S. New-Haven, The Tuttle, Morehouse & Taylor Company.
- Wolf, Dr. Julius.** — Materialien betreffend den Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein. Zweite Auflage. M. 1,—. (Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins. Heft 1.) Berlin, Georg Reimer.
- Wurfel, Erich.** — Gedichte. M. 1,50. Kiel, Robert Cordes.
- Zimmermann, Dr. Alfred.** — Kolonialpolitik. (Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden begründet von Kuno Frankestein fortgesetzt von Max v. Heckel. 1. Abteilung: Volkswirtschaftslehre. 18. Band. 424 S. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
- Augyal, Dr. David.** — Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England. Aus dem Ungarischen. (Separatdruck aus der „Oesterr.-Ung. Revue“, 32. Band, Heft 1—6.) 104 S. Budapest. Königlich-ungarische Universitäts-Buchhandlung.
- Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.** Herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. XX. Band, 8. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Aufsätze über den Streik der Bergarbeiter im Ruhrgebiet.** (Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Heft 5 des II. Bandes 70 Pf. Jena, Gustav Fischer.
- Bär, Adolf.** — Charlotte von Lengefeld als Freundin und Braut Schillers. M. 0,80. Weimar, Hermann Böhlans Nachf.
- Bericht über den I. Allgemeinen Deutschen Wohnungskongress in Frankfurt a. M. 16. bis 19. Oktober 1904.** M. 5. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungs-Jahren 1895 bis 1900.** 3. Teil. Berlin, Carl Heymann.
- Blütenkranz des heiligen Franziskus von Assisi.** Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Fbr. von Taube. Brosch. M. 6, geb. M. 8. Jena, Eugen Diederichs.
- Bré, Ruth:** Ecce Mater! (Siehe eine Mutter!) Ein Roman von heute. M. 3 brosch., M. 4 eleg. gebunden. Leipzig, Felix Dietrich.
- Eisler, Dr. Rudolf.** — Allgemeine Kulturgeschichte. Dritte Auflage, vollständig neu bearbeitet. In Originalleinenband M. 3,50. Leipzig, J. J. Weber.
- , — Deutsche Kulturgeschichte. In Originalleinenband M. 3. Leipzig, J. J. Weber.
- Fischer, Wilhelm.** — Hans Heintzin Erzählung. Geh. M. 2,50 geb. M. 3,50. München und Leipzig, Georg Müller.
- Flugschriften des Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild.** No. 1: Krankhafte Richtungen der geschlechtlichen Sinnlichkeit und ihre Entstehungsgesetze. Vortrag gehalten auf dem ersten Vortragsabend des Volksbundes von Dr. J. Marciniowski, leitender Arzt des Sanatoriums Woltersdorfer Schleuse bei Erkner (Berlin). 10 Pf. Leipzig, Felix Dietrich.
- Friedmann, Oscar.** — Der Zahltag. Wiener Schauspiel in drei Akten. M. 2. München, Albert Langen.
- Fröhlich, Jos. Ans.** — Der Wille zur höheren Einheit. M. 4,40. Heidelberg, Carl Winter.
- Fürtb, Jacob.** — Die Dornenkrone. Drama in vier Aufzügen. M. 3. Wien, Stern & Steiner.
- Gebert, Dr. Karl.** — Katholischer Glaube und die Entwicklung des Geisteslebens. Öffentlicher Vortrag, gehalten in der Krausgesellschaft in München am 10. Januar 1906. M. 1. München, Selbstverlag der Krausgesellschaft.
- Germanen-Bibel.** Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Zweite Auflage in Heft-Lieferungen zu 60 Pf. 1. Heftausgabe Luther-Klopstock; 5. Heftausgabe Schiller. Berlin, Volks-erzieher-Verlag Wilhelm Schwaner.
- Gide, André.** — Der Immoralist. Roman. Vom Verfasser genehmigte und von ihm durchgesehene deutsche Übersetzung von Felix Paul Greve. Brosch. M. 3,50, geb. M. 4,50, Luxus-Ausgabe M. 10. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
- Giese, Dr. Friedrich.** — Die Grundrechte. (Abhandlungen aus dem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht. Bd. I. Heft 2.) M. 3,00. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- v. Gleichen-Rasmussen, Alexander.** — Friedrich Schiller, Aesthetische Erziehung. (Erziehung zu deutscher Bildung, vierter Band.) Brosch. M. 2, geb. M. 3. Jena, Eugen Diederichs.
- Goldschmidt, Ludwig.** — „Kants „Privatmeinungen“ über das Jenseits und die Kant-Ausgabe der Königl. preuss. Akademie der Wissenschaften. Ein Protest. M. 2,40. Gotha, E. F. Thienemann.
- Gompers, Heinrich.** — Weltanschauungslehre. Ein Versuch, die Hauptprobleme der allgemeinen theoretischen Philosophie geschichtlich zu entwickeln und sachlich zu bearbeiten. Erster Band Methodologie. Brosch. M. 13, geb. M. 15. Jena, Eugen Diederichs.
- Hans, Dr. Ludwig.** Die Einigung des Liberalismus und der Demokratie. (Flugschriften der Deutschen Volkspartei Heft 8.) 60 Pf. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
- v. Halle, Dr. Ernst.** — Amerika, seine Bedeutung für die Weltwirtschaft und seine wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland, in Sonderheit zu Hamburg. Gross-Oktav 763 S. 110 Illustrationen. Hamburg, Verlag der Hamburger Börsenhalle.
- Harder, Agnes.** Liebe. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
- Hegels Religionsphilosophie.** In gekürzter Form, mit Einführung, Anmerkungen und Erläuterungen. Herausgegeben von Arthur Drews. Brosch. M. 13, geb. M. 15. Jena, Eugen Diederichs.
- Heraldisch-genealogische Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter.** Monatschrift zur Pflege der Heraldik, Genealogie, Sphragistik, Epitaphik, Diplomantik, Numismatik und Kulturgeschichte. Jahrgang 1. No. 12. Bezugspreis vierteljährlich M. 2,50, jährlich M. 10, einzelne Hefte M. 1,10, in das Ausland M. 1,15. Bamberg, Handels-Druckerei.
- Hensler, Dr. Fr.** Chemische Technologie. Geh. M. 8. Leipzig, B. G. Teubner.

- Hohenlohe.** — Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland General der Artillerie und Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und König Wilhelm I. Zweiter Band: Flügeladjutant unter König Friedrich Wilhelm IV. und König Wilhelm I. 1856—1863. 1905. M. 7,50, geb. M. 9. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Holl, D. Karl.** — Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola. Eine psychologische Studie. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 41.) 35 S. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Jacob, Dr. Karl.** — Bismarck und die Erwerbung Elsass-Lothringens 1870—1871. Brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50. Strassburg i. E., E. van Hauten.
- Jochims, Marie.** — Die Weltanschauung der deutschen Romantik. Broch. M. 4, geb. M. 5. Jena, Eugen Diederichs.
- Jordan, Max.** — Das Werk Adolf Menzels 1815—1905. Mit einer Biographie des Künstlers. Neue wohlfeile Ausgabe mit 109 Textabbildungen und 25 Bilderbeilagen. M. 10, geb. M. 12. München, F. Bruckmann.
- Kautsch, Rudolf.** — Die bildende Kunst und das Jenseits. M. 1,50. Jena, Eugen Diederichs.
- Klasi, Hermann.** — Dramen der Gegenwart. M. 3. Graz, Leuschner & Lubensky Universitätsbuchhandlung.
- Klerkegaard, Sören.** — Buch des Richters. Seine Tagebücher 1833—1855 im Auszug aus dem Dänischen von Hermann Gottsched. Mit 2 Porträts. Brosch. M. 3, geb. M. 4,50. Jena, Eugen Diederichs.
- Kirchbach, Wolfgang.** — Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker. M. 1. Schmagendorf b. Berlin, „Renaissance“.
- Klett, Dr. Richard.** — Die Erde in Einzeldarstellungen, II. Abteilung, Ergänzungsband: Unsere Haustiere. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Tierfrounde herausgegeben, mit 13 Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. 1. Lieferung, 60 Pf. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Könnecke, G.** — Schiller, Eine Biographie in Bildern. Vermehrter Sonderabdruck aus des Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Mit 208 Abbildungen und eines Titelbilde. M. 2,50. Marburg, N. G. Elwert.
- Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften.** Herausgegeben von Dr. Hermann Beck, Dr. Hanns Dorn und Dr. Ottomar Spann. Heft 2. Dresden, O. V. Böhmert.
- Kronenberg, Dr. M.** — Ethische Präjudien. Brosch. M. 5, geb. M. 6. München, C. H. Beck.
- Kuyper, Dr. Abraham.** — Reformation wider Revolution. Sechs Vorlesungen über den Calvinismus. Uebersetzt von Martin Jäger, geb. M. 4. Gr. Lichterfelde, Reich Christl.-Verlag.
- Landberg, Dr. Hans.** — Moderne Zeitfragen. No. 1. Strafrechtsreform von Prof. Dr. Ferd. Tönnies. No. 2. Kirche, Staat und Schule von Prof. Dr. Wilh. Rein. No. 3. Grussstadtverkehr von Ingenieur Dr. Kollmann. M. 1 jedes Heft. Berlin, Pan-Verlag.
- Lohmann, Gustaf (Wirkl. Geh. Kriegsrat).** — Die Mobilmachung von 1870/71. Mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet im Königlichen Kriegsministerium. 1905. M. 6, geb. M. 7,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Mauch, Theodor.** — Schiller-Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. M. 2,50. Stuttgart, Robert Lutz.
- Mayer, Dr. Gottlob.** — Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. 1. Jahrg. 1905 (April bis Dezember). Monatlich ein Heft von 32—48 Seiten. Preis jährlich M. 5, mit Porto M. 5,60, ins Ausland M. 6 (Jahrg. I [April—Dez.] kostet M. 3,75, mit Porto M. 4,20, ins Ausland M. 4,50.) Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.
- Molenaar, Dr. H.** — Die Notwendigkeit der Annäherung Deutschlands und Frankreichs. Nationalismus und Internationalismus. Der Aildeutsche Verband, die Friedensfreunde und die Elsass-Lothringische Frage. 50 Pf. München, Sekretariat der deutsch-franz. Liga.
- Newest, Th.** — Einige Weltprobleme. Die Gravitationslehre . . . Ein Irrtum. Populärwissenschaftliche Abhandlung. 93 S. Wien, Carl Konegen.
- Obst.** — Das Buch des Kaufmanns. Lief. 2. M. 2,20. Leipzig, Carl Ernst Poeschel.
- Osten.** — Der Ferne Osten, Herausgeber C. Fink, Shanghai. Band 3, Heft 2. Shanghai, Verlag der Ferne Osten.
- Pascal, Blaise.** — Gedanken. Zwei Bände. Brosch. M. 6, geb. M. 8. Jena, Eugen Diederichs.
- Pohle, Dr. L.** — Die neuere Entwicklung der Wohnungsverhältnisse in Deutschland. M. 1,40. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Reichs-Arbeitsblatt.** Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Dritter Jahrgang No. 4. Berlin, Carl Heymann.
- Reuma naturalium curiosus.** Adolf Harnack und die Naturwissenschaft. M. 1,20. Basel, Benno Schwabe.
- Reusner, Professor M. von.** Die russischen Kämpfe um Freiheit und Recht. M. 2,20, geb. M. 3. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
- Römer, Ernst.** Die Bücherrevisoren-Praxis in Deutschland und England. Propagandistische Handbuch der Bücherrevision. 274 S. Berlin, E. E. Römers Verlag.
- Schillers sämtliche Werke.** Säkular-Ausgabe. Band 2, 5 u. 8, à M. 1,20. Stuttgart, G. J. Cotta.
- Schober.** — Grundriss der Volkswirtschaftslehre nach Hugo Schober neu bearbeitet von Dr. Ed. O. Schulze (Prof. an der Handelsakademie St. Gallen). 6. Auflage. In Originalleinenband M. 6. Leipzig, J. J. Weber.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 80.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 8.

Don Quijote, Politik und Seele.

Ein deutscher Gruß an Spanien
zum dritten Jahrhundert-Feste des Romans.

1905.

Von

Florens Rang.

I.

Seit drei Jahrhunderten herrscht er nun. Von Spanien ritt er über die ganze Erde, abenteuervoll wie sein erster Held. Der moderne Roman. Der mit Don Quijote anfängt. Und den Don-Quijotismus abtut. Der vier gewaltigen Ritter einer von der schwarzen Kunst, die für unser literarisches Seelenleben von den vier Ecken Europas aus die Kampfbahn freihalten und über ihre Ordnung die Schilde breiten mit diesen Wappen drauf: deutsche Volksbibel, englische Zeitung, freie Wissenschaft italienischen Ursprungs und, als spanische Devise der Romanen, der Roman.

Non vi si pensa quanto sangue costa. Dante hat es von sich und seinem Werk gesagt, Michelangelo das Wort sich angeeignet — Cervantes hat nicht weniger das liebe Sachen, das er uns bereitet, mit Herzblut erkaufte. „Er ist im Leid erfahrener als im Lied,“ spricht er von sich.

Man muß ihn freilich mit Hintergedanken lesen, den närrischen unsterblichen Roman vom ingenioso hidalgo. Mit politischen, mit zeitgenössischen Hintergedanken, die heutigen Lesern nicht mehr nahe liegen, deutschen ohnehin nicht. Muß begreifen, daß wenn der Spanier auf den Amadis de Gaula und solche Lesespreu losdrasch, die ganz von selbst im Wind des nächsten Modewechsels verfliegen mußte, er nicht etwa seinem komischen Helden gleich, der mit eingeleiteter Lanze in harmlose Hammelherden einritt. Cervantes wußte, wen er traf. Sein Spanien. „Deutschland ist Hamlet,“

sang Freiligrath) einst mit nur zeitweiligem Recht. Spanien ist Don Quijote — drei Jahrhunderte haben dem Cervantes recht gegeben.

* * *

Immer in den Zeiten politischer Mundnebelung ist der Kampf gegen literarische Richtungen der zuletzt noch zugelassene, in den sich darum alles oppositionelle Ringen hereinzieht und verkleiden muß. Niemals und nirgends lastete die Zensur so schwer, wie in Spanien unter Philipp II. und III. Die Bücherpolizei der Inquisition hat auf einen Index dieser Zeit, der uns erhalten ist und über fünfzehn Jahre sich erstreckt, einfach alle und jede wissenschaftliche Veröffentlichung gesetzt, einzig ausgenommen Werke katholischer Kirchengelehrsamkeit und von der Hand gesinnungszuverlässiger Ordensleute. Philipp III. — „seine Majestät liebt es, ohne viel Gedanken zu leben“, berichtet der venezianische Gesandte — verschärfte noch die Zensur. Selbst Druckfehler mußten behördlich besonders genehmigt werden — man nahm den Druckfehlerteufel wahrlich nicht spaßhaft! — und wehe dem, der dem allmächtigen Günstling Verma in die Quere kam: der Geschichtsschreiber Antonio de Herrera wurde verbannt, weil er bloß in Briefwechsel gestanden mit einem Granden, auf dem der schließlich unerwiesene Verdacht lag, ein par politische Maueranschläge verfaßt zu haben, die Verma unbequem waren und auf welche der Briefwechsel gar keinen Bezug hatte. Als der Genius Spaniens zu seiner Nation von ihrem Charakter, ihrem Verderben, ihren Aufgaben, ihrer Zukunft und Bedeutung sprechen wollte, mußte er vor den Ohren der Machthaber als ein harmloser Eiferer für bessern literarischen Geschmack erscheinen. Aber — wer Ohren hat, zu hören, hört. Cervantes ist gehört, er ist verstanden worden. Zu durchsichtig ward oftmals die Satire, zu bebend schwoll die Bitterkeit im Ton. Wohl versicherte er am Anfang und am Ende: „Meine Absicht ist keine andere, als den Abscheu aller Menschen gegen die fabelhaften und ungereimten Geschichten der Ritterbücher zu erwecken.“ Warum versicherte er es überhaupt? Raum daß er für den ersten Teil einen Gönner fand, der die Dedikation entgegennahm. Und diese mußte offiziell so farblos sein wie möglich — Cervantes hat sie geradezu aus einem andern Buche abgeschrieben. „In der Widmung sei bescheiden,“ schreibt er in den Ulfgedichten, mit denen er das Werk begleitete. Versteckt in ihnen

kommt er denn deutlicher mit seiner Absicht heraus; da spricht „Urganda die Unerkannte“ zu dem Buch: „Nicht beschreib in breitem Schwulst — fremder Leute Lebensbahn, — weitab stehn und liegen lasse — Dinge, die dem Leser Wurst. — Merke dir, der ist ein Narr, — der da unterm Glasdach weilt — und trotzdem nach Steinen greift — und sie wirft auf Nachbars Dach“ — und Amadis ruft Don Quijote zu: „Dein Name hell wird sein wie Ruhmeszschimmer — dein Vaterland das erste auf der Welt!“ Fühlt man die spanische Ehre zucken bei der Aussicht auf so burlesken Ruhm? Zur Widmung des zweiten Teils mußte Cervantes sich schon einen Schwager Vermas selbst erkiesen; trotzdem hielt der Zensor es noch für nötig, die Druckerlaubnis ausführlich mit den lobenswerten moralischen Gesinnungen des Verfassers zu entschuldigen.

* * *

„Der Friede eines auf der ganzen Linie Geschlagenen war das Siegel auf Philipps Regierung, er hatte umsonst gelebt“ — schließt der Geschichtsschreiber des „Zeitalters der Reformation“ seine Betrachtung über Philipp den Zweiten, in dessen Fehlern ohne dessen Energie der Dritte fortregierte. Geschlagen — geprügelt zu werden — das ist das Schicksal Don Quijotes und seines Anappen: das Schicksal seines Vaterlands.

Weil Spanien und Don Quijote einer mittelalterlichen Idee nachliefen. Einer? — der!

Geißel- und Pritschenschläge auf Zustände und Personen hagelt's durchs ganze Buch. Philipp III.; zu faul, mit der geschulten Beamtschaft seines Vaters zu arbeiten, setzte an deren Stelle Granden, welche die Sache von oben her betrieben, und als ein Ausspruch von ihm nach seiner Thronbesteigung lief das Wort um: „die Zeit der Schildknappen ist jetzt vorüber“ — Cervantes zeigt den Schildknappen — und welchen Bauer gar! — als redlichen, fleißigen Statthalter mit gesundem Menschenverstand. Daß die Moristen grausam ausgetrieben wurden, reizt ihn an einer Stelle zum kaum verhüllten Ausdruck der Empörung gegen diesen König und den Vollstrecker des Befehls für Kastilien hin. Doch das ist des Verfassers Meinung nicht — wie später die des englischen Romans, Dickens' z. B. —, einzelne Mißstände des öffentlichen Lebens aufzudecken. Sein Held hat ein System, eine fixe Idee — und Philipp von Spanien hat die seinige. Dieselbe.

Die kreuzritterliche. Ihr gilt der Kampf, der scheinbar gegen Literatur-Papier geführt ward. Der Patriot und Invalide von Lepanto hat zu schmerzhaft die Prügel mitgeföhlt, die Spanien unter Philipps Ritterschaft befehen. „Umsonst gelebt“ — dies philippische Geschick bildet die Selbsterkenntnis, die er dem sterbenden Don Quijote leiht.

Nicht einmal in der Hülle literarischer Polemik hätte Cervantes das auch nur anzudeuten wagen können, wenn nicht — welch Glück für ihn und uns! — es ihm gelungen wäre, durch die Fehde wider das Ritterroman-Unwesen sich mit dem Anschein besonderer Loyalität wenigstens offiziellermassen zu bemänteln; denn hiergegen hatte auf Betreiben der Cortes im Anfang seiner Regierung einmal Philipp II. selber eine seiner unglaublich vielen Verfügungen erlassen.

* * *

Aber wirklich, der Mantel des Ritterromans paßte wie angegossen. Das ist die Klaue des Genies, sich seine Typen sichern Sprungs zu holen. Cervantes brauchte nicht, wie der fünf Jahre vorher von der spanischen Regierung verhaftete, siebenmal vierundzwanzig Stunden gefolterte, siebenundzwanzig Jahre im Kerker behaltene, auch große, aber unklünstlerische Campanella seine Meinung in der Form des Gegenteils zu sagen (der schrieb einen Atheismus triumphatus mit absichtlich schlechter Verteidigung des Christentums, um den Atheismus als triumphans zu erweisen) — wenigstens in der Hauptsache brauchte Cervantes das nicht. War Spanien nicht wirklich der fahrende Ritter unter den Nationen? Daher auch seine Vorliebe für Geschichten von fahrenden Rittern. Acht Jahrhunderte vor Don Quijote aus der Mancha war aus den Bergen Asturiens und der spanischen Mark der Gothenadel unter dem Panier des Kreuzes losgebrochen über die Araber, bis er durch die Eroberung Granadas Jerez de la Frontera wettgemacht. Die ganze Geschichte der Nation ein einziger Kreuzzug! Die Sonderkönigtümer, die ständischen Rechte, die persönliche Freiheit — was gab man nicht daran für das Ideal, der Ritter Christi wider die Ungläubigen zu sein? Ueber's Mittelmeer nach Tanager, Algier, Tunis folgte man ihnen auf den Hacken. Die Türken kamen: Spanien schlug Lepanto. Von neuen Küsten ahnte man: Spanien rüstete Columbus aus, jenseit der Ozeane das Reich Christi auszubreiten (denn das war sein und Spaniens oberster

Leitstern). In Nordeuropa hob Kezerei das Haupt wider den Paps: das Spanien Philipps führte wider sie den Glaubenstrik. War's nicht ein offenbar von Gott gesegnet Werk? War Spanien nicht die erste Militärmacht, unüberwindlich wie sich Don Quijote hielt? Fielen ihm nicht Kaiserreiche, Königtümer, „Insuln“ und Statthaltereien in den Schoß, von Ungarn bis Peru und Indien, mit Gold- und Silberschätzen, mehr als sich Sancho und sein Herr je träumen ließ? Winkte nicht aus den Tagen Carlos I., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, dem spanischen Schwert die Aufgabe und Ehre, die ganze Erde zu einem Gottesfrieden zu befehren — ein Kreuz, ein Glaube und ein Herr?

Und als verzückt von diesem Traum Don Quijote-Spanien wieder einmal ausritt in die Welt, hörte es die holländischen Windmühlenflügel klappern und wußte: „es geschieht Gotte ein großer Dienst, so böses Gezücht vom Angesicht der Erde wegzufegen“ und sprengte an — welch herrlich Abenteuer! — und ward gottsjämmerlich verbläut. Und den Windmühlen folgten die Wassermühlen und die Schafferden und die Ochsenherden und die Schweineherden und die Maultiertreiber und die Balbierer und die Reisenden und die Bauern und die Polizei. Das kreuzritterliche Phantom stieß auf die scharfkantige Realität des bürgerlichen Lebens, Spanien auf Jung-Europa: England, Niederlande, Frankreich, die Völker tüchtigen Erwerbssinnes, praktisch-nüchternen Zugreifens, ganz ohne Gefühl fürs christkatholische Universal-Monarchie- und -Glaubens-Ideal — und im Kampf von Rittertum und Bürgertum ward Spanien zu dem Ritter „von der traurigen Gestalt“. Böses sah es aus: Abfall der Niederlande, Abreißung von Kolonien, Zerstörung der Armada und in Frankreich, das man so nötig als Brücke nach Flandern brauchte, der Hugenottenkönig triumphierend über die Ligue und Philipps Kandidatur. Aber das Schlimmste: Spanien war bankrott. In Frankreich pflegte Sully Volkswohlfahrt, England ward reich unter der „geizigen“ Elisabeth, die Wassergeusen wurden die Weltbankiers — und der Besitzer der Gold- und Silbergruben von Potosi (damals grub man in Potosi auch Gold) ward so geusenhaft arm, daß er wiederholt, um nur sein Militär zu lohnen, Mönche durchs Land schickte, die „um des Himmels willen“ ihm Geld zusammenbetteln mußten. Unter dem Steuerdruck verfiel der heimische Gewerbefleiß; die spanischen Häfen lagen öde, die Märkte standen still, der Bauer war mit Abgaben überlastet,

Bagabunden und Räuber durchzogen das Land und nur die Klöster mehrten sich und tote Hand ward reich in diesem geistlich-weltlichen Priester-, Soldaten- und Beamten-Staat mit der aufs eine Glaubensziel ekstatisch-visionär hinstarrenden Volksseele.

Wo ist die spanische Stimme dieser Zeit, die dem Entsetzen über diesen Jammer Ausdruck gibt? Lope de Vega, die Historiker, die Maler später, alle lobfangen dem blutausaugenden Kreuzzug-System. Cervantes Schöpferstimme rief ins Leben den hagern Schatten des verblendeten spanischen Bettelbelmanns und ihm nachhinken ließ er das vom Ritterideale halb schon von seiner Scholle weggelockte dummpfiffige spanische Bäuerlein, das aus den Abenteuern seines Herrn irgendwo in der Welt die Sinikure einer „Inful“ für sich aufzuschnappen hofft. Der Notschrei Spaniens tönt in Don Quijote.

* * *

Die Seele des politischen Fanatismus Spaniens war religiöse Schwärmerei, und wo man schwärmt, fragt der Verständige: où est la femme? Dieß Weib hat aus dem Hintergrund des Halbbewußtseins seines Volks Cervantes vorgezerrt und hat's zu Spott und Hohn gemacht in der Gestalt des Fräuleins Dulcinea von Toboso, der „Herrin der Gedanken“ Don Quijotes, von der er preist: sie ist die Tapferkeit, die meinen Arm zum Werkzeug ihrer Heldentaten genommen hat, sie kämpft in mir und siegt in mir und in ihr lebe ich, atme und habe Wesen und Dasein nur in ihr“ und von der Sancho Panza berichtet, daß er „so ein bißchen muffigen Geruch von ihren Achseln verspürt habe, und das mochte daher kommen, daß sie beim Sieben von zwei Scheffel Weizen reichlich schwitzte.“ Was steckt für Spanien hinter dem Symbol?

Einige Jahre, ehe Cervantes in den Dienst des Kardinals Aquaviva trat, der wieder einige Jahre später der „zweite Gründer“ des Jesuitenordens wurde, war ein Mann gestorben, der einst als junger spanischer Offizier gar fleißig Ritterromane gelesen und seine Seele danach geformt, Die Dame seines Herzens war ihm schon damals „mehr als Herzogin“. Verwundet an das Bett gebannt, empfand er Sehnsucht nach den Lieblingsbüchern. Dem Kranken brachte man statt der weltlichen geistliche Rittergeschichten, novelas caballerescas à lo divino, dazu die vita Christi und den flos Sanctorum. Leiblich genesen und entzündet im Gemüt sehen wir ihn eines Nachts in einer Klust des Montserrat. In einer

Generalbeichte hat er mit dem Profanen in ihm abgeschlossen, irdischer Liebe abgesetzt, himmlische sich erwählt; die reichen Kleider tauscht er gegen ein Bettlergewand; vor einem Marienbilde hängt er seine Rüstung auf und mit dem Pilgerstabe in der Hand hält er nach einer Sitte weniger des Rittertums als der Ritterromane vor seiner neuen Herrin Waffenwacht; sie sieht er, die er nie gesehen, als „etwas Weißes“, als „eine große goldene Scheibe“; sie tröstet ihn in seinen teuflischen Anfechtungen; ihr schwört er brünstig-keusch sein Leben zu als eine *caballeria celestial* mit dem Gelübde, gehorsam „in jedes Land zu ziehen, zu Türken, Heiden, Ketzern“.

Donola ein Modell für Don Quijote. Und Dulcinea reizt die Larve vom jesuitischen Mariendienst.

Nun lese man das Kapitel von Don Quijotes Waffenwacht nach, die er im Hof der schmierigen Kneipe hält, wie er im Beistand zweier landfahrender Huren vom Schenkwirt sich durch Ritterschlag die Weihe erteilen läßt, „in alle vier Weltteile zu ziehen, Abenteuer auffuchend zum Frommen der Hilfsbedürftigen“, und wie er dabei, als zufällig ein Maultiertreiber die Rüstung bei Seite legt, die der Ritter an dem Troge aufgehängt, aus dem das Vieh getränkt werden muß, wie er da in heilig-wahnsinniger Entrüstung mit dem Speer wider den Wehrlosen wütet, doch erst den Blick gen Himmel schickt und Jungfrau Dulcinea im Gebet anfleht: „Seid mir gewärtig, meine Herrin, bei diesem ersten Kampfe, der sich dieser Euch lehenspflichtigen Brust darbietet; es gebreche mir nicht Eure Gunst und Schutz!“ und darauf einen unschuldigen Menschen fast todschlägt — man lese und ermesse die Tiefe von Cervantes Haß gegen diese herz- und hirnverderbende Schwärmerfrömmigkeit.

Ihre Psychologie, die sie sich selbst verschleierte, hat er durchschaut. Altspanisch war ein rationalistisch-derber Realismus neben glühender Mystik. Wie Sancho neben Don Quijote, die Algebra neben den Feenmärchen bei den Arabern, das spanische phlegmatische *sossiego* neben der spanischen cholertischen Arroganz. Wie der christlich gefärbte Humanismus eines Kimenes und die gemäßigte Kirchenreformarbeit eines Cano neben dem Seelenzittern der heiligen Theresia von Jesus, die auf dem „innern Weg“ der Selbstverlierung sich in die Ruhe Gottes niederließ. Beides vertrug sich in Spaniens Volksreligion so gut, wie Widersprüche überhaupt im Menschenherzen. Bei den Impotenten tun sie's freilich nicht; die

müssen eine Gier, die sie natürlich nicht befriedigen können, auf Uebernatürliche steigern und dafür als an das Absolute von Jedermann bedingungslosen Gehorsam fordern. Voll Gier nach Welt-herrschaft, zu schwach dennoch hierfür, fanatisierte Spanien sich in den Glauben an die religiöse Pflicht dazu. Die Jesuiten vornehmlich wurden Mittel und Träger dieser Wandlung. Sie machten still-poetische Mystik aggressiv, zu einem Ritterdienste des Gehorsams, und die prosaische Werkelfrömmigkeit der Massen preßten sie zum Knappentum: denn zum kirchlichen Verdienste ließen sie es denen gereichen, die selber bar des mystischen Geisteschwunges seinen Besitzern sich als Werkzeug ihrer gottbegnadigten Pläne zur Verfügung stellten. Als Hebel aber dieser Praktizierung spanischer Mystik und Mystifizierung spanischer Kirchen-Praxis verwendeten die Jesuiten die zwei Pole, um die sich spanisches Leben schon vor Alters drehte: Weib und Feind. Ins Himmlische, ins Höllische gesteigert.

Teufliches Wesen galt es zu bekämpfen. Mit Waffen. Also mußte es leibhaftig sein. Nach Ignatius wird „Sehnsucht der Seele nicht durch viele Kenntnisse, sondern nur durch die eigene innere Anschauung befriedigt“. Kraft dieser kenntnislosen innern Anschauung vermochte man vor allem die Naturdinge zu übersehen. Windmühlen werden Riesen. Das Irdische wird geisterhaft verzaubert. Das Ueberirdische wird in geistlicher Fantasie-Ueberhöhung miterlebt. In der zweiten Woche seiner Exerzitien besieht Boyola, in der Vorstellung dabei zu sein, wie die Engel fallen, die Ureltern sündigen, die Hölle sich auftut, die Personen der Dreieinigkeit den Erlösungs-Ratschluß fassen, Jesus und Maria leiden, Satan in Babylon Dämonenheere über die Welt losläßt, Christus in Jerusalem sein Heer dawider mustert. Das Hölle-, Hexen-, Wunder-, Zauber-Wesen ganz besonders wird diesen Frommen kraß-farbig-förperlich. Sechs Jahre vor der Verurteilung des Verzauberungsglaubens Don Quijotes durch Cervantes hatte Delrio, Jesuitenprofessor in Salamanca und Antwerpen, „bewiesen“, daß Zweifel am Hexenglauben gleich Ketzeri zu achten und zu strafen sei.

Durch Ruhmestaten gegen den Feind galt es, die Günst des Weiblichen zu erringen. Darum wendete sich die religiöse Schwärmerei von einem als männlich oder neutral gedachten Gott auf das Gottweib. Für die allerheiligste Jungfrau glühten die Südländer schon lange, aber unter den beiden Antikezerorden der

Dominikaner und Jesuiten erglöhnten sie in Spanien kriegerisch für sie. Hier war für ritterliche Huldbigung Huld zu finden — mehr schier und süßer als bei Gott. Niemand so wie die Jünger Bonifaz hat die mittlerischen Kräfte „der Braut des heiligen Geistes“ ausgeboten. Als „mystischen Einheitspunkt und Inhalt der ganzen Schrift“ pries sie Salmeron, der fünf einer, die in der Marienkirche auf dem Blutzugenberg über Paris am Tag Mariä Himmelfahrt das „Fähnlein Jesu“ gründeten. Unter dem dritten Philipp — der zweite hatte noch Mißtrauen in ihre Gehorsamslehre — überwucherte dies spanische Gewächs Spaniens Königtum und Kirche völlig: die dulcineenhafte Mariendevotion war die Seele der Staatsstätigkeit geworden. Für einen Strahl der Gnade der purissima — auf zur Vernichtung ihrer kezerischen Lasterer als leibhaftiger Teufelsdiener!

In einem charakteristischen Zuge gibt Cervantes seine bodenlose Verachtung dieses mörderischen Suggestionismus kund: er weigert sich zu glauben, daß Don Quijote aufrichtig an Dulcinea glaubt. Er, der Sancho sogar glauben läßt, seine persönliche Bekanntschaft mit dem bäuerischen Urbild Dulcineens könne ein Blendwerk, eine ihm angetane Verzauberung sein, der seinen Helden sonst in allen Stücken mit einfältigster Wahrhaftigkeit ausstattet, läßt ihn auf die Frage der Herzogin, ob Dulcinea nicht etwa „eine erträumte Dame“ sei, gewunden antworten: „Darüber läßt sich vieles sagen; Gott weiß es; dies gehört nicht zu den Dingen, deren Erforschung man bis zum letzten Punkte treiben darf.“ Ein halber Heuchler, ein Schwachkopf, der den Lichtstrahl der Erkenntnis wohl noch merkt, doch nicht mehr nutzt — er ist dem Dichter lieber, menschlicher, möglicher, als ein Voll-Gläubiger an diese Art Weibesverklärung.

* * *

Der pathologische Idealismus einer blutrünstigen Glaubensminne hatte seine finanzielle Seite, reizvoll für Hoch und Niedrig: er brachte reiche Beute. Bezeichnend lautet der Name der ersten spanischen Niederlassung auf dem neuen Kontinent: la villa rica de la vera cruz. Und Sancho ist der Mann nicht, ohne Zwerchsaß und Hoffnung auf Bezahlung durch eine „Insul“ im Dienst der göttlichen Gerechtigkeit seinem Ritter nachzuziehen; wie empfängt sein lahmer Eifer, zu Dulcineens Entzauberung sich die dreitausend und so und soviel aufzubrummen, eine beflügelnde Ermunterung

durch Don Quijotes Angebot eines Viertelreal's pro Hieb! Und Don Quijote selbst erklärt sich gleich beim Windmühlenabenteuer über seine Feinde schlank heraus: „Mit ihrer Beute machen wir den Anfang, uns zu bereichern; denn das ist ein redlicher Krieg.“ Conquistadoren-Politik! Europa hatte sich nicht beschwert, solange Spanien sie gegen Mauren und Indianer trieb oder dem eigenen kleinen Mann das Fell über die Ohren zog. Aber als Herzog Alba glaubensritterlich auch die niederländischen Ketzer von ihrem schändlichen Mammon erlösen wollte durch die berühmten Steuer-Verordnungen, daß sie zahlen sollten: erstens 1% — den hundertsten Pfennig — vom ganzen Vermögen, vorab, zweitens 5% — den zwanzigsten Pfennig — von jedem Grundbesitz, bei jedem Verkauf, drittens 10% — den zehnten Pfennig — von jeder Ware, bei jedem Verkauf, — da brach die wilde Wut der Pfefferfäde gegen Ritter Schnapphahn los und die ablig-gläubige Beutesucht rannte sich den Schädel ein an dem massiven Philistergözen des unantastbaren Privateigentums.

Denn in diesem Zeichen siegte Holland über Spanien, ward England sein Welterbe, ging Spanien zurück. Ueber dem mittelalterlichen Wirtschaftsgrundsatz: „Bluterwerb ist vornehmer als Schweißerwerb“ verlor's sein Blut und seinen Schweiß dazu. Denn Kriegsbeute zerrann und Friedensarbeit ward verlernt. Und wieder ist Cervantes das Gewissen seines Volks. Sein böses, wo er Sancho in der Erntezeit Sehnsucht nach Hause kriegen, wo er ihn klagen läßt: „Weit besser tät ich — nur bin ich leider ein Unmensch und werde in meinem ganzen Leben nichts gescheites tun —, wenn ich nach Haus zu Frau und Kindern ginge und tät mit dem, was Gott in Gnaden mir beschert, mein Weib ernähren und meine Kinder aufziehen.“ Sein gutes, wo er Sancho bei der Heimkehr jauchzen läßt: „Geld bring ich mit, das ist die Hauptsache, und zwar habe ich es durch meine Betriebsamkeit erworben, ohne jemandem Schaden zu tun“, und wo er Don Quijote auf dem Sterbelager zu Verstande kommen läßt und für die Seinigen ein ordentliches Testament errichten. Leider hat er nicht mehr viel zu vermachen. Die Ritterabenteuer haben Leben und Vermögen des spanischen Landadels aufgezehrt. De Cervantes-Saavedra wußte davon zu sagen.

Und dazu — à corsaire corsaire et demi. In sich bankerott, mußte Spanien dulden, wie seine auswärtigen Feinde es beraubten.

Holland, Frankreich, England ahmten erst seine Beutezüge nach,kehrten sie dann gegen Spanien selbst. Bis in neueren Tagen die neueren Angelsachsen mit den Philippiner — nomen, omen — den letzten Rest altkolonialer Herrlichkeit ihm abgezwaht. Aber damals schon plünderte Drake Cadix.

Doch in Cervantes gipfelnd, wie viel größer ist das Don Quijotische Spanien in seiner Seele als sein Feind England, an den es seinen Weltbesitz verlor!

*
*
*

II.

Ein dröhnendes plebejisches Gelächter schlug England auf über das bankrott gewordene Rittertum. Ueber sein eigenes sogar. Der Dichter dieses Zukunftsstaats der zahlungsfähigen Moral mußte auf Geheiß von Mister Proß den Ritter seines Landes als Hanswurst auf die Bühne schleppen — in jenen „Apfelkrämerzeiten“ seines England, „das seinen behenden Witz auf Rechnungen verschwendet“. Fühlt man doch ordentlich noch heut die Bürgerwänste wackeln vor Vergnügen, daß seine Gestrengen der Herr Ritter sich mit einem noch plumperen Wanste schleppt, die Schöpplinschlürfer kreischen in heller Freude, daß er säuft, die Arbeitsbüffel, daß er ein Schmarotzer ist, die Pierbengel der Comptoirs, daß seine Tapferkeit als besseres Teil die Vorsicht wählt, die Pfennigsucher, daß er im ewigen Dalles sitzt, das ganze biedere Volk der populären Königin mit der zweifelhaften Legitimität, daß auch der König Heinz den Kerl schon von sich abgeschüttelt hat, und insbesondere die Börstaner von der City, deren Losung nicht „Ehre“, sondern „Geschäft“ heißt, daß dieser ritterliche Lump bekennen muß gleich ihnen: „Was ist Ehre? Ein Wort. Was ist dies Wort Ehre? Luft. Eine feine Rechnung.“ Die Aristokratie aber, der dies Theater gehörte, die diese Figur beklatschte, was befundete sie damit, als daß sie abrücken wollte vom Rittertum von ehemals, um nicht mehr Gegner, sondern Führer der Plebejer zu sein, Bourgeoisie?

Turgenejew hat, mit Fug und Feinheit, Hamlet und Don Quijote in Vergleich gestellt. Vom individualistisch-psychologischen Standpunkt aus. Vom völkerversychologischen aus heißt der Vergleich: Falstaff und Don Quijote. Denn was ist Don Quijote?

Das aristokratische Gelächter wahrer Ritterschaft über ihr zu Spott gewordenes Rittertum.

Sehr anders klingt dies spanische ritterliche Lachen. Vor allem nicht moralisch. Unprotestantisch. Falstaff ist protestantisches Gelächter. Ward es wenigstens. Selbstrechtfertigung. Moralinsauer, um im Nießsche-Stil zu reden.

Ich muß darüber scheinbar abschweifend ausführlich handeln und bitte um Geduld.

Frei lachte Shakespeare über Falstaff, unfrei England. Das Lachen eines Parvenüs, der über seine Gravität herausplagt. Der die Verlegenheit, daß er nicht ist, was er darstellt, mit Wiehern übertönt. Bis er betroffen sich aufs Maul schlägt und dies Lachen, den letzten, aber bloßstellenden Rest echter Natur in ihm, sich streng verbietet, ganz Ernst geworden, ganz respectability, im moralischen Snobismus des tadellos rasierten verknißenen Puritanerkinnns. Denn wer war nicht in England damals Parvenü? War doch mit der Befahrung der Ozeane, mit der Eröffnung Amerikas, Polynesiens, Südafrikas, Ostasiens Alt-Europa jählings auf den Kopf gestellt. Die Letzten waren die Ersten geworden. Venedig, Italien überhaupt, lag eines Tages an einem Lumpel statt im Mittelpunkt des Seeverkehrs; Deutschland, die maritime Flankenmacht, schrumpfte zum Binnenland, weil seine Hansa, ungestützt vom Reich, zu schwach zur Brücke nach den fernen Küsten war. Dagegen rückten die entlegensten europäischen Strände plötzlich auf zu Mittelpunkten, zu Ausgangshäfen europäischer Weltherrschaft: Spanien (mit Portugal und Niederlanden, die unter Philipp II. zu Spanien gehörten) und England. Spanien freilich brachte dieser Umschwung nicht aus dem Geleise; es fuhr fort, in größerem Maßstab nur, zu sein, was es schon war, der Kreuzritter der katholischen Christenheit wider die Ungläubigen. England ward aber durch die neue Lage völlig überrumpelt. In keiner Weise war es auf sie vorbereitet. Bisher hatte es nach Anschluß auf dem Kontinent gestrebt, dann, als die Franzosen ihm auf die Finger klopften, sich Dynastien- und Ständeweise im Innern um etwas mehr Luft und Macht gebalgt, bis schließlich das dabei untergetretene Bauernvolk losbrach in fürchterlichen Bauernkriegen, bis dagegen Prälaten, Adel, Bürgertum sich schleunigst fanden, den freien Bauernstand in Strömen Bluts erstickten und sich auf seine Kosten ausdehnten, und bis wieder das Königtum den fetten Klerus und den selbstherrlichen Adel duckte und ausnahm. In

diese hoffnungslose Rauferei Aller und Jeder in dem zu kleinen Land fiel plötzlich das große Los der Weltlotterie: die Chance „rule the waves“. Der Taumel eines Goldgräberfiebers einigte plötzlich alle die habenden inneren Parteien: jetzt stahl man draußen mit gesamter Kraft. Bloss ein Märchen ist's, daß England durch Industrie und Handel reich geworden. Reicher, ins Ungeheure reich ward es hernach dadurch. Doch seinen Anfangs-Reichtum holte es sich durch Seeraub, Brandschätzung und Kolonien, das ist Landraub. Wie Griechenland und Rom und Spanien. Nur war dies Spanien England zuvorgekommen, und ihm mit Portugal hatte der Papst die neue Welt zu Lehn gegeben. Was tun, den Nebenbuhler auszustechen? um seine Silberflotten kapern, in seinen Indien sich einnisten zu können? Da schnitt die englische Krone das Band mit Rom entzwei — von allen Dingen, die Reformation heißen, wohl das irreligiöseste — und entfesselte so zwar die nationale Kraft von den politischen Hemmungen, in die der spanisch-römische Don Quijotismus sie schlug, aber zerstörte auch den alten frommen Glauben der Nation, und das in einem Augenblick, in dem sie ohnehin nur eine Inbrunst kannte: reich zu werden.

In diesem Augenblicke höchster seelischer Gefahr trat Englands Genius vor sein Volk; Shakspeare beschwor es, groß zu werden, groß nicht nur als Weltreich, groß als Welteroberer, groß an neuem Glauben. Beschenkte Spanien Don Quijote seine Ueberwundenen mit dem Gebot der Hulldigung an seine Dulcinea, so durfte Cervantes darüber freilich lachen. Aber was war das Bessere, womit England die Welt beschenken würde, die es zu rauben im Begriffe stand? Man kennt Shakspeares Verachtung für das Bürgertum: ihm graute vor Erniedrigung der Menschheit durch den Sieg plebejischer, geldgieriger Glaubenslosigkeit. Man kennt seine Ehrfurcht vorm alten Römertum: ihn begeisterte aufs neue dessen alter Glaube, tapferer als der Glaube des neueren, mittelalterlichen Roms, der Glaube an sich selbst. Ihn wollte Shakspeare in die Seele Englands gießen, der er in sich sein England groß genug empfand, die Welt zu segnen, deren Herr es ward. So wie es war, ohne kirchliche Erlaubnis, ohne moralische Verhüllung, der junge Räuber, sonder Scham und Angst. Darum stellte er vor England Englands Bild mit allem, was drin lag, dem Großen, Kleinen, Mittleren, Herben, Süßen, Erhabenen, Lächerlichen, Albernem, Weisen, des Volkes innern Reichtum, stromweis

flutend, Falstaff und Heißsporn, den abligen Kaufmann und den Schloß, den König und den Stallknecht, die Hure und die Fee, mit seines Volkes kühnen Fahrten von Poitou bis zu den Bermudas, die ganze Geschichte, die Bräuche und Charaktere der Nation, kurzum ihre stets neue Lebens-, Widerstands- und Siegeskraft in allen Zeitläuften und Nöten, daß Englands Seele Englands Bildes voll stolz-ablig würde.

England versagte. Versagte seinem Genius den Glauben: ein gebrochener Mann ging Shakespeare vor dem Puritanismus unter. Versagte sich den Glauben an den eigenen Wert: unvornehm und ungläubig, gehässig und voll Angst kam es zur Weltherrschaft.

Es wagte nicht, sein Bild stolz zu befehn. Falstaff bedeutet einen Zug darin, dessen es sich schämte, den es haßte, den es ausmerzen wollte. Im Lachen über Falstaff klang ein „Kreuzige!“, ein „ceterum censeo delendum“. Wie in den Griffen, mit denen fünfzig Jahr nachher Cromwell in schweigender Nacht die Königsleiche betastete, um dann erleichtert aufzuatmen: „er ist wirklich tot“. Wie da das Königtum, so sollte unter der Flut von Schimpf, mit der Queen Beß in der schmutzigen Wäsche der Frau Flut den Ritter John in die Themse schmeißen ließ (die Königin hat sich bei Shakespeare dieses Stück extra bestellt), das Rittertum vernichtet werden, das alte, vor dem das neue England Furcht hatte. Denn wer war Falstaff? Oldcastle hieß er in dem alten Stück und für Oldcastle wurde er belacht — umsonst, daß Shakespeare empört dazwischenrief: *Oldcastle died a martyr, this is not the man* —, er sollte es eben sein. Denn Sir John Oldcastle Lord Cobham, das war der letzte Führer in dem Bauernaufstand, der es versuchte, Rittertum mit Bauertum gegen Krämertum und Klerus aufzubieten, den sie dafür zwischen zwei Galgen an eisernen Ketten über dem Scheiterhaufen aufgehängt von unten auf langsam geröstet hatten, und dessen Namen nach zwei Jahrhunderten noch der englischen Bourgeoisie in den Ohren gellte, wie der deutschen um den Beginn der Reformation der Name „Huß“. An diesem Teile seiner Vergangenheit litt England.

Es litt wohl noch tiefer. Die Gründe völkischer Schwäche sind abgründiger, als daß man sie in historisch-politischen Fehlern suchen dürfte. Aber an diese klammert sich das Volksbewußtsein. So groß Englands Seele ist — und fern sei es von uns, das darum zu verkennen, weil sie uns in dem Stück, wo sie klein war, verderblich zu werden droht —, im Angesicht der Weltaufgabe kam

sie ein Jagen an: sie suchte nach einem moralischen Halt; in ihrem Schwächezustand kriegte sie Angst vor einer historischen Schuld — und als moralischen Halt erhob sie zum Ideal ihrer Anbetung dasselbe, was sie schuldhaft zu Boden getreten hatte: das Recht der Schweißarbeit. Obcastle mußte den Piraten und Spekulanten infam sein, denn er hatte für den wirklichen Arbeiter gestritten — labourer ist der Landarbeiter — gegen die Ausbeuter. Als diese mit Lachen über ihn auf die Dauer eine ängstliche Unruhe nicht los werden konnten — geschweige gar durch die Feerien und Feste, mit denen neben Rüpel-, Kriegs- und Räuberzügen wirklichkeitsgetreu anstatt mit Bauerleben Shakspeare das platte Land bevölkert —, annectierten sie, was ihnen fehlte, sich als Ideal, und erklärten, sie seien die eigentlichen Vertreter der aufs höchste zu verehrenden Handarbeit. So erzeugte England aus moralischer Schwäche statt des Glaubens an sich den Glauben an sein moralisches Recht. Um rauben zu können verbarg es sich, ein Räuber zu sein; wollte vor sich als Arbeiter gelten, als fleißiger Gewerbsmann. Was es zum Teil auch war, aber nicht in seinem Weltensieg. England wollte protestantisch sein. In diesem Sinn ist Falstaff protestantisches Gelächter.

Denn von welchen Gesichtspunkten immer man den Protestantismus würdigen mag: politisch als Los-von-Rom-Bewegung der einst durch römische Kultur nicht lang genug unter den Welt-Imperialismus gezähmten Völker; ethnographisch als germanischen Individualismus in Staats- und Seelenleben; kulturell als gesteigerte Weltfreudigkeit und Schaffensrüstigkeit; soziologisch als Emporsteigen unterer Volksschichten aus Gebundenheit zu eigenem Regiment — nie darf man vergessen, daß er güterwirtschaftlich die moralische Sanktionierung des bürgerlichen Gewerbes gegen das Beute- und Almosentum der Ritter und Mönche bedeutet. Er gestattete der anhebenden Demokratie, ihren Kampf gegen das kriegerisch-aristokratische, kirchlich geheiligte Wirtschaftssystem als den zweier Moralen, der besseren gegen die schlechtere, anzusehn. „Ist nie ein Mensch so heilig gewesen — wie Ruhme Lene mit ihrem Besen“ war Luthers Spruch. Der protestantische Imperativ heißt: Arbeite! verdiene dir den Lebensunterhalt — den Himmel schenkt der liebe Gott den Gläubigen aus Gnaden obendrein. Der katholische heißt: Tu gute Werk zur Seligkeit! verdiene dir den Himmel — den Lebensunterhalt schenkt der liebe Gott den Gläubigen aus Gnaden obendrein. Als Beute oder Almosen.

Neu, protestantisch, war an der Protestantenmoral natürlich nicht ihr Inhalt: er ist von jeher die selbstverständliche Moral der Schweißarbeiter gewesen. Selbst im Katholizismus, der ihr einräumen mußte, seine eigentlichen Weltüberwindungsforderungen nur als „evangelische Räte“ auszugeben. Neu war der Anspruch, daß nur diese Moral Moral sei. Verständlich bei dem Neuaufkommen von Staaten, in denen der „Nährstand“ vorwog durch Reichtum auch an moralisch-politischer Bedeutung, zu folgerationelleren Betriebs, z. B. in der Landwirtschaft, oder technischer Errungenschaften oder neuaufgeschlossener Gewerbszweige, des erzgebirgischen und mansfeldischen Silberbergbaues z. B. — doch England war ein solcher Staat nicht, als es Nordamerika und Ostindien auszubeuten sich anschickte, so sehr es später in allen diesen Hinsichten ein solches Land geworden ist. Englisch war bei der Adoption dieser Moral der Wille, sie zu glauben, statt sie zu leben. Sie zu benutzen als nationale Autosuggestion, wie Spanien in seinem Don Quijotismus die Katholizität. Nordische Ausdehnungsmoral im Gegensatz zur südlichen Ausdehnungsreligion — und beides doch nur Feigenblätter für die verlorene Unschuld nackter physischer Ausdehnungskraft. Das cäsarische Rom erwählte in den Abkern seiner Legionen zur Selbstlegitimierung seiner Weltraubgelüste das Vorbild der Natur, das Raubtier, Spanien entschuldigte sich mit dem weit anderes besagenden Symbole seiner Religion, dem Kreuz, und England auf der Schwelle der Welteroberung predigte sich moralische Begriffe ein vom Wert der Arbeit, von Gerechtigkeit und Realität in Handel und Wandel.

Eine Stufenleiter suggestivistischer Kraftsteigerung einerseits, diese Religionisierung und Ethisierung natürlicher Raubtiereigenschaft. Wenn man nach dem Umfang des Erreichten mißt. An die Fahne englischer Arbeitsmoral in der Hand des englischen Corsaren knüpften sich die Hoffnungen aller unterdrückten oder aufstrebenden Bourgeois- und Arbeiterklassen selbst in den Lagern seiner Feinde, die Sympathien aller anderen absoluten Moralien, der norddeutsch-lutherischen Territorialmoral, der individualistischen französischen Freidenker- und jüdischen Emanzipationsmoral, der asiatisch-quietistischen Ergebenheitsmassenmoralen. Und wer dürfte leugnen, daß England mit der Arbeitsleistung seiner Industriekultur später diese Erwartungen in den ihm, oder seinem Einfluß gehörigen Ländern reich befriedigt hat? Wenn dem Römerschwert das Germanenschwert entgegentrat, dem Schießpulver der spanischen

Infanterie unter dem Kreuzesbanner die Ruziken nur keine Waffe widerzusetzen hatten, so gewann England mit den Industriemaschinen, mit denen es heute friedlich die Völkerschaft scheert, die Geschorenen selber für dies Ideal einer höheren Kultur.

Aber andererseits: eine Stufenleiter von Wertminderung durch Suggestion, wenn man nach Seelenkraft, also statt nach dem Haben nach dem Sein mißt. Mochte auch fideistisch England durch seinen angenommenen Moralglauben sich befähigen, den letzten Tropfen Kraft sich auszupressen, um im Weltkampf der Meistbesitzende zu sein, was blieb es schließlich selbst? Ultrömischer Glaube an die Kraft des eigenen Armes ward freilich mit diesem schlaff, spanischer Glaube an Gotteshilfe für Gottesrittertum erlebte schließlich die bekannte Täuschung aller Koalitionskriege: der Bundesgenosse versagte, als er am nötigsten war. Aber solange Rom siegte, galt in Wahrheit: *humani nil a me alienum puto*, und solange Spanien siegte, war's wenigstens für den mittelalterlichen Christen eine Herzstärkung. Doch als England siegte, verloren es und wir. Als der Anglikanismus den Glauben an einen irdisch belohnenden Gott abstreifte, um sich selber die Essenz der Gotteshilfe einzuförpeln durch den Glauben an die ethische Abсолютheit der Gerechtigkeit seiner eigenen Sache, verkehrte es das Recht zu andersartigen moralischen Daseinsmöglichkeiten im Widerspruch zu seinem eigenen Tun. Hat Süffiance und Heuchelei zur Norm gemacht. Die Welt, die England gewonnen, hat es verdorben durch sein verdorbenes Menschentum, das kleinlich der Natur mißtraut und Kultur als Surrogat mißbraucht.

Unehrllich und ungläubig und unmächtig, dazu hat das moralische England uns gemacht, die wir alle seine Schüler sind. Unehrllich ist dies Pochen auf die moralische Gerechtigkeit des Sieges der Industriekultur. Denn selbst soweit Englands Kultur wirklich auf Arbeit, Fleiß, Industrie beruht und darin den Süden überragt, was hat das mit moralischem Verdienst, mit innerer Gerechtigkeit zu tun? Ist's Tüchtigkeit, durch nordischeres Klima zu lebhafterem Ringen um die Gaben der Natur, zu Tüchtigkeit, gezwungen zu sein? Darf man die Friedlichkeit wirtschaftlichen Aufschwunges moralisch sich zurechnen, wenn man auf einer Insel vor feindlichen Grenzübersällen wohl behütet wohnt? Kann England dafür, daß es, weil's zeitlich nach Spanien auf dem Weltchauplatz erschien, die Edelmetallbezirke seiner Zeit schon besetzt fand (denn von den Neuentdeckungen des XIX. Jahrhunderts ist hier nicht die Rede)

und also darauf gewiesen war, dem Boden seiner Kolonien Schätze zu entnehmen, die erst durch Verarbeitung oder Schaffung von Märkten geldwert wurden? Oder für die Bildung eines neuen kräftigen Arbeiterstandes, wenn die Bevölkerung ungehemmt durch Nachbarn wachsen konnte, ohne die binnenstaatlichen Notwendigkeiten der Morisken- und Hugenottenaustreibungen und des 30jährigen Krieges, die alle in Verbindungen innerer Parteien mit Nachbarmächten ihren Grund hatten? Oder für die Blüte der Naturwissenschaft und für die Fülle enormster technischer Erfindungen durch englischen Geist, wenn seine irreligiöse Reformation es seiner Kirche unmöglich machte, das Trachten nach dem Himmelreich allzu inbrünstig vorzupredigen und die Geister, welche der Empirie sich zuwandten, mit Anathem zu schlagen? Oder, um das Wichtigste zuletzt zu nennen, für seinen unaufhaltbaren Fortschritt, wenn seiner Rasse der Zug angehört, den ihres Dichters Wort ausspricht: Things won are done — joy's soul lies in the doing —? Aber daß dieses selbst durch Seele und dazu durch Lage, Kraft und Glück so ungeheuer bevorzugte Volk es trotzdem nicht gewagt, sich zu sich selber zu bekennen, daß es für nötig erachtet hat, statt Danks für die Gunst des Schicksals und der Natur sich einen Anspruch darauf zuzulegen, das ist die Erbärmlichkeit, mit der es seine Größe innerlich zernichtet hat. Aus Unglauben an Tatsachen gläubig an Moral — mit dieser Gläubigkeit erstickt England wahren Glaubensschwung. Denn dem Willen zum Glauben fehlt letztlich immer Glaube. Ein Credo im Interesse des Credits nimmt freie Gläubigkeit der Schenkenden, Erzeugenden, unter die rohe Berechnung des Nutzens gefangen. So haben unsere Männlichsten bisher, die Angelsachsen, noch höhere Männlichkeit verderbt, jedem Ringen um neue Lebensformen die falsche Aufgabe gestellt, vor der Welt sich als „moralisch“ auszuweisen, Stühnheit als Lästerung gebrandmarkt, Heiterkeit verbüstert, den Ernst der letzten Leidenschaft beraubt.

Doch daß wir nur nicht selber gegen sie moralisch aufbegehren. So waren sie. So wirkten sie. Doch nicht auf alle.

Hier hebt der Wert des Lachens des Cervantes an.

* * *

Er trat im selben Augenblicke vor sein Volk, wie Shakespeare vor das seine, und zum gleichen Zweck. Doch bei entgegengesetzter Lage. Er im Augenblick des Niedergangs. Und wollte die Seele

seines Volkes vor Niedergang bewahren. Da es vor Wut hätte knirschen, vor Erschöpfung weinen, in Dumpsheit oder Laumel sich hätte vergessen mögen, lehrte er es lachen über sich — und doch nicht gellend, nein, so herzlich lachen, daß mitten im Elende es den Glauben an den eigenen Wert sich in die Seele lachte. Den dieser Dichter nicht umsonst für dieses Volk vorherempfand.

Cervantes hat für spanisches Elend kein moralisches Feigenblatt. Herr Gott, ist er wirklichkeitsgetreu! Im Lachen über Falstaff steckt neben der Verurteilung noch eine Dosis moralischen Gönnerturns: leben, Sekt trinken läßt man wohlwollend den lumpigen Ritter im merry old England doch. Cervantes gönnt dem seinigen auch kein Lot Bauchfett, der ritterlichen spanischen Nation auch nicht die kleinste Selbsttäuschung. Mit dem eisernen Messer unbarmherziger Rücksichtslosigkeit gegen nationale Eitelkeit kerbt er den Umriß hochtrabender spanischer Zämmlichkeit so scharf heraus, daß jeder Knochen vorguckt aus der Gestalt von Roß und Reiter, vom Hunger jenes, vom Fanatismus dieser ausgemergelt. Wie wir die binsenddürre ritterliche Spottfigur hinreiten sehen „beim Kommen der rosigen Aurora über das alte weitbekannte Gefild von Montiel“ mit dem verrückten Wunsche auf den Lippen: „O weiser Zauberer, wer auch immer du seiest, dem es zu Teil werden soll, der Chronist meiner merkwürdigen Geschichte zu werden, ich bitte dich, vergiß meines braven Rossinante nicht“ — ist's nicht eine Karikatur so blutig-treffend, wie nur die Wirklichkeit sie so wahrhaftig zeichnen kann, auf die geschwollenen Bilder spanischer Rittergröße, auf denen hoch zu Roß Kaiser Karl von Sizilien sich malen ließ, siegestolz hinsprengend nach der Niederwerfung der Schmalkaldischen Ketzer über das Mühlberger Schlachtfeld, und König Philipp von Rubens Hand als Triumphator über die „beruhigten“ Niederlande, im Sonnenglanz Schritt reitend durch ein ebenes Gefild, gekrönt von der Viktoria?

Kein Volk hat ein änderes Pasquill auf sich geschrieben. Und keines einen Segenspruch von versöhnenderer Güte. Denn dieser bitterste Spott über das Vaterland bleibt ohne moralische Empörung, ohne Anklage, ohne Bußpredigt, ohne Besserungsabsicht. Zu jeder Forderung von Moralisierung Spaniens hat sein Dichter hellungsläubig gelacht. Zwar hat er sich um England nicht gekümmert und mit Protestantismus sich nicht auseinandergesetzt. Aber über Wirtschaft und Moral hat er seine sehr klaren Einsichten gehabt, sodaß er selbst in heutigen nationalökonomischen

Lehrbüchern noch zitiert wird. Kaufmannsmoral? Er und sein Spanien gehörten nicht zu dem demokratischen Erwerbs-Europa. Kaufleute hatte er in seinem Vaterland als Blutegel, nicht als Arbeiter zu gemeinem Wohlstand kennen gelernt, diese Fremden — fast alle größeren Kaufleute waren Fremde —, die sein Land ausjogen, er, der um des Lebens Nothdurft willen als Steuerexekutor des Malteser-Ordens für die Fugger die ihnen verpfändeten Ordenseinkünfte in der Mancha einzuziehen hatte und im Gefängnis von Argamasilla de Alba, worein die verzweifelnden Bauern ihn gesperrt, Zeit zum Nachdenken fand, wer wirklich im Schweiß seines Angesichts Brot schaffte — der Bauer!? Aber sollte Sanchos für ihn so treffliche Sprichwörtermoral auch für den Dichter Geltung haben, der freilich in Esquivias auch einige Neckereien besaß, und auf den Ordensritter, auf den Herrn? Cervantes weiß verschiedene Moralen für verschiedene Stände. Und selbst der Bauer — wie hätte man in Spanien vergessen können, daß sein Besitz ursprünglich nicht auf Arbeit, sondern auf der Vertreibung der Mauren ruhte, Heute war? Das Marr'sche Wort von der Expropriation der Expropriateure war noch nicht erfunden, aber von Spanien schon erlebt, und so zog Spanien, unbeeinflusst von demokratischem Moralbedürfnis, den zutreffenden Schluß, daß nicht der sittliche Mehrwert über die Macht entscheidet, sondern die natürlichen Umstände, zu denen auch der Geist gehört, mit dem man sie benützt.

Cervantes hat sich seinen Vers darauf gemacht, warum Spanien gegen Jung-Europa verlieren mußte. Nicht weils unsittlich, sondern weils unsinnig ist, Windmühlen mit einem Speer umstürzen und sich unterwerfen zu wollen; ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt. Weil in der Natur alles seine Grenzen hat und die Grenzen spanischer Ritterkraft zu einem Weltreich im Kampf mit den Bürgernationen nicht ausreichten. Und durch die Glaubensanstachelung der Anprall nur härter, aber die Kraft nicht größer und der betrübliche Erfolg nur geradezu komisch wurde. Drum, während England-Niederland mit emphatischen Brustton perorierte: *asslavit Deus et dissipati sunt*, konnte Cervantes seines Landes Leid und Grimm mit kopfstoßsilbernem Lachen überwinden. Sein Land war närrisch geworden in seinem Don Quijotischen Glauben — „Kinder der Klugheit, o habet die Narren — eben zum Narren auch, wie sichs gehört.“

Die Freiheit dieses Lachens, das Cervantes lacht, ohne das

Bedürfnis eines moralischen Rechts dazu, müssen wir in ihrer von unserer protestantisch-moralischen Blumpheit und Kränkerei so sternfernen Großartigkeit erst einmal bestaunen lernen. Hernach erst lohnt's, sie auch nach ihrem Grunde zu verstehen. In Spanien selber hat der Dichter moralische Widerbeller gegen sein lustiges Lachen zu bestehn gehabt: in der Figur des Hauskaplans am herzoglichen Hofe hat er sie abgeführt. Der schild den Don Quijote „liebe Einfalt“, bricht bei der Verleihung der „Statthaltertschaft“ an Sancho durch den Herzog kochend vor Aerger los: „Bei dem Ordenskleide, das ich trage, beinah möchte ich sagen, Ew. Erzellenz ist gerade so einfältig wie diese Sünder hier. Bedenkt nur, müssen sie nicht zu Narren werden, wenn ihre Narrheiten von den Verständigen heilig gesprochen werden?“ und macht sich wütend mitten während der Tafel aus dem Zimmer; und Cervantes? — er läßt den Herzog „schiefer ersticken an dem Lachen, wozu der ungebührliche Zorn des Geistlichen ihn gereizt hatte“. Und ganz im Ernste läßt er, als später Baccalaureus Carrasco, verkleidet als „Ritter vom weißen Monde“, Don Quijote nach Hause schaffen will, „um einen Mann wieder in den Besitz seiner Geistesgaben zu setzen, der einen so ausgezeichneten Verstand hat, sobald nur die Torheiten der Ritterbücher von ihm weichen“, den Don Antonio Moreno, „einen reifen und geistvollen Edelmann und einen Freund anständigen und harmlosen Vergnügens“ ihm erwidern: „O Señor, Gott verzeihe euch die Unbill, die ihr der ganzen Welt antut, indem ihr den kurzweiligsten Narren, den sie besaß, wieder zu Verstande bringen wollt! Seht ihr nicht, Señor, daß aller Nutzen, den Don Quijotes Verstand stiften würde, niemals an das Vergnügen reichen kann, das er mit seinen Narreteien der Welt gewährt? Aber ich denke mir, daß alle Kraft und Mühe des Herrn Baccalaureus nicht vermögen wird, einen so durch und durch verrückten Menschen wieder gescheit zu machen, und wenn es nicht gegen die Nächstenliebe wäre, so würde ich sagen: niemals möge Don Quijote wieder genesen! Denn durch seine Gefundung verlieren wir nicht allein seine erheiternden Poffen, sondern auch die seines Knappen Sancho Panza, von denen eine jede die Schwermut selber fröhlich stimmen könnte.“

*

*

Die Schwermut selber bis zum hellen Lachen über sich fröhlich gestimmt — das ist Cervantes und sein Spanien. Er nahm ihm einen Alp weg von der Brust, die quälende Bezauberung durch

den Ritter-Roman, weniger den des Amadis, als den der Politik. In 11 Jahren wurden in Spanien 11 000 Exemplare des Don Quijote gedruckt. Spanien war befreit, war aus dem Schatten in die Sonne getreten. Es ist sein Ruhm, der Lösung seines Genius gefolgt zu sein; es ist sein Glück. Mitten im Elend wurde Spanien glücklich, lachte. Mochten seine Politiker Politik in Don Quijotes Weise weiter machen, die Seele des Volks war diesem närrischen Ernst entschwebt, so selig-frei, daß sie selbst diesen Teil ihrer selbst lachend umgaukeln und umfangen durfte. Alles lachte ihr entgegen, die Gassenjungen, die Trinkerfeste, die Jagden, Landschaften und neuen Parks, die seine Maler malen lernten, die Goldseligkeit und Unberührtheit von Wald und Au, die seine Dichter mit Schäferzügen bevölkerten, Cervantes zumal, die Schelmenbrastik der Spitzbuben, der Stolz des Blutes und der heißen Tat — und wärs der Räubertaten —, Zigeunertum, Don Juan, Preziosa (wie viel davon wieder von Cervantes angefaßt!), die steife Grandezza des alten Hofes, die Tölpelhaftigkeit des Gracioso und die ewig-junge Schönheit der Frauen-Leiber und -Liebe. Ein Niegel war gesprengt mit Don Quijote — und aus den Burg- und Klostermauern heraus ins Freie stürzte übermütig ein neues lebenslustiges Spanien, das unpolitische Volk sonniger Grazie auf der Folie von düstrier Blut und Leidenschaft, das sich zu keinen Zielen mehr, sondern einzig zu seiner Natur bekennt, und das wir lieben müssen, wir Nördlichen, wir bürgerlich-ehrbaprottestantischen, die wir mit unserer Geschäfts- und Zweckmoral im Nebel sitzen, mit angelsächsisch-moralischer Süffisance über unseren Zustand oder mit davor erschrockener deutsch-slavischer Bangigkeit nach ethischer Erlösung.

* * *

III.

Cervantes braucht für Spanien keine Erlösung. Nicht einmal Goethesche „Selbsterlösung“. Erst recht nicht christliche Erlösung durch Gott. Er glaubt an Natur, glaubt an den Menschen, glaubt also nicht in seinem tapfern Herz, woran der Erlösungs-Gläubige angstvoll glaubt, an Sünde. Ist nicht nur unprotestantisch, auch unkatholisch. Unchristlich im tiefsten Sinn.

Zwar in mannigfachem Betracht bleibt Cervantes guter Katholik. Bei uns heißt's heute: „Das Moralische versteht sich von selbst.“

Damals in Spanien das Kirchliche. Vom Sterben läßt Cervantes Don Quijote beichten. Er selbst trat 1609 in die „Brüderschaft des heiligen Altarsakraments“ ein — wie sollte dieser Gläubige aus Leben der Form der Beugung vor den Mysterien des Lebens sich nicht bedienen, die seine Zeit ihm bot? Er starb im Minoritenkleide, versehen mit der Wegzehrung. Nie hat er Kirche und Geistlichkeit angegriffen. Ausdrücklich hat er in tiefer Dankbarkeit der christlichen Barmherzigkeit gedacht, die ihn aus der Sklaverei in Algier losgekauft. Aber über Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsglauben hat er in souveräner Freiheit von inneren Beklemmungen und Purganzen eine Satire geschrieben — oh! Zwar weiß ich wohl: seinem Drama Rufian Dichoso hat er die kirchliche Lehre von der Erlösung des Sünders durch den Heiligen zu Grund gelegt. Aber nicht mit Ernst. Denn nicht allein, daß er dabei versichert, den unmöglichsten Dingen als Augenzeuge beigewohnt zu haben, — in einem in demselben Bande veröffentlichten anderen Drama *El gallardo espagnol* führt er als Hauptfigur einen Sterk ein, der für die armen Seelen bettelt und sich von den zu ihrer Lossetzung empfangenen Gaben gute Lage macht, und behandelt ihn nicht als einen verdammenswerten Schurken, sondern als einen witzigen Burschen. Jedenfalls aber will des Cervantes spätere dramatische Produktion aus dem Gesichtspunkte betrachtet sein, daß er Sehnsucht empfand, endlich einmal aufgeführt zu werden, und zu dem Ende nach Lope de Vega, des populär-katholischen alleinigen Herrn der spanischen Bühne Vorbild zu arbeiten sich herunterließ (wir sehen auch im Technischen die Akkomodation), desselben Lope, den er anfangs bestritten und den er auch im Don Quijote wieder weidlich zwiebelt. Frei, ganz sein eigen, ist Cervantes im Roman.

Und da — ja kann es eine tollere Verwirrung geben auf den Stern des Christentums, die Lehre von der mystischen Stellvertretung, in der der Mensch gewordene Gott mit seinen Kreuzeswunden aus Barmherzigkeit die Schuld der in die Sünde gefallenen Menschheit küßt, als daß nach dem Glauben Don Quijotes ein feister Bauernlummel durch fleißige Hiebe auf den blanken Arsch für bares Geld die Phantasiagöttin eines Verrückten erlösen soll, die ihrerseits angeblich durch Verzauberung in der Sphäre schier allzumenschlich-derber Wirklichkeit gehalten ist? Der religiöse Nihilismus Gonas in seinen Capriccios scheint zahm dagegen. Aber Cervantes ist nicht frech-blasphe misch: er zeigt den Überwitz, doch er verweilt nicht darauf — denn er richtet's so ein, daß die gesunde Vernunft

des Einfältigen den Selbstbemogelungsglauben an solche Erlösung selbst bemogelt — statt seinem drallen Fleisch klatscht Sancho den unempfindlichen Bäumen im Walde die Erlösungshiebe auf, die Don Quijote, doch nicht er für nötig hält.

Wie weit liegt hinter uns mit seinem Christentume Dante, der Vordermann Shakespeares und Cervantes' im Zug der Seelen-Großen, für den das ganze Leben nur Erlösung war! Wie mittelalterlich stehen unter den Nachmännern dieser zwei — denn auch bei Shakespeare gibt es nichts von Erlösung — selbst Goethe mit dem Faust und gar Schopenhauer, Tolstoi! Wir müssen bis zu Homer rückwärts und vorwärts bis zu Nietzsche greifen, um des Cervantes kräftige Unbekümmertheit wiederzufinden gegen das An-sinnen, an Menschenschuld zu glauben. Denn daß zu allen Zeiten flache Geister daran nicht geglaubt, zählt nicht mit. Der Mensch des Cervantes ist im tiefsten Grunde unverantwortlich für sich. So tief sein Leben im Geheimnis liegt, in „Gott“, so wenig braucht er einen Richter, einen Heiland. Was im letzten Gesang der Ilias Achill dem Vater des von ihm Gemordeten so einfach zu verstehen gibt, daß der Mensch des Schicksals Willen tut, nicht einen willkürlichen eigenen, und so handelt, leidet oder so, je nachdem er den Rathschluß des Zeus vernommen, je nachdem ihm ausgeteilt ward aus den Fässern des Glücks und Leids.

— „denn es beschlossen die Götter, wir armen Sterblichen sollten traurig leben, derweil sie sich das nicht kümmern lassen“, was Priamus ebenso schlicht hinnimmt, indem er vor Achill weder Anklagen bringt noch Grausen fühlt, sondern als sein Gastfreund mit ihm speist und schläft — dies einfache Ergeben in die metaphysische Notwendigkeit des Lebens, vielleicht mit Behmut, aber ohne Hader, vor allem ohne Hader mit sich selbst in dem Gewissen, verklärt auch Don Quijotes Tod. Ja Don Quijote beichtet vor seinem Tod, aber die Beichte jedes Spaniers, nicht etwa sein Don-Quijotentum. So wenig, wie die „Mänis“ dem Achill, ist ihm das Sünde, wie er gelebt. Er begreift's als Narrheit, als Verblendung, als Folge geschädigten Verstands, und so Alle, nicht als Schuld. Denn vor der Beichte noch bekennt er, zur Besinnung gekommen, von sich selbst: Ich bin wieder der Gute. Der Schaden reut ihn, den er angerichtet, und dessentwegen bittet er Sancho um Verzeihung — sein Leben und sein Herz gereun ihn nicht und Verzeihung hierfür zu erbitten steht ganz fern. Kein Christus und kein Teufel darf hier kämpfen.

*

*

*

So Erschütterndes gibts wenig in der ganzen Menschheitsdichtung, wie den Schluß von Don Quijote. Turgenjew hat auf ihn mit höchstem Ernste hingewiesen. Hier liegt der Zugang zu dem, was dem Cervantes unaussprechbar blieb und was allein er jagen wollte. Erschütternd nicht im Sinne der Leidenschaft; weder Katastrophe noch Katharsis. Vielleicht sogar unrichtig nach der Meinung der gewöhnlichen Psychologie. Und doch — wo spürt die Seele so den Schütter-Anstoß, der sie klingen macht; was ist so tief bewegt von Dankbarkeit, von Lebens-Weh und -Lust in Einigkeit, vom Hauch, der aus dem Reiche der Geheimnisse herweht reinigend-kühl in unsere stidig-staubige Erdoberflächenluft? Ein par Zeilen sind es nur. Der Dichter teilt uns mit, daß Don Quijote vor seinem Tod zur Einsicht seiner Narrheit kommt und läßt aus seinem Mund uns abschließend hören: „Wünscht mir Glück dazu, meine lieben Herren, daß ich nicht mehr „Don Quijote“ (Junfer Weinharnisch) von der Mancha bin, sondern Alonso Quijano der Gute, wie ich um meines Lebenswandels willen genannt wurde.“ Ein paar Zeilen nur — und welche Flut von Segen! Mit der Hand des Weisen, welche Schleier löst, streift dieses Dichters Geist des Menschen Tun und Meinen vom Bild der Menschenseele ab — das Tun und Meinen albern, roh, zum Lachen reizend, wenn man nicht weinen soll, das innere Sein anbetungswürdig, gut. Die unergründliche und unverwüßliche und unbeschreibliche Güte der Menschenseele, jeder, wer sie auch sei, was sie auch treibe, das Menschentum des Menschen als Adel seines Schicksals, die Ehrfurcht vor der Ehre, Mensch zu sein, diesen Quellsbrunn unserer neuen Menschlichkeit — der Dichter des politisch, kirchlich, wirtschaftlich, in seinem Denken, ja in seinen Instinkten verfahrenen, in Irrung abgekommenen spanischen Volks hat sie entdeckt, und diese spanische Entdeckung ist größer als die andere, die Americas. Columbus fand das neue Land, doch in Cervantes wuchs das feinerge, das Seelenland unserer Neukultur, das neue „Jenseits“, an das er geglaubt hat und an das wir glauben, Ungläubige, die wir sind, das „jenseits“ aller Erbärmlichkeit und „jenseits“ allen Ausdrucks. Im „Schatz der Armen“ spricht Maurice Maeterlinck: „Es gibt in der Geschichte eine gewisse Anzahl von Perioden, in denen die Seele, unbekanntem Gesetze zufolge, gleichsam auf der Oberfläche der Menschheit auftaucht und ihr Dasein und ihre Macht unmittelbarer betätigt. In diesen Zeiten ist die Menschheit, wie es scheint, im Begriff gewesen, die lastende Bürde des

Tatsächlichen ein wenig abzuschütteln. Es gibt dann eine geistige Erleichterung. Die Menschen sind sich selbst und ihren Brüdern näher; sie betrachten und lieben einander viel ernstlicher und inniger.“ Wir stehen heute in oder wenigstens vor solch einer Periode der Vergrößerung der Seele und dieser jüngsten Seelenperiode erster Prophet — Cervantes war's. Die Verhe war er, die den Frühling einfang, der von Seelen-Natur die Bande sprengt.

Die frühesten Verhe, nicht der Frühling selbst. Noch brauchte unsre Menschheit Hoffnung der Erlösung. Er sprach ein schwindeltiefes Weisheitswort vor seiner Zeit, ja, laßt es uns bekennen, aus einer ihm noch nicht voll-zugereiften Seele. O das ist keine Verkleinerung des Sehers und des ihm gläubigen Volks. Denn was uns reich und groß macht inwendig, ist nie Arbeit, nie Besitz und nie Verdienst, kommt gastesweise, blitzesweise, als Zufall, Einfall

„irgendwo stieß man einen Niegel weg,
 „verlorner Puls des Fühlens hämmert neu,
 „das Aug sinkt einwärts und das Herz liegt bloß,
 „unser Meinen, Reden, Woll'n verstehn wir da,
 „gewahren den geheimen Lebensstrom.“*)

Was ist ein Genie anderes im Leben seines Volks, als ein Moment der Gunst, in dem dies Leben seine Seele fühlt? Und was die Leistung des Genies in seinem Leben anderes? Oder bestenfalls mehrere, ganz selten viele Momente solchen ungewöhnlichen Verstehens. Cervantes hat nur einmal das erlebt — als ihm der Schluß des Don Quijote einfiel. Aber da blitzte ihn das Seelenkleinod durch, das erst dreihundert Jahre später allgemein erstrahlen sollte.

Ich wage eine Vermutung auszusprechen, für die es keinerlei Beweis gibt. Daß Cervantes noch bei Beginn des zweiten Teiles nicht gewußt hat, wie er Don Quijote enden lassen sollte. Ich würde sie vertreten, selbst wenn aus Archiven Urkunden ausgegraben würden, welche ergäben, Cervantes habe nach bedachtem Plane vorgehabt, ihn in der Heimat sterbend wieder zu Verstand kommen zu lassen. Das wäre immer nur ein Szenarium ohne den Seeleninhalt seiner letzten Szene. „Die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“**) gewahren wir sehr deutlich bei Cervantes, wie mir scheint. Es fiel ihm Jemand in die Rede — während der Ausarbeitung seines zweiten Teils erschien eine Fortsetzung des

*) (Arnold, the buried life.)

**) Heinrich von Kleist.

ersten von fremder Feder; wir können mit dem Finger auf die Stelle des Romans zeigen, bei deren Niederschrift Cervantes eben davon Nachricht bekommen hatte. Und nicht nur das: dieser Jemand reizte ihn zum Widerspruch, zur allerletzten Geistesanspannung. Denn er ließ Don Quijote in ein Irrenhaus einsperren und stellte in Aussicht, daß er geheilt entlassen, in einem dritten Teile von neuem Narrheiten verüben würde. Er regte in Cervantes Seele eine Sturmflut auf. Bisher hatte auch Cervantes nichts geliefert als Charakter schilderungen, die an der Empirie festhielten, wie Rinconete u Cortabilla, das wohl nächst Don Quijote bei uns seine bekannteste Leistung ist, und nur mit Lachen und dem holden Gaukelspiel von Schäferspielen und von Feerien hatte er gestrebt, die äußere Wirklichkeit des Menschentums in den Bereich der Wahrheit, die man glaubt, emporzuziehen. Sollte er auch in Don Quijote weiter nicht gelangen? Auch hier nur Beobachtung, Fantasia und gute Laune? In innerer Not, wie er den Widersacher überböte, entrang sich ihm das Wort, nach welchem er sein ganzes Leben umsonst gesucht, nach dem zu suchen er sich sogar unbewußt geblieben ist, das Bekenntnis zur Güte unserer Seele trotz unsres Luns. Und daß nur Keiner den platten Einwand erhebe, Cervantes wolle mit dem Namen „Alonso Quijano der Gute“ Wohlthätigkeit, Leutseligkeit, Sanftmut oder dergleichen als Charakterzüge Don Quijotes die Güte bilden lassen, die ihn freispricht vom Vorwurf des verlorenen Lebens. Hier ist es dem Cervantes gelungen — was Shakespeare nicht gelungen ist, so nahe er in Hamlet, Wintermärchen, Sturm und oft noch daran streift, und wovon die Franzosen in ihrer klassischen und romantischen Literatur nicht einmal eine Ahnung haben —, über die Schranke der Charakterschilderung hinweg mit seinem Worte auf dem transszendentalen Boden unsrer Seele Fuß zu fassen. Im Angesicht des flachen Spiegelbildes seiner Dichtung verdichtete sich der dunkle Zug in ihm, der ihn zum Dichten trieb, aus tiefstem Widerspruch zum stärksten Zwang, das Rätsel des Geheimnisses seines Dichtens zu erraten, zum Griff der Formel, drin sein Zauber stak. Nie wieder hat er das vermocht, wie sein Periles und Sigismunda weist. Ermüdet von der Anstrengung hat er sogar vergessen, daß er ein Erster in der Weltgeschichte ist nicht um die Dramen, Novellen, Satiren und Romane die er schrieb, auch nicht um Don Quijotes willen, sondern der einmaligen Erkenntnis halber und ihrer Mitteilung, daß unsre Seele frei sich weiß von unserem Charakter.

Kleiner und größer ist er drum als Shafspeare. Was Shafspeare ist, ist er in jeder Zeile — ein hohes breithin-lagerndes Gebirg. Was Cervantes ist, ist niedriger, stellt ihn höchstens Molière an die Seite — abgesehen von diesem einen wunderbaren Auf-, Ein- und Tiefblick, in dem er auch Shafspeares Höhen unter sich läßt — kein Berg, ein Höglein, aber eins, das einmal über diesen Berg gestiegen.

So ist's auch gleichgültig für uns, ob wir bestimmen können, was Cervantes selber sich unter seinem Don Quijote gedacht hat. Ob er das, was wir daraus lesen, bewußt hereingeschrieben hat. Sein regelmäziges Bewußtsein war nicht so hoch, daß es das einmalige Bewußtsein, das ihn zum Schlusse Don Quijotes erleuchtete, in seiner Höhe in sich getragen hätte. Selbst nicht erinnernd. Wenn uns die Nachtigall das Herz bezwingt, was geht's uns an, was sie bei ihrem Lied sich denkt, ob sie was denkt? Cervantes war nicht Dichter einer vollenden Nation; denn mit ihm bricht das Weltwollen Spaniens ab. So ist uns wichtig nicht, was er gewollt. Sondern was Zufalls Gunst aus dem Reichthum der Natur ihm zugeworfen. „Wünscht mir Glück dazu“ kann er und Spanien mit den Worten seines Don Quijote sagen.

* * *

IV.

Doch wir von heute wollen diesen Seeleninhalt. Wir Neu-Deutschen. Die wir samt den anderen mitteleuropäischen jung-kolonisatorischen Bürgermächten neue Welt-Wölker sind, mit Litz und Ellenbogen neben dem Angelsachsentum uns unseren Platz an der Sonne reichlich sichern wollen, wir neuen Afrika-, Levante-, China-, Polynesien-Räuber. Wir stehen in latentem seelischen Konflikt zum Engländer- und Amerikanertum, zu seiner Arbeits- und Verdienst-Moral bei seiner Eroberungs-Praxis. Diese Moral drängt sich uns auf, will uns auf sich vereidigen. Müssen wir doch, um England einigermaßen nur beizuholen, in seinem Kurie steuern. Und welche Wohlthat hat uns diese Nachfolge gebracht! Wir haben die große Tat-Errungenschaft unseres Welt-Vordermanns auch unsererits errungen: die Ausbeutung der Natur durch technisch-industrielle Steigerung. Haben damit auch uns die Möglichkeit ungeheuren Wachstums der Volkszahl verschafft bei dennoch steigendem Wachstum der Volkswohlfahrt, ja auch der Massenwohlfahrt. Aber mit alledem sind wir bloß Kulturimitation. Wie

können wir eigen sein? Durch unsere Seele, nicht durch unsere Tat. Wir wollen handeln wie die Engländer, aber von Spanien die Kunst lernen, unserer Seele so tief auf den Grund ihrer Natur zu schaun, daß wir gefeit sind gegen englische Moralisation unserer Willenskraft.

Politik zwar scheint uns diese Moralisation unseres Lebens aufzuzwingen. Muß, wer den englischen Zweck, nicht auch das englische Mittel wollen? Wenn nicht einmal die autoritätslose französische Republik ihre Moralpose der *droits de l'homme*, ihre *sciences politiques et morales* und in ihren Schulen den Moralunterricht entbehren mag, wie sollten wir Reichsdeutschen gar ohne Berufung auf „unsere verdamnte Pflicht und Schuldigkeit“ vorankommen, da unsere ganze Geschichte uns den Weg der Moral geführt zu haben scheint? Denn hat nicht Luther erst durchs Vertrauen auf Gott als Hort der bürgerlichen Arbeit unseren Fürsten und Magisträten den sittlichen Mut gemacht, sich römisch-klerikaler Ausaugung zu entziehen? Hat Kant'scher Pflicht- und Hegel'scher Staatsbegriff nicht erst dem Preußentum sein moralisches Rückgrat geschaffen? Wuchs nicht aus bourgeoisem Glauben an den Adel wirtschaftlicher Arbeit der Zollverein in das ersehnte Deutsche Reich hinein? So hält es auch unsre neuere Politik für notwendig, das Volk von neuem stets an Kirche und Moral heranzubringen.

Wovor es doch in seiner Seele schaudert als vor einer erniedrigenden Rückwärtsbildung. Denn zwischenzeitlich ist ein Neues eingetreten — das wichtigste innerpolitische Ereignis im jungen Deutschen Reich: unsere Seele ist aus ihrer Tiefe wieder einmal auf die Oberfläche aufgetaucht, wir sind seit zwei Jahrzehnten geistig Neugeborene, wir haben eine neue Kunst — und dieser unser höchster Schatz, das Bewußtsein vom Besitze einer unaussagbaren neuen innern Kraft verbietet uns, die moralische Reglementierung unserer alten Tätigkeitsäußerungen noch als das Seelenheiligtum zu scheuen, wie es das Christentum gebietet. All unsre Kunst rückt ab von dieser christlichen Moral, die sich heilig, statt natürlich gebärdet. Wenn unsere nationale Kraft uns wirtschaftlich erhebt über Don Quijotische und Falstaffische Stämme, sollen wir uns daraufhin einen Glauben an moralischen Mehrwert einimpfen? etwa gar zum Zweck, um auch in Zukunft weiter gute Geschäfte zu machen? Wir suchen besseren Glauben an Besseres. Freilich das altchristliche Erlösungskreuz ist dies Bessere nicht. Nachdem wir selber uns aus unserer nationalen Jämmerlichkeit

erlöst, fühlen wir als Nation kein Bedürfnis nach Erlösung mehr durch einen mitleidenden Gott; solche Empfindung überläßt die Nation heute den Individuen, die dazu noch Grund haben — und tatsächlich suchen selbst die meisten erlösungsgläubigen Individuen unter uns Erlösung nur von Druck und Schmerz, anstatt von Schuld und Sünde, Buddha statt Christus insoweit. Und wenn nun Politik die Nation in angeblicher Kontinuität ihrer Geistesgeschichte, in Wirklichkeit in Verkennung ihrer legt-geschichtlichen Seelenformung an kirchliche, moralische Vergangenheiten anschmieden will, so rückt die Kunst auch ab von Politik. In England selbst verhüllt ein Präraffaelitentum müde vor ihr das Haupt. Und müde steht die deutsche Kunst zur deutschen Politik, d. h. das deutsche Herz zur deutschen Tat. Denn in der Kunst schlägt heute unser Herz, so wenig groß und siegfriedhaft sie zur Zeit ist. Unsere Volksbibel liest das Volk nicht mehr. Die englische Zeitung hat sie längst verdrängt; die aber zerfällt in zwei völlig infongruente Teile: Politik über, Kunst unterm Strich. Die Wissenschaft beschäftigt sich mit Tatfragen der Natur- und Volkswirtschaft, auch mit historischer Ermittlung einstiger Seelenzustände, aber für unsern heutigen Seelenzustand hat sie eine Philosophie noch nicht geprägt und lehrt derweilen uns statt unsrer Tiefe unsre Seelenoberfläche kennen, psychologisch. Einzig die Kunst erschließt uns heut die heiligen Schatzkammern blühender Erneuerung — uns Einzelnen, ach! nicht unsrer Nation. Mit deren politisch-moralischem Leben befaßt sie sich fast nie, und wenn, dann meistens geniert und krittelnb. Welch unglücklicher Abstand vom Cervantes'schen Lachen Spaniens über sich selbst! Auch Nietzsche hat uns mehr ein Lachen abverlangt, als abgeloct. Beethoven tobte Empörung mit der französischen Revolution. Kleinstaatsminister Goethe wies statt auf Staat hin auf Persönlichkeit und äußere Natur. Richard Wagner stimmte in der Zeit der Aufrichtung des neuen Reichs sehnsüchtige Septim-Akkorde nach höherer Gestaltung Deutschlands an. So fremd ist unsere Kunst dem Staatsleben geworden sogar schon vor der Zeit, da die Moderne neue Seelengründe fand.

Unsere Kunst begreift heut nicht, daß alle Seelentiefe, drein sie führen mag, der Nation nur von dem Boden der Politik aus zu erschließen ist. Dichtung in Sonderheit ist politisch nie neutral. Denn in ihr steckt ein Glauben, und Volkes Glauben ist vor allem Politif. Nicht als moralische Pädagogen haben Luther, Kant,

Hegel am deutschen Territorialstaate, preußischen Militär- und klein-deutschen Vormachtsstaate mitgebaut, sondern als Herolde seines Verständnisses. Sie glaubten an ihn und sprachen ihn aus und sprachen ihn ins Herz seiner Angehörigen hinein. Sie schufen nicht die Bausteine, auch nicht die Arbeitskraft, auch nicht den Bauentwurf, aber sie schufen den Stolz, der uns ermächtigte, das was und wie wir bauten als Leistung höchsten Werts der Welt vor Augen zu stellen. So ist beschaffen auch bei den Dichtern die politische Wirkung. Sie werten und entwerten Politik. Sie setzten die neuauftommende Gewalt des Perikles, August, Louis le Grand in nationalen Kurs oder verföhnten, wie Aeschylus, Dante, Cervantes, des Volkes Seele mit der bisherigen Politik, mit der es brach. Unsere Kunst entwertet unsere Politik. Nicht öffentlich, wie Byron einst die englische. Schweigend, misgestimmt. Noch immer ist politisch Lieb unsern Dichtern ein garstig Lied. Und wer von Politik schweigt, weil er mit ihr keine Gemeinschaft haben will, ist der böseste Gegner der nötigen Politik à faire. So stehn wir Deutschen in dem Fehler-Kirkel, daß unsere Kunst den Politikern mißtraut, weil sie des Volkes Seele in der Politik nicht fühlt, und unsere Politiker der Kunst ebenso mißtrauen, weil sie die Volksseele bestiehlt um den Glauben an den Wert unseres völkischen Tuns. Und ganz unheilbar wird der Riß, wenn die Politiker gezwungen werden, den alten Seeleninhalt kirchlicher moralischer Prägung unserem Volke als Resonanzboden für ihre Töne aufzudrängen. Denn eines Resonanzbodens bedürfen sie — dieser aber deckt die tiefsten und zartesten Töne zu, für die unser Ohr erst neuerdings Gehör erworben hat, und wird entweder unsere Seelentiefe zuschütten oder von den Strömungen aus ihr zerrissen werden.

So stehn wir heute vor der Frage, die Shakespeare und Cervantes seiner Zeit an ihre Völker richteten: welchen Menschheitswert liefert unsre Politik?

Die geistige Lebensfrage Deutschlands. Die Frage nach dem neuen Glauben. Die Frage ist nicht: was wir glauben können — die Nation als solche (im Gegensatz der Individuen) glaubt für sich nicht mehr an Erlösung, nicht mehr an Moral-Gebote, moralisch absolut zu realisierende Werte, und zeigt kein leisestes Interesse. den Glauben ihrer Seele in ein sächlich-begriffliches „Was“ formuliert zu erhalten. Die Frage ist auch nicht: an wen wir glauben können. An uns! An wen sonst noch? An Gott? Bismarck

hat's so gewollt: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“ War's wirklicher Glaube, der so sprach oder der Wunsch, den Eindruck des Glaubens zu machen? Oder vielleicht eine glückliche Wort-Brücke, auf der auch die weniger Selbstvertrauenden folgen können? Denn wer ist dieser Gott als im Grunde genommen Deutschland selbst, der „alte deutsche Gott“, „der Gott, der keinen Deutschen im Stiche läßt“ — etwas sehr anderes als der katholische und protestantische und moralistische unparteiische Richter-Gott. Die Frage ist allein: wie wir an uns selber glauben können. Nur wenn es uns gelingt, jenen Riß in uns zwischen Volksbeseeltheit und Volksmächtigkeit zu überwinden. Wenn unser tiefstes Fühlen und unser praktisches Tun sich inwendig verbinden. Sonst sind wir für die Menschheit wertlos und für die reinsten Seelen unter uns selbst erst recht.

Wir sind ein harsches Volk; der furor teutonicus ist keine Sage. Wir haben eine gewisse Glaubenswütigkeit. Das ist noch unser Bestes. Ohne diese Wildheit, die nach dem Zusammenschluß von Ideal und Leben giert, sind wir faule Bäume. Wir glauben oft sehr wenig, manchmal nichts. Aber wo wir glauben, glauben wir rücksichtslos und wenden unsern Glauben auch gegen uns selbst. Wir Volk der religiösen Reformation, der konfessionellen Selbsterreißung, des kategorischen Imperativs, der absoluten Staatsallmacht. Bei denen, anders wie sonst meist in der Welt, der Gläubige über den kalten Rechner siegt. Kraft der brutalen Kraft unseres Glaubens. Deswegen wir zu keinem Zweck bloß glauben. Deswegen wir, wenn uns zum Zweck ein Glaube heimlich suggeriert ist, ihn zweckwidrig glauben. In innerstem Konflikt. Deswegen, im Gegensatz z. B. zu den Franzosen, die ihren Wert durch rationale formvolle Phantasie sich vorbilden, wir so deutsch-mystisch-ungeschlacht-gläubig dem Gefühl folgen, daß wir einen Konflikt unseres Handelns mit ihm nicht leicht nehmen können, sondern entweder überwinden oder dran versterben.

Die deutsche Sozialdemokratie — das ist der Konflikt, in den uns unser protestantischer Staatsmoralismus hereingeführt hat. Und den von seinem Boden aus wir niemals lösen können. Die „Arbeiter“-Partei mit dem Glauben der Schweizerarbeiter an ihr absolutes Recht zufolge des Glaubens an die protestantische Arbeitsmoral. Der Glaube unserer Bourgeoisie wendet sich gegen sie selbst, seitdem wir einen Stand haben, der mehr als sie als Arbeiter sich zu fühlen wagt. Anderswo stellen die Arbeiter praktische neue

Forderungen, fantastische neue Systeme, rabiate neue Glaubensimperative auf — in Deutschland erben sie einfach die Bourgeoisie in dem bisherigen Glauben aus an die Alleinberechtigung der Moralischen, welche arbeiten, erringen sich mit diesem gemeinsamen Volksglauben die Siegeszuversicht, da sie mit dem Arbeitsprinzip den größern Ernst gemacht, und lassen die Bourgeoisie vom Standpunkt ihrer Arbeits-, Pflicht-, Verdienstmoral sich selbst innerlich unrecht, haltlos, ungläubig vorkommen. Die sitzt betrübt wie der Gerber, dem die Felle weggeschwommen — ihr geistiges Kapital ist bei ihrem Gegner. Solange kann sie dessen Glauben gläubig nicht widersprechen, als sie über seinen umgekehrten Don Quijotismus — den Glauben, daß Arbeitsamkeit das Ein und Alle in der Welt bedeute — nicht cervantisch herzhaft lachen kann. So lange kann sie dieses Lachen nicht erschwingen, als sie nicht neuen Glauben in der Seele trägt, dem unser ganzes Volk, auch die Arbeiterseele, sich beugen muß. Solange kann sie diesem neuen Glauben nicht zuschlagen, als sie nicht wagt, die bisherige moralische Grundlage ihres Daseins fahren zu lassen. Mit jenem Wagemut, mit dem Bismarck die moralische Grundlage des Gottesgnadentums, die sakrosankte Legitimität, fahren ließ, um in Deutschland die bürgerlichen Republikaner für die im Sturme der politischen Gewalten als fest und nutzbar erprobten, nicht ausgemerzten legitimen Dynastien zu gewinnen. Es war nicht von ihm zu fordern, daß er auch das auf seine Schultern nähme, die Sozialdemokraten in ihrer Glaubensopposition gegen die bürgerliche Gesellschaft ähnlich moralisch zu entwurzeln. Er hat nur von dem Boden protestantischer Moral ihre sozialistische Konsequenz bekämpft, nachgebend oder bestreitend. Mit der Empörung gegen gefährliche Utopien, die den Staatsmann, aber nicht das Volk ergreift. Das Volk, das stets recht fühlt und stets falsch denkt. Das heute fühlt, daß innerhalb der alten moralischen Ideenwelt die Arbeiter recht haben und die Besitzenden heucheln, und das drum heute denkt, bei der Arbeiterpartei läge der geistige Fortschritt, und das umsomehr, als diese keinen erstorbenen Glauben zur Selbstillusionierung, daß man gläubig sei, mit dem Staats- und Kirchenapparat zu galvanisieren braucht, wodurch seine Leichenhaftigkeit allen Eigenlebendigen vollends schreckhaft wird. Das Volk, das darum auch die neue Seelenphase, drin wir eingetreten, der Arbeiterpartei zugute schreibt — und sie tut sich's erst recht —, als ob nicht gerade die am wenigsten geeignet wäre, neue Seelensehnsucht auszufüllen,

die von der ältesten Schweißmoral geistig lebt. Heuchelt der eine Teil unseres Volkes (denn Bourgeoisie ist alles, was ohne Handarbeit Geld „verdient“) alte Moral, so der andere neue Moralfreiheit. Die Engländer haben die nationale Heuchelei mit einem Glauben, an den ein Anderer als an den unsrigen glauben soll, wohl überstanden. Wir Deutschen könntens nicht ohne Selbstverfälschung.

„Es soll der Dichter mit dem König gehen.“ Zwar für seine politischen Geschäfte braucht der König den Dichter nicht — er treibt sie ohne ihn, zweckmäßig oder nicht. So braucht der Dichter auch den König nicht, wenn er nichts will, als seines Busens sich entladen. Doch die Nation für ihre Seele braucht ihren Dichter neben ihrem König — um ihres Königs Weg wahrhaftig, frei, ohne Verfälschung, ohne Druck, voll innerster Teilnahme mitzugehen. So konnte Spanien nach Cervantes selbst Don Quijotische Königspolitik gutheißen: es wußte in sich Don Quijotes unvertilgliche Eigenschaften, es wußte den notwendigen jämmerlichen Ausgang, aber es wußte, daß durch alles dies hindurch die Größe seiner Seele blickte. Noch ist der deutsche Dichter nicht erstanden, der uns unsere politische Wahrheit sehen läßt. Der nicht ein Ausposauner kriegerischen Ruhms, nicht ein Darsteller sozialer Probleme, nicht ein Sprachrohr der Begeisterung oder des Abscheus ist — wie kläglich ist die 1870er Kaiser- und Reichs-Poesie und die demokratische Parteiprogramm-Versmacherei! — nein, der der Seher in die tiefsten Kräfte seines Volks und seines Königs ist, der darum statt altbackenen Patriotismus neuen inwendig bildet, seelenschöpferisch, einen neuen Volksstolz, der auch auf unsere Politik den Zauber der Seelenfarbe unsres reinsten Fühlens wirft. Aber schon wissen wir einiges von diesem Dichter, den die Zukunft uns schenken wird, wenn sie uns Glück schenkt.

Er wird nicht Shakespeare gleichen, der mit dem Weltmachtstreben seines Volks die Welt durch ein Bild von unüberbietbarer Kraft versöhnt. Weil wir nicht, wie Shakespeares England, um eine „neue Welt“, sondern nur um einen Anteil an der schon nicht mehr neuen Welt politisch kämpfen. Doch da wir darum kämpfen, wird er auch nicht von der politischen Leidenschaftslosigkeit des Cervantes sein, sogar eine notwendig-törichte Politik zu belächeln, weil sie den Adel der Natur nicht unterdrücken kann. Wie unsere Politik muß unser Glaube in der Mitte liegen. Er wird uns glühen lassen vor Stolz über die zweckmäßig verwandte

Kraft unseres nationalen Tuns, aber er wird uns leuchten lassen vor Freude über den Anblick unserer nackten Seele in stiller Andacht. Er wird soweit es zu arbeiten uns treibt — und wie treibt es unser Volk! —, uns den Glauben an den moralischen Wert der Arbeit gestatten und uns ermächtigen, die, welche der fürs Ganze nötigen Arbeit sich entziehen, in den Bann des Pflichtgebots zu schlagen, aber er wird uns, und diesen auch, erst recht gestatten, zu wissen, daß Arbeitskraft bei weitem nicht unsere ganze Seelenkraft, er wird uns locken, alle Moral und allen Glauben an sie zu verlassen, die über den Zweck des Tuns heraus den Seelengrund beherrschen will — und uns zu Spiel und Ruh und Lachen locken im ungebundenen Glauben an die Güte unserer Natur.

In jenem Glauben, in dem Cervantes über sein Volk gelacht. Nur daß der deutsche Dichter nicht nur lachen wird über sein Volk, sondern auch lachen über die Natur der anderen, herzlicher Teilnahme voll, und ebenso über sie und uns ernsthaft sein wird. Und doch nicht so unhold-ernsthaft, wie ein Ibsen, Dichter einer nationalen Unfroheit. Er wird auf den Einheitspunkt uns führen, darin sich alle unsere Widersprüche reimen, alles, was wir in unsrer reifen Seele aufgenommen aus allen Menschheitsvölkern und was sie aus dem eigenen Born ergibt. In diesem unserm Seelenpiegel wird gleichzeitig erscheinen Christus und Pilatus, Glauben und Spotten, Rauben und Schirmen, Lachen und Weinen, Tatkräftig- — Seelenkräftig-sein. Er wird unser Herz bewahren, daß es uns nichts verbietet, was die Natur enthält, und wird unsere Hand bewahren, daß sie von allem unserm Seelenhaß in Tat nichts umsetzt, als was praktisch für uns ist. Er wird uns lehren, Frieden zu haben mit allem, was es gibt, in unserer Seele, die nicht Herr noch Knecht sein will der Dinge noch Begriffe, und Krieg mit allem, was uns schwächt, doch ohne daß die Seele gehässig wird durch Beschuldung und moralische Eiferung. Wird uns die neue Menschenliebe lehren.

Sie ist das letzte, was Cervantes lehrt: Liebe ohne Barmherzigkeit. Liebe der Seele zu der Seele, die nicht auch Liebe der Charaktere und der Handlungen fordert, die unser Tun freigibt, auch wenn es Kampf, Rauben und Töten ist. Liebe ohne Selbstverleugnung, Feindesliebe ohne Feindes Schonung. Die Liebe, die nur liebt, aber nicht tut. Und was von Taten der Liebe scheinbar gleicht, wie Charitas, Verzicht und Opfer, nicht ihr gleichstellt,

der metaphysischen Sympathie von Sein zu Sein, sondern alles das nur einen der Seele unebenbürtigen Charakterzug heißt, den sie auch liebt, jedoch nicht mehr als Haß und jede sonstige Eigenschaft. Die sie alle liebt — und an die alle sie nicht glaubt, sondern sie glaubt nur an die Tiefe, aus der sie schöpft. So hat Cervantes an Seele geglaubt und dabei seinen Don Quijote und seine Philippe geliebt. Und auch verachtet zugleich. Kein Prinzip und keine Konsequenz der Liebe; Liebe selbst.

* *

Die spanische Literatur hat, wie bekannt (freilich noch nicht genug bekannt) das Vorbild der französischen abgegeben. Nicht Rabelais und Malesherbes —: Lope de Vega, Tirso de Molina, Moreto, Antonio de Mendoza, Calderon, Perez de Montalvan, Alonso de Castilla usw. sind die Autoren, deren Werke Pierre Corneille, Molière, die Barbier, Scarron, der jüngere Corneille, De Sage und andere vor Augen gehabt, übersetzt, umgearbeitet, nachgebildet haben. Auch Voltaires siècle de Louis XIV. und die Henriade gehen auf spanische Muster. Und wie Rousseau nicht ohne Watteau, ist dieser nicht ohne den spanischen Schäferroman denkbar. Cervantes insbesondere hat mit Don Quijote die Romanform dahin umgestaltet, daß sie statt Fantasieabenteuer jogenannter Helden Zustände und Erlebnisse schildert, die der Wirklichkeit beobachteter Charaktere angemessen sind. Das Widerspiel von Charakteren, Zuständen und Erlebnissen füllt ja auch heute noch im allgemeinen den Roman. Nach seinem Eigentlichen war Cervantes unbekannt geblieben. Ist doch der so viel kleinere Velasquez auch erst vor wenigen Jahrzehnten wie neu entdeckt worden.

In Deutschland kam (von einigen stumpfsinnigen Nachahmungen abgesehen und von der allgemeinen Wirkung seiner Romanteknik) Don Quijote erst nach Shakespeare auf, dann jedoch bald. Half der Engländer unserer Nation, sich an Kraft groß zu fühlen, so der Spanier, mit dem Ungroßen in unserer politischen Jammerzeit uns halbironisch abzufinden. Damals entstand die Auslegung vom versöhnenden Idealismus dieses komischen Ritters und daß wir Deutschen in dem Stück ihm alle gleichen oder gleichen sollten.

Heut bedürfen wir so demütiger Selbstentschuldigung nicht mehr. Wir sind uns nicht mehr komisch. Aber tief bewegt von

den gewaltigsten Widersprüchen sind wir. Ein Neues läßt uns Don Quijote heute sehen: statt Widerstreits zwischen Idealismus und Wirklichkeit vollkommen heiter-feste Einheit. Wir sehen die Darstellung eines politisch-schwächeren Volkes, als wirs heut sind, voll tiefster Weisheit über Menschen-Wert und -Tun. Wir, die wir noch zu hoffen haben auf eine vaterländische Dichtung, die uns zur Losung einer Zukunft wird, da wir der Widersprüche gläubig froh geworden mit unserem Seelengehalte uns der Welt als neue Segnung einer neuen Kultur anbieten dürfen, wir Neudeutschen grüßen mit Dank Altspanien, das in Cervantes' Don Quijote seine Aufgabe für die Menschheit so gelöst, wie wir die unsre lösen möchten.

Wahre und falsche Reform des bürgerlichen Strafprozesses.

Von

Dr. jur. Gustav Böder.

I.

Angeichts der zur Zeit in ihren Vorarbeiten in vollem Flusse befindlichen Reform des bürgerlichen Strafprozesses dürfte es weitere Kreise interessieren, über die wichtigsten Fragen auf diesem Gebiete gemeinverständliche Aufklärung zu erhalten; um so mehr, als nur eine grundsätzliche und weitgehende Reform geeignet wäre, wirkliche Besserung des Bestehenden herbeizuführen. Die langjährige und starke Bewegung für erweiterte Einführung der Berufung hat ja bereits bewiesen, daß von einem Teile unseres Volkes die heutige Gestaltung des Strafprozesses nicht als die Erfüllung aller Anforderungen an eine gute Strafrechtspflege empfunden wird. Dennoch kann dieser ganzen Bewegung, wie auch anderen Bestrebungen, die in der jetzt geplanten Strafprozessreform Befriedigung suchen, nur symptomatische Bedeutung beigemessen werden, da die wahren Mängel unserer Strafrechtspflege nicht in einer allzu großen Beschränkung der Rechtsmittel oder dergleichen, sondern in dem grundsätzlichen Aufbau des Strafprozesses und der Organisation der mit seiner Durchführung vertrauten Faktoren begründet sind. Dies heute zu betonen, empfiehlt sich um so mehr, als die unter dem Einfluß des bürgerlichen Strafprozesses bereits bewirkte Reform des Militärstrafprozesses den Glauben erwecken könnte, dieser bürgerliche Strafprozeß verwirkliche, wenigstens in seinem prinzipiellen Aufbau, das Ideal einer gründlichen, vorurteilsfreien und daher gerechten Strafrechtspflege, bedürfe mithin nur in nebensächlichen Punkten der bessernden Hand des Gesetzgebers.*)

* Die inzwischen durch Kammergerichtsrat Dr. Kroneder in der Deutschen Juristen-Zeitung Nr. 9 vom 1. Mai 1905 bewirkte Publikation der wichtigsten Beschlüsse der Kommission zur Reform des Strafprozesses gibt in dankenswerter Weise Kenntnis von der Stellungnahme der Kommission zu den ihr vom Reichs-Justizamt vorgelegten Fragen. Eine kritische Würdigung dieses Materials für die geplante Reform wird am Schlusse dieses Aufsatzes erfolgen.

I. Die Grundlagen des bürgerlichen Strafprozesses.

Als Grundlagen unseres bürgerlichen Strafprozesses, durch welche Form und Inhalt des Verfahrens im allgemeinen bestimmt werden, bezeichnet man: Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, freie Beweiswürdigung, materielle Wahrheitserforschung und öffentliche Anklage. In diesen Prinzipien sollen die sicheren Bürgschaften einer guten Strafrechtspflege enthalten sein, ja diese Prinzipien sollen — und dies gilt insbesondere von der materiellen Wahrheitserforschung und der öffentlichen Anklage — dem innersten Wesen der Strafrechtspflege entspringen.

Das Prinzip der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens enthält zweifellos eine Garantie der Gerechtigkeit. Denn Oeffentlichkeit gewährt die Möglichkeit, sich über den Verlauf jedes Strafprozesses, soweit nicht das Gesetz den Ausschluß der Oeffentlichkeit gestattet, als Unbeteiligter zu informieren und somit die mit der Strafrechtspflege betrauten Faktoren zu kontrollieren. Auch darf der moralische Einfluß der Oeffentlichkeit des Verfahrens auf die Sachlichkeit und Gesetzmäßigkeit der Verhandlungen nicht unterschätzt werden. Dennoch ist davor zu warnen, den Einfluß dieses Momentes auf die Gestaltung des Strafprozesses zu hoch zu werten. Praktisch bedeutet die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung — worunter zur Zeit übrigens nur die Haupt- und Schlußverhandlung zu verstehen ist — als Garantie nur dann etwas, wenn sie identisch ist mit freier Kritik der Presse. Denn der Wert der Oeffentlichkeit eines Gerichtsverfahrens kann, soweit hierdurch eine Kontrolle des Verfahrens bewirkt werden soll, nur darin bestehen, daß alles, was an der Gerichtsstelle geschieht, zur öffentlichen Kenntnis und Beurteilung gebracht werden darf. Dies läßt sich naturgemäß nur durch die Tagespresse erreichen und auch nur dann in dem wünschenswerten Maße, wenn diese Presse nicht auf bloße Berichtserstattung beschränkt, sondern zu sachlicher Kritik berechtigt und befähigt wird. Wie weit die Tagespresse, wie die Presse überhaupt, von dem Recht und der Fähigkeit zu solcher Kritik noch entfernt ist, liegt so sehr vor aller Augen, daß hierauf nicht näher eingegangen zu werden braucht. Im Grunde genommen kümmert sich daher auch der heutige Strafrichter, abgesehen von sogenannten Sensationsprozessen, wenig um die so viel gerühmte Oeffentlichkeit des Verfahrens und läßt sich in keiner Weise durch den Umstand

beeinflussen, daß die öffentliche Meinung sein Verhalten irgend einer Kritik unterziehen könnte.

Hierzu kommt, wie bereits angedeutet, daß das ganze vorbereitende Verfahren und die Voruntersuchung der Öffentlichkeit entzogen sind. Offenbar ist dies aus dem Grunde geschehen, weil Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen in diesem Stadium des Verfahrens für unvereinbar mit dem Untersuchungszweck erachtet wird. Allein so richtig es ist, daß die Öffentlichkeit des Vorverfahrens unter Umständen dem Angeklagten und seinen Freunden Handhaben zur Verschleierung des Sachverhalts bieten kann, so unschätzbar sind andererseits die Vorteile der Öffentlichkeit des Verfahrens gerade in diesem Stadium des Prozesses. Denn erst die Öffentlichkeit des ganzen Strafprozesses, soweit er sich vor dem Richter abspielt, wird alle die zahllosen Verschleppungen beseitigen, unter denen unser Strafprozeß anerkanntermaßen leidet; zumal Öffentlichkeit der Verhandlung hier auch Mündlichkeit des Verfahrens mit Notwendigkeit nach sich ziehen müßte und damit der im Vorverfahren jetzt dominierenden Schriftlichkeit der Todesstoß versetzt werden würde.

Zu beachten ist ferner noch, daß an einem weiteren Punkte des Verfahrens die Öffentlichkeit grundsätzlich ausgeschlossen ist. Der § 195 des Gerichtsverfassungsgesetzes bestimmt allgemein:

„Die Beratung und Abstimmung des Gerichts erfolgt nicht öffentlich.“

So viel mir bekannt, hat diese Schranke der Öffentlichkeit noch nie mißbilligende Kritik erfahren. Dennoch muß stark bezweifelt werden, ob die Vorteile, welchem an sich von dem Ausschluß der Öffentlichkeit an jenem Punkte des Verfahrens verspricht, nicht — wenigstens soweit der Strafprozeß in Betracht kommt — bedeutend von den Nachteilen heimlicher Beratung und Abstimmung überwogen werden. Gerade in den Beratungen und Abstimmungen der Gerichte können sich Dinge abspielen, welche dringend der öffentlichen Kontrolle bedürfen. Ueberdem sind alle Faktoren, welche im Strafprozeß tätig sind, zu öffentlichen Kundgebungen gezwungen. Warum allein der Richter nicht? Prinzipielle Bedenken geschäftlicher Art können nicht entgegen gehalten werden. Denn wenn Staatsanwalt und Verteidiger genötigt sind, ihren Standpunkt in gründlicher und klarer Weise darzulegen, und zwar meist in unmittelbarem Anschluß an die Beweisaufnahme, dann muß auch das Richterkollegium imstande sein, öffentlich zu votieren

und abzustimmen. Der Einwand, aus dem Begriff der Beratung und Abstimmung ergebe sich der Ausschluß der Oeffentlichkeit mit Notwendigkeit, ist keineswegs stichhaltig. Denn die wichtigen und schwierigen Entscheidungen der Volksvertretungen, die doch auch Beratungen und Abstimmungen erfordern, bauen sich in vollster Oeffentlichkeit auf. Der wahre Grund dafür, daß die Beratungen und Abstimmungen der Gerichte der Oeffentlichkeit entzogen sind, ist vielmehr zunächst ein rein historischer. Solange Volksfreiheit und Volksrecht in Deutschland bestanden, hat sich jegliches Gerichtsverfahren bis zu Fällung des Spruches in vollster Oeffentlichkeit abgepielt. Erst mit dem Eindringen des römischen Rechts, der dadurch besiegelten Entfremdung des Volkes von der Rechtskenntnis und der mit dieser Entfremdung zusammenhängenden Bildung eines gelehrten Richterstandes, zieht sich das Gerichtsverfahren mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit zurück. Dies entsprach ja auch ganz dem maßgebenden Vorbild des römischen Strafprozesses der Kaiserzeit, in welcher das Strafverfahren aus der Oeffentlichkeit des Forums in die Abgeschlossenheit der dem Publikum gesperrten magistratlichen Sitzungssäle gedrängt worden war. Daß man nun, nach Wiederherstellung der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, die Oeffentlichkeit vor dem beratenden und abstimmenden Gerichtshof halt machen ließ, mag sich auf die Erwägung gegründet haben, daß eine unbefangene und eingehende Diskussion der zu entscheidenden Schuld- und Straffragen sich besser in der Abgeschlossenheit des Beratungszimmers, als in dem der Oeffentlichkeit preisgegebenen Sitzungszimmer erreichen lasse; zumal das alte Recht keine eigentliche Beratung, sondern nur eine Abstimmung über die Schuldfrage kannte. Hierin lag unleugbar etwas Wahres und läge die volle Wahrheit, wenn die stillschweigende Voraussetzung richtig wäre, daß Richtersprüche nur das Ergebnis leidenschaftsloser und vorurteilsfreier Prüfung des Sachverhalts seien. Diese Voraussetzung trifft aber keineswegs zu. Richter sind keine Wesen, welche mit der unbeeinträchtigten Genauigkeit einer Rechenmaschine ihr Facit ziehen, sondern Menschen, deren Entschlüsse sich als Willensakte darstellen und somit dem Gesetz der Motivation unterworfen sind. Daher muß das Zustandekommen richterlicher Entscheidungen kontrolliert werden können; das einzige Mittel aber, dies zu erreichen, bildet die Oeffentlichkeit der Beratungen und Abstimmungen. Der Einwand, die gesetzlich vorgeschriebene Begründung des Urteils bilde eine genügende Kontrolle, ist unzu-

treffend, weil die wichtigsten Richterprüche, die Wahrsprüche der Geschworenen, ohne Gründe kundgegeben werden, überdem aber schwerlich jemand durch die Aufgabe in Verlegenheit gesetzt wird, Urteile mit den passenden Gründen zu versehen.

Die Oeffentlichkeit der Beratungen und Abstimmungen der Gerichte würde, wenn sie plötzlich in unserem Strafverfahren eingeführt würde, interessante Beobachtungen über die Brauchbarkeit der jetzt zur Strafrechtspflege berufenen richterlichen Organe ermöglichen. Die Schwurgerichte, bei welchen die Entscheidung der meist schwierigen und verwickelten Schuldfrage einer von zwölf Laien besetzten Geschworenenbank anvertraut ist, würden sich in ihrer heutigen Verfassung schwerlich den ihnen gestellten Aufgaben gewachsen zeigen. Denn die begreifliche Hilflosigkeit der nur von Laien besetzten Geschworenenbank gegenüber einem hochentwickelten Strafrecht und einem in seiner Technik schwer zu übersehenden Strafprozeß, würde sofort klargestellt sein. Bis jetzt hat nur die Verborgenheit der Beratungen und Abstimmungen der heutigen Geschworenenbank diese Hilflosigkeit der allgemeinen Kenntnis entzogen. Eine einzige Vorführung der beratenden Geschworenen in der Oeffentlichkeit würde wahrscheinlich genügen, um festzustellen, daß es ein prinzipieller Widerspruch ist, an den Schluß eines von Fachleuten unter Aufbietung großer Sachkunde und Erfahrung durchgeführten Verfahrens den Wahrspruch von Laien zu setzen, welche nur den Vorteil eines durch keinerlei Fachkunde getrübbten Urteils besitzen und im günstigsten Falle sich gesunden Menschenverstandes erfreuen, denen jedoch infolge ihrer willkürlichen, durch keinerlei Rücksicht auf Richterqualitäten geleiteten Auswahl alle sonstigen Vorbedingungen zur Ausübung des Amtes fehlen. Dabei soll aber keineswegs verkannt werden, daß gerade der gesunde Menschenverstand in den Schwurgerichten häufig über die unberechtigten Subtilitäten der gelehrten Juristen triumphiert hat und daß der Ersatz der Schwurgerichte durch reine Beamtengerichte eine schwere Bedrohung der bürgerlichen Freiheit bedeuten würde.

Nicht minder interessante Beobachtungen würden Schöffengericht und Strafkammer gewähren. Bei dem Schöffengericht würde man bemerken, daß mit der bloßen Hinzufügung zweier Laienrichter zu dem vorsitzenden gelehrten Richter gar nichts bewirkt ist, wenn diese Laienrichter nicht genug Energie und Einsicht besitzen, ihr natürliches, unbefangenes Empfinden dem Juristen

gegenüber zur Geltung bringen. Aber auch in den gar nicht so seltenen Fällen, daß die Schöffen engherzige Standesvorurteile dem Berufsrichter gegenüber durchsetzen wollen, würde die Oeffentlichkeit der Beratung eine unbequeme Beleuchtung abgeben und wahrscheinlich reformierend wirken. Bei der Strafkammer dagegen würden Mißstände, welche die bisherige Heimlichkeit der Beratungen und Abstimmungen hervorzurufen vermag, wie zum Beispiel: das Beherrschen des Kollegiums durch den Vorsitzenden, die Duldung inferiorer oder unbrauchbar gewordener Mitglieder, die Geltendmachung einseitiger Anschauungen und dergleicher kaum das Licht der Oeffentlichkeit vertragen und baldigst verschwinden. Ueberhaupt dürfte das ganze Niveau der Beratungen sich unter dem Druck der durch Fachgenossen, nämlich Staatsanwälte und Verteidiger, geübten Kontrolle beträchtlich heben. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß ein Gerichtshof, welcher genötigt ist, in voller Oeffentlichkeit das meist schwierige Fazit aus dem Inbegriff der Verhandlungen zu ziehen, ganz andere Anforderungen an die Geisteskraft und geschäftliche Gewandtheit seiner Mitglieder stellen muß, als ein Gerichtshof, dem es freisteht, sich in die beschauliche Ruhe seines Beratungszimmers zurückzuziehen. Sofern aber in Standesinteressen befangene, extreme oder rückständige Meinungen in der Beratung sich durchsetzen wollen, ist es gut, daß die Vertreter dieser Meinungen gezwungen sind, sie vor allem Volk zu bekennen.

Die Mündlichkeit des Verfahrens ist nur eine lebendigere, ausdrucksvollere und daher beweglichere Art des Verkehrs der am Prozeß beteiligten Faktoren mit einander und bedeutet als Garantie gerechter Urteilsprüche wenig oder gar nichts, wenn sie auf den Widerstand von Aktenmenschen stößt. Sie ist das Korrelat der freien Beweismündigkeit, da nur bei mündlicher Verhandlung eine an keinerlei gesetzliche Schranken gebundene Ueberzeugung sich bilden kann. Allein wo die Neigung und Fähigkeit fehlt, die Beweise frei zu würdigen, sich von den Fesseln irgend welcher formalen Regeln oder Anschauungen zu lösen und sich auf die Höhe einer alle Umstände berücksichtigenden Kritik zu wagen, da nützt auch die Mündlichkeit des Verfahrens nichts. Zudem ist der Einfluß der Akten mächtiger als man glaubt. Der Strafprozeß baut sich im Ermittlungsverfahren und in der Voruntersuchung zunächst „aktenmäßig“ auf, d. h. das gesamte Prozeßverfahren ist bis zur sogenannten Hauptverhandlung ein rein schriftliches, der Art, daß das ganze Beweismaterial, soweit es vor der Haupt-

verhandlung herbeigeschafft worden ist, in den Akten des Prozesses schriftlich niedergelegt ist. Diese Akten bilden dann aber die Informationsquelle für die wichtigste Person im Prozeßverfahren, den Vorsitzenden des Gerichtshofes. Die Leitung der Verhandlung ist völlig in seine Hände gelegt und zu diesem Zwecke will er die Akten genau kennen. Selbstverständlich bildet er sich dabei von vornherein ein Urteil über den Fall und gibt dies Urteil regelmäßig in der Art seiner Verhandlungsleitung, insbesondere bei der Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen zu erkennen. Zeigt sich alsdann, daß die Ergebnisse der mündlichen Verhandlung von dem Akteninhalt abweichen — was gar nicht selten vorkommt — so wird dies zumeist als ein ungeheurer Frevel empfunden und als solcher sofort bei dem Angeklagten oder den Zeugen gerügt: ohne in eine ruhige Prüfung der Frage einzutreten, ob nicht etwa Mißverständnisse oder dergleichen die Abweichung verschuldet haben. Nicht selten machen daher die Verhandlungen den Eindruck, als hätten sie nur den Zweck, den Akteninhalt zu reproduzieren; womit die vielgerühmte Mündlichkeit des Verfahrens zur reinen Farce wird. Hieraus folgt, daß ein Strafverfahren, welches auf ein umfangreiches, oft geradezu minutiöses Aktenmaterial die mündliche Hauptverhandlung aufspropfen will, an den unheilbaren Gegensätzen der Schriftlichkeit und Mündlichkeit Schiffbruch leiden muß. Die beabsichtigte Reform des Strafprozesses wird daher in erster Linie sich darüber schlüssig machen müssen, wie dieser unerträglichen Gegensätzlichkeit des bisherigen Verfahrens abzuhelpen sei. Meines Erachtens wird nichts anderes übrig bleiben, als die ganze bisherige schriftliche Vorbereitung der Beweisführung über Bord zu werfen und die Staatsanwaltschaft zu nötigen, sobald sie Anklage gegen eine bestimmte Person zu erheben gedenkt, dies in öffentlicher, mündlicher Verhandlung vor dem erkennenden Gericht zu unternehmen; wobei sich aus der Verhandlung und dem zur Stelle geschafften Beweismaterial ergeben wird, ob ein Urteil des Gerichtshofes zu erlangen oder Erneuerung der Verhandlung herbeizuführen ist. Selbstverständlich wird bei einem derartigen, streng auf dem Boden der Mündlichkeit sich bewegenden Verfahren, die Aufgabe der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung in der Vorbereitung der Verhandlung vor dem erkennenden Gericht eine höchst bedeutungsvolle werden. Wie weit und mit welchen Mitteln sich diese Aufgabe praktisch lösen läßt, ist hier nicht der Ort auszuführen; jedenfalls wird diese Frage weniger Kopfzerbrechen verursachen als die

aus solch' radikaler Reform sich ergebenden Verschiebungen der Stellung von Gericht, Staatsanwaltschaft und Verteidigung. Weßhalb ich fürchte, daß an derartigen Erwägungen eine wirklich durchgreifende, gesunde Reform des Verfahrens in diesem Punkte scheitern wird, so daß wir im günstigsten Falle wiederum ein Flickwerk erhalten werden. Dies wäre um so bedauerlicher, weil die vorgeschlagene radikale Beseitigung der jetzt höchst weilkünftigen, über Monate und oft Jahre sich erstreckenden schriftlichen Vorbereitung der Beweisführung das erfreuliche Ergebnis haben würde, daß unsere Strafprozesse sich in einem ungleich rascheren Tempo abspielten, damit aber auch ein frischeres und daher zuverlässigeres Bild der festzustellenden Vorgänge bieten würden. Außerdem ist zu beachten, daß die große Uebersahl der Strafprozesse durchaus nicht verwickelt liegt und durch die aufklärende Wirkung mündlicher Verhandlung und Beweisaufnahme zu einem schnellen und befriedigenden Abschluß geführt werden könnte; während heutzutage auch diese Prozesse rein schablonenmäßig dem unerträglich langsamem Tempo der schriftlichen Vorbereitung unterworfen sind.

In jedem Falle sind die Prinzipien der Öffentlichkeit und Mündlichkeit Prinzipien von rein formaler, äußerlicher Natur und daher an sich wenig geeignet, wirksame Bürgschaften einer guten Strafrechtspflege zu gewähren. Man kann sagen, daß sie die Formen sind, in welchen sich jedes gute Strafverfahren abspielen muß, fehlt aber diesen Formen der geeignete Inhalt, so vermögen sie aus eigener Kraft wenig oder gar nichts. Von entscheidender Bedeutung für die Beschaffenheit der Strafrechtspflege sind vielmehr nur diejenigen Grundsätze, welche den Inhalt des Strafprozesses bestimmen. Zweifellos haben diese Bedeutung die drei anderen Grundsätze unseres Strafprozesses: der Grundsatz der freien Beweiswürdigung, der Grundsatz der materiellen Wahrheitserforschung und der Grundsatz der öffentlichen Anklage. Durch diese Prinzipien wird die Art und der Umfang der Sachuntersuchung, mithin der Inhalt des Strafprozesses bestimmt.

Die freie Beweiswürdigung ist im § 260 der Reichsstrafprozessordnung mit den Worten anerkannt:

„Ueber das Ergebnis der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriffe der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung.“

Die Tragweite dieses Grundsatzes und seiner eben erwähnten Formulierung ist eine gewaltige.

Denn diese freie Beweiswürdigung bedeutet:

1. Der Begriff „Beweismittel“ ist nicht gesetzlich fixiert, so daß die richterliche Ueberzeugung sich nicht auf bestimmte, vom Gesetz anerkannte und formulierte Mittel der Ueberzeugung zu berufen braucht, sondern alles das heranziehen kann, was überhaupt geeignet ist, eine Ueberzeugung zu begründen. Nur die prozessuale Form der praktisch erheblichsten Ueberzeugungsmittel ist geregelt und muß bei Benutzung dieser Ueberzeugungsmittel beobachtet werden. So müssen z. B. Zeugen in der Regel auf ihre Aussagen be eidigt werden.
2. In der Würdigung der aufgenommenen Beweise ist der Richter völlig frei und durch keinerlei gesetzlich festgelegte Bewertung dieser Beweise gebunden.

Theoretisch muß man den im § 260 der Reichsstrafprozeßordnung zum Ausdruck gebrachten Grundsatz als die vollkommenste Lösung der so schwierigen Beweisfrage bezeichnen; wenigstens so lange als das Beweisverfahren auf die heutigen Beweismittel angewiesen ist. Schon diese hohe Bewertung sollte jedoch stützig machen; pflegen sich doch Ideale nicht zu verwirklichen. In der Praxis sieht die Sache denn auch ganz anders aus. Bekanntlich hatte der frühere Strafprozeß gesetzliche Beweisregeln aufgestellt, die vor allem den Zeugenbeweis betrafen und als die Summe gewisser Erfahrungen über die Tauglichkeit und Glaubwürdigkeit von Zeugen bezeichnet werden konnten. Ohne Zweifel engten diese starren Beweisregeln das richterliche Urteil übermäßig ein, so daß die Befreiung des Richters von diesen Schranken als ein Fortschritt bezeichnet werden muß. Aber nur unter einer Bedingung! Mit der freien Beweiswürdigung fährt man nur dann gut, wenn man diejenigen Erfahrungssätze, welche im älteren Prozeß zu gesetzlichen Beweisregeln führten, sorgfältigst beachtet, sie ständig weiter ausbaut, ja, wo es Not tut, verbessert und sich nur dann über diese Regeln hinwegsetzt, wenn hierzu begründete Ursache vorliegt. Geschieht dies nicht oder nur in mangelhafter Weise, so bewirkt die freie Beweiswürdigung praktisch weiter nichts, als eine Entfesselung der richterlichen Willkür, welche zum schlimmsten Formalismus führen kann. Denn jeder Prozeß, wie er auch gestaltet sei, gravitiert zum Formalismus, sodasß es besonderer Maßnahmen bedarf, um dieser Tendenz entgegenzuwirken.

Ein Beispiel wird diese Bedenken klar machen. Nach dem älteren, gemeinrechtlichen Strafprozeß war die Ueberführung des Angeklagten durch Zeugenbeweis erst dann bewirkt, wenn zwei taugliche, unverdächtige Zeugen die ihm zur Last gelegte Straftat eidlich bekundet hatten. In dieser gesetzlichen Beweisregel steckte der Erfahrungsfaß, daß als notwendige Kontrolle der Richtigkeit und Wahrhaftigkeit einer Zeugenaussage deren Uebereinstimmung mit einer zweiten, prozessualisch gleichwertigen Zeugenaussage verlangt werden müsse; denn nur bei Uebereinstimmung zweier dergleichen Aussagen sei die Möglichkeit irrthümlicher oder wissentlich falscher Aussagen auf ein solches Minimum reduziert, daß sie unbeachtlich bleiben könne. Auch lag dieser Regel die Erwägung zu Grunde, daß der, eine falsche Aussage planende, Zeuge sich unsicher fühlen müsse, wenn er eines Genossen seiner Schuld bedürfte, um seine Aussage prozessualisch erheblich zu machen. Oder mit anderen Worten: Leichter findet sich ein einzelner zu falscher Aussage bewogen, als daß sich zwei zu solchem Tun verbinden; muß doch jeder in dem anderen den absichtlichen oder zufälligen Verräther seiner Schuld fürchten. Diese Erwägungen sind gewiß noch heute beachtenswert und sollten bei freier Beweiswürdigung dazu führen, auf die Aussage eines, wenn schon beeidigten, Zeugen hin die Verurteilung nur dann auszusprechen, wenn sorgfältigste Prüfung aller Verhältnisse, insbesondere aber der Persönlichkeit des Zeugen, die Richtigkeit oder Glaubwürdigkeit der Aussage dargetan hat. In der Praxis kann man von solcher vorsichtigen Beweiswürdigung selten etwas verspüren. In geradezu beängstigender Weise bricht sich die Ansicht Bahn, eine eidliche Aussage verdiene solange absoluten Glauben, als nicht Bedenken gegen diese Aussage tatsächlich begründet und erwiesen werden könnten. Praktisch wäre man damit zu dem Ergebnis gelangt, daß auf die eidliche Aussage eines Zeugen die Verurteilung des Angeklagten zu erfolgen hat, so lange nichts gegen die Richtigkeit oder Glaubwürdigkeit dieser Aussage dargetan ist; wobei Erwägungen allgemeiner Natur, wie verwandtschaftliche Beziehungen, freundliche oder feindliche Gesinnungen, Stellung als Verletzter u. in der Regel bei dem Gerichtshof keine Beachtung finden. Mit hin hätte die freie Beweiswürdigung tatsächlich den Erfolg gehabt, daß die alten Garantien vorsichtiger Rechtsprechung eine erhebliche Abschwächung erlitten hätten. Hierin liegt eine nicht unbeträchtliche Gefährdung der Rechtssicherheit. Denn die Erkenntnis, daß eine

einzig, unkontrollierte und häufig unkontrollierbare eidliche Aussage zur Beurteilung des Angeklagten genügt, wird sehr bald Gemeingut des Volkes oder doch wenigstens der Rechtskonsulenten, welche gerade bei Denunziationen häufig eine Rolle spielen. Infolgedessen werden Denunziationen, auch wenn der Beweis der Schuld nur durch die Aussage eines Zeugen erbracht werden soll, leichten Herzens unternommen und setzen so den Richter in die Verlegenheit, sich auf die Aussage eines, meist nicht einwandfreien, Zeugen über die Schuldfrage schlüssig zu machen. Würden die Gerichtshöfe häufiger den Mut haben, die Beurteilung auf eine, wenn auch eidliche, Aussage mit der Begründung abzulehnen, daß die Aussage eines Zeugen, der zudem meistens der Verletzte ist und in der Regel schon zur Zeit der Tat in gespannten Beziehungen zu dem Angeklagten sich befand, im vorliegenden Falle keine genügenden Garantien der Richtigkeit oder Wahrhaftigkeit biete, so würden die Gerichtshöfe mit einer Menge von Sachen verschont bleiben, die heute rein auf die Erwägung hin, der Zeuge werde doch keinen Meineid geleistet haben, zur Beurteilung des Angeklagten führen. Daß die Gerichtshöfe übrigens trotz der gewaltigen Zahl von Meineidsprozessen noch so viel Vertrauen in den Zeugeneid setzen, hat mich stets Wunder genommen. Besonders auffällig ist hierbei, mit welcher Sicherheit gemeinhin mit dem Begriff der „Glaubwürdigkeit“ von Zeugen operiert wird. Obwohl doch gerade die Frage der Glaubwürdigkeit eines Zeugen eine der schwierigsten ist, die das Beweisverfahren dem Richter vorlegt und schon die gewöhnliche Lebenserfahrung zeigt, daß nur die genaueste Kenntnis der Persönlichkeit des Zeugen ein annähernd richtiges Urteil darüber zu verschaffen vermag. Ganz im Gegensatz zu dieser wirklichen Lage der Dinge operiert jedoch der Strafrichter allzuhäufig mit einem Begriff der Glaubwürdigkeit, der sich auf nichts anderem aufbaut, als dem rein äußerlichen Eindruck, den der Zeuge auf den Richter gemacht hat; ein Standpunkt, der sich schon deshalb als grundfalsch erweist, weil gerade die abgefäimtesten Lügner in Sprache und Verhalten die größte Sicherheit zeigen.

Offenbar stellt die Idee der freien Beweiswürdigung, welche für den Angeklagten den Verlust jeden Beweisrechts und der Garantien gesetzlicher Beweisregeln bedeutet, große Anforderungen an die Klugheit und Erfahrung des Strafrichters. Sie bedingt eine gründliche Kenntnis der Lebensverhältnisse, vor allen Dingen

aber die genaueste Kenntnis der unteren Volksschichten, deren Angehörige die weit überwiegende Zahl der im Strafprozeß auftretenden Personen bilden. Aus solcher Kenntnis ergibt sich dann schon von selbst eine starke Skepsis des Richters, die ihn in keinem Stadium des Verfahrens vergessen läßt, daß das Volk durchaus nicht so harmlos ist, als es sich gewöhnlich vor dem Richter zeigt. Schon der Umstand, daß der Richter im großen und ganzen Zeit seines Lebens nur amtlich mit dem Publicum verkehrt, hindert ihn in der genauen Kenntnis des Volkes; er sieht die Leute stets auf der Prozeßbühne und schaut selten oder nie hinter die Kulissen. Noch schädlicher wirkt die außerordentlich subjektive Art, in welcher das Inquirieren des Angeklagten und der Zeugen fast durchweg betrieben wird. Wenn aus dem Inbegriff der Verhandlung die Ueberzeugung geschöpft werden soll, dann ist erste Voraussetzung, daß diese Verhandlung sich möglichst unbefangen und ursprünglich abspiele d. h. daß sowohl der Angeklagte wie auch die Zeugen möglichst frei zum Worte kommen und die Sache so vortragen, wie sie sich in ihrem Geiste darstellt. Statt dessen kann man ein fortwährendes, nervöses Dirigieren der Aussagen bemerken, die infolgedessen alle Ursprünglichkeit und Individualität und somit für den Standpunkt feinerer Beweiswürdigung jeden Wert verlieren.

Das Resultat dieser Betrachtungen ist:

Die freie Beweiswürdigung ist theoretisch richtig, aber sie kann praktisch zu einer Herabminderung der Garantien sicherer Rechtspflege führen und stellt daher erhöhte Anforderungen an die Auswahl und Ausbildung der Strafrichter.

Wie der Grundsatz der freien Beweiswürdigung muß auch der Grundsatz der materiellen Wahrheitserforschung als ein theoretisches Ideal bezeichnet werden. Man versteht hierunter das Prinzip, daß der Strafrichter nicht bloß formelle, d. h. je nach dem Obfieg der einen oder anderen Partei sich ergebende Wahrheit feststellen, sondern den wirklichen Sachverhalt ermitteln soll, unabhängig von jeder Parteitätigkeit. Während im Zivilprozeß z. B. der Richter sich begnügt, über Parteianträge auf Grund des von den Parteien behaupteten und unter Beweis gestellten Sachverhalts zu erkennen, — formelle Wahrheit —, soll der Strafrichter den Dingen bis auf den Grund nachspüren und so insbesondere niemanden verurteilen, der in Wahrheit unschuldig, und niemanden freisprechen, der in Wahrheit schuldig ist, —

materielle Wahrheit. Nach dieser Theorie erscheint es mit dem Gegenstand des Strafprozesses nicht vereinbar, den Strafrichter der Möglichkeit auszuweisen, ein Urteil zu fällen, welches seiner innersten Ueberzeugung von dem wirklichen Sachverhalt widerspricht. Das Endziel des Strafprozesses soll daher nicht die Entscheidung bilden, ob der Ankläger oder der Angeklagte als Parteien im Rechte sind, sondern die Feststellung des wirklichen Sachverhalt und der Ausspruch der hieraus sich gesetzmäßig ergebenden Folgen.

Dieser Theorie kann man zunächst entgegenhalten, daß das Bedenken, den Richter Urteilsprüchen auszuweisen, die seiner Ueberzeugung vom wirklichen Sachverhalt widersprechen, nicht nur im Strafprozeß, sondern auch im Zivilprozeß Beachtung heische. Tatsächlich hat denn auch diese Erwägung einmal dazu geführt, auch den Zivilprozeß nach der Theorie materieller Wahrheitserforschung aufzubauen, — es geschah unter der Herrschaft der allgemeinen preussischen Gerichtsordnung Friedrichs des Großen —, ein Versuch, welcher zu derartigen Ungeheuerlichkeiten in der praktischen Handhabung führte, daß er alsbald aufgegeben wurde. Zuzugeben ist freilich, daß eine bewußte Disharmonie zwischen dem strafgerichtlichen Spruch und dem wirklichen Sachverhalt bei weitem bedenklicher ist, als eine solche Disharmonie in Zivilsachen; ja, man kann sagen, daß sie sich bis zu einem gewissen Grade im Strafprozeß von vornherein verbiete. So wird man berechtigte Bedenken tragen, die Verurteilung geständiger Verbrecher zuzulassen, wenn der Strafrichter von der Unrichtigkeit des Geständnisses überzeugt ist; während die Verurteilung eines Schuldners, welcher seine Schuld anerkennt, derartiger Rautelen nicht bedarf. Allein so gut das Anerkenntnisurteil gegen den Beklagten im Zivilprozeß nur auf Antrag des Klägers ergeht, so gut kann im Strafprozeß die Verurteilung des geständigen Verbrechers vom Antrage des öffentlichen oder privaten Anklägers abhängig gemacht werden. Mithin bietet die Organisation des Amtes der öffentlichen Ankläger oder die Festsetzung besonderer Verantwortlichkeiten der privaten Ankläger genügende Garantien gegen Ungeheuerlichkeiten der gedachten Art. Von praktischer Bedeutung dürfte die ganze Frage übrigens kaum sein, da fingierte Geständnisse von Verbrechern äußerst selten vorkommen und dort, wo sie sich wirklich ereignen, in ihrer Haltlosigkeit auch leicht nachweisbar sind.

Von entscheidendem Gewicht für die Beurteilung des Grund-

jages der materiellen Wahrheitserforschung ist jedoch der Umstand, daß diese Theorie in gar keinem Verhältnis zu den für uns verfügbaren Mitteln der Wahrheitserforschung steht. Daher ist diese Theorie von vornherein unhaltbar. Bei Feststellung historischer Vorgänge — und um solche handelt es sich ja auch bei den Strafuntersuchungen — ist man im wesentlichen auf die Befundungen von Zeugen oder Sachverständigen angewiesen, d. h. auf die Befundungen dessen, was Menschen mit ihren Sinnen wahrgenommen haben wollen. Abgesehen davon, daß diese Beobachtungen und Wahrnehmungen keineswegs die Garantie objektiver Richtigkeit in sich tragen, muß die Frage der subjektiven Zuverlässigkeit der Beobachter als derart zweifelhaft bezeichnet werden, daß sie praktisch unlösbar erscheint. Es gibt keine Garantie gegen wissentlich unwahre oder objektiv falsche Befundungen — daß der Eid keine Garantie der Wahrhaftigkeit ist, beweisen die zahllosen Meineidsprozesse —, mit dieser Feststellung aber stürzt das ganze Gebäude der Theorie von der materiellen Wahrheitserforschung zusammen. Alle strafrechtlichen Untersuchungen müssen ein formales Gepräge haben und können in ihren Endresultaten höchstens auf der Ueberlegung beruhen, ob nach Lage des Falls die Feststellung der Schuld des Angeklagten habe getroffen werden dürfen oder nicht. Derjenige Strafprozeß, welcher in seiner Organisation die beste Vorkehrung dafür trifft, daß diese Ueberlegung in gründlichster und objektivster Weise angestellt und dementsprechend eine Feststellung getroffen werde, ist der vortrefflichste. Wer dagegen behauptet, im Strafprozeß könnten irgend welche Feststellungen getroffen werden, welche die Garantie materieller Wahrheit in sich trügen, bewegt sich in groben Selbsttäuschungen, welche um so gefährlicher sind, als sie den Strafrichter leicht mit der durch nichts gerechtfertigten Prätension der Unfehlbarkeit zu erfüllen vermögen. Obwohl doch klar ist, daß kein Strafprozeß der Welt so sorgsam aufgebaut sein kann, um eine solche Prätension auch nur einigermaßen zu entschuldigen. Denn ernsthaft aufgefaßt und durchgeführt, würde das Prinzip der materiellen Wahrheitserforschung eine solch ungeheuere Arbeitslast bedingen, daß menschliche Kraft notwendig erlahmen müßte. Alle Feststellungen historischer Vorgänge haben ihre Schwierigkeiten, Strafprozesse bauen sich aber auf dem ungewissesten und schwankendsten Grunde auf: Leidenschaften und Laster der schlimmsten Art sind ihr Boden, und nur ein genaues, umfassendes Studium der in dem jeweiligen

Prozeß auftretenden Menschen könnte das annähernde Erreichen des gesetzten Zieles — materieller Wahrheit — ermöglichen. Derartig schwierige und langwierige Untersuchungen anzustellen, fällt aber keinem Gerichtshof ein. Tatsächlich wird vielmehr der Strafprozeß nicht selten recht oberflächlich betrieben, indem der die „materielle Wahrheit“ erforschende Richter sich nur um den vom Ankläger dargebotenen Belastungsbeweis, — den er noch dazu keinerlei Nachprüfung oder Kontrolle unterzieht —, bekümmert und sich den Entlastungsbeweis von der Verteidigung oft geradezu abnötigen läßt. Man sieht eben, daß mit derartig hochtönenden Prinzipien in der Praxis der Gerichtshöfe gar nichts bewirkt wird, vielmehr ganz andere Maßregeln notwendig sind, um zu einwandfreien Resultaten zu gelangen.

Der Grundsatz der materiellen Wahrheitserforschung ist aber überhaupt weiter nichts als eine Doktrin, welche eigens zu dem Zwecke erfunden wurde, um die unseren Strafprozeß beherrschende *Inquisitionsmaxime* theoretisch zu rechtfertigen. Diese *Inquisitionsmaxime* bedeutet den Aufbau unseres Strafprozesses als *Inquisitionsprozeß* und nicht als *Parteioprozeß*. Der *Inquisitionsprozeß* läßt den Strafrichter nicht einen Streit von Parteien entscheiden, — in welchem Falle der Richter an Parteivorbringen und Parteianträge gebunden wäre —, sondern gestattet ihm, unabhängig von Parteivorbringen und Parteianträgen die Untersuchung zu führen und diejenige Feststellung zu treffen, welche ihm die zutreffende dünkt.

Die *Inquisitionsmaxime* bedeutet daher die völlige Souveränität des Richters in der Führung der Untersuchung und der Fällung des Urteilspruches: sie ist die praktische Formulierung des Prinzips der materiellen Wahrheitserforschung. Die Souveränität des Richters zeigt sich hierbei in jedem Stadium des Verfahrens, sobald der Richter überhaupt mit der Sache befaßt wird; und wird am schlagendsten dadurch dargetan, daß der Strafrichter schuldig sprechen kann, selbst wenn Staatsanwaltschaft und Verteidigung Freisprechung beantragt haben.

Die *Inquisitionsmaxime* entstammt dem kirchlichen Strafprozeß des Mittelalters und stellt sich somit geschichtlich als diejenige Gestaltung des Strafprozesses dar, welche für Glaubens- und Sittengerichte als die geeignete befunden wurde; also für Prozesse, in welchen die gefährlichsten Feinde der Gerechtigkeit, religiöser Fanatismus und Unduldsamkeit nur zu oft ihr Unwesen getrieben

haben. Dieser geschichtliche Ursprung, der unser heutiges Strafverfahren charakterisierenden Prozeßmaxime ist gewiß nicht vertrauenerweckend! In dieser Maxime liegt denn auch der Grundfehler unseres Strafprozesses, ohne dessen radikale Beseitigung alle Verbesserungsversuche vergeblich sind. Angesichts der herrschenden Meinung der Kriminalisten, welche von dieser Maxime nicht genug Rühmens machen können, mag diese Stellungnahme kühn erscheinen. Dessenungeachtet behaupte ich, daß die Inquisitionsmaxime für einen Strafprozeß, welcher unbeirrbar Gerechtigkeit sich zum Ziele setzt, total ungeeignet ist, ja als der gefährlichste Feind wirklich gerechter Urteilsprüche bezeichnet werden muß. Denn diese Maxime verkennet, daß die urteilende Tätigkeit des Richters im wesentlichen Kritik entgegengesetzter Standpunkte bedeutet und nur dann die Bürgschaft ruhigen, leidenschaftslosen Erwägens in sich trägt, wenn dem Richter Gelegenheit gegeben wird, sich ernstlich und nicht bloß zum Scheine zwischen Parteien und ihren entgegengesetzten Standpunkten zu entscheiden. In dem Augenblick, wo der Strafrichter nicht bloß den Streit: schuldig oder nicht schuldig? entscheidet, sondern nach eigenem Ermessen die ihm zutreffend erscheinende Feststellung trifft, ja sogar zu deren Vorbereitung die ihm richtig oder zweckmäßig dünkenden Untersuchungen vornimmt, verliert er die Richterqualität und wird zum Hüter der durch das Strafrecht geschützten, vom Staat repräsentierten Interessen. Nur eine gewaltige Ueberspannung, wenn nicht ein Mißbrauch, der dem Richter gegebenen Beamtenqualität konnte dazu führen, ihn derart mit der Staatsanwaltschaft zu identifizieren und aus dem unparteiischen, über den Tages- und Machtströmungen stehenden Beurteiler menschlicher Schwächen und Leidenschaften den unbewußt allzu gehorsamen Diener des durch die Exekutivgewalt interpretierten Staatsinteresses zu machen. Es ist so wie so schon eine der schwierigsten Aufgaben der Politik, der richterlichen und besonders strafrichterlichen Gewalt eine Organisation zu geben, welche sie von den Einflüssen der Exekutivgewalt möglichst frei hält. Alle etwaigen Garantien, welche eine gesunde Gerichtsorganisation in dieser Beziehung schafft, werden jedoch hinfällig, wenn die durch den Strafprozeß dem Richter gestellte Aufgabe ihn mit Notwendigkeit in den Bannkreis einseitiger Auffassungen zieht. Dazu aber muß eine an den Strafrichter als richterlichen Beamten erlassene Anweisung führen, seinerseits darüber zu wachen, daß den Strafgesetzen genüge geschieht und so insbesondere kein Uebelthäter

der ihm angedrohten Strafe entgeht. Denn ein als Beamtentum organisiertes Richtertum muß sich auf Grund solcher Anweisung mit Notwendigkeit zu einer höchstens besonders gearteten Behörde öffentlicher Verfolgung strafbaren Unrecht gestalten und wird somit von dem über den Parteien erhabenen Richterstuhl geradezu in den Kampf der Interessen und Leidenschaften herabgestoßen. Menschliche Schwächen und Leidenschaften sind aber auch dem Richter nicht fremd, sodaß es doppelt gefährlich ist, ihn solcher Versuchung auszusetzen.

Wenn diese Schilderung des verderblichen Einflusses der den Richter auf das jeweilige Staatsinteresse und seine oft höchst bedenkliche Interpretation verpflichtenden Inquisitionsmaxime übertrieben dünkt, so sei daran erinnert, daß in der Geschichte der Strafprozesse letzter Dezennien schwerlich ein Fall nachweisbar ist, in welchem ein deutscher Gerichtshof in eklatanter, durchgreifender Weise sich den Ansprüchen des in der Staatsanwaltschaft verkörperten jeweiligen Staatsinteresses widersetzt hätte. Wohl aber sind eine große Anzahl strafrichterlicher Urteile bekannt geworden, welche durch einseitigste Betonung solcher staatsanwaltlicher Auffassungen geradezu frappiert haben. Aber auch abgesehen hiervon ergeben sich aus dieser fehlerhaften Organisation des Strafprozesses die schlimmsten Konsequenzen. Weil die Inquisitionsmaxime den Angeklagten seiner Parteiqualität beraubt und ihn zum Untersuchungsobjekt macht, unterwirft sie ihn einem des freien Mannes unwürdigen Inquisitorium übelster Art, welches er sich, falls er seine Lage nicht noch mehr verschlechtern will, unbedingt gefallen lassen muß. Auf die Inquisitionsmaxime und die durch sie hervorgerufene falsche Stellung des Strafrichters ist ferner die oft beobachtete Tatsache einseitigster Voreingenommenheit des Vorsitzenden zurückzuführen, welche um so verderblicher wirkt, als die Leitung der Verhandlung ausschließlich in seine Hände gelegt ist und die Beweisaufnahme praktisch von ihm beherrscht wird. Jede Voreingenommenheit des Vorsitzenden entzieht aber dieser wichtigsten Person des Gerichtshofes alle Objektivität und ruhige Beobachtung, obwohl doch hierauf alles ankommt, wenn das Prinzip der freien Beweismwürdigung noch irgend welchen Sinn haben soll. Auch die meist unhöfliche, oft sogar herrschsüchtige Art des Verkehrs mit den Prozeßbeteiligten, welche den Angeklagten von vornherein wie einen *capite diminutus* behandelt und in dem energisch die Rechte seines Klienten währenden Verteidiger nur ein retardierendes

Moment der Rechtspflege sieht, ist meines Erachtens in erster Linie auf die Inquisitionsmaxime zurückzuführen. Fällt doch diese Gereiztheit im Zivilprozeß, wo sich alles in verhältnismäßig angenehmen Formen bewegt, vollkommen fort,

Dem aufmerksamen Beobachter kann dabei freilich nicht entgehen, daß im Zivilprozeß den Richter eine wohlthuende Gleichgültigkeit für den Ausgang des Prozesses erfüllt, während im Strafprozeß die Empfindung sich häufig geradezu aufdrängt, daß die Verteidigung nicht nur mit der Staatsanwaltschaft, sondern auch mit dem Richter um den Angeklagten kämpft. Man kann ja ruhig zugeben, daß nicht die besten Elemente der Gesellschaft sich auf der Anklagebank zu befinden pflegen; deswegen braucht man aber die Tatsache, daß jemand sich im Anklagezustand befindet, nicht zum Vorwand dafür zu nehmen, alle Rücksichten gesellschaftlicher Höflichkeit gegen ihn außer Kurs zu setzen und vor allen Dingen braucht man dies nicht den Verteidiger entgegen zu lassen. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß Höflichkeit überhaupt die schwächste Seite des deutschen Strafrichters ist. Dies ist um so bedauerlicher, weil dadurch die großen Vorzüge an Gewissenhaftigkeit und Kenntnissen, die nicht genug anerkannt werden können, unnötigerweise in den Schatten treten.

Die vorstehenden Erörterungen dürften zur Genüge dargetan haben, daß die Inquisitionsmaxime für den Strafprozeß einer freien und männlichen Nation total unbrauchbar ist. Ehe daher die Macht dieses Prinzips gebrochen und an die Stelle des Inquisitionsprozesses mit seinen fingierten Parteien der reine Parteiprozeß mit ernstlich gemeinter Verteilung zweier Parteirollen und Handhabung der Verhandlungsmaxime getreten ist, halte ich eine durchgreifende Gesundung unseres Strafprozesses für völlig ausgeschlossen.

Sobald diese Reform aber bewirkt ist, muß sich auch zeigen, daß der Gegensatz Inquisitions- und Parteiprozeß die staatsrechtliche Stellung der Gerichte auf das Tiefste berührt. Zwar bestimmt der § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes:

„Die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetz unterworfenen Gerichte ausgeübt.“

Es ist jedoch klar, daß dieser Satz in seiner praktischen Bedeutung wesentlich davon abhängt, auf welcher Stufe gesellschaftlicher Unabhängigkeit und Ueberlegenheit die Repräsentanten des Richterstandes sich befinden. Wie die Dinge heute liegen, ist der

deutsche Richter nur ein Glied in dem ungeheuren Beamtenmechanismus, welcher, als Bureaukratie organisiert, die Staatsgeschäfte führt. Nach Erziehung und Gesinnung betrachtet sich der Richter daher nur als Beamter dieser Bureaukratie und muß demzufolge auch prinzipiell zum Hüter und Wahrer derjenigen Auffassungen werden, die in unserer durchaus hierarchisch gegliederten Bureaukratie Anerkennung gefunden haben. Wenn man derartige, in die Bureaukratie eingereihte Gerichte „unabhängig“ nennt, so kann dies nur den Sinn haben, daß sie sich keine direkte Beeinflussung von höherer Stelle aus gefallen zu lassen brauchen, im übrigen aber ihren, durch Standesinteressen bedingten Instinkten überlassen sind. Tatsächlich bedeuten daher die aus Berufsrichtern zusammengesetzten oder von Berufsrichtern geleiteten, nach der Inquisitionsmaxime verfahrenen Strafgerichte nichts weiter, als eine zweite Form der Staatsanwaltschaft, die nur, im Gegensatz zu dieser Behörde, kollegial organisiert ist. Wie innig der Zusammenhang zwischen diesen Organisationen aber ist, erhellt nebenbei aus dem Umstande, daß staatsanwaltliche und richterliche Beamte in ihrem Avancement völlig gleich rangieren und daß die aus der Staatsanwaltschaft hervorgegangenen Beamten überwiegend die Stellungen der Landgerichts- und Oberlandesgerichts-Präsidenten besetzen, auch bemerkenswert häufig in die höchsten Gerichtshöfe, einschließlich des Reichsgerichts, eingereiht werden.

Bevor jedoch weiter auf diese Fragen und die durch Einführung des Parteiprozesses nebst Verhandlungsmaxime bedingten Änderungen in der Organisation der im Strafprozeß tätigen Faktoren eingegangen werden kann, sind die Grundsätze unseres jetzigen Strafprozesses in der Ausbildung der öffentlichen Anklage einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Eine Kritik des U m f a n g e s der öffentlichen Anklagebefugnis zeigt zunächst, daß auch hier Reformen dringend not tun. Es liegt in der Natur des bureaukratisch geleiteten Staates, daß die dem Strafrecht und Strafprozeß innewohnende Tendenz der Verstaatlichung dieser Gebiete bis zu den äußersten Grenzen der Zweckmäßigkeit ausgenutzt wird. Diese Tendenz der Verstaatlichung des gesamten Kriminalrechts hat aber tatsächlich nur begrenzte Berechtigung und wirkt dann schädlich, wenn sie in einseitiger Betonung und teilweiser Ueberschätzung des öffentlichen Interesses das gesamte Gebiet des kriminellen Unrechts dem Staate vindiziert. Dies trifft zunächst für das Strafrecht dann zu, wenn der Gesichtspunkt privater

Strafansprüche nahezu völlig außer Acht gelassen wird. Es mag richtig sein, daß in den Fällen größeren kriminellen Unrechts der Staat allein zur Reaktion gegen dies Unrecht berufen sein kann und daher auch als der alleinige Träger von Strafansprüchen erscheinen muß. Deswegen kann es aber ein weites Gebiet kriminellen Unrechts geben, in welchem das private Interesse weit geeigneter zur Reaktion ist und daher auch um der Rechtsordnung willen an Stelle des Staates mit Strafansprüchen begabt werden kann und muß. Es würde weit über den Rahmen der hier gestellten Aufgabe gehen, dies genauer auszuführen; erwähnt werden mag jedoch, daß der Kampf gegen Vermögens- und Ehrverletzungen weit erfolgreicher geführt werden dürfte, wenn die aus solchen Verletzungen erwachsenden Strafansprüche, soweit sie in Geldstrafen bestehen können, den Verletzten und nicht dem Staate anvertraut würden. Mindestens würde hierdurch — vorausgesetzt, daß man in Bemessung der Geldstrafen nicht allzu schüchtern vorgehe — erreicht werden, daß zahllose Fälle erheblicher Vermögens- und Ehrverletzungen, welche heute wegen der Schwierigkeit ihrer Verfolgung oder der Unerheblichkeit der zu erwartenden Strafe der Kognition der Strafgerichte sich entziehen, nunmehr ihre verdiente öffentliche Sühne finden.

Im Strafprozeß macht sich die erwähnte Tendenz der Verstaatlichung dadurch geltend, daß fast das ganze Gebiet strafrechtlicher Verfolgung dem Staate und seinen Anklagebehörden vorbehalten ist, so daß nur in den Fällen der Beleidigung und der leichten Körperverletzung die Erhebung privater Anklagen gestattet ist. Dort aber, wo der Staat prinzipiell sich die Strafverfolgung gesichert hat, ist selbst dann, wenn seine Behörden in letzter Instanz die Verfolgung abgelehnt haben, der Private verhindert, auf seine Gefahr und Kosten die Verfolgung zu betreiben. In diesem System staatlicher Monopolisierung der Strafverfolgung liegt nicht nur eine geradezu ungeheuerliche Bevormundung des Staatsbürgers, sondern auch eine gewaltige Ueberlastung der Staatsbehörden und Staatsfinanzen.

Es ist eines freien Volkes durchaus unwürdig, daß dem Staatsbürger die Strafflage prinzipiell selbst dann entzogen ist, wenn die Staatsbehörden keinen Anlaß zur Einleitung des Strafverfahrens zu finden vermeinen. Auch muß das im § 170 der Strafprozeßordnung vorgesehene Beschwerderecht mit seinem Instanzenzug als ein völlig ungenügender Ersatz für die Privatklage

bezeichnet werden. Vielmehr muß beansprucht werden, daß dann, wenn die staatlichen Behörden die Verfolgung ablehnen, jedem volljährigen und unbefcholtenen Staatsbürger das Recht der Strafflage auf seine Gefahr und Kosten zusteht — soweit es sich um Strafansprüche handelt, die der Allgemeinheit zustehen. Gerade weil das Strafrecht öffentliches Recht ist und soweit es diesen Charakter behält, ist jeder Staatsbürger an seiner Durchführung interessiert, ein Interesse, welches durch die Anklagebehörden des Staates nicht erschöpfend geltend gemacht werden kann. Genügende Kautelen gegen den Mißbrauch dieses, übrigens den Römern zur Zeit ihrer höchsten Volksfreiheit wohlbekannten Bürgerrechts, sind unschwer zu finden. Jedenfalls muß dies Recht der sog. subsidiären Privatklage für den Verletzten, sowie dessen Angehörige oder Rechtsnachfolger in Anspruch genommen werden, da es als höchste Unbilligkeit bezeichnet werden muß, diese Beteiligten auf das Wohlwollen oder Verständnis der Staatsbehörden zu verweisen, wo sie gewillt sind, das ihnen geschehene Unrecht auf eigene Gefahr und Kosten zur Sühne zu bringen.

Die vorhin erwähnte Ueberlastung der Staatsbehörden und Staatsfinanzen ergibt sich daraus, daß durch die gewaltige Ausdehnung des staatlichen Anklagemonopols die Staatsanwaltschaft und die Strafgerichte mit einer Unmasse von Strafsachen belastet werden, welche sofort verschwinden würden, wenn man sie der privaten Verfolgung überließe. Es sind dies die zahllosen Bagatellstrafsachen, mit welchen infolge gehässiger oder leichtfertiger Denunziationen die Strafgerichte ganz unnötigerweise behelligt werden, da bei der Unerheblichkeit der Delikte ein öffentliches Interesse fast niemals vorhanden ist. Bei diesen Sachen würde daher jedes vernünftige Interesse an ihrer Verfolgung vollkommen gewahrt sein, wenn man sie den privaten Interessenten, also den Verletzten, überließe. Dabei hätte man dann den erheblichen Vorteil, daß, wenn diese Sachen der Privatklage überwiesen würden, Arbeitslast und Kostenrisiko auf den Privatkläger übergingen, mithin einerseits derartige Anklagen bedeutende Einschränkung erführen, andererseits Staatsbehörden und Staatsfädel wünschenswerte Entlastung erlangten.

Es würde zu weit führen, hier in eine genaue Untersuchung öffentlicher und privater Anklage einzutreten. Um jedoch zu zeigen, welcher Umfang praktisch der Privatklage gewährt werden könnte, will ich kurz das ihr meiner Meinung nach einzuräumende Gebiet dahin bezeichnen:

- a) Verletzung der persönlichen Ehre,
- b) Verletzung des persönlichen Besitzstandes, sei es durch Hausfriedensbruch, Sachbeschädigung, Diebstahl, Unterschlagung oder Betrug, sofern nicht das gebrauchte Mittel oder die Art der Ausführung oder die Persönlichkeit des Täters die öffentliche Sicherheit bedrohen, was in den Fällen des qualifizierten Hausfriedensbruches, des schweren und rückfälligen Diebstahls, des Raubes und der Erpressung, des rückfälligen Betruges, der Untreue und der Urkundenfälschung zutrifft. Auch die Uebertretungsfälle des § 368 Nr. 9 und 10, des § 370 Nr. 1 und 2 (soweit Privateigentum in Frage kommt), Nr. 4, 5 und 6 des Reichsstrafgesetzbuches gehören hierher.
- c) Verletzung der körperlichen Integrität, soweit es sich um einfache und die leichteren Fälle qualifizierter Körperverletzung handelt.

Aus dieser summarischen Zusammenstellung des der Privatklage von vornherein zu überlassenden Gebietes erhellt, daß die wesentlichste Aenderung gegen das geltende Recht in der umfassenden Ueberweisung der leichteren Besitz- und Vermögensdelikte bestehen würde. Ich bin zur Zeit nicht in der Lage, die Bedeutung einer derartigen Reform in statistischer Hinsicht zu überblicken; ohne Zweifel würde aber bei der vorgeschlagenen Erweiterung des Gebietes der Privatklage eine gewaltige Menge von Strafsachen dem Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft entzogen werden. Schon hieraus kann man ermesien, daß eine derartig umfassende, durchgreifende Reform auf erhebliche Widerstände stoßen würde, Widerstände, die nur dann zu besiegen sein dürften, wenn die Volksvertretung sich mit voller Energie der Sache annähme. Aus zwei Gesichtspunkten läßt sich die vorgeschlagene Reform zum Siege führen. Zunächst würde durch diese Reform einem geradezu schreienden Mißverhältnis abgeholfen. Ist es doch unerhört, daß bei der geringfügigsten kriminellen Verletzung des Besitz- und Vermögensstandes der ganze staatliche Verfolgungsapparat sich dem Verletzten zur Verfügung stellt, während bei Verletzung der persönlichen Ehre und in vielen Fällen der Körperverletzung der Verletzte rein auf sich selbst angewiesen ist. Nur eine gewaltige Uberschätzung der Sachgüter und Unterschätzung der höchst persönlichen Güter kann diesem System zu Grunde liegen; ein System, welches sich strafrechtlich schon dadurch

charakterisiert, daß, wer den anderen einen Schuft nennt, mit Geldstrafe abkommen kann und auch in der Regel abkommt, wer dagegen einen wertlosen Gegenstand entwendet, notwendig ins Gefängnis fliegt. Entweder muß man daher die Privatklage überhaupt beseitigen, — und hierfür besteht glücklicherweise keinerlei Neigung, — oder ihr, um der Gerechtigkeit willen, auch diejenigen Delikte überweisen, die sich auf annähernd gleichem kriminellen Niveau befinden. Zweitens spricht für die vorgeschlagene Reform, daß eine Entziehung der staatlichen Fürsorge bei leichteren Besitz- und Vermögensdelikten nur segensreich wirken, keineswegs aber, wie befürchtet werden möchte, zu einer schweren Schädigung des Volkswohls führen würde. Heute verläßt sich das Publikum, was Mein und Dein anlangt, auf Polizei und Staatsanwaltschaft, läßt es selbst an der nötigen, unschwer zu prästierenden Achtjamkeit fehlen und bringt, wenn die Sache dann schief gegangen ist und irgend ein leichtsinniger Mensch der Versuchung nicht hat widerstehen können, die Angelegenheit zur Kenntnis der Behörden, die sich dann weiter bemühen mögen. Oder es wird aus Rachsucht jede kleine Verfehlung — über die sonst ohne weiteres hinweggegangen wäre — schleunig bei der Behörde anhängig gemacht, zumal die öffentliche Anklage durch den Staatsanwalt dem Denunzianten die Zeugenqualität bewahrt und somit den Nachweis des Delikts bedeutend erleichtert. Nach allen diesen Richtungen aber würde eine Entziehung der staatlichen Fürsorge von Nutzen sein. Wer da weiß, daß er sich selbst bemühen muß und zum Schaden noch den Spott — nämlich die Kostenlast — erlangen kann, der achtet auf seine Güter und sucht sich vor Nachteil selbst zu schützen, indem er schärfere Kontrolle übt und so manchen vor der Versuchung bewahrt. Ebenso hütet sich jeder, Strafflagen auf seine Kosten anzustellen, wenn er keine vollgültigen Beweise hat; mithin bringt er nur diejenigen Straffachen zur Kognition der Gerichte, in denen die Schuldfrage ziemlich zweifellos ist. Ueberhaupt aber müßte es als eine Stärkung des Volkscharakters angesehen werden, wenn der Staatsbürger mehr darauf verwiesen würde, selbst seinen Mann zu stehen, als bei jeder Gelegenheit nach Polizei und Staatsanwalt zu rufen. Für die staatlichen Anklagebehörden aber würde die vorgeschlagene Reform nebenbei den Erfolg haben, daß sie sich, nach Befreiung von diesen Bagatellsachen, mit um so größerem Eifer und Geschick der Verfolgung des eigentlichen Verbrechertums widmen könnten.

(Schluß folgt.)

Die Einjährig=Freiwilligen=Prüfung.

Von

Arnold Sasse.

Die in der Wehrordnung vorgefehene Möglichkeit, der aktiven militärischen Dienstpflicht in kürzerer, als der gesetzlich festgelegten normalen Zeit zu genügen, ist durch volkswirtschaftliche Rücksichten wohlbegründet. Die Anwärter höherer Berufsarten können nicht wohl eine längere Unterbrechung ihrer Ausbildung, als ein Jahr, ertragen, ohne die berufliche Ausbildung zu gefährden. Die Einrichtung des einjährigen freiwilligen Dienstes bringt auch dem Heere keinen Schaden, denn sie beruht darauf, daß es jungen Leuten von höherer Bildung möglich ist, sich in kürzerer Zeit denselben Grad militärischer Tüchtigkeit anzueignen, als Leuten von durchschnittlicher Volksschulbildung. Die immerhin der einzelnen Person zukommende Vergünstigung, nur ein Jahr aktiv dienen zu brauchen, wird überdies durch das Geldopfer der eigenen Bekleidung, Ausrüstung und Verpflegung wieder ausgeglichen. Wenn die ganze Einrichtung so als gerechtfertigt zu erachten ist, so muß sie aber auch auf diejenigen Personen beschränkt bleiben, für welche jene volkswirtschaftlichen und militärischen Rücksichten zutreffen.

Die deutsche Wehrordnung (§ 8) faßt diese persönlichen Bedingungen in die Worte: „Junge Leute von Bildung“ zusammen. Für den Nachweis der Bildung oder, wie es in der Wehrordnung an anderer Stelle heißt, „der wissenschaftlichen Befähigung“ ist ein zweifacher Weg zugelassen, einmal die Beibringung von Schulzeugnissen, sodann die Ablegung einer Prüfung vor einer besonderen Kommission. Nur mit dem zweiten Wege beschäftigt sich dieser Aufsatz. Es fragt sich, ob es nach den heutigen Verhältnissen überhaupt noch gerechtfertigt ist, den Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung durch eine besondere Prüfung zuzulassen.

Die bezüglichen Bestimmungen der Wehrordnung haben seit Jahrzehnten eine Abänderung nicht erfahren. Während auf allen anderen Gebieten des Heerwesens immer neue Fortschritte gemacht werden und alsbald ihren Ausdruck in neueren Vorschriften finden, scheint hier ein Stillstand in der Entwicklung vorzuliegen. An den Bestimmungen über den einjährig-freiwilligen Dienst ist die vor zwölf Jahren eingeführte Umwandlung der dreijährigen aktiven Dienstzeit in eine zweijährige spurlos vorübergegangen. Es mag sein, daß erst die jetzt eingetretene gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit abgewartet werden sollte. Dann wird aber gerade jetzt der richtige Zeitpunkt sein, um Wünsche bezüglich der Reformen zur Sprache zu bringen.

Die ganze Einrichtung des einjährig-freiwilligen Dienstes stammt aus der Zeit der dreijährigen aktiven Dienstzeit. Ihre Verkürzung auf zwei Jahre ist von so einschneidender Bedeutung für unsere ganzen sozialen Verhältnisse, daß bei dieser Gelegenheit sogar die Frage wieder aufgeworfen ist, ob ein Anrecht auf einjährige Dienstzeit überhaupt noch aufrecht zu erhalten ist. Die Bevorzugung der jungen Leute von Bildung ist aber auch heute noch als berechtigt zu erachten. Zweijähriger aktiver Heeresdienst würde auf die jungen Leute der höheren Berufsstände verflachend rückfichtlich ihrer wissenschaftlichen und technischen Ausbildung einwirken und schloße eine gar nicht auszugleichende Ungerechtigkeit für die körperlich Diensttüchtigen gegenüber den vom Militärdienst aus irgend welchen Gründen Befreiten in sich. Diese Bevorzugung darf aber nur Leuten von wirklicher Bildung zu teil werden.

Nun gibt die Beibringung der vorgeschriebenen Schulzeugnisse keine unbedingte Gewähr dafür, daß das Heer es dann wirklich mit jungen Leuten von Bildung zu tun hat. Die Gewähr ist aber eine sehr viel größere, als die durch Ablegung der Einjährig-Freiwilligen-Prüfung. Zu letzterer drängen sich heutzutage alle diejenigen jungen Leute, welche auf höheren Schulen gecheitert sind, sei es wegen Trägheit oder Leichtsinns oder wegen geringer Beanlagung. Es sind tatsächlich bis auf Ausnahmen, wie sie überall vorkommen, minderwertige Jünglinge, ohne wirkliche Bildung, die sich zur Einjährig-Freiwilligen-Prüfung melden. Das in der Prüfung verlangte Wissen suchen sie auf Preissen in möglichst kurzer Zeit zusammenzuraffen. Im günstigsten Falle reicht es für die Prüfungsstunde aus, um dann alsbald zu verfliegen, ohne daß davon ein Gewinn für den jungen Menschen zurückbleibt. Das

Heer verlöre nichts, wenn diese jungen Leute nicht als Einjährig-Freiwillige dienten, sondern als Zweijährige. Eine Statistik darüber, wie viele von den jungen Leuten, die nur die Kommissionsprüfung abgelegt haben, es zum Unteroffizier oder gar zum Offizier bringen, ist nicht bekannt. Die Zahl wird aber recht gering sein und somit ist der militärische Zweck der Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung verfehlt. Wie für das Heer, so ist es aber auch für die jungen Leute selbst nicht von Vorteil, wenn sie sich der Prüfung unterziehen. Denn sie verlieren damit lediglich kostbare Zeit, die sie besser verwenden könnten. In den meisten Fällen wird die Vorbereitung auf die Prüfung ein Jahr erfordern. Rechnet man dann das Freiwilligenjahr hinzu, so verbrauchen die jungen Leute doch zwei Jahre für den Militärdienst, nicht weniger, als wenn sie gleich als Zweijährige eingetreten wären. Dabei hätten sie einen größeren Gewinn für ihren Geist und ihren Körper, wenn sie sich in jüngeren Jahren ihrer Berufsausbildung widmeten und später nach der für diese Berufsarten dann meist vollendeten Ausbildung zwei Jahre bei der Truppe dienten. Und das Heer hätte statt minderwertiger Einjähriger brauchbare Zweijährige.

Allerdings wird im geschäftlichen Leben ein leider zu großer Wert auf die Erwerbung der Einjährigen-Berechtigung gelegt und für den Eintritt in manche rein private Laufbahnen wird diese Berechtigung verlangt. Das müßte anders werden. Ursprünglich mag man von der Vorstellung ausgegangen sein, daß die Erlangung der Einjährigen-Berechtigung eine gewisse Gewähr auch für geschäftliche Tüchtigkeit habe. Mehr und mehr aber ist es doch Standessache geworden, die Berechtigung von Anwärtern zu verlangen. Die Beseitigung der Kommissionsprüfung würde dazu beitragen, diesen unberechtigten Standesdünkel zu beschränken.

Für die Abhaltung der Einjährig-Freiwilligen-Prüfung ist gegenwärtig ein erheblicher staatlicher Aufwand erforderlich. An den kleineren Regierungshauptorten dauert die Prüfung tagelang, an den größeren, namentlich den Provinzialhauptstädten wochenlang. In dieser ganzen Zeit werden ständig je zwei Stabsoffiziere, ein Regierungsrat als Zivilvorsitzender der Ober-Ersatz-Kommission, ein Schulrat und drei oder mehrmals drei Gymnasialoberlehrer ihrer regelmäßigen Beschäftigung entzogen unter Schädigung ihres Hauptamtes, ohne daß für den Staat oder das Heer daraus ein nennenswerter Nutzen entspringe. Darin liegt eine Bevorzugung

wohlhabender Familien um ihrer unfähigen oder ungeratenen Söhne willen, die weder aus wirtschaftlichen noch aus militärischen Gründen gerechtfertigt ist.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich die Forderung der Aufhebung der Kommissionsprüfung für Einjährig-Freiwillige. Allerdings mit einer Ausnahme, nämlich für diejenigen jungen Leute, welche ohne höhere Schulbildung genossen zu haben, auf einem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst oder der Technik Hervorragendes leisten. Hierüber wird am Schlusse dieses Aufsatzes besonders gehandelt werden.

Gegen die Aufhebung der Kommissionsprüfung wird nun von anderer Seite gesagt werden können, es sei eine Härte, einem jungen Menschen, der aus diesem oder jenem Grunde sich das Wohlwollen und Vertrauen des Lehrerkollegiums der höheren Lehranstalt, die er nach seinen Familienverhältnissen besuchen mußte, nicht erworben hat, für immer die Möglichkeit der Erlangung der Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung abzuschneiden. Bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, der Fehlsamkeit der Beurteilung eines jungen Menschen seitens eines Lehrerkollegiums kann man diesem Grunde die Berechtigung nicht ganz absprechen. Weiter bleibt die Befürchtung bestehen, daß diejenigen jungen Leute, die auf der einen Anstalt die Beförderung oder den Abschluß nicht erreicht haben, auf eine andere Anstalt übergehen, um lediglich von neuem den Versuch zu machen, die Berechtigung zu erlangen. Damit könnte eine Ueberfüllung derjenigen Klassen der höheren Lehranstalten eintreten, welche vor der Erlangung der Einjährigen-Berechtigung liegen. Auch diese Befürchtung ist nicht ganz von der Hand zu weisen, und es mag sein, daß gerade von Seiten der Unterrichtsverwaltung auf die Beibehaltung der Kommissionsprüfung Wert gelegt wird. Bald nach Erlaß der Wehrrordnung von 1875 wurde eine Verschärfung der Bestimmungen über die Erteilung des Zeugnisses der wissenschaftlichen Befähigung für den einjährig-freiwilligen Militärdienst seitens der Schulanstalten nötig. Der Bestimmung, wonach der einjährige erfolgreiche Besuch der nach der Wehrrordnung zutreffenden Klasse zur Darlegung der Befähigung genüge, war bis dahin in vielen Fällen eine unstatthafte Auslegung gegeben worden, indem bei der Zuerkennung der Zeugnisse wesentlich geringere Anforderungen gestellt wurden, als für die Beförderung in die nächst höhere Klasse. Um dieser „durchaus ungerechtfertigten Milde der Beurteilung“ für die

Zukunft vorzubeugen, ist dann 1877 angeordnet worden, daß bei der Zuerkennung des Befähigungszeugnisses dieselben Grundsätze einzuhalten seien, welche für die Befähigkeit in die höhere Klasse in Geltung seien. Es verblieb aber trotzdem bei einer milden Beurteilung in vielen Fällen, weil die Lehrerkollegien nicht einen unnützen Ballast ungeeigneter Schüler in höheren Klassen mitschleppen wollten. So erschien 1892 die Einführung der Abschlußprüfung als ein Mittel zur Abhilfe. Es mußte aber wegen seiner vielseitigen nachteiligen Begleiterscheinungen wieder aufgegeben werden. Und jetzt entscheiden die meisten Lehrerkollegien wieder frei über die Befähigungszeugnisse. Nach den früher gemachten Erfahrungen ist kaum zu befürchten, daß auf den höheren Lehranstalten eine übermäßige Strenge rücksichtlich der Zuerkennung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses Platz greifen wird. Nötig erscheint daher die Kommissionsprüfung als ein Ventil gegen solche übermäßige Strenge nicht.

Fällt aber die Entscheidung dahin, daß wenigstens einstweilen die Kommissionsprüfung noch nicht ganz entbehrt werden kann, so wird doch eine Umgestaltung der Prüfungsordnung zu verlangen sein. Diese Prüfungsordnung ist gänzlich veraltet.

Bis zum Jahre 1875 besaßen die Prüfungskommissionen für Einjährig-Freiwillige überhaupt keine Prüfungsordnung. Sie sahen den Zweck der Prüfung darin, zu ermitteln, ob der Prüfling denjenigen Grad wissenschaftlicher Befähigung erlangt habe, welcher auf den regelmäßigen Wegen durch Vorlegung von Schulzeugnissen nachzuweisen war. Da nun hierfür verschiedene Schulzeugnisse geeignet waren, so hielten sich die Prüfungskommissionen für ermächtigt, an die Prüflinge verschiedene Anforderungen je nach der Art ihres bisherigen Bildungsganges zu stellen. Da die Durchführung der in der Militär-Ersatz-Instruktion aufgestellten allgemeinen Grundsätze unter diesem Verfahren litt, so erachtete es der Reichskanzler für notwendig, die Grundsätze, nach denen bei der Prüfung zu verfahren und die Grenzen, innerhalb welcher der Prüfungskommission eine freiere Bewegung zuzugestehen sei, festzustellen. Der Wehrrordnung vom 28. September 1875 wurde als Anlage 2 zu § 91 eine Prüfungsordnung zum einjährig-freiwilligen Dienste beigegeben. Diese Ordnung stellte sich hinsichtlich der fremden Sprachen auf den Standpunkt, der verschiedenen Ausbildung der Prüflinge Rechnung zu tragen, setzte aber im übrigen einheitliche Anforderungen fest. Abänderungen hat sie seitdem nur

in ganz unbedeutenden Wortfassungen (Verdeutschungen), in der Zulassung des Russischen als Prüfungsfaches (1901) und drittens bezüglich der Wiederholung der Prüfung (1902) erfahren. Alle die vielen Veränderungen, welche die verschiedenen höheren Schulen in Preußen und den meisten anderen Bundesstaaten seit 1875 durchgemacht haben, alle Erfahrungen, die man bezüglich des Prüfungsverfahrens bei den höheren Schulen und bei den Einjährigen-Prüfungen gemacht hat, sind bis jetzt unberücksichtigt geblieben. In ihren Anforderungen blieb die Prüfungsordnung dieselbe. Auch das Verfahren blieb ungeändert, während es an den höheren Schulen inzwischen bedeutende Fortschritte gemacht hat. So ist die Prüfungsordnung zum einjährig-freiwilligen Dienst in jeder Hinsicht rückständig. Die Hauptsache ist: das Verfahren bei ihr begünstigt jetzt — und dies Urteil bleibt bestehen trotz des prozentual so ungünstigen Ergebnisses der Kommissionsprüfungen — das Bestehen der Prüfung durch junge Leute, die nur nicht gänzlich unwissend sind. Es wird notwendig sein, die Bestimmungen über die Prüfung und die Prüfungsordnung, wenn die Prüfung überhaupt erhalten bleibt, umzuarbeiten.

An dieser Stelle kann natürlich nicht auf alle Einzelheiten eingegangen werden, in denen Abänderung erforderlich erscheint, sondern es können nur einige der Abänderung besonders bedürftig erscheinende Punkte hervorgehoben werden. Die maßgebenden Bestimmungen finden sich heute verzeichnet in den §§ 88—92 der deutschen Wehrordnung und in der Prüfungsordnung zum einjährig-freiwilligen Dienst (Anlage 2 zu § 91). Es dürfte zweckmäßig sein, alle die Kommissionsprüfung betreffenden Bestimmungen in eine Ordnung zusammenzufassen. In dieser wird entsprechend der trefflich konstruierten Ordnung der Reifeprüfung an den neunstufigen preussischen höheren Schulen vom 27. Oktober 1901 zu handeln sein über: den Zweck der Prüfung; die Prüfungskommission; die Meldung und Zulassung zur Prüfung; Art und Gegenstände der Prüfung; schriftliche Prüfung: Stellung der Aufgaben, Bearbeitung der schriftlichen Aufgaben, Beurteilung der schriftlichen Arbeiten; mündliche Prüfung: Vorbereitung, Ausföhrung, Feststellung des Urteils; Prüfungsverhandlung; Zeugnis; Wiederholung der Prüfung.

Der Zweck der Prüfung ist nach § 89,5 zu ermitteln, ob der Prüfling die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst besitzt. Mit dieser Fassung kann man sich zu-

frieden geben. Die Unterscheidung der Mitglieder in ordentliche und außerordentliche entbehrt jeder Begründung. So gut, wie der Zivilvorsitzende der Ober-Ersatzkommission der Prüfungs-Kommission angehört, müßte dies auch hinsichtlich ihres Militär-Vorsitzenden der Fall sein. Statt des zweiten Mitgliedes der Zivilverwaltung müßte ein Regierungs- und Schulrat der Kommission angehören und diesem müßte zur Vermeidung von Weitläufigkeiten, wie sie sich unvermeidlich daraus ergeben, wenn ein Nichtfachmann eine Prüfung zu leiten hat, auch die Prüfungsleitung übertragen werden, während der Vorsitz dem Zivilvorsitzenden der Ober-Ersatzkommission verbleiben könnte, analog der Militärgerichtsbarkeit. Bei der Meldung und Zulassung müßte der Prüfungsleiter beteiligt sein. Es fehlt eine Bestimmung, wonach Schüler höherer Lehranstalten, die nach der von ihnen erreichten Klassenstufe das Schulzeugnis für den einjährig-freiwilligen Dienst noch nicht erhalten können, also auch das für solche Schüler erforderliche Bildungsmaß noch nicht erreicht haben können, von der Kommissionsprüfung zurückzuweisen sind. Die Bewerber sind verpflichtet anzugeben, ob und wie oft sie sich der Prüfung schon unterzogen haben, aber es fehlt eine Strafandrohung für den Fall unwahrer Angaben.

Unter den Gegenständen der Prüfung ist nach den heutigen Zeitverhältnissen die griechische Sprache auszuscheiden. Das, was in dieser Sprache von den angehenden Einjährig-Freiwilligen verlangt werden könnte, ist nicht derart, um daran ihren Bildungsgrad messen zu können; es ist auch wertlos für ihre Zukunft. Es ist auch ungerecht, daß jetzt derjenige Prüfling, der die griechische Sprache als eine der beiden vorgeschriebenen Sprachen gewählt hat, in ihr eine schriftliche Arbeit nicht anzufertigen hat, während die anderen Prüflinge zwei solcher Arbeiten zu liefern haben. In Bayern ist übrigens abweichend von den übrigen deutschen Bundesstaaten, aber folgerichtig, auch eine schriftliche griechische Arbeit zu liefern. Allgemein auf die Prüfung in zwei fremden Sprachen zu verzichten, wie dies für die Schüler der Landwirtschaftsschulen zugestanden ist, erscheint bedenklich wegen des dann drohenden Andranges zu den Kommissionsprüfungen. Dann tritt sofort die hier nicht zu erörternde Frage auf, ob den von einer neunstufigen Mittelschule abgehenden Schülern nicht die Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung zuzuerkennen ist.

Es ist genau festzustellen, welche schriftlichen Arbeiten zu

liefern sind. Eine schriftliche Prüfung in der Planimetrie erscheint entbehrlich. Die Aufsatzthemen durch Beispiele so zu spezialisieren, wie jetzt in der Prüfungsordnung geschehen ist, erscheint bedenklich. Auch wird die Wahl zwischen drei Themen nicht beizubehalten sein. Jetzt bereiten sich die Prüflinge auf drei Gruppen von Aufsätzen vor: Sentenz, Geschichte (Befreiungskriege und 1870—71), Verkehr (Vergnügen des Reisens u. dgl.), und wenden es, was für ein Thema auch gegeben werden mag, so, daß der Inhalt der von ihnen vorbereiteten Aufsätze dem Prüfungsaufsatz einverleibt wird. Hier muß auch der für die höheren Schulen maßgebende Grundsatz zur Geltung kommen, daß jedem nur der Förderung von Scheinleistungen dienenden Mißbrauch rücksichtslos zu wehren ist. Statt einer Aufgabe aus der Arithmetik sind mehrere zu stellen und zwar lediglich solche aus den bürgerlichen Rechnungsarten. Bei der schriftlichen Prüfung sind genaue Vorschriften über die Stellung der Aufgaben und ihre Bearbeitungen zu geben. Es ist zu bestimmen, wer die Aufsicht bei dieser Prüfung zu führen hat. Für die Beurteilung der schriftlichen Arbeiten sind feste Prädikate vorzuschreiben. Vier Nummern (sehr gut, gut, genügend, nicht genügend) reichen aus. Die jetzigen Richtlinien für die Beurteilung, nach denen „ungenügend“ noch nicht die tiefste zulässige Nummer ist, sondern noch durch das Prädikat: „durchaus ungenügend“ bzw. durch „gänzliche Unwissenheit“ übertroffen werden kann, müssen beseitigt werden. Sie erinnern zu sehr an jene Privatschule, an der nur die Zensuren: gut (klein geschrieben), Gut (groß geschrieben), sehr gut und vorzüglich gegeben wurden. Es sind Vorschriften über die Zurückweisung von Prüflingen nach der schriftlichen Prüfung zu geben in der Richtung, daß der Kommission unnütze Arbeit erspart wird.

Bei den Anforderungen in der mündlichen Prüfung sind die gegenwärtigen Zeitverhältnisse und die Fortschritte auf den höheren Schulen zu berücksichtigen, namentlich bei den neueren Fremdsprachen, der Geschichte (Ausscheiden der alten Geschichte), der Erdkunde und der Naturwissenschaften. Im allgemeinen werden die Anforderungen zu stellen sein, welche bei höheren Schulen für die Obersekundareise gestellt werden. Bei den fremden Sprachen müssen die Anforderungen natürlich unabhängig von der Verschiedenheit der Gattungen der höheren Schulen gestellt werden. Bei der Prüfung in der Naturlehre kann nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Untersekundaner der höheren Schulen nur einen

vorbereitenden physikalischen Lehrgang und nur die Realschüler einen solchen in der Chemie und Mineralogie durchgemacht haben, wenn sie das Schulzeugnis für den einjährigen Dienst erhalten.

Für die Feststellung des Urteils über das Ergebnis der mündlichen Prüfung und demnächst über das Bestehen oder Nichtbestehen der Prüfung sind genaue, Zweifelsfälle tunlichst ausschließende Vorschriften zu geben. Dabei ist ausreichend, wenn die Fälle festgestellt werden, in denen die Prüfung als nicht bestanden bezeichnet werden muß. Der Prüfungskommission muß ausdrücklich zur Pflicht gemacht werden, einen Prüfling auch dann für nicht bestanden zu erklären, wenn zwar die formellen Erfordernisse für das Nichtbestehen nicht vorliegen, die Kommission aber nach dem Gesamtergebnis der Ueberzeugung ist, daß der Prüfling nach seinen Kenntnissen und seiner Intelligenz den erforderlichen Grad allgemeiner Bildung nicht besitzt.

Früher waren Wiederholungen der Prüfung in unbeschränkter Zahl statthaft und es kam tatsächlich vor, daß junge Leute vier Mal und vielleicht noch öfter die Prüfungskommissionen beschäftigten. Die Zulassung fand erst dann ein Ende, wenn das Alter überschritten war, innerhalb dessen bei Vermeidung des Verlustes des Anrechts der Nachweis der Berechtigung erbracht werden muß. Dieser ungewöhnlichen und ungebührlichen Ausnutzung staatlicher Prüfungskommissionen ist allerdings im Jahre 1902 ein Ziel gesetzt worden durch die Vorschrift, daß nur eine einmalige Wiederholung der Prüfung zulässig ist. Es ist unverkennbar, daß diese Vorschrift bereits segensreich gewirkt hat. Ist auch die Wiederholung erfolglos, so darf der Bewerber von der Ersatzbehörde dritter Instanz nur in ganz besonderen Ausnahmefällen zum dritten Mal zur Ablegung der Prüfung zugelassen werden. Wird die Bestimmung richtig gehandhabt, so ist dagegen nichts zu erinnern, aber, wie es scheint, werden Ausnahmefälle schon angenommen, wenn nach dem Ausfall der Wiederholungsprüfung nicht ausgeschlossen ist, daß der Prüfling bei einer zweiten Wiederholung bestehen wird. Das würde den Absichten des Reichskanzlers und des Kriegsministers allerdings schwerlich entsprechen. Solche Fälle werden also durch Bestimmungen auszuschließen sein.

Nachdem diese Vorschläge zur Abänderung der Bestimmungen über die Prüfung, durch welche die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst nachgewiesen werden kann, vortragen sind, wird noch den Fällen näher zu treten sein, in denen

der Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung zur Erlangung der Einjährigen-Berechtigungen von den Ersatzbehörden dritter Instanz erlassen werden kann. Es können davon entbunden werden (§ 89, 6 der Wehrordnung): a) junge Leute, welche sich in einem Zweige der Wissenschaft oder Kunst oder in einer anderen dem Gemeinwesen zu Gute kommenden Tätigkeit besonders auszeichnen, b) kunstverständige oder mechanische Arbeiter, welche in der Art ihrer Tätigkeit Hervorragendes leisten, c) zu Kunstleistungen angestellte Mitglieder landesherrlicher Bühnen. An sich erscheint es gerechtfertigt, auch junge Leute dieser Berufsclassen zur Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung zuzulassen, sofern nur die im Eingange dieses Aufsatzes bezeichneten allgemeinen Bedingungen erfüllt sind, erstens daß volkswirtschaftliche Rücksichten es wünschenswert machen, daß der betreffende junge Mann nicht länger als ein Jahr seinem Berufe durch den Militärdienst entzogen wird, zweitens daß er eine solche Intelligenz besitzt, um sich in kürzerer, als der normalen Zeit die nötige militärische Tüchtigkeit anzueignen. Nach diesen Gesichtspunkten sind die Anträge zu prüfen und hierzu wird es erforderlich sein, die beiden in der Wehrordnung vorgeschriebenen Bedingungen: die hervorragenden Fachleistungen und den in einer Prüfung zu erbringenden Nachweis von „Elementarkenntnissen“ genaueren Bestimmungen zu unterwerfen. Es geht nicht an, daß ein einzelner Sachverständiger, wenn auch in amtlicher Stellung, die Fachleistungen begutachtet, sondern es sind verschiedene Gutachter heranzuziehen, und es ist zu bezeugen, daß die Leistungen die normalen wirklich erheblich übertreffen. Das ist umsomehr nötig, als unter Gruppe a auch Schüler von Fachschulen zugelassen werden und die Gefahr nicht fernliegt, daß solche Fachschulen, wenn wiederholt einzelne Schüler mit nur normalen Leistungen sich durch die Kommissionsprüfung das Einjährig-Freiwilligenrecht erwerben, schließlich ihre Ziele auf die Erlangung dieser Berechtigung zu richten sich gedrängt sehen. Die Prüfung in den Elementarkenntnissen wird gegenwärtig vor der Prüfungskommission gemeinsam mit der Prüfung über die wissenschaftliche Befähigung abgenommen. Dabei wird in den fremden Sprachen selbstverständlich nicht geprüft. Aber die Prüfungskommissionen sind mangels jeglicher bezüglicher Dienstanweisung in Verlegenheit darüber, was sie unter Elementarkenntnissen zu verstehen haben. Entweder muß eine die einzelnen Fächer durchnehmende Prüfungsordnung aufgestellt werden oder die Zielleistungen

bestimmter Schulen müssen als Norm bezeichnet werden. Letzteres dürfte vorzuziehen sein. Da aber die Vorschriften über die Zielleistungen der Volksschulen in den einzelnen deutschen Staaten verschieden sind, auch innerhalb desselben Staates die Zielleistungen mehr oder minder reich gegliederter Volksschulen nicht gleich bemessen sein können, so möchte es sich empfehlen, allgemein vorzuschreiben, daß die Prüflinge die Zeitleistungen der Volksschulen des Prüfungsortes (abgesehen von der Religion) zu erfüllen haben. Diese Forderung wird nicht als zu gering angesehen werden können, zumal angesichts der Erfahrungen, die man in Fortbildungs- und ähnlichen Schülern und beim Militär bezüglich des der Volksschuljugend einige Jahre nach der Erledigung der Volksschule noch verbliebenen Wissens und Könnens gemacht hat.

Die „Verkündigung“ in der romanischen Kunst.

Von

Paul Schubring.

Die Vorstellung, welche wir Deutschen von einem jungen Mädchen haben, deckt sich mit dem, was der Italiener der Renaissance unter seiner *donzella* verstand, keineswegs. Für uns ist das Unerhoffene, erst halb Aufgeblühte, die Zurückhaltung und Befangenheit wesentlich; eine gewisse Verwirrung über stille, unerklärliche und doch seltsam anziehende Geheimnisse scheint uns natürlich und verehrungswürdig. Eine Fülle von Ahnungen rauscht um junges Dämmerleben; herzlich bewegt schauen wir dies Spiel zarter und heller Mächte, in deren Entwicklung so viel Möglichkeiten beschlossen sind.

Das Bild, das sich der Italiener der Renaissance von einem jungen Fräulein machte, sah wesentlich anders aus. Schon das romanische Blut bedeutet eine starke Verschiebung. In einem Lande, dem das Natürliche selbstverständlich und kein Symbol tieferer Mächte ist, wird Befangenheit als linkisch empfunden, Schüchternheit als Mangel an Sicherheit. Durchaus dem Tatsächlichen, wenn auch nicht dem Realismus zugewandt, sollten diese jungen Mädchen vor allem in der Welt sich zurechtfinden, „bestehen“ können. Dem raschen Pulsschlag südlichen Blutes entsprachen hohe Anforderungen in der Kraft der Zurückhaltung; daher wurde eine sichere Haltung vor allem geschätzt. Ein Freimut, der Redheit gestattete, aber Mutwillen ausschloß, gestattete diesen oft bedeutenden Geschöpfen, sich dem Ernst und der Wirklichkeit des Lebens viel unmittelbarer hinzugeben, als den deutschen Mädchen von heute. Unberührtheit war natürlich auch hier das Selbstverständliche; aber sie galt weniger als Schatz, denn als Lebensabschnitt. Das Eingeständnis, daß man schön sei, durfte man ruhig vor andern aussprechen; man tat es aber auch nur, wo man keinen Spott zu fürchten hatte. Die große Freiheit und Sicherheit der gefälligen

Formen legte zwischen die Geschlechter nicht jenen Bannkreis der Scheu, der unserm nordischen Gefühl sympathisch ist.

Dieser Unterschied macht sich sehr fühlbar, wenn man das Thema der Verkündigung in der religiösen Vorstellung hier und dort verstehen will. Für das deutsche Empfinden war das Mysterium Marias nur ein Geheimnis zu vielen andern; dagegen ist eine Ausnahme von den Grundtatsachen der animalischen Existenz dort, wo offen über diese Dinge gesprochen wird, ein schweres Rätsel. Indessen ließ die Kirche von diesem Punkt niemals ab — hat doch jede Religion Lebens Eintritt und -austritt ihres Meisters mit der Wolke des Geheimnisses umgeben. Gerade der Widerspruch gegen alles natürliche Empfinden machte dies Rätsel für die romanische Kirche ungemein fruchtbar. Es stieß an die Krone des Lebens und zwang immer wieder zu einer Auseinandersetzung mit allem, was man sonst wußte, empfand und sah. Mit einem Wort: das Geheimnis der Virginität konzentrierte sich in Italien auf das religiöse Unikum; in der Verkündigung des Engels an Maria lag für den Italiener etwas, wozu es schlechthin keine Parallele gab. Staunen und Betroffenheit, Ehrfurcht und Neugier haben jahrhundertlang an diesem Rätsel gewacht. Ausdeutung folgte auf Ausdeutung. Was einst gebichtet war in dem frommen Wunsch, den Einzigen aus allem herauszuheben, das wurde jetzt ein Mysterium von unergründlicher Tiefe, immer neu gelotet und durchforscht, um immer mit demselben Glanze des Märchenauges die Seelen des Menschen anzuglöhen.

Der christlichen Kunst war mit dieser Scene ein sehr eigenartiges Geschenk gemacht worden. Finden wir ein Gegenbild in der Antike? Man suche den göttlichen Boten bei den Menschen in Hellas — etwa Hermes bei Odysseus, Athene bei Achill, bei Theseus — immer ist es der Mann, der die Botschaft erhält. Es gehört zu den großen Kühnheiten des Christentums, die Frau in den Mittelpunkt der Heilungsvermittlung zu stellen, d. h. sie zu adoptieren. Man könnte die Verkündigung ein Programm nennen.

Dies Programm ist durchaus elementar und sagt nur sein Ja zu alten, ewigen Gesetzen, nach denen wir von je unseres Daseins Kreise vollenden. Es weiht das Mädchen zur Mutter. Aus Träumen und Ahnungen wächst plötzlich das Ereignis, welches lebenspendend über das Leben entscheidet. Alle Mythologie verschwindet wie Spreu vor diesem Zentralpunkt.

Unsere Väter haben sich lange gegen die Weisheit des Orients und des Südens gesträubt. Sie brauchten Waldreligion, und die Hänge am See Liberias hatten keinen Schatten; sie lebten in Hundertschaften und für die Sekte der Sadducäer hatten sie keine Teilnahme. Vor allem: sie wollten einen Gott, der mit dem Hammer dreinschlug und keinen, der am Holz verblutete. Der Zwiespalt zwischen dem Reich der Welt und dem „Reich Gottes in Euch“ war ihnen unerträglich. Sie richteten sich eben erst im Leben ein und konnten keine Lebensweisheit gebrauchen, die mit der morgigen Götterdämmerung rechnete. So blieb wenig vom neuen Testament; Paulus war ihnen völlig unverständlich, und Johannes richtete arge Verwirrung an. Aber eins gab es, was die Germanen freudig hörten: eine Frau war es, der der Gott sich nahte; eine Frau brachte den Erlöser und eine Mutter weinte unter dem Kreuz.

Und nun lese man im Heliand, wie der Dichter hier den Weisboten zu der minniglichen Magd treten läßt; mit adeliger Art tritt er zu der, die „dem Waltenden wert“. Er wehrt ihrem Schreck und lockt ihr Herz; er verheißt: Nie ward schönere Geburt, glorreichere auf Erden. Da wird ihr Sinn licht und ihre Treue lauter; sie „versann sich des Kindes“ und erzählte freudig, „wem sie wollte“, von dem Himmelsseggen.

Es ist ein unbefschreiblich zartes Weben, das nun in Heliands Dichtung über dem jungen Mutterleben und der Kindheit „des kindjungen Mannes“ anhebt. Außer der Passion hat gerade die Geburtsgeschichte die Teilnahme jener früheren Jahrhunderte besonders geweckt.

Eine ganz andere Auffassung spricht sich beim Italiener der Renaissance aus. Hier ist es zunächst selbstverständlich, daß die Himmelsbraut eine adlige Dame sei, die Tochter eines reichen Hauses, verwöhnt in der Kleidung, im Geschmack. Sie liest im feinsten Gebetbuch und sitzt auf goldenen Kissen. Ihr Zimmer ist eitel Marmor, ihr Bett kann in jedem Schloß stehen. Wenn sie sinnend vor den goldenen Saiten sitzt, spielen die kleinen Engel ihr ein Cello-Solo vor. Pfauen und Falter fliegen heran, um ihr Auge zu lieblosen. Der Garten blüht, Blumen prangen, Tauben schnäbeln sich.

Natürlich wird der Freier, der hier Eindruck machen will, alle solche Pracht überbieten müssen. Und er ist wirklich ein Sohn der Sonne und glüht noch in dem Licht, aus dem er kam. Helle wird's

in dem kühlbeschatteten Gemach. Mit großer Geberde schreitet oder flattert er heran, nicht wie ein Vögelchen, sondern mit mächtigem Rauschen. In seinen Flügeln spielt der Regenbogen; sammetweich schließen die Federn übereinander. Alle Pfauenaugen der Welt glühen heraus. Aber heller als all die Pracht blinkt sein Auge in heiliger Freude. Denn er ist der Träger der süßesten Botschaft. Raum kann er sich bezwingen, das Kostliche zu sagen. Und doch hält er zurück, mit edlem Anstand. Er beugt das Knie, huldigend. Eine einzige, lange, feine, weiße Lilie trägt er in der Hand; mit zartem Anstand überreicht er sie, damit das junge Mädchen Vertrauen gewinne. Und so läßt er ihr Zeit, sich von dem Schreck zu erholen.

Es ist ein Augenblick, der Marias ganzes Leben umbiegt. Sie saß versunken in süßem Sinnen; das ist nun zu Ende. Wie anders mag sie sich die Freieung gedacht haben. Dunkel ist ihr, wie das alles gekommen ist; aber als Edelbame ist sie gewohnt, sich nie etwas zu vergeben. So bezwingt sie sich auch hier. Kein bräutliches Glück strahlt aus den Augen; keine Herzensseligkeit läßt sie dem Engel entgegenspringen. Sie fühlt das Mächtigere, dem sie nicht entrinnen kann. Und so ergibt sie sich dem Unbegreiflichen. Das *ecce ancilla domini* kommt aber aus gepreßtem Herzen.

Es soll hier kein einzelnes Bild beschrieben, sondern ein Typus skizziert werden. Im einzelnen wird natürlich sehr verschieden gemalt. Ein Temperament wie Botticelli entfesselt hier den Sturmwind, der über ein ahnungsloses Geschöpf hinbraust, sodas sie zusammenbricht. Die umbrischen Novellisten übersetzen alles ins Zierliche; das sauberste Zimmerchen, die graziöseste Marietta, Rosen ringsum. Aber auch die Stürmischen haben sich hier unbewußt bezwungen und den Zauber der stillen Mädchenschönheit mitteilen wollen. So ist es höchst bezeichnend, das Donatello, dessen Kunst für junge Mädchengestalten wenig Raum ließ, in dieser Szene doch ein zartestes Gebilde von süßem Reiz schafft. Und ein dem jungen Donatello befreundeter Künstler — vielleicht Luca della Robbia —, überschüttet seine Maria auf einem Tabernakel von Or San Michele in Florenz mit dem ganzen Zauber der Antike, so das sie wie eine ehrfurchtgebietende Königstochter aus der Zeit des Antonine dasteht.

Aber freilich gab es auch andere Gesellen, die aus der Wachtstubenlyrik auch bei dieser Gelegenheit nicht herauskonnten.

Man stelle sich die muffigen Gelasse vor, in denen manche Quattrocentomeister gehaust haben; so kennen sie auch nur die hier üblichen verben Geberden. Dann kommt es vor, daß Maria die Hand vor die Brust legt, nicht aus Demut, sondern um dem Eindringling einen kräftigen Schlag zu versetzen. Oder sie kauert angstvoll zusammen und fleht: tu mir nichts. Manchmal bellt auch ein Hündchen, während die Raze dem rollenden Garnknäuel nachläuft. Auch die flatternde Taube richtet Verwirrung an; wie eine Betarde pläzt sie plötzlich vor dem erschreckten Mädchen los, das sich nicht anders als mit Schreien zu helfen weiß.

Nun, solche Komik war gewiß nicht böse gemeint. Aber adelige Naturen wie Lionardo, der die Szene doch mit am schönsten gemalt hat, wichen solchen Schmerzen aus und das ganze Cinquecento nahm sich hierin zusammen. Freilich wurde dabei die Werbung zeremoniöser; die spanische Etiquette, welche Eleonore von Toledo an den Arno verpflanzte, drang bis in Marias Mädchenstübchen.

Der Italiener brachte die Verkündigungsszene in unmittelbare Verbindung mit dem Privatleben der Stifterinnen. Eine junge Frau erhielt wohl bei der Hochzeit ein Diptychon, mit der Verkündigung und der das Kind herzenden Madonna, zur Erinnerung an die Verlobung und als Wunsch für Kinderseggen. Marias Haus und Stübchen wurde porträtiert nach der stanza der Besitzerin; ja, ihre Hochzeitsgarderobe hat bisweilen Modell gestanden. Wenn Lionardo die Szene im Garten eines Patrizierhauses spielen läßt, so hat er gewiß eine Florentiner Villa am Abhang Fiesoles dabei im Sinn.

So schließen uns die Verkündigungsbilder die Stuben der italienischen Damen auf. Und diese sehen sich durchaus nicht gleich. Wie anders sieht ein Florentiner Raum aus mit all seiner Pracht, Größe und — Leere, wie ihn z. B. Piero Pollaiuolo darstellt, als eine venezianer oder ferraresische Stube, wo die Teppiche, Stühle, Bronzen und Wandgeräte gar kein Ende nehmen. Der Florentiner liebt große, weite, hohe Räume, wo man in der einen Ecke speisen, in der anderen gleichzeitig ungestört ein Testament siegeln kann. Venedig war schon früh vom Orient verwöhnt und die Seidenschuhe seiner schönen Frauen pflegten nur auf Teppichen aufzutreten.

Einen ganz besonderen Sinn gewann die Szene für die Nonnenklöster. Welche Darstellung konnte in Stunden der Anfechtung

den Nonnen tröstlicher sein als diese Feierstunde der Himmelsbraut. Aber auch der Mann liebte dies heilige Märchen. Wie der Kultus Marias durchaus vom Mann ausging, so ist auch der Verkündigungssaltar mehr von Männern als von Frauen umfrieselt worden. Wie manches stille Gelübde, das Heilige heilig zu halten, mag hier aufgestiegen sein.

Wenn auf den Quattrocentobildern sich die Regie bisweilen allzu breit machte, so war daran vor allem die Bühne schuld. Florenz hatte seine Annunziata, der die Kirche der Servi geweiht war, und ein altes Gnadenbild der Verkündigung, das die höchste Popularität bis heute genießt — lediglich das Madonnenbild der Impruneta kann sich mit seiner Heilkraft messen. In dieser Kirche wurde die Verkündigung alljährlich am 25. März höchst umständlich aufgeführt.

Wir besitzen eine höchst anziehende Schilderung aus dem Jahre 1439, die ein russischer Bischof, Abraham von Souzdal, der zum Konzil nach Florenz gekommen war, seinem Itinerar einverleiht hat.*) Am 25. März 1439 fand in der Annunziata die von ihm beschriebene Vorstellung statt. Hoch an der inneren Fassade wand ist ein hoher Balkon errichtet. Hier oben sind die himmlischen Sphären, hier thront ein majestätischer Gott-Vater als Priester gekleidet, mit dem Diadem und dem Weltenbuch. Ihn umgeben und umfrieseln sieben Reihen kleiner Kinder (Engel) mit vielen Dellämpchen. Vier gekrönte Kinder stehen mit Symbel, Tamburin und Zither an den Stufen des Thrones.

Mitten durch die untere Kirche, senkrecht zur Hauptachse zieht sich von Wand zu Wand eine steinerne Brücke auf vier Säulen, mit rotem Stoff behangen. Auf dieser steht links ein mit reichlichen Stoffen bedecktes Bett; neben dem Kopfkissen der Bettschemel. Auf ihm sitzt Maria, ein schöner Jüngling in Frauentracht, mit der Krone auf dem Haupt, in den Händen ein Buch. Gleichfalls auf der Brücke (rechts?) stehen vier Propheten, langbärtig, mit goldenen Glorioten. Lange weiße Mäntel, über die eine schräge rote Schärpe hängt, decken ihre Gestalt.

Von der Brücke zu dem hohen Balkon Gott-Vaters laufen fünf feine, aber feste Seile. Sie sind das Wichtigste an der ganzen Regie. Ihre Bedeutung werden wir bald kennen lernen.

Noch ist alles dies mit Tüchern verhangen; aber die Menge

*) D'Ancona, Origini del teatro italiano. Torino 1891. I S. 246 ff. und Weiseloßky in Russische Revue 1877, X S. 425 ff.

steht schon unten im Schiff und gafft ungeduldig hinauf. Da fallen die Hüllen des palco. Der Jüngling (Maria) und die Propheten werden sichtbar. Diese setzen zunächst ein, entfalten ihre Rollen, lesen sie vor, disputieren, schlagen mit der Hand aufs Pergament, weisen auf die noch verhüllte obere Tribuna und erhitzen sich während einer halben Stunde in der Debatte über das Mysterium der jungfräulichen Geburt. Da fällt endlich die Hülle der Tribuna, Gott-Vater wird im Schein von 500 Lampen sichtbar und seine kleine Flötentöne und Cymbeln klingen von oben herab. Der Engel erhält nun von Gott den Befehl und fährt unter dem Staunen des Publikums durch die Lüfte an den Seilen zu Tal. Er ist schneeweiß gekleidet, mit Gold; er singt bei der Fahrt mit tiefer Stimme und hält die Lilie vor. Vor der Jungfrau angelangt, singt er das Ave Maria und will ihr die Blüte überreichen. Maria antwortet bestürzt und erregt: *O giovanetto, come osi tu avvicinarti alla mia soglia e penetrar nella mia casa? Che discorsi insensati son questi, che Dio sia meco e voglia incarnar nel mio ventre? Jo non mi fido alle tue parole, poichè non sono esperta del matrimonio e non conosco uomo alcuno. Vattene o giovanetto, che Giuseppe non ti vegga, e intanto che tu ti trattieni a parlare in casa mia, non ti tagli il capo con una scure. Ti prego, allontanati, o caccerà di casa anche me.* Der Engel beruhigt sie und versichert, er sei in Wahrheit von Gott gesandt etc. Da hebt die noch immer zweifelnde Maria die Augen, sieht die Herrlichkeit des Herrn und alle die Lampen ihr gegenüber und gewahrt die ausgestreckte Segenshand: da kreuzt sie demütig die Hände auf der Brust und nimmt dann die Lilie unter dem Gelübde: *Eecce ancilla domini.* Der Engel steht auf und fährt stolz wieder in die Höhe, Maria blickt staunend nach. Laut singt Gabriel giubilando und regt freudig die Flügel. Im selben Augenblick läuft ein Feuer auf den drei mittleren Seilen herab, es knattert und blüht durch die ganze Kirche, daß alles in Flammen steht. Sobald der Engel wieder oben angelangt ist, erlischt der heilige Spuf und die Vorstellung hat ein Ende.

„Dieses wunderfame und kunstreiche Schauspiel — so schließt der russische Bischof — habe ich in der Stadt von Florenz gesehen und beschrieben, so gut ich konnte; aber es ist unmöglich, es richtig zu schildern, so herrlich und unaussprechlich ist es.“

Wer je den Jubel des heutigen Florentiners miterlebt hat, wenn Karfreitag mittags 12 Uhr die Feuertaube vom Hochaltar

des Doms an langem Seile durch das riesige Langschiff bis zu dem am Hauptportal zwischen Dom und Battistero aufgestellten Carro schießt, der kann sich die Wonne der Quattrocentisten vorstellen. Was der russische Bischof sah oder schilderte, ist nur ein kleiner Auszug aus den Rappresentazioni, wie sie Teo Velcari und spätere ausgestaltet haben.*) Deutlich sind aber auch hier die Situationen geschieden: Disputation der Propheten, Entsendung des Engels, seine erste Rede, Marias Empörung, seine zweite Rede, Marias Ausblick zu Gott-Vater, ihre Zusage, die Rückkehr des Engels mit Sang und Bliz.

Auch in der bildenden Kunst finden wir diese Stationen deutlich getrennt. Der Prophetenchor tritt z. B. in Duccios sieneser Dombild neben die Verkündigung. Disputationen finden sich zudem häufig genug; ich erinnere nur an Donatellos Bronzethüren in der Sakristei von S. Lorenzo und an Luca della Robbias Campanile-Reliefs. Die Ausendung des Engels hat Bernardo Rossellino in einem Tonrelief in Arezzo von 1433, in der Lunetta des Aufganges dargestellt. Derselbe Künstler hat in seiner Verkündigung in Empoli (1447) die Herrlichkeit Gott-Vaters inmitten der Engel besonders breit wiedergegeben. In der Regel freilich bleibt die Szene beschränkt auf den Dialog des Engels und der Jungfrau. Dabei ist dann später oft die Klarheit des Momentes verwischt worden; in den früheren Darstellungen des Quattrocento ist aber doch meist die erste Rede des Engels festgehalten, bei der Maria erschreckt zusammenfährt (z. B. bei Donatellos Tabernakel in Sa Croce). Die Brücke, auf der Maria in der Annunziata-Aufführung kniete, kehrt auf Baldovinettis Fresco in der portgiesischen Kapelle von San Miniato wieder.

Bei Einzelfiguren, wie sie so gern in die Zwickel der Bögen eingefügt oder links und rechts vom Chor aufgestellt wurden, ist ebenfalls eine prägnante Auffassung des Momentes zu verspüren. Wir laufen dabei die ganze Staffel der Temperamente durch. Der Engel kann feierlich oder stürmisch reden; er kann pathetisch sein oder schwächen. Oft ist sein ganzes Wesen Jubel, fast Heiterkeit im Sinne der Weihnachtsbotschaft; dann wieder verrät er den schönen Anstand des huldigenden Edelknaben. Bei Maria ist die Verschiedenheit noch größer. Stets wird sie überrascht, aber wirklich vornehme Seelen vergeben sich auch in solchen Augen-

*) Vgl. d' Ancona, *Sacre rappresentazioni dei Secoli XIV, XV e XVI.* Firenze 1872. I. p. 162.

steht schon unten im Schiff und gafft ungeduldig die Hüllen des palco. Der Jüngling (Maria) werden sichtbar. Diese setzen zunächst ein, lesen sie vor, disputieren, schlagen mit der weisen auf die noch verhüllte obere Tribuna einer halben Stunde in der Debatte über jungfräulichen Geburt. Da fällt endlich Gott-Vater wird im Schein von 500 kleine Flötentöne und Chymbeln klingen Engel erhält nun von Gott den Befehl des Publikums durch die Lüfte an den gefleidet, mit Gold; er singt bei der Fahrt die Lilie vor. Vor der Jungfrau angelangt, und will ihr die Blüte überreichen. Maria und erregt: O giovanetto, come osi tu avvicinare e penetrar nella mia casa? Che discorsi che Dio sia meco e voglia incarnar nel mio mi fido alle tue parole, poichè non sono monio e non conosco uomo alcuno. Vattene Giuseppe non ti vegga, e intanto che tu ti casa mia, non ti tagli il capo con una scuretanati, o caccerrà di casa anche me. Der und versichert, er sei in Wahrheit von Gott die noch immer zweifelnde Maria die Augen, feit des Herrn und alle die Lampen ihr gegebene ausgestreckte Segenshand: da kreuzt sie auf der Brust und nimmt dann die Lilie u. Ecce ancilla domini. Der Engel steht auf und die Höhe, Maria blickt staunend nach. Laut singt und regt freudig die Flügel. Im selben Feuer auf den drei mittleren Seilen herab, es durch die ganze Kirche, daß alles in Flammen Engel wieder oben angelangt ist, erlischt der Vorstellung hat ein Ende.

„Dieses wundersame und kunstreiche Schauspiel der russische Bischof — habe ich in der Stadt und beschrieben, so gut ich konnte; aber es ist zu schildern, so herrlich und unaussprechlich ist

Wer je den Jubel des heutigen Florentiner wenn Karfreitag mittags 12 Uhr die Feuertau.

Wie mit der Ne-
wärtliche Halle
da trifft sie
ihr, dessen O-
ner Mantel f-
lern wie himm
werbend und

Sie hemmt
mit nur zögernt
im goldenen T-
Heiligtums?
abwenden. All-
in diesem beid
entlichen zieht
so manches get-
in der lieben. I-
kann doch nicht z-
gen, mit unerti-
so wie eine Ed-

— Dominus-
mehr als Wer
hört's das Mä-
sint und nur m-
fer Künstler ha-
ellt. Dieser und
das Wesentliche.
seliger Beang-
en in im-

di Barto
triom-

[Faded, illegible text from the reverse side of the page, appearing as bleed-through.]

blicken nichts. Sie lauscht, sie staunt. Sie wehrt, sie willigt ein. Das Buch fällt, sie will fliehen und zögert doch. Erst in der späteren Kunst ist sie ganz Ergebung.

Eine dieser freiplastischen Gruppen, nach m. a. die schönste und doch so wenig bekannt, sei hier beschrieben.

In der Collegiata von San Gimignano, die durch ihre großen Freskenzyklen Bartolo Fredis und Barnas, durch Benedetto da Maianos und Domenico Ghirlandaios Bilden jedem teuer geworden ist, der einmal den Schritt zu der Città delle belle torri gelenkt hat, steht neben dem inneren Hauptportal eine Verkündigungsgruppe aus Holz, links der Engel, rechts Maria. Die lebensgroßen Figuren sind reich bemalt; sie wirken selbst vor dem bunten Teppich der Fresken Benozzos ungemein lebendig und locken zur Zwiesprache. Wir sind Zeuge einer himmlischen Brautwerbung. Gabriel, ein blühender Bursche, von gesunder Lebenskraft und jener natürlichen Schönheit, wie sie das südliche Leben in der Natur großzieht, erscheint im enganliegenden und gegürteten Kittel, der nur Fuß und Knöchel freiläßt. Die goldgesäumte Toga hat er über die linke Schulter geworfen, das andere Ende wird kauschig von der linken Hand vor dem Leib gehalten. Große Flügel mit tief gefehlten Federn schwingen an den starken Schulterblättern. Das dichte goldene Haar deckt die obere Stirn und macht dadurch das kraftvolle Gesicht noch geschlossener. Groß öffnen sich die Augen; die Lippen regen sich und unwillkürlich hebt sich die rechte Hand, fast vorsichtig, zur Geste der Rede. Zeige- und Mittelfinger öffnen sich und die Glieder des feinen Gebildes scheinen leise die Worte zu skandieren, die der blühende Mund des Werbbers spricht: Ave Maria gratia plena. Wir spüren die Erregung, die den Himmelsboten ergreift, als er dem schönen, zarten Erdenbeschöpf gegenübersteht und den ersten Zauber um sie wirft.

Ist hier die Erregung des Werbenden so gefaßt, daß in dem blühenden Leibe ein starkes Feuer lodert, so bietet das Mädchen gegenüber ein ergreifendes Bild der Ueberflammung. Auch sie ist von jener Schönheit, die Natur und Gesundheit verleiht — Raffaels Cecilia ähnlich, die trotz aller Himmelsmusik nicht ätherisch geworden ist. Aber schlank ist die Donzella von San Gimignano, hochgewachsen, das üppige Haar wie eine Krone aufgesteckt, das schlichte, in weiten Falten sich breitere Kleid sehr hoch gegürtet. Nur verstohlen kommen die kleinen goldenen Schuhe unter dem Saum zum Vorschein. Sie hält das kleine Gebetbuch in der Linken; es ist.

als käme sie eben die Kirchenstufen herauf, wobei sie mit der Rechten den langen Rock hob. Eben will sie in die feierliche Halle eintreten und das Herz zur Klarheit erheben — da trifft sie ein unerwarteter Gruß. Ein Jüngling steht vor ihr, dessen Glanz leuchtet wie goldene Kelche, dessen blaugoldener Mantel funkelt wie eine Schale aus Jaspis, dessen Flügel zittern wie himmlische Fittiche. Seine Stimme tönt voll und weich, werbend und eindringlich: Ave Maria gratia plena.

Bestürzt ist Maria zusammengefahren. Sie hemmt den Schritt, schüßt unwillkürlich die Brust und wagt nur zögernd das Haupt zu wenden. Wer ist der Jüngling im goldenen Feuer? was soll sein Gruß hier an der Schwelle des Heiligtums? Sie möchte fliehen; aber sie kann den Blick nicht abwenden. Alles ist Klarheit, Leuchten, Kraft, Wärme, Herrlichkeit in diesem bescheiden harrenden Mann. Die Ahnung des Außerordentlichen zieht durch ihr Herz, das wie alle Mädchenherzen schon so manches geträumt hatte. So hält sie an und weidet das Auge an der lieben, lichten Pracht. Sie wagt nicht weiter zu gehen und kann doch nicht zurück. Tief senkt sie den Blick in des Jünglings Augen, mit unendlicher Bewegung — äußerlich freilich sich beherrschend wie eine Edelfrau, die nicht überrascht werden kann.

Wir wissen, wie das Gespräch weiter geht. — Dominus tecum benedicta es inter mulieres. Sei geweiht, mehr als Menschenweiber; geweiht sei dein Schoß! Staunend hört's das Mädchen, die von der holden Scham überwältigt scheint und nur mühsam sich das ecce ancilla Domini abringt. Unser Künstler hat nur jenen ersten Moment der Werbung dargestellt. Dieser und nicht die Einwilligung des Mädchens schien ihm das Wesentliche. Das Rätsel soll Kraft behalten; das Geheimnis seliger Befangenheit bindet zwei Geschöpfe und sacht die Gluten in immer neuem Brausen an.

So hat der sienensische Maler Martino di Bartolommeo um 1426 diese Gruppe für den Dom der Turmstadt erfunden, geschnitten und gemalt.

Freilich war er nicht der Erste, der solche malerische Holzplastik erfann. Ist in dem entforsteten Italien das Holz eine Rarität — wie im steinlosen Venedig der Marmor — so hat doch die Lombardei und die Gegend von Pisa bis Siena die Holzplastik im XIV. und XV. Jahrhundert noch ausführlich gepflegt. Wer den letzten Saal des museo civico in Pisa kennt, oder wer die mostra

der altfieneffischen Kunst in Siena besucht hat, wer die öffentlichen und privaten Sammlungen in Paris und London durchmusterte, hatte Gelegenheit, eine Heerschau über diese, oft leider ihres wichtigsten Schmuckes, der Farbe beraubten Holzfiguren abzuhalten. Wir sind so glücklich, auch im Berliner Museum ein Meisterwerk dieser Art, vielleicht von Neroccio, zu besitzen, das viele der oben erwähnten Momente spiegelt. Noch mehr Beispiele der Verkündigung enthält die Gemälde-Galerie des Kaiser Friedrich-Museums, nicht nur in der italienischen, sondern auch in der alt-niederländischen und altdeutschen Abteilung. Bei Rembrandt suche man das Thema nicht mehr — er hat die Verkündigung nie gemalt, seine mariologische Ikonographie setzt erst bei der „Heimsuchung“ ein. Auch die südliche Kunst des XVII. Jahrhunderts biegt von dem Thema ab zu Gunsten der emphräischen Darstellung der „Concezione“, jener uns allen durch Murillo vertrauten Wolken-glorie. Hier ist die Stunde der Empfängnis allem irdischen Spiel weit entrückt und in jene Regionen der Mystik erhoben, die sich wieder mit den ersten Deutungen der Naturreligion berühren, wo die Empfängnis der Erde durch die vom Blitz entladene Wolke als der Anfang alles Blühens, Lebens und Werdens verehrt wurde.

Menzel und Meunier.

Von

Arthur Bonus.

Albert Dresdenner, Der Weg zur Kunst. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1904 (VIII und 350 S. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.).

Im Folgenden habe ich nicht vor, eigene Reflexionen über die großen Toten dieser Monate anzustellen. Aber ich möchte den Umstand, daß über die beiden Namen eine Masse Anschauungsmaterial jetzt vor aller Augen und in aller Erinnerung ist, dazu benutzen, um an ihnen ein Buch sich charakterisieren zu lassen, das ich — so oft ich auch mit ihm uneins bin — doch vor manchen anderen in die Hände derer bringen helfen möchte, die es angeht.

Dresdenener geht davon aus, daß die Kunst die Deuterin und Gestalterin des Lebens sei: Bis in das vergangene Jahrhundert hinein sei sie es gewesen. Seitdem aber die letzten Möglichkeiten der Renaissance sich damals erschöpft haben, hat das Leben eine in der bisherigen Kulturentwicklung kaum erhörte Formlosigkeit und Häßlichkeit angenommen. Eine neue Bewegung beginnt mit der Landschaftsmalerei des Engländers Turner und der Schule von Fontainebleau. Die von ihnen ausgehende moderne Landschaftsmalerei erarbeitete ein gewaltiges Material an Beobachtungen; sie entdeckten auch, daß eine Landschaft „Stimmung“, d. h. Beziehung auf den Menschen haben müsse, aber sie wußten nicht recht, welche. Erst an der Darstellung des neuen Menschen wird die Kunst das lernen.

„Wir wissen von keiner Welt, als in bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist“, sagt Goethe.

Und an dieser Stelle nun verhandelt Dresdenner als Hauptvertreter des auf die Entdeckung des neuen Menschenbildes gerichteten Strebens einerseits Millet und Meunier, andererseits Menzel und Böcklin.

Während wir nun mit diesen allen und den manchen andern, die mit zu nennen wären, erst „an den Pforten des neuen Meeres“ stehen, halten die Straßen wieder vom Kampf um die „moderne Kunst“, wohlgerichtet, nicht eine die sein soll, sondern die in vollen Mittagslicht der Gegenwart da ist: den Intellektualismus. Er ist, meint Dresdner, in der Tat die moderne Kunst, der Offenbarerin des modernen Lebens in seiner trostlosen Verarmung mit Gemeinheit, seinem Spezialistentum und seiner Unmacht. Die Kunst konnte nicht gefunden, bevor ihre Erfindung in ihrem eigenen Schaffen und Zustande sichtbaren Ausdruck gefunden hatte. . . . Wir stehen vor der merkwürdigen und unheimlichen in der Geschichte unerhörten Erscheinung einer Kunst, die in der Aufgabe hat, die Erkrankung der Kunst, die durch die funktionellen Funktion erkennbar zu machen.“ Das ist eine sehr merkwürdige Aussage dann allerlei über positive Realitäten, die man nicht verstehen kann auf die neue Frauenrolle. . . .

... unter den wunden Vorbereitern
 ... unter Brenner und Kengel beiproden
 ... in Verbindung mit neuen Menschen. . . .
 . . . der Menschlichkeit gilt es für die
 . . . und Beziehungen wie
 . . . der Menschheit gleiches
 . . . fremdartiger
 . . . anzuwenden
 . . . der Bauernrolle
 . . . auf dem Lande
 . . . Die Menschheit
 . . .

der „Conce-
 glorie. Hier
 weit entrückt
 wieder mit den
 die Empfängnis
 der Anfang alles

Diese Zusammenordnung hat gutes historisches und sachliches Recht. Allein, das Geschick hat gewollt, daß zu den beiden früher Geschiedenen dieser Bierheit die beiden nach deren Tode mächtigsten Künstlercharaktere nun fast zusammen hinweggingen und ihre Werke gleichzeitig in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit getreten sind. Und dann muß man unbedingt Menzel voran nehmen und Meunier folgen lassen.

Dresdner sucht zuerst über Menzels berühmte Zeichnerfreude an Lionardo zu orientieren, der auch unablässig mit dem Stifte notierte. Indessen Lionardo notiert mit scharfer Auswahl nur das, das ihn fördert, das ihm Neues, Charakteristisches, Lehrreiches zeigt, während er nach dem in allem lebenden Formgesetz sucht. Menzel hingegen notiert schlechthin alles. Daß etwas existiert, rechtfertigt seine Aufzeichnung. Und es verlangt ihn nicht über die Einzelercheinung oder gar über die Grenzen des mit den Sinnen wahrnehmbaren hinaus. Er ist ohne stil- oder idealbildende Kraft. Eine wissenschaftliche Sachlichkeit liegt über allen seinen Schöpfungen, so stark, daß sie manchmal, z. B. wo Enthusiasmus schildert wird, etwas Erstarrendes hat.

Dresdner scheint hiermit auf das bekannte und berühmte Bild von der Berliner Nationalgalerie anzuspielen, Kaiser Wilhelms Armee 1870 und die Begeisterung, die gerade dieses Menzelschen Gesamtwerk besonders heraushebt, ist schwer zu verstehen.

hat aus dem ihr anhaftenden Mangel an Geistesfreiheit der Objektivität entworfen, zu dem in wieder Liebe gehört. Und diese objektive Menzel in sehr großer Stärke besessen.

... Gleichgültigsten etwas wie eine

... hat er eine unerschöpfliche

... aufgehäuft, die nicht

...ümliche Art der

... Schwellungen auf

... geistreiche Unterhaltung

... die eine empirische und

... von W... ihrer Einzel-

... bedeutet, ganz

... Zukunft. Da,

... anst den Geist

... wie einst die

Während wir nun mit diesen allen und den manchen anderen, die mit zu nennen wären, erst „an den Pforten des neuen Reiches“ stehen, hallen die Straßen wieder vom Kampf um die „moderne Kunst“, wohlgemerkt, nicht eine die fein soll, sondern die im vollen Mittaglicht der Gegenwart da ist: den Impressionismus. Er ist, meint Dresdner, in der Tat die moderne Kunst, eine Offenbarerin des modernen Lebens in seiner trostlosen Dekomposition und Gemeinheit, seinem Spezialistentum und seiner Ohnmacht. „Die Kunst konnte nicht gefunden, bevor ihre Erkrankung in ihrem eigenen Schaffen und Zustande sichtbaren Ausdruck gefunden hatte . . . Wir stehen vor der merkwürdigen und meines Wissens in der Geschichte unerhörten Erscheinung einer Kunst, die die Aufgabe hat, die Erkrankung der Kunst, die Lähmung der künstlerischen Funktion erkennbar zu machen.“ Das abschließende vierte Kapitel bringt dann allerlei über positive Neuanfänge, wobei der Verfasser besonders auf die neue Frauentracht, die Kunststerziehungsfrage und den Tanz zu sprechen kommt.

In diesem Rahmen also nun, unter den positiven Vorbereitern der Zukunft der Kunst werden Meunier und Menzel besprochen. Es handelt sich um die Entdeckung des neuen Menschen. „In solchen Zeiten des Chaos und der Unfruchtbarkeit gilt es für die Kunst auf die einfachsten Erscheinungen und Beziehungen des Lebens zurückzugehen und sich an ihnen der Menschheit gleichsam von neuem zu vergewissern, aus den wunderlichen, fremdartigen, unverständlichen Bildungen des Lebens die Urelemente auszuwählen und sie rein darzustellen.“ Dies leistete Millet, der Bauernsohn, als er aus dem Paris, das er nicht verstand, auf das Land zurückfloh und den Bauern für die Kunst entdeckte. Die Renaissance, wenn sie ihn ausnahmsweise einmal mit darstellte, hatte ihn zum Adelsmenschen umgewandelt, den Niederländern war er überwiegend ein Gegenstand unerforschlichen Spottes; Millet zeigte ihn in seiner Arbeit, „und da erschien er mit einem Male groß, vornehm, ehrwürdig, majestätisch“. Durch ein wunderliches Mißverständnis schloß sich gerade an ihn die Armeleutekunst an, die im Grunde das krasse Gegenteil von dem schuf, was Millet wollte. Er fand nur einen seiner wahrhaft würdigen Geisteserben: Meunier, der „an Ernst des Denkens, an Kraft der Liebe und Adel der Seele Millet innerlich verwandt“ war.

Wird Meunier so an Millet angeschlossen, so wird Menzel mit Böcklin kontrastiert: die Leistung der neuen Zeit mit ihrer Sehnsucht.

Diese Zusammenordnung hat gutes historisches und sachliches Recht. Allein, das Geschick hat gewollt, daß zu den beiden früher Geschiedenen dieser Biertheit die beiden nach deren Tode mächtigsten Künstlercharaktere nun fast zusammen hinweggingen und ihre Werke gleichzeitig in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit getreten sind. Und dann muß man unbedingt Menzel voran nehmen und Meunier folgen lassen.

Dresdner sucht zuerst über Menzels berühmte Zeichnerfreude an Lionardo zu orientieren, der auch unablässig mit dem Stifte notierte. Indessen Lionardo notiert mit scharfer Auswahl nur das, das ihn fördert, das ihm Neues, Charakteristisches, Lehrreiches zeigt, während er nach dem in allem lebenden Formgesetz sucht. Menzel hingegen notiert schlechthin alles. Daß etwas existiert, rechtfertigt seine Aufzeichnung. Und es verlangt ihn nicht über die Einzelerfcheinung oder gar über die Grenzen des mit den Sinnen wahrnehmbaren hinaus. Er ist ohne stil- oder idealbildende Kraft. Eine wissenschaftliche Sachlichkeit liegt über allen seinen Schöpfungen, so stark, daß sie manchmal, z. B. wo Enthusiasmus geschildert wird, etwas Erstarrendes hat.

Dresdner scheint hiermit auf das bekannte und berühmte Bildchen der Berliner Nationalgalerie anzuspielen, Kaiser Wilhelms Abfahrt zur Armee 1870 und die Begeisterung, die gerade dieses Bild aus dem Menzelschen Gesamtwerk besonders heraushebt, ist in der Tat schwer zu verstehen.

Unsere Zeit hat aus dem ihr anhaftenden Mangel an Gestaltungskraft das Ideal der Objektivität entworfen, zu dem in keiner Weise doch auch wieder Liebe gehört. Und diese objektive Liebe zum Einzelnen hat Menzel in sehr großer Stärke besessen. Sie machte ihn fähig, an allem Gleichgültigsten etwas wie eine Spur von Eigenleben aufzuweisen. So hat er eine unerschöpfliche Masse von gesicherten Einzelbeobachtungen aufgehäuft, die nicht mehr verloren gehen können, sei es die eigentümliche Art der Dichter auf einer Bronzestütze oder die leisen Schwellungen auf einer alten Geige oder die Art, wie eine geistreiche Unterhaltung sich in Gesichtern ausdrückt. Und, was die exakte empirische und kritische Wissenschaft mit dem ungeheuren Material ihrer Einzelbeobachtungen für eine zukünftige Weltanschauung bedeutet, ganz dasselbe bietet Menzels Werk für eine Kunst der Zukunft. Ja, er hat geradezu die Mission gehabt, der neuen Kunst den Geist der modernen Wissenschaft zuzuführen, damit sie wie einst die

Kunst der Renaissance der höchsten Bildung der Zeit mit genüge.

Am stärksten ist das natürlich der historischen Wissenschaft gegenüber zum Ausdruck gekommen. Er hat eine kritische Methode der Geschichtsmalerei festgestellt. Was das besagen will, erkennt man erst, wenn man an das kümmerliche Schema denkt, in dem vor ihm ein allgemeiner Held in großer Pose darstellen mußte, was verlangt wurde. Menzel studierte jede Einzelheit der Zeit, die er wählte, bis er ganz in ihr zu Hause war, bis er statt allgemeiner „Wald- und Wiesenhelden“ lebendige und ganz und gar in einer begrenzten Wirklichkeit wurzelnde und stehende Individualitäten zeigen konnte. So schuf er einen Weg, um unserer Zeit und ihrer Bildung die großen Erinnerungen als wirkendes Leben lebendig zu erhalten.

Menzel hat nicht irgend ein Stück der Geschichte dargestellt, sozusagen als Spezialität, willkürlich oder auch zufällig. Er malte die Welt, in der er wurzelte, die typische Epoche der Zeit und Welt, der er angehörte. Seine Malerei ist durchaus und nach allen Seiten hin der Ausdruck der „großen historischen Leistung des Preußentums“ auch in seinem sittlichen Gehalt, dem harten aber starken Pflichtgefühl, ja eben an dieser Stelle auch religiös, nämlich in dem Sinne des Goetheschen Wortes, daß die Kunst auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernste beruht. Das „Wesen des Preußentums, seine nüchterne Strenge, seine Geistesstärke, sein Pflichtgefühl, den systematischen Geist seiner Arbeit und die Schneidigkeit seines Wollens“ hat er in die Kunst eingeführt und in ihr ausgedrückt und ausgeprägt.

Hier liegt nun freilich auch seine Schwäche oder doch seine Grenze. Menzel steht nicht nur historisch im Preußentum, er wurzelt auch in dessen sozialen Voraussetzungen, im Bürgertum. Wie die Renaissance alle Menschen zu Abtügen machte, so macht Menzel — darin ganz seinem geistigen Ahnen Chodowiecki ähnlich — alle Menschen zu Bürgern. Chodowiecki scheiterte an der Aufgabe Friedrich den Großen darzustellen. Menzel nahm sie auf, versuchte sich aber mit gutem Takt nicht erst an der entsprechenden Aufgabe der eigenen Zeit, Bismarck zu schildern. Und auch sein Friedrich der Große ist doch nicht das naturkraftartige Genie, das der geschichtliche Friedrich war, sondern nur der gesittete und höchst geistreiche Bürger, der er allerdings auch war. Sein ganzes Werk gehört dem Bürgertum, demselben, das Ludwig Richter in seinem

vergnügten Philisterium und bescheidenen aber behaglichen Genuß darstellt. Menzel zeigt es in der Arbeit und damit erst in der Kraft, die seine Stellung und Bedeutung erklärt: „nie ermüdende bersehrerhafte Arbeit“. Arbeitsmensch war er selbst im denkbar betontesten Sinne und darin liegt seine Hauptbedeutung als Erzieher künftiger Künstlergenerationen.

In Menzels Kunst fehlt eine Hälfte unseres Wesens, alles das, was der Name Böcklin bedeutet, aber auf seiner Seite hat er mit großartiger Kraft die ganze Tradition der Kunst nördlich der Alpen wie zur Essenz destilliert in sich aufgenommen und „zur Benutzung bereit gestellt“ das beseelte Detail der Flamländer, die strenge Zeichnung Dürers, die Koloristik Rembrandts, die Landschaftsanschauung der Holländer, die Raumbeherrschung des Rubens, die Grazie des Kokoski. Er faßt eine mächtige Entwicklung zusammen und schließt sie ab, eine Basis für die Arbeit der Zukunft.

Zu dieser Darstellung wird man natürlich leicht einige Fragezeichen setzen können.

Ist es richtig, Menzels zeichnerische Tendenz so stark in Gegensatz zu derjenigen Lionardos zu bringen, wie hier geschieht? Wohlgermerkt: auch außerhalb der Verschiedenheit der persönlichen Charaktere beider Künstler, die ja zweifellos sehr groß ist. Ist es richtig, die so zu sagen historische Tendenz ihres Forschungstriebes gegensätzlich zu bestimmen?

Gewiß stimmt das mit der gewöhnlichen Anschauung von der Renaissance aufs beste überein. Nach ihr ist das Mittelalter die Finsternis, in der Heulen und Zähneklappen ist, und aus der sich langsam und allmählich die neue Lichtwelt der Renaissance emporringt, um dann siegreich durch alle Länder zu ziehen, nach den einen als ewige Grundlage jeder wahren Bildung, nach den andern, mit denen Dresden geht, um gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre letzte Deutungs- und Beherrschungskraft gegenüber dem Leben zu verlieren, worauf unsere Zeit „mit richtigem Instinkte an die unter diesen Umständen einzig fruchtbare Arbeit ging, indem sie Natur und Leben in geduldiger und mühseliger Analyse in ihre Bestandteile zerlegte, um so die Bausteine für einen künftigen herrlicheren Neubau vorzubereiten“.

Bei diesen Anschauungen von der Entwicklung steht dann Lionardo am Anfange des großen Siegeszuges, seine ungeheuere Erkenntnisfreude hat mit Wissenschaft in unserem Sinne nichts zu tun, ist nur und lediglich und nichts als ein künstlerisches Hilfs-

mittel, sozusagen ein Stück technische Vorbereitung. Die Wissenschaft dagegen in unserem Sinne ist eine allerjüngste, kaum hundert Jahr alte Ersatzkraft, welche die Kulturmenscheit sich anbildete, nachdem die Renaissance eines natürlichen Todes der Altersschwäche verschieden war. Für diese Betrachtung steht dann Menzel als einer der Grundleger der neuen Kultur der Zukunft Lionardo durchaus gegensätzlich gegenüber mit der Mission, die inzwischen neu aufgetretene Kraft der modernen Wissenschaft für die Zukunftskultur künstlerisch zu verarbeiten.

Ich habe nicht die Aussicht, diese Anschauung wirksam zu widerlegen, zumal nicht so nebenbei. Aber vielleicht hat es doch Sinn und Wert, den offenkundigen Vorzügen dieser einheitlichen und geschlossenen Anschauung gegenüber auch auf ihre Schwächen hinzuweisen.

Zunächst scheint es mir untunlich, die sogenannte moderne Wissenschaft als etwas neues hinzustellen; alle ihre charakteristischen Merkmale, entscheidenden Motive, methodischen Grundsätze sind älter, sind Jahrhunderte alt, reichen in ununterbrochener Entwicklung gerade auf die Zeit Lionardos zurück, nur daß sie naturgemäß sich stetig schärfen und kräftigen, auch immer klarer und durchsichtiger heraustreten. Die „moderne Wissenschaft“ ist durchaus nur ein bestimmtes — hochgelegenes — Stadium ihrer Entwicklung.

Andererseits, und dieser Sachlage entsprechend, scheint es mir durchaus nicht so zu stehen, daß Lionardo mit strengster rein künstlerischer Auswahl gezeichnet und beobachtet hat. Vielmehr glaube ich in Lionardo schon durchaus ein spezifisch wissenschaftlich gerichtetes Interesse wirksam zu sehen, das sogar höchstens noch weiter vom eigentlich künstlerischen Zweck abgeht als bei Menzel. Man braucht nur ein wenig in der schönen und höchst wertvollen Sammlung Lionardischer Notizen zu blättern, welche Marie Herzfeld uns — ein wenig zu wörtlich — übersetzt hat,*) um das bestätigt zu finden. Und seien es auch nur solche Sätze wie der, „Immer muß die Praxis auf die gute Theorie gebaut sein, zu der die Perspektive Führerin und Pforte ist, und ohne sie macht man nichts gut in den Zufällen der Malerei“, „Nicht lese, wer

*) Leonardo da Vinci der Denker, Forscher und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften. Auswahl, Uebersetzung, Einleitung von Marie Herzfeld. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig, im Jahre des Heils 1904. CXXXII und 280 S. 8 Mk.; in Halbpergament geb. 10 Mk.

nicht Mathematiker ist, in meinen Grundzügen nicht", und was (a. a. O. gleich S. 2 ff.) über Experiment, Ursache usw. folgt.

Der große und sehr fühlbare Unterschied, der auch abgesehen von persönlichem Charakter und nationaler Andersart noch bleibt, der historische Unterschied, ist also kaum der eines Gegensatzes. Aber während Lionardo mit beiden Füßen in der mächtigen mittelalterlichen Kunst steht, die bald nach ihm abstirbt und während sein wissenschaftliches Interesse die ganze Frische, Begeisterung, selbst Hitze, das ganze jugendliche Ungestüm der eben sich aufmachenden neuen Kraft zeigt, so steht eben Menzel am Ende dieser selben Entwicklung, wo alles klar, aber auch nüchtern, manchmal geistreich aber auch kühl und fast ein wenig gleichgültig geworden ist.

Jugend und Alter ein und derselben Entwicklung.

Der Schein spezifischen Unterschiedes entsteht nur daraus, daß was zu Lionardos Zeit als eine junge, verkannte Kraft mit alten und starken Gewalten in den Kampf zog, freilich anders wirkt, auch spezifisch anders, als wenn es nun selbst, wie heute, die anerkannte und durchaus befehlende, keinen Widerspruch duldende altgefestigte Macht geworden ist. D. h. nicht das Wesen der Wissenschaft hat sich geändert, seit mutige jugendliche tapfere Menschen sich erstmals für sie in die Schanze warfen, bis zu heute, wo sie unter dem Jubel der Volksmassen ihre Verdikte fällt gegen die, welche anders wollen, die „wenigen, die was davon erkannt“. Vielmehr „nur“ ihr Verhältnis zum Gemüt und zum Leben überhaupt ist ein spezifisch anderes geworden. Was damals Befreiung vom Bann war, das lastet heute selbst ein Bann über uns. Das ist dann freilich etwas spezifisch anderes.

Und hierbei scheint sich zu zeigen, daß überhaupt die Grundsätze, die Grundstimmung sozusagen, auf denen jene Anschauung ruht, falsch sind.

Wenn wir in einer Kulturperiode verschiedene Kräfte miteinander kämpfen sehen, davon eine am Schlusse den Sieg davonträgt, so erklären wir diese Periode für eine Uebergangszeit, in welcher eine finstere Macht der Hölle und der Vergangenheit gegen eine lichte Kraft der Zukunft und der Kultur unterliegt, worauf nun also ein Stück Seligkeit zu folgen hat und mindestens eine soviel höhere Kultur.

Diese Anschauung scheint aus der intellektualistischen Stimmung unserer Zeit zu stammen, die auf die Alternative: „wahr oder falsch?“ „richtig oder unrichtig?“ gestellt ist. Bekämpfen sich verschiedene

Kräfte, so können nur die der einen Seite die richtigen, die der anderen müssen die falschen sein.

Das ergibt nun wahre Zerrbilder. Denn danach wäre die Zeit vor 1200, die Zeit des tiefen Schlummers, die eigentliche Kulturzeit, dann käme die Uebergangszeit 1200—1500, dann die neue glorreiche Renaissancekultur bis heute. Die eigentliche im besonderen sogenannte „Renaissance“, d. h. die schmale Grenzzeit, in der der Kampf am höchsten geht und freilich auch sich entscheidet, in der die mittelalterliche Kultur auf einigen Gebieten — Malerei und Plastik — ihren Gipfelpunkt erreicht und freilich sich alsbald neigt, wird zum folgenden gerechnet, dem Mittelalter ab und der neuen Kultur zugute geschrieben.

Indessen, wie man auch über diesen Grenzstreifen denken mag, aus ganzem gesehen, ist das Mittelalter die letzte nicht nur, sondern die einzige Kultur, die Europa als ganzes bisher hervorgebracht hat, ausgezeichnet durch eine ungemeine Lebendigkeit zugleich und Einheitlichkeit aller seiner Schöpfungen.

Es zeigt sich eben, daß nicht nur Menschen, sondern ebenjogut auch Zeiten nur durch die Stärke der Spannungen, die sie in sich bergen und beherrschen, groß sein können.

Das, was wir als die „Grenzen“ der großen Männer und die „Schattenseiten“ der großen Perioden bezeichnen, ist gemeinlich nur der andere Teil der Spannung, und ohne ihn wären die Männer sowohl als die Zeiten nicht groß.

Gewiß haben wir das Recht, die uns zugewandte Seite der Spannungen vorzuziehen, die andere abzulehnen; in diesem Sinne kann es mitunter erfreulich sein, wenn der große Mensch von der Bühne tritt und die große Zeit sich zerlegt. Das ist eine Frage für sich. Aber es hilft nicht zum Verständnis, das Zerlegungsbild als Kulturbild zu feiern und das Kulturbild in Uebergangsströmungen zu zerlegen.

Man kann die Notwendigkeit der Wissenschaft und besonders ihren Wert als Teil- und Spannungskraft einer zukünftigen Kultur sehr hoch schätzen und doch zugleich einsehen, daß sie ein Zerlegungsprodukt ist und unter ihrer unbeschränkten Herrschaft eine Kultur keineswegs entstehen kann; daß also, was uns von einer Kultur trennt, durchaus nicht irgend ein Mangel an Einheitlichkeit, sondern eher die gar zu große Einheitlichkeit in der Grundstimmung unserer Zeit ist.

Eine Einheitlichkeit ist ja durchaus nicht an sich etwas irgend-

wie wünschenswertes, sondern nur eine solche, die aus einem lebendigen Gegeneinanderstreben immerfort neu entsteht. Uns aber fehlen die fruchtbaren Spannungen, aus deren Zusammenwirken erst eine sozusagen elektrische belebende Einheitstimmung entstehen könnte.

Daß die ganz einseitig wissenschaftlich-intellektualistische Stimmung so ganz und gar alle Gebiete beherrscht, die orthodoxeste Theologie so gut wie den radikalsten Sozialismus, das läßt unser Treiben nicht Kultur werden.

Von solchen Vorderfäßen aus kann ich nun wohl Dresdners Charakterisierung Menzels, aber nicht alle seine Reflexionen, anerkennen. Menzels historische Aufgabe, seine Mission sozusagen sei, der Kunst das frische Blut der Wissenschaft zuzuführen? Den Grund zu legen für die Kunst der Zukunft? Die ganze nordische Ueberlieferung zusammen zu fassen? Immerhin, auch wer das nicht glaubt, wird sich des Versuches, so wichtige, große und aus dem Zusammenhang der Gesamtkulturentwicklung gewonnene Gesichtspunkte anzuwenden, nur freuen können.

Stärker als in dem Kapitel über Menzel kommt Dresdners Grundanschauung in dem kürzeren Stück über Meunier zum Ausdruck.*)

*) Leider bin ich nicht in der Lage, den Lesern ein „Werk Meuniers“ zu empfehlen, wie für Menzel ein solches erschienen ist. Doch hat der „Kunstwart“ ein „Meunterheft“ angekündigt; es wird das erste Jahrbuch sein. — Nach dem „Menzelheft“ zu urteilen (1. Aprilheft des Kunstwart), wird es etwas Vorzügliches.

Ueber Menzel gibt es, wie schon erwähnt, außer dem Kunstwartheft das größere „Werk Adolph Menzels“, das der Druckmannsche Verlag aus dem älteren Prachtwerk gleichen Titels billiger herausgestellt hat (25 ganzzeitige Bilder und 109 Textabbildungen). Wir wünschten mehr Handzeichnungen und dafür weniger Gesellschaftsbilder vom Kaliber des „Cercle am Hofe Kaiser Wilhelms I.“ (S. 78) oder Ehrendiplome von der Art des Diploms für den Staatsminister Dr. von Gohler (S. 86). Vom Texte eine Stichprobe (S. 70): „Die Linden Berlins am 31. Juli 1870“ zeigen uns den ergreifenden Moment der Abreise König Wilhelms zur Armee. Auf einer Fläche von 78×63 cm schuf uns der Künstler hier ein Bild der verhängnisreichen Stunde, da der geliebte Monarch seine Hauptstadt verließ, um in den Kampf zu ziehen, der über die Geschichte Deutschlands entscheiden sollte. Der Standort ist an der Südseite der Linden in der Nähe des Palais der russischen Botschaft gewählt, nicht fern der Stelle, von wo acht Jahre später der Mordstrahl auf das Leben des edelsten der Fürsten aufflammte. Zu einfachen Hofwagen, der von berittenen Schutzleuten begleitet wird, sitzt der König an der Seite seiner Gemahlin; während er in stummem Ernst den Zuruf der Menge militärisch grüßend erwidert, drückt die Königin, vonummer überwältigt, das Tuch vor die weinenden Augen. Der Bürgersteig wimmelt von Leuten aller Stände, die den König erwartet haben und nun mit Hut- und Fächerchen ihm Lebewohl sagen. So weit man die Straße entlang sieht, sind die Fenster geöffnet und die Bewohner auf

Wenn Dresdner in Menzel erst eine positive Grundlage für eine Kunst der Zukunft sieht, und auch in Böcklin nur erst eine Sehnsucht, wenngleich keine sentimentale, sondern eine trotzige und anklagende, so spricht er Meunier bereits ein Stück positiver Kunst der Zukunft zu. Unserer Meinung nach mit Recht.

Schon rein äußerlich ist es kein bloßer Zufall, daß Menzel Bürger bildet, Meunier Arbeiter. Sondern Menzel kann nicht Arbeiter bilden. Wo er sie dennoch darstellt, sind es heruntergekommene Bürger. In seiner Eisenwerkstatt sprüht es von den gefährlichen glühenden Massen und die roten Dichter scheinen von den Gesichtern wider. Auch haben diese Leute einiges Bewußtsein von der Gefahr, welcher Bürgermann hätte das nicht. Sie strengen sich auch gewaltig an. Aber sagen diese Gestalten etwas, das darüber hinausgeht? etwas zur Deutung nicht nur des Einzelvorgangs, sondern der menschlichen und kulturellen Zusammenhänge, in die er gehört? Sagen sie, daß sie im Anblick dieser Feuergluten nicht nur stehen, sondern gewachsen sind. Körper und Geist gebildet haben? schon vom Vater her? dieser Massen von außen und der Gedanken und Leidenschaften, die sie wecken, von innen? Sagen sie: Hier wurden wir, von hier aus sind wir zu verstehen, nicht nur Körper und Gesicht, sondern auch die Bewegung draußen, die von uns ausging, ja letzten Endes unserer ganzen Zeit, der wir ein gut Stück unsres Wollens aufprägten? Nichts von alledem, diese Leute sind im Bürgertum erwachsen und haben gut bürgerliche Gedanken — wahrscheinlich etwas oppositionell, weil sie schauderhaft schwitzen müssen. Außerdem sagen sie, wie die Muskeln liegen bei den verschiedenartigen Armbewegungen, und vor allem, wie die natürlichen Farben sich verändern im Licht der Flammenglut — Menzel hat die roten Dichter geliebt und gern dargestellt; wie er sagte, daß er das Flötenkonzert der Herzenbeleuchtung halber gemalt habe, so hat er sicherlich diese Werkstatt der Blut wegen gemacht. Was durch eindringende Beobachtung einer wirklichen Situation verstanden und zum Verständnis gebracht werden kann, das ist geschehen. Aber was erst aus der

die Altane herausgetreten, um zwischen den tief herabhängenden Fahnen und Flaggen hindurch dem Fürstenpaare nachzuschauen.“ Wenn man bedenkt, daß das Charakteristische und der einzige Reiz an diesem Bilde durchaus in der Art steckt, wie das lustige Geplatter der Fahnen dargestellt ist, so ist es für einen sehen lehrenden Begleittext immerhin eine Leistung auf „tief herabhängenden Fahnen“ aufmerksam zu machen. Im übrigen echt Berliner Feststil. Sozusagen Ludwig Pietsch.

Zeit im ganzen, dem Geist und der Tendenz der Zeit, ja, der sich vorbereitenden Zukunft herausgeföhlt und gedeutet werden kann, das hat Menzel nicht. Der Arbeiter ist ja noch nichts Fertiges, er ist ja noch ein halber Bürger; wer ihn deuten und dadurch auch gestalten helfen will, muß mehr sehen als da ist. Er muß die charakteristischen Möglichkeiten sehen und die bevorzugen, welche nach oben zu liegen, deren Ausbildung Menschheit, Volk und Kultur zu erhöhen geeignet wäre. Dies erst wäre der geniale Künstler, der „das Wort des Jahrhunderts“ spräche. Menzel gehört ganz und gar der Gegenwart nach derjenigen Seite hin an, nach welcher sie aus der Vergangenheit stammt und aus ihr zu deuten ist. Und eigen ist es, daß doch auch er darin dem Sage recht gibt, daß erst die Fähigkeit zu deuten und zu gestalten den großen Künstler macht. Denn das, worin Menzel lebendig bleiben wird, ist unserer Ueberzeugung nach nicht seine Gegenwartsmalerei, sondern seine Darstellung der Zeit des großen Königs. Da konnte nicht rein Modell gemalt werden, da mußte gedeutet werden, da mußte die Zeit und ihr geistiger Gehalt zur Darstellung kommen. Und da ist die Leistung Menzels nicht nur eine kolossale, sondern auch eine liebenswerte. Seinem ganzen ungeheuren Werke wird man unserer Meinung nach kalt gegenüber stehen bis auf diesen allerdings wichtigsten Teil. Hier lebt man auf und man hat den Eindruck, daß hier er selbst aufgelebt hat.

Diese Schilderung Menzels und seiner Arbeiter stammt nicht aus dem Buche, ist aber von seinen Gesichtspunkten aus entworfen. Es ist anzunehmen, daß Dresdner sie anerkennt. Alles nun, was Menzels Arbeitern fehlt, das haben diejenigen Meuniers. Es sind weder die Bauern Millets noch die Bürger Menzels, sondern es sind die, in deren Arbeit tief unter der Erde oder in Feuerzglut sich der Kampf der Kulturmenscheit um die Güter der Erde abspiegelt, nicht die langsame geduldige Arbeit der Ackernden und auch nicht die intelligente rechnerische rationalistische Arbeit des Kaufmanns und Gewerbetreibenden, sondern das leidenschaftliche dramatische Ringen derer, die gewohnt sind, in ihrer Arbeit dem Tode ins Auge zu sehen. Daher „der kühne Ausdruck ihrer Gesichtszüge, die stolze Haltung ihrer Leiber, die ungeheure Wucht ihrer Bewegungen . . . Diese von beherrschtem Willen, von gesammelter Leidenschaft erfüllten Menschen, die zu jedem Kampfe mit der Natur bereit und jedem gewachsen scheinen, die ungeheure Kräfte bezwingen und riesenhafte Werke vollenden, diese gleichsam

vom Schicksal selbst wie in Erz geschmiedeten Leiber lassen in uns eine Ahnung des künftigen Menschen, des künftigen Helden aufsteigen“.

Dieser Stand ist unter uns aufgestiegen, drohend, unheimlich, unverstanden, sich selbst nicht verstehend. Und damit außerhalb der Kultur, sie bedrohend; „denn Kultur bedeutet die vollkommene Ausprägung aller Stände, Berufe, Eigenschaften, Persönlichkeiten und ihre Vereinigung zu schöpferischem Wirken“.

Was ist der Arbeiter? Ein gegen göttliche und menschliche Autorität sich auflehrender unzufriedener Frevler, ein abtrünniges Weichkind, sagt der Ultramontanismus. Ein die besonnene von uns näher bezeichnete vernünftige Grenze überschreitender, die gesunde Opposition übertreibender Urvähler, sagt der Fortschritt. Ein gefährlicher Königsmörder und Dynamitard, sagt das Scharfmachertum. Ein getretener Gerechter, sagt die Sozialdemokratie, von allen Ständen gehaßt, alle hassend und ihre Heiligtümer höhrend. Was ist er nun wirklich? Und am wenigsten weiß es die Politik, die doch die Aufgabe hat, die fruchtbaren Elemente des Volkslebens zu erkennen, zu begünstigen, zu entwickeln, um „durch sie den Kampf der Interessengegensätze . . . zu einem Kampfe für die Kultur zu erheben“.

In dieser Sachlage nun hat Meunier diesen Stand so dargestellt, daß gewisse in ihm schlummernde Kräfte zum äußersten Grad der Erkennbarkeit gekommen sind. Er hat ihn uns so hingestellt, wie er die Grundlage einer zukünftigen Kultur abgeben kann. Wie er, zum Bewußtsein des Gesamtorganismus gekommen, den Anstoß zu neuer Kristallisation geben könnte, die anderen Stände anziehend, sich angliedernd und um sich gruppierend, wie es einst das Bürgertum tat, statt abstoßend. „Und wir finden so durch die Kunst den Boden der Verständigung, den uns die Politik nicht zu geben vermocht hat. Hier ist in der Kunst die Kraft wirksam geworden, die in der Politik versagt hat, die Kraft, durch die die Kunst Athen und Florenz groß gemacht hat: die Kraft, die Gegensätze der Parteien zu überwinden und alle Klassen und Parteien in einem neuen Ideal zu vereinen.“

Man wird vielleicht in diesen Sätzen mancherlei Uebertreibung finden. Indessen wir sind geneigt, diesen Fehler in weitgehendem Maße denen nachzusehen, welche die Aufgabe vor sich haben, einen entscheidenden, aber für gewöhnlich übersehenen Gesichtspunkt als Maßstab erstmalig zum Bewußtsein zu bringen. Denn diese Auf-

gabe, wenn sie einigermaßen gelöst werden soll, bringt mit sich, daß man die Wichtigkeit dieses einen Punktes für alle möglichen, scheinbar selbst fernem Dinge aufweist. Man muß ihn isolieren, um ihn überall zu erkennen. Die Aufmerksamkeit muß sich auf ihn konzentrieren, ihn allein sehen, so erscheint er allmählich als der einzige oder doch als der allein entscheidende Gesichtspunkt. Zumal wo nun die Aufgabe mit sich bringt, daß Vorzug oder Gefahr einer Sache eindringlich deutlich werden sollen. Selbst die Wissenschaft, der wir ja das Ideal der Allseitigkeit, Besonnenheit und Objektivität verdanken, hat, damit die Vorzüge dieses Ideals klar werden könnten, seit Jahrhunderten unaufhörlich die krasse Uebertreibung verkünden müssen, daß diese Allseitigkeit und Objektivität die einzig wertvolle Menschengesinnung sei, die, welche allein Glück, Erlösung, höchsten Frieden und höchste Kultur bringen könne. Wir glauben das nicht mehr. Aber wie das so ist mit abziehenden Irrtümern: sie wirken zunächst auf zahlreichen Einzelgebieten nach, beherrschen in zahlreichen Einzelfällen noch das Urteil. So sind wir noch immer geneigt, als das Paradigma eines richtigen Buches, das nicht gerade Roman oder Dichtung ist, das Kompendium anzusehen, mit seinen wohlervogenen und abgewogenen, steinernen und versteinernenden Paragraphenfäßen. Ein solches Buch ist nun das Dresdner'sche allerdings nicht, so wenig als es die Bücher Kunowski's sind, welcher vor Dresdner ähnliche Gesichtspunkte mit noch heftigerer und leidenschaftlicherer Einseitigkeit vertrat. Wir benutzen die Gelegenheit, um nachdrücklich an ihn zu erinnern.*) Diese Bücher alle rücken mit kräftiger Rücksichtslosigkeit und Uebertreibung ihren Gesichtspunkt in den Vordergrund der Diskussion. Sie erreichen dadurch, ihn zu sehr großer Deutlichkeit und Eindringlichkeit zu bringen.

*) Gotthar von Kunowski, Durch Kunst zum Leben (I. Ein Volk von Genies. 276 S. 4 Mk., geb. 5 Mk. II. Schöpferische Kunst. 317 S. 4 Mk., geb. 5 Mk. VI. Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens. 220 S. 4 Mk., geb. 5 Mk. VII. Rhythmus und Bilderbogen. 335 S. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Diederichs, Jena u. Leipzig, seit c. 1900.

Friedrich der Große als historisch-politischer Schriftsteller

(unter Mitteilung des neuentdeckten ersten Avant-Propos
zur Histoire de mon Temps).

Von

Dr. Friedrich Meusel.

Nur wenige Monate nach dem glücklichen Abschluß des ersten Schlesiſchen Krieges im Juni 1742 durch den Breslauer Frieden beginnt der junge Sieger Friedrich II. mit der Schilderung dieses für ihn wie für ganz Europa bedeutsamen Kampfes in einem Geschichtswerk, dem er später den Titel „Histoire de mon Temps“ gegeben hat; schon in den ersten Monaten des nächsten Jahres war es zu Ende geführt. Zwar hatte er von Anfang an nicht die Absicht, das Werk noch selbst zu veröffentlichen, wie aus seinen Briefen an Voltaire hervorgeht, aber mußte — abgesehen von anderen Motiven — der Gedanke, einst auch unter den Schriftstellern seiner Zeit genannt zu werden, nicht dem Manne schmeicheln, dem bis an sein Lebensende neben dem eisernen Pflichtgefühl der Ehrgeiz die gewaltigste Triebfeder zu allem Handeln gewesen ist? Denn in seinen jüngeren Jahren fehlte es Friedrich auch keineswegs an literarischem Ehrgeiz; so schreibt er am 6. Januar 1740 bezüglich des Antimacchiavell an Voltaire: In wenig Tagen „will ich die letzte Hand an mein Werk legen, um es künftiger Jahrhunderte würdig zu machen. Die Mühe schlage ich für nichts an, denn man schreibt nur eine Zeit lang, wohl aber schlage ich mein Werk hoch an, denn es soll mich überleben.“*) Und dazu der Hochgenuß, noch einmal im Geiste diesen Feldzug durchzuleben, der ihn mit einem Schlage zum ersten Mann in Europa gemacht, der seinem Staat Schlesien verschafft hat! Denn was dieses Jahr 1740 im großen Zusammenhang der Weltgeschichte zu bedeuten hat,

*) Oeuvres de Frédéric le Grand XXI, 341.

weiß Friedrich sehr wohl; immer wieder betont er, daß eine neue Epoche mit dem Ableben Kaiser Karls VI. beginne.

Raum ist der zweite Schlesiſche Krieg Ende 1745 glücklich abgeschlossen, ſo greift Friedrich abermals zur Feder und ſchreibt die Geſchichte auch dieſes Feldzugs; dann arbeitet er, erfüllt von dem künstlerischen Bedürfnis nach einheitlicher Geſtaltung, die des erſten Krieges noch einmal durch, verſchmilzt beide, ſo daß nun die Jahre 1740/45 in dem geſamten Werke dargeſtellt werden. Das iſt die zweite Redaktion von 1746/47*), die erſte, einſt im Verhältnis etwa ebenſo umfangreiche von 1742/43 iſt erſt vor wenigen Jahren in einigen Bruchſtücken bekannt geworden**), während ſieben erſt die wichtige Vorrede dazu und einige weitere Bruchſtücke dieſes erſten Geſchichtswerks Friedrichs des Großen in der kaiſerlichen Öffentlichen Bibliothek in Petersburg entdeckt worden ſind.***) Faſt 30 Jahre ſpäter, als Greis von 63 Jahren, 1775, hat Friedrich dann die zweite Faſſung noch einmal ſtiliſtiſch vollkommen umgearbeitet, Satz für Satz ſorgfältig geſeilt, auch einiges fortgelassen und manches hinzugefügt; mit Recht hat man an den alten Goethe erinnert; ſo zeigt ſein Fleiß ſich auch im Allerkleinſten. †)

Jeder der drei Bearbeitungen hat Friedrich eine ausführliche Einleitung, einen Avant-Propos††), vorausgeſchickt. Sind ſie doch ſo recht dem Geiſte dieſer Zeit und der franzöſiſchen Eigenart entſprungen, dieſe prunkenden Widmungſchreiben und Vorreden des 17. und 18. Jahrhunderts, die vor allem bei Racine und Voltaire uns in klaſſiſcher Weiſe entgegentreten, oft mehrere hintereinander.†††) Denn höflich iſt das Weſen dieſer ganzen Aufklärungs-Bildung

*) Veröffentlicht von Poſner in den „Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven“ Bd. IV, 153 ff. (1879).

**) In Uppsala aufgefunden und mitgeteilt von F. Arnheim in den Forschungen z. Brand. u. Preuß. Geſch. IX, 2 (1897) S. 163 ff. — Wir bezeichnen die Faſſung von 1742/43 als erſte, die biſherige erſte von 1746 als zweite, die von 1775 als dritte Redaktion.

***) Veröffentlicht von Prof. Hans Trosen in der wiſſenſch. Beilage zum Jahresbericht des königl. Gymnaſiums in Berlin: Beiträge zu einer Bibliographie der proſaiſchen Schriften Friedrichs d. Gr., II, Oſtern 1905, S. 27 ff.

†) Ueber Friedrichs Histoire de mon Temps vgl. Ranke, Neun Bücher Preuß. Geſchichte (1848) III, 446, Rojer, König Friedrich d. Gr. I, 508 f., II, 622 ff., 691. Die dritte Faſſung der Histoire de mon Temps in der akademiſchen Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand Bd. II (1846). S. XXI ff.

††) Avant-Propos bedeutet eigentlich nicht Vorrede, ſondern einleitende Darlegung, Einleitung. Vorrede iſt préface. Doch ſchließen wir uns der ſeit Ranke üblichen Ueberſetzung: „Vorrede“ an.

†††) Man vergl. z. B. die Vorreden zu Voltaires Dramen.

Preußiſche Jahrbücher. Bd. CXX. Heft 3.

auf dem Kontinent auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch, wenn sie auch immer weitere Kreise des Bürgertums ergreift. Hier zeigt der Schriftsteller all seinen Geist, seinen glänzenden Stil, gleich zu Anfang gilt es, den Leser zu gewinnen. Friedrich, als Schriftsteller der Schüler Voltaires, folgt dessen Beispiel: Mit Stolz sendet er diesem im Mai 1743 seine erste, soeben wiederentdeckte Vorrede zu.*) So werden wir von vornherein vermuten dürfen, daß in dieser und den beiden anderen von 1746 und 75 wichtige Gedanken sich finden, die für das Verständnis Friedrichs als politischer und historischer Schriftsteller von Bedeutung sind.

Drei ganz verschiedene Stücke liegen in ihnen uns vor, kein Satz der einen gleicht einem der andern. Der Charakter einer jeden ist durchaus einheitlich, alle drei können als besonders bezeichnend für eine bestimmte Summe von Anschauungen des Königs in diesen verschiedenen Perioden seines Lebens gelten. Ihre Be-

*) Später hat Voltaire auch die erste Fassung der Memoiren von 1740—42 z. T. zu sehen bekommen, obwohl ihm der König bei der Uebersendung des Avant-Propos im Mai 1743 schrieb: „le reste n'est point ostensible.“ Dem Voltaire sagt in seiner Autobiographie von 1759 (Oeuvres ed. Benchoit (1830) XL, 58): „Il (Friedr. II.) a écrit depuis (nach 1740) l'histoire de cette conquête; il me l'a montrée (gezeigt, nicht geschickt!) tout entière. Voici un des articles curieux du début (Anfang) de ces annales; j'en suis soigné de le transcrire de préférence (ganz besonders, also noch andere), comme un monument unique.“ Voltaire führt dann zwei besonders auffallende Sätze Friedrichs über die Ursachen zum ersten schlesischen Kriege an, in denen dieser mit verbitterter Offenheit seine Motive angibt, und fügt spöttisch hinzu: „C'est dommage que je lui aie fait retrancher ce passage quand je corrigeai depuis tous ses ouvrages: un avou si rare devait passer à la postérité“ etc. Die beiden Sätze Friedrichs haben sich in der Tat auch in den Petersburger Fragmenten wiedergefunden und stammen aus der ersten Redaktion von 1742/43. Wann hat Voltaire diese Redaktion zu sehen bekommen? Nur seine beiden Besuche in Berlin 30. August/12. Oktober 1743 (Strauß, Voltaire) S. 132 ff. und Juli 1750—März 1753 können in Betracht kommen. Daß ihm Friedrich 1750 ff. noch die Redaktion von 1742 vorgelegt haben sollte, ist unwahrscheinlich, da sie 1746 schon völlig umgearbeitet war; also bekam Voltaire schon im Herbst 1743 die erste Fassung der hist. de mon temps zu Gesicht. Dieser Schluß wird bestätigt durch eine eigenhändige Ueberschrift Voltaires auf einem der Petersburger Blätter: Suite des fragments des mémoires du roy de prusse septbr. 1743. (Droysen S. 30.) Da der Text zu dieser Ueberschrift sich auf das Jahr 1740 bezieht, kann Septbr. 1743 nur das Datum sein, wo Voltaire sich die betr. Stücke — wahrscheinlich teils selbst abgeschrieben hat, teils aus der Hand des Königs erhalten hat. Auch die übrigen Behauptungen Voltaires in seiner Autobiographie sind meist richtig. An den allzuoffenen Bekenntnissen des ersten Avant-Propos hatte Voltaire schon in einem Brief vom Juni 1743 (Oeuvres de Frédéric XXII, 130) Anstoß genommen; so wird er ihm geraten haben, jene gefährlichen Sätze aus dem Werte selbst zu entfernen. Vielleicht hat Voltaire wie Bodewils auch die Redaktion von 1746 zu sehen bekommen, da er zu wissen scheint, daß sich diese Sätze in der Redaktion von

deutung wird umso größer sein, da Friedrich mit ganz besonderer Vorliebe so oft der *Histoire de mon Temps* seinen Fleiß zugewandt hat.

Zweimal hat man die beiden bisher bekannten Vorreden literarisch behandelt. Ranke hat 1872 im ersten Band der „Abhandlungen und Versuche“ *) kurz auf ihre Bedeutung hingewiesen und einige der leitenden Gedanken gegeben, die zu ihrem Verständnis notwendig sind. Zwei Jahre später folgte die vortreffliche Arbeit von Wilhelm Wiegand „Die Vorreden Friedrichs des Großen zur *Histoire de mon Temps*“ **), in der im Anschluß an die 2. und 3. Vorrede Friedrich in erster Linie als Geschichtsschreiber dargestellt wird. Jetzt ist nun durch die neuen Funde das Material wesentlich erweitert worden.***)

Wir teilen zunächst mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers Herrn Professor Droysen, den ersten, soeben wiederentdeckten

46 nicht finden. Daß Voltaire aber in der Tat 1750 ff. an Friedrichs Werken stilistisch und inhaltlich nicht wenig korrigiert hat, ist jetzt aus den Faksimilia der Druckbogen zu ersehen (H. Droysen, Friedrichs Druckerei im Berliner Schloß, Hohenzollernjahrbuch 1904, S. 83 ff.). Nur eine Gedächtnisverfälschung scheint in der obigen Voltairestelle eingetreten zu sein, da Voltaire wahrscheinlich schon September 1743 und nicht erst bei der Korrektur der Werke 1750 ff. dem König riet, die allzu offenen Sätze der ersten Redaktion zu streichen. Die Voltairesche Abschrift ist nach dessen Tode nach Petersburg verkauft worden; erst eine in Upsala befindliche gekürzte Abschrift dieser Abschrift hat uns auf die Spur dieses verlorenen Friedericianischen Geschichtswerks gebracht. Die erste Fassung als Ganzes wird wohl immer verloren bleiben, da sie höchstwahrscheinlich von Friedrich etwa November 1763 eigenhändig verbrannt worden ist, (vgl. die Stelle aus den *Memoires de Catin* bei Kojer Hist. Zeitschr. 52, 405, wozu noch ein Befehl des Königs an Findenstein vom 13. September 63, Polit. Corresp. XXIII, 122: „mandez moi, si vous n'avez pas l'histoire de l'avantdernière guerre dans vos archives“ heranzuziehen ist; es ist nicht unwahrscheinlich, daß Findenstein außer der Redaktion von 1746 auch die von 1742/43 gefandt hat). Da Friedrich im Avant-Propos zur Gesch. d. siebenj. Krieges (3. März 1764) sogar die Redaktion von 1746 als „das Werk eines jungen Mannes und die Folge jener Schreibseligkeit, die in Europa eine Art epidemischer Krankheit geworden ist“, bezeichnete, ist es begreiflich, daß ihm die noch viel jugendlichere Redaktion von 1742 damals vollends mißfiel. — Dagegen läßt sich hoffen, daß sich die Petersburger Fragmente noch vermehren lassen; denn in den von Anheim gefundenen Uplalaer Fragmenten, die auf die Petersburger zurückgehen, findet sich ein auf den Breslauer Frieden bezüglicher Satz (Zorich. IX, 2 S. 168 XVII), den die bisher gefundenen Petersburger Fragmente nicht enthalten. — Vgl. die kritische Bemerkung am Schluß.

*) Werke Bd. XXIV S. 115 ff.: Ueber die erste Bearbeitung der Geschichte der Schlesienschen Kriege von König Friedrich II.

***) Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte, herausgegeben von ten Brink und Scherer Bd. V.

***) Schon Wiegand sagt S. 14 f.: „Es bleibt zu bedauern, daß der erste Entwurf der *Histoire de mon Temps* samt dem Avant-Propos . . . verloren gegangen ist. Ein Vergleich der drei Redaktionen . . . würde sehr instruktiv sein.“ Wir versuchen, diese Aufgabe zu lösen.

Avant-Propos in eigener Uebersetzung vollständig mit, geben darauf den Inhalt der zweiten und dritten Vorrede in knappem Auszug wieder, um dann vor allem auf Grund dieses Materials zu zeigen, wie sich die historischen und politischen Anschauungen Friedrichs in diesen drei Perioden seines Lebens entwickelt haben.

Der erste Avant-Propos zur Histoire de mon Temps.

„Viele haben Geschichte geschrieben, aber sehr wenige die Wahrheit gesagt; schlecht unterrichtete Schriftsteller haben Anekdoten schreiben wollen und haben solche zusammengeschmiedet, indem sie populäre Gerüchte für notorische Tatsachen hielten und dreist der Nachwelt überlieferten. Andere haben berichten wollen, was sich hundert Jahre vor ihrer Geburt zutrug, sie haben Romane verfaßt, in denen höchstens die Haupttatsachen wahrheitsgetreu berichtet wurden; sie haben (nach Belieben) die Menschen, deren Lebenslauf sie überlieferten, denken, reden und handeln lassen, und die oberflächliche Menschheit, die*) ganz dazu geschaffen ist, sich täuschen zu lassen, hat die Erdichtungen solcher Autoren als historische Wahrheiten aufgefaßt; was für Lügen! was für Irrtümer! wieviel Betrug!

Ueberzeugt, daß es nicht irgend einem Bedanten, der im Jahre 1840 zur Welt kommen mag, oder einem Benediktiner von St. Maur**) zukommt, von den Verhandlungen zu sprechen, die kürzlich in den fürstlichen Kabinetten sich vollzogen haben, noch jene gewaltigen Szenen darzustellen, die sich auf dem europäischen Kriegsschauplatz abgespielt haben, wollte ich selbst die Umwälzungen schildern, die ich habe herankommen sehen und an denen ich den größten Anteil hatte, um so mehr, als sie für mein Haus von ganz besonderem Interesse sind und man eigentlich erst von da ab (1740) die Epoche seiner Größe datieren kann.

Ich bin selbst der Ueberzeugung, daß ich der Nachwelt einen genauen, wahrheitsgetreuen Bericht der Ereignisse schulde, deren Zeuge ich war, da seit dem Umsturz des römischen Weltreiches (476) fast nichts sich ereignet hat, was mehr Aufmerksamkeit ver-

*) Im franz. Text, der, wie alle Texte Friedrichs d. Gr., mancherlei orthographische und sonstige Fehler enthält, scheint (S. 27) hinter *leger* (leicht-sinnig, oberflächlich) *qui* ausgefallen zu sein.

**) Die Benediktiner von St. Maur haben am Ende des 17. Jahrhunderts sehr verdienstliche, aber schwerfällige Geschichtswerke verfaßt, auf die Friedrich vom Standpunkt der Voltaire'schen Geschichtsanschauung aus spöttisch herabsieht.

diente, als der Krieg*), den eine mächtige, zur Zerstörung des Hauses Oesterreich vereinigte Liga hervorgebracht hat.

Originalurkunden, Briefe und Verträge werden die Thatfachen belegen, die ich berichte. Zwar will ich den Leser nicht durch weitläufige Erzählungen von kleinen Begebenheiten langweilen, aber, obwohl ich ihm stets seiner Aufmerksamkeit würdige Gegenstände darbiete, darf ich doch Anekdoten nicht übergehen, die für den Zeitgeist und jene kleinen Ursachen charakteristisch sind, die große Wirkungen hervorgebracht haben.

Da ich erst zu den folgenden Generationen rede, bin ich durch keine Rücksichten gebunden, brauche also die mir zeitgenössischen Fürsten nicht zu schonen und nichts über meine eigene Person zu verhüllen.

Ich hoffe, daß die Nachwelt, für die ich schreibe, in mir den Philosophen vom Fürsten und den Ehrenmann vom Politiker scheiden wird, ja, ich muß hier das Geständnis machen, es ist sehr schwer, einen Charakter vollkommener Ehrenhaftigkeit und Reinheit zu bewahren, wenn man in den großen politischen Wirbel Europas erst einmal hineingezogen ist; man sieht sich unaufhörlich in Gefahr, von seinen Verbündeten verraten, seinen Freunden im Stich gelassen, durch Eifersucht und Neid unterdrückt zu werden; und man sieht sich schließlich gezwungen, zwischen dem schrecklichen Entschluß zu wählen, seine Völker oder sein Wort zu opfern.

Vom kleinsten bis zum größten Staat kann man darauf rechnen, daß das Prinzip, sich zu vergrößern, das Fundamentalgeseß der Regierung ist;**) diese Leidenschaft wurzelt ebensotief in jedem Ministerium, wie das Streben nach despotischer Weltherrschaft im Vatikan.***)

Die Leidenschaften der Fürsten kennen keinen anderen Jügel, als die Grenze, wo ihre Kräfte ihre Ohnmacht erkennen.†) Das

*) Der Oesterr. Erbfolgekrieg, 1740 ff.

**) Es ist ein komischer Zufall, daß sich dieser Satz fast wörtlich bei dem — Sozialisten Broudhon wiederfindet: „Es ist abgeschwacht, über die Ursachen dieses Strebens nach Vergrößerung sich aufzuhalten, ob sie rechtlich oder unerlaubt sind . . . Diese Gemeinplätze sind das reine Geschwätz. Jeder Staat strebt zu wachsen; wachsend bedroht er die Unabhängigkeit seiner Nachbarn: das ist das Prinzip.“ *La guerre et la paix* (1860) II, 140, zitiert bei Vasson, *Prinzip und Zukunft des Völkerrechts* (1871) S. 165.

***) Diese antikerikale Aeußerung fehlt in allen späteren Fassungen.

†) Im Petersb. Text (Drohnen S. 28) steht: *le terme ou leurs forces se trouvant impuissantes . . .* Das ist nicht verständlich. Ich lese: . . . *ou leurs forces se trouvent impuissantes.*

sind die Fundamentalgesetze der europäischen Politik, vor denen jeder Politiker sich beugen muß; wenn irgend ein Fürst weniger für seine Interessen Sorge trüge, als seine Nachbarn, würden sie beständig an Kräften zunehmen, während er tugendhafter, — aber auch schwächer bliebe. Was entscheidet also über den glücklichen Ausgang in diesem Konflikt des Ehrgeizes, wo soviel Menschen mit gleichen Waffen, um sich zu vernichten, und mit gleichen Listen, um sich zu täuschen, gerüstet sind? Nichts anderes, als Scharfblick und Vorsicht, die sich auf die Kunst verstehen, die gefaßten Pläne auf mehr als einem Wege weise zur Vollendung zu führen.*)

Diese Kunst, das gestehe ich, scheint in sehr vielen Punkten der Privatmoral entgegengesetzt, aber sie widerspricht nicht der Moral der Fürsten, die durch ein geheimes Einverständnis und soviel Beispiele, die man nennen könnte, sich leider gegenseitig das Privileg gegeben haben, das Gebäude ihres Ehrgeizes um jeden Preis zu errichten, in allem den Weg einzuschlagen, den ihr Interesse erfordert, und in jenen feinen Alternativen entweder das Schwert, oder Feuer oder Intriguen, Listen und Verhandlungen anzuwenden, und sogar die gewissenhafte Einhaltung der Verträge zu vernachlässigen, die, um sie beim rechten Worte zu nennen, nichts als Eide des Betrugs**) und der Treulosigkeit sind.***)

Kein Staat, kein Königreich, keine Gesellschaft von Menschen, die republikanisch organi-

*) Vgl. Proudhon a. a. O.: „Jeder Staat, der sich bedroht fühlt, hat das Recht, . . . sich dem Wachstum (der anderen) zu widersetzen, wenn er kann: eine Frage der Umsicht und guten Gelegenheit, besonders aber der Stärke.“

**) Im Text S. 28 steht sermens de fronde: natürlich ist fraude zu lesen.

***) Vgl. zu dieser ganzen, wichtigen Stelle die nur wenig früher verfaßten Ausführungen Friedrichs in einem Briefe an Jordan vom 15. Juni 1742, Oeuvres XVII, 226 f.: „Ich antworte den Stoikern, daß sie gut tun, ihren Grundrissen zu folgen, daß aber das Fabelland mehr für diese strenge Handlungsweise geschaffen ist, als der Kontinent, den wir bewohnen, und daß, alles in allem, ein Privatmann, um ein rechtschaffener Mann zu sein, nach ganz anderen Gesichtspunkten verfahren muß, als ein Herrscher. Bei einem Privatmann handelt es sich nur um den Vorteil des eigenen Individuums, er muß ihn beständig dem Wohle der Gesellschaft opfern. Daher wird die strenge Beobachtung der Moral für ihn zu einer Pflicht, sie bildet die Regel. Es ist besser, daß ein Mensch leidet, als wenn das ganze Volk zu Grunde ginge. Ein Herrscher dagegen verfolgt den Vorteil einer großen Nation, für die Erlangung desselben zu sorgen, ist seine Pflicht; für diesen Zweck muß er sogar sich selbst opfern, umso mehr seine Verträge, wenn sie dem Wohle seiner Untertanen entgegenstehen.“ Uebrigens klingt diese Briefstelle mehr an die Fassung von 1746 (Publ. IV S. 155), als an die von 1742, 1743 an.

siert sind, deren Jahrbücher nicht politische Verträge dieser Art enthielten; Bündnisse, kaum geschlossen, so gebrochen; Friedensverträge, geschlossen, gebrochen und wieder geschlossen, mit dem Unterschied etwa, daß die Politik der schwachen Staaten ängstlicher als die der mächtigen ist, und daß Europa in unserem zivilisierten Jahrhundert vor Entrüstung erröten würde, wenn verbrecherische Mordthaten und Gefangensezungen wie im 11. und 12. Jahrhundert begangen würden. Und so muß man hoffen, daß eine noch aufgeklärtere Zeit kommen wird, wo politischer Ehrlichkeit der Ruhm zuerkannt wird, der ihr gebührt.

Ich mache mir nicht an, eine Apologie der Politik zu verfassen, welche die ständige Praxis der Nationen bis auf unsere Tage für rechtmäßig erklärt hat; ich lege nur schlicht die vermutlichen Gründe dar, die, wie mir scheint, jeden Fürsten zwingen, der Praxis zu folgen, welche Betrug und Mißbrauch der Macht gestattet; und ich sage frei heraus, daß, wenn einer anders handelte, seine Nachbarn aus seinen Rechten Vorteil ziehen würden und daß, infolge eines falschen Vorurteils und fehlerhafter Beurteilung, man der Schwäche zuschreiben würde, was bei solch einem Fürsten nur Tugend wäre.

Derartige und sehr viele andere reif erwogene*) Betrachtungen haben mich gezwungen, mich nach Fürstenbrauch zu richten; die Geschichte des Jahrhunderts liefert genügende Beispiele, um meine Haltung zu rechtfertigen, und ich wage zu behaupten, daß, wenn man alle**) die üblen Maßnahmen, die Falschheit, Doppelzüngigkeit und Treulosigkeit meiner Nachbarn einmal nachprüft, man finden wird, daß ich noch ziemlich edelmütig***) gegen sie gehandelt habe, und daß der Brauch zwar meinen Intellekt bezwungen, mein Herz aber nicht verdorben hat.

Aber nicht von mir soll ich hier sprechen; die Gegenstände, die ich der Nachwelt darstellen will, sind weit größer und fesselnder, als das, was meine Person angeht; außerdem handelt es sich hier nicht um eine moralische Abhandlung, sondern um historische Tatsachen. Da der Ruf der

*) Statt *pésées* (S. 29) wird *pesées* zu lesen sein.

**) Im Text (S. 29) steht *tout*; man wird *tous* lesen müssen.

***) „avec assez de générosité“: die Klaua des Löwen!

Fürsten nur von denen richtig geschätzt werden kann, die kein Interesse daran haben, ihnen zu schmeicheln, noch irgend welche Furcht empfinden, indem sie dieselben tabeln, beginne ich nun, der Nachwelt alle Motive meiner Handlungen darzulegen, um mich dann der Strenge ihres Urteils zu überlassen.“

Wir fügen gleich einige Bemerkungen über die erste Vorrede hinzu. Sie ist bedeutend kürzer als die zweite und dritte und lag dem König bei der Ausarbeitung der zweiten vor, wie sich leicht nachweisen läßt.*) Der Gedankengang ist im wesentlichen derselbe, wie in den späteren, doch fehlt der Ueberblick über die Geschichtsschreibung, dem wir im zweiten und besonders im dritten Avant-Propos begegnen werden, hier fast ganz, ebenso wie die große Uebersicht über die politische Lage von 1740 ff. Dagegen sind die Betrachtungen über das Verhältnis von Moral und Politik in der ersten Vorrede am ausführlichsten, wie sie überhaupt mehr einen politischen als historiographischen Charakter trägt; diese Betrachtungen werden später immer knapper: wir werden sehen, wie bei Friedrich immer mehr der Verfasser des Antimachiavell hinter dem Politiker zurücktritt. Sein geschichtliches Wissen und seine politische Erfahrung sind 1746 schon reicher geworden. Stilistisch ist, trotz ihres Schwungs, die erste Fassung am wenigsten gewandt, wie sie überhaupt, gerade in ihren rhetorisch glänzendsten Ausführungen, einen jugendlich-radikalen Eindruck macht.**)

Wir gehen nun kurz auf den Inhalt der beiden anderen ein, indem wir die entsprechenden Teile des zweiten und dritten Avant-Propos miteinander verschmelzen. „Viele haben Geschichte geschrieben, aber wenige die Wahrheit gesagt,“ mit diesen bezeichnenden Worten beginnt auch der zweite Avant-Propos. Die meisten Geschichtswerke seien so wertlos, daß man bei ihrer Lektüre keine

*) Dagegen glaube ich die Frage, ob die erste Vorrede bei der Abfassung der dritten vorlag, verneinen zu müssen, wie mir überhaupt die von A. Dove (Deutsche Gesch. 1740—45, 1883, S. 237 ff.), F. Schwill (Ueber das Verhältnis der Texte der Histoire de mon Temps, Freib. Diss. 1892), Kraheim (a. a. O. 182f.) u. a. vertretene, von Roser (Histor. Ztschr. LII, 1884, S. 385 ff.) bestrittene Ansicht einer Benutzung der Redaktion von 1742/43 bei der von 1775 durch die neuen Funde endgültig zu Gunsten Rosers entschieden zu sein scheint.

**) Wiegand hatte S. 14f. ganz richtig vermutet, daß die erste, damals verlorene Vorrede „wahrscheinlich noch frischer, flüssiger und fecker geschrieben, mit noch weniger Sorge um den korrektesten stilistischen Ausdruck gearbeitet sein würde, als die zweite“. Dasselbe gilt von allen, bisher bekannten Fragmenten der ersten Redaktion, Droysen S. 29 ff.

skleptische Aufmerksamkeit verdoppeln müsse. Nur die epochemachenden Ereignisse ständen unumstößlich fest; alles Detail sei zweifelhaft, besonders in alter Zeit. Es sei kein Wunder, daß es so wenig wirklich bedeutende Geschichtsschreiber gegeben hat, denn vier Eigenschaften müsse jeder wahre Historiker besitzen: Unbedingte Wahrheitsliebe, Unparteilichkeit, Blick für das Wesentliche und philosophische Auffassungsgabe.

Gerade dieser Umstand, daß die Geschichte so unsicher und schlecht überliefert sei, habe ihn bewogen, die seiner bedeutungsvollen Zeit zu schreiben; denn die große Zeit müsse groß dargestellt werden. Er meint offenbar, die vom Historiker geforderten Eigenschaften zu besitzen, als „Zeitgenosse und Mitspieler“ sei er berechtigt, sich an die schwere Aufgabe zu wagen. Die Nachwelt, vor allem seine Nachfolger auf dem Throne, sollten daraus seine Taten, seine Motive und die großen Umwälzungen seiner Zeit überhaupt kennen lernen, auch die Heldentaten seiner Offiziere sollten unvergessen werden. Eine der denkwürdigsten Epochen im ganzen Verlauf der Weltgeschichte beginne mit dem Tode Karls VI.; die Erwerbung Schlesiens sei für das Haus Hohenzollern von allergrößter Bedeutung. In der dritten Vorrede skizziert dann der König die Kämpfe um das Erbe des Hauses Habsburg.

Nachdem Friedrich so von den Gründen seiner Geschichtsschreibung gesprochen hat, wendet er sich ihrer Methode zu. Nichts solle vorgebracht werden, was nicht durch archivalisches Material könne bewiesen werden: Urkunden, Gesandtschaftsberichte und Briefe seien die Quellen, aus denen er schöpfe; bei allen Schilderungen von Schlachten wolle er besonders auf das sich stützen, was er selbst gesehen habe, daneben auf die Erzählung anderer Augenzeugen. Besonders soll es ihm darauf ankommen, solche Züge herauszuheben, die für die Geistesgeschichte sowohl der gesamten Menschheit wie einzelner Völker bezeichnend sind; unter großem, europäischem Gesichtspunkt will er Geschichte schreiben; nur selten sollen charakteristische Einzelheiten angeführt werden. Da er nur für die Nachwelt schreibe, brauche er keine persönlichen Rücksichten zu nehmen und könne deshalb unbedingt wahr sein. Er wolle die Fürsten so zeichnen, wie sie wirklich seien, von sich selbst nur sprechen, wenn es sich nicht umgehen lasse, mit strenger Selbstkritik; wenn ein Fürst sich nicht selber streng beurteile, werde er von der Nachwelt um so schonungs-

loser v e r urteilt werden. Der Abschnitt schließt mit dem Idealbild eines aufgeklärten Fürsten und den Pflichten, die er gegen sein Volk zu erfüllen habe.

Der Nachwelt werde einst bei der Lektüre seines Wertes auffallen, wie groß die Zahl der V e r t r a g s b r ü c h e sei, von denen darin berichtet werde. Das sei kein Wunder. Denn das Staatsinteresse müsse für den Fürsten allein die Richtschnur sein, wie es weiter in der dritten Fassung heißt. Er präzisirt darauf die Fälle genauer, in denen ein Vertragsbruch gestattet sein soll. Es sei ein gewaltiger Unterschied zwischen privater Moral und Staatsmoral. Der Privatmann müsse sich immer streng an das einmal gegebene Versprechen binden, da es höchstens für ihn allein verhängnisvoll werden könne. Ganz anders beim Fürsten, der für das Glück eines ganzen Volkes verantwortlich sei. „Also ist es besser, daß der Fürst seinen Vertrag breche, als daß das Volk zu Grunde geht.“ Natürlich könne der Fürst, wenn er z. B. durch Erschöpfung der Finanzen zum Vertragsbruch gezwungen sei, der Oeffentlichkeit nicht den wahren Grund enthüllen, da er sich nie eine solche Blöße geben dürfe. Die Klugheit verlange, daß man dem Publikum sein gewohntes vorschnelles Urtheil lasse und sich mit einer Rechtfertigung vor den unparteiischen Augen der Nachwelt begnüge.

Daran knüpft Friedrich einige bedeutame Reflexionen, die ihm bei Betrachtung der in seinem Werke geschilderten denkwürdigen Ereignisse gekommen seien. Er findet, daß in den größeren Staaten häufiger Störungen eintreten als in kleineren und doch die große Staatsmaschine gerade in Folge ihrer Größe ruhig weiter arbeite; doch könnten gut regierte kleine Staaten sich gegen schlecht regierte große wohl behaupten. Kriege, bei denen der eine Kämpfer allzuweit in das Land des Feindes eindringe, liefen stets für den Angreifer unglücklich ab: Ueberhaupt seien Defensivkriege den Offensivkriegen vorzuziehen, da man die allgemeine Beobachtung machen könne, daß der Mensch im Kampfe um Haus und Herd am tapfersten sei. Für unsere Gegenwart recht interessant sind die Worte: „Ich bemerke auch mit Ueberraschung, wie alle jene R ü s t u n g e n zur See mehr äußerer Prunk als wirkliche Waffen sind und, statt den Handel zu schützen, seinen Verfall nicht hindern“, eine natürlich auch für jene Zeit falsche Behauptung, da er die inneren Gründe für den Sturz von Spanien und Holland, die er im Auge hat, nicht bedenkt; hätte ihn Englands Geschichte

doch genau das Gegenteil lehren können.*) Noch einmal hebt er die Größe des welthistorischen Kampfes hervor und deutet einige der Hauptmomente an. „Die Wucht der Ereignisse nimmt dem Krieg seinen ursprünglichen Charakter, die Wirkungen halten an, obgleich die Ursache, die den Anstoß gab, aufgehört hat. Das Glück schwankt, wendet sich reizend schnell vom einen zum andern, Ehrgeiz und Rachbegier nähren das Kriegsfeuer und unterhalten es.“ Man fühlt seine mächtige Erregung bei der Betrachtung des gewaltigen Ringens deutlich heraus. Das Beklagenswerte bei all dem sei, daß Menschenblut unnütz in Strömen vergossen werde, die Vorteile seien am Ende gering, ein Streifen Land, zwei, drei feste Plätze, und furchtbar die Opfer. Alle Kriege zögen sich lange Zeit hin, da die Kräfte fast überall gleich seien; jede Ungleichheit werde durch Bündnisse ausgeglichen. Und nun folgt zum Schluß die denkwürdige Mahnung an die Fürsten, mäßig zu sein, Mitleid zu haben mit den Leiden der Völker. Wir sprechen unten genauer davon. Kein Mensch sei sicher vor dem Wechsel des Glücks, darum sollten sie ihrer Leidenschaft Einhalt tun, den Ehrgeiz ablegen und der Stimme der Vernunft nachgeben. Den rechten Augenblick abzupassen, die Kräfte ruhig abzuwägen, sei der wichtigste Grundsatz jeder weisen Politik: Also dieselbe Lehre, die wir in seinen politischen Testamenten finden, Ausnutzen der Gelegenheit, der Konjunkturen. Die Geschichte solle eine Lehrmeisterin der Fürsten sein, sie erziehe zur Tugend: „Ehrgeiz bringt Tyrannen hervor, Mäßigung — Philosophen!“

Wir wenden uns der Betrachtung der Unterschiede der drei Vorreden zu, um zu zeigen, wie sich die Persönlichkeit und die Anschauungen Friedrichs entwickelt haben. Wir fassen dabei in der Regel den ersten und zweiten Avant-Propos zusammen, da sie zeitlich so nahe bei einander liegen. Gleich beim ersten Lesen machen die drei einen ganz verschiedenen Eindruck auf uns; die beiden ersten sind, trotz mancher Mängel, weit glänzender geschrieben als die dritte, sie reißen uns fort und begeistern uns: es ist das ungefüme Blut der Jugend, das in ihnen kocht, Empfindung, sittliche Ideale, begeistertester Schwung fast überall; erst allmählich bemerken wir die Mängel, finden manche gewagte Behauptung, die, genial hingeworfen, einer kritischen Prüfung nicht standhalten kann.

*) Ueber Friedrichs Anschauungen bezüglich einer Marine für Preußen vergl. Rojer, Friedr. d. Gr. II, 511 f. (Oeuvres de Frédéric IX, 189 f. (Exposé du Gouvernement Prussien)).

In der dritten Vorrede dagegen wiegt der Verstand vor, sie erscheint uns anfangs trocken, farblos, mit Wissen überladen, selten bricht ein wärmerer Ton einmal durch. Aber bei ihr geht es uns umgekehrt wie bei den ersten: die klare, besonnene Ruhe des Alters, die reife Erfahrung, das logisch scharfe Denken und die gewaltige Energie dieser gedrunghenen Sätze zwingen zur Bewunderung: alles durchdacht, wohlüberlegt, alles mit Maß, nirgends zuviel. Auch auf Friedrich könnte man die Worte anwenden, die einmal von Goethe gesagt sind:

„Auf Sturm und Drang und heiße Glut
Folgt klare, tiefe Ruh.“

So hat jedes der Stücke seine eigentümlichen Vorzüge, für alle drei gilt, was Ranke von den beiden letzten bemerkt: „sie entsprechen den Jahren, in denen sie entstanden“, *) „sind wichtige Dokumente für die Entwicklung des großen Mannes, von dem sie herrühren. Sie tragen allenthalben, in dem, worin sie übereinstimmen, sowie in dem, was eine jede Besonderes hat, das Gepräge seines Genius“.

Wie könnte es anders sein, als daß eine gewaltige Veränderung auch mit diesem Manne in dem langen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren vor sich gegangen ist? 1742, 1775: welche Ereignisse zwischen diesen Jahren! Es ist die harte, eiserne Schule des zweiten schlesischen und vor allem des siebenjährigen Krieges, durch die er hindurchgegangen ist, seelisch und körperlich eine Anstrengung ohne Gleichen. Jahrelang die beständige Angst, schließlich doch noch der Uebermacht der Feinde erliegen zu müssen, der Gedanke, daß sein Haus, für das, nach seinen eigenen Worten im ersten Avant-Propos, mit der Erwerbung Schlesiens „die Epoche seiner Größe“ begonnen haben sollte, wieder von der Höhe vielleicht zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden könnte: All das mußte selbst in einer Natur von so eiserner Zähigkeit die tiefgreifendsten Veränderungen hervorbringen. Er hat es selber klagend ausgesprochen, daß er ein alter Mann geworden sei. Alle die Freunde der Jugend, die auch ihn einst für die Gedanken der Aufklärung begeistert hatten, waren 1775 schon lange dahingeschieden, einsam saß er in Sanssouci und bewältigte Tag für Tag die immer schwerer werdende Last der Regierungsgeschäfte. Wohl hatte er wenige Jahre zuvor ein lange erstrebtes Ziel endlich erreicht, dessen Erlangung er noch in seinem politischen Testament von 1752

*) Ranke, a. a. O. S. 119, 135.

als „politische Träumerei“ bezeichnet hatte*), Westpreußen war sein; aber damit war auch die Arbeitslast wieder gewachsen, unendlich viel war hier zu tun, um die polnische Wirtschaft zu beseitigen. So hatte er keine Zeit und wenig Sinn mehr für die überschwänglichen Ideale der Aufklärung, wie sie im ersten und besonders im zweiten Avant-Propos uns entgegentreten: Geblieben war der Herrscher, der Staatsmann, der absolute Monarch, der für sein Haus, seinen Staat, sein Volk arbeitet. Und während so in der ersten Vorrede der König und der Schriftsteller der Aufklärung noch wie zwei getrennte Wesen nebeneinander stehen, ist es in der dritten vor allem der König, der Staatsmann, der da spricht.

In der zweiten schreibt er voll wirklichen Mitgefühls und durchdrungen vom Humanitätsgedanken der Aufklärung: „doch am entsetzlichsten ist das furchtbare Blutvergießen, man könnte meinen, die Könige hätten beschlossen, die Erde zu entvölkern Wenn man . . . bedenkt . . . , wie das Volk mit Auflagen belastet werden mußte, . . . und vor allem, daß mit dem Blut von soviel Tausenden von Menschen diese Eroberungen erkauft sind, wer sollte da völlig ungerührt bleiben bei dem Anblick von so viel Unglücklichen, welche die Opfer jenes unseligen Streites sind? Und wenn man schon durch das Unglück eines einzelnen sich rühren läßt, oder durch das jammervolle Geschick, das eine ganze Familie ins Elend stürzt, um wie viel mehr sollte man es nicht werden beim Anblick der Niederlagen der blühendsten Reiche und der mächtigsten Monarchien Europas? Könige, Fürsten, Souveräne der Zukunft, die Fabel vom Ikarus, die uns die Bestrafung des Ehrgeizigen schildert, veranlasse Euch, unablässig Euren unerfättlichen, flammenden Ehrgeiz zu unterdrücken!“**) In der letzten Fassung dagegen heißt es: „das Bedauernswerte an dieser Politik ist, daß sie mit dem Leben der Menschen spielt und daß menschliches Blut unnütz in Menge vergossen wird. Wenn man noch durch den Krieg dazu gelangen könnte, die Grenzen sicher zu bestimmen und jenes Gleichgewicht zu behaupten, das unter den Fürsten Europas so notwendig ist: dann könnte man die, welche zu Grunde gegangen, als Märtyrer

*) „Rèverie politique“. Vgl. Max Lehmann, Friedrich d. Gr. und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges (1894) S. 62, 94. Otto Hinke, Das politische Testament Friedrichs d. Gr. von 1752, Berl. Universitätsrede 1904 S. 11.

***) Auch in der Redaktion von 1746 selbst sagt Friedrich: „on ne se répent jamais d'éviter la guerre, et ceux qui la cherchent en ont souvent de remords pour la vie.“ Publ. IV, 279.

für die Ruhe und Sicherheit der Gesamtheit betrachten. Die Erfolge wiegen im besten Falle doch keineswegs die Verluste auf. Jeder fühlende Mensch, der diese Dinge mit kaltem Blut betrachtet, muß von all dem Unglück bewegt werden, das die Staatsmänner den Völkern zufügen, weil sie darüber nicht nachdenken oder wohl von ihren Leidenschaften sich fortreißen lassen.“ Der Unterschied tritt deutlich hervor. Dort der Mensch, den des Glends jammert, hier der König, der Politiker, der Nutzen und Schaden sorgsam abwägt. Und so ist es in allem. Pathetisch, leidenschaftlich, subjektiv in der Jugend, im Alter ohne den rhetorischen Schwung, ruhiger, durchsichtiger, objektiver; er ist gerechter, kälter, härter geworden. *) Das Tatsächliche und Sachliche tritt stark hervor, das Persönliche allmählich immer mehr zurück, **) Friedrich denkt schärfer im dritten Avant-Propos, denkt systematischer, überlegt die einzelnen Möglichkeiten und tut die ganze Sache nicht gleich in Haufsch und Bogen ab.

Sein Wissen ist reicher, er ist kritischer geworden, wir bemerken einen Zug des gewissenhaften Alters, das jede Behauptung genau prüft, womöglich durch Beispiele zu belegen sucht. Gleich zu Beginn des zweiten Avant-Propos findet sich, als Einzelbeleg zu den noch mehr wegwerfenden Ausführungen des ersten, die fast hingeworfene Behauptung: „Außer Herrn von Thou — um 1600 —, Rapin de Thonras — um 1700 — und zwei oder drei anderen besitzen wir nur schwache Geschichtschreiber.“ Erst bei der letzten Uebersetzung fällt ihm ein, daß er dabei die gesamte antike Geschichtschreibung vergessen habe, und nun gibt er als Einleitung einen Ueberblick über die nach seiner Meinung wirklich wertvolle Historiographie seit Thuchydes und Xenophon, wobei man ihm

*) Vortrefflich charakterisiert Posner Publ. IV, 148 die Unterschiede der Redaktionen von 1746 und 75: „So macht nun die Emphaze kühlerer Betrachtung Platz, an die Stelle des drastischen, nicht immer auf grammatische oder logische Richtigkeit angelegenen Wortes tritt der nach Zusammenhang und Wirkung klug berechnete Ausdruck, und an die Stelle endlich des fetten und breiten Spottes der lausische, epigrammatisch-zugespitzte Sarcasmus.“

**) Mit jugendlicher Offenheit sagt Friedrich in der ersten Redaction von seinen Motiven zum Beginne des ersten schlesischen Krieges: „Ehrgeiz, Interesse, der Wunsch von mir reden zu machen, trugen (über alle Bedenken) den Sieg davon und der Krieg wurde beschlossen.“ Drohsen, Programm S. 30. Das ist einer der beiden Sätze, die sich Voltaire notierte, „um zu zeigen, worauf fast alle Kriege begründet sind“ (Oeuvres de Volt. XL, 58). Dieser Satz fehlt in allen späteren Fassungen der H. d. m. T., wo immer mehr die sachlichen Interessen des Staates bei Begründung der Eroberung Schlesiens in den Vordergrund treten.

besonnenes Urteil wird zusprechen müssen, wenn man die kritische Methode der Zeit und die Anschauungen der Aufklärung im Auge hat.

Selbst in einzelnen Ausdrücken der dritten Vorrede zeigt sich der gereifte Mann der Erfahrung und der Realist, wie er uns hier entgegentritt: „ruhige Ueberlegung“, „Konsequenz“, „Geduld“, „kluge Berechnung“, merkwürdigerweise erst hier auch das Wort „Bemunft“ kehren häufig wieder.

Mit vollem Recht sagt Wiegand in der oben angeführten Schrift: „Mit Friedrich II. bestieg der Gedanke der Aufklärung den Thron.“*) Als Schriftsteller wie als Herrscher ist er durchdrungen von diesen Ideen. Hat er doch die französische Bildung, die Bildung der Welt, begierig in sich aufgenommen, in heißem Kampf gegen den Vater behauptet; so müssen wir nach seiner gesamten geistigen Entwicklung erwarten, auch hier diese Gedanken zu finden. Fällt uns doch gleich bei der ersten Lektüre der unverkennbar starke Einfluß Voltaires auf: einzelne Sätze der ersten und zweiten Vorrede erinnern sofort an die berühmte Einleitung zum *Siècle de Louis XIV.****) Ich wies schon darauf hin, daß die Anschauungen der Aufklärung vor allem in den beiden ersten Vorreden sich finden und zwar besonders die Ideale, die aus dem Gefühl hervorgehen: „Jugend“, „Humanität“, in der letzten mehr die des Verstandes, vor allem: „Bemunft“. Ueberall zeigt sich das Zeitalter der Humanität, Kritik, Philosophie. Der Stolz auf die eigene erleuchtete Zeit und der Glaube an stetigen kulturellen Fortschritt treten besonders in der ersten Vorrede hervor. Gleich zu Anfang der zweiten fordert Friedrich, daß der Geschichtschreiber seinen Stoff mit philosophischem Blick eingehend betrachte. In bezug auf die Fülle der wertlosen historischen Werke heißt es: „Man muß seine skeptische Aufmerksamkeit verdoppeln, wenn man sie liest“. Auf den Humanitätsgedanken, wie er sich in der Klage über die vielen Menschenleben zeigt, die jeder Krieg dahinraffe, wurde schon hingewiesen. Auch dies ist eine Zeit, in welcher der Gedanke des Weltfriedens, den freilich Friedrich

*) A. a. D. S. 33.

**) Friedrich kannte es schon lange vor der Veröffentlichung 1751. Bereits am 3. Februar 1742 schreibt er an Voltaire: „Ich lese jetzt, oder vielmehr ich verchlinge Ihr *Siècle de Louis le Grand*“. *Oeuvres de Frédéric*. XXII, 84. So war es eine Art von Gegengabe, wenn Voltaire von Friedrich auch in dessen ungedruckte „Memoiren“ Einblick gestattet wurde.

beißend verspottete, weitverbreitet war und in vielgelesenen Schriften mit Nachdruck verfochten wurde;*) ist er doch im Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit immer wieder aufgetaucht.

Jrgend etwas, was sich auf Religion bezöge, findet sich nirgends in den drei Avant-Propos; indem Friedrich die Ereignisse aufzählt, welche in der Weltgeschichte epochemachend gewesen seien, nennt er vielmehr die Reformation nicht, für sie hatte er als Denker der Aufklärung kein Verständnis, er sieht nur den äußeren Glanz der Regierung Karls V. und benennt danach den gesamten Zeitraum.**) Wohl aber sind an die Stelle jedes positiven Glaubens die abstrakten Begriffe getreten, welche man als „Religion der Aufklärung“ bezeichnen könnte: Schicksal, Verhängnis, Vernunft, Gerechtigkeit, Tugend. Selbst die natürlichsten Triebe des Menschen, wie den Selbsterhaltungstrieb, sucht Friedrich durch sie zu erklären. Wo er z. B. die Beobachtung macht, daß der Mensch im Kampf um Haus und Herd am tapfersten sei, fügt er hinzu: „Sollte das nicht aus einem für den Menschen natürlichen Grunde entspringen, nämlich dem, daß es gerecht ist, sich zu verteidigen und nicht gerecht, den Nachbar anzugreifen?“ Wiederholt findet sich im ersten und zweiten Avant-Propos das Schlagwort Voltaires, das der Aufklärung, la vertu, die Tugend, „wenn wir die Tugend lieben, . . . muß uns das genügen“ und ganz am Schluß: „die Geschichte der Begier erzieht zur Tugend“. Immer wieder tritt bei dem alten König seine Abneigung gegen die Leidenschaften hervor, sie sind die geborenen Feinde des Menschen, dessen Ziel es sein müsse, sich von ihnen zu befreien und immer mehr ein vernünftiges Wesen zu werden. Alles Wunderbare, Romantische ist ihm verhaßt, aufs schärfste tritt auch bei ihm die Abneigung der Aufklärung gegen das finstere Mittelalter hervor, das auch Friedrich als „barbarisch“ bezeichnet; ganz dieselbe Auffassung, die wir später noch gelegentlich bei liberalen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts als Erbe der Aufklärung wiederfinden. Dagegen das Altertum erschien dem 18. Jahrhundert als eine

*) Abbé de Saint-Pierre († 1743): *Projet de paix perpétuelle* 1713
Zur Kritik der Idee vom ewigen Frieden vgl. Laffon, *Prinzip und Zukunft des Völkerrechts* S. 22 ff., 144 ff. Ueber Friedrichs Polemik gegen St. Pierre Roser I, 177.

***) Im Text des Werkes (1746) selbst heißt es: „Die Religion; die einstmal der heilige Vorwand für soviel blutige Kriege war, ist stumm gegenwärtig . . . und diese Laubheit des religiösen Eifers läßt sich als die ausgezeichnetste Günst der Vorsehung betrachten.“ Denn er haßt, wie jene Zeit, die Religionskriege. Publ. IV, 186.

Zeit klassischer Ruhe und Erhabenheit, die deshalb für jene Verstandesmenschen doppelt anziehend war; neben den französischen, die Friedrich am höchsten schätzt, sind es fast ausschließlich antike Bildungselemente, die bei ihm sich finden,*) der auch von größter Verehrung für das Altertum erfüllt war.**) Auch die Abneigung gegen alle P e d a n t e r i e in der literarischen Arbeit gehört durchaus in die französische Aufklärung hinein: die großen Gesichtspunkte und Zusammenhänge gilt es zu erfassen, was sollen uns die kleinen Einzelheiten? Strebt doch immer der Verstand nach Anschauung des Ganzen, während die Empfindung das Einzelne erfäßt.

Noch eins muß man als besonders bezeichnend herausheben: wie Friedrich von der M a s s e spricht. Es schaut ja die gesamte Geistesaristokratie der Aufklärung mit Verachtung auf den dummen Pöbel herab, über den sie, die erleuchteten Geister, unendlich hoch erhaben seien. Fast könnte man sagen, ein Widerspruch. Sie arbeiten für die Masse, werfen ihre Gedanken blendend hinein und gewinnen immer weitere Kreise dafür, und doch eine Ueberhebung ohne Gleichen. Auch Friedrich sagt:***) „die Menschen sind schafsmäßig dumm, sie folgen blind dem, der sie leitet; wenn ein geistvoller Mensch nur den Mund aufstut, so genügt das, damit tausend Narren ihm nachbeten.“ Gewiß liegt da manches Körnlein Wahrheit drin, aber bezeichnend ist es doch, wie für die Zeit überhaupt, so für die Menschenverachtung, die den König nach den harten Erfahrungen seiner Jugend, wie so manchen anderen großen Mann, schon früh erfüllte.

Wir wollen nun zeigen, wie diese Anschauungen der Aufklärung Friedrich als Staatsmann und Geschichtschreiber beeinflusst haben. Zunächst muß aber betont werden, daß wir uns hüten müssen, einzelne dieser Anschauungen der Aufklärung in Friedrichs Munde für Phrasen zu halten, an die der große Realist selber nicht geglaubt habe. Wie der Zwiespalt in den Anschauungen des jungen Königs zu erklären ist, wird noch zu zeigen sein.

*) „Wir wissen, daß während seines ganzen Lebens die Werke der klassischen Geschichtschreiber des Altertums seine unzertrennlichen Gesellschafter im Feldlager und im Kabinette waren“. Fr. Wilken, Friedrich II. als Geschichtschreiber (1835) S. 17.

***) „Vielleicht werde ich die Verlorenen eines Tages wiedersehen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich dann die großen Männer des Altertums erblicken könnte.“ Zitiert bei Ranke, Preuß. Gesch. III, 470.

***) Schon in der Vorrede von 1746 (Publicationen IV, 156); später wuchs seine Menschenverachtung noch.

Auch in diesen Vorreden leuchtet das Ideal des aufgeklärten Herrschers hindurch, von dem Friedrich im Antimachiavell 1789 ein so begeistertes Bild entworfen hatte. Natürlich in der zweiten Vorrede mit helleren Farben als in der dritten; bezeichnend ist, daß der junge Friedrich mehr persönlich vom Volk, der gereifte meist vom Staat, vom Vaterland spricht. „Wenn unsere Absichten rein sind, . . . und wenn wir überzeugt sind, daß wir unseren Völkern alles Gute getan haben, das wir ihnen tun konnten, so muß uns das genügen.“ „Unser Beruf ist, über dem Glück unserer Völker zu wachen.“ „So opfert der Fürst sich für das Wohl seiner Untertanen.“ Dann in der dritten: „das Staatsinteresse ist das Gesetz des Fürsten und darf nimmer verletzt werden“. „Das Staatsinteresse muß die Richtschnur der Fürsten sein.“ „Das wahre Verdienst eines guten Fürsten ist selbstlose Hingabe an das Wohl der Gesamtheit, Liebe zum Vaterlande und zum Ruhme.“*) So wird hier die Pflicht des Fürsten betont, ganz anders als in Frankreich, wo man seit langer Zeit — bis zur Revolution — immer nur von seinen Rechten sprach.

Allgemeine theoretische Betrachtungen über den Staat des aufgeklärten Fürsten finden sich in den drei Vorreden nicht. Nur gegen Ende der beiden letzten, wo Friedrich einige allgemeine politische Betrachtungen anstellt, spricht er über große und kleine Staaten in folgender Weise: „Ich sehe zunächst, daß kleine Staaten sich gegen die größten Monarchien behaupten können, da diese Staaten Fleiß und viel Ordnung in ihren Geschäften haben. Ich finde, daß die großen Reiche nur durch Mißbräuche sich vorwärts bewegen, daß sie von Unordnung erfüllt sind und sich nur durch ihre gewaltigen Hilfsquellen und die innere Kraft ihrer Masse aufrechterhalten.“**) Daß er dabei an sein

*) „Ich habe ein Volk“, ruft er einmal aus, „das ich liebe, ich muß die Last tragen, welche auf mir liegt, ich muß an meiner Stelle bleiben.“ Zitiert bei Ranke, Preuß. Gesch. III, 475.

**) Dieser Satz mag vielleicht dazu dienen, das Exposé du Gouvernement Prussien bestimmt zu datieren. Er findet sich nämlich im Exposé fast wörtlich wieder. Hier heißt es (Oeuvres IX, 191): „Les grandes monarchies vont malgré les abus, et se soutiennent par leur poids et leur force intrinsèque“, im dritten Avant-Propos (Oeuvres II p. XXVIII) ist der franz. Wortlaut: „Les grands empires ne vont que par des abus . . . et se soutiennent par leurs vastes ressources et par la force intrinsèque de leur masse.“ Nun findet sich öfters bei Friedrich in zeitlich sehr nahe zusammenliegenden Schriften derselbe Gedanke in ganz ähnlicher Formulierung. Die Redaktion von 1775 war schon am 20. Juli des Jahres abgeschlossen; sollte daher nicht das Exposé noch ins Jahr 1775 zu setzen sein? Dieser gibt 1777 an (II, 512), Preuß (Oeuvres IX p. XVII) schwankt zwischen 1775 u. 76.

Preußen und dessen Gegner im Siebenjährigen Kriege denkt, leuchtet ein. Der zweite Satz ist natürlich übertrieben, viel richtiger lautet er in der zweiten Fassung: „Ich finde, daß in den mächtigsten Staaten häufiger Störungen eintreten, als in den kleinen, und doch arbeitet die Maschine in Folge ihrer Größe ruhig weiter und man bemerkt gar nichts von dieser Unordnung im Innern.“ Auch die im 18. Jahrhundert entstandene Lehre vom politischen Gleichgewicht in Europa findet sich in der letzten Fassung gelegentlich angedeutet.

Wie spricht nun Friedrich von den beiden Grundpfeilern des modernen Staates, den Werkzeugen, mit deren Hilfe er geschaffen wurde, vom Heer und vom Beamtentum? Seinen Offizieren fühlt er sich zu höchstem Dank verpflichtet, überschwänglich spricht er in der zweiten Fassung es aus: „Ich will nicht den unsterblichen Ruhm verschweigen, den so viele meiner Offiziere sich erworben haben: ich widme ihnen diesen schwachen Versuch als ein Denkmal meiner Dankbarkeit.“ In der letzten Vorrede heißt es ruhiger, man solle in seinem Werke von den schönen Handlungen seiner Offiziere erfahren können, „durch die sie sich mit vollem Recht Unsterblichkeit erworben haben“. Also beide Male wird nur vom Offizierkorps gesprochen, das Heer nicht erwähnt: es erscheint ihm, trotz mancher dankbaren Aeußerung in jüngeren Jahren, als unselbständiges Werkzeug, für das Tapferkeit selbstverständlich sei: das Verdienst ruht vor allem bei den Führern.*) Also nur selbständiger Tätigkeit zollt Friedrich Anerkennung; sie wird ja im Kriege durch seine Offiziere wirklich geübt, wo der roi-connétable nicht alles überwachen kann und der Tüchtigkeit des Einzelnen viel überlassen bleibt. — Anders steht er der Verwaltung, dem Beamtentum gegenüber. Hier ist nach seiner Meinung kein selbständiges Leben, er selbst bezeichnet den Staat als eine „Maschine“: der Fürst setzt sie in Gang, dann läuft sie von selbst; es kommt nur darauf an, daß sie gut geleitet wird. Schon im Antimacchabell hatte Friedrich erklärt: „Die Minister sind nur Werkzeuge (des outils) in den Händen eines weisen und geschickten Meisters.“**) So tut er auch hier, in allen Avant-Propos, des inneren staatlichen Lebens und seines Trägers, des Beamtentums, mit keinem

*) In den meisten Fällen, wo Friedrich der Armeen seinen Dank ausdrückt, würdigt er die Offiziere, ohne das Heer zu erwähnen. Ueber sein Verhältnis zur Armeen vgl. Koser I, 543, 636f., II, 509f., 685.

**) Oeuvres VIII, 272 (Réfutation).

Worte Erwähnung: in fast allen seinen historischen Schriften tritt es ganz zurück.“*) Nur die Bedeutung der Finanzen, die gleichsam der „Puls des Staates“ seien, sich, wie es an anderer Stelle heißt, mit den Nerven des menschlichen Körpers vergleichen ließen, für alle Politik wird in der dritten Vorrede, wie auch sonst vor allem in den späteren Schriften, wiederholt stark betont.

Wie sich die Anschauungen Friedrichs über Staatspraxis, Staatsraison, entwickelt haben, läßt sich am besten an seinen Ausführungen über Vertragsbruch verfolgen. In der ersten Fassung, die am radikalsten ist, heißt es geradezu: Verträge sind in Wahrheit „Eide des Betrugs und der Treulosigkeit“.**) Die Geschichte aller Staaten enthalte Fälle von rücksichtslosem Vertragsbruch, je mächtiger ein Staat sei, um so weniger sei er an Verträge gebunden. Schon Voltaire hat an diesen radikalen Anschauungen der ihm übersandten Vorrede Anstoß genommen; er schrieb Friedrich im Juni 1743: „Sie lassen zu sehr zwischen den Zeilen lesen, daß Sie den Geist der Moral gegenüber dem Geist der Eroberung vernachlässigt haben.“***) Das Entscheidende ist aber auch schon in der ersten Vorrede das Interesse von Volk und Staat, obwohl hier als Träger der Politik die Fürsten im Vordergrund stehen: „man sieht sich schließlich gezwungen, zwischen dem schrecklichen Entschluß zu wählen, seine Völker oder sein Wort zu opfern.“ Dieser Gedanke, der schon in dem oben erwähnten Brief an Jordan vom 15. Juni 1742 ausgesprochen war,†) kehrt auch in den beiden späteren Vorreden wieder: „Es ist also besser, daß der Herrscher seinen Vertrag breche, ehe denn das Volk zu Grunde geht“††), und endlich 1775: „Es läuft also auf folgende Frage hinaus: ist es besser, daß das Volk zu Grunde geht oder daß der Fürst seinen

*) So hat auch Friedrich über die Friedensperiode von 1745—56, wo er die Tätigkeit seines Beamtenums hätte schildern müssen, kein Geschichtswert geschrieben. Ueber sein Verhältnis zum Beamtentum vgl. Koser I, 315ff., II, 637 ff. Auch am Schluß des Exposé du Gouvernement Prussien, wo Friedrich die Hauptkräfte des Staates aufzählt, wird das Beamtentum nicht erwähnt. Es heißt da: „Il est evident, . . . que la politique (auswärtige Politik), le militaire et les finances sont des branches si étroitement liées ensemble, qu'elles ne sauraient être séparées. Il faut les mener de front, et de leur combinaison, assujettie aux règles de la bonne politique, résultent les plus grands avantages pour les États.“ Oeuvres IX, 190.

**) Vgl. Koser II, 627: „Friedrich hat die Eide der Minister als gleichwertig mit den Eiden der Liebenden erklärt.“

***) Oeuvres de Frédéric XXII, 130.

†) Oeuvres XVII, 227: „Il vaut mieux qu'un homme souffre que si tout le peuple périssait.“

††) 1746: Publ. IV, 155.

Vertrag bricht?“*) Das Gemeinwohl des Volkes bleibt ihm während seiner gesamten Regierung, wie schon im Antimacchiavell, die letzte Richtschnur des Fürsten.

Aber Friedrich ist doch in der Gesamtformulierung bei der Besprechung dieser heiklen Frage des Vertragsbruchs immer vorsichtiger geworden, und es will uns scheinen, als ob bei ihm Theorie und Praxis sich auch in diesem Punkt parallel entwickelt hätten. Die radikalen Anschauungen des ersten Avant-Propos sind durchaus dieselbe Lehre in der Theorie, die Friedrich kurz vorher praktisch befolgt hat, was er dann nach Kosers Ansicht hat bitter bereuen müssen; man denke an den Vertrag von Klein-Schnellendorf (Oktober 1741), wo Friedrich ohne jeden berechtigten Grund sein Bündnis mit Frankreich bricht und mit den Oesterreichern einen Waffenstillstand schließt — und bald darauf wieder bricht — der ihm Niederschlesien und Neiße in die Hände giebt.**)

*) Oeuvres II p. XXVII.

**) Vgl. Koser, Friedrich d. Gr. I, 144—153, 616. Ähnlich wie Koser urteilt auch Wiegand, Friedr. d. Gr. (1902) p. 41 f. Kaum ein Urteil fällt Ranke, Preuß. Gesch. II, 343 f.: „Die Schnellendorfer Abrede kann als ein, soll man sagen glücklich gefundener oder mehr in dem Konflikt der Dinge hervorgetriebener erster Moment des Einverständnisses betrachtet werden, der aber weder auf der einen noch auf der anderen Seite mit ernstlichem Eifer ergriffen und ausgebildet wurde, und flüchtig vorüberging.“ Zur neuesten Lit. vgl. Georg Sepsner, Sachsen und Preußen 1741, zugleich ein Beitrag für Kleinschnellendorf, Berl. Diss. 1904. Er versucht den Nachweis, daß Friedrichs Stellung zu Sachsen für den Abschluß der Konvention maßgebend gewesen sei. Sepsner hat eine Hauptquelle, die Redaktion der H. d. m. T. von 1746, nicht in Betracht gezogen (Publ. IV, 237 ff.). Hier erklärt Friedrich selbst, viel bestimmter, als in der letzten Redaktion, daß die Rücksicht auf Sachsen für ihn ein Grund gewesen sei (aber natürlich nicht der einzige, wie man nach Sepsner (S. 12, 46) annehmen könnte): „D'ailleurs la haine et la jalousie que la maison de Saxe a eue de tout temps contre la maison de Brandebourg faisaient craindre que par l'accroissement de sa puissance cette rivalité ne devint dangereuse à la Prusse, il ne fallait donc point travailler à l'agrandir, il ne fallait donc point faire la guerre pour lui procurer la Haute-Silésie et la Moravie“ (p. 240). Also wieder ist Friedrichs eigene Darstellung durch genauere Detailforschung bestätigt worden. — Wie hoch der Fehler von Kleinschnellendorf einzuschätzen ist, wird sich schwer bestimmen lassen; vor allem müßte die Wirkung der Konvention auf die bairische und französische Politik und Kriegsführung noch genauer untersucht werden, um zu bestimmen, ob Oesterreich ohne die Konvention seinen Gegnern völlig erlegen wäre; Prag hat es ja im November auch so verloren. Mir scheint, der Hauptnachteil der Konvention lag für Friedrich auf moralischem Gebiet; man traute ihm nicht mehr, er verlor an Blindsichtfähigkeit; der doppelte Frontwechsel innerhalb wenig mehr als zwei Monaten und die Scheinbelagerung von Neiße, eine der größten Komödien der Weltgeschichte, mußte ihn moralisch in Mißkredit bringen; für seine spätere Stellung Frankreich gegenüber scheint ihm aber der Breslauer Separatfriede (1742), wo er ja auch seine Verbündeten im Stich läßt (vgl. Koser I, 170—183), noch mehr geschadet zu haben, als die Kleinschnellendorfer Konvention.

Wie strupellos die politischen Anschauungen des jungen Friedrich waren, zeigt am besten ein Satz der Redaktion von 1746, den er in der Fassung von 1775 beseitigte und den er selbst für einen seiner geheimsten Gedanken beim Abschluß der Konvention erklärt; es war strengstes Geheimnis zu einer Hauptbedingung des Vertrages gemacht worden, und Friedrich schreibt*): „Ich willigte in diesen Waffenstillstand ein, indem ich von vornherein vorausah, daß die Indiskretion der österreichischen Gesandten mir einen rechtmäßigen Vorwand (un prétexte légitime!) liefern würde, um diese Waffenruhe zu brechen, wenn ich es angemessen fände.“ Auch wenn man nicht annimmt, daß die Kündigung von vornherein beschlossene Sache, die Verletzung des Geheimnisses der wirkliche Grund der schließlichen Absage war**), wird man doch Friedrichs damalige Diplomatie für ungemein verschlagen erklären müssen. Er hat offenbar selbst bei der Erinnerung an Kleinschnellendorf kein gutes Gewissen gehabt und erklärt ausdrücklich, daß er sich „rechtfertigen“ müsse***); fast nur an den Stellen seiner Werke und Korrespondenz, die mit Kleinschnellendorf und dem Breslauer Frieden im Zusammenhang stehen, hat Friedrich die Frage der Zulässigkeit des Vertragsbruchs genauer erörtert.

Auch in der zweiten Vorrede von 1746 sind die betreffenden Ausführungen Friedrichs noch sehr allgemein gefaßt: „Wenn unsere Interessen wechseln, muß man mit ihnen wechseln.“ Doch begründet er sie hier genauer mit den Pflichten des aufgeklärten Fürsten seinem Volk gegenüber: „Unser Beruf ist, über dem Glück unserer Völker zu wachen: sobald wir also Gefahr oder ein Wagnis (du danger ou du hasard) für sie in einem Bündnis finden, ist es unsere Pflicht, dies lieber zu brechen, als sie in Gefahr zu bringen“, mit dem bezeichnenden Zusatz: „So opfert der Fürst sich für das Wohl seiner Untertanen . . . Die gesamte Weltgeschichte

*) Publ. IV, 240.

**) So Koser I, 150.

***). In der Redaktion von 1746 erklärt Friedrich selbst: „Ich hatte zwar einige Gründe zur Klage gegen Frankreich, aber sie waren nicht wichtig genug, um mit ihm zu brechen.“ Publ. IV, 238. Und 1775 heißt es: „Cette matière est délicate.“ Oeuvres II, 93. Ueber Friedrichs Anschauungen vom Vertragsbruch vgl. Zeller, Friedrich d. Gr. als Philosoph (1886) S. 113 ff. und Koser I, 179 ff., II, 627 f. Doch vermag ich dem wohlmeinenden Endurteil Zellers (S. 116): „Wenn sich Friedrich in einer Schrift von 1775 selbst das Zeugnis ausstellt, er habe nie in seinem Leben jemand be-trogen (trompé), so wird man sein Verhalten gegen seine Verbündeten dieser Behauptung nicht entgegenhalten können“, selbstverständlich nicht beizustimmen.

liefert Beispiele dafür, und man kann in der Tat nicht anders handeln.“ Es folgt dann auch hier die scharfe Unterscheidung zwischen Privatmoral und Staatsmoral. Als Privatmann sei der Fürst an sein Wort gebunden, für ihn aber als Staatsmann müsse das Wohl von Volk und Staat maßgebend sein.

In der dritten Vorrede von 1775 endlich ist Friedrich in der Frage des Vertragsbruchs entschieden etwas vorsichtiger geworden, wie er sich ja auch nie wieder während seiner ganzen politischen Laufbahn ein „Kleinschnellendorf“ zu schulden kommen ließ; mit viel reiferer Erfahrung erklärt er hier: „Die Nachwelt wird vielleicht mit Erstaunen in diesen Memoiren vom Abschluß und Bruch von Verträgen lesen: zwar finden sich solche Fälle in der Geschichte in großer Zahl, doch würde das keineswegs den Verfasser dieses Werkes rechtfertigen, wenn er keine anderen, besseren Gründe hätte, um seine Haltung zu entschuldigen.“*) Hier wird dann, zum ersten Male in scharfer Formulierung, der Satz an die Spitze gestellt: „Das Staatsinteresse muß den Herrschern als Richtschnur dienen.“**) Aber dieser allgemeine Satz wird eingeschränkt: „Die Fälle, in denen man Bündnisse brechen darf, in denen es also das Staatsinteresse verlangt, sind folgende: 1. wenn der Verbündete seine Verpflichtungen nicht erfüllt, 2. er dich zu täuschen beabsichtigt und dir kein anderer Ausweg bleibt, als ihm zuvorzukommen, 3. eine „vis maior“ dich bedrängt und zum Bruch deines Vertrages zwingt***) und endlich 4. finanzielle Erschöpfung dich an einer Fortsetzung des Krieges hindert.“

*) Vgl. Friedrichs etwa gleichzeitige Ausführungen über Allianzen im Exposé du gouvernement prussien, Oeuvres IX, 187, 190: „Les temps peuvent changer, et la bizarrerie des conjonctures peut obliger à prendre d'autres engagements (als die Allianz mit Rußland).“

**) Vgl. Vasson a. a. O. S. 144: „Der Staatsmann hat eine Pflicht, aber auch nur die, den eigenmächtigen Willen des Staates zu vollziehen.“ „Die Politik ist die einzige Moral des Staates.“ Luden, Politik (1811) S. 42.

***) „Une force majeure qui vous opprime et vous force à rompre vos traités.“ Zeller übersetzt (S. 115): „wenn man von einer überlegenen Macht gezwungen werde, sich von dem Vertrag loszuwagen.“ Aber diese Uebersetzung kann zu Mißverständnissen führen, da wir bei einer „überlegenen Macht“ zunächst an einen stärkeren Staat denken, der den schwächeren zwingt. „Force majeure“ ist technischer Ausdruck in der Politik, die Uebersetzung von „vis maior“: zwingende Umstände, denen gegenüber der Staatsmann völlig ohnmächtig ist. Vgl. über den Gebrauch von vis maior und force majeure Wisniewski, Ged. u. Erinn. I, 61, 294, II, 24, 289, 247. Force majeure im technischen Sinne wird zwar fast immer ohne Artikel gebraucht, kommt aber auch gelegentlich mit Artikel vor: vgl. Dictionnaire de l'Académie Franc. s. v. force und Littré, Dict. de la langue franç. II, 1723 ff.

Fragt man sich, ob vielleicht auf einen Vertragsbruch während Friedrichs Regierung diese vier Fälle sämtlich zutreffen, so leuchtet sofort ein, daß sie mit der Kleinschnellendorfer Konvention nichts zu schaffen haben, und Friedrich hat selbst nie den Versuch gemacht, seinen Vertragsbruch von 1741 nach diesem Schema zu rechtfertigen. Aber auch auf den Breslauer Separatfrieden wollen diese vier Fälle nicht recht passen, wie Roser schlagend nachgewiesen hat.*) Auch aus der Lage um 1775 wüßte ich keinen Fall zu nennen, auf den dies Schema zutreffen könnte: hat doch Friedrich seit dem Dresdener Frieden von 1745 überhaupt nie wieder einen Alliierten im Stich gelassen, ist vielmehr selbst zuerst gegen Schluß des Siebenjährigen Krieges von England und später von Rußland fallen gelassen worden — was er bekanntlich England nie hat verzeihen können.**) Dagegen treffen die oben angeführten vier Fälle auf den Dresdener Separatfrieden schlagend zu: Frankreich erfüllte seine militärischen Verpflichtungen durchaus nicht, stand schon im Begriff, sich mit Oesterreich zu vertragen***), das preussische Staatsinteresse verlangte aufs dringendste einen endlichen Frieden, es lag also vis maior im politischen Sinne vor, speziell die preussischen Finanzen waren erschöpft. Kurz bevor Friedrich den letzten Avant-Propos schrieb, hatte er die zweite Umarbeitung der *Histoire de mon Temps* mit der Darstellung des Dresdener Friedens beendet; sie war ihm also noch frisch im Gedächtnis, als er den abermaligen, letzten Versuch machte, das Problem der Zulässigkeit des Vertragsbruchs zu lösen. Die letzte Lösung ist daher, ihm selbst bewußt oder unbewußt, zum größten Teil nichts weiter als eine auf Grundsätze gebrachte Formulierung seiner Motive zum Dresdener Frieden. Und die Geschichte hat ihm Recht gegeben, daß der Staatsmann unter solchen Verhältnissen seinen Verbündeten im Stich lassen darf; mit Recht macht kein Historiker Friedrich dem Großen den Vorwurf, daß der Dresdener Friede — was er juristisch war und

*) Roser I, 181.

**) Vgl. z. B. den Avant-Propos zu den Memoiren von 1763—75, *Oeuvres* VI, 7 und *Oeuvres* IX, 187 (Exposé du gouvern. pruss.): „Les Anglais, faits pour payer des subsides, sacrifient leurs alliés à la paix, pour favoriser leurs propres intérêts.“

***) Roser I, 279. Ob Friedrich von den beginnenden Verhandlungen zwischen Oesterreichern und Franzosen etwas geahnt hat, weiß ich nicht. Bestimmt gewußt hat er sicher nichts davon, da er weder in der Redaktion von 1746 (Kap. XIII) noch in der von 1775 (Kap. XIII—XIV) diese Verhandlungen erwähnt. Die anderen drei Gründe zum Abschluß des Dresdener Friedens, besonders die Vertragsuntreue der Franzosen, werden auch in der Darstellung selbst aufs schärfste betont.

was die Franzosen auch Friedrich vorgeworfen haben — Frankreich gegenüber ein Vertragsbruch gewesen sei.*)

Und trotzdem ist Friedrich — absolut betrachtet — an der Lösung des Problems, das ihn seit dem Sommer 1742 immer wieder beschäftigt hat, wie der furchtbare Konflikt zwischen privater Moral und Staatsmoral in letzter Instanz zu lösen sei, gescheitert. Er erklärt in der letzten Fassung ausdrücklich, er wolle die heikle Frage des Vertragsbruchs „dogmatisch“, prinzipiell, entscheiden, da es noch nie geschehen sei. Betrachten wir jetzt seine Lösung unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt.

Auf vier Spezialfälle meint er die Zulässigkeit des Vertragsbruchs beschränken zu können. Der dritte dieser Fälle ist aber so allgemein, daß er geradezu die anderen verschlingt, in sich enthält. Für das Verkehrsrecht**), wo er sonst eine Rolle spielt, mag sich der Begriff der *force majeure* bestimmt definieren lassen, in der Politik aber kann *vis major* schlechterdings alles bedeuten.***) Und so läuft denn Friedrichs gesamte Deduktion wieder auf das „unverletzliche Gesetz“ des „Staatsinteresses“ hinaus.

Auch im weiteren ist seine Darlegung nicht ohne Widersprüche, indem er z. B. bei der Anführung von Einzelbeispielen Bündnisverträge mit Freunden (des *alliances*) und Friedensverträge mit Feinden (des *traités*) zusammenwirft und als gleichwertig behandelt. Da aber von den oben genannten vier Fällen die beiden ersten und der vierte, genau genommen, selbstverständlich sind, so ist, im ganzen, Friedrich trotz seiner unendlich gewachsenen Erfahrung auch im letzten Avant-Propos über die Lösung in jenem Briefe an Jordan vom Sommer 1742 nicht hinausgekommen. Er bleibt auch hier bei der prinzipiellen Unterscheidung zwischen privater Moral und Staatsmoral und bei dem, freilich unendlich viel schärfer ausgeprägten Grundsatz: „Das Staatsinteresse ist die einzige Richtschnur des Fürsten“ stehen.

Und eine andere Lösung wird in der Tat sich nicht finden

*) Zu einem ähnlichen Resultat wie Friedrich gelangt auch sein jüngerer Zeitgenosse Garve, den Friedrich selbst nach Berlin gezogen hat: „Eingegangene Verpflichtungen sind hinfällig, wenn die Erhaltung des Staates gefährdet ist.“ *Ann. u. Abh. zu Cicero „Von d. Pflichten“* (zuerst 1783) 1788 S. 43. Vgl. auch denselben Schrift „Ueber die Verbindung der Moral mit der Politik“ (1788).

***) See- und Landtransportrecht: „*force majeure* ist der juristische Ausdruck für jedes von dem dadurch Betroffenen nicht verschuldete und durch Anwendung der erforderlichen Sorgfalt unabwendbare Ereignis.“

****) So spricht Bismarck von der „*force majeure* unabweislicher Interessen“, der „*vis major* der Gesamtnationalität“ *xc.*, *Ged. u. Erinn.* II, 247, I, 294.

lassen*), denn das Problem, wie die Antinomie zwischen dem Gewissen des Staatsmanns (als Privatmann) und seiner Pflicht, die anderen, nicht nur die Gegner, in der Politik gelegentlich zu täuschen, zu lösen sei, ist unlösbar. Alle gewissenhaften Staatsmänner, Friedrich der Große so gut wie Bismarck, haben zeitweis schwer unter diesem Konflikt gelitten und sich nur mit der Pflicht ihres Amtes vor ihrem Gewissen rechtfertigen können. Es wird sich, trotz aller Bemühungen der Völkerrechtsschriftsteller, nie ein politisch brauchbares Verzeichnis der Fälle herstellen lassen, in denen der Staatsmann seinen Verpflichtungen untreu werden darf; er wird in jedem Einzelfall die Entscheidung mit voller sittlicher und politischer Verantwortung zu treffen haben. Das sieht auch Friedrich, indem er in der letzten Vorrede bemerkt, man müsse jedesmal die Umstände genau betrachten, wenn man den Vertragsbruch eines Fürsten beurteilen wolle. Denn „die internationale Politik ist ein flüchtiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die *clausula rebus sic stantibus* wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen . . . Ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert.“**)

*) Zu genau dem gleichen Resultat wie Friedrich ist auch einer der tiefsten Denker, Fichte, in seinen letzten Jahren gelangt, wie seine herrlichen Worte beweisen: „An die allgemeinen Gesetze der Moral ist der Fürst in seinem Privatleben gebunden, so wie der Geringste seiner Untertanen; in dem Verhältnis zu seinem friedlichen Volke ist er an das Gesetz und an das Recht gebunden . . .; in seinem Verhältnis aber zu anderen Staaten gibt es weder Gesetz noch Recht, außer dem Recht des Stärkeren, und dieses Verhältnis legt die göttlichen Majestätsrechte des Schicksals und der Weltregierung auf die Verantwortung des Fürsten, nieder in seine Hände, und erhebt ihn über die Gebote der individuellen Moral in eine höhere sittliche Ordnung, deren materieller Inhalt enthalten ist in den Worten: *Salus et decus populi suprema lex esto.*“ Ueber Machiavelli, Nachgel. Werke III, 427, (1807). Das ist gleichsam die Friedericianische Moral- und Staatsanschauung auf eine Formel gebracht, auch für das innere Staatsleben, denn „Friedrichs Ideal liegt in einer Vereinigung der Vorzüge von Monarchie und Republik, in einer Monarchie, welche in der Regel nach dem Gesetz regiert und zum Vollstrecker des Gesetzes einen Beamtenorganismus bildet, welcher nur der Pflicht, nicht der persönlichen Laune des Oberhauptes untertan ist.“ Const. Höpfer, Friedr. d. Gr. als Philosoph, Preuß. Jahrb. LVIII, 552 (1886).

***) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II, 258 f.. Professor v. Viszj erklärt freilich in seinem gleichfalls 1898 erschienenen System des Völkerrechts (S. 117): „Die Behauptung, daß alle völkerrechtlichen Verträge mit der stillschweigenden Klausel „*rebus sic stantibus*“ geschlossen werden, ist zweifellos unrichtig. Durch diesen Satz würde das Völkerrecht in seinen Grundlagen verneint.“ Wenn man das Völkerrecht für ein „Recht“ im privatrechtlichen Sinne hält, mag das richtig sein. Dagegen Bismarck Ged. und Erinn. II, 71: „Die völkerrechtliche Politik . . . kann nicht nach

Und doch wird niemand leugnen, daß das Völkerrecht, welches Friedrich der Große noch schlechtthin für „ein leeres Phantom“ erklärt, „mit welchem die Souveräne in ihren Denkschriften und Manifesten selbst dann prunken, wenn sie es verlegen“ *), seit jener Zeit „diplomatischer Schwarzkünster“, wie sie Koser scherzend nennt, auch als positive Macht entschiedene Fortschritte gemacht hat und daß die Politik der europäischen Kulturstaaten, vor allem infolge der zunehmenden Oeffentlichkeit des politischen Lebens, seit dem 18. Jahrhundert ehrlicher geworden ist. Bis zu gewissem Grade ist die Hoffnung, die Friedrich in dem neugefundenen Avant-Propos ausdrückt, „daß eine noch aufgeklärtere Zeit kommen wird, wo

privatrechtlichen Grundsätzen beurteilt werden.“ Vgl. zu der Frage der Gültigkeit der Verträge die scharf formulierten glänzenden Ausführungen von Laffon, Prinzip und Zukunft des Völkerrechts (1871), S. 55 ff., 167 ff. u. ö. Laffon erklärt: „Ungerecht ist jeder Vertrag, der den Machtverhältnissen widerspricht; denn jede Rechtsfrage wird zwischen Staaten zur Machtfrage, rein durch die Natur der Dinge . . . Offenbar bilden Staatsverträge kein Vertragsrecht nach Art der Privatverträge, sondern sie werden gehalten oder gebrochen nicht nach Rücksichten des Rechts, sondern des Vorteils und der Macht . . . Daß die Clausel „rebus sic stantibus“ bei allen Staatsverträgen selbstverständlich hinzuzudenken ist, wird ganz allgemein zugestanden“ (S. 63, 65). Wenn auch dies „allgemein zugestanden“ ein Irrtum ist, so stehen doch auch die Völkerrechtsschriftsteller, welche die staatliche Wirklichkeit im Auge haben, auf Seiten Friedrichs d. Gr. und Bismarcks; z. B. Hefster, d. Europ. Völkerrecht d. Gegenw., S. 178f.: „Nicht selten hat dem Glauben an eine Selbstgültigkeit der Verträge die Praxis Hoßn gesprochen, und noch immer hat man sich nicht darüber verständig, ob, warum und wie weit ein Vertrag „Etwas sei“, d. i. durch sich selbst verpflichte. Schwerlich wird man darüber eine andere Ansicht verteidigen können, als die, daß ein Vertrag an sich nur durch die Einheit des Willens ein Recht setzt, folglich auch nur solange diese Einheit dauert . . . Für das internationale Recht fehlt es an einer Zwangsmacht u.“ Vergl. zu der Frage auch Kante, Preuß. Gesch. (1848) II, 349, der natürlich mit Bismarck übereinstimmt. — Um noch einen, Friedrich zeitgenössischen Politiker zu hören, so hat sein Gegner Kaunitz einem holländischen Diplomaten gerade heraus gesagt, „kein Vertrag binde länger, als das Verhältnis daure, unter dem er geschlossen sei“ (rebus sic stantibus) Koser II, 627.

*) Oeuvres IX, 82 (1765): „Ce droit public, manquant de puissance corrective (? mildernd, bessernde Gewalt? wahrscheinlich wird coercitive, Zwangsgewalt, zu lesen sein) pour le faire observer, n'est qu'un vain fantôme que les souverains étalent dans les factums et dans les manifestes, lors même qu'ils le violent.“ „Toutes les garanties sont comme de l'ouvrage de filigrane, plus propres à satisfaire les yeux, qu' à être de quelque utilité“, äußert Friedrich bei anderer Gelegenheit, zitiert Hefster, Völkerrecht 7. Aufl., S. 209, Anm. 2. Hier steht Friedrich im schärfsten Gegensatz zu seinem einst hochverehrten Lehrer Christian Wolff, der als echter Theoretiker in seinem 1749 erschienenen Jus Gentium (§§ 7—14) von einer durch die Natur selbst gegebenen civitas maxima als einer rechtlichen Gemeinshaft zwischen allen Staaten, einer Art von Republik spricht, deren Zweck das allgemeine Wohl aller ist, woraus sich eine rechtliche Verpflichtung der Staaten „von Natur“ ergibt, ob sie nun einwilligen oder nicht. Das Völkerrecht wird damit zu einem auf Staaten übertrageneu Privat-Naturrecht; die Bösen aber sollen durch die Gewalt des Ganzen zur Rechtfertigung angehalten werden. Zitiert bei Laffon S. 163.

politischer Ehrlichkeit der Ruhm zuerkannt wird, der ihr gebührt“, schon heute in Erfüllung gegangen; die Schleichwege der Intrigue und Hinterlist versprechen immer weniger Erfolg, je weniger die zufällige Stimmung einzelner Personen den eigentlichen Ausschlag zu geben vermag. Um sich des Fortschritts bewußt zu werden, braucht man nur die Politik des jungen Friedrich zur Zeit von Kleinschnellendorf etwa mit der Rolle zu vergleichen, die Bismarck nach 1871 als „ehrlicher Makler“ gespielt hat. *)

Obwohl Friedrich die Frage des Vertragsbruchs und damit die Antinomie zwischen Privatmoral und Staatsmoral nicht hat lösen können, theoretisch also zwischen den von ihm gegebenen Lösungen kein Fortschritt zu bemerken ist, beweist doch die verschiedene Art der Formulierung, daß sich in der Zeit von 1742 bis 1775 eine Entwicklung seiner praktisch-politischen Anschauungen vollzogen hat, insofern, als er auch in der Frage des Vertragsbruchs immer vorsichtiger und gemäßigter wird. So extrem, auf die Spitze getrieben, die Ideale sind, welche den aufgeklärten Fürsten erfüllen, sobald er an sein eigenes Volk denkt, so rücksichtslos brutal ist die Staatsraison, die gegen fremde Völker zu gelten hat: ein rationalistisches Zeitalter denkt stets in Extremen. Sobald der Fürst als solcher handelt, ist jede List, jeder Trug ihm erlaubt, fast völlig das Sittengesetz für ihn aufgehoben.**)

Rücksichtslos wird ein Vertrag gebrochen, sobald er auch nur unbequem wird: Ehrlichkeit bis zu gewissem Grade auch im politischen Leben gibt es nicht. Rücksichtslos wird „die Gelegenheit ergriffen“, sobald sie sich bietet;

*) „Die Vertrauenswürdigkeit wird erlangt durch Ehrlichkeit. Da nun Vertrauen zu erwecken im Interesse des Staates liegt, weil er allein dadurch Frieden haben kann, so wird der Staat, der sich auf seinen Vorteil versteht, diese Ehrlichkeit bewahren.“ Laffon a. a. O. S. 45. „Es ist das Interesse, welches die Treue, und die Treue, welche das Interesse schützt.“ W. Zöllner, Die rechtliche Natur der Staatsverträge (1880) S. 57. „In den meisten Fällen ist eine offene und ehrliche Politik erfolgreicher als die Feinspinnerei früherer Zeiten, aber sie bedarf, wenn sie gelingen soll, eines Maßes von persönlichem Vertrauen, das leichter zu verlieren als zu erwerben ist.“ „Die Bereitwilligkeit zum zweifellosen Wortbruch pflegt auch bei sophistischen und gewaltthätigen Regierungen nicht vorhanden zu sein, so lange nicht die force majeure unabwieslicher Interessen eintritt.“ Bismarck, Ged. u. Erinner. II, 253, 247.

***) Doch gibt es gewisse Grenzen des Erlaubten auch in der Politik: sie beginnen da, wo das Verbrechen beginnt: „Je ne crois pas qu'il soit permis en bonne politique de fomenter des conspirations contre des souverains: une conspiration mène à l'assassinat, et l'assassinat et l'empoisonnement sont des actions dont tous les hommes doivent avoir horreur.“ Publ. IV, 299 (1746). Vgl. die Bemerkungen in der neuen Vorrede über „verbrecherische Mordtaten und Gefangenensetzungen des 11. u. 12. Jahrhunderts“; auch an die politischen Morde der Gegenreformation könnte man denken.

irgendwelche Gründe höherer Staatsklugheit, sie einmal nicht auszunutzen, kennt er nicht. Das sind die Anschauungen des jungen Friedrich: der ideale König, der Philosoph, solch ein Realist! Mit Wonne stürzt er sich in den Anfängen seiner Regierung in das Ränkespiel damaliger Diplomatie; er will sie auch an Listten alle übertreffen; Kleinschnellendorf ist der charakteristischste Ausdruck dieses Wunsches, den Meister damaliger Diplomatie, den Friedrich im Innersten haßt, den französischen Premierminister Fleury, diplomatisch zu übertrumpfen. In eben jenen Tagen hat er zu Bodewils geäußert: „Wenn wir einen Vorteil dabei sehen, ehrenhaft zu sein, so wollen wir es sein, und wenn man hintergehen muß, so wollen wir Schelme sein (soyons donc fourbes).“ *)

Welch ein Umschwung war in den politischen Prinzipien dieses Mannes in dem kurzen Zeitraum von 1739/41 vor sich gegangen! Die Erfahrungen eines einzigen Krieges haben genügt, um ihn vom Antimachiavelli hinweg so nahe an Machiavelli heranzubringen!***) Als Kronprinz hatte Friedrich im Antimachiavelli gerade keinen doppelten Maßstab für Privatmoral und

*) Wiegand, Friedrich d. Gr. S. 41. Dagegen im Antimachiavelli hatte Friedrich (Kap. XVIII) die Lehre Machiavellis, die Fürsten müßten Schelme sein, bekämpft, ein Fürst müsse sein Wort halten, wenn es sonst keine Ehre und Tugend in der Welt mehr gebe, sollten sie bei den Fürsten zu finden sein. Aber er bemerkt doch auch durchaus treffend: „Ne considérant simplement que l'intérêt des princes, je dis que c'est une très-mauvaise politique de leur part d'être fourbes et de duper le monde: ils ne dupent qu'une fois, ce qui leur fait perdre la confiance de tous les princes“ (Oeuvres VIII, 248). Das hat er selbst nach Kleinschnellendorf am eigenen Leibe erfahren müssen. Den Kern der Antimachiavellfrage trifft Vasson a. a. D. S. 159: „Friedrichs d. Gr. Widerspruch gegen Machiavellis Doktrinen beruht darauf, daß Friedrich das Privatinteresse des Fürsten deutlicher vom Interesse des Staates trennt und lehrt, daß jenes diesem zu weichen habe, und zweitens darauf, daß er nachweist, wie eine aller Rücksichten auf Ehre und Treue entbehrende Politik nicht einmal vorteilhaft sei und auf die Dauer ihr eigenes Werk zerstöre. Indes bei Friedrich ist nicht volle Klarheit . . .“ Vgl. auch P. Wittichen, Machiavelli und Antimachiavelli, Preuß. Jahrb. CXIX, 480 ff., über Vertragsbruch S. 490. Der Wortlaut der oben angeführten Stelle Pol. Korv. I, 244 f. Vgl. Koler I, 127.

***) Ja, in seinem politischen Testament 1752 hat Friedrich Machiavelli geradezu eine Ehrenerkklärung ausgestellt: „Machiavelli sagt, daß eine uneigennütige Macht inmitten ehrgeiziger Mächte unfehlbar endlich zu Grunde gehen würde; es verdrießt mich sehr, aber ich muß gestehen, daß Machiavelli recht hat.“ Koler I, 181, Max Lehmann, Ursprung d. Siebenj. Krieges S. 94. Mit Recht bemerkt Vasson a. a. D. S. 19: „Alle praktischen Staatsmänner haben mehr oder minder nach den Grundsätzen des Machiavelli gehandelt, darunter auch der große König, der eine so beredete Widerlegungsschrift gegen den weltkundigen Florentiner geschrieben hat.“ Auch Treitschke urteilt, daß Machiavelli „so manchen Bügen von Friedrichs eigenem Weisen doch so nahe stand.“ Das politische Königtum des Antimachiavelli. Hist. u. Pol. Auffg. IV, 429.

Staatsmoral zulassen wollen und Machiavelli den Vorwurf gemacht, daß für ihn die Moral in der Politik nicht vorhanden sei: „Das Interesse ist das Schlagwort dieses politischen Systems.“*) Und nun verfährt er selbst, schon im Vorwort von 1743 und jenem Brief an Jordan, diese Lehre vom „Staatsinteresse“, die er 1739 bestritten hat.

Aber Friedrich bleibt auf dem radikalen Standpunkt seiner politischen Praxis von 1741 nicht stehen. Es läßt sich in seiner Politik beobachten, wie er, durch schlimme Erfahrungen belehrt, allmählich vorsichtiger und gemäßigter wird. Auch in den drei Vorreden spiegelt sich das wieder. Schon die Ausführungen der Fassung von 1746 sind besonnener als die der ersten Vorrede**) und 1775 sucht er endlich genau die Einzelfälle zu präzisieren, in denen politische Untreue erlaubt sein soll. Unter dem Gesichtspunkt praktischer Verhaltensmaßregeln lautet das Resultat der ersten Vorrede: brich deine Verträge, wenn es nur irgend deine Interessen verlangen, denn sie tun es alle; das der zweiten: wenn eine Gefahr oder ein Wagnis in dem Bündnis liegt; das der letzten: nur wenn es das Interesse deines Staates absolut verlangt, in folgenden Fällen. So haben Friedrichs Anschauungen, wie man sich in dieser Frage praktisch verhalten solle, einen Kreislauf beschrieben: auch im Antimachiavell hatte er, im Widerspruch zu seinen sonstigen Ausführungen, an einer einzigen Stelle schon zugegeben, daß sich manchmal Vertragsbruch nicht umgehen lasse — es ist eine von jenen Stellen, wo die angeborene politische Begabung des jungen Friedrich plötzlich wie ein Sonnenstrahl hindurchbricht und die Nebel der Moralphilosophie zerreißt: „Ich gestehe zu, daß es fatale Zwangslagen gibt, in denen ein Fürst wohl nicht umhin kann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen; er muß es jedoch auf gute Weise tun, indem er seine Verbündeten rechtzeitig benachrichtigt und nur wenn das Wohl seiner Völker und eine sehr starke Notwendigkeit ihn zwingen.“***) Zu dieser gemäßigten Anschauung, Bündnisse nur bei absoluter Staatsnotwendigkeit zu

*) Hojer, Friedrich d. Gr. als Kronprinz, S. 180 f. Zeller ist dieser Umschreibung in den Anschauungen Friedrichs fast völlig entgangen, vgl. S. 90 ff.

**) „Il en est de ruses à la guerre comme des fourberies (Betrug) à la politique, l'emploi sobre qu'on en fait en soutient l'usage“, heißt es im Text der 2. Redaktion (Publ. IV, 371 f., 1746).

***) Oeuvres VIII, 249.

brechen, ist Friedrich — abgesehen von der gutgemeinten Benachrichtigung — 1775 bei gereifterer Erfahrung wieder hingelangt.)*

Gewiß bekennt sich Friedrich gerade im ersten Avant-Propos nur ungern zu der radikalen politischen Praxis, die ihm alle Staaten zu befolgen scheinen. Die Moralphilosophie des philosophischen Jahrhunderts und der Stoa haben ihn theoretisch noch ganz in Banden.**) So wünscht er hier, daß man sein Wesen teile: er hofft, daß man einst den Philosophen vom Fürsten, und den Ehrenmann (l'honnête homme) vom Politiker in ihm scheiden möge. Später tritt dieser Versuch einer Zweiteilung seiner Person und seiner Grundsätze in den Hintergrund: Der Philosoph auf dem Throne wird ganz zum Staatsmann. Die Moralphilosophie der

*) Wir jagen damit durchaus nicht, es habe sich Friedrich durch moralische Bedenken in seiner Politik bestimmen lassen. Abgesehen vom Antimachiavell kenne ich nur eine Stelle, wo er eine ehrliche Politik empfiehlt, in einer Verteidigung seines Verhaltens zur Zeit des Breslauer Friedens: Ihr müßt lernen „à connaître que ce n'est pas toujours la finesse qui fait prospérer la politique et que la bonne foi, conduite par la prévoyance, doit mener plus loin.“ Publ. IV, 266 (1746). In der Vorrede über die Memoiren von 1763—75 heißt es (1775) sogar mit erhehrender Offenheit über die erste polnische Teilung: „Je saisis par les cheveux l'occasion qui se présentait, et à force de négocier et d'intriguer je parvins à indemniser notre monarchie de ses pertes passées (Oeuvres VI, 7; die Worte et d'intriguer sind in der Ausgabe von 1788 gestrichen!). Immer mehr wird das Geheimnis für ihn „die Seele der Geschäfte“ (Ranke, Preuß. Gesch. III, 482): „C'est une attention nécessaire de cacher autant qu'il est possible ses desseins d'ambition, et, si l'on peut, de reveiller l'envie de l'Europe contre d'autres puissances, à la faveur de quoi l'on frappe son coup . . . Le secret est une vertu essentielle pour la politique aussi bien que pour l'art de la guerre . . . La politique doit porter ses vues aussi loin qu'elle peut dans l'avenir, et juger des conjonctures de l'Europe, soit pour former des alliances, soit pour contrecarrer les projets de ses ennemis. Il ne faut pas croire qu'elle peut amener les événements (vgl. Bismarck!); mais quand ils se présentent, elle doit les saisir pour en profiter.“ Oeuvres IX, 188, 190. (Exposé du gov. pruss., c. 1775). Ein gewisses Zeichen des Alters darf man vielleicht darin sehen, daß Friedrich in jüngeren Jahren die Brauchbarkeit „politischer Systeme“ als bedingt hinstellt: „c'est le propre des systèmes: il y a toujours quelque chose qui leur convient et quelque chose qu'on y ajuste, comme l'on peut“ (Publ. IV, 209, 1746), während er später am Schluß des dritten Avant-Propos erklärt: der Staatsmann soll aus der Geschichte lernen „qu'il faut se former un système et le suivre pied à pied, et que celui qui a le mieux calculé sa conduite est le seul qui puisse l'emporter sur ceux qui agissent moins conséquemment que lui“. Sein überlanges Festhalten an dem Bündnis mit Rußland in der Zeit vor Abschluß des Fürstentums wird man als den äußeren Ausdruck dieses Festhaltens am System betrachten dürfen. Vgl. zu Friedrichs Politik in seinen letzten Jahren auch L. v. Gerlach in Bismarcks Ged. u. Erinn. I, 167.

**) Ueber Friedrichs moralphil. Anschauungen Zeller a. a. O. S. 67—89, 228 ff. Rojer II, 580 f., 585 ff.

Aufklärung mit ihren Schlagworten: „Gerechtigkeit“, „Jugend“, „Humanität“ tritt in seinen historisch-politischen Schriften später immer mehr zurück; auch im letzten Avant-Propos sind diese Ideale fast ganz verschwunden.

Und so könnte man das Bild der Persönlichkeit Friedrichs in diesen drei Stadien seiner Entwicklung etwa folgendermaßen formulieren: im ersten Avant-Propos ist es der politisch noch ungeschulte,*⁾ deshalb radikale, soeben zur Regierung und in das Spiel der Politik berufene Jünger der Aufklärungsphilosophie, im zweiten der auch noch jugendliche, aber schon etwas erfahrenere Vertreter des aufgeklärten absoluten Königtums, im letzten der unendlich erfahrene, gerade deshalb in seiner politischen Praxis vorsichtige, den Staat noch stärker als früher in seiner Person repräsentierende Lenker des preußischen Staates von 1775, der einige seiner grundlegenden, politischen und historiographischen Anschauungen in diesen Einleitungen seines wichtigsten Geschichtswerks enthüllt. —

Wir wenden uns zur Betrachtung des letzten Punktes: Friedrich als Geschichtsschreiber. Auch hier gilt es zu zeigen, wie die Theorien der Aufklärung und seine eigene politische Stellung ihn beeinflusst haben. Wie schreibt er Geschichte? Weshalb schreibt er Geschichte? Diese beiden Fragen sind zu beantworten**).

Um 1700 beobachten wir in England, Frankreich und Deutschland ein Streben nach Zusammenfassung des bis dahin gewonnenen Wissens, man sucht die Verbindung der einzelnen Wissenschaften, hebt das Wesentliche heraus, um es in klarer, rational begründeter Form weiteren Kreisen bekannt zu machen, die Aufklärung setzt ein. An der Spitze dieser großen Bewegung steht in Deutschland Leibniz, vor allem die französische Aufklärung setzt ihn fort. Natürlich macht sich dieser Umschwung der wissenschaftlichen Anschauung auch in der Geschichtsschreibung fühlbar, da sie stets ein Spiegel des Zeitgeistes ist. Von England geht, wie die Aufklärung überhaupt, auch die neue Geschichtsschreibung aus, deren

*⁾ Treitschke meint zwar a. a. O. S. 427, Friedrich sei schon als Kronprinz „als Philosoph noch ein jugendlicher Schwärmer, als Diplomat schon reif und fertig.“ vgl. aber Koser I, 178, 182.

**⁾ Ueber Friedrich als Geschichtsschreiber vgl. außer Wiegands im Eingang zitiierter Schrift F. Wilken, Friedrich II. als Geschichtsschreiber, Beil. Akademierede 1835, Posner, in den Miscellaneen zur Gesch. Friedrichs d. Gr. (1878), Wiegand, Friedrich d. Gr. (1902) S. 64 ff. und Kosers Friedr. d. Gr. II, 622 ff., 691.

Theorie Bolingbroke glänzend formuliert hat.**) Sie kommt nach Frankreich hinüber und Voltaire wird hier zu ihrem Hauptvertreter. Jetzt gilt es nicht mehr, bis ins einzelne genau pedantisch Tatsachen aneinander zu reihen, Stoff aufzuhäufen, wie es das 17. Jahrhundert meist tat, sondern das Wesentliche herauszuheben, mit Geist und philosophischem Blick zu schreiben, die großen Zusammenhänge zu erfassen und zu betrachten, wie aus den barbarischen Zeiten des beginnenden Mittelalters nach langem Kampfe das Licht der Aufklärung hervorbricht:

„Wie haben wir's so herrlich weit gebracht“, das ist die Stimmung, die das 18. Jahrhundert erfüllt. Mit diesem Bestreben, das Wesentliche herauszuheben, um es geistvoll zu durchdringen, verbindet sich der Skeptizismus des Zeitalters: Nur die epochemachenden Ereignisse, die großen Tüde, meint man, seien glaubhaft überliefert, darum heben wir sie vor allem hervor. Es ist kein Wunder, daß ein Franzose der Hauptverfechter dieser Ideen wurde: Das logische Denken dieses Volkes strebt unwillkürlich danach, die großen Zusammenhänge zu erfassen, ihr leichtes Temperament und der glänzende Stil dieser geborenen Stilisten macht sie besonders geeignet dafür: Ein Blick auf die französische Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert zeigt, daß diese Vorliebe ihnen geblieben ist, trotz der ernststen, streng wissenschaftlichen Einzelarbeit, die daneben einsetzt.

Und diese Gedanken der Aufklärung nimmt Friedrich voll Eifer auf. An vielen Stellen in seinen geschichtlichen Werken zeigt sich Voltaires Einfluß. Der kühne Skeptizismus, den Friedrich in bezug auf die Glaubwürdigkeit aller bisherigen Geschichtsüberlieferung besonders in den beiden ersten Avant-Propos — im ersten mit geradezu jugenblicher Keckheit — zeigt, hat gerade in Voltaire seinen einflußreichsten Anwalt gefunden; das Bestreben, die Geistesgeschichte in den Vordergrund zu stellen,**) der Wunsch, charakteristische Anekdoten einzuschalten, die ganze Komposition seiner *Mémoires de Brandebourg*, die durchaus dem *Siècle de Louis XIV.* nachgebildet ist (zuerst politisch-diplomatische Geschichte, dann kulturhistorische Exkurse), die Verachtung des Mittelalters und daher die kurze Behandlung der älteren Zeit, die Betonung der großen Tüde als des Entscheidenden, wird man in allererster Linie

*) *Letters on the Study and Use of History*, gedruckt 1751.

**) Man denke an Voltaires kulturhistorisches Hauptwerk: *Essai sur les moeurs et l'esprit des nations*, das Friedrich bewunderte.

auf Voltairesche Einflüsse zurückführen dürfen. In der dritten Redaction der *Histoire de mon Temps* ist schwerer ein direkter Zusammenhang mit Voltaire nachzuweisen, denn die didaktische Tendenz, die hier im Vordergrund steht, ist nicht einem großen Teil der Geschichtschreiber der Aufklärung allein eigentümlich und fehlt gerade bei Voltaire, der mehr unterhalten als belehren will. Der gereifte, erfahrene Staatsmann und Feldherr schreibt hier Geschichte, auch einen Zug des Alters wird man in dem verstärkten Trieb zu lehren erblicken dürfen.*)

Geistesgeschichte, äußere Staaten- und Kriegsgeschichte will Friedrich schreiben, Verfassung und Verwaltung treten aus dem oben angegebenen Grunde fast ganz zurück;**) pragmatisch will er sie schreiben, praktisch lernen soll man aus seinen Werken, seine Nachfolger sollen es in erster Linie. „Indes will ich sorgsam jene Züge beobachten, die für den Geist der Jahrhunderte und der einzelnen Nationen bezeichnend sind.“ Er will „von den Verhandlungen, Intriguen, Kriegen, Schlachten und all jenen großen Ereignissen ein Bild entwerfen, die wir in unseren Tagen die Szene des gewaltigen europäischen Theaters haben verschönern sehen.“ Die *Histoire de mon Temps* ist sein erstes historisches Werk, bestimmt und klar hat er sein Programm hier ausgesprochen. Besonders die Absicht, zu lehren, Fürsten, Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Militärs, die Gebildeten überhaupt und die Jugend zu lehren, veranlaßt ihn, neben literarischem Ehrgeiz in jüngeren Jahren, Geschichte zu schreiben; sehr bald hat er seine Werke vor allem für seine Nachfolger bestimmt, wie ja überhaupt seine ganze Geschichtschreibung einen stark dynastischen Charakter trägt. Zugleich will der König auch den Taten seiner Offiziere ein Denkmal setzen: also Dankbarkeit ist auch eins der

*) Vielleicht wird man in dem stärkeren Pragmatismus zum Teil Einflüsse des klassischen Altertums erkennen können. Denn man wird neben dem Einfluß Voltaires und der Bolingbroke'schen Theorie auch den mehrerer antiker Geschichtschreiber betonen müssen, in die sich Friedrich mit leidenschaftlicher Bewunderung versenkt hat. Mit Recht hat Wilken a. a. O. S. 19 ff. auf diese antiken Einflüsse hingewiesen. Von den Geschichtschreibern dürften vor allem Thucydides, Polybius und Caesar, wohl auch Curtius, für die Theorie der Geschichtschreibung Lucian's im 18. Jahrh. übermäßig bewunderte Schrift πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράζειν (Ueber die Kunst der Geschichtschreibung) in Betracht kommen, worin die Forderungen der Wahrheit, praktischen Nutzens und angenehmer Darstellung erhoben werden. Vgl. Lucian ed. Dindorf II. 1—25.

**) „Quelques détails sur l'administration intérieure d'un État ne fournissent pas une matière suffisante à l'histoire,“ bemerkt Friedrich im Avant-Propos zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

Motive seiner Geschichtsschreibung. Und endlich veranlaßt ihn dazu die Erkenntnis der Bedeutung seiner eigenen Zeit. In der ersten Vorrede heißt es mit großer Uebertreibung: seit dem Sturz des römischen Reiches hat sich nichts so Dentwürdiges ereignet, wie der österreichische Erbfolgekrieg. Die zweite Fassung dieses Satzes ist noch ebenso kühn. Erst in der dritten Vorrede hat Friedrich eine richtigere historische Perspektive gewonnen und will außer dem Falle Westroms die Erfolge Karls d. Gr., die Eroberung von Konstantinopel, die Regierung Karls V., den dreißigjährigen Krieg und den spanischen Erbfolgekrieg als ebenso wichtige Epochen der Geschichte, wie den Einschnitt von 1740, gelten lassen.

Ob aber wirklich Friedrichs Geschichtswerke über die Zeit nach 1740*) „nach Zweck und Inhalt von seinen beiden politischen Testamenten nicht spezifisch unterschieden“ und „nur für seine Nachfolger auf dem Throne bestimmt“**) gewesen seien, möchte ich doch bezweifeln. Friedrich hat zwar selbst sich wiederholt in ähnlichem Sinne geäußert, so noch wenige Tage vor dem Abschluß der letzten Redaktion in einem Briefe an Voltaire:***) „Ich lege meine Kleinen: ich versuche, sie zu glätten. Ein Unterschied von 30 Jahren macht es schwieriger, sich selbst zu genügen; und obgleich dies Werk bestimmt ist, für immer in irgendeinem (!) staubigen Archiv begraben zu bleiben, will ich doch nicht, daß es schlecht geschrieben sei.“ Aber es ist doch fraglich, ob diese und ähnliche Äußerungen ganz ernst zu nehmen sind, besonders wenn sie aus früheren Jahren stammen. Die letzte Redaktion ist allerdings direkt „den künftigen Herrschern“ dieses Staates gewidmet, aber daneben doch auch „der Nachwelt“ überhaupt, ebenso die von 1746; aber in der neugefundenen ersten Vorrede von 1743 steht kein Wort davon, daß das Werk nur für seine Nachfolger bestimmt sei: „Nicht irgend ein Pedant, der 1840 geboren werden mag, oder ein Benediktiner,“ heißt es voll jugendlicher Reifeit, solle einstmals seine Geschichte schreiben, sondern er selbst schulde

*) Bis zu ihrem Schluß, 1740, nicht nur bis 1713 (Koser II, 622), ist Friedrichs Brandenb. Preuß. Geschichte (Mémoires pour servir à l'Histoire de la Maison de Brandebourg) schon zu seinen Lebzeiten veröffentlicht worden, die ersten Ausgaben (1751) schließlich allerdings mit dem Tode des ersten Königs; da aber zu Beginn des Siebenjährigen Krieges auch die Darstellung der Regierung Friedrich Wilhelms I. und ein Abschnitt da militäire bekannt geworden war, wurden in die große dreibändige Ausgabe von 1767 auch diese Abschnitte eingefügt. Vgl. H. Droyen, *Jour. z. brand. und preuß. Gesch.* XVII, 190 f. (1904).

**) Koser II, 623.

***) *Oeuvres* XXIII, 334 (12. VII. 1775).

„der Nachwelt“, „den kommenden Generationen,“ einen genauen, wahrheitsgetreuen Bericht der umwälzenden Ereignisse, deren Zeuge er war. Auch im Avant-Propos von 1746 tritt dieser Benediktiner auf, an dessen Stelle er selbst die Rolle des Geschichtschreibers übernehmen müsse. Nur für seine Nachfolger auf dem Throne? Sollte dies Werk wirklich ewig im Staub der Archive ruhen? Wie könnte Friedrich so den Offizieren seinen Dank abstaten? Widmet er doch ihnen noch das Werk von 1746 „als ein Denkmal seiner Dankbarkeit“. Und sollte Friedrich die *Histoire de mon Temps* zweimal umgearbeitet haben, nur damit seine Nachfolger sich gelegentlich an ihrer stilistischen Glätte freuen? Nein: zum mindesten von den beiden ersten Redaktionen darf man gewiß behaupten, sie sollten nach ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht nur politische Testamente, sondern literarische Kunstwerke sein, sie sollten nach seinem Tode in die Welt hinaus, um ihrem Verfasser auch literarisch einen Namen zu machen.*) Denn in seinen jüngeren Jahren ist Friedrich von glühendem literarischem Ehrgeiz erfüllt; wir haben schon eine charakteristische Briefstelle angeführt: er hofft damals auch literarisch auf Unsterblichkeit; nur für seine späteren Jahre scheint uns zuzutreffen, was Roser für die Beurteilung Friedrichs als Geschichtschreiber für „den allein zulässigen Standpunkt“ erklärt, daß er die Tätigkeit des Schriftstellers als wirkliche Arbeit nicht wolle gelten lassen. Hat doch Friedrich selbst den *Antimachiavell* und die *Brandenburg-Preussische Geschichte* für die Öffentlichkeit und einen großen Teil seiner übrigen Werke wenigstens für einen Kreis von Gelesenen drucken lassen; voll Stolz erklärt er am Schluß der Zueignung der *Mémoires de Brandebourg* an seinen Bruder, er wiederhole ihm hier das Bekenntnis seiner Zuneigung „à la face de l'Univers.“ Gewiß hat Friedrich sich nicht selten in seinen Briefen geringschätzig über seine literarische Arbeit geäußert; aber einerseits stammen diese der Stimmung des Augenblicks entsprungenen Äußerungen meist aus späteren Jahren**) und sodann kann man sich doch gelegentlich nicht des Eindrucks erwehren, als wäre es dem König ganz lieb wenn der Adressat ihm das Gegenteil versicherte: gerade in diesen wegwerfenden Äußerungen

*) Tatsächlich sind ja auch zwei Jahre nach seinem Tode Friedrichs Werke durch Herzberg veröffentlicht worden.

**) Wie gand, Vorreden, S. 43 ff. hat eine ganze Reihe gesammelt.

kann literarischer Ehrgeiz verborgen sein.*) In den Vorreden seiner Werke selbst fehlen solche geringschätzigen Äußerungen durchaus.

Und so kann man denn auch bei Friedrich als Schriftsteller eine gewaltige Veränderung, eine *Entwicklung* beobachten, die während der fast 50 Jahre seiner literarischen Tätigkeit vor sich ging. Nicht der praktisch-didaktische Zweck, sondern literarischer Ehrgeiz, das Beispiel Voltaires, die allgemeinen literarischen Tendenzen der Aufklärung haben ihm die Feder in die Hand gedrückt, sind das ursprüngliche Motiv seiner Geschichtschreibung; hat er doch selbst später noch die zweite Redaktion der *Histoire de mon Temps* halb scherzhaft, halb verdrossen als „eine Folge jener Schreibwut“ bezeichnet, „die in Europa epidemisch geworden ist“, d. h. der sieghaft emporsteigenden Aufklärung, mit deren Ideen er sich als Kronprinz gesättigt hat: „In die Zeiten eindringen, die uns vorangegangen sind; die ganze Welt mit der vollen Anspannung unseres Geistes umfassen: das heißt wahrlich Eroberungen gegen Unwissenheit und Irrtum machen; das heißt, in allen Jahrhunderten gelebt haben und in der Tat Bürger aller Orte und aller Länder zu werden.“**) Gewiß wird er, was literarische Form anlangt, als französisch schreibender Deutscher sich neben Voltaire, dem größten französischen Stilisten des 18. Jahrhunderts, immer als Dilettanten gefühlt haben, aber er ist sich seines Talents als Geschichtschreiber besonders doch wohl bewußt.***) Das ist der Friedrich seiner ersten Epoche. Und nun folgt der furchtbare Siebenjährige Krieg, der auch für Friedrich als Schriftsteller einen Bruch seiner Entwicklung bedeutet, ihn fast zu einem andern Menschen gemacht hat. Man braucht nur den Stil der Geschichte des Siebenjährigen Krieges mit dem seiner früheren Werke zu vergleichen, um sich der gewaltigen Differenz bewußt zu werden. Der rhetorische leidenschaftlich bewegte Stil der beiden ersten Fassungen der *Histoire de mon Temps* ist jetzt geschwunden; auch gegen die, unter Mithilfe seiner Freunde knapp, klar, elegant gefasste Brandenburg-Preussische Geschichte schiebt die Wucht, Härte, Trockenheit und Nüchternheit der Geschichte des Siebenjährigen Krieges entschieden

*) Schon Th. Hirsch bemerkt in Sybels *Zeichn.* XXXV, 184, Friedrichs Urteile über seine literarische Tätigkeit und speziell die *Hist. d. m. Temps* seien mit „übertriebener, schwerlich aufrichtig gemeinter Bescheidenheit“ gefällt.

**) *Discours Préliminaire* zur Brand.-Preuß. Geschichte.

***) Wiegand, *Friedrich d. Große* (1902) S. 25 f. meint sogar, vielleicht zu scharf pointierend, daß Friedrich „mit aufrichtigem Ehrgeiz über die Schranken der Geburt hinweg danach strebte, kraft seines Talents als Schriftsteller neben Voltaire zu stehen.“

ab. Die didaktische Tendenz, deren allmähliches Anwachsen man in den früheren Werken beobachten kann, ist jetzt mit einem Schlag viel stärker geworden; von jetzt an schreibt der große Praktiker vor allem unter didaktischem Gesichtspunkt, denn er hatte, als Staatsmann und Feldherr, jetzt eine fast beispiellose Erfahrung, die seinen Nachfolgern, seinem Staat, der Welt nicht sollte verloren gehen. „Die Geschichte ist die Schule der Fürsten; es ist ihre Pflicht, sich über die Fehler der vergangenen Jahrhunderte zu unterrichten, um sie zu vermeiden“, heißt es mit schärferer Betonung als je zuvor im letzten Avant-Propos der *Histoire de mon Temps*. Jetzt schreibt in der Tat nur noch der König Geschichte, der Schriftsteller der Aufklärung tritt ganz zurück; jetzt mag er überhaupt die literarische Arbeit nicht so sehr als inneres Bedürfnis wie als Erholung von seiner schweren Königsarbeit betrachtet haben.

Welche Eigenschaften soll nun nach Friedrich der Historiker besitzen? Vor allem unbedingte *Wahrheitsliebe*;^{*)} nur dann könnten seine Werke wahrhaft belehrend sein. Immer wieder hebt er in allen Avant-Propos diese erste Pflicht des Geschichtsschreibers scharf hervor. Hier zeigt sich einer der Grundzüge seines Charakters: Wohl nie hat einer der großen Mitspieler der Weltgeschichte so objektiv sein eigenes Wirken geschildert. Je mehr die fortschreitende Einzelforschung Friedrichs Darstellung hat nachprüfen können, um so mehr ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle das Vertrauen zu der Richtigkeit seiner Angaben gewachsen. Er schreibt nicht als Politiker, sondern als Historiker Geschichte. Immer stärker tritt sein Bestreben nach Objektivität hervor, mit wachsenden Jahren. Sowohl ein Vergleich der Vorreden, wie der Redaktionen des Werkes selbst, führt zu diesem Ergebnis.^{**)} Statt wie in der ersten und zweiten Redaktion mit „je“ und „moi“ in der ersten Person, will Friedrich,

*) Das wurde von der damaligen Geschichtsschreibung oft betont. Auch Friedrichs Zeitgenosse, der deutsche Historiker Maskov erklärt: „Der Endpunkt (das Endziel) der Historie ist die Wahrheit.“ Vgl. W. Goerlip, die historische Forschungsmethode Maskovs (1901) S. 5f.

**) Nur ein Beispiel mag angeführt werden, Friedrichs Schilderung seines schmerzlichsten militärischen Erlebnisses, der Schlacht von Mollwitz, wo der König auf den dringenden Wunsch seiner Offiziere, als die Schlacht verloren schien, das Schlachtfeld verließ und der Sieg in seiner Abwesenheit durch Schwerin und die preussische Infanterie errungen wurde. Schon in der Redaktion von 1746 (Publ. IV, 227 ff.) erklärt Friedrich: „Unsere Infanterie, undurchdringlich wie eine Mauer, triumphtierte über alle Angriffe. . . Mein Verhalten verdiente weit schärferen Tadel als dasjenige Keippergs: ich werde rechtzeitig von den Plänen des Feindes benachrichtigt

wie er es zuerst in der Geschichte des Siebenjährigen Krieges (1763) getan hatte, in der dritten Fassung von sich nur in dritter Person sprechen: auch hier schwebt ihm als Muster Cäsar vor. Er begründet diese Abweichung mit den Worten: Er wolle so das Gehässige des „Egoismus“ vermeiden. Mit Recht bemerkt Ranke, daß eine maßgebende Veränderung im gesamten Kolorit der Erzählung eintrat, indem im ganzen Verlauf des Werkes „le roi“ und „il“ an Stelle des „je“ trat: die persönlichen Beziehungen des Autors zu seinem Werke fielen so fort.*) Dies Streben nach größerer Objektivität zeigt sich auch z. B. darin, daß er, im Gegensatz zum ersten Avant-Propos, im zweiten Festigkeit und Geschick seiner Feindin Maria Theresia rühmend anerkennt. Um durch persönliche Rücksichten nicht in seinem Wahrheitsstreben behindert zu werden, hat sich Friedrich, wie erwähnt, die Veröffentlichung seiner Geschichtswerke über die Zeit nach 1740 überhaupt versagt. Daß trotzdem sich gar manche Irrtümer in seinen historischen Werken finden, ist selbstverständlich: Es liegt im Wesen von Memoiren,**) daß sie subjektiv sind.

Die Eigenschaften, welche Friedrich außerdem vom Historiker fordert, kann man aus seinen folgenden Worten erschließen: „Es ist also schwer, in der Geschichte wahr zu sein, indes dies genügt nicht; man muß auch unparteiisch sein, mit Auswah! und Urteil schreiben, und vor allem den Stoff eindringend mit philosophischem Blick betrachten.“ Wie dies durchaus in die oben skizzierten Anschauungen der Aufklärung über Geschichtsschreibung hineinpaßt, leuchtet ein.

Auf was für Quellen baut nun Friedrich seine Geschichts-

und ergreife keine Maßregeln, um sie zu vereiteln. . . . Nur der Marschall Schwerin war in der Armee ein Offizier von Erfahrung; die anderen tappten herum und hielten alles für verloren, wenn sie sich vom gewöhnlichen Brauch entfernten. Was uns trotz alledem rettete, war die Raschheit unserer Entschlüsse und die außerordentliche Exaktheit, mit der die Truppen sie ausführten. Mollwitz war meine Schule, ich stellte tiefe Betrachtungen an über meine Fehler, aus denen ich in der Folge Nutzen zog.“ In der Darstellung von 1775 wird das Verdienst Schwerins und der preußischen Infanterie noch stärker betont, sein Verlassen des Schlachtfeldes wenigstens angedeutet: „Hieraus sollen junge Militärs lernen, nicht allzu rasch zu verzweifeln. . . . Der König setzte sich durch eine ungünstige Stellung der Gefahr aus, die Armee zu verlieren und selbst zu Grunde zu gehen.“ Freilich, seine halbe Flucht offen einzugestehen, hat er doch nicht über's Herz gebracht.

*) Ranke, Werke XXIV, S. 119.

**) Zwar stehen Friedrichs Geschichtswerke etwa in der Mitte zwischen Memoiren und streng wissenschaftlichen Leistungen, doch behalten wir diese Bezeichnung bei, da er sie selbst gebraucht.

werke auf? Auf archivalisches Material der verschiedensten Art, — wie er überhaupt die Bedeutung des Archivs mit seinem authentischen Material für jede historische Darstellung zu würdigen weiß — bei der Darstellung des Siebenjährigen Krieges auf eigene Jahres- schlußberichte, bei Schlachtenschilderungen vor allem auf die Berichte von Augenzeugen, wie er selbst angibt. Für seinen eigenen Beruf als Geschichtschreiber legt er besonderes Gewicht darauf, daß er „témoin et acteur“ der Ereignisse sei. Zu untersuchen, wie weit sich die Urkundlichkeit seiner Werke erstreckt, gehört nicht hierher.)*

Noch einige Bemerkungen über Friedrichs historische Methode im engeren Sinne. Auf geistesgeschichtlichem Gebiet will er vergleichend verfahren, da nur durch Vergleich das menschliche Urteil zu vervollkommen sei. Seine Quellenkritik ist rein formal und entspricht durchaus dem damaligen Stande der Wissenschaft; sie findet sich z. B. bei Maskov, dem Friedrich unter den Geschichtschreibern Deutschlands die erste Stelle zuerkannte, ganz ähnlich wieder, wie die neuesten Untersuchungen ergeben haben. Wiegand hat sie in folgender Weise formuliert: „Er tariert den Wert von Aufzeichnungen allein nach der ihnen innewohnenden Wahrheit und findet gewissermaßen als Prämissen für dieselbe die Gleichzeitigkeit und den intimen persönlichen Zusammenhang des Autors mit den Ereignissen, die er darstellen will.**) Also von der feineren Kritik, die sich bemüht, Herkunft und Tendenz jeder Quelle zu finden, noch keine Spur.

In diesem Punkte stimmt also Friedrich mit der damaligen deutschen Geschichtschreibung überein, in der Gesamtaufassung nehmen die meisten deutschen Geschichtschreiber der Zeit den entgegengesetzten Standpunkt ein. Ohne Zweifel stehen Friedrichs Leistungen hoch über den pedantischen Werken der meisten deutschen Gelehrten.***) So sehr er auch in die „unhistorische Aufklärung“

*) Vgl. Disselnötter, Beiträge zur Mitit der Histoire de mon Temps (1885). Wilmar, Ueber die Quellen der Histoire de la guerre de sept ans (1888) bes. S. 62 ff. Die Dissertation von Wildhaut, Ueber die Quellen der Histoire de mon Temps (Münster 1880) ist verfehlt.

***) Wiegand, Vorreden S. 23.

***) Trotzdem ist Friedrich als Schriftsteller bis vor nicht langer Zeit weder von der deutschen noch von der französischen Literaturhistorie gewürdigt worden, da er ja als Deutscher französisch schrieb und man daher nicht wußte, wobin man ihn stellen sollte. Erst Scherer hat dieses Unrecht gut gemacht in seiner Weich. d. deutschen Literatur (1883) S. 415 ff., 517 f. u. ö., obwohl er Friedrichs Einfluß auf die deutsche Literatur überschätzt. Er nennt Friedrich einen „deutschen Malafier in französischer Sprache“.

hineingehört,*) bedeutendes historisches Talent wird man ihm nicht absprechen dürfen. Was ihm in bezug auf geschichtliches Verständnis der Geist des Jahrhunderts hindernd in den Weg legte, das wurde durch die Sachkunde des großen Staatsmanns und Feldherrn zum großen Teil wieder aufgewogen. —

So oft wir Friedrich den Großen betrachten, müssen wir die staunenswerte Vielseitigkeit und den Charakter dieses wahrhaft großen Menschen bewundern. Auch in allen diesen Zeugnissen seiner geistigen Entwicklung sind uns ja beide entgegengetreten. Wohl schwinden die weicheren Seiten seines Wesens und gar manches an dem gealterten König mag uns abstoßen, aber gerade in der Härte und Entsjagung seiner letzten Jahre liegt ein heroisch-großer Zug. Ehrgeiz,**) Wahrheitsliebe, eiserner Fleiß und Pflichttreue sind ihm von früher Jugend bis an sein Ende geblieben, das ist der Kern seines Wesens, eine echt königliche Natur. So konnte er sein eisernes Pflichtbewußtsein gelegentlich in die herrlichen Worte fassen: „Mein Stand verlangt Arbeit und Tätigkeit, mein Geist und mein Leib beugen sich unter dieser Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich tätig bin.“ Er und sein Vater, der Schöpfer der preußischen Staatsverwaltung, Friedrich Wilhelm I., haben diesem Preußen den Stempel ihres Geistes und Charakters aufgedrückt. Friedrich vereint die Eigenschaften der anderen großen Hohenzollern in sich und fügt noch die künstlerische Begabung hinzu; er ist der einzige Hohenzoller, der literarisch Großes geleistet hat. Und doch hat ihm die wahre Künstlernatur gefehlt, mit Recht hat Wiegand darauf hingewiesen.***) Vor allem ist er der König, der Staatsmann und auch der Vater seines Vaterlandes. Dem ordnet sich die andere Seite seines Wesens unbedingt unter: immer mehr werden seine poetischen Neigungen von der Last der Regierungsgeschäfte erdrückt.

Und so trägt denn jeder, der ihn ernstlich verstehen will, jedesmal reichen Gewinn davon; es ist mit wahrhaft großen

*) Ueber die Geschichtsschreibung des Aufklärungszeitalters vgl. den glänzenden Aufsatz von Dilthey, das 18. Jahrh. u. die geschichtl. Welt, Deutsche Rundschau, Aug.-Sept. 1901.

**) Sehr schön spricht Friedrich in der dritten dieser Vorreden vom Ruhme: „Der Ruhm ist der glückliche Instinkt, der die Menschen mit dem Wunsch, geachtet zu werden, beseelt; er ist das wahre Prinzip aller heroischen Handlungen, der Nerv der Seele, der sie aus ihrer Trägheit erweckt, um sie zu nützlichen, notwendigen und lobenswerten Unternehmungen emporzutragen.“

***) Wiegand a. a. E. S. 43 f. Ueber Friedrich als Dichter vgl. auch Kojers Urteil, I, 512.

Menschen wie mit klassischen Dichtwerken: sie sind unergündlich. König, Staatsmann, Feldherr, Schriftsteller, alles in einer Person!*) Auf ihn trifft in der Tat das Wort in Goethes Winkelmann zu: „Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte; er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen.“**)

Voltaire und Friedrich.

Kritischer Nachtrag.

Es wurde oben ohne nähere Begründung die Behauptung aufgestellt, daß Voltaire im September 1743 nicht, wie er selbst angibt, die ganze erste Redaktion sondern nur einen Teil, und zwar mindestens die drei ersten Kapitel und den Schluß, gelesen hat. Im November 1742, als Friedrich mitten in der Arbeit an der *Histoire de mon Temps* steckte, hatte er noch die Absicht, Voltaire Fragmente des Werkes zu übersenden (*Oeuvres* XXII, 119); aber diese Absicht wurde nicht ausgeführt, Voltaire erhielt nur den *Avant-Propos* (Mai 43). Trotzdem muß Voltaire bei der Ankündigung seines Besuches in Berlin um Einsicht in das Manuskript gebeten haben, denn der König schreibt ihm kurz vor seiner Ankunft (30. August) am 24. August 43: „Je vous montrerai de mes *Mémoires* ce que je croirai pouvoir vous montrer“ (XXII, 139). Voltaire kommt dann nach Berlin und muß zwischen dem 1. und 9. September Teile des Manuskripts zur Lektüre erhalten haben; er möchte aber gern das Ganze haben und bittet den König abermals darum, worauf dieser am 8. September erwidert: „Le reste de mon *mémoire* (Droyfen S. 19 schreibt *mes Mémoires*) est si fort barbouillé (geschudelt) et en si mauvais état, que je ne puis vous l'envoyer.“ Am 10. September reisen dann beide zusammen nach Bayreuth. Friedrich hatte sich wohl gehütet, ihm die mittleren, auf Kleinschnellendorf x. bezüglichen Partien zu zeigen.

Die angeführte Stelle aus Voltaires Autobiographie: „ich trug Sorge, sie mir abzuschreiben“, scheint mit einer Gesamtüberschrift in Widerspruch zu stehen, die (noch nicht gefunden) sich ursprünglich bei den Petersburger Fragmenten befand: „*Petits fragments des Mémoires du Roi de Prusse, écrits de sa main*“ (*Jorsch*, IX, 2 S. 161). Aber dieser Widerspruch ist lösbar. Denn eine genauere Betrachtung der vier Petersb. Blätter, deren Inhalt Droyfen dankenswerth diplomatisch genau mitteilt, zeigt, daß diese von zwei Händen geschrieben sind. Blatt III, Anfang von IV und wohl auch Schluß von I (mit kleinen Lettern

*) Schon Balorn, der französische Gesandte in Berlin, schrieb im Januar 1748 bewundernd nach Paris: „Il est bien singulier de voir un génie comme celui-là embrasser tant de parties différentes qui toutes demandent en particulier un homme tout entier“. *Jorsch*, z. Brand.-Preuß. Gesch. VI, 137.

**) Goethes *Sämtliche Werke* ed. Cotta (1860) V, 217.

geschrieben) enthalten keine orthographischen Fehler, während die übrigen etwa 50 enthalten; einige Schreibweisen (Charles 4, 6?, Louis 14, Brandenbourg, saxse) scheinen auf einen Deutschen hinzudeuten. In der That stimmt die Orthographie der zweiten Hand mit der Friedrichs überein, das dem zweiten Blatt entsprechende Stück von 1746 hat Naute (Werke XXIV, 136) in Originalorthographie mitgeteilt. Bekanntlich hat Friedrich d. Gr. nie grammatisch und orthographisch richtig schreiben gelernt. Die von Voltaire in seiner Autobiographie zitierten Sätze, von denen er angibt, er habe sie sich abgeschrieben, gehören den fehlerlosen Abschnitten an, die also von ihm selbst geschrieben sein müssen, während nur die Particen der andern Hand von Friedrich d. Gr. herkommen können. — Erwähnt sei noch, daß auch aus mehreren der oben angeführten Briefe sich die ursprüngliche Bestimmung der Histoire d. m. T. für ein weiteres Publikum ergibt.

Notizen und Besprechungen.

Ästhetik.

„Das Kunstwerk als Organismus.“ Ein ästhetisch-biologischer Versuch von Wilhelm Waegoldt. Dürrsche Buchhandlung, Leipzig 1905.

Der Gedanke, das Kunstwerk als einen Organismus anzusehen, ist schon sehr bald geäußert worden, als man über allerlei Gegenstände überhaupt nachzudenken anfang, und es ist nicht zu verkennen, daß solche Analogien ihren guten Nutzen haben, wenn dabei die Unterschiede scharf fixiert werden. Geschieht das nicht, so können solche Stillverwirrungen entstehen, wie durch die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei. Davon gilt dann allgemein, was Lessing von dieser Behauptung sagte: „Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte, dessen wahrer Teil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubt.“ Dieser Gefahr ist der Verfasser der bemerkenswerten Abhandlung „Das Kunstwerk als Organismus“ sich wohl bewußt gewesen, da er von vornherein erklärt, daß er sich hierbei „nur einer aufklärenden Analogie bediene“; und er hofft, daß sich vielleicht mit ihrer Hilfe Einblicke in das Wesen des Kunstwerkes, des künstlerischen Schaffens und Genießens tun lassen.

Es ist durchaus anzuerkennen, daß nicht der Eindruck des Kunstproduktes auf den Hörer oder Beschauer, auch nicht die abstrakte Objektivität der Form, sondern die Erzeugung selber als das Zentralproblem der Ästhetik geltend gemacht wird. Denn wie überall, so bewährt es sich auch hier, daß nur diejenige Erkenntnis zureichend ist, welche uns besagt, nicht wie etwas ist oder wirkt, sondern wie es geworden ist oder wird. Unter diesem Gesichtspunkt handelt es sich nun in der vorliegenden Untersuchung um eine Reihe von Andeutungen darüber, wie die Ökonomie des künstlerischen Produzierens durch die Ökonomie der natürlichen Produktion der Organismen zu verdeutlichen ist. Es ist dabei sehr interessant zu verfolgen, wie der Verfasser aus der Biologie — die Tatsache der Leberproduktion, die funktionelle Anpassung als Akt der Selbstgestaltung des Zweckmäßigen, die Umwandlung der Arten als Vorgang funktioneller Selbstgestaltung, ferner die Auslese der

funktionell vorzüglichen Organe bezw. Organismen, und als Gegenpol: die Erscheinungen der Selbststeuerung; endlich die Vererbung — für die ästhetische Forschung heranzieht. Selbstverständlich ist es hier mehr darum zu tun, Anregungen zu geben, als abschließende Ergebnisse zu gewinnen, und eben deswegen wird man auch nicht jeden Ausspruch, jede biologische Annahme und jede ästhetische Deutung auf die Goldwaage legen. Insbesondere wird man auch in Anrechnung bringen, wie wankend und schwankend gerade die Fundamentalsprinzipien der Biologie gegenwärtig noch sind.

Zu wünschen wäre es freilich gewesen, daß nicht nur die Vergleichspunkte zwischen einem Kunstwerk und einem natürlichen Organismus, sondern auch die wesentlichen Differenzpunkte ausdrücklich herausgehoben worden wären. Dadurch würden manche Darlegungen erheblich an Präzision gewonnen haben. So genügt es z. B. nicht, zu sagen: „Ein Kunstwerk hat also Stil, wenn es ein möglichst vollkommener Organismus ist.“ Denn die Natur bringt überhaupt kein vollkommenes Lebensgebilde hervor, sondern sie bleibt, wie schon Goethe treffend bemerkt hat, immer und notwendig hinter ihrer Intention zurück. Nur die Kunst ist imstande, vollkommene Gebilde zu erzeugen, und eben deswegen ist es unumgänglich zu zeigen, worauf dieser Unterschied beruht. Das, was man im höheren Sinne „künstlerischen Stil“ nennt, gibt es in der ganzen Natur nicht. Auch ist es nicht zutreffend, wenn das Verhältnis von Kunst und Natur so bestimmt wird: es sei „das künstlerische Schaffen als eine Produktion natürlicher Gebilde nach natürlichen Gesetzen aufzufassen“. Denn noch nie hat es ein Werk der Kunst gegeben, soweit sich auch ihr Bereich erstreckt, und wird nie eins geben, das ein „natürliches Gebilde“ wäre. Alle Erzeugnisse echter Kunst sind schlechthin geistige Gebilde, — Gebilde, welche nur zu ihrem Material die natürlichen Anschauungselemente und die Gesetze ihrer natürlichen Verbindung haben. Die Natur ist das Reich der Notwendigkeit, der Geist das der Freiheit; Religion, Kunst und Philosophie aber sind die Verwirklichungen der Freiheit des Geistes im Leben.

Diese Einwände werden die Wirkung der tüchtigen Schrift des Verfassers nicht beeinträchtigen; sie mögen nur mithelfen, die gegebenen Anregungen weiterzuführen.

Charlottenburg.

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt.

Geschichte.

Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn v. Schlei-
niß. 1858—1861. Stuttgart und Berlin 1905. Cottasche Buch-
handlung.

Bei der Korrespondenz zwischen Bismarck und dem Minister v. Schlei-
niß beruht das historische Interesse so gut wie ganz auf den Briefen Bis-
marcks. Die Schreiben stammen aus der Periode, in welcher Bismarck
Preußen am Petersburger Zarenhofe vertreten hat. Die Schreiben Bis-
marcks haben die Form von Privatbriefen, sind aber politische Dokumente
ersten Ranges, denn der Gesandte berichtete in ihnen seinem Vorgesetzten
Dinge, welche er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, in amtlicher
Form nicht mit derselben Offenheit zu berühren wagte. Es handelte sich
bei diesen Relationen in der Hauptsache um die innere Entwicklung Ruß-
lands, welche damals, ebenso wie heute, durch einen auswärtigen Krieg
wesentlich beeinflusst wurde. Ich meine nicht den Krimkrieg, der schon
einige Jahre zurücklag, sondern den französisch-österreichischen Krieg von
1859. Dieser nationalitätlich-demokratische Tendenzkrieg wirkte stark auf
die inneren Verhältnisse Rußlands zurück. Die Nachricht von der Schlacht
bei Magenta wurde Bismarck zufolge in Petersburg mit einem Frohlocken
aufgenommen, als ob die Triumphe von der eigenen Armee errungen
wären. Alle Stände wetteiferten in der Verherrlichung des französischen
Heeres. Die Bewegung empfing ihren Anstoß zunächst mehr von der
nationalistischen als von der demokratischen Idee und schlug sofort eine
scharf antideutsche Richtung ein, mit besonderem Fanatismus in Moskau,
aber auch in Petersburg. Die dortige Gallomanie zeigte sich dermaßen
verzehrt mit Deutscheinvidiosität: „daß sie“, berichtet Bismarck, „auch für
mich, der ich mich für die Landmannschaft mit den Oesterreichern doch
nicht vollständig begeistern kann, ihr Verlezendes hat.“ Nachdem aber
im Jahre 1860 die habsburg-lothringischen und bourbonischen Dynastien
Italiens verjagt worden waren, nahm die Gesinnung der Petersburger
Gesellschaft eine immer demokratischere Färbung an. Die Offiziere waren
fast die lautesten in der Kundgebung garibaldinischer Tendenzen, und
Bismarck fühlte sich in seinem preußischen Gefühl befremdet, wenn die
jungen Offiziere, alle Schranken des Anstandes überschreitend, bei den
revolutionären Szenen in der Stummen von Portici frenetischen Beifall
spendeten. Ein von oben her ergangener Befehl, die genannte Oper in
„Fenella“ umzutauschen, änderte nichts, weder an der Stimmung des Publi-
kums noch an den Demonstrationen.

Wie die demokratischen Bestrebungen neben den nationalistischen all-
mählich an Kraft zunahmen, ging deutlich daraus hervor, daß die Vor-
liebe für Frankreich nicht mehr allgemein war. Bismarck stieß fortan
auch auf Leute, die sich, vom liberalen Standpunkt aus, als heftige Gegner
Napoleons gaben. Indessen gingen die nationalitische und die demokratische

Richtung noch nicht auseinander, vielmehr bildeten die beiden Tendenzen, miteinander gemischt, eine breite oppositionelle Strömung, welche auf eine Aenderung in der auswärtigen wie der inneren Politik des Reiches gerichtet war. In den auswärtigen Angelegenheiten forderte die gesamte öffentliche Meinung die Abkehr von dem, was man deutsche Einflüsse nannte, d. h. den Verzicht auf die überlieferten engen Beziehungen zu den Dynastien Deutschlands. Mit den Italienern sympathisierte Alles, auch mit den slavenfeindlichen Magyaren, mit dem entsprechenden nationalitätlichen Programm für Deutschland waren Viele einverstanden, aber nicht Alle. Schon erkannte der Scharfsinn Bismarcks, daß die Deutschland abgeneigte Stimmung aller Stände ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hatte. Sie würde sich in dem Grade steigern, sagte er richtig voraus, in welchem die Freiheit der Presse zunähme. Mit besonderer Bitterkeit feindete die russische Opposition das während des Krimkrieges so unzuverlässig gewesene Oesterreich an und tadelte die von Alexander II. eingenommene neutrale Haltung als Apathie. „Wenn sie erst wüßte“, schreibt Bismarck, „was ich nach den gestrigen Aeußerungen des Kaisers über die Solidarität der ungarischen und der polnischen Revolution als sicher annehme, daß Sr. Majestät geneigt ist, dem undankbaren Oesterreich gegen einen neuen Aufstand der Ungarn wiederum Hülfe zu leisten, so würde der Zwiespalt zwischen der persönlichen Richtung des Kaisers und den Wünschen der Mehrheit seiner intelligenteren Unterthanen sich wohl viel schärfer noch manifestiren. . . . Die eifrigsten in der sogenannten deutschen Partei, wie Lieben, Berg, die die Armee genau kennen, erklären einen Feldzug Rußlands für Oesterreich, in Ungarn oder sonst, für schlechthin unmöglich. Der Haß ist im Geiste des gemeinen Russen zu einer Glaubenssache geworden, und die politischen Ansichten der Masse, auch in der Armee, werden von der russischen Politik heut vielleicht höher, als sein sollte, ange schlagen.“

Die deutsche Partei bestand aus einer ganz kleinen Gruppe, deren Oberhaupt der 80jährige Kanzler Meffeltrode war, der Leiter der auswärtigen russischen Politik von den Freiheitskriegen bis zum Krimkrieg. Wenn man Bismarck glauben will, der ja freilich eine große Empfänglichkeit für üble Nachrede besaß, so war auch jener ehemalige Vorkämpfer der Heiligen Allianz in die den russischen Staatskörper zerschmetternde Korruption verstrickt: „Der alte Kanzler trinkt in diesem Jahre seinen Kiffinger hier, um dabei den Ankauf der Moskauer Bahn durch die grande société deren starker Aktionär er ist, zu betreiben. Der Plan, seinen Schwiegerjohn Seebach als Direktor bei diesem Institut mit 100 000 Fracs. Gehalt zu placieren, ist gescheitert . . .“ Dieser verlebte, nach dem Rücktritt von seinem Amt nicht mehr sonderlich hoch geachtete Greis war fast der einzige Mann in Rußland, welcher nach außen hin an der reaktionären Tendenzpolitik Alexanders I. und Nikolaus I. festgehalten wissen wollte; sonst stellte sich die ganze Nation unbedenklich und

mit Leidenschaft auf den Boden des Nationalitätsprinzips, das damals in Europa en vogue war. Bismarck fragte mehrere Nationalitätenschwärmer, wie sie sich mit Polen abzufinden gedächten, wenn das Recht aller Nationen auf Selbständigkeit anerkannt würde. Die Antwort lautete, es gäbe so gut wie keine Polen in Rußland; nur längs der Weichsel existiere eine kompakte polnische Bevölkerung, die möge sich immerhin selbständig organisieren, besonders wenn Rußland dafür die östliche von stammensverwandten Ruthenen bewohnte Hälfte Galiziens erhalte. So nahmen die dominierenden Ideen von allen Seiten her eine feindliche Wendung gegen die habsburgische Monarchie. Ein Glück nur, daß der Zar das Auswärtige Amt einem Staatsmanne wie Gortschakoff anvertraut hatte: „Gortschakoff“, so schilderte Bismarck in dieser Periode den später so tödlich gehaßten russischen Kollegen, „erscheint wie ein vermittelndes Glied, welches die Kluft zwischen den Anschauungen des Kaisers und denen der öffentlichen Meinung überbrückt. Wenn er abginge, so gehörte eine sehr energische Widerstandskraft des Kaisers dazu, wenn das Steuerruder nicht in Hände gelangen soll, die noch weiter als bisher von allem ablenken, was man hier deutsche Einflüsse nennt . . . Die Vielseitigkeit (Gortschakoffs), sein guter Ruf in Geldsachen und seine eminente Befähigung und Arbeitskraft machen ihn für den Kaiser zu einem unentbehrlichen Schilde gegen das direkte Andringen eines Heeres von Sorgen und lästigen Geschäften. Es ist niemand da, der an seiner Stelle daselbe leisten würde, und deshalb wird der scheinende Gegensatz zwischen Kaiser und Minister, wenn er in letzter Instanz auch wirklich prinzipiell vorhanden sein sollte, doch die Stellung des letztern schwerlich erschüttern.“

Die Absichten der russischen Nationalisten auf Litgalien, welche an Bestrebungen des Zaren Alexander I. während des Feldzuges von 1814 anknüpften, sind für Europa sehr folgenreich geworden. Nach der Niederwerfung der polnischen Revolution von 1863 und wieder im Jahre 1876, bevor Alexander II. seinen Türkenkrieg führte, ließ er in Berlin vertraulich anfragen, wie Deutschland sich zu einem Angriffe Rußlands auf Oesterreich behufs Eroberung von Litgalien stellen würde. Indem Bismarck die bezeichnete Anfrage nach dem Grundfrage: „Meine Antwort ist auch eine Antwort“ behandelte, wurde der Knoten zu den großen diplomatischen Aktionen des deutsch-österreichischen Bündnisses, des Dreibundes und des Zweibundes geschürzt.

Hinsichtlich der inneren Zustände war das dringlichste positive Problem für die russische Regierung in der Epoche, welcher die Briefe Bismarcks an Schleinitz angehören, die Aufhebung der Leibeigenschaft. Bismarck überläßt die Erörterung dieser ihrer Natur nach mehr technisch gearteten Frage seinen amtlichen Berichten und behandelt in den privaten Relationen die innere Lage Rußlands im Allgemeinen: „Für Rußland verlangt und erwartet jeder“, schreibt Bismarck, „der nicht gerade ausschließlich von einem Amte lebt, nach Erlaß der Bauerngesetze irgendeine verfassungs-

mäßige Form der Betheiligung des Volkes und namentlich der höheren Schichten an der Regierung des Landes; die Gemäßigten mit Maßen; aber man hört Stimmen, die an den Convent erinnern und den Standpunkt der Girondisten schon überwunden haben. Man spürt die Thätigkeit von Wühlern, welche kein Mittel vernachlässigen, um Mißstimmung gegen den Hof und das kaiserliche Haus bis in die untersten Volksschichten zu verbreiten. Die nächste Umgebung des Kaisers ist leider nicht rein von Elementen, welche die übelsten Anhaltspunkte für dergleichen gewähren, und deren Handlungen sowie die Verantwortung für den ganzen Augiasstall amtlicher Mißbräuche künstlich dem Kaiser zugeschoben werden, dessen mildes Herz ohne Zweifel für manche ihm bekannte Personen zu nachsichtig ist, dessen ehrliches Streben nach Besserung der Dinge sonst aber selbst von denen anerkannt wird, die ihm aus der Erfolglosigkeit desselben einen Vorwurf machen. Den armen Leuten, selbst den gemeinen Soldaten, wie man sagt, rechnet man die Geldausgaben des Hofes, die Bauten für die Großfürsten, die Häuserankäufe für die jüngsten Söhne des Kaisers, den Verbrauch bei Hofe vor und vergleicht damit ihre Armut. Leute in hohen Stellungen, durch Amt und Geburt, sprechen mir von Revolutionen als von Dingen, die wohl möglich wären, sie aber eigentlich wenig angingen, sondern nur den Kaiser betrafen, sodaß es keinesfalls scheint, als ob sie in Verteidigung des Throns ihr Leben einzusetzen gedächten. Nun hat man sich hier zwar jeder Zeit durch scharfen Tadel in der Konversation für die Untwürdigkeit entschädigt, die man der amtlichen Gewalt im praktischen Leben erweist, dabei war aber in früheren Zeiten der gesamte europäische Wind nicht so ungünstig für monarchische Autorität wie heutzutage und wie besonders seit vier Jahren in Rußland. Vielleicht geht das vorüber wie ein Wechselieber, vielleicht aber reicht auch ein kleiner und zufälliger Funke hin, hier einen großen Brand anzuzünden. Von Offizieren hört man über Abnahme der Disziplin unter den Soldaten klagen und den Krieg als nötig bezeichnen, wenn nicht schlechter Geist einreißen soll

Bedrohlich sieht es überall aus in der Welt, und wenn man hier erlebt, daß Edelleute von anscheinend ruhigem und friedliebendem Temperament ganze Ladungen von Revolvern und Munition aufkaufen, um sich auf den Sommer zu rüsten, so weiß ich nicht, ob man nicht besser als Christenhund in Damascus aufgehoben wäre wie als Gentleman im Lande des Kaisers Nikolaus. (sic.) Die Aussichten der Deutschen in Nordschleswig sind jedenfalls weniger unbehaglich als die des russischen Landjunkers, der gleich einer lebendigen Höllemaschine mit Revolvern ausgestopft unter seinen Mauern luftwandelt.

Der Kaiser ist gedrückt von dem Ernst der Situation im Inneren und hat für auswärtige Politik nicht dasselbe Interesse wie sonst. Gestern sagte er mir mit tiefem Seufzen, daß die Mittwoche seine einzigen glücklichen Tage seien, weil die Geschäfte ihm dann 24 Stunden Ruhe ließen.

Er fährt nämlich jeden Dienstag Abend zur Jagd. Auch bei meiner neulichen Audienz war er niedergeschlagen: er schenkte mir seine und der eligen Kaiserin Photographie und knüpfte daran eine Besprechung der Originale aller im Zimmer hängenden Familienporträts, nur den Kaiser Paul übergang er sorgfältig, ob schon sein Blick lange und nachdenklich an dessen Bild haftete. Wenn Redensarten tödlich wären, so lebte in der Tat vom ganzen Hause Holstein-Gottorp keine männliche Seele mehr. Dem edlen Herzen des Kaisers läßt jeder Gerechtigkeit widerfahren, die „aber“, die dann jedoch folgen, sind von der Art, daß ich in den Fall komme, fortzugehen, oder um eine Aenderung des Gesprächs zu bitten. „Sehr übel ist es, daß der Kaiser für alle die weit verzweigten und vielfachen Mißbräuche verantwortlich gemacht wird, die mit dem Namen Minna Ivanowna, zu Deutsch Frau v. Burghof, Freundin des alten Adlerberg, zusammenhängen. . . . Daß Gardeoffiziere in Gegenwart Fremder die Frage diskutieren würden, ob sie auf das „Volk“ schießen werden oder nicht, hat der Kaiser Nikolaus gewiß auch nicht so schnell erwartet. . . . Man hat hier eine zu gute Polizei von alters her, als daß der Kaiser nicht viel von allen diesen Dingen erfahren sollte, und der praktische Chef dieses Institutes, Timaschew, sieht allerdings sehr schwarz in betreff der nächsten Zukunft. . . .“

Alles dieses und viele gleichartige in den Briefen an Schleinig ebenfalls wiedergegebene Wahrnehmungen veranlaßten den ruhig und einsichtig urteilenden Bismarck nicht, eine russische Revolution für wahrscheinlich zu halten; für ziemlich ausgemacht hielt er indeß — so beschränkt ist die menschliche Vorausicht auch bei den großen Staatsmännern — das nahe Bevorstehen einer konstitutionellen Verfassung des Zarenreiches: „In dem Gedanken, daß es anders werden muß“, schrieb er nach Hause, „sind alle einig; der Aristokrat, der Demokrat, der Pan-slavist, der Orientalist, und das Bestehende findet kaum unter den älteren Beamten einige Anhänger, ohne Einfluß und ohne Hoffnung, meist deutscher Nationalität. . . . (Ich) glaube. . . , daß der Kaiser, ohne sich selbst darüber ganz klar zu sein, von seinen Ratgebern, auch von sehr hochstehenden, nach wohl kombinierten Plänen auf Wege geleitet wird, die nicht dahin führen, wo er selbst anzukommen wünschen würde. Man rechnet darauf, daß sein edles und welches Herz, sein Bedürfnis, glücklich zu machen, durch kluge Einwirkung vermocht werden kann, freiwillig zu gewähren, was keine Gewalt ihm zu entreißen vermöchte. Auf direkte Andeutungen von der Zweckmäßigkeit der Mitwirkung des Adels und der intelligenten Klassen bei Reform der Regierung und der Finanzen hat Se. Majestät zwar wiederholt geantwortet: „Point de notables; je ne veux pas de 1789!“ nachdem aber der Schritt in Polen*) geschehen ist, und wenn seine Durchführung dort nicht etwa noch durch unvorhergesehene

*) Kaiserlicher Ukas vom 27. März 1861, der einen Staatsrat für das Königreich Polen einsetzte, sowie für das genannte Gebiet wählbare Gubernial-, Kreis- und Munizipalkollegien errichtete.

Umstände vereitelt wird, ist es gar nicht wahrscheinlich, daß der Kaiser auf die Länge widerstehen wird. . . . Ereignisse sind stärker als menschliche Pläne, und von ihnen wird auch die Zukunft aller guten und schlechten Reform-Projekte von Rußland abhängen, bleibt die Zeit ereignislos, so glaube ich doch noch lange genug zu leben, um Gortschakow vor russischen Notabeln reden zu hören. Die Diskussionen der französischen Kammern hatten ihn wahrhaft begeistert; er hielt mir die Reden, die er gehalten haben würde, wenn er als französischer Minister dabei gewesen wäre. Sein Journal de St. Petersburg bringt jeden Buchstaben der Moniteur-Berichte, während den englischen oder gar unseren Debatten kaum die Ehre einer Andeutung widerfährt. Gortschakoff träumt, wenn er seiner Phantasia Audienz giebt, Reden, welche die Stimmung bewundernder Senatoren beherrschen und in Paris gedruckt und auf der Straße gekauft werden; der hohe Adel träumt englische Pairstellungen und Mirabeausche Erfolge; Miljutin aber, der Vertraute des Großfürsten Constantin, Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und der schärfste und kühnste Geist unter den Progressisten, ist zugleich der bitterste Adelshaßer und denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bureaucratie, Presse, etwa nach napoleonischem Muster. . . .“

Ende Juni 1861 bricht der Briefwechsel zwischen Bismarck und Schleiniß ab, nicht lange bevor Schleiniß das Portefeuille des Auswärtigen niederlegte. (Im Oktober 1861.) Die Uebernahme der Regierung in Preußen durch Bismarck bereitete sich vor und vollendete sich ein Jahr nach dem Ausscheiden von Schleiniß. Er verwaltete noch nicht lange die Geschäfte, da bewahrheitete sich seine Voraussagung, daß Polen ein schwerer Stein des Anstoßes für die russischen Konstitutionellen werden würde. Die polnische Revolution von 1863 brach aus, und wenn sie auch den russischen Staat keinen allzu großen Gefahren aussetzte, wurde das Nationalgefühl der Russen doch dermaßen gereizt, daß die demokratischen und die nationalistischen Elemente der Opposition sich von einander trennten. Die konstitutionellen Tendenzen wurden dadurch so geschwächt, daß Alexander II. sich der Notwendigkeit enthoben sah, eine Verfassung zu geben; er kam mit der Einführung der Semstwoß (1864) und einer Anzahl von liberalen Reformen davon. Mithin gelangte Bismarcks Erwartung, Gortschakoff noch vor einer repräsentativen Versammlung auftreten zu sehen, nicht zur Verwirklichung. Die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, welche Bismarck in Petersburg angetroffen hatte, war so einstimmig gewesen, daß sogar jener so außerordentlich urteilsfähige Beobachter die Chancen des russischen Konstitutionalismus etwas überschätzte. Seine Gesandtschaftsrelationen verlieren dadurch nichts von ihrem Wert. Unübertrefflich informieren sie den Leiter des Berliner Auswärtigen Amtes über die alle Schichten des russischen Volkes durchwogenden Tagesstimmungen und ihre Bedeutung für die auswärtige Politik des Zaren-

reiches. Der Treue und Anschaulichkeit in der Schilderung der Zustände ist die realistische Kunst in der Charakterisierung der Persönlichkeiten ebenbürtig. Wird die Macht der konstitutionellen Brandung ein wenig zu hoch angeschlagen, so findet dafür die polnische Skizze eine Würdigung, welche der Verlauf der Begebenheiten vollständig bekräftigt hat. Der nachdrückliche Hinweis Bismarcks auf die Wiederaufnahme der galizischen Eroberungspläne durch die Russen ist gleichfalls durch spätere Vorkommnisse, auf die ich oben hindeutete, als ein höchst wertvoller diplomatischer Fingerzeig gekennzeichnet worden. Und auch, was die Hilflosigkeit des weichen Alexander II. gegenüber der Korruption à la Minna Ivanovna politisch bedeutete, hat Bismarck richtig vorgefühlt, denn die im Türkenkriege von 1877/78 zu Tage getretene Korruption wurde der Nagel zu Alexanders Sarge.

Emil Daniels.

Ausgewählte Vorträge und Aufsätze von Max Lenz. 18. Band von „Deutsche Bücherei“. Expedition der Deutschen Bücherei (Alfred Sarganel). Berlin S.W. 61. Johannisstich 4. 182 S.

Die in diesem Bändchen gesammelten Arbeiten von Max Lenz wenden sich an ein größeres nicht gelehrtes Publikum, behandeln aber durchweg tiefe und schwierige Probleme der Geschichtswissenschaft. In der ersten Studie: „Zum Gedächtnistage Johann Gutenbergs“, weist der Verfasser mit sicherem Takt der Erfindung der Buchdruckerkunst, deren historische Bedeutung von den Materialisten überschätzt wird, die ihr in der Weltgeschichte in Wahrheit zukommende Stellung an. Alle Tendenzen geistiger, wirtschaftlicher, sozialer und politischer Natur, welche das Zeitalter der Reformation herbeiführten, waren schon vorhanden, als Gutenberg an seiner Erfindung arbeitete; es lebten und wirkten bereits unmittelbare Vorläufer Luthers: „Aber nichts in seiner (Gutenbergs) Arbeit und in dem, was wir von ihm wissen, deutet darauf hin, daß er diesen Neuerern nahe gestanden hätte. Es ist wahr, das erste Buch, das er unter die Presse brachte, war eine lateinische Grammatik; aber es war der Donatus, das unzählige Male abgeschriebene Handbuch des Mittelalters, gegen dessen geistlose Methode alle Humanisten eiferten. Das zweite Druckerzeugnis, das seine Presse verließ, war ein Ablassbrief, in dem ein geistlicher Rat König Rufignaus von Cypern im Namen des Papstes allen den Christgläubigen die Vergebung der Sünden verhieß, die innerhalb dreier Jahre das Kreuz gegen Türken und Sarazenen nehmen würden. Es folgten eine Mahnung zum Kampf wider die Ungläubigen, Bibeldrucke, jedoch der Vulgata, des Textes der Kirche, Psalterium und Missale, scholastische Schriften theologischen oder juristischen Inhalts, Johann Gensfleisch zum Gutenberg, der Mainzer Bürger, ist ein Handwerker und so auch seine Kunst ein Werkzeug geblieben. Die positive, frei wirkende, von innen her schaffende Kraft war nicht in ihm und seinem Werke . . .“

Weit entfernt, den Ruhm Gutenbergs schmälern zu wollen, datiert Lenz vom Sommer 1450, wo die praktische Anwendung der Gutenbergischen Erfindung möglich wurde, einen Umschwung des europäischen Lebens. Aber alles Technische, hebt unser Historiker daneben hervor, ist dem Reiche der Ideen gegenüber an sich neutral. Aus der Werkstatt Gutenbergs, der, wie Lenz mit Recht rühmt: „Die europäischen Nationen mit dem vornehmsten Werkzeuge, um sich den Erdball zu unterwerfen, ausgerüstet hat“, gingen Schriften hervor, die nicht dem Geiste der fortgeschrittenen Zeit, sondern den überlebten Tendenzen des Mittelalters dienten. Was alle Welt gebrauchte, wollte Gutenberg ihr geben; dieses Bestreben, nicht reformatorischer Drang hat ihn zum Erfinder gemacht. Die Reformation wäre auch gekommen, wenn Gutenberg nie gelebt hätte, denn ihre Ursachen lagen tiefer.

„Der Geist, der die Tiefen bewegt“, sagt Lenz, „führt auf Quellen zurück, die jenseits aller Technik liegen. Das Altertum, das die Kunst des Druckens noch nicht kannte, hat dennoch in den Künsten und auf allen Gebieten des geistigen Schaffens Formen und Gedanken hervorgebracht in denen wir noch heute unsere erhabensten Vorbilder verehren; und das neunzehnte Jahrhundert, so glänzend und vielgepriesen es um seiner technischen Errungenschaften willen dastehen mag, hat nur Ursache, auf die vorgegangenen, so viel ärmeren und beeingteren Zeiten, in denen aber der Geist seine mächtigen Flügel geregt hat, mit Ehrfurcht zurückzuschauen. Die Technik kann die Güter gewaltig vermehren, sie mag die Kräfte des Menschen in ungeahntem Maße beflügeln, aber sie vermag nicht aus eigener Kraft das Reich des Idealen zu gestalten. Ihre Kunst bewährt sich um die Massen zu bezwingen, die Ideen zu verbreiten, Stärke in allen Sphären des Daseins zu erzeugen, aber dem Reiche der Ideen gegenüber ist sie an sich neutral; unermesslich in ihrer Bedeutung als Hilfskraft, ist sie an sich selbst ohnmächtig, sobald es gilt, den Tiefen des Lebens nachzugehen. Sie kann schaffen, hemmen und zerstören, den Geistern des Fortschritts dienen und denen der Verneinung. All die assimilierende, völkerverbindende Kraft, die man ihr wohl zuschreiben mochte, ist nicht imstande gewesen, die Ideale des Weltfriedens und der Humanität, die das achtzehnte Jahrhundert hervorrief und predigte, zu erhalten; vielmehr haben alle Errungenschaften ihrer Art nur dazu gedient, den Streit, der die Welt erfüllt, unerbittlicher und ungeheurer zu machen als je und den nationalen Egoismus, der heute das Wort führt, mit immer stärkeren Waffen auszurüsten.“

„Humanismus und Reformation“ betitelt sich ein Vortrag, den Lenz bei der Lutherfeier des Evangelischen Bundes im Jahre 1891 gehalten hat, und den wir in der vorliegenden Sammlung an zweiter Stelle abgedruckt finden. Wie „Zum Gedächtnistage Johann Gutenbergs“ gegen die Materialisten, so polemisiert „Humanismus und Reformation“ gegen die Nationalisten, die Bepurwörter einer einseitigen Verstandeskultur,

welche die Reformation unter den Humanismus stellen. Luther stellen sie unter Petrarca, den sie rühmen als den ersten Individualmenschen, der die Schranken des korporativen Daseins und Empfindens durchbrochen, der zuerst sein Ich zum Spiegel der Welt erhoben, sein Selbst entdeckt habe und so der Prophet der neuen Zeit, der Ahnherr der modernen Welt geworden sei. Im Gegensatz zu diesen rationalistischen Ueberschwenglichkeiten entwirft Lenz ein höchst nüchternes Charakterbild von dem sogenannten Ahnherrn der modernen Welt: „Ueber Worte ist er nie hinausgekommen. Alle seine Jahre hat er in Avignon zugebracht oder an den Höfen, gegen die er sein Italien zur Freiheit und Einheit aufrief. Sein Eifern gegen den Sündenwuhl an der Rhone hinderte ihn nicht, selbst Priester und Domherr zu werden und unablässig um Bränden zu betteln für sich wie für seine beiden Kinder, die er trotz der Weihen besaß: „Auf die Taten, schreibt er, „richte Deinen Geist. In den Worten ist eitel Großtun, mühseliges Stammeln und hohler Klang, im Tun allein ist Ruhe, Tugend, Glück.“ Und an heroischen Erklärungen, den Tod für die Wahrheit und für die Auferweckung der römischen Größe erleiden zu wollen, ließ er es nicht fehlen, aber er hat nie den Finger danach gerührt. Er war ein Patriot ohne persönliche Opfer. Er war angefahren bei Höfen und Republiken; man wetteiferte um seinen Besitz wie spätere Zeiten um Erasmus und Voltaire, aber wie diese ward er stets als Schöngest behandelt.“

Ueberhaupt zeigten sich Renaissance und Papsttum auf die Dauer so wenig als Feinde, daß sie vielmehr den innigsten Bund miteinander schlossen, und Luthers die Neuzeit ins Leben rufende Erhebung sich gegen denjenigen Papst vollzog, welcher in der Geschichte als der Eponymos für die Butezeit der humanistischen Generationen dasteht. Luther und Bismarck sind die beiden Riesen unter den großen historischen Gestalten, welche uns in der Lenzschen Sammlung entgegentreten. Den Reformator stellt Lenz in Parallele mit zwei Zeitgenossen, die bei aller Bedeutung ihm nicht ebenbürtig sind, mit Hutten und Melanchthon, den Helden zweier vorzüglicher Epochen, den Begründer des Deutschen Reiches vergleicht unser Autor in dem Aufsatz: „Bismarck und Ranke“ mit einem Ebenbürtigen. Beide Methoden erweisen sich als sehr fruchtbar. Die Sammlung bildet eine vorzügliche Einführung in die idealistische, kankeanische Geschichtsbetrachtung.

Emil Daniels.

Literatur.

Die Jubiläums-Ausgabe von Goethes Werken.

Wir sind gewöhnt, die weltbekannte Verlagsfirma Cotta in so engem Zusammenhang mit den Werken unserer Klassiker zu denken, wie wenn deren Veröffentlichung stets nur durch jene erfolgt wäre. So auch bei Goethe, dessen Wirken jedoch den Höhepunkt nahezu überschritten hatte als die genannte Firma den Verlag übernahm.

Die Beziehungen wurden durch Schiller angeknüpft, aber erst nach seinem Tode, im Jahre 1806, brachte der Verlag die erste Gesamtausgabe. Zur Erinnerung an das seitdem abgelaufene Jahrhundert, währenddessen eine ganze Reihe verschiedener Auflagen der Goethewerke durch die Firma verbreitet worden, veranstaltet sie nun eine Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Bei musterhafter Ausstattung und anerkannter Preisbilligkeit — der geheftete Oktavband zu 1,20 Mk. — erfolgt die Veröffentlichung in so wohlabgepaßten Zeitabständen, daß die Anschaffung auch weniger Bemittelten un schwer zugänglich wird.

Ein Hauptaugenmerk bei dieser Ausgabe ist die sorgfältigste Verwertung der inzwischen gar umfassend gewordenen Goethesforschung, deren Ergebnisse zunächst nur innerhalb der Fachkreise verbleiben; diese Ergebnisse zu kennen, haben die größeren Leserkreise ein gutes Recht, und eben das findet in der Neuauflage, worin ihr allerdings schon anderweitige Ausgaben vorausgegangen, gebührende Berücksichtigung. Die Werke sind gruppenweise bewährten Goethekennern anvertraut, die sie mit Anmerkungen versehen und literarhistorisch einleiten. Obwohl in seiner allgemein-menschlichen Bedeutung dem gebildeten Bewußtsein unmittelbar verständlich, steht Goethe in seinen Leistungen mit dem eigenen Zeitalter, von dem uns allbereits ein Jahrhundert trennt, vielfach in so engen Beziehungen, daß dem heutigen Leser, auch bei sonst ausreichender Bildung, manche Aufschlüsse unentbehrlich, die hier in möglichst kurzer Fassung gegeben werden. Selbstverständlich war noch ein anderes wichtiges Ergebnis der Goethesforschung hier geltend zu machen: die genaue Durchführung der inzwischen festgestellten richtigen Lesarten, was freilich auch schon vorhergegangene Ausgaben aus späterer Zeit in Sicht gehabt. Auch dies ist eine vielverzweigte Aufgabe, bei der etliche Geschlechtsreihen einander die Hände reichen. In einem aber läßt die neue wohlfeile Ausgabe alle ihre Vorgängerinnen weit hinter sich: in der schönen deutlichen, dem Auge überaus angenehmen Schrift und in der zweckmäßig übersichtlichen Anordnung der einzelnen Schriften. Daran hat es schon der Autor in den von ihm selbst besorgten Ausgaben fehlen lassen, und die späteren sind in den gegebenen Geleisen verblieben.

Eingeführt wurde die Neuauflage mit dem ersten Bande der lyrischen Gedichte, denen namentlich betreffs der richtigen Lesart die größte Sorgfalt zugewendet ward. Hierüber und über Entstehung und Anlaß geben Anmerkungen ausreichenden Aufschluß, ohne in weitläufige Erörterungen oder irgendwelche Bedanterei zu verfallen. Auf den Zusammenhang mancher Dichtungen mit wirklichen Erlebnissen, der dem gewöhnlichen Leserauge sich leicht entzieht, wird gebührend hingewiesen, sowie auf die nicht seltenen Fälle, wo der Dichter etliche Volkslieder oder von Vorgängern ungenügend verwertete Motive zu wahrhaft künstlerischer Höhe erhoben. Anscheinend belanglos, weil die Schönheit der Gedichte von selbst einleuchtet, steigern diese Mitteilungen die Genußfreude, indem sie ihnen gleichsam einen festeren Halt verleihen. Die Anordnung der hierher gehörenden

Dichtungen ist vorwiegend die herkömmliche, doch wurden aus übrigen Bänden früherer Ausgaben manche Gruppen hierher herüber genommen, worüber man in der vortrefflichen Einleitung des näheren belehrt wird.

Mit Ueberspringung der vier zunächst der Reihenfolge nach zu liefernden Bände erschienen die epischen Dichtungen als sechster Band. Von ihnen ist wohl nur Hermann und Dorothea zu allgemeinerer Kenntnis und Beliebtheit gelangt. Ein Zeitgemälde von unwiderstehlicher Schönheit, hat es nunmehr über ein volles Jahrhundert den Zauber bewährt, den es immerdar bewahren wird. Alle dazu gehörenden Umstände, Entstehungszeit und sonstige es betreffende Einzelheiten, sowie die hier ebenfalls vorhandenen Beziehungen zum Leben des Dichters und seiner Umwelt werden berührt. Auch das dem aufmerksamen Leser sich aufdrängende Bedenken hinsichtlich der Altersbestimmung des Helden und seiner Eltern kommt zur Sprache: daß er nämlich der Sproß einer erst zwanzigjährigen Ehe sein soll, während doch die Schilderung dieser drei Gestalten zweifellos eine vorgerücktere Lebensstufe annehmen läßt, zu der ein Jahrzehnt mehr weit besser stimmen würde. Vielleicht hätte auch des kleinen Ausdrucksverehens gegen den Schluß hin gedacht werden können, wo es vom Pfarrer heißt, er habe „staunend“ an Dorotheas Hand das Zeichen eines vorherigen Verlöbnißes wahrgenommen, wovon er ja doch durch den die Auswanderer führenden Richter — vergl. *Klio*: Vers 187—190 — genaue Kenntnis erhalten. Der echtdeutschen Erzählung aus bewegten Tagen geht in diesem Bande der Reineke Fuchs vorher, trotz seiner Formvollendung und sonstiger dichterischer Vorzüge, kaum noch nach Gebühr gewürdigt, obwohl, wie schon die Kenner mit Recht betonen, „der Stoff von gestern und heut ist“. Auch nach dem seither abgelaufenen Jahrhundert hat die Dichtung diesen Reiz nicht eingebüßt: die darin bekämpften Herrschaftsansprüche und Lebensverhalten einer ihr Daseinsrecht auf längst überholte und entwurzelte Vorbildungsgebilde gründenden Kaste bilden immer noch ein wesentliches Hemmnis gedeihlicher Besitzungsfortschritte. Einleitung und Anmerkungen bringen reichhaltige Belehrung, doch wären unter diesen manche nachzutragen. So namentlich hätte gesagt werden müssen, weshalb „ein Weibbaum in Aachen“ nicht am Plage ist [6, 38, Seite 63]; ob „Meister Abyron“ [10, 16, unterste Zeile Seite 109] eine fingierte oder wirklich gemeinte Persönlichkeit sei; auch was Sethym [10, 121, Seite 113] bedeute, hätte gesagt werden können. Schließlich ist Seite 263, Zeile 6, die Berufung auf eine Stelle der Dichtung selbst unrichtig: es muß dort 3. Gesang statt des angegebenen 2. heißen. Die dem Bande noch angehörende Achilleis, bekanntlich Fragment, hat ihren Hauptzweck wohl nur in dem darin befundenen Geschick, die homerische Darstellungsweise und den ihr eigentümlichen Ton mit Sicherheit zu treffen. Offenbar hat es den Dichter gereizt, auf epischem Gebiet eine ähnliche Leistung, wie sie ihm auf dramatischem mit seiner Iphigenie geglückt war, zu versuchen. Die zur Orientierung mitgeteilten Entwürfe der vollen Ausführung haben unstreitig

ihr großes Interesse, lassen aber deren Unterbleiben nicht bedauern, da hier eine einfache, durchweg menschliche Behandlung, wie bei jenem Drama wegen unvermeidlicher Hinzuziehung der uns völlig entfremdeten Götterwelt ohne Künstelei und eine unfehlbar verstimmende Absichtlichkeit nicht herstellbar gewesen wäre.

Als dritte Gruppe der Dichtungen, den dramatischen, gelangten zunächst drei Bände zur Herausgabe. Ganz zu Anfang erschien Band 12: *Pyhigenie und Tasso* und dazu die natürliche Tochter, die ihren Platz neben jenen Meisterwerken wohl nur wegen ihrer prachtvollen Diktion erhielt. Im Stoff und in der Gestaltung der Charaktere durchaus vergriffen, läßt auch dieses Fragment nur bedauern, daß der Dichter seine Kraft daran vergeudet; bei diesem Eindruck bleibt es auch nach genommener Kenntniß der hier ebenfalls mitgetheilten Entwürfe zu den zwei übrigen Dramen der geplanten Trilogie. Dies alles in den begleitenden Anmerkungen redlich zugestanden zu finden, wird jeden unbefangenen Leser mit Befriedigung erfüllen. Die als Band 8 herausgegebenen *Singspiele* sind nur als Zeugniß von Goethes über ein halbes Jahrhundert sich erstreckendem Interesse für das deutsche Opernwesen von Belang, obwohl er mit seinen Leistungen hier nicht nachhaltig hat wirken können. Einzelnes davon gehört allerdings der geselligen Unterhaltung des ihm nahestehenden Hofkreises und hat nur Gelegenheitswert. Die gar zu breit geratene und in eine mehr als bedenkliche Komik ausmündende *Vuffaoperette „Scherz, List und Rache“* wurde wohl durch einen der Goethe befreundeten Komponisten in Musik gesetzt, gelangte aber niemals zur Aufführung; was von den Kompositionen Goethescher Texte seiner Zeit auf die Bühne gekommen, ist schon längst der wohlverdienten Vergessenheit verfallen, da ihnen musikalisch die Weihe mozartischen Zaubers durchaus abgeht. Trotz ihrer Zugehörigkeit zu Goethes Dichtungen hat keines von den Singspielen spätere Tonsetzer zur Komposition angeregt; und doch hat Goethe seinerseits manchen von ihnen eine besondere Sorgfalt zugewendet, so namentlich der „*Claudine von Billabella*“, die er einer dreimaligen Bearbeitung unterworfen, freilich ohne damit, wie es auch die Anmerkungen des Herausgebers zugeben, eine wahrhaft befriedigende Leistung zu erzielen. Rasches Veralten ist das unabwendbare Los derartiger Erzeugnisse und davon blieb auch Goethe diesenfalls nicht verschont. Ueber den Wechsel der Zeiten und jeweils vorherrschender Stimmungen erheben sich nur Werke von allgemein menschlicher Bedeutung wie der *Faust*, dessen erster Teil als Band 13 der Sammlung angereicht ward. Eine durch große Sachkenntniß hervorragende, aber dabei nur auf das Wesentliche sich beschränkende Einleitung, sowie mit gleichem Bedacht redigierte Anmerkungen am Schlusse, genügen vollauf für das unbehinderte Verständniß der Dichtung. Hierdurch ist deren unmittelbarer Genuß, wie man ihn von der Bühne her hat, gesichert und macht das bevormundende Geschwätz mancher übereifriger Deutriche, die sich sonst vordenkend und

vorgenießend dem gebildeten Leser aufdrängen möchten, durchaus entbehrlich. Von besonderem Interesse ist der diesem Bande beigelegte Urfaust, die ursprüngliche Fassung der Dichtung nach einer 1887 aufgefundenen Abschrift, deren damals veröffentlichter Druck wohl kaum über Fachkreise hinausgedrungen sein dürfte. Ganz von selbst bietet sich hier die Gelegenheit zu einem Vergleich, an dem man die vom Dichter zurückgelegte Entwicklung ermessen kann. Auch hier hat der Herausgeber den Einsichten des Lesers nicht vorgegriffen, nur beiläufige Winke und Hinweise bringend, für die man ihm dankbar sein muß.

Von den Projahrschriften gelangten zuerst die Annalen zur Veröffentlichung. Wenige Jahre vor Goethes Tode unter dem alsdann lange behaltene Titel Tag- und Jahresheste als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse erschienen, gelangten sie, obwohl inhaltlich belangvoll und lehrreich, nicht zu gleicher Beachtung wie die ganz anders angelegten und ausgeführten „Bekenntnisse“. Ein vorwiegend trockener Ton, der stellenweis an Kanzleischrift streift, sowie der Gebrauch gewisser stereotyper Ausdrücke in den verschiedensten Bedeutungen und die nicht gleichmäßige Darstellung haben kein allgemeineres Interesse auskommen lassen, obwohl das Mitgeteilte über die geschichtlich ereignisreichen und wechselvollen Jahre 1790 bis 1822 sich erstreckt. Man hat es jedoch nicht mit einer Zeitgeschichte zu tun, sondern mit Goethes unmittelbaren Erlebnissen und Bestrebungen, und auch das nur im Hinblick auf die ihm über alles gehenden Kulturvorteile und höheren Lebensziele, die ihm von den eben dann statthabenden Umwälzungen bedroht schienen. Viele der damals maßgebenden Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen, erscheinen hier nur in flüchtiger Namensnennung; sogar sein Zusammentreffen mit Napoleon, dem er als hervorragendem Feldherrn und einflußreichen Staatsmann große Bewunderung zollte, findet hier nur eine äußerst nüchterne und sicherlich vielen eine arge Enttäuschung bereitende Wiedergabe. Mehr als ein volles Jahrzehnt vor Einbruch der welterschütternden Vorgänge hatte Goethe sich der Natur als Gegenstand jaggetreuer Erkenntnis zugewandt; dies bot ihm, inmitten jener Ereignisse, denen er rat- und einflußlos gegenüberstand, den vornehmsten Lebenshalt. Reich und vielseitig entfaltet sich hiernach sein Mühen und Tun: Botanik und Zoologie, Geognosie sowie Meteorologie und Optik umspannt er mit gleich regem Verlangen und gleich fruchtbarem Verständnis, selbst manche bedeutsame Errungenschaft zu Tage fördernd und daneben auch noch die seiner Obhut anvertraute Universität Jena und deren wissenschaftliche Einrichtungen umsichtig betreuend. Auch auf die Interessen der Kunst und Literatur erstreckte sich seine damalige Tätigkeit, und so zeigt ihn das Buch als einen über die flüchtigen Zeitvorgänge erhobenen treuen Hüter des wahrhaften Menschentums. Genießbarer und verständlicher werden die Annalen freilich durch die dem Text nun reichlich beigegebenen Anmerkungen, von denen einige nötigenfalls auch berichtigend verfahren.

Unter diesen vermißt man eine die Erklärung betreffend, die der Autor 1804 über die Benennung einer damals und noch späterhin zu Jena bestehenden Klasse von Dienstleuten im Knabenalter gegeben. Diese am Markt und an Straßenecken ihres Erwerbs gewärtigen Burtschen nannte man „Mohren, wahrscheinlich weil sie, von der Sonne verbrannt“, meint Goethe, „sich durch eine dunklere Gesichtsfarbe auszeichneten“. Die Benennung entstammt aber, wie leicht zu erraten, der inzwischen zum geflügelten Wort gewordenen Schlußäußerung des Mohren im Fiesco.

Liest man die Annalen nicht ohne ein Bemühen um gerechte Anerkennung, so greift man um so freudiger nach den inzwischen auch schon herausgegebenen selbstbiographischen Schriften, die der Autor in seiner besten Schaffenszeit verfaßt und veröffentlicht hat. Das Wiederlesen der nun vier Bände umfassenden Dichtung und Wahrheit gewährt eine unschätzbare Belehrung durch die aus dem Nachlaß im Weimarer Archiv herangezogenen Ergänzungen, die mit gebührender Umsicht den Anmerkungen beigegeben worden: diese selbst, namentlich betreffs nötiger Richtigstellungen mancher Zeitdaten*) und sonstiger durch Kompositionsgründe bedingter Verschiebungen in der Darstellungsfolge, immer belangvoll und am rechten Platz. Unerkennenswert ist auch der Freimuth, womit auf gewisse, dem alternden Autor sich aufdrängende Zugeständnisse an die damals herrschende Zeitstimmung hingewiesen wird: die für einen ehemaligen Verehrer Bayles und Voltaires recht auffällige Apologie der biblischen Erzvätermoral, Buch 4, nicht minder die bei einem überzeugten Protestanten durchaus befreundende Verherrlichung der sieben Sakramente im Katholizismus, Buch 7, sowie die gleichfalls romantischen Anschauungen zuneigende Kosmogonie, Buch 8, die immerhin als eine Frucht Schelling'scher Denkauregung von Interesse bleibt. Aus der Gruppe der autobiographischen Werke erschien bereits auch Campagne in Frankreich mit der Belagerung von Mainz, auch diese mit richtigstellenden Anmerkungen bezüglich des Tatsächlichen und anderen erforderliche Aufschlüsse bringenden Noten versehen. Bei der Anordnung des Druckes hätten aber die jeweiligen Seitenüberschriften, die nun durchgehend nur den Titel der mitgetheilten Schriften wiederholen, in genauerem Anschluß an den betreffenden Text gegeben werden sollen, und zwar nach den aus der Stoffgliederung sich ergebenden Gruppenbezeichnungen, wie sie der Herausgeber bei den Anmerkungen seinerseits angebracht hat. Derlei kleine Aufmerksamkeit erhöhen die Lesefreude und erleichtern das Nachschlagen wesentlich.

Reich an selbstbiographischen Mitteilungen sind auch die inzwischen erschienenen Schriften zur Kunst. Sie umspannen das ganze Gebiet der Kunstentwicklung von ihrer klassischen Höhe im Altertum bis zu Goethes eigener Zeit, der er dadurch einen über das Eintönige und Kleinliche des Alltäglichen hinausragenden Lebensinhalt zuzuführen bemüht war. Zunächst

*) Einige übersehene Druckfehler kommen nicht in Betracht.

freilich ohne ausreichendes Verständnis zu finden, was jedoch nicht ausschließlich einem mangelnden Entgegenkommen seitens der Mitwelt zur Last fällt. Goethes eigene Anschauungen und Kunstneigungen tragen ein gar wechselndes Gepräge und die von ihm beachteten Künstlererscheinungen und Künstler haben vielfach nur eine in ihrem unmittelbaren Dasein wurzelnde Bedeutung, die wir erst heute, wo Kunstpflege und Kunstwissenschaft weit nachhaltiger als damals in das Geamtleben eingreifen, historisch zu würdigen imstande sind. Die hierdurch gebotene Belehrung verleiht diesen Schriften Goethes einen erneuten Wert, wozu die ihnen nun beigegebenen Anmerkungen viel beitragen werden. Unter den hierher gehörenden Schriften findet man auch zwei größere Uebersetzungsarbeiten Goethes, bisher wohl schwerlich über die eigentliche Goethelennerschaft hinaus gelesen. Außerhalb dieser ist die Cellini-Biographie kaum mehr als dem Namen nach gekannt, obwohl sie, einmal zur Hand genommen, mit nie versagender Spannung durchgelesen wird. Die wunderbare Renaissancezeit mit ihren vielen scharfsausgeprägten Gestalten tritt in der unbefangenen Schilderung und Beurteilung eines geistig überlegenen Mitgenossen mit dem ganzen Zauber unmittelbarer Lebendigkeit bei gewandter Hervorhebung des „Allzumenschlichen“, namentlich an gewissen in das Geschick des Florentiner Goldschmieds und Bildhauers mehr oder weniger entscheidend eingreifenden hohen Würdenträgern, an einen heran. Die Zurückhaltung weiterer Lesekreise diesem Werke gegenüber erklärt sich vorwiegend aus der Ungleichmäßigkeit in der Wiedergabe, von Goethes wechselndem Interesse für die Arbeit bedingt, und aus dem überaus fehlerhaften Druck, womit das Werk in den gewöhnlichen Ausgaben behaftet war. Diesem Mißstand bringt die vorliegende Neuauflage gründliche Abhilfe durch sorgfältige Richtigstellung des Textes sowohl nach neueren Editionen des italienischen Originals wie auch nach der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts veranstalteten Wiener Ausgabe der Werke des Dichters, die von Goethe selbst durchgesehen worden und alle deutschen Drucke an Korrektheit übertrifft. An dem nämlichen Mißstande — Ungleichheit in der Ausführung und vielfache Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten, die teils dem Uebersetzer, teils der Beschaffenheit der von ihm benützten Vorlage, teils fahrlässiger Behandlung des Druckes entstammen — litt auch Goethes Uebersetzung von Diderots köstlichem Gespräch mit Rameaus Neffen. Bei der Neuauflage ward die erforderliche Richtigstellung des Textes, auffallend genug, nicht vollständig durchgeführt: nur die ärgsten Schnitzer wurden beseitigt, eine Menge anderer, obwohl einen offensbaren Widersinn ergebend, werden in den Anmerkungen berichtigt, statt hier die Fehlerhaftigkeiten zu erwähnen und die richtige Lesart im Text anzubringen. Wo Goethe *sui- für suis* gelesen, *meurt für meut*, *sait für fait*, wo er, von mangelhaften Wörterbüchern im Stiche gelassen, notgedrungene Wortbildungen sich erlaubte, die als solche mittlerweile erkannt worden, da hätte auch dies, genau wie die

übrigen Verschen seinerseits, aus dem Text entfernt werden müssen, denn nur hierdurch wäre die ungetrübte Lesesreude an dem prächtigen Zeitbilde kunsthistorischen Inhalts gesichert gewesen. Von den beigelegten Noten hätte die sehr entbehrliche über Racine [Seite 362 zu 58], sowie die nicht minder überflüssige Belobung Molières [Seite 369 zu 105] und nur gar die auffallend irrige Angabe über Hugo Grotius [Seite 373 zu 136] füglich wegfallen können. Die Anmerkung zu Diderots Neußerung über Voltaire, Seite 88: „Mahomet ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas' wieder hergestellt haben“, ist nicht zutreffend. Bezüglich der „giftigsten Spötereien“ des Philosophen zu Ferney hegte Diderot wahrhaftig nicht die theologisch angehauchte Vorurtheilhaftigkeit, die sich in der Fassung dieser Note, Seite 367, kundgibt, als hätte Voltaire mit dem großherzigen Einschreiten für die Familie Calas seine Angriffe gegen die kulturfeindliche Herrschaft der Kirche gesühnt. Sein „giftiger Spott“ hier entstammte der nämlichen Gesinnung, die seine Bemühungen um eine humanitäre Rechtspflege kennzeichnet. Um diese außergewöhnliche Leistung beneidet ihn Diderot, wogegen ihm die Dichtungen Voltaires, bei aller ihnen gezollten Anerkennung, nicht vereinzelt dastehen

Auch etliche von den Romanen wurden bereits veröffentlicht: der Wilhelm Meister vollständig und dazu die Wahlverwandtschaften. Beiden Werken hat die größte Sorgfalt bei der Textrevision zugewendet werden müssen. Von Auflage zu Auflage haben sich eine Menge Entstellungen durch den Druck fortgeerbt, anscheinend ohne bisherigen Lesern besonders störend gewesen zu sein; auch hier hat die vorhin erwähnte Wiener Ausgabe auf die richtigen Spuren geführt. Ueberaus wertvoll ist die Einleitung zu den Lehrjahren, die der ihnen vorausgegangenen Entwicklung des deutschen Romans eine eingehende Betrachtung widmet; bei der Beurteilung des Werkes selbst werden die mancherlei Flüchtigkeiten und beiläufigen Widersprüche in der Darstellung nicht verschwiegen. Die Wanderjahre erfahren eine gleich umsichtige Würdigung, fern von jedem Versuch die hier achtjamen Lesern sich ausdrängenden Bedenken durch Suggestion herkömmlicher Bewunderung zu beseitigen. Nur hätte man bei diesem an Einlagen so reichen Werk, denen es eigentlich nur als Rahmen dient, ein Inhaltsverzeichnis derselben gewünscht, was für das Wiederlesen der besonders ansprechenden Erzählungen deren Auffinden wesentlich erleichtert haben würde. Bei der Einleitung zu den Wahlverwandtschaften ist es vorwiegend auf deren ästhetische Würdigung abgegangen, und zwar unter entschiedenem Ausweichen vor jedem möglichen Einwand, dem eine unbefangene Schätzung dieses Kunstwerks sich schwerlich entziehen kann. Das Ausmünden der sonst mit überlegener Objektivität geführten Handlung in erzromantische Vorbildungsgebilde ist ein unbewußt oder gebliffentlich stattgehabtes Zugeständnis des Dichters an eine momentan vorherrschende Zeitgesinnung, das dem Scheiden vom Buche ein gewisses Gefühl der Entfremdung unwillkürlich beimischt.

Bis um die Jahreswende war das Unternehmen um etwas mehr als die Hälfte der zu liefernden Bänderreihe vorgerückt. Für ein allgemeineres Interesse daran hätte es sich empfohlen, wenn der Verlag von sich aus eine Uebersicht des den einzelnen Bänden zugebachten Inhalts geliefert hätte. Stellenweis hat man diesfalls einige Abhilfe in einzelnen Anmerkungen, aber volle Gewißheit wäre zweifellos eine Annehmlichkeit, für die übrigens auch nachträglich noch gesorgt werden könnte.

Wilhelm Volin.

Adalbert Stifter, Studien. Neue vollständige Taschenausgabe in zwei Bänden. Mit einer Einleitung von J. Schloß und zwei Titelzeichnungen von C. Walser. Geb. in Leinen 7,50 Mk., in Leder 10 Mk. — Insel-Verlag, Leipzig.

Die künstlerische Eigenart Adalbert Stifters wird besonders deutlich in seiner charakteristischen Vorrede zu den „Bunten Steinen“, jenem für die Kinderwelt bestimmten Sammelwerk, das bald nach den „Studien“ erschien und die dichterische Lebensarbeit des sympathischen Mannes abschloß. Hier stellt Stifter in Bezug auf seine Naturanschauung fest, daß ihm das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Grünen der Erde gerade so groß erscheine wie das prächtig einherziehende Gewitter, der feuerpeiende Berg, das zerstörende Erdbeben. Ja, er schätzt diese außergewöhnlichen, den regelmäßigen Verlauf der Dinge unterbrechenden Ereignisse geringer ein als die allgemeinen, sich beständig wiederholenden Erscheinungen, die uns das Bleibende, Allgemeine offenbaren. Man ist bei dem philosophisch interessierten Schulrat manchmal versucht, Einflüsse der zeitgenössischen Philosophen anzunehmen. Es ist bekannt, wie sehr Stifters dichterische Produktion diesen theoretischen Formulierungen entspricht. Seine minutiöse Naturschilderung geht durchaus auf peinliche Wiedergabe der ruhigen harmonischen Landschaft aus. Hier ist er von einer mimosenhaften Empfänglichkeit, die ihn in innere Verbindung mit den Modernen, besonders der neuen Landschaftsmalerei bringt. Jedoch wäre es fehlerhaft, aus Stifters Streben nach dem Allgemeinen, auf poetische Konzentration bei ihm schließen zu wollen. Ihm fehlt jegliche straffe Zusammenfassung bei einer größeren Komposition: seine Landschaftsbilder sind Miniaturen, bei denen man sich an der sorgfältigen Detailarbeit aus nächster Nähe erfreuen kann. Tritt man aber zurück, so bleibt ein geschlossener Gesamteindruck aus, die hübschen, kleinen Einzelheiten, so lieblich und anschaulich sie auch gezeichnet sein mögen, schließen sich nicht zu einem einheitlich wirkenden Ganzen zusammen. Aber diese rührende Vertiefung in die einfachsten Objekte einer naiven, optimistischen Naturbetrachtung, die behagliche Ruhe des freundlichen, gemütvollen Beobachters gewähren jetzt noch einen ungetrübten Genuß. An diesen wichtigsten Punkt der „Studien“ muß man heute anknüpfen, um Stifter wieder neu aufleben zu lassen; er ist in eine lange

ndung
mitteln

rigte
Bauf

weit
nur

des
auf
bär

nicht
der

les
ten

ete
te

en
at

er
h

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

h
:

Peter Cornelius. Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie herausgegeben. IV. Gedichte gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1905.

Mit der Herausgabe seiner literarischen Werke hat die Familie des so früh verstorbenen Dichter-Musikers dem deutschen Volke ein Geschenk gemacht, das es ihm nicht genug danken kann. Der Lebende ist nie zu seinem vollen Recht gekommen, aber was die Mitwelt ihm nur halb erteilt, wird ihm die Nachwelt geben. Ist der große Künstler und Edelmann doch zu seinen Lebzeiten nur von einer kleinen Schar Getreuer nach Verdienst gewürdigt worden, so wächst die Zahl derer, die ihn nicht nur als Musiker, sondern in seiner Ganzheit erkennen und lieben, seit der Herausgabe seines literarischen Nachlasses von Tag zu Tag. Seine Gedichte, die den vierten Band bilden, werden nicht am wenigsten dazu beitragen, daß die lebendige Nachwirkung des herrlichen Menschen, dessen Zuversicht, daß das Gute wirke, wachse, fromme und daß der Tag dem Edlen endlich komme, durch keine noch so schlimmen persönlichen Erfahrungen erschüttert werden konnte, und des hochgemuten Künstlers, der auch in Zeiten, wo ihm das tägliche Brot nur äußerst kärglich beschieden war, glaubte, an der Tafel der Götter zu sitzen, sich in immer weiteren Kreisen geltend machte. Es sind Gelegenheitsgedichte im göttlichen Sinne, die uns tief hineinblicken lassen in den Kern seines Wesens, seine stolze Bescheidenheit, seine fröhliche Begnügbarkeit, seine unverfälschte Güte, seine schlichte Frömmigkeit und seinen schalkhaften Humor. Von früh an hatte er das Bedürfnis sowohl Glück und Leid, Freude und Schmerz, in Gedichten auszusprechen, als auch fröhliche Feste und Erlebnisse und wichtige Einsfälle poetisch zu gestalten, und da er nicht immer auf die gebietende Stunde wartete, sind die Gedichte natürlich nicht alle gleichwertig, und manche erfreuen uns mehr durch die lebenswerte Persönlichkeit, die uns daraus entgegentritt, als durch ihren dichterischen Wert; aber es sind auch wahre Perlen der Lyrik darunter, an denen der feinsinnigste Kenner seine Freude haben muß. Die sinnvolle Anwendung des Naturbildes auf Gemütszustände, der Wohlklang der Verse, der träumerische elegische Hauch, der sie durchweht, wirken gleich bestrickend. Einige der schönsten davon herauszuheben, ist schwierig; es sind zu viele schönste darunter. Uebrigens ist es erstaunlich, daß keine Zeitschrift daran gedacht hat, zum 9. Mai dieses Jahres das Gedicht abzudrucken, das Peter Cornelius am 9. Mai 1855 mit einem Blumenkranz in der Fürstengruft auf Schillers Sarg niedergelegt hat. Die Verse

„Nichts von Trauer, weil er schied,
 Sein unsterblich Freudenlied
 Singt ihm zum Gedenken.“

sprechen eine Empfindung aus, die alle in diesen Tagen gehabt haben, und was wäre angemessener gewesen, als daran zu erinnern, daß

— kein Kranz, den wir ihm bringen
 Und kein Lied, das wir ihm singen,
 Kann so blühen und tönen,
 Als an seiner Gruft ein Schwur:
 Nachzuwandeln seiner Spur,
 Frei zu sein im Schönen.

Annchen von Godesberg. Wilhelm Kulaud. Buchschmuck von
 Gertrud Schubring. Gebauer-Schwetfäcke Verlag. Halle a. d. S.

Daß dieses Lied von der Liebe Lust und Leid einer anmutigen Rhein-
 landstochter bereits die vierte Auflage erlebt, beweist, daß es sich viele
 Freunde erworben hat. Wenn es auch nichts sagt und singt, was nicht
 schon von anderen und oft poetischer gesagt und gesungen worden wäre,
 so wird seine Frische und Natürlichkeit, die vielfach an Scheffel und
 Baumbach erinnert, doch die akademische Jugend und alle, die ihr zugetan
 sind, anziehen und erfreuen; daher der Erfolg, der so mancher tieferen
 Dichtung versagt bleibt. Einige der Liebeslieder, die nach berühmten
 Mustern den epischen Fluß als lyrisches Intermezzo unterbrechen, sind aber
 gar zu unpoetisch und wären besser fortgeblieben. Die Ausstattung des
 Büchleins ist reizend; die fünfzig Silhouetten, mit denen es geschmückt ist,
 zeugen entschieden von ungewöhnlicher künstlerischer Begabung.

Vor Tagesanbruch. Gedichte von Norah Schmidt. Harmonie.
 Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Berlin W. 35.

Die Gedichte von Norah Schmidt, einer jungen Baltin, die zum
 Teil schon in den Zeitschriften ihrer Heimat erschienen sind, gehen ent-
 schieden über das Mittelmaß der Lyrik hinaus, die den Büchermarkt über-
 schwemmt. Sie weiß ihr Gefühlsleben mit dem Leben und Weben in Feld
 und Wald zu verknüpfen, und die Bilder aus der Natur, die sie anwendet,
 um Gemütszustände auszudrücken, sind oft sehr reizvoll. Es sind Liebes-
 lieder von starker Gefühlskraft und großem Wohlklang, die uns Kunde geben
 von dem Empfinden eines Frauenherzens, das geliebt und gelitten hat, sich
 aber durch die Nacht des Kummers durchringt zu neuem Lebensmut und
 dem Entschluß, tapfer und stolz weiter zu leben, was gesünder und natür-
 licher ist, als sich eigensinnig gegen die Heilung des verwundeten Herzens
 zu sträuben, und wohlthuender wirkt als ewiges Klagen über verratene Liebe.

Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken
 lebender Dichter. Herausgegeben von Johannes Meher, Rektor
 der städt. Bürger-Mädchenschule in Krefeld. Mit einer geschichtlichen
 Einführung und biographischen Notizen. Leipzig. Verlag der Dürrschen
 Buchhandlung.

Dieses Buch bringt eine Auswahl von Gedichten und Prosafrühen
 aus den Werken der hervorragendsten zeitgenössischen Dichter, für die es
 Verständnis und Liebe erwecken will. Es wäre sehr zu wünschen, daß
 Preussische Jahrbücher. Bd. CXX. Heft 3.

ihm dies gelänge. Daß noch immer weite Kreise unseres Volkes sehr wenig von der Dichtung der Gegenwart wissen, ist eine bellagenstwerte Tatsache, und jedes Unternehmen, das dazu beiträgt, hierin eine Aenderung herbeizuführen, kann nur freudig begrüßt werden. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft, und der Herausgeber hat durchaus Recht, wenn ihm besonders daran liegt, die heranwachsende Generation mit den führenden Geistern auf dem Gebiete der jetzigen Literatur bekannt zu machen, und wenn er aus diesem Grunde nichts aufgenommen hat, wodurch ihre Seele Schaden nehmen könnte. Ob die 42 Dichter, die er in die Sammlung aufgenommen hat, wirklich alle zu den führenden Geistern gehören, ist ziemlich gleichgültig. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Möge das Buch eine freundliche Aufnahme finden und viel gekauft werden!

Ecce Mater! (Siehe eine Mutter!) Roman von Ruth Bré. Leipzig, Felix Dietrich, 1905.

Wenn ein Roman eine bestimmte Idee durchzuführen sucht, so ist er wie jedes Kunstwerk dabei in seinem guten Recht, und es gibt auch Romane, in denen die Harmonie von Form und Inhalt dadurch in keiner Weise getrübt wird. Wenn sich die Tendenz aber beständig vordrängt und schließlich zu einem Parteiprogramm wird, kann man nur wünschen, der Verfasser hätte auf künstlerische Bestrebungen verzichtet und lieber polemische Abhandlungen geschrieben. In Ruth Brés Buch, dessen Titel, um mich milde auszudrücken, nicht sehr taktvoll ist, und das auch kein Roman, sondern eine Novelle ist, denn es schürzt nur einen Knoten und gibt anstatt eines umfassenden Kulturbildes nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus einem solchen, drängt sich die Tendenz so ungefühm und leidenschaftlich vor, daß man zu keiner Freude an der nicht gewöhnlichen Kraft der Darstellung und einer Menge fein beobachteter Charakterzüge kommt. Schade! Anstatt Sturm zu läuten gegen „die gänzliche Verlogenheit, Dummheit und Schlechtigkeit der gesamten Gesellschaft“, die noch immer nicht begreifen will, daß ein Mädchen, dessen Ehe mit dem geliebten Manne sich Hindernisse entgegenstellen, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht hat, das Standesamt zu ignorieren, hätte Ruth Bré ihre zweifellose Begabung in den Dienst guter lesbbarer Familienjournale stellen sollen, die es doch auch geben muß; sie würde dann sicher mehr Erfolg haben, als mit ihren tendenziösen Trompetenstößen. Es ist übrigens, obgleich Ruth Bré die Begründerin des ersten deutschen Vereins für Mutterschutz ist, nicht der Schrei nach dem Kinde, für den man ja Verständnis haben kann, der ihr Buch durchtönt, sondern einfach der Schrei nach dem Manne, und daß ein so kluger Kopf nicht gemerkt hat, wie viel wirksamer der erstere ihren Zorn gegen alle Ehehindernisse gerechtfertigt hätte, ist erstaunlich. Daß der Vortrag, den die Heldin des Buches gegen „die falsche Moral“ hält, ungeheures Aufsehen erregt haben soll, läßt sich nach den Proben, die uns davon gegeben werden (siehe S. 148—151) wirklich nicht annehmen. Die

darin aufgestellten Behauptungen sind zu gewagt und ihre Begründung ist zu erstaunlich, als daß sie etwas anderes als ein allgemeines Schütteln des Kopfes hervorrufen können.

André Gide. Der Immoralist. Roman. Vom Autor genehmigte und von ihm durchgesehene deutsche Uebertragung von Felix Paul Greve. Minden in Westf. J. C. C. Brunns' Verlag.

Lange bevor in diesem Jahre der 9. Mai herankam, wurde, soweit die deutsche Zunge klingt, in Versammlungen und Zeitschriften nicht nur Schiller, der Dichter, gepriesen, sondern auch Schiller, der Mensch, der des Glaubens lebte, daß niemand dem Zwangsmittel der Notwendigkeit auf Gnade und Ungnade ergeben, sondern jeder frei geschaffen sei, und wär' er in Ketten geboren, der verlangte, man solle Kant's Sittengesetz nicht aus Zwang, sondern freiwillig und mit freudiger Hingabe erfüllen, der trotz aller Bedrängnisse seines Lebens und „des zerrüttenden Gewühles bitterer Schmerzen“ diesem Ideal rastlos nachstrebte und die höchsten ethischen Anforderungen an sich stellte. Man sollte meinen, diejer stete Hinweis auf eine so edle Männlichkeit, auf ein so heißes Ringen nach sittlicher Vollkommenheit könne auch in den literarischen Kreisen, in denen man bisher die Emanzipation des Fleisches verkündigt und als das Recht sich auszuleben hingestellt hat, nicht ohne Wirkung geblieben sein; aber bis jetzt spürt man nichts davon. Der deutsche Büchermarkt wird nach wie vor mit Büchern, oft sind es Uebersetzungen, überflutet, die sittlich so bedenklich sind, daß ihr ästhetischer Wert, wenn sie überhaupt welchen haben, gar nicht dagegen in Betracht kommt. Zu diesen Büchern gehört „Der Immoralist“ von André Gide. Auf einem demselben vom Verleger beigelegten Blatte wird uns mitgeteilt, daß der Verfasser jahrelang mit Oscar Wilde in enger Freundschaft verbunden gewesen sei. Soll das eine Empfehlung sein? Der unglückliche englische Dichter ist trotz aller seiner Genialität elend zu Grunde gegangen, und wenn er auch nicht ins Zuchthaus, sondern in eine Heilanstalt gehörte, — — sein De profundis wird niemand ohne die tiefste Erschütterung lesen können — — so spricht es zwar für André Gides mitleidsvolles Herz, daß er sein Freund blieb, als ihn sein grauenvolles Schicksal ereilt hatte, aber nicht für seine sittlichen Anschauungen, daß er es schon war, als derselbe sich, jeglicher Selbstzucht bar, widerstandslos dem ausschweifendsten Genußleben hingab, bis er zuletzt dahin kam, Gelüsten zu fröhnen, die ihn in Konflikt mit dem Strafgesetz brachten. „Als Denker,“ sagt der Verleger, „geht André Gide Pfade, die denen Nietzsche's gleichen; er führt uns auf Gebiete der Psychologie, die wir mit Grauen betreten, und zeigt uns Standpunkte, von denen aus das Leben in neuen wunderbaren Perspektiven vor uns liegt.“ Aber die Pfade, die Nietzsche als Denker wandelte, haben in der Nacht des Wahnsinns geendigt, und ihnen zu folgen ist sicher ein gefährliches Beginnen für alle, die nicht schwindelfrei sind. Als Mensch jedoch war er un Santo,

wie seine Wirtin in Genua ihn nannte, und ein Mensch wie der Held des Gide'schen Romans hätte unbedingt den größten Ekel in ihm erregt. Dieser Held ist ein junger Gelehrter, der unter den günstigsten Bedingungen aufgewachsen ist, ein großes Vermögen besitzt und von seiner guten und schönen Frau innig geliebt wird. Ohne allen Grund sinkt er in kurzer Zeit so tief, daß er sich des Nachts von ihr fortschleicht, um sich unter den Gemeinsten der Gemeinen im Schmutz zu wälzen und zwar auch im buchstäblichen Sinne. Der Verfasser jagt in der Vorrede, die er zu dem Buch geschrieben hat, es sei „eine Frucht voll bitterer Asche“ und vergleicht es mit „den Koloquinten der Wüste, die an verdorrten Felsen wachsen und dem Durst nur wilderen Brand bieten“, mußte eine solche Frucht deutschen Lesern geboten werden? — André Gide hat nach seiner eigenen Aussage „nichts zu beweisen, sondern nur gut zu malen und sein Gemälde gut zu beleuchten gesucht“, aber manches gut gemalte und gut beleuchtete Gemälde wünscht man aus einer Ausstellung fort, wenn der Gegenstand in sittlicher Hinsicht abscheulich ist.

George Meredith. Diana vom Kreuzweg. Ein Roman. Deutsch von Felix Paul Greve. J. C. C. Bruns' Verlag. Minden in Westfalen.

Obgleich George Meredith, nachdem er lange fast vergessen war, jetzt in England eine Art Auferstehung feiert, viel wird er doch nicht gelesen werden. Seine Sprache mit ihren verschlungenen Sätzen, ihren vielen, oft noch dazu wenig geschmackvollen Bildern und ihren wunderlichen Neuschöpfungen, seine Eigentümlichkeit einzelnen Begriffen, wie z. B. Sentimentalität und Philosophie, eine ganz andere Bedeutung zu geben, als sie sonst haben, erfordern, um ihn zu verstehen, eine Anstrengung, die nicht jedermanns Sache ist. Wie er einst nicht gegen seine Zeitgenossen Dickens und Thackeray und später George Elliot aufgekommen ist, wird er auch jetzt nicht populär werden. In keinem seiner anderen Romane aber hat er die Sprache so vergewaltigt, ist er durch Anspielungen auf längst vergessene Begebenheiten und lokale Verhältnisse so schwer verständlich wie in Diana vom Kreuzweg. Englische Freunde, in deren Hause das Buch mir vor Jahren in die Hände fiel, gestanden mir, daß sie nie über das erste Kapitel hinausgekommen wären, weil sie es zu mühsam gefunden hätten, zu enträtseln, was er eigentlich meine. Lohnt nun der Inhalt des Romans die schwierige Arbeit, ihn zu übersetzen? — Nur wenig Deutsche dürfte es interessieren, die Weltanschauung des Verfassers kennen zu lernen, der ein typischer Engländer für die Zeit vor der großen Weltausstellung von 1852 ist, durch die sein insularer Stolz den ersten Stoß erhielt, und zu erfahren, wie es in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in die uns der Roman versetzt, in den Kreisen der Upper ten Thousand zugegangen ist, und die wenigen, die es aus kulturhistorischen Gründen interessiert, ziehen es sicher vor, ihn englisch zu lesen. Es ist möglich, daß, wie der Heraus-

geber meint, Merediths Stil durch den Jean Pauls beeinflusst worden ist, aber lesbarer und gelebener wird ihn das nicht machen. Jean Paul lebt auch nur noch in der Literaturgeschichte. Wer, der es nicht von Verweis wegen muß, liest heute noch das „Leben des verquügten Schulmeisterleins Wuz“, „den Hesperus“, „Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebentäs“, „die Flegeljahre“ oder das Hauptwerk seines Lebens, den „Titan“, an denen doch unsere Großväter, besonders aber unsere Großmütter, eine so herzliche Freude gehabt haben? Ich fürchte, auch für die Erlebnisse der schönen und geistreichen Diana vom Kreuzweg, die nach vielen schmerzlichen Erfahrungen endlich den Mann findet, der in ihr nicht nur die Frau sieht, sondern den Menschen, welcher ebenso viel Recht auf eine eigene Meinung und selbständiges Handeln hat wie er selber, wird die heutige Generation wenig Interesse haben, und das Bemühen, den Roman ihres Lebens in Deutschland bekannt zu machen, dürfte verlorene Liebesmüh sein.

Marie Fuhrmann.

Shakespeare-Literatur

von

Hermann Conrad.

Richard Koppel: Der archaische Stil. Berlin, Mittler u. Sohn, 1905.

Durch Uebersendung einer als Manuskript gedruckten Arbeit von Prof. Koppel bin ich in den Stand gesetzt, auf ein zu erwartendes Werk des Verfassers der philologisch wie ästhetisch ausgezeichneten Shakespeare-Studien aufmerksam zu machen. Es ist die seit langem erwünschte und für die tiefere Erkenntnis des Shakespeare'schen Bühnenschaffens notwendige Forschung über die damalige Bühnentechnik.

Seit Gaederß Entdeckung (1888) einer höchstwahrscheinlich 1596 angefertigten Zeichnung, welche das Innere des Swan Theatre darstellt, wissen wir, wie Shakespeare's Bühne ausah. Es war ein länglich viereckiges großes Podium, welches sich hinten an das Bühnenhaus anlehnte und weit in das Parterre hineinragte. Der kleinere hintere Teil hatte ein geneigtes Dach, das meines Erachtens nur den Zweck haben konnte, die Schauspieler vor einem hereinbrechenden Unwetter zu schützen — denn der ganze innere, von den Logen eingeschlossene Raum war unbedacht. Aus dem Bühnenhause führen zwei Doppeltüren auf die Bühne und acht oder neun Fuß über der Bühne und drei Fuß über jenen öffnet sich eine über die ganze Breite des Podiums sich hinziehende Galerie im Theaterhause. Von Dekoration ist keine Rede, nur ein Verjagstück steht im Vordergrund der Bühne: ein ausgedehntes Sitzgerät, einer Truhe ähnlich.

Aus der Unmöglichkeit, das Lokal einer bestimmten Handlung darzustellen, ergibt sich eine große Leichtigkeit für den Bau des Dramas: Shakespeare kann fulgeisive Szenen ohne Schwierigkeit in die verschiedensten

Lokale verlegen ohne die bei uns eintretende Störung der Szenenveränderung. Da er nun aber an die Phantasie seiner Zuschauer die unbeschränktesten Ansprüche erhebt, so läßt er auch fortlaufende Teile einer Handlung, die in Wirklichkeit in verschiedenen Lokalen vor sich gehen, ohne Unterbrechung sich abspielen, als ob sie zusammen eine Szene nach unserer Voraussetzung bildeten. So treffen sich im 4. Akt von J. Cäsar zuerst Brutus und Cassius mit ihren Heeren und fangen an zu streiten. Brutus fordert Cassius auf, den Soldaten nicht den Anblick ihrer Uneinigkeit zu geben und in sein Zelt zu kommen, wo „Lucilius und Titinius ihre Tür (!) bewachen sollen“. Hier — bei uns also nach einem Szenenwechsel — wird der Streit fortgesetzt. Auf Shakespeares Bühne ist von einem Zelt keine Rede, und eine Zelttür ist überhaupt ein Unding. Die Bühnenweisung der Folio lautet daher nur Exeunt — d. h. alle Untergebenen gehen hinaus und Lucilius und Titinius stellen sich hinter der Tür des Bühnenhauses auf, des Winkes ihres Feldherrn gewärtig. — Manet Brutus and Cassius: die beiden Feldherren treten wahrscheinlich ein paar Schritte vor und sind nun im Zelt des Brutus. Shakespeare überläßt der Phantasie seiner Zuschauer, von dem Felde vor dem Lager den Sprung in das Zelt des Brutus zu tun.

Mitunter verläßt Shakespeare in einer Szene das ursprüngliche Lokal, ohne auch nur anzudeuten, welches andre an dessen Stelle tritt. In der Anfangsszene von Heinrich VI. tritt ein von den höchsten Würdenträgern des Reichs begleiteter Trauerzug mit der Leiche Heinrichs V. auf. Vorn auf dem Podium wird der Sarg niedergelegt, und die Großen ergehen sich in Preisreden auf den großen Toten. Diese Szene kann nur in der Westminster-Abtei stattfinden, wo der König begraben liegt. Sehr bald aber beginnen die hohen Herren aufeinander zu schmälen mit der dem jungen Shakespeare eigenen rückhaltlosen Unverblümtheit: das kann unmöglich in der Kirche sein. Dann kommen nacheinander eine Anzahl von Boten mit lauter Unheilskunden aus Frankreich. Und die Großen eilen fort nach verschiedenen Orten, um neuen Krieg gegen Frankreich vorzubereiten. Und was wird aus der zurückgelassenen Leiche des Königs? Die tragen die Trabanten natürlich vom Podium zurück ins Bühnenhaus. Für die letzten Vorgänge der 1. Szene überläßt Shakespeare es also der Phantasie der Zuschauer, sich ein anderes Lokal zu denken. Er selbst — hat an kein bestimmtes Lokal gedacht. Denn das am natürlichsten sich bietende, den Königspalast im Tower, schließt er aus in den Worten Glosters, der nach dem Tower eilen will, um die Artillerie zu inspizieren.

Und noch weiter geht die Mißachtung der Wirklichkeit auf der Bühne: mit dem Sprunge, den der Dichter im Laufe einer Szene von einer Situation in eine ganz andre macht, überspringt er oft einen ganzen Zeitabschnitt. In der Anfangsszene des J. Cäsar treiben die Tribunen das Volk von einer Hauptstraße Roms, wo es sich versammelt hat, um den Triumph einzuzug Cäsars mit anzusehen, der vom Siege über die Söhne

des Pompejus zurückkehrt. Als die Plebejer fort sind, ist die Situation plötzlich vergessen; Marullus sagt zu seinen Mittribunen: „Du weißt, heut ist das Luperkalienfest“. Und dann zieht Cäsar über die Bühne, durchaus nicht im Triumph, sondern mit seiner gewöhnlichen Begleitung, um auf dem Forum den Umlauf der Luperuspriester mit anzusehen. Nun fand der hier erwähnte Triumph im Herbst des Jahres 45 statt, das für Cäsar verhängnisvolle Luperkalienfest am 13. Februar 44. Einen solchen dramaturgischen Volteschlag merkt von den Zuschauern niemand. Und die Herausgeber des Dramas haben übereinstimmend versichert, daß Shakspeare zwei historisch voneinander entfernte Vorgänge, den Triumph und das Luperkalienfest, auf einen Tag gelegt habe. Das ist falsch. Es ist ausgeschlossen, daß das, was sich in der 2. Szene auf dem Forum am Luperkalientage ereignet, im Anschluß an Cäsars Triumphzug hätte geschehen können; und die Reden des Cassius, in denen er Brutus gegen Cäsar stachelt, begründen die allgemein gewordene Unzufriedenheit durch eine längere Zeit selbstherrlichen Regiments nach der Rückkehr Cäsars.

Shakspeare setzt sich in der Organisation seiner Handlungen über Raum und Zeit hinweg. Sie sind ihm Neugierlichkeiten und dürfen es ihm sein bei der Eigenart seiner Bühne, welche die exakte Darstellung räumlicher Verhältnisse unmöglich machte, und der Gattung seines Publikums. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Hauptmasse der Menschheit jener Zeit sich nicht übermäßig über jenen naiven Kulturstandpunkt erhob, auf dem eine kindlich unklare Vorstellungsweise von dem ursächlichen Zusammenhang des Geschehens in Verbindung mit einer kindlich frischen Phantasie das Märchen schuf; diese Menschheit fand keinen Widerspruch gegen eine märchenhafte Behandlung von Raum und Zeit. Die Hauptsache war für unsern Dichter die wahrhafte Darstellung des menschlichen Seelenlebens bis in seine dunklen Tiefen und die unerwütterliche Konsequenz des inneren Geschehens.

Das mag genügen, um eine Anschauung zu geben von der Bedeutung des Werkes, das wir von Koppel erwarten. Wir hoffen, daß die Aufklärung über die damalige Bühnentechnik ein neues Licht auf Shaksperes Kunst werfen wird.

Max J. Wolff: William Shakespeare. Studien und Aufsätze. Leipzig, Seemann. 1903.

Was an dem Buche das Mißfallen des Mannes der Wissenschaft erregen muß, ist der Titel: wie kann man neun Aufsätze über Shakspeare „William Shakespeare“ betiteln? Dieses — puffing nennt es der Engländer sehr hübsch — „Aufblasen“ eines literarischen Dinges von relativ kleinen Dimensionen vermittels eines großartigen Titels fällt allerdings dem die ideellen Imponderabilien wieder einmal nicht berechnenden Verleger zur Last, welcher die Veröffentlichung der Schrift eines jungen Gelehrten — wie das öfters vorkommen soll — an gewisse

ungern erfüllte Bedingungen geknüpft hat. Das geht mit philologischer Gewißheit aus dem Vorwort des Verfassers hervor, in welchem er diese Einzelstudien als Vorläufer eines großen Werkes über Shakspeare bezeichnet: wie hätte er nun von selbst auf den Gedanken kommen können, diesen wenigen Aufsätzen einen Titel zu geben, der allein jenem in Aussicht gestellten großen Werke zukommt, und so gewissermaßen sich selbst Konkurrenz zu machen? — Auch ist der Verfasser bescheiden, wenn er erklärt: „Die Aufsätze sind weder für englische Philologen noch für Shakspeare-Forscher bestimmt, sondern richten sich an alle, die ein über das Maß einer kurzen Biographie hinausgehendes Interesse an dem Werk und der Person des Dichters nehmen.“ — Im Gegenteil: solche Arbeiten, wie die vorliegenden, die auf einer tüchtigen Kenntnis der Weltliteratur, einem fleißigen Studium der unendlichen Shakspeare-Literatur, und dazu auf gesundem Urteil und feinem poetischen Geschmack beruhen, muß der Shakspeare-Forscher lesen und liest sie gern, und der englische Philologe auch, wenn er nicht in bloßem Wortwissen verrottet ist.

Eine andere Ausstellung, die ich zu machen habe, betrifft die Einführung — eine Biographie Shakspeares auf 10 Seiten, die nach den einleitenden Worten allein auf die Rechnung des Verfassers zu setzen ist. Für eine solche ist kein triftiger Grund zu entdecken. Die Schlußzusammenstellung der Chronologie der Dramen ist zwar auch für den Laien interessant, insofern er daraus ersehen kann, daß selbst so große Shakspeare-Forscher wie Delius, Furnival, Dowden und Fleay*) über das Datum einer Shakspeare'schen Dichtung bis zu zehn Jahren differieren. Noch interessanter wäre es aber gewesen, wenn er die Liste mit einem halben Duzend der berühmtesten Namen erweitert hätte, dann hätte sich herausgestellt, daß es keine Dichtung gibt, über deren Abfassungszeit die bisherige Shakspeare-Forschung zu einem einheitlichen Resultat gekommen wäre; daß nach den gewichtigsten Kennern Shakspeares z. B. der Macbeth in einem der Jahre von 1603 bis 1610 geschaffen sein soll, der Cäsar von 1598 bis 1607, der Dthello von 1602 bis 1614 und Ende gut, alles gut sogar von 1589 bis 1607. Man hat eben bei dem Fehlen jedes sicheren historischen Fundamentes nach meist haltlosen äußeren Indizien, wie die Erwähnung einer Dichtung Shakspeares von einem anderen Dichter und vielfach nur vermeintlichen Anspielungen, geurteilt, anstatt nach den inneren Indizien des poetischen und metrischen Stiles.

Der bedeutendste dieser Aufsätze ist zweifellos „Shakespeare der Dichter“. Wolff geht von dem zuerst von Bez aufgestellten und angewandten Prinzip aus, daß man das Wesen eines Dichters am besten feststellt, indem man ihn mit anderen Dichtern gleichen Ranges, aber von ganz verschiedener Natur und Entwicklung vergleicht, wobei er nicht ver-

*) Gervinus, welchen Wolff auch anführt, kommt für die rein philologische Frage der Chronologie überhaupt nicht in Betracht.

kennt, daß diese Methode nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie von einem intuitiven dichterischen Empfinden des Kritikers unterstützt wird. Dann vergleicht er Shakespeeres Kunst mit der der Romane Dante (Mittelalter), Calderon und Lope de Vega (Renaissance) und Racine (Neuzeit), und findet, daß Shakespeare, unbeirrt von irgend welchen religiösen, ritterlich-feudalen oder höflich-konventionellen Vorurteilen, ein echter Dichter-Protestant, das Leben und die Menschen schildert, wie sie sind. Eine subjektive Tendenz kennt er nicht, seine eigene Persönlichkeit ragt nirgends in seine Dichtungen hinein; das Leben, den Menschen will er darstellen, und weiter nichts. Darin beruht, jagt Wolff mit Recht, das Geheimnis seiner Unvergänglichkeit. Die naheliegende Frage freilich, warum er das besser tun konnte als ein anderer genialer Dichter, bleibt unbeantwortet. Shakespeeres Seherblick und göttliche Schöpferkraft hätten niemals seine Dichtungen schaffen können, wenn er im damaligen Spanien das Licht der Welt erblickt hätte. Er hatte aber das Glück, in einem protestantischen Lande geboren zu werden zu einer Zeit, wo er die höchste Menschheitsentwicklung, die der Renaissance, und den Tiefstand der in sie hineinragenden mittelalterlichen Kultur in greifbaren Gestalten nebeneinander vor Augen hatte und die ganze Stufenleiter der Menschheit vom Böbelführer Cade bis zum Hamlet übersah.

Der Vergleich Shakespeeres mit Goethe, der so sehr zu des letzteren Nachteil ausfällt, ist mißraten. Mag man immerhin im allgemeinen jenen als den objektivsten diesem als dem subjektivsten Dichter gegenüberstellen in dem Sinne, daß Shakespeare ein unmittelbares starkes Interesse an dem Objekt, der Welt und der Menschheit hat, während Goethe alles unter dem Gesichtswinkel der eigenen Subjektivität betrachtet; im einzelnen kann man Subjektivität und Objektivität im künstlerischen Schaffen nicht so scharf voneinander scheiden, wie Wolff es tut, und dem subjektiven Schaffen etwa den Ewigkeitsgehalt des rein Menschlichen abprechen. Auch Shakespeare ist durchaus subjektiv in der Darstellung der antiken Helden in Troilus und Cressida, in der Schöpfung der eigenartigen und doch weltumfassenden Individualität Hamlets und in dem finsternen Menschen- oder Männerhaß seiner furchtbaren Tragödien, der sich dann doch wieder bei seinem Abschiede von Welt und Bühne, im „Wintermärchen“, zu einem milden Lächeln aufhellt. Und die aus den tiefsten Quellen des eigenen Ich entspringenden Dichtungen Goethes entbehren darum des objektiven, des ewigen Gehaltes nicht: im Götz ist es der Freiheitsdrang der das Rechte wollenden Seele, im Werther, wie im Tasso und im Hamlet (!), ist es der Widerwillen einer reichen, idealistischen Jünglingsseele vor der in ihrer Wirklichkeit erkannten Welt, und wieder im Werther, wie im Romeo und in den Hunderten von Selbstmorden unserer Tage, die tragische jugendliche Beschränktheit, welche vermeint, das Glück des Lebens nur in der Vereinigung mit einer bestimmten Persönlichkeit des anderen Geschlechts finden zu können. Daß „die Zeitfrage des Kindesmordes“

irgend einen Anstoß zu der Dichtung der Gretchen-Tragödie gegeben habe, ist mir unbekannt; jedenfalls hat Shakspeare nichts geschaffen, was an den Ewigkeitsgehalt unseres Faust hinanreicht. Die tiefste Tragik des Menschenlebens hat er erkannt in seinem „Hamlet“, seinen Inhalt und Zweck hat er in einem einheitlichen Bilde nicht darzustellen vermocht.

Ein feines dichterisches Verständnis, formales wie stoffliches, zeigt die Arbeit über Troilus und Cressida. Es ist wiederholt nachgewiesen, wenn auch bisher noch stark bezweifelt, was Wolff behauptet, daß von einer einheitlichen Schöpfung dieses Dramas nicht die Rede sein kann. Ich persönlich bin auf Grund meiner stilistischen Studien der Ueberzeugung, daß die Liebesgeschichte eine spätere Jugendarbeit und nicht lange nach der Zeit entstanden ist, wo der Dichter selbst die Erfahrungen des Troilus zu machen hatte, während die Lagergeschichte in den Anfang des 16. Jahrhunderts fällt. Wolff geht weiter und nimmt noch eine dritte Bearbeitung an, an die wir nur dann glauben können, wenn sie philologisch nachgewiesen wird; das bloße Formgefühl kann eine so weitgehende Beweiskraft nicht entfalten. — In der Lagergeschichte sieht Wolff mit Recht eine Satire — nicht auf Homer gemünzt, der kurz zuvor von Chapman überetzt worden war, sondern vielmehr auf diejenigen Dichter, die, wie Ben Jonson, etwas Griechisch und noch mehr Latein wußten und darum glaubten, auf den Größten unter ihnen herabsehen zu können. Shakspeare zeigt diesen Leuten hier, was die von ihnen gepriesenen Griechen, von denen jeder einzelne ein Ideal mensch gewesen sein sollte, in Wirklichkeit waren. Und die Satire ist meines Erachtens so fein, wie wir sie von Shakspeare verlangen können: er läßt den trojanischen Helden die nachblickenden, kleinen Motive ihres Handelns, die sie in der Ilias haben, und chargiert nur die geistige Eigenschaft, welche sich in solchen Motiven zeigt: die Beschränktheit. Agamemnon wird der Vertreter hohler Majestät, Achilles ein auf seine stiermäßige Kraft eingebildeter Narr, Ajax zum Dummkopf usw. Klassische Philologen, wie Herzberg, haben ihrem geliebten Shakspeare eine solche frivole Behandlung des ihnen heiligen Altertums nicht zugetraut; sie haben sich bemüht, in seiner Darstellung den Ernst und die Würde wiederzufinden, die ihnen mit den homerischen Gestalten unzertrennlich verbunden scheinen. Unmöglich: unter dem würdevollen Faltenwurf ihrer Reden, die in ihrem umständlichen Wortkram und der geschwollenen ciceronianischen Rhetorik das Humanistenlatein travestieren, tritt immer wieder der Pferdefuß des dummen Teufels hervor; derjenige, der ihnen gegenüber immer recht behält, ist eben Thersites. Aber — und darin gebe ich Wolff recht — es scheint sich hier nicht bloß um eine Satire auf die Humanisten zu handeln, sondern um eine Menschheits satire: die menschliche Größe als solche wird verspottet. Denn die Vollendung des Dramas fällt in dieselben Jahre, wie die zweite Redaktion des Hamlet und Maß für Maß, d. h. in eine Zeit, wo der Dichter in der Tiefe des Pessimismus versank.

Auch in dem Aufsatz *Cymbeline* hat Wolff richtig herausgefunden und an der Handlung und Charakteristik fein nachgewiesen, daß das Drama in zwei verschiedenen Entwicklungsperioden des Dichters entstanden ist.

Der Aufsatz *Mann und Weib bei Shakespeare* nötigt uns in manchen wesentlichen Dingen unbedingte Zustimmung ab. Die Liebe bei Shakespeare, die nicht gewöhnlich, wie Wolf meint, sondern nur in den platonischen, italianisierenden Jugend-Dramen plötzlich entsteht, ist in der That eine Empfindung von solcher Kraft, daß jedes andere irdische Interesse neben ihr zur Gleichgültigkeit herabsinkt; Shakespeeres Liebende kennen nicht einmal den Schmerz der Wahl zwischen diesem für sie höchsten und anderen Lebensgütern. Das Band, welches echte Liebe um zwei Menschen schlingt, ist so stark, daß auch der Mann es nie zerreißt, wenn auch die Frau in ihrer vor keinem Opfer zurückstehenden Hingebung die edler, tiefer Liebende ist. Daraus ergibt sich von selbst Shakespeeres Verurteilung der ehelichen Untreue, die er niemals, wie so oft die Dichter seiner Zeit, zum Gegenstande des Gelächters macht. Es ist auch richtig, daß die Charaktere von Shakespeeres Frauen, wie sie es in Wirklichkeit immer gewesen, einfacher, einheitlicher und — fügen wir hinzu — harmonischer als die der Männer sind; daß eine Charakterentwicklung, bei den Männern so häufig, bei ihnen nicht vorkommt. Darin kann aber nicht „ein Vorwurf für den Dichter als Psychologen liegen“; denn das heißt ja nicht, daß sie untereinander alle eine große Ähnlichkeit haben, etwa wie die Paul Heyjes: die Fülle der weiblichen Gestalten ist genau so unendlich bei Shakespeare wie die der männlichen. Und ganz unverständlich ist es, wenn Wolff ihm „die feine Intuition für den Charakter des Weibes“ abspricht und fortfährt: „Trotz seiner frühzeitigen Ehe stand er dem Weibe fremd, ja sogar mit einem gewissen Schauer, den man vor etwas Unbegreiflichem, einer unerklärlichen Naturkraft empfindet, gegenüber.“ — Der Schöpfer der Portia, der Kleopatra! — Das Gegenteil ist richtig. Weil das weibliche Element in Shakespeeres dichterischer Konstitution ebenso stark entwickelt war wie das männliche, war er vor andern Dichtern befähigt, die weibliche Natur ganz auszuschöpfen; und neben dem reifen Weibe jeder Art und jedes Standes, wie nur noch Goethe außer ihm, die jungfräuliche Knospe, die der Duft der kommenden Blüte bereits umschmebt, in wunderbarer Zartheit nachzubilden. Und eben weil die weibliche Seele ganz offen vor ihm lag, konnte er sich den Ruhm erwerben, als erster von allen Dichtern die Welt auf den hohen sittlichen Wert, die kulturelle Bedeutung des germanischen Weibes aufmerksam zu machen. Auch als Frauenschöpfer steht Shakespeare unerreicht da.

Von den andern Aufsätzen des Buches handeln zwei über die Sonette, einer über Brutus und Hamlet, Romeo und Julia und Shakespeare als Schauspieler — alle als originale Leistungen in gleicher Weise anregend wie stellenweise zum Widerspruch herausfordernd.

Politische Korrespondenz.

Der Krieg. Die Verkündigung der Religionsfreiheit in Rußland.

Elf Wochen ist es jetzt her, seit der russische Feldherr den Befehl erteilte, Mukden zu räumen, sich geschlagen gab und den Abmarsch antrat, der sich hier und da in einen fluchtartigen Rückzug auflöste. Allenthalben äußerte sich die europäische Presse damals fast einstimmig dahin, daß die Russen nunmehr den Krieg endgültig verloren hätten und nahm als ziemlich sicher an oder wenigstens in Aussicht, daß die Japaner ihren Sieg bis zu dem entscheidenden Punkt, Charbin, verfolgen würden. Aber heute, nach elf Wochen, steht die japanische Hauptmacht noch immer vorwärts Zieling, etwa zehn Meilen nördlich von Mukden, nicht viel über ein Drittel des Weges von der Meeresküste bei Niutschwang bis Charbin. Bei der unübertrefflichen Vereinigung von Berechnung und Energie, strategischer Klugheit und Zähigkeit, mit der die Japaner die Schlacht von Mukden geführt und gewonnen haben, ist es ausgeschlossen, daß der Marschall Oyama nicht wisse, welchen entscheidenden Vorteil es Japan gebracht hätte, wenn er seinen Sieg bis nach Charbin verfolgt hätte, oder daß es ihm an der Nachhaltigkeit des Willens gefehlt hätte, solcher Einsicht gemäß zu handeln. Wenn die Japaner trotzdem die Verfolgung nach zwei Tagemärschen eingestellt und mit ihrer Hauptmacht den Rand des Schlachtfeldes nur gerade überschritten haben, so kann der Grund in nichts anderem als in absoluter Unmöglichkeit gefunden werden. Die Aufgabe, eine Armee von 300 000 Mann in einem Lande von den Anbau- und Wege-Verhältnissen der Mandschurei in der Vorwärtsbewegung zu ernähren, ist offenbar fast unlösbar, selbst nachdem die Schwierigkeit, die unmittelbar nach der Schlacht die Verjorgung und der Abtransport der zahllosen Verwundeten bietet, allmählich überwunden ist. Die äußersten Vorposten der Japaner stehen jetzt einige dreißig Meilen von der Meeresküste. Um so weit zu kommen, haben die Japaner drei furchtbare Schlachten schlagen müssen. Charbin ist auf dieser Linie etwa neunzig Meilen von der Meeresküste entfernt; erst wenn die Japaner bis Charbin kommen, wie wir mehrfach dargelegt haben und wie jetzt wohl allgemein angenommen wird, haben sie absolut gesiegt, soweit gesiegt, daß die Russen auf diesem Gebiet den Krieg gegen sie nicht weiterführen können. Nehmen wir an, daß der

Krieg in der bisherigen Art und nach dem bisherigen Maßstabe weiterginge, so müßten die Japaner noch fünf solche Meereschlachten wie bei Planjang, am Schaho und bei Mukden gewinnen, um ihre Gegner endgültig niederzuringen.

Es leuchtet ein, daß das eine Unmöglichkeit ist. Es ist auf dem Landkriegschauplatz in der Mandchurei das Verhältnis eingetreten, das wir gleich nach der Schlacht bei Mukden trotz des ungeheuren moralischen Eindrucks dieser Entscheidung in Aussicht genommen haben, daß nämlich diese Schlachten, so gewaltig sie sind, doch keine durchschlagende Bedeutung haben und keine wirkliche Entscheidung bringen, in dem Sinne, wie die Siege Napoleons und Moltkes die Kriege entschieden haben. Denn bei diesen Napoleonischen und Moltkeschen Siegen lagen die Verhältnisse so, daß sie immer durch eine ausgiebige Verfolgung ausgenutzt werden konnten und, schnell an einander gereiht, den Gegner auf die Kniee zwangen; die japanischen Siege aber, ohne eigentliche Verfolgung, haben immer nur einen ganz geringen Landgewinn eingebracht und der gegnerischen Armee die Zeit gelassen, sich zu reetablieren und ihre Verluste durch Heranziehung von neuen Streitkräften aus der Heimat zu ersetzen. Der Gesamt-Verlust der Russen in der Schlacht bei Mukden an Toten, Verwundeten und Gefangenen — hat, wie jetzt festgestellt ist, nicht 130 000, sondern 95 000 Mann betragen.

Die Weltgeschichte kennt Perioden, wo schon ganz ähnlich wie hier die Verhältnisse die volle Ausnutzung der Siege unmöglich machten und dadurch die Bedeutung der Feldschlachten sehr herabdrückten. Ja, diese Zeiten sind vielleicht sogar viel länger als diejenigen, in denen es gelungen ist, durch den Schlachten-Sieg die Kriege zur Entscheidung und zu Ende zu bringen. Im besonderen können wir auf die uns noch so nah liegenden Zeiten des Prinzen Eugen und Friedrichs des Großen verweisen, wo die Kriege so unendlich viel länger dauerten als unter der Führung Napoleons und Moltkes. König Friedrich mit seiner kleinen Armee, aus vielfach unzuverlässigem, geworbenem und gepreßtem Menschenmaterial, war nicht imstande, aus seinen Siegen mehr zu machen, als heute der Marschall Oyama, dessen Armee zwar zahlreich und vortrefflich, aber gerade wegen ihrer Größe in der Vorwärtsbewegung nicht zu verpflegen ist. Wir wollen uns einmal, um die Wahrheit dieses Vergleiches zwischen der Strategie Oyamas und der Strategie Friedrichs recht vor die Augen zu führen, eine Anzahl Friederizianischer Schlachten mit ihren Erfolgen aufzählen.

Nach seinem Siege von Mollwitz blieb Friedrich ein halbes Jahr lang dem geschlagenen Reipperg gegenüber in Mittelschlesien stehen, obgleich er selbst 60 000, der Gegner nur 25 000 Mann hatte.

Nach dem Siege von Hohenfriedberg folgte er dem Gegner nur zwei bis drei Tagemärsche und blieb ihm dann in der Nähe von Königgrätz monatelang gegenüber liegen.

Nach dem Siege von Soor, den ich, was die Bewährung des strategischen Genius betrifft, von allen Schlachten Friedrichs fast am höchsten stellen möchte, verfolgte der König nicht nur nicht, sondern ging sogar aus Böhmen nach Schlesien zurück.

Der Sieg von Prag wurde durch die Niederlage von Kollin wieder aufgehoben, aber es steht fest, daß Friedrich, selbst wenn er bei Kollin gesiegt hätte, nicht daran dachte, etwa dann auf Wien zu marschieren.

Der glänzende Sieg von Leuthen brachte ihm Schlesien ein, aber nicht mehr.

Jorndorf, freilich nur sehr knapp als Sieg zu rechnen, ließ sich so wenig verfolgen, daß die Russen die Belagerung Colbergs daran anschließen konnten.

Der Sieg von Torgau, mit ungeheurem Verlust bezahlt, brachte Friedrich nur ein Stück von Sachsen ein; Daun ging nur zwei bis drei Tagemärsche zurück und behauptete sich vor Dresden.

So ist der König dazu gekommen, in seiner eigenen „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ die Methode des Feldmarschalls Daun für die zweifellos gute zu erklären; Schlachten kosteten, schreibt er, zu große Verluste und brächten nichts ein; sie seien ein Mittel der Verzweiflung, wozu nur die Notwendigkeit treiben könne, man solle lieber viele kleine Vorteile häufen, die summiert große ausmachten. Noch stärker hat er diese Grundsätze dann in seinem militärischen Testament wiederholt und ja auch schon in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges und im bayrischen Erbfolgekriege, wo er überhaupt keine Schlachten mehr schlug, danach gehandelt.

Sollte sich jetzt im fernen Osten wieder eine ähnliche Strategie anbahnen? Der Vorteil, den die Japaner davon haben würden, wenn sie abermals die Russen in einer guten Stellung angriffen und besiegten, wäre im Verhältnis zu dem zu erwartenden Gewinn so gering, daß sie vielleicht fortan auf den Angriff verzichten, umsomehr, da ja auch bei jeder großen Schlacht der Zufall mitspielt und das launische Kriegsglück sich einmal gegen die bisherigen Sieger erklären könnte, wie gegen die Preußen bei Kollin. Die Japaner haben bereits ein so bedeutendes Gebiet okkupiert und ihre qualitative wie moralische Ueberlegenheit so kräftig dargetan, daß sie es ja ihrerseits abwarten könnten, ob die Russen es wagen werden, sie anzugreifen, um sie an die Meeresküste zurückzutreiben; man sieht nicht, woher die Russen die Kräfte dazu nehmen sollten, und der Krieg würde dann, wie wiederum König Friedrich es ausgedrückt hat, entschieden werden durch die Tatsache, wer den letzten Taler in der Tasche behält, wer es länger aushalten kann, eine halbe Million Soldaten im Felde zu unterhalten.

Hierbei aber haben wir ein Element vorläufig ganz außer Betracht gelassen, das vielleicht schon in den nächsten Tagen die Herrschaft an sich reißt, die Seemacht. Die strategische Skizze, die wir gezeichnet haben

gilt nur dann, wenn die Russen auch noch die bevorstehende Seeschlacht verlieren, und dann wiederum ist es vermutlich mit der russischen Zähigkeit überhaupt zu Ende. Die öffentliche Meinung in Rußland, die schon lange nach Frieden ruft, wird nach einer See-Niederlage wohl den Zaren zur Nachgiebigkeit zwingen. Sollte Rojdsjestsvenstky aber gar siegen, dann ist garnicht abzusehen, wie weit dieser Sieg führen wird. Die russische Flotte auf den Hasen von Wladiwostok gestützt, würde dauernd die Verbindung der japanischen Feldarmee mit ihrer Heimat abschneiden und ihre Kampffähigkeit dadurch von Tag zu Tag herabsetzen.

Von neuem erkennen wir, wie sehr die öffentliche Meinung in Europa sich geirrt hat, als sie glaubte, daß die großen Schlachten-Siege der Japaner die endgültige Niederlage der Russen bedeuteten. Hätten die Japaner diese Siege zehn Monate früher erfochten, als die Russen noch schwach waren, und dann den Sieg bis Charbin verfolgt, dann hätten sie in der That eine Position gehabt, die ihnen auch ein russischer Seesieg nicht mehr entreißen konnte, jetzt aber steht es so, daß der schließliche Erfolg all ihrer Landsiege doch am letzten Ende erst von der See-Entscheidung bestimmt werden wird.

* *

Es' furchtbar die Kriegsflamme in Ostasien wüthet, so wichtig die endliche Entscheidung für die Welt sein wird, die wichtigste Wirkung dieses Krieges ist doch die mittelbare, die er auf die innere Entwicklung Rußlands ausgeübt hat. Nur die Schläge, die die Japaner gegen die russische Heeresmacht geführt, nur die Wunden, die das Ansehen des Zarentums in Ostasien empfing, haben die Bewegung der Geister im Innern des Kolosses so weit entfesselt und so hoch steigen lassen, daß wirklich der alte Autokratismus gebrochen und jetzt auf einem Punkt angelangt ist, von wo es ein Rückwärts zum alten Rußland nicht mehr gibt. Noch vor wenigen Monaten schien es nicht unmöglich, daß, wenn Europaikin bei Mukden siegte, der Geist des alten Moskowitismus sich noch einmal wieder so weit aufraffte, um alle revolutionären Bewegungen ganz wie in früheren Zeiten niederzutreten. Eine ruhmreich und siegreich aus der fernen Mandschurei zurückkehrende Armee hätte unter Anrufung aller heiligen Erinnerungen des alten Rußland wieder beseitigt, was vielleicht inzwischen dem europäischen Geiste an Konzessionen zugestanden war. Das ist nicht mehr möglich. Die große Wendung ist erfolgt. In der Preßion unter den Unglücks-Nachrichten aus dem Osten und den unaufhörlich rollenden Attentaten, dem brüllend immer wieder hervorbrechenden Aufruhr hat der Zar das Zugeständnis gemacht, daß endgültig das Aufhören des alten Rußland besiegelt und die Epoche einer neuen russischen Geschichte eröffnet, die Konzession, die nicht mehr zurückgenommen werden kann, wie etwa Preßfreiheit, Verfassung oder was man sonst an modernen, liberalen Institutionen anstrebt — die Religions-

freiheit. Dieser Erlass des Zaren aus der Esternacht 1905 wird in der russischen Geschichte eine viel größere Rolle spielen als sogar die Aufhebung der Leibeigenschaft durch Alexander II. Eine Verfassung kann bis zur Nichtigkeit ausgehöhlt werden, wie sie die Franzosen unter Napoleon I. und Napoleon III. hatten, oder wieder aufgehoben, wie sie der König Ferdinand von Neapel seinen Untertanen verlieh oder der Sultan den seinen unter Midhat Pascha. Eine freie Presse hat oft bestanden und ist ebenso oft wieder unterdrückt worden. Eine einmal zugestandene Religions-Freiheit aber wieder zu beseitigen, ist zwar auch nicht absolut, aber doch im russischen Reiche unmöglich. Die Religionsfreiheit aber, die Gleichberechtigung der Konfessionen, bedeutet, daß das Zartum Rußland seinen Grundcharakter geändert und die Brücke zur Rückkehr hinter sich abgebrochen hat. Heiligenbilder, Knute und Wulki waren die drei Wahrzeichen des alten Rußland: alle drei untereinander etwas verwandt als Mittel der Niederzwingung freier menschlicher Persönlichkeit. Indem das Heiligenbild jetzt seiner autoritativen Stellung entkleidet ist, muß das ganze alte heilige Rußland ein anderes werden.

Die bisherige russische Kirche war eine große nationale Kultus- und Polizei-Institution. Der eigentlich religiöse, christliche Kern war gewiß nicht völlig verschwunden, aber doch eingetrodnet und eingekapselt. In der Priesterschaft und im Mönchtum weder religiöser Schwung, noch wissenschaftliche Betätigung, noch Bildung; der Eifer in den Gläubigen vielmehr ein nationaler, daß Gott gerade den Russen die Gnade der allein orthodoxen Kirche zugewandt, als ein religiöser. Nur das unbedingte Verbot des Austritts aus der Kirchengemeinschaft hat ihr bisher die Massen erhalten. Die Priesterschaft genießt wohl das Ansehen des Amtes, steht aber sittlich und intellektuell viel zu tief, um das Amt wieder zu heben durch die Würde der Person. Ein vorzüglicher Kenner dieses Kirchenwesens, ein protestantischer Balte, entwickelte mir einmal vor Jahren, daß selbst eine Union mit der römischen Kirche nicht außerhalb aller Möglichkeit liege, da die russische Orthodoxie sich ihrer Schwäche bereits selber bewußt sei und sich so absolut hilflos fühle, daß sie im äußersten Fall, um sich zu retten, d. h. sich mit neuem Geist zu erfüllen, selbst die Koalition mit Rom annehmen könnte. Natürlich nicht so sehr im Sinne einer realen Möglichkeit als einer drastischen Charakterisierung des Zustandes der russisch-orthodoxen Kirche war diese Aeußerung gemeint und gebe ich sie wieder. Schon lange hat das Elend dieser offiziellen Religion das Zarenreich zum Lande der geheimen Sekten gemacht, jetzt werden diese Sekten an die Öffentlichkeit treten und eine Propaganda von unermeßlicher Werbekraft entfalten. Mit der wirklichen Religiosität und dem sittlichen Ernst, der die Sektiererei zu tragen pflegt, werden aber auch alle ihre Nebel, die Disziplinlosigkeit des Denkens und die bizarre Phantastik der Forderungen und Bestrebungen hervortreten. In Deutsch-

land, Frankreich, England, Amerika kann man das heute ruhig mit ansehen. Auch die Heilsarmee mit ihren Wunderlichkeiten wird doch viel mehr Segen stiften als Unfug; die großen Massen sind bei uns durch die generationenlange Erziehung im öffentlichen Leben, in der Volksschule, in der Kunst des Lesens soweit gefördert, soweit aufgeklärt, und man kann sagen, ernüchtert, daß ein verstiegener religiöser Prophetismus sie nicht mehr verwirrt und fortreißt. In Rußland aber dürften jetzt Erscheinungen, wie wir sie aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bei uns kennen, Wiedertäufer, Zungenredner und Schwärmer, die das Tausendjährige Reich aufrichten wollen, in die Erscheinung treten. In der orthodoxen Kirche selbst ist die Forderung erhoben worden, von der Herrschaft des Staates befreit zu werden und sich wieder selbst zu regieren. Man mache sich aber klar, was Selbstregierung heißt in einer Kirche, deren höchstes Gesetz die heilige, väterliche Autorität der Bischöfe ist. Der Zar, der dieser Kirche die Selbstregierung gibt, schafft damit neben sich eine Autorität, die viel stärker ist als seine eigene, und wiederum, da ein sehr großer Teil des Volks die Autorität der Bischöfe und ihres Hauptes, des Patriarchen, nicht anerkennen würde, so würde die Verfelsständigung der Kirche erst recht ihre Auflösung bedeuten. Mag man zu einer Art Mittelweg kommen und der Kirche, wie in Preußen und England, eine gewisse beschränkte Selbständigkeit verleihen, so ist damit nicht gesagt, daß nunmehr auch in Rußland sich ähnliche kirchliche Zustände einstellen würden wie bei uns oder in England. Griechisch-orthodoxe Religion ist etwas anderes als Protestantismus. Die moderne Bildung ist auf dem Boden des Protestantismus erwachsen und steht in engster Beziehung und fortwährender Wechselwirkung zu ihm, die russisch-orthodoxe Kirche aber ist vom Standpunkt des gebildeten Russen im besten Falle eine taube Muß, wenn nicht gar ein abscheuliches, narkotisches Gift. Neben ihrer sozusagen ästhetischen Eigenschaft, des in grauer Vorzeit geschaffenen, ehrwürdigen Kultus, war es vor allem die Identifizierung mit dem russischen National-Gedanken, die dieser Kirche ihre Kraft und ihr Leben gab. Diese Identifizierung ist jetzt aufgehoben. Die russisch-orthodoxe Kirche ist nur noch eine Religions-Gemeinschaft in Rußland neben vielen anderen. Ihre Macht, ihre Herrschaft über die Geister, das heißt über die Geister der russischen Masse, muß jetzt reizend heruntergehen, alle anderen Religionsgemeinschaften aber, ohnehin schon jetzt fast ein Drittel der Untertanenschaft umfassend, werden zu Mächten emporsteigen, die durch keine Gewalt mehr in die bisherige Knechtschaft heruntergedrückt werden können und die Bildung eines neuen Rußland erzwingen werden. Der Zar wird jetzt nicht mehr umhin können, wirklich zu konstitutionellen Formen westeuropäischer Art überzugehen; sind aber erst parlamentarische Organe irgendwelcher Gestalt vorhanden, so erwachen alle die schreienden Gegensätze, die bisher in dem Riesenreich durch die brutale Gewalt zusammen- und niedergehalten waren, zum Leben. Nicht bloß mit dem

Absolutismus, sondern auch mit dem Moskowitismus, der grausamen Unterdrückung und Russifizierung der zahllosen unterworfenen fremden Nationalitäten ist es zu Ende. Die Zustände, die wir in Oesterreich-Ungarn seit dreißig Jahren vor Augen haben, werden als ein harmloses fröhliches Gesellschaftsspiel erscheinen, im Vergleich zu den Szenen, die uns das zukünftige parlamentarische Rußland darbieten wird. Schon jetzt ist ja in Warschau wie am Kaspi und am Kaukasus der offene Bürgerkrieg, die gegenseitige Schlächtereier verschiedener Volksklassen, Volksstämme oder Konfessionen in vollem Gange. Was wird aus der russischen Armee und Flotte werden, wenn sie von parlamentarischen Bewilligungen abhängig gemacht sein wird? Was aus den russischen Finanzen, aus den Zinszahlungen ans Ausland? Was aus der russischen Großmachtstellung?

Die heutige revolutionäre Bewegung in Rußland, die mit ihren unausgesetzten Attentaten und Emeuten den terroristischen Druck auf die Regierung ausübt, wird wesentlich von sozialistisch gesinnten Gesellschaften, Verschmörzern und Arbeitermassen getragen. Die höheren, liberal gesinnten Volksklassen lassen sich diese Bewegung gefallen und billigen sie sogar, weil sie hoffen, dadurch die Regierung so weit einzuschüchtern, daß sie schließlich die liberalen Grundforderungen bewilligt. In dem Augenblick aber, wo diese Forderungen bewilligt sind, wird die bisher vereinigte Opposition sich spalten. In einem recht gut geschriebenen Büchlein des ehemaligen russischen Professors von Neusner*) lese ich am Schluß folgende grotesk-naive Sätze: „Das russische Volk wird sich nicht mit einer bürgerlichen Revolution nach dem alten Muster begnügen; es wird in seinem Staate um die Verkörperung der sozialen Ideale besorgt sein, die uns von den westeuropäischen Brüdern überliefert sind! Wir werden versuchen, die Ideen der Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit nicht nur auf dem Gebiete des Rechts, sondern auch im sozialen Leben der Massen einzuführen! Wir wollen nicht nur Westeuropa einholen, sondern ihm vorausseilen!“ Herr von Neusner und Genossen stellen sich vor, daß nicht nur die Industriearbeiter, sondern auch die Bauern die Träger des russischen sozialistischen Zukunftsstaates sein werden, weil die Bauern ja ohnehin schon oder noch im Agrar-Kommunismus leben. Mächtige Kenner der russischen Landwirtschaft finden gerade in diesem bäuerlichen Agrar-Kommunismus den eigentlichen Sitz des russischen wirtschaftlichen Elends, das unüberwindliche Hindernis für den Fortschritt, die Grundursache der

*) Professor M. v. Neusner: Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit. Nr. 2, 20. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. Ähnlich wie das Neusner'sche Buch, aber historisch breiter angelegt mit mehr Material ist das Buch „Das revolutionäre Rußland“. Eine Schilderung des Ursprungs und der Entwicklung der revolutionären Bewegung in Rußland von Konni Ziliacus. Autorisierte und im Auftrage des Verfassers veranstaltete Uebersetzung aus dem Schwedischen von Friedrich v. Känel. Frankfurt a. M. Rütten u. Löning. 390 S. 5 Mk., geb. 6,50 Mk. Beide Bücher sind vom Standpunkt des freiheitlich-revolutionären Optimismus geschrieben, Neusner sozialistisch, Ziliacus finnländisch gerichtet.

bäuerlichen Armut und der periodischen Hungersnöte. Man stelle sich die Kämpfe im zukünftigen russischen Parlament vor, wenn diese Anschauungen miteinander ringen, wenn die sozialistischen Terroristen, die den Anspruch erheben, durch ihre Märtyrer die Verfassung erzwungen zu haben, nunmehr sich von den mit der Regierung vereinigten Liberalen wieder zu Ruhe und Ordnung verweisen lassen sollen.

Dennoch gibt es kein Zurück mehr. Auch die „Kreuz-Zeitung“ brachte jüngst einen vortrefflichen Leitartikel, in dem sie der russischen Regierung ans Herz legte, als letztes Rettungsmittel die Verfassung einzuführen, damit sie mit der Intelligenz und den bürgerlichen Klassen zusammen den Terrorismus und Sozialismus niederkämpfen könne. Der Gedanke ist zweifellos richtig und macht der Unbefangenheit des Urteils der „Kreuz-Zeitung“ alle Ehre. Aber Rußland und liberale Institutionen sind und bleiben trotzdem ein unausgleichbarer Widerspruch. Wer dem Zaren rät, jetzt eine konstitutionelle Verfassung einzuführen, rät ihm richtig, aber nicht in dem Sinne, als ob Rußland damit in eine Periode friedlicher Fortentwicklung übergeführt werden würde, sondern nur in dem Sinne, daß die heutigen Kämpfe in andre Formen und andre Konstellationen umgesezt werden.

* * *

Das Berggesetz und die Parteien.

Mit dem Berggesetz, wie es das Abgeordnetenhaus jetzt angenommen hat und das Herrenhaus es schließlich auch gutheißen wird, hat das Ministerium Bülow einen neuen, sehr schönen und anerkennenswerten Erfolg errungen. Das Gesetz ist so gut wie ein solches Gesetz nur sein kann. Die Veränderungen, die das Abgeordnetenhaus an dem ursprünglichen Entwurf der Regierung vorgenommen hat, bedeuten nirgends wesentliche Abschwächungen oder Aenderungen im Grundgedanken und können in einigen Stücken auch als Verbesserungen bezeichnet werden. Der gräßliche Wechselbalg, den die Kommission des hohen Hauses zunächst aus dem Entwurf gemacht, hat auf den ruhigen, bestimmten Widerspruch der Regierung hin einfach zurückgenommen werden müssen, und durch Modifikationen ganz in der Richtung, wie wir sie bereits in unserem vorigen Heft bezeichnet haben, ist ein Gesetz zu stande gekommen, das sicherlich gut funktionieren und der Förderung des sozialen Friedens dienen wird.

Der Arbeitstag ist zwar nicht gesetzlich festgelegt, wie die Regierung vorgeschlagen hatte, aber solche starre Festlegung durch Gesetz hat tatsächlich große Bedenken und die Vorsorge, die nunmehr getroffen ist, auf dem Verwaltungswege mit einem Gesundheits-Beirat die übermäßigen Arbeitszeiten zu unterdrücken, wird ebenso wirksam sein und sich besser der Mannigfaltigkeit der praktischen Verhältnisse anpassen.

Der Hauptpunkt ist die Organisation der Arbeiter-Ausschüsse. Die öffentliche Wahl und das Verbot jeder politischen Tätigkeit für die Mit-

glieder, wodurch die Scharfmacher-Partei die Ausschüsse zu bloßen Figuranten herabzudrücken hoffte, sind gestrichen worden; geblieben ist nur die prinzipielle Verpflichtung der Ausschüsse, auf gutes Einvernehmen zu wirken und die Möglichkeit, sie aufzulösen und äußersten Falls auf ein Jahr zu suspendieren. Gegen diese Bestimmung kann auch der entschiedenste Freund moderner Sozialpolitik nichts einwenden. Die Instanz, die über die Auflösung oder Suspension entscheidet, ist das Oberbergamt, also die Regierung. Die Einfügung des Bezirks-Ausschusses als Berufungs-Instanz ist wohl gedacht als Reserve-Recht des großindustriellen Einflusses, hat aber praktisch wenig zu bedeuten. In Wahrheit ist durch das Verwarnungs- und Auflösungs-Recht des Oberbergamts die Regierung als ein mittelbares Schiedsrichteramt in den Arbeiter-Streitigkeiten eingesetzt worden. Irgend ein Gerichtshof, der formell Lohn- und sonstige Zwistigkeiten entscheiden könnte, läßt sich bekanntlich nicht konstruieren, da die Maßstäbe für das, was billig ist, sehr unsicher sind und schließlich die Exekutive für den Schiedspruch fehlt, wenn eine Partei sich nicht fügen will, entweder die Arbeiter weiter streiken oder die Unternehmer nicht arbeiten lassen. Zudem nun die Arbeiter ihre gesetzliche Vertretung zu wählen haben, die Regierung aber das Recht hat, diese gesetzlichen Vertretungen zu verwarnen, aufzulösen und zu suspendieren, kann sie bei jedem Konflikt einen sehr starken Druck ausüben auf die Partei, die nach ihrer Ansicht Unbilliges tut oder fordert: geht sie vor gegen die Ausschüsse, so werden die Arbeiter etwaigen Kampf noch fortzusetzen, kaum die Kraft finden; greift die Regierung aber nicht ein, so ist das das Zeichen, daß die Arbeiter im Recht oder zum wenigsten nicht im Unrecht sind, und das wird für die Arbeitgeber das Signal sein, daß es besser ist, ein Stück entgegenzukommen. Der Zweck, daß die Ausschüsse geeignet sein sollen, alle und jede Beschwerden, Forderungen und Wünsche der Arbeiter mit den Arbeitgebern ordnungsmäßig zu verhandeln, wird also erreicht, die Gefahr aber, daß die Organisation demagogisch gemißbraucht werde, wird vermieden werden.

Keineswegs wird damit jeder Streik unmöglich gemacht. Diese Möglichkeit muß bleiben, um der ungeheuren Macht der großen Unternehmer irgend eine Schranke zu setzen. Wäre nicht die Möglichkeit der Antwort mit dem Streik, so könnte ja der Unternehmer jede Tätigkeit seines Arbeiter-Ausschusses durch Entlassung der Mitglieder aus der Arbeit kurzerhand abschneiden. Wer weiß, ob nicht solche Versuche gemacht und dadurch die Ausschüsse zunächst zu Gegenständen neuer Konflikte werden. Aber mit der Zeit werden die Unternehmer sehen, daß mit Gewalt solche Einrichtungen, hinter denen die öffentliche Meinung und das Gesetz steht, nicht mehr zu unterdrücken und auszurotten sind, und daß sie schließlich selbst am besten fahren, wenn sie sich auf regelmäßige, geordnete Verhandlungen einlassen.

Die Zahl der Großindustriellen, die nach dem Muster des unvergeßlichen Richard Höfcke und des trefflichen Heinrich Freese sich mit ihren

Arbeitern zu verständigen wissen, ist zwar in sehr langsamem, aber doch im Wachsen, und der Erfolg der Bergmanns-Ausschüsse wird, wie ich nicht zweifle, sehr wesentlich dazu beitragen, daß auch in weiteren Kreisen der Arbeitgeber die sozialpolitische Einsicht endlich aufleuchtet.

Nicht weniger wichtig als das Gesetz selbst ist die Art, wie es zu stande gekommen ist. Die konservative Fraktion hat sich bis zuletzt starr ablehnend verhalten. Einer ihrer Redner, der Abgeordnete von Brandenstein, bis vor kurzem Regierungs-Präsident in Hannover und im Jahre 1888 als persönlicher vortragender Rat dem Prinzen Wilhelm beigegeben, fand die Wurzel der Sozialdemokratie in der Faulheit unserer Arbeiterschaft. Herr von Kröcher erklärte vor einiger Zeit, wie man sich erinnern wird, daß die Sozialdemokratie nur Objekt, aber nicht Subjekt der Gesetzgebung sein dürfte. In Hamburg und Lübeck sind Politiker ähnlicher Gesinnung eben dabei, die Arbeiter nach sächsischem Muster ihres Wahlrechts zu berauben. Stellen wir uns vor, daß diese Politik wirklich einmal im Deutschen Reiche zur Herrschaft gelangte, was würde die Folge sein? Die Antwort liegt auf der Hand: Wir würden in Zustände geraten, wie wir sie jetzt in Rußland vor Augen haben. Gewiß ist es möglich, auch eine reine Repressions-Politik recht lange Zeit mit Erfolg durchzuführen. Aber schließlich kommt doch der Augenblick, wo ein Nikolaus II. büßen muß, was Nikolaus I. gesündigt hat. Wie haben die preußischen Konservativen ihrer Zeit den ersten Zaren dieses Namens als den Hort und Retter Europas gepriesen und vergöttert — heute sehen wir, daß das anscheinend unerschütterliche System zusammenbricht. Wer bewahrt uns davor, wer gibt uns Sicherheit, daß in Deutschland nicht auch einmal die Anschauungen der Herren von Brandenstein und von Kröcher, des Hamburgischen Senates und der sächsischen Regierung zur Herrschaft gelangen? Die Liberalen? Sie sind teils ohnmächtig, teils würden sie sogar mitmachen. Gesehen wir uns die Wahrheit, in der Politik kommt alles darauf an, das was wirklich ist, auch wirklich zu sehen: die Partei, die uns heute vor Reaktion und Revolution rettet, ist das Zentrum. Es ist in hohem Maße anzuerkennen, daß die Nationalliberalen und die Freikonservativen, die noch in den Kommissionsberatungen an Scharfmacherei nicht zu überbieten waren, schließlich so viel politische Klugheit und politische Selbstüberwindung gehabt haben, den Kompromiß mit dem Zentrum und der Regierung zu finden. Das Gesetz ist dadurch sogar verbessert worden; im besonderen möchte ich das Verdienst des viel angefochtenen Abgeordneten Freiherrn von Zedlitz hervorheben, dem hier wie in der Lösung der Kanalfrage die Geschichtschreibung einmal den Dank abzutragen haben wird, den ihm die öffentliche Meinung der Gegenwart neidisch versagt. Aber es ist klar, daß ohne die sozialpolitische Einsicht und Festigkeit des Zentrums die Freikonservativen und Nationalliberalen nimmermehr soweit entgegengekommen wären, wie sie es tatsächlich getan haben. Der letzte Grund aber ist in der Furcht vor dem Reichstag zu

suchen: auch dieses Gesetz, das das Drei-Klassen-Parlament gemacht hat, verdanken wir doch schließlich dem allgemeinen, gleichen, geheimen Stimmrecht.

Bei aller Zufriedenheit mit dem Ergebnis kann uns dieser Werdegang unserer inneren Politik doch nur mit tiefem Mißmut erfüllen. Wem ist moralisch diese ganze Gesetzgebungs-Aktion zu gute gekommen? Auf der einen Seite der Sozialdemokratie, der die wilde Scharfmacherei immer neuen Agitationsstoff bietet, auf der andern dem Zentrum. Es wäre doch nicht so schwer gewesen, wenn in der Einsicht, daß die Regierung durch ihr Versprechen gebunden, auf jeden Fall ihren Entwurf durchsetzen müsse, die Konservativen von vornherein mit den Nationalliberalen zusammen das Werk in die Hand genommen und ihrerseits durchgeführt hätten. Der Fehler wird sich schwer an der Zukunft der Konservativen rächen.

Unter Bismarckscher Zucht und Führern wie Rauchhaupt und Hellborn hat die konservative Partei einst in schönster Weise die konservative Weltanschauung verbunden mit aufklärter, fruchtbarer legislativischer Arbeit. Die letzten Wochen haben uns ein Buch gebracht, das die wertvollsten Einblicke gewährt, wie dieser gute Geist in der Partei durch den bösen in ihr niedergelämpft und die Partei fast ganz zu einer Vertreterin materieller Interessen und ideenloser Gewalt herabgedrückt ist. Ich meine, die Publikation aus den Papieren des Freiherrn v. Hammerstein, die zwar den Wissenden nichts eigentlich neues gesagt hat, aber doch eine höchst interessante historische Reminiszenz bildet.*) Der Hauptpunkt ist, daß 1894 der positive Plan eines Staatsstreiches fertig gewesen ist, was keinem Zweifel unterliegt, wenn schon Graf Eulenburg erklärt hat, daß er für seine Person nicht beteiligt gewesen sei. Ueberlegen wir das jetzige Verhalten der Konservativen bei der Beratung des Vergesetzes, so ist es klar, daß noch heute derselbe Geist bei ihnen herrscht: denn wer eine so ungeheure Bewegung, wie die in der heutigen Arbeiterwelt, nicht mit positivem Entgegenkommen behandeln will, der kann, wenn er überhaupt etwas denkt, nur an Gewalt denken. Eine solche konservative Staatsstreichpartei ist für Deutschland das gefährlichste, was es gibt, gefährlicher als die Sozialdemokratie selbst, viel gefährlicher als der Ultramontanismus, dessen Scheiterhaufen doch erst in einer unabsehbaren Zukunft drohen.

In Wahrheit steht es nun nicht ganz so schlimm. Nicht bloße soziale Verstocktheit, sondern auch irgend welche schiefe taktische Erwägungen werden die Partei zu ihrer verkehrten Haltung in der vorliegenden Frage bewogen haben.

Die Gefahr aber, daß von dieser Seite doch noch einmal wieder der „Ruffenkurs“ anempfohlen wird, bleibt, und es ist deshalb nötig, immer wieder warnend darauf hinzuweisen.

28. 5. 05.

D.

*) Wilhelm Freiherr von Hammerstein. 1881 bis 1895 Chefredakteur der Kreuz-Zeitung. Auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen von Hans Leuß. Berlin, Hermann Walther. 155 S. 3 M.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Schonbach, Anton E.** — Ueber Lesen und Bildung. 7. Auflage. Graz, Leusner & Lubensky.
- v. Schubert, Hans.** — Kurze Geschichte der christlichen Liebestätigkeit. 75 Pf. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.
- Seeger, Adolf.** — Das Faustbuch von 1587. (Jahresbericht des Königlichen Viktoria-Gymnasium zu Burg. XLI.) Burg, A. Hopfer.
- Spielmann, Dr. C.** — Arier und Mongolen. Weckruf an die europäischen Kontinentalen unter historischer und politischer Beleuchtung der gelben Gefahr. M. 3,20. Halle a. S., Hermann Gessenus.
- Stoll, Dr. Hans.** — Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. Leipzig, Verlag des Reichs-Medizinal-Anzeigers.
- Stutz, Dr. Ulrich.** — Kirchenrechtliche Abhandlungen. 18. und 19. Heft: Kirchenrechtliche und kulturgeschichtliche Denkmäler Altrosslands nebst Geschichte des russischen Kirchenrechts. M. 15. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- v. Tilling, Wilhelm.** — Russisches Zarentum und Deutsches Kaisertum. Eine vergleichende Betrachtung. 50 Pf. Cassel, Georg Dufayel.
- Thüme-Archiv.** — Organ für exakte Wirtschaftsordnung, herausgegeben von Dr. Richard Ehrenberg. Band I, Heft 3. Jena, Gustav Fischer.
- Tovote, Helas.** — Klein Inge. M. 2. Berlin, F. Fontane & Co.
- Weber, Dr. Heinrich.** — Zu Bismarcks Gedächtnis. Festrede gehalten beim Posener Bismarck-Kommers am 1. April 1906. 18 S. Posen, W. Decker & Co.
- Weise, O.** — Musterstücke deutscher Prosa. 2. Aufl. Geb. M. 1,60. Leipzig, B. G. Teubner.
- v. Winterfeld, Paul.** Gedichte. M. 1,50. München, C. H. Beck.
- Wohnungsfrage und Volkswahl.** M. 0,80. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur,** herausgegeben von Edward Schroeder und Gustav Roethe. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
- Ziegler, Dr. Theobald.** — Schiller. Mit dem Schillerbildnis Kugelgens. („Aus Natur und Geisteswelt“. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 74. Bändchen.) Geh. M. 1, geschmackvoll geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Bartels, Adolf.** — Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift. 60 Pf. Weimar, Hermann Böhlau Nachf.
- Barth, Dr. Theodor.** — Was ist Liberalismus? Eine Gegenwartsfrage! 40 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“.
- Berolsheimer, Dr. Fritz.** — System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie II. Brosch. M. 13, geb. M. 15. München, C. H. Beck.
- Beta, Ottomar.** — Die andere Ehe als Quelle seelischer und sozialer Erkenntnis. M. 4. Rudolstadt, Karl Keil.
- Büchner, Wilhelm.** — Goethes Faust am Hofe des Kaisers. 15 S. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Neuen Gymnasiums zu Darmstadt. Ostern 1905. Darmstadt, G. Otto.
- Cohns, Dr. Hjalmar.** — Zwei Förderer des Hexenwahns und ihre Ehrenrettung durch die ultramontane Wissenschaft. 62 S. Stuttgart, Strocker & Schröder.
- Deutsche Arbeit.** Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang IV. Heft VIII. Prag, Karl Bellmann.
- Deutsche Kolonial-Reform.** Zweiter Teil von „Staatsstreich oder Reformen“. Zweites Buch. Verfasst von einem Ausland-Deutschen. M. 3. Zürich, Zürcher & Furrer.
- Deutscher Universitätskalender,** begründet von Professor Dr. F. Ascherson, herausgegeben von Dr. Scheffer und Dr. Zieler. 67. Ausgabe, Sommersemester 1905. I. Teil. Deutsche Ausgabe M. 1,50. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
- Dillberg, Franz.** — König Schrei. Drama in fünf Aufzügen. M. 2. München und Leipzig, R. Piper & Co.
- Ewald, Dr. Oskar.** — Richard Avenarius als Begründer des Empirio-kritizismus. Eine erkenntnis-kritische Untersuchung über das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Fahlbeck, Pontus.** — Constitution Suédoise et le parlementarisme moderne. Francs 3,50. Paris, Alphonse Picard et Fils.
- Fichte, J. Gottlieb.** — Evangelium der Freiheit. Herausgegeben und eingeleitet von Max Riess. Brosch. M. 3, geb. M. 4. (Erzieher zu deutscher Bildung III.) Jena, Eugen Diederichs.
- Finster, Dr. Curt.** — Die Deutsche Reichspost im Dienste der Artenerhaltung. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.
- Fischer, Wilhelm.** — Königin Hekabe. Tragödie in fünf Akten. München & Leipzig, Georg Müller.
- Fischer, Aktenstücke** zur Angelegenheit des Pfarrers D. M. Fischer an der Markusgemeinde in Berlin, herausgegeben vom Vorstände des Deutschen Protestanten-Vereins. M. 1. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.
- Fleischmann, Dr. Max.** — Völkerrechtsquellen, in Auswahl herausgegeben. 380 S. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.
- Friedensburg, Walter.** — Die ersten Jesuiten in Deutschland. (Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. No. 41.) Halle a. S., Rudolf Haupt.
- Fuchs, Georg.** — Tragoedien. Manfred-Hyperion. München und Leipzig, Georg Müller.
- v. Glasenapp, Gregor.** — „Das Zauberpfand“. Ein sibirisches Märchen in Versen, nach dem Russischen von Peter Jerschow. Zweite Ausgabe. Preis M. —,75. Dresden, E. Pierson.
- Golovkine, le Comte Féodor.** La Cour et le Règne de Paul Ier. Portraits, Souvenirs et Anecdotes. Avec introduction et notes. Par S. Bonnet. 7 fr. 50. Paris, Librairie Plon-Nourrit et Cie. 8, rue Garancière.
- Harnack, Adolf.** — Militia Christi. Die christliche Religion und Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Geh. M. 2, geb. M. 2,80. Tübingen, J. C. B. Mohr.

- Hermann, Max.** — Der Zug des Todes. München, Georg Müller.
- Hoeniger, Robert.** — Die Kontinentalsperre und ihre Wirkungen auf Deutschland. Vortrag gehalten in der volkswirtschaftlichen Gesellschaft am 2. Dezember 1904. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Heft 211.) 32 S. Berlin, Leonhard Simion Nf.
- Jahresbericht der Handelskammer zu Chemnitz 1904.** I. Teil. Chemnitz, in Kommission bei Eduard Fockes Buchh.
- Jahresbericht des Statistischen Amtes der Stadt Düsseldorf für 1904.** Ergänzungsheft zu den statistischen Monatsberichten der Stadt Düsseldorf. Düsseldorf, L. Voss & Cie.
- Kilian, Eugen.** — Dramaturgische Blätter. München und Leipzig, Georg Müller.
- Krause, Max Hehr.** — Neuliberale Zukunft, liberale Einheit. M. 1.25. Stuttgart, Nationaler Verlag Carl Etzold.
- Krischnas Weltengang.** Ein indischer Mythos. Uebersetzt von A. Paul. München R. Piper & Co.
- Kühnemann, Eugen.** — Schiller. (Geb. M. 6,50). München, C. H. Beck.
- Kullberg, Emil Frithjof.** — Springtanz. Roman aus dem nordischen Bauernleben. Geb. M. 5. Hamburg, Alfred Janssen.
- Leuss, Hans.** — Wilhelm Freiherr v. Hammerstein; 1881- 1895 Chefredakteur der Kreuzzeitung. Auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen. Brosch. M. 3. Berlin, Hermann Waltherr.
- v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen.** XXXI. Jahrg. 1904. Unter Mitwirkung zahlreicher Offiziere herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D. M. 11,50, geb. M. 13. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Marine-Rundschau.** 16. Jahrg., 5. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Mayer, Dr. Clemens.** — Auslands-Handelskammern. Bericht an die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin. 78 S. Berlin, Georg Reimer.
- v. Meyseburg, Malwida.** — Himmlische und irdische Liebe. Berlin, Schuster & Loeffler.
- „** — Eine Reise nach Ostende (1849). Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.
- Obst, Georg.** — Das Buch des Kaufmanns. Ein Hand- und Lehrbuch der gesamten Handelswissenschaften für Kaufleute, Industrielle, Gewerbetreibende, Juristen, Beamte und Studierende. Unter Mitwirkung zahlreicher Autoritäten der Wissenschaft und Praxis herausgegeben von Georg Obst, 7 Lief. zu je 10 Bogen, Lexikon 8°, 4 M. 2,20. Leipzig, Carl Ernst Poeschel.
- Petersen, Dr. Julius.** — Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. M. 5. München, J. F. Lehmann.
- Pfleiderer, Otto.** — Die Entstehung des Christentums. M. 4. München, J. F. Lehmann.
- Pfichler, Adolf.** — Gesammelte Werke Bd. 1. Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit. Geh. M. 5, geb. M. 6. München und Leipzig, Georg Müller.
- Profefahrten.** Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster. Band 5 (Niemann). M. 3,60. Leipzig, R. Voigtlander Verlag.
- Reichs-Arbeitsblatt.** Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Dritter Jahrgang, No. 5. Berlin, Carl Heymann.
- René, Carl.** — Kamerun und die Deutsche Tsadsec-Eisenbahn. Mit 37 Textbildern, 22 Tafeln und 3 Karten. M. 6,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Rieks, Dr.** — Römische Vorstände des Bonifatiusvereins und Bischof Strossmayer. M. —, 20. Zeitz. C. Brendel.
- Roloff, Gustav.** — Schulthess' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. Zwanzigster Jahrgang 1904. (Der ganzen Reihe XLV. Band.) München, C. H. Beck.
- Schiller.** — Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Zwei Bände. Mit Einführung von Houston Stewart Chamberlain. Brosch. M. 6, geb. M. 9. Jena, Eugen Diederichs.
- Schiller** und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Brosch. M. 3, geb. M. 4,50. Jena, Eugen Diederichs.
- Schillers sämtliche Werke.** Säkular-Ausgabe 3. und 16. Band. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Schloss, Karl.** — Gedichte. M. 2. München und Leipzig, R. Piper & Co.
- Schmoller, Gustav.** — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 29. Jahrg., 2. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot.
- v. Scholz, Wilhelm.** — Der Jude von Konstanz. Tragödie. München und Leipzig, Georg Müller.
- Schönbach, Dr. Anton E.** — Rede auf Schiller. Gehalten am 9. Mai 1905 in der Aula der k. k. Karl-Französischen-Universität Graz. M. 0,80. Graz, Leuschner & Lubensky.
- Schüller, Dr. Richard.** — Schutz Zoll und Freihandel. Die Voraussetzungen und Grenzen ihrer Berechtigung. 304 S. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freitag.
- Schultze-Naumburg, Paul.** — Die Entstellung unseres Landes. Mit 71 Abbildungen. (Aus den Flugchriften des Bundes Heimatschutz.) 80 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
- Seidenstücker, Karl B.** — Der Buddhist. Deutsche Monatsschrift für Buddhismus. 1. Jahrgang. No. 1 und 2. Leipzig, Buddhistischer Verlag.
- v. Sosnosky, Theodor.** — Das sechste Gebot. Ein Roman aus Oesterreich. Brosch. M. 2, geb. M. 3. Berlin, Richard Eckstein Nachf.
- Spahn, Martin.** — Leo XIII. 248 S. München, Kirchheimische Verlagsbuchhandlung.
- Spranger, Eduard.** — Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Eine erkenntnistheoretisch-psychologische Untersuchung. M. 3. Berlin, Reuther & Reichard.
- Stern, L. Willam.** — Helen Keller. Die Entwicklung und Erziehung einer Taubstummblinden. M. 1,80. Berlin, Reuther & Reichard.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.

Prenkische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

Seite

Dr. jur. Hugo Meyerhoff, Professor, Flensburg: D. Coblenz Von Quisite, Politik und Seele	107
Dr. jur. Gustav Böder, Rechtsanwalt in Magdeburg: Wahren, falsche Reform des bürgerlichen Strafrechts I	121
Dr. Arnold Buche, Regierungs- und Schulrat in Hildesheim: Die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung	147
Dr. Paul Schubring, Berlin: Die „Verständigung“ in der romanischen Kunst	158
Karl von Sauer, Dresden: Menzel und Meunier	160
Dr. Friedrich Meusel, Berlin: ✓ Friedrich der Große als historisch-politischer Schriftsteller	162

Notizen und Besprechungen.

Kritik. Dr. Ferd. Jakob Schmidt, Charlottenburg: W. Wommsel:
Tod Kunstner als Organismus. (S. 520.)

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 5 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stille
1905.

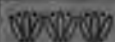
Waldichte. Dr. Gusti Daniels. Berlin: Bismarcks Gedächtnis mit drei Künsten.
Friedrich v. Schlegel. (S. 128.) — Der Leug. Wagnersche Beiträge zur
Sage (S. 534.)

Literatur. Wilhelm Halla. Professor in Gießenberg; Die Jubiläum-Kulturnote von
Gieschen Berlen. (S. 536.) — H. Becker. Jüdend. i. d. N. Zittau. Studien.
(S. 544.) — Marie Lehmann. Gedichtmal: P. Lauenhans Gedichte. (S. 545.) —
H. Kuland. Remden von Godesberg. (S. 547.) — W. Schmidt. Der Logenbau.
(S. 547.) — Spiegel neudischer Dichtung. (S. 547.) — W. von. Kees. Mädel.
(S. 548.) — H. Gide. Der Jümmalst. (S. 549.) — G. Weyditz. Frau von
Königsberg. (S. 550.)

Shakespeare-Literatur. I. Professor Dr. Hermann Gunkel, Groß-Münsterstr. 11. Bonn.
Der anfängliche Stil. (S. 471.) — W. J. Solz. William Shakespeare. (S. 472.)

Politische Korrespondenz.

Der Krieg. Ein Bestätigung der Heiligensprüche in Russland. (S. 268.)
Das Berggelen und die Parteien. (S. 305.)



Verlag von Georg Stilke, Berlin—Hamburg.



„Bunte Briefe aus Amerika“

Eugen Zabel.

Geheftet 3 Mark. 18 Bogen. Gebunden 4 Mark.

Als besonders interessant ist aus dem reichen Inhalt des Werkes hervorzuheben:

„An Bord Kaiser Wilhelm II.“

„Amerikanische Wolkenkratzer.“

„New Yorker Hotels.“

„Beim Präsidenten der Vereinigten Staaten.“

„Die Weltausstellung in St. Louis in zwölf Kapiteln.“

„Feine in Amerika.“

„Deutsch-Amerikanertum.“



Durch jede Buchhandlung zu beziehen.





H. Meyen & Co.
Silberwaaren-Fabrik
Sebastian-Str. 20
Berlin S.

◦ ◦ Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. ◦ ◦

Register zu den
Preussischen Jahrbüchern

Band 71 bis 100 (Januar 1893 bis Juni 1900)

3 Bogen (im Format der Preussischen Jahrbücher) broch.

Mark 1.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verbandstoff-Fabrik M. Pech, = BERLIN W. 35 =
 Karisbadstrasse 15.

14 Geschäfte. — Offerirt direkt. — 14 Geschäfte.

Sämmtliche Artikel zur Krankenpflege.

1a Verbandwatte 1 Kilogr. Mk. 1,75, 500 gr Mk. 0,90, 250 gr Mk. 0,50.

Maximal-Fieber-Thermometer in Nickelhülse Mk. 0,75.

Irrigatoren complett mit Schlauch und Ansatz Mk. 0,75.

Gesundheitsbinden für Damen per Dtz. Mk. 0,50, bei 10 Dtz. 1 Gürtel gratis.

Kinder-Wannen

Kinder-Wagen

Kinder-Bettstellen

Kinder-Stühle

Kinder-Waschtische
etc. etc.



Baby-Waagen

leihweise

ersten Monat Mk. 2.—,
für folgende Monate je
Mk. 1.50.

Baby-Wickelkommoden

Baby-Schränke

Puppen-Wagen

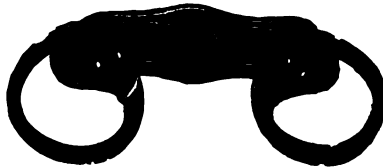
Parfümerien. Drogen. Seifen. Boroglycerin-Lanolin

Lessivol-Seife (Neuheit, sehr praktisch!)

zum Kaltwaschen der Wäsche ca. 1 Pfund Mk. 0,55.

$\frac{1}{6}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Tuben
0,15	0,25	0,50	0,85	

Elgene Werkstatt
für
orthopädische Apparate



Leibbinden.
Bruchbänder.

Gute Berliner Hypotheken
sind die beste und sicherste
Kapitalanlage

Die Hypotheken-Abteilung des unterzeichneten Bankhauses hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objecte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken
(speciell in Colonie Grunewald).

Die Hypotheken-Abteilung
des
Bankhauses Carl Neuburger,
Berlin W. 8, Französische Strasse No. 14.

Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten

aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Theodor Gomperz, Essays und Erinnerungen.

Geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—.

Robert von Mohl, Lebenserinnerungen 1799—1875.

Mit 13 Bildnissen. 2 Bände. Geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—.

Alberta von Puttkamer, Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsass-Lothringen unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max von Puttkamer herausgegeben.

Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Albrecht von Stosch, ^{General und Admiral,} Denkwürdigkeiten.

Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Ulrich von Stosch.
3. Auflage. Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Kataloge
postfrei

Ueberall
vertreten



das Ideal aller Radler.

Bad Reinerz

waldreicher klimatischer Höhenort — 568 m — Kohlen- saure alkalische Eisenquellen.
modernes Heilverfahren, **Bäder aller Art**, Inhalationen, Kaltwasser-, Milch- und Mollen-
kuren. Für **Krankheiten der Nerven-, Verdauungs-, Atmungs-, Harn- u. Geschlechts-Organ-**
owie **Rheumatische und Gichtleiden.** — **Theater, Künstler-Konzerte, Reunions, Spielplätze**
Kabnfahrt, Forellenfischerei zc. Bücher gratis.



Verlag von Georg Stilke, Berlin—Hamburg.

Den noch vorhandenen kleinen Rest des

≡≡≡ Amtlichen Kataloges ≡≡≡ der **Weltausstellung in St. Louis 1904**

≡ Deutsche Abteilung. ≡

Deutsche und englische Ausgabe
je ein Band à 37 Bogen Quart

ganz in Leder geb. **bisher à Mk. 5.—**
gebe ich jetzt mit **à Mk. 1.50** ab.

Der Katalog gereicht jeder Bibliothek zur Zierde, er gibt durch seine
leitenden Artikel ein anschauliches Bild der gewerblichen und künstlerischen
hältnisse Deutschlands und behält dauernden Wert.

————— **Durch jede Buchhandlung zu beziehen.** —————

S. Adam

BERLIN W., Leipzigerstr. 27—28.
HAMBURG, Neuer Wall 76—80.

**Feine Bekleidung
und Ausrüstung
aller Art:**

Für häusliche Zwecke, Gesell-
schaft, Jagd, Reise, Touristik,
Sport und Spiel.

**Knabenbekleidung,
Amtsroben u. Livréen**

Haupt-Katalog und Spezial-
Preis-Listen kostenfrei.



Verlag Georg Stilke in Berlin NW. 7.

In Turan und Armenien

auf den Pfaden russischer Weltpolitik.

von Paul Rohrbach.

Mit einer Uebersichtskarte des russischen Gebiets zwischen dem Schwarzen
Meer und dem Pamir.

29 Bogen 8° eleg. brosch. Mk. 3.—.

Das Finanzsystem Witte.

von Paul Rohrbach.

Sonderabdruck aus dem Juli- und August-Heft 1902 der „Preussischen
Jahrbücher“, mit einem Nachwort.

4¹/₂ Bogen gr. 8° Mk. 1.—.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Erinnerungen, Aufsätze und Reden

von

Hans Delbrück

Dritte Auflage.

40 Bogen Gross-Oktav, eleg. brosch. M. 5.—

in Leinwand gebunden M. 6.—

== Durch jede Buchhandlung zu beziehen. ==

OCT 4 1999

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 00486 1855



